Die Gesellschaft

Digitized by Google

.G4
v.7
pt.3-4

Digitized by Google

Oscar Linke.

Die Gesellschaft

Monatsschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.

Jahrgang 1891. Drittes Quartal.

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. K. Hofbuchhändler.

Oscar Linke.

Die Gesellschaft

Monatsschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.

Jahrgang 1891. Drittes Quartal.

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. B. Hofbuchhändler.

310132

AP30
.G4
v.7
pt.3-4

A.L.I. (German)

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Alberti, Conrad, Schmutz — Schmutz — Schmutz!	1044
Alten, H. von, Das schickt sich nicht	1248
Bernstein, Dr. S., Schech Abu Soliman	1084
Bierbaum, Otto Julius, Zum Kapitel „Sozialdemokratie und Moderne"	1246
Bliß, Paul, Mene tekel	1256
Conrad, M. G., Die Unfehlbaren	867
Aus dem Münchener Kunstleben	969, 1112, 1254
Preisausschreiben!	1003
Hochsommer-Politik	1157
Dichteralbum, Unser (mit Beiträgen von Engelbert Albrecht, Bruno Alexis, J. Bettelheim, O. J. Bierbaum, Carl Busse, Richard Dehmel, Gottfried Doehler, Felix Dörmann, Adam Heid, Karl Maria Heidt, Wolfgang Hercher, H. P. Hornung, Josef Kitir, Viktor von Kohlenegg, Julius Lichtenstein, Oskar Linke, Peter Merwin, Arthur Pfungst, Hermine von Preuschen, Carl Eugen Schmidt, A. von Sommerfeld, E. Thomas, Heinrich Ernst Wachler, D. H. Walach, Axel Winckler	893, 1056, 1193
Eichfeld, Rudolf, Rebekkas Laune	1220
Fuld, Ludwig, Das bürgerliche Gesetzbuch und die Sozialreform	1186
Hörth, Otto, Friedrich Stoltze	1104
Janitschek, Maria, Wiedergefunden	903
Intuens, Lichtmorgen am Deich	1203
Kniepf, Albert, Ökonomisch-politische Perspektiven	877
Kowalewski, Sonja, Die Familie Woronzoff	1028
Kröger, Timm, Wohin?	1064
Kunow, Ewald, Die Furcht in der Erziehung	932
Linke, Oskar, Die Zigeunerkönigin	1173
Der Seelenretter	1180
Ludwigs, G., Psychophilosophie	935, 1079
Merian, Hans, Frühlingssturm	904

Seite

Panizza, Oskar, Andreas Hofer 885
Rüttenauer, Benna, Anſelm Kyuaſt 1212
Sachers, Karl, Auf der Hochwildjagd 1048
Schlaf, Johannes, Moral, Kritik, Kunſt 1168
Schubring, Paul, Drei Monate Fabrikarbeiter 1163
Steger, Gottlieb, Dürke 943
Steiger, Edgar, Wilhelm Wundt 959
Troll-Barafthani, Irma van, Die Liebe in der zeitgenöſſiſchen deutſchen Litteratur 1004
Wallmar, Georg von, Sanja Kawalewski 1023
Windholz, J. L., Joſef Israels 1239
Winter, Alexander, Zur Erziehungsfrage 1101
Kritik 975, 1114, 1264

Dramen 981, 1267. — Engliſche Litteratur 988, 1124, 1270. — Erklärung 1288. — Franzöſiſche Litteratur 985, 1120, 1268. — Holländiſche Litteratur 1128. — Portugieſiſche Litteratur 991. — Preisausſchreiben 1288. — Provencaliſche Litteratur 993. — Rechts- und Staatswiſſenſchaftliches 1271. — Soziale Litteratur 994, 1275. — Spaniſche Litteratur 1127. — Lyrik 980, 1116, 1265. — Romane und Novellen 975, 1114, 1264. — Vermiſchtes 997, 1132, 1277.

Portraits:

Wilhelm Wundt.
Sanja Kowalewski.
Oskar Linke.

Digitized by Google

Die Unfehlbaren.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Nos, non nobis.

Einer der bekannteren sozialdemokratischen Publizisten jüngerer Ordnung hat uns die Ehre angethan, seine Arbeiter-Leser über unsere „Gesellschaft“ aufzuklären. Wir erscheinen dabei natürlich in einem wenig anmutenden Bilde. Unsere Mitarbeiter mußten sich's gefallen lassen, als „Klique der Gesellschaft“ eingepfercht zu werden und über unseren politischen Standpunkt wurde die wunderliche Fahne „freikonservativ“ aufgepflanzt. Man sieht, der Mann kennt uns ganz genau, erschreckend genau. Er ist seit sechs, sieben Jahren den Entwickelungsspuren unserer „Gesellschaft“ treulich gefolgt und hat sich alles exakt aufgeschrieben. Er urteilt mit einer überwältigenden Kompetenz. Da verfängt kein Einwand, kein Widerspruch mehr. Darf man von Kleinem auf Großes schließen, so hat unser Kritikus in den höchsten sozialen und kulturellen Fragen eine Sicherheit des Urteils, die ihm einen Ehrenplatz im Areopag der modernen führenden Geister über kurz oder lang verschaffen muß. Der Mann ist einer von den großen Unfehlbaren.

Um heutzutage überhaupt etwas zu sein, muß man wenigstens unfehlbar sein. Das ist die Voraussetzung von und zu allem, die Unfehlbarkeit. Der Papst in Rom hat mit seinem Infallibilitäts-Dogma, das er vor zwanzig Jahren mit so viel Müh' und Schweiß und Ach und Krach durchgebracht, sehr rasch Schule gemacht. Es wirkt heute geradezu spaßhaft,

wenn man sich die damalige Opposition gegen diese schöne und nützliche Lehre vergegenwärtigt. War das ein Kämpfen und Wüten allerorts, ein Protestieren und Sichverwahren gegen die angebliche Ungeheuerlichkeit der neuen Lehre! Und siehe da — die Ungeheuerlichkeit hat sich ganz glatt in die alte Ordnung der Dinge eingeschoben. Das Ungeheuerliche ist zum Alltäglichen geworden. Nicht der Papst allein, alle Welt ist heute unfehlbar. Papst und Welt haben sich nichts mehr vorzuwerfen, sie vertragen sich gegenseitig als Ebenbürtige zum Entzücken. Für das Papsttum hat dies freilich einen kleinen Nachteil: es hat dogmatisch keinen Vorsprung mehr. Es ist eingereiht in die Gewöhnlichkeit alles Irdischen. Es ist um das Monopol seiner Außerordentlichkeit gekommen. Ein Monopol, das Gemeingut geworden, hat sogar den historischen Nimbus aus jener Zeit, wo es eben noch ein echtes und gerechtes Monopol war, verloren. Seht einmal genau hin: keine Spur von überirdischem Glanz mehr über dem Papsttum! Der kleine Papst Windthorst in Deutschland wußte bekanntlich in seiner guten Zeit politische Situationen herbeizuführen, wo er die Zentrumskatholiken im Reichstag nach eigenem Gutbefinden marschieren ließ und zu dem großen Papst im Vatikan hinüberrief: Mit Verlaub, das versteh' ich besser, heiliger Vater, duck' Dich!

Alle Welt unfehlbar, nach dem Gesetz der Selbsteinschätzung, das jede Selbstunterschätzung verpönt, unfehlbar, von den senilsten Jubelgreisen, den bemoostesten Häuptern bis herab zu den krassesten Füchsen, unfehlbar in allen Angelegenheiten, welche von der Entwickelung der Politik, der Kunst, der Litteratur, der Wissenschaft, kurz der Kultur überhaupt zur Diskussion gestellt werden — das Ideal ist erreicht! Die alte Schlangen-Prophezeiung ist über alles Maß in Erfüllung gegangen: „Ihr werdet sein wie Gott und wissen was gut und böse ist". Man schlage das erste beste Tageblatt, die erste beste Fachzeitschrift auf, man höre den ersten besten Parteisprecher, den ersten besten Prediger oder Tafelredner — es ist einfach paradiesisch. Das apostolische Pfingstwunder ist die reinste Armseligkeit dagegen.

Der schöne Zustand hat nur ein Unangenehmes: Jeder ist unfehlbar auf seine Weise. Keine Gleichheit und Brüderlichkeit im Unfehlbaren, sondern schrankenlosester Kampf vom einen zum andern. Damit stehen wir vor dem Chaos im Unfehlbarkeitswahn, vor einer Befehdung und Auflösung und Zerstörung, wie sie die Welt noch nicht gesehen.

Die Losung heißt heute: Wer gegen mich ist, den zerschmettere ich, denn ich allein bin Herr im Lande. Damit springt die Katze wieder auf die alten Füße: Das Recht, also auch das Recht der unfehlbarsten Unfehlbarkeit, wohnt bei dem Mächtigsten. Und der Mächtigste zu sein über

allen, das ist des Unfehlbarkeitswahnes höchster Ehrgeiz, danach leckt er alle zehn Finger. Herrschen! Unumschränkt, nicht anarchisch, sondern innerhalb der Formen der alten Ordnung, vom Glanze des Historischen umflossen! Eine Art Feudal-Despot in pikanter moderner Tunke! Wie geheimer Feuerbrand kitzelt und züngelt diese Sehnsucht nach Macht durch alle Kanäle und Schichten des heutigen Volkes, unten angefangen beim kleinsten Streber, bis hinauf in die obersten Regionen. Ich! Ich! Ich! So wird alle Freiheit bedroht und eine unheilvolle Spannung sondergleichen hervorgerufen. Aber wer fragt noch nach der Freiheit des Andern? Es gilt also, die größte Summe von Machtmitteln zu sammeln, um die eigene Unfehlbarkeit über die der andern zu erhöhen.

Von brutalen Machtmitteln zunächst auf dem Kriegsschauplatze der auf die Materie schwörenden Welt: die größte Summe von Millionen in gemünztem oder Schein-Geld; die größte Summe von Spießen, Schwertern, Flinten und Kanonen allerneuester Technik mit den dazu gehörigen Menschenheeren; die größte Summe von Maschinen, Fabriken, allerlei Werkzeugen und den bedienenden Haufen von Lohnsklaven männlichen, weiblichen und kindlich-sächlichen Geschlechts; die größte Summe von Kirchen, Klöstern, Schulen, Vereinen, Bruderschaften, Pfründen und Stiftungen und dem blind ergebenen, gläubig-agitatorischen Menschenmaterial; die größte Summe von Zeitungen, Parteianhängern, Stimmvieh — — Dazu die Kreuzungen und Verbindungen der verschiedenen Machtkreise unter sich zur Herbeiführung stärkster Augenblickserfolge: Allianzen in der Politik, Kartelle zwischen den Parteien, Syndikate und Ringe in Produktion und Handel, um wirtschaftliche Despotien zur planmäßigen Plünderung auf die Beine zu bringen, und dergleichen unheimliche Herrlichkeiten mehr, von denen frühere Jahrhunderte wenig wußten.

Der Segensspruch darüber? Die sentimentalen politischen Romantiker träumen: Vernichtungsreife, Götterdämmerung von heut auf morgen. In ihrem ängstlichen Köhlerglauben taxieren sie die Kraft des trägen Beharrungslebens zu gering. Die Welt ist zäh. Die konservierende Macht der Dummheit bewegt sich in den höchsten Ziffern.

Vorerst ist auf diesem modernen Theater, dieser „freien Bühne" der Materialisierung und Massenanhäufung aller Machtmittel Sieger, wer das größte goldene Kalb im Stalle und den erprobtesten Kredit bei Betrogenen und Betrügern hat. Ihm die Apotheose als Unfehlbarster am Schluß, bevor der Vorhang über dieses Zeitstück der ewigen Welttragikomödie niederrauscht. Dann folgt das nächste Zeitstück, das voraussichtlich einige Variationen des vorausgegangenen bieten, im Grunde aber noch das gleiche sein wird.

Die Phantasie der leidenden Zuschauer legt gewöhnlich mehr hinein als drinnen steckt. Oxenstjernas Sprüchlein hat das Publikum nicht witziger gemacht.

Im Zwischenakt pflegt der Lärm auch nicht auszugehen. Irgend ein Vatikan definiert auch in Zukunft irgend eine Heilslehre, erläßt wortreiche Rundschreiben über irgend eine soziale Frage, reicht irgend eine heilige Reliquie zum Küssen herum oder verübt sonst irgend etwas Barockes aus der guten alten Zeit. Der Hauptvorgang auf der Bühne, den die Regisseure vorbereiten, wird freilich kaum merklich davon berührt werden. Und was soll das alles bedeuten und bezwecken, werte Herren? Weltgeschichte, diese Kleinigkeit, von der man schon den Schuljungen den Kopf toll schwatzt, weiter nichts? Entwicklung der Menschheit zu immer vollkommenerem Dasein, zu einer neuen Sittlichkeit, einer neuen Schönheit, einer neuen Lebensfülle und Lebensluft? Und das auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege? Bleibt mir doch vom Leibe mit diesen unerfreulich erfreulichen Phrasen!

Der Pessimist wirft einen Streiflick auf die neueren Gebiete der immateriellen, der modernsittlichen Mächte. Da ist zunächst die vielgerühmte Wissenschaft kurzweg. Mit ihrer humanisierenden, direkt versittlichenden Kraft ist es bei weitem nicht so glänzend bestellt, wie gelehrte und ungelehrte Optimisten zu glauben vorgeben oder wirklich zu glauben gewohnt sind. Sogar der so aufdringlich vielgefeierte effektive Fortschritt der modernen Naturwissenschaften stellt sich bei schärferem Hinsehen nicht gar so glänzend dar; es ist viel täuschendes Gefunkel und Geflunker dabei. Man hat vieles auf das Ruhmeskonto der wissenschaftlichen Erkenntnis der Naturvorgänge geschrieben, wo rein mechanische Versuche der Technik zu wunderbaren Ergebnissen gelangt sind nach einer langen Reihe von Fehlschlägen. Nehmen wir als Beispiel die Elektrizität. Die eigentlichen Fachgelehrten haben zur Erziehung dieses Wunderkindes der modernen Welt am allerwenigsten beizusteuern vermocht. Die unerhörtesten elektrotechnischen Fähigkeiten, über die wir heute verfügen, sind im Grunde rein äußerliche Fertigkeiten, über deren inneres Wesen und inneren Zusammenhang wir uns mit gelehrten Phrasen abspeisen lassen müssen, weil wir thatsächlich so gut wie nichts davon wissen. Die Technik beherrscht Naturvorgänge und bändigt Naturkräfte, und die Wissenschaft steht daneben und zerbricht sich den Kopf über das staunend Geschaute. Die Elektrotechnik hat Wunderwerke geschaffen lange bevor in den Kreisen der Gelehrten wissenschaftlich zureichende Erkenntnis und Klarheit über die natürlichen Vorgänge herrschte, denen jene Wunderwerke ihr Dasein verdanken. Bekanntlich sind die epochemachenden Erfindungen und Entdeckungen nicht von Fachgelehrten gemacht worden, sondern zumeist von Laien, oder von Gelehrten, die, weil von der

Schule als unnütze Köpfe aufgegeben, aus dem Sattel gesprungen sind, oder von armen, verfolgten Autodidakten. Die wissenschaftlichen Unfehlbaren mit ihrer Professorengrütze hinken immer erst den Ereignissen nach, welche von schöpferischen Köpfen unbewußt herbeigeführt werden. Die Kunst, das Können, das Fertigstellen geht immer und überall dem Wissen voraus. Alles positive Wissen ist eigentlich posthume Kritik oder das Gackern der Henne, nachdem das Ei gelegt ist. Aber das Ei und sein lebendiger, fortzeugender Inhalt ist und bleibt die Hauptsache. Die Elektrotechnik, um noch bei diesem modernsten Beispiel zu verweilen, baut ihre Dynamomaschinen, organisiert die Übertragung und Fernleitung der Energie, läßt uns auf elektrischem Wege schreiben, hören, sehen, unbekümmert darum, daß die Wissenschaft noch nicht darüber im Reinen ist und auch nicht so bald darüber ins Reine kommen wird, ob es eine oder mehrere Arten von Elektrizität giebt, ob der Äther der alleinige Träger elektrischer Kräfte ist u. s. w. u. s. w. mit der pedantischen Grazie der Schulweisheit. Gewiß wird die Gelehrsamkeit die praktischen Erfolge noch zu steigern und zu verbreitern imstande sein, sie wird sich in ihren Grenzen als Gehilfin der Technik nützlich machen können, sie wird der technischen Ausnützung der erkannten Gesetze mancherlei Wege zu bahnen vermögen, aber damit hat sie auch ihr Kunststück vollbracht. Moralisch ist sie indifferent wie die Technik. Sie kann ihre geistige Macht zuwenden, wem sie will, und nach dem Weltlaufe wendet sie sie immer dahin, wo schon Macht ist. Denn wer da hat, dem wird gegeben.

Sogar die angeblich sublimste und unirdischste aller Wissenschaften, die Theologie oder Gottesgelahrtheit mit ihren Dogmen von den höchsten und letzten Dingen und ihren Offenbarungen, wirft, so weit sie sich geschichtlich kontrollieren läßt, die Wurst nach der Speckseite. Den Armen spendet sie die Brosamen ihrer Predigten, Illusionen und Almosen und den Reichen hilft sie den Reichtum schützen; das ist ihre Art, auf Erden „Gottes Ordnung" zu vertreten und zu verteidigen, seit es eine organisierte Priesterschaft giebt. In den kritischen Zeiten der Gährung, der Auflösung und Zerstörung der überlieferten sozialen Begriffe und Gruppierungen, in den sogenannten „Übergangszeiten", pflegt darum auch die Kirche nicht immer das beste Gewissen zu haben und unruhvoll ihre Diplomatie spielen zu lassen, um nicht überwältigt zu werden von den „Pforten der Hölle".

Von der alten Philologie unserer alleingebildetmachenden Gymnasiarchen pfeifen's die klassischen Spatzen von allen Dächern, daß ihr Unfehlbarkeits- und Herrscherwahn keine Schranken mehr kennt, daß sie, um ihres ausschließlich fachmännischen Interesses willen, sogar die Rücksicht auf die Reformforderungen des Kaisers beiseite setzt und im Namen der steifbeinigsten

und unfruchtbarsten Gelehrsamkeit und Wortfuchserei das Alte turmhoch über das Moderne, das Tote über das Lebendige stellt und das ganze Volk in seinem natürlichen Bildungsgange zu tyrannisieren und zu hemmen sucht. Ihr Patriotismus ist nicht im neuen Reich daheim, sondern im alten Griechenland und Rom, wo das zügellosesteste Streben nach Macht und Unterjochung der „Barbaren" und die Aufrechterhaltung der Sklaverei als höchstes Ideal galt. So ist die berühmte klassische Bildung bei uns zu einem der gefährlichsten Verschärfungsmittel der sozialen Gegensätze und Zerstörer der Einträchtigkeit des nationalen Geistes geworden.

Auch die Gegenfüßlerin des Überlieferten und Ewiggestrigen, die revolutionäre Sozialdemokratie, pocht auf die Wissenschaft, auf *ihre* Wissenschaft, und schüttelt die Religion als „Privatsache" ab, um im Sturmlaufe gegen das Bestehende leichteres moralisches Gepäck zu haben. Daß sie allein im Besitze der vollen Wahrheit, das ist für sie natürlich eine ebenso ausgemachte Sache, wie es für die gegnerischen Mächte eine ausgemachte Sache ist, daß die volle Wahrheit nur bei ihnen sei, und der Sieg der Sozialdemokratie den Untergang aller Freiheit, Kultur und Gesittung bedeuten würde, während die Sozialdemokraten in ihrer Unfehlbarkeit Stein und Bein schwören, daß sie allein berufen und befähigt wären, den wahrhaft menschenwürdigen Staat auf Erden zu gründen und über alle Kritik erhabene ideale Zustände zu verwirklichen.

Bleibt in diesem Wirrwarr der um die Alleinherrschaft und Alleinunfehlbarkeit Ringenden das Häuflein jener merkwürdigen, stolzbescheidenen, freiheitsliebenden und mehr oder weniger irdischgenügsamen Geister, deren inneres Leben nach lautem Proteste sucht gegen alle brutalen Autoritätsmächte und Unfehlbarkeitsschablonen, deren Gemüt nur dann eine neue Blütezeit für die Völker anbrechen sieht, wenn die Menschheit zurückkehrt zu schlichter Natur, wenn das Joch der Konvention zerbrochen und individuelle Eigenart, subjektive Anschauung und ursprünglicher Charakter wieder zu offener, freier Bethätigung gelangen. Die Welt spiegelt sich in den Köpfen der Denker, Dichter und Künstler, welche diesem engsten oder, wenn man will, weitesten Menschheitskreis angehören, ganz anders als in den Köpfen jener, die ihr Recht zu sein wie sie sind, nicht auf einen idealen *Pflichtbegriff*, sondern ausschließlich auf die brutale Macht in allen Formen gründen.

Der menschliche Mensch will ein gerechtes *Recht*, Freiheit und — nicht *Gleichheit*, wie die französischen Revolutionsutopisten am Ausgange des vorigen Jahrhunderts, *nicht* Gleichheit, sondern *Verschiedenheit*. In allem Öffentlichen soll der Pulsschlag der *individuellen* Überzeugung

wieder aufs kräftigſte fühlbar werden. Es giebt kein höheres Gut und keine höhere Würde auf unſerem Planeten, als die freie Perſönlichkeit. Auch dem ſchablonierenden Staat und der terroriſierenden Geſellſchaft gegenüber, die beide das äußerſte Maß von Anpaſſung und Unterwerfung von ihren Mitgliedern zu fordern gewohnt ſind, tritt das freie Perſönlichkeitsbewußtſein immer lauter hervor. Selbſt dem wohlwollendſten Herrſcher, gleichgültig, ob in monarchiſcher oder republikaniſcher oder zukünftig volksſtaatlicher oder kommuniſtiſcher Erſcheinung, unterwirft ſich der in ferner Zukunftsmuſik ſchwelgende Perſönlichkeitsmenſch nur im Zwang der Umſtände, und wenn man ihn fragt, welcher der vorhandenen Formen der Maſſenbeherrſchung er einen ſittlichen Geltungsgrund zuerkenne, ſo antwortet er à la Schiller: Keiner von allen.

Dieſen Individualiſten, in ihre Weſenseigenheit Verliebten, oder, um die ſchlimmer klingende Bezeichnung zu gebrauchen, Anarchiſten gegenüber bildet auch die fortgeſchrittenſte Sozialdemokratie nur eine einzige „reaktionäre Maſſe“, die nie imſtande ſein wird, die Knechtſchaft zu brechen, ſondern die nur, wenn's hoch kommt, die Form der Knechtſchaft zu ändern vermag.

Bis jetzt hat dieſe anarchiſtiſche Weltanſchauung vorwiegend in theoretiſcher, weiblich angehauchter Beweisführung (von Max Stirner bis auf Friedrich Nietzſche) und in einigen dichteriſchen Geſtalten (die Gefühls-Anarchiſtinnen Nora, Hedda Gabler von Ibſen) ſich bewegt. Wo ſie ſich politiſch in Werke und Thaten umſetzen wollte, kam ſie im Getriebe der Parteien nicht über Lächerlichkeiten und Skandale hinaus. Paris, Rom und, in wüſterer Ausartung, Chicago und andere exotiſche Orte haben als Schauplatz für anarchiſtiſche Experimentalphyſikuſſe herhalten müſſen. Das waren aber die ruppigen Extremen, die geilen Blutſchößlinge, die dergleichen inſzenierten. Bei uns herrſchen die ſanfteren Exemplare vor; philanthropiſche Hyſteriker zumeiſt, die nur mit der Feder in der Hand revolutionieren, nur in Gedichten und Theaterſtücken ſündhaft Blut vergießen, perſönlich aber himmelweit davon entfernt ſind, ihre eigene koſtbare Haut zu Markt zu tragen oder etwa Mackayſche Lyrik zu Schießpfropfen für die Verwirklichung der anarchiſtiſchen Geſellſchaftsphiloſophie zu verarbeiten. Nach dieſer Richtung wird ſie alſo tolſtoiſch reſignieren müſſen und „dem Übel nicht widerſtreben“ dürfen, bis ſich der Wille zur Macht bei den Anderen erſchöpft oder in eine Sackgaſſe verrannt hat, wo er an ſich ſelbſt zerſchellt — was noch ein bischen lange währen und eine ſtarke Geduldprobe koſten kann.

Den germaniſchen Sonderbündlern vom „beſſeren Selbſt“, die in der Idee ganz von revolutionärer Eſſenz erfüllt ſind, iſt äußerlich meiſt der

Stempel sanftester Zufriedenheit aufgeprägt. Mit ihrer friedsamen Maske und ihrer stillen Art, sich zu gebahren, können sie in der Zeit extremster Sozialistenriecherei unbehelligt im strammsten Polizeistaat leben. Zumal die zahlreichen Dichter und Künstler unter ihnen geben sich gesellschaftlich äußerst rücksichtsvoll und begnügen sich, mit dem tieferen Sinn, mit dem Kern ihrer Werke, die Geisterrevolution zu versuchen. Nur in wenigen außerkünstlerischen Verlautbarungen bricht zuweilen ihre scharfgegensätzliche Stellung zu allem Gegebenen und Anerkannten wuchtig durch. Man lese z. B. den Brief Ibsens vom Dezember 1870, den der Däne Georg Brandes in seinem Buche „Moderne Geister" veröffentlicht. Es heißt da: „Die Weltbegebenheiten nehmen einen großen Teil meiner Aufmerksamkeit in Anspruch. Das alte illusorische Frankreich ist in Stücke geschlagen. Wenn nun auch das wirkliche neue Preußen in Stücke geschlagen würde, so befänden wir uns mit einem Sprunge in einem neu beginnenden Weltalter. Hei, wie die Gedanken da rings um uns rumoren würden! Und das wäre wahrhaftig an der Zeit. All das, wovon wir bis zum heutigen Tage leben, sind ja doch nur die Brosamen vom Revolutionstisch des vorigen Jahrhunderts, und diese Kost ist nun lange genug wiedergekaut worden. Die Begriffe verlangen nach einem neuen Inhalt und einer neuen Erklärung. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind nicht mehr dieselben Dinge, die sie in den Tagen der seligen Guillotine waren. Das eben wollen die Politiker nicht verstehen und deshalb hasse ich sie. Die Menschen wollen nur Sonderrevolutionen, nur Revolutionen im Äußerlichen, im Politischen. Aber das sind lauter Lappalien. Um was es sich handelt, ist eine Revolution des Menschengeistes." — Und in einem anderen Briefe wenige Monate später an den nämlichen Georg Brandes: „Der Staat ist der Fluch des Individuums. Womit ist Preußens Staatsstärke erkauft? Mit dem Aufgehen des Einzelnen im politischen und geographischen Begriff. Der Kellner ist der beste Soldat. Der Staat muß fort! Bei dieser Revolution werde ich sein. Man untergrabe den Staatsbegriff, man stelle die Freiwilligkeit und das geistig Verwandte als das einzig Entscheidende für eine Vereinigung auf, das ist der Beginn zu einer Freiheit, die etwas wert ist."*)

Wir sind tolerant genug, solche Äußerungen mit vollem Gleichmut hinzunehmen, nach dem Worte: „Jeder sage, was ihm wahr dünkt; die Wahrheit selbst sei Gott befohlen." Wir selbst wären die Letzten, irgend einem wunderlichen Heiligen etwas vom Rechte seiner Persönlichkeit abzuzwacken oder gar einem neues Leben, neue Weltbilder zeugenden Genius der All-

*) Zitiert nach dem Abdruck in der „Allg. Zeitung", Beilage Nr. 109, München am 12. Mai 1891.

tagsgewöhnlichkeit der Welt gegenüber seine geistige und moralische Selbstherrlichkeit in Zweifel zu ziehen. Ja, die erhabenen Ausnahmenaturen müssen ihre eigenen Wege ziehen dürfen, damit sie, Führer und Vorbilder der Kommenden, der Menschheit neue Ziele und Wege zeigen können. Quod licet Jovi, ist jedoch nicht jedem Hinz und Kunz gestattet. Als praktische Sozialpolitiker sagen wir aber dies: Der Mensch lebt und gedeiht nur in der Gesellschaft von und mit seinesgleichen, nicht auf einer Robinson-Insel, nicht in Schlaraffien. So selbstherrlich er sich auch vor dem Spiegel seiner Eigenliebe dünken möge, er ist kein Aladin mit der Wunderlampe. Nicht die Gesellschaft allein zieht ihm demütigende Schranken, die demütigendsten zieht ihm die Natur selbst. Der Allmächtigste ist kein Vogel, der über den Schatten seiner eigenen engen Natürlichkeit hinwegfliegen kann. Viel Ruhmredigkeit und viel positive Unkenntnis der wirklichen Grundlagen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens und viel kurzsichtiges Hinwegsehen über historische Entwickelungsnotwendigkeiten liegt in diesen allgemeinen anarchischen Herzensergüssen, in diesem Kultus der Eigenliebe. Respekt vor jeder elementaren persönlichen Ganzheit, auch wenn sie sich als rücksichtsloseste Egoismus versucht. Aber sie muß nicht bloß eine imponierende schöpferische Ganzheit sein, sondern auch das kleine Einmaleins wenigstens der volkswirtschaftlichen Möglichkeiten gelernt haben und dazu das alte Sprüchlein: „Was du nicht willst, das man dir thu'" u. s. w. So lange, mit Schiller zu reden, nicht Philosophie den Bau der Welt zusammenhält, sondern der elementare Hunger und der elementare Geschlechtstrieb, und solange der Mensch zur menschenwürdigen Befriedigung beider auf eine solide wirtschaftliche Basis angewiesen ist, solange wird es auch mit dem freien, ungehemmten sozialen Ausleben der Einzelpersönlichkeit seinen Haken haben, sofern der edle Vollblutmensch nicht auch finanziell recht vorsorglich in der Wahl seiner Eltern gewesen ist. Oder wollen die Anarchisten, die sich auserwählt dünken für egoistisches Glück und selige Ruhe, ohne jede altruistische Verpflichtung, vornehm abwarten, bis ihnen die Sozialdemokraten den Tisch gedeckt und das Bett bereitet haben, um sich dann parasitisch durch den kommunistischen Zukunftsstaat durchzuschmarotzen? Trauen sie sich die Unfehlbarkeit dieses Kalküls zu? Vorsichtiger wird es doch sein, wenn sie unter ihre höchstpersönliche Zukunftsbilanz noch die alte Bankiersformel setzen: „Irrtum vorbehalten".

Fürwahr, wir haben es bis zur nahen Jahrhundertwende herrlich weitgebracht in allem, was die Geister trennt und verfeindet, und die modernen Staaten gewähren im Innern ein Schauspiel, das von der Sprach- und Arbeitswirrnis bei der Errichtung des babylonischen Turmes wenig ver-

ſchieden iſt. Was ſteht noch im Zeichen friedlicher Arbeit, freundnachbarlichen Einverſtändniſſes, herzlicher Verträglichkeit, liebevoller Duldung? Wo ſind Genoſſen zum gemeinſamen Werk der Wohlfahrt Aller in der allgemeinen Parteiung, im erbitterten Kampf von Mann zu Mann, von Stand zu Stand, von Kirche zu Kirche, von Schule zu Schule? Wo iſt noch ein Glaube an das lebendige Ideale, eine ſittliche Überzeugung, ein kühner Opfermut von mitreißender, einigender Kraft? Und inſonderheit in Deutſchland: wo ſind die großen Führer von unerſchütterter Autorität, voll Ehrfurcht und Treue, voll Aufrichtigkeit und Liebe zu Kaiſer und Reich, Führer, gleich hervorragend durch Geiſt und Gemüt, gleich einwandfrei als Politiker wie als Menſchen, die imſtande wären, die Beſten des ganzen Volkes um ſich zu ſammeln und dieſes ſelbſt zu erleuchten und zu entflammen zu einmütigen und wahrhaft großen, geſegneten Wohlfahrtsthaten?

Und ein Narr ſteht und wartet auf Antwort, höhnen die Unfehlbaren.

Jawohl, wir harren auf Antwort. Wir ſtehen feſt auf dem Boden des wahren Patriotismus und behaupten dieſen Stand, denn nur ſo glauben wir ſchlecht und recht unſerem Volke und unſerer Zeit zu dienen. Treue, werkthätige Liebe iſt die beſte Politik. Und ehrlich währt am längſten, ſogar über den Taumel der Unfehlbaren, der falſchen Egoiſten und Sozialiſten, der Despoten und Anarchiſten hinaus.

Leider, freilich, ſo lange dieſer Wirrwarr der zerfahrenſten Strömungen und Gegenſtrömungen andauert und ſelbſt in den leitenden Kreiſen über alten und neuen Kurs mit Erbitterung geſtritten und ein großer Teil der charaktervollſten Kräfte mit Gewalt in die Oppoſition getrieben wird, ſo lange können auch Litteratur und Kunſt, die in innigſter Wechſelwirkung mit dem jeweils herrſchenden Geiſte ſtehen, nicht jenes ſtarke, nationale Gemeingefühl ausprägen, welches den höchſten Werken nationaler Schöpferkraft in voller Reife und Schönheit eignet. Schlechte Politik drückt und entwürdigt alles, unter ihrem Bann können ſelbſt die geiſtigſten Thätigkeiten nicht das Vollmaß ihrer Intenſität und Herrlichkeit geben. Namentlich die tendenziöſe Mißachtung der jungen, nationalen Litteratur, die Bevorzugung des Altertums und die Höherwertung des Auslandes durch unſere offizielle Welt und die tonangebenden beſitzenden Klaſſen beweiſt, wie tief der patriotiſche Geiſt geſunken. Es iſt allerdings nicht ziffermäßig zu berechnen, wie groß der intellektuelle und ſittliche Schaden iſt, den die fortgeſetzte Bedrückung und Einengung der Wirkungsſphäre unſerer jungen Litteratur und Kunſt dem Volke bereits zugefügt hat. Wer aber Augen hat zu ſehen, und Ohren zu hören, ſpürt dieſen fortfreſſenden Schaden allerwärts. Nur Eins: unſere Religionsformen ſind degeneriert, das inner-

religiöse Leben geschwächt, die sittlichen Impulse erlahmt, die konsequente Charakterbildung unterbunden, das Gefühl der Solidarität gebrochen, die Jesuitenmoral in Flor.

Aber Allem zum Trutz — wir halten an der Hoffnung fest, welcher Theodor Brecht in seiner „Ethik des Patriotismus“ so beredten Ausdruck leiht, „daß das deutsche Volk noch lange nicht am Ende seiner Entwickelungsbahn angelangt, daß es noch zu Großem bestimmt ist, daß es nicht in der slavisch-französischen Sturmflut und nicht im revolutionären sozialistischen Chaos untergehen wird . . . Auch für die Völker gilt das Wort: Jeder ist seines Glückes Schmied. Aber nur dann wird unser Volk die ihm gesteckten Ziele erreichen, wenn wir, die Glieder dieses Volkes, alle Kraft einsetzen, um jene Idee des Deutschtums, welche in den Besten der Nation gelebt hat, zu greifbarer Realität auszugestalten. Darum, auf an die Arbeit! Nicht Worte, sondern Charakter, Thaten und Opfer sind uns not!“

Soll aber in der allgemeinen Unbußfertigkeit noch ärgere Trübsal über uns kommen, so wissen wir, daß der Geist der Welt, der ewige, allmächtige Gott die verdorbenen Völker wie Felsen zerschmeißt und zermalmt, daß er sie wie Erz zerschlägt und glühend schmelzt, damit sie aus der Verderbnis in neuer Gestalt erstehen, ein neues, gesundes Leben zu erweisen. —

Ökonomisch-politische Perspektiven.

Von Albert Kniepf.

(Danzig.)

Durch die Zeitungen ging folgende Notiz:

„Der Generalsekretär des deutschen Handelstages, Konsul z. D. Annecke, hat im vergangenen Jahre im Auftrage des Präsidiums des deutschen Handelstages die vereinigten Staaten von Nordamerika bereist und hat nunmehr unter dem Titel: „Die Lage der Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten von Nordamerika“ eine Broschüre herausgegeben, welche eine sehr eingehende Schilderung über die Lage des Ackerbaues und der Viehzucht in den Vereinigten Staaten enthält. Der Verfasser gelangt auf Grund seiner Beobachtungen zu folgendem Schlusse:

„Wenn die Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich in dem bisherigen Verhältnisse vermehrt, die Produktion aber nicht wesentlich wächst, so wird der Zeitpunkt, zu welchem Amerika seine eigenen Cerealien verbraucht, die Ausfuhr also namentlich nach Europa aufhören wird, noch vor dem Ablauf dieses Jahrhunderts eintreten."

Daß die Vereinigten Staaten, so führt der Verfasser weiter aus, die Erzeugung von Cerealien noch steigern können und werden, ist sicher. Die Ausdehnung der Anbaufläche schreitet nur langsam vorwärts. Unter Zugrundelegung der heutigen Verhältnisse kommt man in Amerika zu dem Ergebnis, daß Ende 1894 nur noch 3 Acres auf den Kopf vorhanden sein werden, welche diejenigen Erzeugnisse hervorbringen sollen, deren das Land zum eigenen Verbrauch und zum Export bedarf. Da aber für den Kopf 3,15 Acres gebraucht werden, so wird nach dem Jahre 1894 die Anbaufläche jährlich um 6 Millionen Acres vergrößert werden müssen und um weitere bedeutende Flächen, welche die wachsende Bevölkerung für die Erweiterung der Molkereien, des Obstbaues, der Gärtnereien u. s. w. nötig hat. Da Neuland in solcher Ausdehnung jedoch nicht mehr vorhanden ist, so läßt sich ein gänzliches Aufhören der Ausfuhr von Bodenerzeugnissen aus den Vereinigten Staaten und sogar die Möglichkeit einer Einfuhr solcher Artikel in die Union in nicht zu langer Zeit mit Sicherheit voraussagen."

Der hier geschilderte Fall muß zweifellos in naher Zeit eintreten, der Import amerikanischen Getreides und Fleisches wird aufhören, vermutlich auch derjenige aus Rußland sich verringern: bleibt für Westeuropa nur noch der Import von Indien. Man überlege, was das bedeutet, zumal eventuell selbst Amerika noch in den Kampf um alle noch reichlicher fließenden Getreidequellen der Welt eintreten würde! —

Wir stehen hier offenbar vor Kalamitäten, welche schwere Verhängnisse in ihrem Schoße bergen, Verwickelungen allergrößten Stils, in denen die Tragödien nicht fehlen werden. Sogar die Zeiten der eigentlichen Hungersnöte — äußerst mangelhafte Ernährung ist schon jetzt in weiten Volkskreisen der „Kulturstaaten" die Regel — werden mit verstärkter Vehemenz wiederkehren, denn sie ließen sich nur so lange abhalten, als einige Gegenden der Erde Überschüsse an Nahrungsmitteln erzielten. So sehr die moderne Technik immer als Radikalmittel gegen die Hungersnot gerühmt wurde, so schwer und nachhaltig dürfte der Rückschlag sein, welcher im Gefolge der massenhaften und rapiden Menschenverbreitung in dieser Beziehung kommen muß.

Theoretisch mag man Recht haben, wenn man auf eine rationellere Bewirtschaftung des Bodens sowie auf gleichmäßigere Verteilung kalkuliert,

theoretisch sind überhaupt schon im Rahmen der bestehenden Verhältnisse erhebliche Erleichterungen des wirtschaftlichen Kampfes denkbar, theoretisch erscheint z. B. die allzu drückende Konkurrenz in allen Klassen als etwas sehr Thörichtes: aber grau ist alle Theorie, vor allem in der Volkswirtschaft, wo man mit dem ganzen Menschen in vollem Umfange seiner Leidenschaften rechnen muß, wo keineswegs nur der „gute" Mensch in Ansatz kommt, auch nicht einmal der rationale Mensch, selbst nicht — man höre! — nur der fleißige Mensch, nicht die bloße Arbeit! — Weder durch Wissenschaft noch durch den guten Willen entstand jemals das wirtschaftliche System eines Landes, und so lange nicht die Zeugung des Menschen in der Weise des Goetheschen Homunkulus vor sich geht, giebt es keine logisch geregelte, rein durchweg vernünftige Volkswirtschaft. Es ist der Aberglaube der konstruktiven, gelehrten und kommunistischen Nationalökonomie, daß die Logik, die „Vernunft" im wirtschaftlichen Leben herrsche: nein, wirtschaftlich geben nicht selten Eigensinn, Haß, Eifersucht, Bosheit, mit einem Wort also gerade die „Unvernunft", sogar unter Hintenansetzung eigenen Vorteils und aller sogenannten Ordnung den Ausschlag, das Leben ist auch hier in vielen Fällen brutal, dumm, irrational fast bis zum Wahnsinn! — — — Freilich, Professoren und Engländer konstruieren es sich anders, Agitatoren glauben es anders, sie haben „Ideale" des wahren Vernunftmenschen, Vernunft in dem ihrigen, heutigen Sinn des bon-sens verstanden, des gutmütig entgegenkommenden, geduckten, energielos gemachten Kulturmenschen, der sich in den übrig gebliebenen Begierden noch dermaßen lästig empfindet, daß er seinen bloßen, stillen Schatten zur „Vernunft" erhebt! —

Man schwärmt heute für die Emanzipation des vierten Standes, des sicherlich oft bedauernswerten Maschinensklaven, des eingepferchten Massenarbeiters — sehr natürlich —, man beruft sich auf die Emanzipation des dritten Standes durch die französische Revolution vor 100 Jahren. Nennt man das parlamentarische Stimmrecht eine Emanzipation? — Ich denke, hier wäre heute endlich eine Ernüchterung am Platze, wo die Ohnmacht des Parlamentarismus täglich offenbarer wird, wo er immer mehr einer Farce sich annähert, wo er selbst die Hand bietet — aus Opportunismus und Strebertum — zur bureaukratischen Volksverknöcherung, man nennt sie auch Sozialpolitik, wo der Parlamentarismus nur Anlaß gegeben hat zu größerem Leichtsinn in der sozialen Experimentierwut.

Was aber die sonstige Emanzipation der mittleren Bourgeoisie seit 100 Jahren betrifft, so ist doch die letztere schwerlich zu beneiden, denn sie existiert heute kaum noch, es dürfte bald gar nur noch zwei bürgerliche Stände geben, wenn man nicht die Beamtenklasse für den schließlich allein

übrig bleibenden Mittelstand ansehen will. Heute wird der frühere, in der großen Revolution vermeintlich emanzipierte Mittelstand erbarmungslos aufgerieben; jene Revolution hat darin nichts aufgehalten, sie war ein Kinderspiel gegen die sozialen Konsequenzen der gewaltigen technischen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts, darüber soll man sich nicht durch den theatralischen Bombast jener französischen Tragödie und ihres Egalité-Hexensabbats, ihres Satyrspiels, täuschen lassen. Alle Revolutionen, sie mögen das Unterste zum Obersten verkehren, könnten auch heute das Verhängnis nicht ändern, welches durch die maschinellen Zentralisationen der Arbeit heraufbeschworen ist, welches die Vermehrung der Macht des Menschen über die Natur nicht nur, sondern auch über den Menschen bedeutet, und auch dann noch bedeuten würde, selbst wenn man etwa den Grund und Boden verstaatlichte, oder den Thatbestand durch noch so verkünstelte Sozialpolitik zu verschleiern suchte: der Arbeiter würde fortfahren, von der Hungerfähigkeit seiner inländischen und ausländischen Kollegen abzuhängen, er wird fortfahren, unter dem unvermeidlichen nationalen und internationalen Hader zu leiden, am härtesten aber immer betroffen werden von der übermächtigen Dynamik der ökonomischen Weltkonstellationen.

Fassen wir z. B. die zu erwartende Entwickelung der Dinge in Amerika ins Auge: die Produktion an Lebensmitteln bleibt nahezu stabil, während sich das Menschengedränge unverhältnismäßig vermehrt; die Konkurrenz wird größer, die Verdienste kleiner, die Arbeit im Verhältnis zum Preise der Nahrung ꝛc. billiger, damit die amerikanische Industrie „leistungsfähiger", wie es im modernen Jargon heißt, sie wird sicherlich Weltindustrie; sie erhält durch diesen Gang der Dinge also einen Impuls nach aufwärts, welcher ihr das Übergewicht über die europäische Industrie verleihen muß! — Denn von letzterer ist nichts mehr zu erhoffen, wenn der Import von Getreide und Fleisch ferner bedeutend zurückgeht; sie verliert einfach ihre ohnehin kärglichen Subsistenzmittel; sie war bisher nur der amerikanischen Technik durch ihre billiger arbeitenden, mehr ausgehungerten, genügsameren und in den Spezialarbeiten erblich trainierten Menschenkräfte überlegen. Aber man scheint in der proletarischen Genügsamkeit bei uns auf dem status quo angekommen zu sein; die Amerikaner wollen auch den ökonomischen Konkurrenzprozeß beschleunigen, weiter bedeutet ihre Kinley-Bill nichts, sie würden uns aber auch ohne diese Maßregel bald überholt haben. Die Dinge liegen für uns sehr ernst! —

Überhaupt, was wird aus der dichten Bevölkerung Europas, Deutschlands insbesondere, sobald uns das Ausland den Brotkorb höher hängt? — Jetzt hat man noch gut, mit Schutzzöllen den Andrang von Nahrungsmitteln

abzuwehren, eingebildeter Vorteile halber; nicht lange, so wird man gar kein Getreide vom Auslande bekommen — bis zu welchem Zeitpunkte indessen hochkritische Veränderungen in der Population, in der Ökonomie und in der Politik diesseits des Ozeans vorsichgehen dürften, zufolge der hier wahrscheinlich gemachten Entwickelung.

Gewissen Dingen entgeht man nicht. Wir stehen an der Schwelle des 20. Jahrhunderts vor Verschiebungen in der Weltlage von großer Tragweite; die Krisis kommt verhältnismäßig rasch; es wird dann Politik im großen Stile geben, wo es mit der Überschätzung der jetzigen parlamentarischen, demokratischen, kleinen Politik, mit der man sich friedlich die Zeit vertrieb, vorbei sein dürfte. Diese kleine Politik tröstet, sie macht Hoffnung, sie glaubt an den Fortschritt, sie ist christlich im modernen, diesseits erlösenden Sinne; sie hat freilich, genau besehen, wenig Glauben an sich, noch weniger bei der Masse ... Wie unschuldig, wie gar klein wird diese Politik der Bescheidenen bald erscheinen! —

Mehr Herz fürs Volk.

Von Paul Schubring.

(Berlin.)

Vorbemerkung der Schriftleitung. Wir bieten unseren Lesern diesen Aufsatz als Nachdruck aus der Berliner „Täglichen Rundschau", um aufs neue zu erweisen, daß uns in allen Fragen sozialer Reform nichts ferner liegt als das Behaupten eines einseitigen Parteistandpunktes. Wo es auf Förderung der allgemeinen Volkswohlfahrt, auf Erhöhung des wirtschaftlichen, geistigen und moralischen Lebensstandes ankommt, erachten wir es als beste Sozialpolitik, das Gute zu nehmen, wo mans findet.

Die Zuversicht zu der erfolgreichen Mitarbeit der evangelischen Kirche an der Lösung der sozialen Frage hat sich im letzten Jahre sehr gehoben. Das kommt wesentlich daher, daß sich etwas in der Kirche geregt hat vom Bewußtsein versäumter Schuld, vom Wunsche, in thätiger Liebesarbeit die Hände neu sich reichen zu lernen. Dadurch ist der evangelisch-soziale Kongreß im Mai v. J. wirklich epochemachend geworden, daß seine ernsten

Fragen die verschiedensten Geister zu lebendiger Gemeinschaft zusammenschlossen und sie lehrten, über größeren Harmonien und Pflichten die geringeren Differenzen zu vergessen. Eine erfreuliche Fortsetzung und Verwirklichung der dort ausgesprochenen Bestrebungen bietet sich in den kürzlich erschienenen: Evangelisch-sozialen Zeitfragen, herausgegeben mit Unterstützung des evangelisch-sozialen Kongresses von O. Baumgarten in Jena. Von diesen, an jeden gebildeten Laien sich wendenden Heften sind die ersten sechs erschienen, die in ihrer Mannichfaltigkeit des Stoffes und Verschiedenheit der Verfasser die besten Aussichten für die Zukunft eröffnen. Eine große Anzahl nationalökonomischer und technischer Autoritäten, die ihre Mitwirkung zugesagt hat, bürgt gegen die Gefahr eines entrüsteten Dilettantisierens. Von theologischer Seite finden sich alle die Mitarbeiter an der sozialen Frage zusammen, die bereits durch Thaten bewiesen haben, daß sie mitreden können. Die Sammlung will informieren, um reformieren zu können. Die Blätter atmen nicht den fanatischen Geist jener hochkirchlichen Partei, die Kirchentum und Christentum verwechselt und den ruhelos gewordenen Herzen durch Trinitätsdogmen u. s. w. helfen zu müssen glaubt. Aber sie erklärt dem bequemen und herzlosen Kapitalisten und Philister den Krieg, der als beatus possidens seine Pflichten für das Gemeinsame in egoistischer Kälte vergißt. Doch lassen wir die Blätter selber reden. Ich möchte kurz die Hauptgedanken des ersten Heftes: „Mehr Herz fürs Volk" von Lic. Drews in Dresden wiedergeben. Ich denke, daß diese besser als alles Andere für den Geist, das Ziel und den Ernst dieser Arbeit sprechen.

In dem einleitenden Kapitel: „Die Liebe, auch ein soziales Programm", betont der Verfasser, daß wir nicht die Emanzipation des vierten Standes als solche, sondern den Haß bekämpfen müssen, mit dem sie durchgesetzt werden soll. Daß wir uns keinem sozialen Pessimismus zu ergeben brauchen, wo in stummer Resignation impavidum ferient ruinae, zeigt Englands Chartistenbewegung, der Mut und die Liebe eines Maurice, Kingsley, Ludlow. Liebe und lautere Teilnahme für das Volk ist notwendig. Das Eigentum ist wirklich Diebstahl, das nicht für die Gemeinschaft verwandt wird. Sobald die Gebildeten den vierten Stand lieben, lernt dieser jene verstehen und würdigen. Es ist nichts gemacht mit Institutionen und Wohlfahrtseinrichtungen — persönliche Teilnahme, Wohlwollen fordert das Herz des Arbeiters. Bellamy nimmt wohl die Gelegenheit, nicht den Trieb zur Sünde. Der vierte Stand soll dem oberen nicht ein Recht nach dem andern abtrotzen; wir wollen ihm das seine gerne, freiwillig, sofort geben, statt ihm Wohlthaten aufzudrängen. Mit einem Wort: der ideale Kern der sozialdemokratischen Bewegung will anerkannt sein.

„Es fehlt an Liebe", so klagt das zweite Kapitel und klagt an. Dagegen sprechen nicht die Wohlthätigkeitsanstalten, die oft ein Sport, immer demütigend sind.

Wir betrachten den Arbeiter nicht als politisch gleichberechtigt, nicht als Nebenmenschen, sondern als Maschine. Statt uns in persönliche Beziehung zum Arbeiter zu setzen, sehen wir mit verschränkten Armen dem Spiel der einschüchternden Polizisten zu; man witzelt über die gutmütige Dummheit des Volkes, des Kulturdüngers. Man eifert auf der Kanzel gegen den Giftpfuhl der Selbstsucht und verherrlicht die Bevorzugung der oberen Klassen durch den bequemen Hinweis auf die göttliche Ordnung. Der Verkehr zwischen dem Vorder- und Hinterhaus ist auf das Notwendigste beschränkt, er wird nur erweitert, wo es, wie in Sudermanns „Ehre", etwas zu genießen giebt.

Worin liegt der Grund hierfür? In dem ästhetischen Mißfallen unserer zarten Nerven an der wegen mangelnder Erziehung in grausiger Nacktheit und Kraßheit sich spreizenden Sünde, besonders bei der vor dem Gemeinen von Natur aus unwillkürlich sich abwendenden Frau des Vorderhauses. Gott erlöse uns aus dem Bann des Schönen, aus der ästhetischen Treibhausluft! Wir sind noch mitten im Humanismus drin, anstatt mit Luther dem Volke das Christentum in die Hütten zu bringen.

„Darum," so fordert der dritte Abschnitt, „verkehrt mit dem Volke!" Macht den Anfang im Kleinen, bei den Dienstboten in und außer dem Hause. Sucht sie in ihren Wohnungen auf, aber nicht vom Diener, der die Weinflaschen trägt, begleitet. Wie viel kann die Frau der Frau sein, wenn sie sich gegenseitig ihr Leid sagen und tragen helfen. Dadurch schlägt sich dann die Herzensbrücke zum Vertrauen, zum Verständnis. Dann schwindet der Wahn, als habe die Bourgeoisie einen Himmel auf Erden, als sei die Geistesarbeit kein ehrliches Handwerk. Freilich um die volle Würdigung der Kopfarbeit zu erreichen, müssen wir für die geistige Hebung unseres Arbeiterstandes sorgen, in der uns England viel einzuholen giebt. Drummond könnte seine Vorträge: „Das Naturgesetz in der Geisteswelt" deutschen Fabrikarbeitern nicht zumuten.

Im vierten Abschnitt verlangt Drews: Gerechtigkeit gegen die Sünden des Volks. Denken wir an die Klassensünden, an die Unersetzlichkeit des Familienlebens. Ohne dies wird die Genußsucht nimmer schwinden. Je seltener der Genuß, desto heißer wird er erstrebt, desto blinder gesucht. Unser Beispiel hat das Volk verdorben. Unsere Prunkmähler und Prunkgemächer, die das Volk liefern und leisten muß, reizen die Begehrlichkeit. Auch der Mittelstand ohne Gummiräder hat etwas Großes vor dem

Arbeiter voraus: die Behaglichkeit der Familienstube. Im Hinterhaus kennt man keine Schonung, dazu hat man keine Zeit und kein Geld. Also fangen wir mit der Selbstinzuchtnahme an; dann wird dort das Huhn im Sonntagstopf und die Zufriedenheit schon nachkommen.

Ganz besonders eindringlich fordert das fünfte Kapitel: Achtung vor der Arbeit des Volkes. Drews weist darin auf den sittlichen Wert der Arbeit, das Glück des erfolgreichen Strebens hin. Für uns ist sie nicht nur Mittel zum Genuß, sondern selbst Genuß. Aber welch ein Unterschied zwischen Beruf im echten Sinne und Fabrikarbeit. Wir wählen uns nach Wunsch und Drang die Arbeit, für die wir Lust und Kraft spüren. Unsere Eigenart verwebt sich ganz allmählich mit unserem Werk, dem wir unbewußt den Stempel unseres Seins aufdrücken. Jeder neue Sieg bringt größere Kraft und Macht; es wächst der Mensch mit seinen höheren Zielen, es wächst auch das Glück und die Freude am Weiterschaffen. Wie anders beim Fabrikarbeiter: Nicht die Wahl, sondern der Lohn entscheidet, nicht gestalten, nicht schaffen gilt es, sondern fabrizieren. Die Fabrik fordert vom Menschen Nichts und darum Alles. Eine tötliche Monotonie durchschneidet die Lebenskraft; es giebt kein Ziel, kein Plus, kein Glück im Erfolg.

Soll man darum die Fabrikarbeit beklagen? Das nützt nichts, sie ist nötig. Aber es gilt das stumpf und kalt gewordene Herz des zur Maschine gewordenen Arbeiters auf das Gebiet hinzulenken, wo er wieder Mensch sein darf und kann. Die Religion soll dem Volke erhalten bleiben, nicht weil sie es notdürftig im Zaume hält und es weniger gefährlich macht, sondern weil es darin Mut und Kraft zur Ausdauer, und den Frieden mit sich und seiner Familie wiederfindet. Das Familienleben mit seinem goldenen, verklärenden Ampelschein ist unmöglich ohne Sonntagsruhe, mit der mehr und mehr Ernst gemacht werden muß. Es genügt auch nicht, daß wir den Arbeiter nur bezahlen, und doch Interesse, Sparsamkeit, Aufmerksamkeit für die uns zu gute kommende Arbeit erwarten. Wir müssen ihn unsere Achtung fühlen lassen. Denken wir nur einmal wieder an den Dienstboten, der immer bereit, nie verdrießlich, nie mit eigener Angelegenheit beschäftigt sein darf. Wie viel kann da oft ein nachfragendes, teilnehmendes Wort, besonders aus dem Munde der Frau nützen. Eine Bäuerin nimmt die milde Gabe der Gutsherrin oft gedankenlos und als selbstverständlich hin; daß sie von ihr auf dem Kirchweg angesprochen worden ist, vergißt sie nicht so leicht.

Der letzte Abschnitt endlich fordert Achtung vor dem Ehrgefühl des Volkes. Das Volk fordert sie; sonst wächst das Mißtrauen. Im Drang nach voller Selbständigkeit schreit der Unterdrückte scheinbar gemein

auf. Robertson sagt: „Die wildeste Auflehnung gegen falsche Autorität ist nur der erste Schritt zur Unterwerfung unter wahrhafte Autorität.“ Der Arbeiter will auf jeden Fall Staatsbürger und Mitarbeiter, nicht Nebenmensch und Maschine sein, das fordert er mit dem heiligsten Recht der selbstbewußten Menschenbrust. Die moderne Wohlthätigkeit verletzt den besseren Teil des Volkes; denn die Wohlthat wird ihm aufgenötigt. Im Gegensatz zur staatlichen und kirchlichen Gemeinde bietet der sozialdemokratische Verein das Recht auf Selbständigkeit. Die blaue Bluse ist das allgemeine Ehrenzeichen, der Talar des Redners. Darum: der ideale Kern dieser nach Selbständigkeit strebenden Bewegung zwingt uns, das Emanzipationsbestreben des vierten Standes zu fördern. Wie hat sich der Vater dem mündig werdenden Sohn gegenüber zu benehmen? Nicht zu gebieten, sondern zu bitten, nicht zu verbieten, sondern zu warnen. Kingsley hat die Chartisten beherrscht, obwohl er ihnen in Vielem entgegentrat. Er erkannte aber das Echte auch wahrhaft an. Der gute Kern läßt sich in Deutschland ebenso wenig ersticken, wie in Bret Hartes Kalifornien. Es ist heutzutage Mode, zu mißbilligen, wo man nichts kennt. Man redet von Pietät, wo man die geistige Trägheit rechtfertigen will. An Stelle des Pessimismus der Trägheit wollen wir Liebe üben und ausüben. Wer's ernst meint, der nimmt seine Zeit zusammen, um sie dafür übrig zu haben. „Vertraut dem Volke, das liebt seine Idealisten.“

Andreas Hofer.

Ein schwäbisches Bauernspiel aus dem Algäu (Frühjahr 1891)

von Oskar Panizza.

(München.)

Jetzt, wo jede selbständige Kunstäußerung, die aus dem Volk hervorgegangen, besonders auf dramatischem Gebiet, des allgemeinsten Interesses sicher ist, wo das naive Kunststaunen, welches die Prachtleistung Oberammergaus hervorgerufen, noch unvergessen, dürfen wir nicht eine bäuerische Schauspielaufführung, wie die zu Oberdorf im bayrischen Algäu, unbeachtet an uns vorüberziehen lassen, die mehr noch wie Oberammergau geeignet ist, uns einen Einblick in die mittelalterlichen Mysterienspiele zu gewähren.

Die Oberdorfer haben auf keine Tradition zurückzublicken. Vor 10 Jahren spielten sie zum erstenmal den „bayrischen Hiesel". Kein Bädecker, kein Plakat, keine Annonce weiß von ihnen zu erzählen. Sie spielen nicht für die Engländer, noch für die Algäuer, noch für die Münchner. Sie spielen einfach für sich. Und wenn die umliegenden Dörfer sich einfinden wollen, so mögen sie kommen. Diesmal, nach 10jähriger Pause wählten sie den „Andreas Hofer", den Volkshelden aus dem nahen Tyrol. Die Oberdorfer studieren keine Bücher, sie lesen keine Dramen, sie brauchen keinen Hof-Theater-Maschinisten, sie kennen weder Brixen noch Oberammergau, oder gar das Shakespeare-Theater; sie schreiben ihr Stück in Dialogform, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, halb Schwäbisch, halb tyrolerisch; die Handlung haben sie alle im Kopfe, und der Schauplatz, die Bühne, ist — die Gegend.

Oberdorf liegt in einem Thalkessel, dessen nördliche Anhöhe, die Luitpoldshöhe, den Berg Isel darstellt, wo Hofer die Franzosen unter Lefebvre zurückwirft. Auf dieser Anhöhe erblicken wir mehrere den Tyrolern gehörige Geschütze postiert, welche später ein mörderisches Feuer gegen die Franzosen eröffnen werden. Gegenüber von dieser Anhöhe, im Süden, da, wo das Terrain anzusteigen beginnt, und ein von der Natur dargebotenes Amphitheater gebildet ist, befinden sich die Zuschauerplätze. Dort ist unser Standplatz. Von dort ist ein Überblick der in nächster Nähe sich abspielenden Ereignisse, sowie des Schlachtfeldes, geboten. Es ist kein Feldstecher nötig. Freilich das Auge muß bald dahin, bald dorthin wandern; und die gespannteste Aufmerksamkeit erhöht noch die Thätigkeit unserer aufs höchste erregten Phantasie; und vollständig paff, und fast erschrocken, schaut unser Gemüt der Keckheit und Naivität dieser Vorführung zu. Aber alles geht leicht von statten. — Zwischen diesen beiden Anhöhen, — derjenigen, da wir stehen, und derjenigen, die den Berg Isel mit den aufgefahr'nen Geschützen darstellt, — so ziemlich in der Mitte, windet sich eine weiße, staubige Linie; das ist die Straße nach Schongau; von dort rücken die Franzosen gegen den Berg Isel heran; aber ein glücklich coupiertes Terrain schließt auch dort die Scenerie in nächster Nähe ab, so daß wir den Feind, aus einer Mulde heraus, erst anrücken sehen, wenn er nur noch ca. 800 Schritte von uns entfernt ist. So daß die braven Oberdorfer Franzosen nicht zu weit zu marschieren brauchen, sondern in der von der Natur ihnen gebotenen Seiten-Kulisse sich ruhig ungesehen aufstellen können. Es ist wie ein von allen Seiten glücklich zusammengerücktes Manöverfeld, in dem sich die Kampagne abspielt, welches wohl nach keiner Richtung über 2000 Schritte mißt, und leicht überblickt werden kann. Die farbigen, deutlichen Uniformen

thun noch das übrige. Und die krachenden Geschütze und das Salvenfeuer mit den aufsteigenden Rauchwölkchen beschäftigen auch noch das Ohr, und lassen über Ziel, Absicht und Ausgang der Aktion nicht den geringsten Zweifel.

Dies wäre der weitere Horizont. Direkt vor uns, etwas tiefer als wir, liegt das eigentliche Theater; die scena im engeren Sinn. Etwa 30 Schritte vor der untersten Sitzreihe der amphitheatralisch aufsteigenden Zuschauerbänke erhebt sich ein ganz niederes, knapp meterhohes Rasen-Podium, ca. 10 Meter breit und 4 tief, durch eine natürliche Stein- und Moosbrüstung gegen vorne gestützt, durch zwei kleine schiefe Ebenen rechts und links besteigbar. Auf diesem Natur-Podium, welches sich wie eine niedere Sängerbühne ausnimmt, ohne jedes Seiten- oder Höhenbeiwerk, und das durchaus eins ist mit den umgebenden Rasenflächen, spielen sich alle jene kurzen, knappen, wenig Personen heischenden intimen Scenen ab, wie das Gespräch Hofers mit dem französischen General, Abschied Hofers von seinem Buben und dgl., die v. Perfall in seine kleine Hinterbühne verlegen würde. Der große schon erwähnte 30 Schritte breite Platz vor diesem Podium bis zur ersten Zuschauerreihe, ein schöner Wiesenplan, dient zu Ansammlungen der Volksmassen, zum Siegeseinzug der Tyroler, zum Defilieren des französischen Heeres und dgl. Hier sprengen vom naheliegenden Manöver-Terrain berittene Boten, Parlamentäre, Kaiserliche Abgesandte heran, um den auf dem Podium Beratenden Meldung zu bringen. Hier wird auch Hofer am Schluß des Spiels erschossen. Es ist eine ungeheure Vorbühne, die ohne Schranken oder Umzäunung direkt in das daran anstoßende Wiesenfeld, von da in die Straße nach Schongau, von da auf den Berg Isel, kurz in das ganze Manövrier-Gebiet übergeht. Hinter dem genannten Podium ist eine künstliche Anpflanzung von Tannen, ein kleines Wäldchen, hoch und dicht genug, um innerhalb weniger Minuten die sämtlichen Bauersleute Tyrols mit ihren Weibern verschwinden zu lassen; niedrig genug, um von den Zuschauerplätzen aus den Überblick auf das dahinter liegende Gehöft, wo sich Hofer am Schluß versteckt hält und verraten wird, auf die Gefechtsstellung gegen den Berg Isel, und auf die strategisch wichtige Straße von Schongau zu ermöglichen. Und nicht genug wundern konnten wir uns über diese prächtige Eingebung der Oberdorfer, mit ein paar hundert Tannen auf glatter Ebene einen Kulissenkranz zu schaffen, in dem in wenigen Minuten der „Chor" der Tyroler und Weibsleute auftritt und wieder verschwindet. Rechts vom Podium, etwa 30 Schritte entfernt, ist eine kleine Kapelle, als Bühnenstaffage errichtet, ein mittelalterlicher „Ort", wie es in den alten Mysterien heißt; dorthin werden die aufständischen

Tyroler von Hofer zur Fahnenweihe geleitet, dort findet unter feierlicher Choralbegleitung eine Art „Schwerterſegen“ ſtatt; die kleine Glocke tönt über den freien Wieſengrund; die Kirchenpforte öffnet ſich, und ein Pater mit erhobenem Krucifix tritt heraus, die auf den Knien liegende Menge zum bevorſtehenden Kampfe ſegnend. Links vom Podium, in gleicher Entfernung, eine kleine Kantine, eine Tafernwirtſchaft, ebenſo proviſoriſch errichtet; dort die geiſtliche Stärkung, hier die weltliche Atzung; wiederum ein „Ort“; hier breiten ſich auch die ſpäter den Bühnenraum einnehmenden franzöſiſchen Truppen aus; hier poſtiert ſich am Schluß das Peloton, welches zur Exekution Hofers kommandiert wird.

Was uns hier, während des Spiels, plötzlich wie eine innere Erleuchtung überkam, war die Überzeugung, daß wir hier die ganze mittelalterliche Myſterienbühne mit all' ihren Problemen und Schwierigkeiten gelöſt und verwirklicht vor uns haben. Da haben wir jene „Örter“ nebeneinander aufgeſchlagen, jeder mit ſeinem Perſonal, und daneben die agierende Menge, die von „Ort“ zu „Ort“ zieht. Da haben wir den großen Vorraum, die Vorbühne, wo der Prolog auftrat, wo ſich die Teufel (wie im altfranzöſiſchen Stück „Adam“) aufhielten, und Gelegenheit hatten, fortwährend mit dem angrenzenden Publikum der erſten Sitzreihen Schabernack zu treiben, und ſo für die luſtigen Zwiſchenpauſen zu ſorgen. Da haben wir in dem dahinterliegenden Podium den „gemeinſamen Ort“, die ſpätere Mittelbühne Shakeſpeares, der Oberammergauer und der Perfallſchen Bühnenkonſtruktion, wo abwechſelnd kleine Dialoge und Scenen ſich abwickeln; da haben wir noch weiter zurückliegend jenen „ſecreten Ort“, wohin ſich Einzelne Nichtbeſchäftigte zurückziehen können, die Tannenkuliſſen, wo Reſtauration an Koſtüm und Magen vorgenommen werden kann, und wo ſchon das mittelalterliche Regiebuch empfahl, nicht zu viel „zu ſchwelgen und zu zechen“. Da haben wir zur Rechten den „Ort“ der Kapelle, wo immer eine kleine Gruppe Betender kniet, wo der Pater im Innern ſich während des ganzen Spiels verſteckt aufzuhalten hat, „bis die Reih' an ihn kommt“. Da haben wir links die Kantine mit ihrem Schankperſonal, mit ſo und ſo viel Perſonen, und mit der und der ihnen vorgeſchriebenen Verrichtung. Alle die draußen liegenden „Örter“, das Haus, da Hofer gefangen geſetzt wird, die Straße, wo die Franzoſen heranmarſchieren, der Berg Iſel, den die Tyroler verteidigen, ungerechnet. — Möchten die Herren Genées, Trautmanns, Lepſius' und Traube, und alle die Andern, ſo ſich über Geſtalt und Entſtehung der Myſterienbühne die Köpfe zerbrochen, hierherkommen, und es ſich wie Schuppen von den Augen fallen laſſen, wie es dem Verfaſſer Dieſes geſchehen, über die Einfachheit, Natürlichkeit und immenſe Wirkung jenes

Bühnenprinzips, welches die einzelnen Scenen von Anfang an nebeneinander aufgestellt, und die Akteurs von „Ort" zu „Ort" ziehen heißt. Diese einfachen Oberdorfer ohne im Besitz einer Überlieferung, ohne gelehrte Kenntnis, haben eine Bühnenanordnung wieder entdeckt und verwirklicht, welche schon die gelehrte Geistlichkeit des Mittelalters auf diesem Wege zu Stand gebracht hatte, einfach, weil sie, unsere Algäuer, naiven Sinns vor derselben Aufgabe standen und sie mit reger Phantasie erfaßten. Möchten auch Mone und Devrient noch in der Lage sein, hier jene andere Erscheinung zu beobachten, wie so es möglich war, daß ein Teil des Publikums während des Spiels von einem „Ort" zum andern mit den Schauspielern mitzieht, wie die mittelalterlichen Chronisten berichten. Natürlich: wenn rechts auf der äußersten Seite bei der Kapelle das tyrolische Kriegsvolk unter Fanfarenklängen eingesegnet wird, so strömt das bewegliche Publikum auf dem letzten Platz hinter den Sitzreihen hier zusammen; und wenn drüben auf der äußersten Seite links, bei der Kantine, Hofer seinen Standplatz zur Exekution angewiesen erhält, so schwärmt alles hinüber. Und diese Bewegung setzt sich fort bis zur höchsten Höhe des amphitheatralischen Zuschauerraums, wo, außerhalb der Umzäunung, das herzugelaufene Landvolk kostenlos sich ergötzt. Eine Erscheinung, die in Oberammergau in dem bretterumzäunten schmalen Zuschauerraum unmöglich war; die aber hier, wo wir auf freiem Wiesenplan eine Zuschauerbreite von vielleicht 100 Schritt haben, sich von selbst ergiebt.

Nur wenige Worte über den Verlauf des Spiels selbst: Zu Eingang des Stücks Klage und Verzweiflung einiger Tyroler, daß Österreich das Land den Franzosen preisgegeben. Die Mutlosen sind für gänzliche Unterwerfung; die Couragierten für Kämpfen bis zum letzten Blutstropfen. Speckbacher kommt und erklärt, mit seinem Häuflein Bewaffneter sich ins Österreichische zu schlagen. Mutter und Sohn stehen wehklagend daneben. Männer und Weiber gruppieren sich um die Mittelbühne, wo Speckbacher mit seinen Leuten steht, und beschwören ihn, die Heimat nicht gänzlich waffenlos zurückzulassen. Ja, Einer schlägt die Büchse auf ihn an und nennt ihn „Franzosenfreund". In diesem Moment kommt Hofer mit seinen Leuten, links von der Kantine her. Allgemeine freudige Bewegung. Man geht ihm entgegen. Er meldet, Bonaparte sei im Anmarsch, und gedenke Tyrol zu unterwerfen und zu zerstückeln. Nun ist es ein Leichtes, Speckbacher zum dableiben zu bewegen. Beide Helden geloben dem Vaterland ewige Treue. Immer größere Massen bewaffneter Tyroler umdrängen die Bühne. Eine Fahne wird gebracht. Und endlich geht der ganze Zug hinüber rechts zur Kapelle. Dort lagen schon vorher einige Weibsleute betend auf den Knien.

Nun ertönt die ſtille Gebetglocke und ladet zur Andacht ein. Dieſes Hinüberziehen zu einem andern „Ort“ hat, obwohl es nur 20 oder 30 Schritte ſind, etwas ungemein Reizvolles, und Spielend-leichtes für die Phantaſie. Der Pater erſcheint. Alles fällt auf die Knie. Waffen und Fahne werden eingeſegnet. Ein feierlicher Choral der Bläſer begleitet dieſe Scene. — Währenddem ſind drüben auf der Mittelbühne ſchon wieder zwei neue Geſtalten erſchienen. Der würdige Ratsherr von Brixen, und der Gerichtsſchreiber Grammelsberger, der „Federfuchſer“, äußern ſich beſorgt um dieſen unbefohlenen „Aufſtand“, und beſchließen, da ſie nichts auszurichten vermögen, die größtmögliche Zurückhaltung. Gleich darauf zieht die große Schar der Tyroler bewaffnet mit Trommler und Fahne über die ganze Breite der Vorbühne, ein Stück von den Weibern begleitet, an der Kantine vorbei, und dann hinaus aufs Feld, kreuzen die ſchon erwähnte Straße nach Schongau, und beſetzen in eiligem Laufſchritt den jenſeits der Straße ſich erhebenden Berg Iſel. Während die weißen Wadenſtrümpfe der Männer noch weithin durch das grüne Gras leuchten, hat auf der Mittelbühne ſchon wieder ein neuer Vorgang unſere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen: Der alte Faller, ein eisgrauer Mann, kanns nicht übers Herz bringen, allein zu Haus zu bleiben „I muß mitthun, und wenn's mei Tod wär, Mirzl, hol mir an Stutzen!“ Als Gegenſtück kommt gleich darauf der Gerichtsſchreiber gelaufen, von ſeinem Weib verfolgt, die ihn ausſchilt, daß er als kräftiger Mann zu Haus bleibt. Sie will ſich von ihm ſcheiden laſſen. „Sei barmherzig, lieb's Weib, und zwing mi net zu Heldenthaten. Es kann net a Jeder als couragierter Tyroler auf d' Welt komma.“ — Inzwiſchen hat ſich der erſte Schuß aus den Geſchützen auf der Höhe des Berges Iſel gelöſt. Das Gefecht hat bereits begonnen. Die Franzoſen waren aus der zu äußerſt links verdeckt gelegenen Mulde debouchiert, hatten die Schongauerſtraße gewonnen, und nun ſah man die Tirailleur-Ketten in ihren blitzblauen Grenadier-Uniformen gegen den Berg Iſel anrücken. Jetzt begann eine ungeheure Kanonade mit Salvenfeuer. Wir wiſſen nicht, ob der Berg Iſel taktiſch ſo von den Tyroler Scharfſchützen gehalten werden konnte. Weſentlich war, daß das ganze Gefechtsbild fortwährend für die Zuſchauer zu überblicken war. Oben von der Höhe des Berges Iſel ſpieen 6 Geſchütze Tod und Verderben über die Köpfe der Tyroler hinweg auf die im Thal vordringenden Franzoſen. Trotzdem gewannen dieſe immer mehr Terrain. Das Hin- und Herſchwanken dauerte wohl eine Viertelſtunde. Ich glaube, kein Hof-Theater braucht im ganzen Jahr ſo viel Pulver, als dieſe Leute in dieſer kurzen Zeit verſchoſſen. Nun wagten die Franzoſen einen Sturm. Aber auf der Hälfte des Abhangs

angekommen, empfing sie ein schreckliches Nah-Feuer aus den Büchsen der hinter spärlichen Tannen gedeckten Tyroler. Und jetzt gingen diese ihrerseits zum Angriff vor; trieben die Franzosen den Bergabhang hinunter, über die Felder und die Straße zurück, und verfolgten die in regelloser Flucht sich Auflösenden, bis keine hellblaue Uniform mit den kreuzweis' über die Brust gehängten Leder-Pendelières mehr zu sehen war. Der Sieg war ein vollständiger. Oben auf dem Berg Isel feuerten die Geschütze noch einige Zeit weiter. Bald darauf sammelten sich die Tyroler Fähnlein auf der Straße von Schongau, bogen ein herüber auf den Spielplatz, ordneten sich in Rotten; Weiber und Kinder gingen ihnen von der Vorbühne aus, wo sie bis dahin zitternd gestanden, entgegen; und während noch die letzten Schüsse vom Isel herunter krachten, zog der zu einer vielhundert-köpfigen Masse angewachsene Haufe mit Fahne und schmetternden Fanfaren auf den Spielplatz ein.

Und überall all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut . . .

hätten wir aus Bürgers „Lenore" anführen mögen. Das war ein herzerquickender, unbeschreiblich schöner Anblick. Und kein Krönungs-Zug aus dem „Prophet" oder der „Jungfrau von Orleans" konnte sich an natürlicher imposanter Wirkung mit diesem trotzig über den Wiesenplan einherstampfenden Haufen Tyroler messen. Hier schloß mit einem Dankgebet die erste und interessanteste Abteilung.

Was weiterhin folgt, ist aus der Geschichte des Tyroler Aufstandes allgemein bekannt. Ein kaiserlich österreichischer Reiter, den man schon vorher auf der obenerwähnten Straße halten und Erkundigungen einziehen sieht, sprengt heran, und meldet dem Hofer den Abschluß des Friedens von Wagram, welcher Tyrol den Franzosen einräumt, mit der Aufforderung, die Waffen niederzulegen. Mit schmerzlicher Resignation ziehen sich Hofer und seine Leute zurück. Des Umstandes, daß Hofer faktisch geschichtlich die Waffen noch einmal ergriff, und somit, bei strenger Anwendung des Kriegsrechts, als Rebell behandelt werden konnte, wird nicht gedacht, um die tragische Wirkung zu erhöhen. — Nun ziehen die Franzosen, wieder von der Schongauerstraße sich nähernd, mit Generalstab, zwei Pionieren, zwei Marketenderinnen und ca. 200 Mann in Grenadier-Uniform auf die gänzlich verlassene Vorderbühne. Nach mehreren Evolutionen, die französisch kom-

mandiert, Absingen eines Lagerliedes, Zusammenstellen der Gewehre u. dgl. meldet sich bald der Verräter, ein zerlumpter Bauernbursch mit roten Haaren, der das Versteck Hofers angiebt. Als dieses gilt das letzte isoliert stehende Haus von Oberdorf gegen Schongau zu, zwischen Spielplatz und dem Berg Isel. Also wieder ein „Ort", der sich in die Zahl der schon genannten Bühnen Lokalitäten dieses unermeßlichen Spielraums mit prächtiger Leichtigkeit einfügt. Hofer wird gebracht; von dem auf dem Podium stehenden General Lefebvre barsch angefahren, kurz verhört und sogleich zum Tode verurteilt. Nun kommen noch einige Rührscenen, Abschied Hofers von seinem Sohn; dann bilden die Franzosen um ihren General rechts vor der Kapelle ein Karree; ein Halbzug ist zur Exekution kommandiert. Hofer selbst zu äußerst links von der Kantine placiert; nicht gebunden; mit offenen Augen; den Hintergrund füllen immer mehr und mehr Tyroler, Männer und Weiber. Niemand trägt Waffen. An den krummen Schürzen der Weiber sieht man, daß alle den einen Zipfel aufgeschlagen ans Auge drücken, und schluchzen. Die Exekution selbst ist dann genau nach dem bekannten Lied „Zu Mantua in Banden", dessen Schlußverse Hofer selbst spricht:

„ . . . Nun so trefft mich recht,
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt Ihr schlecht.
Adieu mein Land Tyrol!

Hofers Leiche wird dann hinweggetragen und hinter den Tannen-Kulissen geborgen. Allmählich leert sich die ganze Scene. Die Franzosen ziehen militärisch ab. — Am Schlusse sammelt sich die ganze Spielgesellschaft in zwei Zügen auf der Straße: voraus die Tyroler, Männer, Frauen, Kinder; an ihrer Spitze Hofer zu Pferd, rechts von ihm der Pfaff, ebenfalls zu Pferd; Speckbacher, dann die übrigen; ein echt Defreggersches Bild. Dann mit kleinem Abstand die Franzosen, etwa 200 Mann; an ihrer Spitze General Lefebvre mit seinem Stab zu Pferd. Und nun zieht der ganze Troß unter Abspielen altbayrischer Märsche nach Oberdorf hinein. Ein überwältigender Eindruck.

Hier haben wir also einmal ein echt mittelalterliches Spiel an uns vorüberziehen sehen, ein Spiel mit jener naiven Bühnen-Konstruktion, die Alles, Häuser, Gärten, Kapelle, das ganze Nacheinander der Scenen, gleich von Anfang an nebeneinander, wie ein Knabe seinen Baukasten, als „Örter" aufstellt; nur daß diese „Örter" im mittelalterlichen Mysterium hießen: „Mariä Haus", „Haus, da das Abendmahl gegessen wird", „Säul', da Christus gegeißelt wird", „Die drei Kreuz", u. dergl., ein Spiel voll

ſolcher Natürlichkeit und Friſche, gegen die ſelbſt das Oberammergauer Feſtſpiel mit ſeinem athenienſiſchen Giebel, ſeinem klaſſiſchen Gebälk und Eingepferchtſein zwiſchen Lattenwerk, Dumpfheit und höchſtes Raffinement bedeutet.

Möchten unſere Schauſpiel-Dramaturgen und Theater-Intendanten auch an dieſem Spiel der braven Algäuer Einiges beherzigen, und dem geſprochenen Drama, welches noch immer eingekeilt in der franzöſiſch-italieniſchen Guckkaſten-Bühne ſchwitzt, den Weg weiſen, auf dem ihm im Sommer ein tauſendköpfiges, dankbares Publikum ſicher iſt. —

Unſer Dichteralbum.

Der Schlaf der Verzweiflung.

Womit verſäuf' ich die Welt voll Leid,
Die ich hinter mir ließ, in Vergeſſenheit!
Ich muß ſie in glühendem Naß ertränken:
Ich trinke, bis mir vergeht das Denken.

Wie ſtill' ich den Puls, der die Adern durchſtürmt,
Vorm Elend, das jetzt ſich da um mich türmt!
Ich trinke, bis ich im Blut das Gewühle —,
Den Herzkrampf nicht, — bis ich nichts mehr fühle.

Wie ſchließ' ich die Augen vor alle dem Weh,
Was ich — da! — her zu mir ſchweben ſeh, —
Dahinter das ewige Nichts! — Ich trinke,
Bis um mich Alles und in mir verſinke.

Und wie ich mein Leben verſchlafen mag:
Das iſt mein Grübeln, bin ich wach;
Der Gluttrunk muß uns nimmer Wachen
Ein traumlos bleiernes Schlafen machen

Dies Totſein im Strahl ſchon des Namenlichts,
Schon war dem ew'gen dies atmende Nichts:
Dies Schmachten des Elends nach blinder, tauber
Daſeinsentrückung iſt Gluttrunks-Zauber.

Magdeburg. Peter Merwin.

Der Alchymiſt.*)

Erſter Geſang.

Es war die Nacht, in der der Frühling kam,
Und es erzitterte die alte Erde,
Als ihr der Wind die weiße Decke nahm,
Und jauchzend durch die Wälder rief: „Es werde“,
Es zitterten die hundertjähr'gen Bäume,
Die moosbewachſenen, in ihren Tiefen,
Als würden Wahrheit alle ſüßen Träume
Der Winterszeit, in der ſie ruhig ſchliefen;
Und brauſend, toſend zog es durch die Nacht:
„Der Winter iſt vorbei, erwacht, erwacht!“

Es ſchmolz der Schnee, und tauſend Bächlein floſſen,
Doch in den Boden drangen ſie nicht ein;
Es hielt der Froſt der Erde Schoß verſchloſſen,
Und ſprach mit rauhem Trotz: „Noch biſt Du mein“.
Doch durch die Wurzeln zog ein Frühlingshauch,
Ein frohes und doch wehmutvolles Lied,
Wie es durch junge Menſchenherzen auch
Zur Frühlingszeit in weichen Tönen zieht,
Wenn froh das All' auf neues Leben harrt,
— Scheint auch die Welt für immerdar erſtarrt.

* * *

Im Froſt erſchauernd, doch die Bruſt voll Glut,
Umbrauſt vom Sturm, im Herzen Frühlingsahnen,
Schritt Laskaris von dannen wohlgemut,
Sich einen Pfad in dunkler Nacht zu bahnen.
Er kam aus Böhmen, zog am Stab einher,
Der Elbe folgte er in ihrem Lauf,
Der Weg war lang geworden ihm und ſchwer,
Es türmte hoch im Wald der Schnee ſich auf.
Der Wand'rer kämpfte mit den Elementen,
Und ſeufzte tief: „Wo wird die Wand'rung enden?“

Die Stürme fuhren raſend durch den Wald,
Am Himmel ſie die ſchwarzen Wolken jagten.
— Es beugten ſich die Tannen der Gewalt,
Doch ächzend ihre ſchnee'gen Wipfel klagten.
Der Elbſtrom wälzte donnernd ſeine Wellen,
Und krachend ſchob das Eis er vor ſich her,
Als wollt' zu Staub die Blöcke er zerſchellen —
Es ſtaute ſich der Strom und ward zum Meer,
— Dann zog er jauchzend über Felsgeſtein,
Der neu errung'nen Freiheit froh zu ſein.

*) Separatabdruck aus dem 2. Teil der epiſchen Dichtung „Laskaris“, welcher in einigen Monaten zur Ausgabe gelangt.

Der nächt'ge Wand'rer hemmte ſeinen Schritt,
Um das erhab'ne Schauſpiel zu betrachten;
Im Geiſt kämpft er den Streit der Wogen mit,
Vergeſſene Gefühle neu erwachten
In ſeiner Bruſt und riſſen ihn mit fort.
— „O wär' auch ich ein Strom und dürfte ringen
„Mit eiſ'gen Feſſeln, wie die Elbe dort,
„Frohlockend freie Bahn mir zu erzwingen!
„Dürft' ich wie ſie, ſo frei, ſo ſchrankenlos
„Zieh'n durch die Welt, ſo wild, ſo ſtolz, ſo groß."

Doch höhnend rauſchen Antwort ihm die Wogen:
„Grab' Deinen Weg Dir ſelbſt, wie wir gethan,
„Zieh' kämpfend hin, wie wir einſt hingezogen,
„Auf eb'nem Weg nicht, nein, auf felſ'ger Bahn,
„Und wühl' Dein Bett Dir ſelbſt auf dieſer Erden!
„Sei kühn und reiß' das Urgeſtein entzwei,
„Dann kannſt Du groß und ſtolz und mächtig werden
„Und fröhlich jauchzen — ſchrankenlos und frei,
„Dir ſelbſt genug, auf ſelbſtgeſchaff'nem Pfad,
„Die Bruſt geſchwellt, wenn neu der Frühling naht."

Es brauſt der Strom vorbei — der Jüngling lauſcht
Dem Wort, das ihm die Flut in wildem Takt
Vom nächt'gen Sturm gepeitſcht, entgegenrauſcht,
Dumpf dröhnend wie ein mächt'ger Katarakt. —
An einen Baum gelehnt — gedankenvoll
Das Eis betrachtend, das im Fluß ſich ſtaute,
Bald niederging, bald mit den Fluten ſchwoll,
Der Jüngling ſinnend in die Ferne ſchaute;
— Gedanken, die in ſeinem Innern ſchliefen
Erwachten jetzt und ſtiegen aus den Tiefen.

Ihm dünkt, der eiſ'ge Elbſtrom ſei ein Bild
Der Menſchheit, die ſo kalt durchs Leben ſtürmt,
Den Wellen gleichend, toſend laut und wild,
Zermalmend, was ſich ihr entgegentürmt.
Ihm dünkt, er ſei verurteilt, mitzuwallen,
Ein lodernd' Feuer in dem eiſ'gen Meer,
Als einz'ge Seele fühlend unter allen,
Daß öd' die Fahrt iſt und der Weg zu ſchwer;
Was iſt der kleine Tropfen in den Wellen,
Wie ſoll er ſich der Flut entgegenſtellen?

Ja wird zu Eis der Tropfen im Gewühl,
Daß and're Tropfen ſich mit ihm vereinen,
Zu Stein erſtarrend, ohne Mitgefühl,
Und bannt er feſt an ſich das Los der Kleinen —

Da kann er ſich der Flut entgegenſtemmen,
Den Quadern gleich, die hier vorübertoſen;
Dann kann er machtvoll die Gewäſſer hemmen,
Die lodernden — ein Großer unter Großen.
Und doch wie klein iſt dieſes Großen Macht,
Der tückiſch kämpft in hoffnungsloſer Schlacht.

Der bleiche Mond aus ſchwarzen Wolken bricht,
Die ſturmgepeitſcht am nächt'gen Himmel fliehn,
Doch Laskaris ſchaut auf die Wolken nicht,
Er ſieht die Wellen nur, die unten ziehn.
Er fühlt es ſchwer, daß ſeine Lebensbahn
Dem Bächlein gleicht, das müd' am Wege rinnt,
Das trägen Laufes langſam ſtrebt hinan,
Ein Spiel der Sonne und ein Spiel dem Wind.
Und ach! er ging' ſo gerne durch die Welt,
Dem Elbſtrom gleich, ſo toſend, kraftgeſchwellt!

Das Sehnen, das der Knabe ſchon empfunden
In tiefſter Seel', nach Größe, Macht und Glück,
In ſeiner Kindheit, die dahin geſchwunden, —
Es kehrte jetzt aufs Neu' zu ihm zurück.
Trug in der Hand er doch die Panacee,
Ein Blatt von Golde an der Menſchheit Baum,
Das ihn entrückte jedem ird'ſchen Weh,
Ein köſtlich' Kleinod — aller Menſchen Traum;
Und grübelnd überdachte er ſein Los,
Und zitterte — es dünkt' ihm allzugroß.

Er ſieht ſich abſeits von der Menge ſteh'n,
Der mühevolles Tagewerk beſchieden,
Wohl flieh'n die Sorgen ihn, die ſie umweh'n,
Doch flieht ihn auch ihr ſüßer Seelenfrieden.
Und leiſe fragt er: „Biſt Du ſtark genug,
Das ungeheuere Geſchick zu tragen,
Das Philaleth allein auf Erden trug,
In ſeines Alters weisheitsvollen Tagen,
Als er der Lieb', der Macht, der Menſchheit grollte,
Und nur, dem Leben fluchend, ſterben wollte?

Floh Philaleth nicht aus dem Heimatland?
Starb er nicht gramgebeugt auf fremder Erde,
Weil er der Menſchen Tücke nicht gekannt,
Weil er zu heiß der Menſchen Glück begehrte?
Ja wild die Welt iſt, die vorüberjagt,
Und Mitleid und Erbarmen kennt ſie nicht —
Fühlſt Du Dich ſtark genug, um unverzagt
Der Fels zu ſein, der ihre Brandung bricht?
Fühlſt Du den Mut, Dich in die Welt zu wagen,
Ihr höchſtes Glück, ihr tiefſtes Leid zu tragen?“

Der Schrei der Eulen ſchreckt den Jüngling auf,
Und reißt ihn jäh aus ſeinem tiefen Sinnen,
Und weiter eilt er jetzt im raſchen Lauf,
Das Ziel der Wand'rung endlich zu gewinnen.
Schon naht der Morgen — und der Jüngling ahnt,
Daß ſeine längſt erſchöpften Kräfte enden,
Doch trotzig zieht er unentwegt und bahnt
Den Pfad ſich, kämpfend mit den Elementen.
Doch leiſe flüſternd ſpricht er zu den Winden:
„Oh dürft' ich ſchlafen, könnt' ich Ruhe finden!

Ich möchte ſchlafen ein Jahrtauſend lang,
Und einen Tag aufs Neu' die Welt beſeh'n,
Möcht' lauſchen einer Menſchenſtimme Klang,
Und wiederum hinab zur Tiefe gehn —
Dort unten wollte ich Äonen ruh'n,
Dürft' ich nur dann, wenn ſie vorbeigefloſſen,
Noch einen Blick zum Sternenhimmel thun,
Den Mond zu ſchau'n und ſeines Lichts Genoſſen,
Noch einmal wandern durch die Wälder wieder,
Mich zu berauſchen an der Vögel Lieder."

Die Raben flattern krächzend durch die Lüfte,
Und hüpfen leiſe auf dem ſchnee'gen Pfad,
Es lichten ſich die kalten Nebeldüfte,
Es regt ſich leis' der Wald — der Morgen naht.
Und Laskaris läßt in die Ferne ſchweifen
Voll Ungeduld den Blick — und neubelebt
Erkennt er einen dunkel'n hohen Streifen
Im Nebelmeer, das zu den Wolken ſtrebt.
Und durch ſein Herz zog lichter Sonnenſchein,
Und jauchzend ruft er: „Dort muß Dresden ſein".

Und immer heller wird's, es weicht die Nacht,
Die Laskaris getreu zum Ziel geleitet,
Ein neues Glück im Herzen ihm erwacht,
Er dankt dem Gott, der ihm das Glück bereitet.
Sein Blick frohlockend auf dem Bilde ruht,
Das jetzt vor ſeinem Aug' vorüber zieht,
Er fühlt die alte Kraft, den alten Mut,
Das alte Hoffen ſeine Bruſt durchglüht;
Und ſelig ſchaut er zu den ſtolzen Höhn
Und flüſtert leis': „wie iſt die Welt ſo ſchön!"

Dann wandte er ſich um. Mit einem Mal
Die Sonne leuchtend aus den Wolken bricht,
Und golden färbt ihr erſter Morgenſtrahl
Das weite Land, und taucht das All in Licht.

Der Jüngling ruft: „und biſt du mit den Wogen
Denſelben Weg, den ich gewandert bin,
Als treuer Freund mit mir hierher gezogen —
O bleibe mir getreu auch fürderhin!“
In ſeiner Bruſt vergeſſen war der Gram
Der finſter'n Nacht, — in der der Frühling kam.

Frankfurt a. M. Arthur Pfungſt.

Drei Liebes-Gedichte.

I.

Die Welt iſt reich wie das Auge eines ſchönen Mädchens.

Tiefes Dunkel iſt darin voll ſüßer und ſchauriger Rätſel, und die Seligkeit iſt in ihr, welche glitzernd über die Oberfläche des feuchten Augapfels huſcht.

Und das Herz dieſer Welt voller Keime und heißer Fluten, wie das Herz eines verliebten Mädchens iſt es, das unbewußt ſich nach Umarmung ſehnt und ſchmerzlich ſeligem Gebären.

Feuerſtrahlender Gott, der du die Wolkenvorhänge zerreißeſt, die Erde in ihrer Nacktheit zu ſchauen, heißblickender Mann, Held Helios, gieße deine Lebensſtröme in den heiß wartenden Schoß der Erde! —

II.

Tonnen ſtehen im dunklen Keller, breite, braune, bauchige Tonnen, und zwiſchen ihnen taumelt meine Jagd nach einem Sonnenſtrahl, den ich im vorigen Sommer ſah.

Sicher, in einer dieſer Tonnen ſteckt er, Napoli oder Caro vigno, ihr goldenen, wer von euch hat ihn?

An einem See war's vor dem Gebirge, und ſilbergraue Libellen flogen im raſchelnden Röhricht des dürr grünen Schilfes. Aus den klingenden, kleinen Wellen klirrte ſilbern die Frage:

„Wo lebt die Eine mit dem liebegütigen Herzen, das deiner Sehnſucht vorbeſtimmt iſt als weiches Bett?“

Und ein heißer, goldener Strahl kam von der großen Sonne, der über die Wellen fuhr wie kriegsſchlichtender Schwertſtreich.

Seid mir Liebesorakel, ihr ſonnenſchwangeren Tonnen!

III.

Da noch Blut in meinen Adern iſt und Kraftſpannen in meinen Muskeln, will ich lieben, — lieben wie ein ſeliger Gott und ein geſundes Tier.

Die faule Furcht der Menſchheit blas ich hinweg mit meinem Odem voll raſender Sehnſucht.

Meine drängende Bruſt hebt ſich nach den bebenden, vollen Brüſten unendlicher Hingabe.

Zwingen will ich den ausweichenden Blick ſehnender Weichheit.

Her zu mir alle, ihr Liebeskräftigen, ich will euch umarmen.

Wer aber liebesfeige iſt, gehe hin und erſäufe ſich in veilchenfarbener Tinte.

Seinem Tode will ich ein Tanzlied ſingen.

München. Otto Julius Bierbaum.

Fit Lux.

(Aus den Künſtlerliedern.)

Es ſchleicht durch die Welt ein gramdürr'res Weib,
Mit fahler, verbitterter Fratze,
Mit ſchmutzigen Fetzen am knöchernen Leib,
Mit gierig gekrallter Tatze. —

Das Elend, die Armut! Man taumelt zurück —
Man peitſcht ſie — man ſchlägt ſie in Eiſen:
Man ſcheut ihren wilden, Gier lodernden Blick —
Sie könnte den Erdball zerreißen! —

Sie ſchüttelt die Ketten, ſie wälzt ſich im Schmerz,
Ihr Keuchen verpeſtet die Lüfte,
Ihr raſender Schrei dringt himmelwärts —
Durchwimmernd die Städte und Trifte. —

— — — — Da naht eine Gluten umwallte Fee —
Mit Thränen im ſtrahlenden Auge. —
Durchzittert vom Mitleid, von innigem Weh,
Trotzt hehr ſie der Peſtigen Hauche. —

Sie beugt ſich zur Hexe — ins Aug' blickt ſie ihr,
Ins Herze, zerfleiſcht und zerriſſen —
Ergründet erbebend der Raſenden Gier,
Verkündet der Welt dieſes Wiſſen. —

Die Schmerzen zu lindern, entbehrt ſie der Macht,
Sie hilft mit funkelndem Schwerte . . .
Durchblitzt mit der Fackel die drückende Macht . . .
Erſchüttert die Herzen der Erde. —

Die Fee Poeſie! Sie weint und ſie droht,
Die Menſchen erzittern, erbeben
Und fürchten, das Elend, die ſtinkende Not
Könnt' wieder ihr Schlangenhaupt heben. —

Sie haſſen die Kunſt, die zum Elend ſich neigt,
Und werfen mit Kot ſie und Steinen . . .
Und hat ſie ein Schwertſtreich der Göttin erreicht — —
Ein Schimpfen, ein Zetern, ein Greinen! —

Die Kunſt ficht tapfer; ihr Schlachtgeſang dröhnt —
Und die Beſten ſind endlich die Ihren!
Sie ſiegt! Ja ſie ſiegt! Die verläſtert, verhöhnt
Von hündiſchen Simpeln, von Tieren! —

Ein Ritter, ein König, ein Kaiſer, ein Held,
Der lauſcht ihr mit zuckenden Lippen . . .
Der will, daß die Feſſel der Armut fällt —
Der haßt die tieriſchen Sippen! —

Der ſprengt ihre Ketten — die Armut iſt frei,
Kann all' ihr Wünſchen nun ſagen . . .
Es ſtirbt ihr wütender Schmerzesſchrei —
Ihr Sklaventum liegt erſchlagen! —

Der Kaiſer liebt Thaten! — die Hilfe iſt nah!
Der Frieden ſpannt ſeine Flügel . . .
Und die Kunſt, die beim Kämpfen nur Hemmniſſe ſah —
Sie ſtrafft die Pegaſus-Zügel. — —

Sie ſchwingt frohlockend die Fackel, das Schwert!
Durchglüht von dem herrlichen Siege
Spornt ſtolz ſie zum höchſten Fluge ihr Pferd —
Erklimmt ſie der Ewigkeit Stiege! —

Und Du, mein Kaiſer, vom Danke durchhaucht
Für das große erhabene Streben,
Für das Ringen nach Recht — majeſtätiſch erlaucht,
Das die Kunſt, ja die Kunſt Dir gegeben.

Du zollſt ihr die höchſte Ehrfurcht der Welt,
Du küßt ihr vaſalliſch die Hände,
Knieſt demütig nieder vor ihr, Du mein Held,
Reichſt goldenen Schatz ihr als Spende!

Mein Kaiſer, mein Kaiſer! — „Im Purpurtuch"
— Es wird Dein Homer Dich loben —
„Mit dem Schwert in der Fauſt, das die Lüge erſchlug —
Den Blick zur Kunſt erhoben!"

Berlin. Viktor von Kohlenegg.

Neuſchwanſtein.

Wärſt du mein, du Burg, umragt von Türmen,
Die Fäuſten gleich ſich trotzig in die Wolken recken —
Um die der Geier kreiſt, den Wichten Tod und Schrecken —
Die eiſern ſteh'n in Wettern und in Stürmen! . . .
O wärſt du mein! —

O wärſt du mein! Könnt ich von deinen Zinnen
Hinab — hinab — hinab! ins Thal der Sklaven ſchauen! —
Mein eig'ner Herr und Gott — durchglüht vom Selbſtvertrauen,
Wich alle knecht'ſche Schwäche mir von hinnen! . . .
O wärſt du mein! —

Du biſt's! In meiner Bruſt fühl' eine Burg ich werden,
Mit einem Herrſcherſitz für mich, für meine Kraft . . .
— — Tief unten liegt die Welt, vom Knutenhieb zerklafft . . .
Bald ſteh' ich weitentrückt dem eklen Dunſt der Erden! —
Du biſt's! . . .

Berlin. Viktor von Kohlenegg.

Parfüm.

(Bei Gelegenheit mit einem Fläſchchen Parfüm geſandt.)

Sieh, in dieſer kleinen Flaſche
Schläft ein Wohlgeruch gefeſſelt.
Kluge Meiſter fern in Frankreich
Haben flücht'ge Blumendüfte
Einſt mit Feuer und Retorten
Eingefangen, eingeſperrt. —
Und ich wollt', ich könnte gleichfalls
Deiner Küſſe flücht'ge Düfte
Klug mit Feuer und Retorten
In ein winzig Fläſchchen bannen,
Um ſie wieder zu beleben,
Einſam ruhend nachts im Kiſſen.
— Und ſo mag der Duft, wenn Stille
Deines Lagers Dich will drücken,
Wenn ich fern von Deiner Seite,
Süß Erinnern ſüßer Stunden
In die Einſamkeit Dir zaubern
Und Dich ſanft hinüberleiten
In das gold'ne Reich der Träume
Duft'ger Blumen, duft'ger Küſſe.

Improvisto.

Vorbereitet, das iſt gut,
Improvisto, das iſt beſſer,
Improvisto ſchmeckt es gut,
Wenn man auch kein ſtarker Eſſer.

Kraufe Ziffern ſchreib ich hin,
Wenn ich will Geſellſchaft laden,
Rechne fein und rechne ſcharf,
Daß ich ja nicht nehme Schaden.

Kommt ein alter lieber Freund
Plötzlich mir ins Haus gefallen,
Improvisto laß ich gleich
Alle Pfropfen fröhlich knallen.

Heirat, welche Seligkeit,
Wenn mit Vorſicht ſie betrieben!
Soviel ich, — und ſoviel Du, —
Der Kontrakt wird unterſchrieben.

Aber anders brennt ein Kuß,
Den ich *improvisto* raube, —
Traubenkur, ich danke ſehr,
Doch wie ſüß geſtohl'ne Traube!

Im hiſtoriſchen Roman
Reihen Seiten ſich an Seiten,
Voll Bewund'rung für den Fleiß
Zieh ich mich zurück bei Zeiten.

Fang ein luſtig Lied ich an
Improvisto in der Runde
Froher Zecher, ſchallt es gleich
Sangesfroh aus jedem Munde.

Improvisto iſt das Glück,
Improvisto iſt das Leben,
Halte feſt, was Schickſalsgunſt
Improvisto Dir gegeben!

Berlin. H. P. Hornung.

Menſchenleben!

Verworrenes Ringen
Mit fremden Dämonen,
Und den ſchlimmſten im eigenen Herzen;
Viel Hoffen und wenig Gelingen,
— Und die Zeit wandert fort.
Manchmal da giebt es ein Jubeln und Scherzen;
Aber nur leiſe
Klingt auch dazwiſchen ein Liebeswort.
Und manchmal, heimlicherweiſe,
Fernher ein verlorner Harfenton. —
Ach, Jeder ſehnt ſich, ein Glück zu erreichen!
Doch die Haare erbleichen —
Und die Zeit wandert fort. — —

Wien. Julius Lichtenſtein.

Café national in Berlin.

Wie die Fontaine rauchend ſprüht und flimmert!
Ein Girren . . . Kichern . . . Café national!
Auf weiße Nacken, ſeidne Roben ſchimmert
Ein Lichtmeer hin in glühem Zitterſtrahl.
Des blauen Rauches blaue Kräuſelflocken
Ziehn dampfend in die ſchwüle Luft empor
Und lüſtern grüßt aus dunklen Frauenlocken
Weißer Camelien bleicher Blütenflor.

Es huſchen flüchtig, hell vom Glanz beſchienen,
Blaßhübſche Mädchen durch der Gäſte Reihn,
Das Körbchen voll Meſſina-Apfelſinen,
Und laden jeden keck zum Kaufe ein.
Kornblumenſträuße, blaue Frühviolen
Und rote Roſen bieten andre dar,
Dazu ein Duft, pikant und hold verſtohlen,
Von friſchem Kuchen und von Caviar.

Die Luft wird ſchwül, die Weiber blicken lüſtern
Und locken girrend jeden neuen Gaſt,
Wie helles Kichern . . . Sträuben . . . leiſes Flüſtern,
Wenn wild ein Arm den blühenden Leib umfaßt.
Dazwiſchen Kellner, eilend, ſchwer beladen,
Die Taſſen klirren auf dem Marmorweiß,
Man ſchlürft Mélange und matte Limonaden,
Und einigt ſich dann endlich um den Preis.

Es drängt zum Aufbruch! Um des Nackens Schimmern
Liegt ſchmiegſam ſchon der weiße Spitzenſhawl,
Noch einmal grüßt dich der Fontaine Flimmern
Mit ihrem perlenlichten Sprühquellſtrahl.
Dann geht's hinaus — Nachtdroſchken ſind am Orte —
„Natürlich erſter" flüſterſt du mir zu, —
Dienſteifrig öffnet der Portier die Pforte
Und wünſcht uns ſchmunzelnd eine gute Ruh.

Augsburg. Carl Buſſe.

An ein Weib.

Er wirbt um Dich in ſüßem Traume,
Ein Engel biſt Du, hochbeglückt!
Er greift nach Deines Schleiers Saume
Und küßt ihn leis . . . und iſt entzückt.

Doch in der erſten Nacht der Gnade
Verglimmt der Aureole Schein.
Du ſteigſt herab zum Erdenpfade
Und gehſt mit ihm . . . und biſt allein.

Braunſchweig. Bruno Alexis.

Wiedergefunden.

Skizze von Maria Janitſchek.

(Straßburg i. E.)

Rings um mich her lag ſtille lindernde Einſamkeit gebreitet, wie ein kühlendes Linnentuch, das einen wundenbedeckten Körper umgiebt . . .

Ich erhob mich, und ging weiter.

Es war lautlos, nur meine Fußtritte ſtörten die Ruhe, ſie ſchallten hohl, wie die Schritte eines Menſchen, der in einem leeren Raume hinwandelt.

Mir kam vor, als ginge ich in einem Gemache, deſſen Bewohner weit fortgezogen, und das nun leer ſtand, ganz leer . . .

Später glitt der Mond über dem Felſengebirge empor, wie ein Leichnam, den man nun aufgerichtet zur Schau ſtellt.

Hunderttauſend Menſchen ſahen jetzt hinauf zu dem blaſſen Geſichte, aber keiner verſtand es.

Ich kauerte mich am Wege hin, und ſchob einen Stein unter mein Haupt.

Was ging mich der Mond an, ich dachte an anderes . . .

Und plötzlich glitt etwas über mein Antlitz. Etwas Rätſelhaftes. Eine Wolke Narciſſenduſts. Hier in der Steinwüſte! Ich richtete mich auf. Ich griff an meine Stirne. Das mußte ein Traum ſein. Aber es war keiner.

Meine Nüſtern tranken die ſeligen Duftwellen.

Es war Wirklichkeit.

Ich ſprang auf. Der Duft hing ſich an meine Haare, an meine Gewänder.

Mit ſuchenden Augen blickte ich neben mich auf die Erde.

Aber wie konnten hier Blumen gedeihen, hier zwiſchen den Steinen.

Und doch mußten Narciſſen da ſein.

Meine Gedanken gerieten in Verwirrung.

Nicht der weißen Blumen wegen . . .

Aber um jenes andern willen, an das ich gedacht hatte . . .

Mit einemmale wurde der Mond bedeckt.

Schnellatmend ſchritt ich im Dunkel hin.

Plötzlich ſah ich etwas Silbernes neben dem Wege.

Ich neigte mich nieder und fühlte mein brennendes Antlitz wie von kühlen zitternden Fingern berührt.

Ich mußte mich gegen einen Baum lehnen, um nicht umzuſinken vor Freude.

Es waren Narciſſen!

Und plötzlich ſtand im weißen wallenden Königsmantel der Engel der Erkenntnis vor mir und ſprach:

„In der Sinnenwelt iſt der Duft ein Teil des Körpers, der ihn ausſtrömt, im Reiche des Geiſtes die Erinnerung ein Teil des Weſens, das ſie uns auferſtehen läßt. Du ſiehſt den Duft und die Erinnerung nicht, aber die Urſache beider iſt lebendig.“

Ich lachte ſtill in mich hinein und jauchzte:

Da biſt du ja, da biſt du ja!

Und dann lief ich hinab zu den Menſchen, um mich mit ihnen zu freuen.

Frühlingsſturm.

Landſchaftſtudie von Hans Merian.

(Leipzig.)

I.

Aus Leibeskräften eine Melodie aus „Madame Angot“ pfeifend, ſchritt Henri Dubois das ſteile Gäßchen hinunter, das zwiſchen Landhäuſern und Weinbergen ſich durchwindend, vom hochgelegenen Bahnhof nach der Unterſtadt führt. Die hellblaue Mütze, die ihn als Mitglied der Schülerverbindung „Neocomia“ kennzeichnete, war weit aus der Stirn geſchoben und ſaß, wie ein phantaſtiſcher Chignon, auf dem ſchwarzen Lockengewirr des Hinterhauptes. Beide Hände ſtaken in den weiten Hoſentaſchen, und unter den linken Arm klemmte ſich eine kleine, ſchwarzlederne Kollegienmappe. Stolz blickte auf der Bruſt das blau-weiße Verbindungsband aus dem offenen Jaquet hervor.

Henri Dubois war offenbar recht vergnügt. Worüber er vergnügt war? wer mochte das wiſſen! Wohl über den luſtigen Sonnenſchein, der die ganze Gegend mit ſeinem glänzend weißen Lichte überglaſtete, und deſſen Wärmeſtrahlen, von den zu beiden Seiten des engen, ſteinigen Weges hinlaufenden weißgetünchten, ſchattenloſen Mauern zurückgeworfen, eine wahre Glutofenhitze entwickelten, obgleich es erſt halb neun Uhr morgens war? Oder freute er ſich über den wie geſchmolzenes Silber glänzenden See, der da und dort an einer Biegung des Weges oder durch eine Mauerlücke zu

ihm heraufblitzte und in dessen Hintergrunde sich das gewaltige Panorama der schimmernden Alpenkette von Säntis bis zum Montblanc enthüllte? Oder dachte er gar nicht an all die Pracht und Herrlichkeit, und war er nur vergnügt, weil heute ein Donnerstag war, an welchem Tage die Schulen in Neuenburg, wie in der ganzen französischen Schweiz, nachmittags feiern?

Wahrscheinlich beeinflußten alle diese Umstände gemeinschaftlich seine Stimmung, die übrigens in der Regel eine sehr heitere war; denn Henri Dubois betrachtete die Welt als einen höchstergötzlichen Aufenthaltsort, und das ganze Leben erschien ihm wie ein einziger, fröhlicher, spaßhafter Rausch.

Ja, Rausch ist hier das einzig richtige Wort. Henri berauschte sich an allem: an Luft und Sonnenschein, am Grün der Juraberge und am Schnee der Gletscherwelt, am Wind, der ihm die Segel seiner Barke blähte, an den schalkhaften Augen der Pensionärinnen, die, unter der treuen Obhut von „Mademoiselle", paarweise und in langen Reihen durch die Straßen zogen oder abends auf der Promenade oder auf dem Quai gravitätisch auf und nieder spazierten, er berauschte sich an den Thaten unerhörter Tapferkeit der alten Kriegshelden, an Freundschaft und Treue, an den mannigfaltigsten Leibesübungen und sogar am Unterricht seiner Lieblingsprofessoren, die ihn in die Schönheiten der französischen Sprache und Litteratur einzuführen, oder ihm die Geheimnisse der Naturwissenschaften zu erschließen bemüht waren. Kurz, er lebte in steter Begeisterung, und sein lebhaftes, echt gallisches Temperament war jeden Augenblick bereit, aufzuwallen und nach irgend einer Richtung hin wilde Wogen zu schlagen.

In dieses sonnige Dasein warfen nur von Zeit zu Zeit die lateinischen und griechischen Klassiker ihre düstern Schatten. Henri fand diese alten Herren langweilig und unausstehlich — einfach „widerwärtig". Und doch mußte er sich täglich mit ihnen herumschlagen. Das war der bittere Bodensatz im Freudenkelch seines Lebens. Aber auch über diese täglichen Marterstunden wußte er sich hinwegzusetzen, indem er ihnen nur gerade soviel Aufmerksamkeit schenkte, als unbedingt nötig war, aber auch keinen Deut mehr. Übrigens mußte, wenn alle Stränge rissen, Henris Busenfreund, Fritz Büren, dem Bedrängten jeweilen aus der Not helfen.

Auch heute ließ sich Henri den schönen Morgen keineswegs durch den Gedanken verderben, daß er in seiner unter den Arm geklemmten Ledermappe die „attischen Nächte" des Aulus Gellius und Pindars unsterbliche Oden mit sich führte, daß er sich nun mit diesen langweiligen Nächten des alten Römers — o, wie viel kurzweiliger waren die Neuenburger Nächte, wo man wenigstens im Mondschein auf den See hinausrudern konnte, als

jene attiſchen, wo es nichts zu kauen gab als ſade Anekdoten und Wortklaubereien! — und mit den ſehr ſchwülſtigen, mit Mythologie überladenen Oden des Griechen je eine Stunde werde abquälen müſſen, und daß ihm höchſtens in der dritten, leider, ach, ſo heißen Stunde von elf bis zwölf, wo Phyſik getrieben wurde, einige Erholung blühen werde. Er dachte überhaupt jetzt gerade an gar nichts und pfiff nur in ohrenzerreißenden Tönen vor ſich hin: „De la mère Angot je suis la fille, je suis la fille . . .“

Als Henri Dubois unten in der ſogenannten Vorſtadt angekommen war, wandte er ſich nach links, um wie er gewöhnlich that, ſeinen Freund Fritz Büren, der am Ende des Faubourg wohnte, zur Schule abzuholen.

Fritz und Henri hatten zuſammen die Schulklaſſen durchlaufen und bis jetzt in ihrem jungen Leben redlich Freud und Leid geteilt. Sie hatten dieſelben Neigungen und Schwärmereien, ſie begeiſterten ſich für dieſelben Lehrfächer und verabſcheuten mit rührender Übereinſtimmung ebenfalls dieſelben Profeſſoren und Unterrichtsſtunden. Sie hatten ſogar, trotzdem ſie erſt ſiebzehn Jahre zählten, ſchon dieſelbe politiſche Überzeugung, und zwar, zum Schrecken ihrer Väter, eine ziemlich radikale; und ſie verſäumten niemals bei Gelegenheit der Wahlen, oder am „erſten März“, wo das Feſt der Republik gefeiert wird, dieſe Geſinnung nach Kräften zu bethätigen. Kurz ſie waren, wie man ſo ſagt, ein Herz und eine Seele.

Und doch ließen ſich andererſeits kaum größere Gegenſätze denken, als eben dieſe beiden jungen Leute. Henri, ein echter Romane, war klein, brünett und äußerſt beweglich. Luſtig und keck blitzten ihm die ſtets lachenden, kohlſchwarzen Augen aus dem Kopfe hervor. Seine Oberlippe zierte bereits ein dunkler Flaum, worauf er nicht wenig ſtolz war. Seine Haltung hatte etwas Nachläſſiges, und doch waren alle ſeine Bewegungen gefällig und graziös.

Fritz dagegen, deſſen Eltern aus der deutſchen Schweiz ſtammten, war lang aufgeſchoſſen, blond und langſam in ſeinen Bewegungen, ja ſogar ein wenig eckig. In ſeinem Weſen lag etwas Nachdenkliches, Grübleriſches. Dabei war er in allen Dingen viel gewiſſenhafter als ſein Freund. Er nahm alles ſchwerer. Seine Gefühle traten nicht ſo raſch an die Oberfläche, gingen aber dafür um ſo tiefer. Er war genau, ſelbſt in der Erfüllung unangenehmer Pflichten; ja ſogar die auch ihm verhaßten griechiſchen und lateiniſchen Aufgaben pflegte er immer mit beinahe pedantiſcher Sorgfalt zu erledigen. Henri ſpottete manchmal über den „Büffler“, obgleich ihm gerade hier der Fleiß des Freundes ſehr oft zu ſtatten kam; denn wie gerne nahm er, da ſeine eigenen Präparationen meiſtens ſehr mangelhaft, ausfielen, zu Fritzens Heften ſeine Zuflucht.

Henri war an der Wohnung ſeines Freundes angelangt. Er öffnete das in einer mehr als mannshohen Mauer angebrachte eiſerne Pförtchen und trat in den hübſchen ſchattigen Garten.

Unter der großen Platane fand er, wie gewöhnlich um dieſe Tageszeit, die Familie verſammelt. Die Mutter, eine immer noch hübſche, freundliche und lebhafte Dame, ſaß, mit einer Näharbeit beſchäftigt, in einem Gartenſtuhl, das leichtergraute Haupt durch einen breiten Strohhut geſchützt. Ella, ihre Nichte, ein nettes dunkeläugiges Mädchen von etwa achtzehn Jahren, das zur Erlernung der franzöſiſchen Sprache zu den Verwandten nach Neuenburg gekommen war, räumte eben den Frühſtückstiſch ab, wobei ihr Vetter Fritz mit mehr gutem Willen als Geſchicklichkeit beiſtand.

Als Frau Büren den ſeines lebhaften Temperaments wegen ſehr bei ihr in Gunſt ſtehenden Freund ihres Sohnes zur Gartenthür hereinkommen ſah, rief ſie ihm gleich entgegen:

„Ei, ei, Sie kommen ſchon, Herr Henri? Und bei uns iſt der Frühſtückstiſch noch nicht einmal abgeräumt. Sie müſſen uns für rechte Langſchläfer und Faulpelze halten. Aber da kann man reden was man will, das junge Volk wird niemals fertig.“

„Es iſt ja noch gar nicht ſo ſpät, Tante. Onkel iſt eben weggegangen,“ replizierte Ella und faßte ein mit Tellern, Taſſen und Beſtecken beladenes Servierbrett an, um es ins Haus zu tragen.

Henri hatte indeſſen Frau Büren artig begrüßt und dem Freunde derb die Hand geſchüttelt. Ella konnte ihm die Hand nicht geben; denn ſie hielt das Servierbrett. Dafür traf ihm aber, neben ihrem hellklingenden Gutenmorgengruß ein freundlicher, warmer Blick aus ihren dunklen Augen.

Blicke werfen und Servierbretter tragen ſind nun aber zwei Beſchäftigungen, die ſich leider nicht gut miteinander vereinigen laſſen. Wahrſcheinlich fehlte es in dieſem kritiſchen Moment auch Ella an der nötigen Vorſicht, und ſo glitt denn während der Begrüßung eine der ſilbernen Frühſtücksgabeln von den Tellern herab und fiel zur Erde.

Henri bückte ſich galant, das Herabgefallene aufzuheben. In demſelben Augenblick ſchoß aber auch ſchon Fritz wie ein Habicht auf die Gabel herab, und das Reſultat dieſer vereinten Bemühungen war, daß die beiden Freunde derb mit den Köpfen zuſammenſtießen.

Frau Büren mußte herzlich über den Anblick lachen. Es ſah auch zu drollig aus, wie die beiden jungen Leute kläglich im Sande knieten und ſich die Köpfe rieben, während die Gabel noch friedlich und unbeirrt zwiſchen ihnen am Boden lag. Die muntere Frau konnte ſich auch nicht enthalten, ihren großen Jungen bei dieſer Gelegenheit noch ein wenig wohlmeinend

zu hänſeln, indem ſie die ſchon öfter vorgebrachte Behauptung aufs neue aufſtellte, daß ſich jeder andere dreimal umdrehe, bevor ihr langſamer Fritz ſich nur ein einzigesmal um ſeine Achſe zu bewegen vermöge.

Henri lachte mehr über die komiſche Situation, als über des Freundes Ungeſchicklichkeit. Luſtig ergriff er die Gabel, ſtand auf und legte ſie mit einer zierlichen Verbeugung wieder auf Ellas Servierbrett. Dabei begegneten ſeine Augen wiederum den ihrigen. Das Mädchen aber wandte ſich ab und ſchritt errötend dem Hauſe zu. Auch Fritz hatte ſich erhoben und ſtäubte ſich nun ſorgfältig die Kniee ab. Er allein machte ein verdrießliches Geſicht. Seiner Mutter zürnte er nicht, ob ihrer Bemerkung über ſeine Langſamkeit, daran war er ſchon gewöhnt; aber auf ſeinen Freund Henri war er ärgerlich. Was hatte der ſich in die Abräumerei hinein zu mengen? Wer hatte ihn ſich ſo gedankenlos eifrig bücken heißen? Aber die Sache war ja ganz klar: Henri hatte es nur darauf abgeſehen, ihn vor dem Mädchen lächerlich zu machen. So dachte Fritz in ſeinem Unmut. Er hütete ſich indeſſen, dieſem Gedanken Ausdruck zu leihen. Schweigend nahm er, was vom Frühſtücktiſch noch zurückgeblieben war zuſammen und folgte damit ſeiner Couſine ins Haus.

Die Mutter ſchaute den beiden lächelnd nach.

„Sehen Sie," ſagte ſie zu Henri, „ſeit die Ella bei uns wohnt, iſt der Junge ganz verwandelt. Früher konnte zur Erde fallen was da wollte, es kam ihm nicht in den Sinn, ſich deshalb auch nur von der Stelle zu rühren. Glauben Sie, daß er mir half, wenn ich etwas wegräumte? Kein Gedanke! Da ſaß er, die Naſe in ſeine Bücher geſteckt, oder müſſig ſeine Zigarette rauchend, und ließ ſeine Mama ſich allein mühen. Und wie mußte man früher immer hinter ihm her ſein, damit er auf ſein Äußeres etwas mehr Obacht gebe! Täglich mußte ich ihm alles nachſehen, wie einem kleinen Kinde; jeder weiße Hemdkragen koſtete mich einen Kampf, und um das Reinigen der Zähne und Fingernägel wurden unaufhörliche, erbitterte Kriege geführt. Und nun mit einemmale iſt alles anders. Unlängſt bemerkte ich ſogar, daß er ſich aus eigenem Antrieb und für ſein Taſchengeld zwei Shlipſe und, denken Sie, eine nagelneue Zahnbürſte angeſchafft hat ... Ja, ſo ſeid ihr eben, ihr jungen Leute! Einer alten Mama thut man natürlich nichts zu Liebe; aber ſobald nur ſolch ein junges Ding am Horizonte erſcheint, da macht ſich plötzlich alles wie von ſelbſt. Ganz ebenſo verhält es ſich mit der Sprache. Sie wiſſen, mein Mann hält darauf, daß die Kinder das Deutſche nicht ganz verlernen. Er ſieht es daher gern, wenn für gewöhnlich in der Familie deutſch geſprochen wird. Mein Fritz aber war niemals dazu zu bewegen. Jedes deutſche Wort mußte ſozuſagen

aus ihm herausgezogen werden. Da nun aber Ella hier iſt, um Franzöſiſch zu lernen, ſo wurde die deutſche Sprache mit dem Interdikt belegt. Aber, ſiehe da! nun hat Fritz plötzlich ſeine Scheu vor unſerer Mutterſprache überwunden; ſobald er und Ella nur die Köpfe zuſammenſtecken, wird luſtig deutſch geplaudert, und da mag ich predigen ſo viel ich will, es hilft nichts, der Junge iſt rein toll darauf. Er lieſt nun ſogar Schiller, wozu er früher nie zu bewegen war, und Werthers Leiden. Nun das iſt immer noch beſſer als Paul de Kock, den ich ihm früher immer verſtecken mußte."

So ſchüttete die gute Frau Büren, halb ſcherzhaft, halb im Ernſt, Henri Dubois ihr mütterliches Herz aus, bis Fritz, nun ebenfalls mit einer blauen Mütze geſchmückt und die Schulmappe unter dem Arme tragend, wieder in den Garten trat.

Fritz drängte gleich zum Aufbruch, und die beiden jungen Leute verabſchiedeten ſich von der freundlichen Dame, die ihren Sohn noch ermahnte, nicht wieder in der Mittagsglut baden zu gehen; denn erſtens ſei das nicht geſund, man könne ſich dabei leicht einen Sonnenſtich holen, und zweitens liebe es der Vater nicht, wenn man zu ſpät zum Eſſen komme.

II.

Fritz und Henri ſchlenderten nun die Promenade entlang. Hier merkte man nichts von der Sonnenglut. Es war angenehm und ſchattig-kühl unter den Bäumen, zwiſchen welchen nur an einzelnen Stellen der hellblinkende See hereinglitzerte. Die uralten Linden und Buchen, deren knorrige Stämme die halbverhungerten Bourbakipferde im Februar 1871 ganz zernagt und förmlich geſchält hatten, und die man ſeitdem, um ſie zu erhalten, bis über Mannshöhe mit einer künſtlichen Rinde umgeben, prangten in friſchem Blätterſchmuck. Die wilden Lorbeerbüſche trieben zwiſchen ihrem dunklen, alten Laube junge, hellgrüne, wie lackiert ausſehende Schößlinge. Roſen und Azaleen ſtanden im ſchönſten Flor, und in üppigen Gruppen breiteten rieſige Ricinus- und Rhabarberſtauden ihre mehr als fußbreiten Blätter aus. In den Gärten plätſcherten die Springbrunnen, und hinter einer herabgelaſſenen Marquiſe hervor tönten die Klänge eines luſtigen Walzers.

Ja, wenn man an einem ſo wundervollen Maimorgen nur nicht hätte zur Schule gehen müſſen! Und nun gab es heute gar noch zwei Stunden bei Profeſſor Neumayer, der ſeit mehr als zwanzig Jahren, immer mit derſelben Weitſchweifigkeit und derſelben ſcharfen, norddeutſchen Ausſprache des Franzöſiſchen, der Neuenburger Jugend die alten Klaſſiker erklärte.

Jetzt traten die beiden Freunde aus den ſchattigen Laubgängen plötzlich auf den im grellſtem Sonnenſchein glänzenden Hafenplatz hinaus, wo neben

dem Hotel Bellevue noch die letzte der turmhohen Pappeln des alten Hafendammes — auch sie ist inzwischen den Stürmen zum Opfer gefallen — wie ein riesiges Wahrzeichen vergangener Tage in den blauen Himmel hineinragte. In trägem Glanze lag der See da, ein ungeheuerer, flimmernder Metallspiegel.

Im Hafen selber herrschte, wie gewöhnlich um diese Zeit, kein allzureges Leben. Träumend lagen zwei unschöne Dampfschiffe neben einem schlummernden Baggerboot, das seinen schräg hinausstehenden Krahn mit der langen Kette der zum Teil noch mit Kies und trockenem Schlamm gefüllten Eisenkörbe träge in die Luft streckte, wie ein Arbeiter, der, des Tages Hitze erliegend, in unbequemer Stellung eingeschlafen ist, das Handwerkszeug noch in den Armen haltend. Von dem nach Grandson und Yverdon auslaufenden Dampfer erschallte eben das letzte Glockenzeichen. Ein paar verspätete Passagiere drängten sich noch eilig über die Landungsbrücke, um unter dem ausgespannten Zeltdach des Achterdecks Platz zu nehmen. Ganz vorn am Bugspriet kauerten auf ihren Gemüsekörben, lebhaft gestikulierend und schreiend, ein paar Marktweiber. Auf dem plumpen Radkasten stand der wetterbraune Kapitän, die mit breiter Goldborde besetzte Mütze auf dem jovialen, schwitzenden Kopfe, die Uniform mit den blanken Metallknöpfen weit offen, und rief, von Zeit zu Zeit sich auf das Sprachrohr niederbeugend, seine Befehle in den Maschinenraum hinunter. Heiser bellend stieß der Schlot ein paar weiße Rauchwolken aus. Die Matrosen zogen die von den starken, eisenbeschlagenen Pfählen der Landungsbrücke gelösten Taue an Bord, die Radschaufeln griffen in das aufplätschernde Wasser, zuerst rückwärts, dann vorwärts, und langsam sich um den langen Steinwall des neuen Dammes herumdrehend, verließ das Schiff den Hafen, um sich gleich nach Süden zu wenden. Hinter ihm her zogen, sich vom Steuer immer weiter ausbreitend, wie ein langer Kometenschweif, die beiden Schlagwellen, deren letzte Schwankungen noch die Uferdämme peitschten, und in die sofort lustig ein paar Jungen mit ihren Kähnen hineinruderten, und ein paar Schwimmer von der nahen Badeanstalt hineinschwammen, um sich von ihnen schaukeln zu lassen. Ein verwegener junger Mensch trieb, mit dem langen, einer Banlancierstange ähnlichen Doppelruder kräftig ausgreifend, seinen leichten Kajak gerade auf den Dampfer zu und durchschnitt, beinahe über das Steuerruder des großen Schiffes gewandt hinweggleitend, unter dem Schimpfen der Matrosen lachend den Strudel.

„Das ist Perrier!“ rief Henri, der mit Fritz vom Hafendamme aus dem waghalsigen Stückchen zusah.

„Der Teufelskerl!“ meinte Fritz. „Er wird sich schon noch einmal

ſeinen Hirnkaſten einrennen. Keine zwei Sous hätte ich eben für ſein Leben gewettet.

„Ach wo? Dem thut das nichts — er iſt ein wahres Amphibium. Wahrſcheinlich wird er wieder den Aulus Gellius ſchwänzen; denn wenn der einmal auf dem Waſſer ſteckt, ſo iſt er nicht ſo leicht wieder ans Land zu kriegen — und gar zu Neumayer! Wie wäre es, wenn wir's ihm nachthäten? Ich bin ſo wie ſo nicht präpariert!“

In Fritz ſtreubte ſich das Pflichtgefühl gegen ein ſolches Anſinnen. Er wollte von derartigen Lockungen nichts wiſſen, obgleich auch er einen ſcheelen Blick nach dem gelben, ſich am Quai ausdehnenden Akademiegebäude, darin die oberen Klaſſen des Gymnaſiums untergebracht waren, und einen anderen, ſehnſuchtsvollen, nach der freien Waſſerfläche und den glänzenden Alpengipfeln hinüber warf. Wie um ſich ſelber Mut zu machen, ſagte er: „Es iſt jetzt doch zu heiß auf dem See. Fahren wir lieber heute Abend hinaus.“

„Gewiß! und Deine Couſine kommt auch mit,“ antwortete Henri eifrig. „Wir haben ihr ſchon lange eine Kahnpartie verſprochen.“

„Eine Kahnpartie mit Ella — das wird Mama niemals zugeben. Du weißt, wie ſehr ſie ſich immer ſchon ängſtigt, wenn ich auf den See gehe.“

Fritz ſagte dies in kurz abweiſendem, beinahe barſchem Ton, ſo daß Henri ihn verwundert anſah, weil er nicht begreifen konnte, warum ſein Freund plötzlich ſo gereizt ſei.

„Laß doch!“ verſetzte er begütigend. „Ich werde ihr zureden, und Du weißt ja, daß ich ſie manchmal herumkriege. Was ſollte uns übrigens heute paſſieren? Der See iſt ja ſo ruhig und glatt wie ein Spiegel; kein Lüftchen regt ſich. Wenn ich dabei bin, erlaubt ſie's ſchon.“

„Natürlich, wenn Du dabei biſt!“ — Fritzens Stimme klang immer gereizter.

„Du biſt heute ſchlecht aufgeſtanden,“ meinte Henri lakoniſch und beide ſchritten über den ſchattenloſen Platz nach dem Gymnaſium.

Hier befanden ſie ſich bald unter einer Schar von Mitſchülern, die, auf der Freitreppe des Gebäudes ſtehend, ihre Cigaretten ausrauchten und ſich die Tagesneuigkeiten erzählten, wobei ſich die ſämtlichen hellblauen Mützen der „Neocomia“ und ebenſo die ſämtlichen violetten der gegneriſchen „Etude“ zuſammenrotteten, während die wenigen Vertreter der dunkelblauweiß-goldenen „Libertas“ offenbar gar nicht auf der Freitreppe zu „renomieren“ wagten und deshalb beſcheiden im ſchattigen Corridor auf und niederwandelten.

Von Zeit zu Zeit flogen alle die verſchiedenfarbigen Mützen einträchtiglich

von den Köpfen; das geschah, wenn einer der Herren Professoren die Treppe hinaufschritt, um sich ins Lehrerzimmer zu begeben.

Pünktlich elf Minuten nach dem Glockenschlage erschien Professor Neumayer auf der Treppe, um genau mit dem „akademischen Viertel" seine Lehrstunden zu beginnen. Nachdem er mit seinem liebenswürdigen, scharf accentuierten „Pongg jour, messieurs!" die ehrerbietig grüßende jugendliche Schar durchschritten, begaben sich auch die Herren Primaner ins Klassenzimmer, und die Freitreppe stand wieder für dreiviertel Stunden verlassen.

III.

In dem hohen Raume, an dessen Fenstern zum Schutz gegen die Sonnenglut die Jalousieen heruntergelassen waren, herrschte eine wohlige Dämmerung und jene kühl-muffige, kalkige Atmosphäre, die sich an heißen Tagen in frischbesprengten Schulzimmern zu entwickeln pflegt.

Kaum hatte sich die Thür hinter dem letzten Schüler geschlossen, so erschien auch schon der Herr Professor, legte auf dem Katheder, neben Heft und Buch, Schnupftabakdose und Taschentuch zurecht und begann den Unterricht . . .

Nachdem Henri schließen konnte, daß die Gefahr, aufgerufen zu werden, für heute glücklich an ihm vorübergegangen war, kümmerte er sich um den Professor Neumayer und den alten Aulus Gellius gar nicht mehr weiter, sondern langte ein Blatt Papier aus seiner Mappe hervor und begann an einer Karikatur zu zeichnen. Diese war für die Klassenzeitung, „Le petit Journal Rigolo", bestimmt, die von einem Mitschüler, dem Sohne eines Lithographen, heimlich im väterlichen Offizin hergestellt wurde und jeweilen Sonnabends erschien.

Aber sonderbar — es wollte ihm heute nichts Witziges einfallen. Nur Mädchenköpfe zeichnete er, einen neben den andern, und jeder hatte ein allerliebstes Stumpfnäschen und trug einen Mozartzopf; die gewünschte Karikatur jedoch — sie sollte den Geschichtsprofessor darstellen, wie er beim Fest der Republik eine patriotische Rede hielt — wollte nicht zum Vorschein kommen, obgleich die Sache pressierte, weil Henris Meisterwerk schon die nächste Nummer des berühmten „Petit Journal Rigolo" schmücken sollte.

Drei oder vier Blätter hatte Henri schon mit seinen Skizzen bekritzelt, ohne vorwärts zu kommen. Da legte er endlich die Zeichenfeder fort und griff zum Taschenmesser, um dem bei allen Schülern so beliebten, geistreichen Sport zu fröhnen, sich auf der Schulbank zu verewigen. Aber merkwürdiger Weise erschien unter seinen kunstgeübten Händen diesmal weder ein H noch ein D noch der „Zirkel" der „Neocomia", sondern ein E, und dieses E

wurde so liebevoll ausgearbeitet und so vollendet zurechtgemeiselt, daß sich wohl keines der zahlreichen, die Bank schmückenden und von dem „Fleiß" der Schüler zeugenden Kunstwerke mit dieser meisterhaften Holzschnitzerei messen konnte.

Auch Fritz war heute merkwürdigerweise gar nicht bei der Sache, besonders seit er Henris plastische Thätigkeit bemerkt hatte. Dieser saß schräg vor ihm, und so mußten seine Blicke unwillkürlich auf das sorgfältig geschnitzte E fallen, das den Augen des Professors durch kunstvoll davor aufgeschichtete Bücher verborgen war.

Ach, auch dem blonden Fritz kam dieses E nicht aus dem Sinn, und wenn er es auch nicht in die Schulbank einschnitt, so war es dafür um so tiefer in sein Herz eingegraben; und dieses E hatte ein allerliebstes Stumpfnäschen, trug einen braunen Mozartzopf und hieß eigentlich Ella.

Ja, so stand es um Fritz. Er hatte sich regelrecht in seine Cousine Ella verliebt. — Natürlich war dies sein tiefstes Geheimnis, ein Geheimnis, das er niemandem anvertraute als höchstens in einsam nächtlichen Stunden den verschwiegenen Blättern eines wohl gehüteten blauen Heftes. Da standen alle seine Sehnsuchtseufzer, seine Hoffnungen und Träume in ungleich langen Zeilen aufgezeichnet. Selbst mit Henri, dem er doch alles anzuvertrauen pflegte, was er auf dem Herzen trug, hatte er noch niemals darüber gesprochen. Wie eine Entweihung wäre es ihm erschienen, wenn er diese seine innersten Gefühle hätte aufdecken sollen, und wäre es auch nur vor seinem besten Freunde. Und doch hätte er eigentlich so gerne davon gesprochen. Oft schon, wenn die beiden jungen Leute in lauer Mondnacht am Seegestade auf und ab gingen, und die zauberhafte Umgebung oder auch ein Glas Wein ihre Herzen in jene weiche Stimmung gebracht, wo man mitteilsam wird und das Bedürfnis fühlt, das innerste Denken und Empfinden vor einer verwandten Seele auszugießen, hatte Fritz zu Henri von seiner Liebe sprechen wollen. Eine unnennbare Scheu hatte ihn indessen immer wieder davon zurückgehalten. Es war ihm dann immer, als müsse ihn der lebhafte Freund ob seiner sentimentalen Gefühle und Stimmungen auslachen, und dieser Gedanke war ihm so unbehaglich, daß er ganz schwieg.

Das Wichtigste aber war: er hatte auch Ella noch nichts davon gesagt, und diese hatte keine Ahnung von all dem Sehnen und Bangen, das sie in der Brust ihres jungen Vetters hervorgerufen.

Auch ihr hatte Fritz sein Herz schon wiederholt öffnen wollen; aber das war eine sehr verwickelte Geschichte, das ging immer nicht so leicht, wie er es sich zuvor in besonders mutigen Stunden vorgestellt hatte. Sobald es wirklich zum Reden kommen sollte, da hatte er — wie Moses — plötz-

lich eine schwere Zunge, oder aber er wurde in seinen, vielleicht auch etwa allzufeinen Andeutungen so gründlich mißverstanden, daß sein Herz schleunigst wieder die Fühlhörner einzog.

Noch gestern Abend war wieder einmal ein solcher Versuch mißlungen — —

Es war nach dem Abendbrot. Von Murten her wehte eine ziemlich frische Brise über den See, darum hatten sich die Eltern in die geschützte Veranda zurückgezogen. Er aber saß noch mit Ella auf der Bank unter der breitästigen Platane, und beide schauten nach den im letzten Dämmerschein verschwimmenden Schneegebirgen hinüber. Der bewegte See lag blauschwarz zu ihren Füßen. Quer über die weite Wasserfläche zogen sich, wie mit dem Besen gekehrt, zwei lange, gerade, etwas heller glänzende Streifen, andere Windströmungen andeutend. Über der finstern Wasserwüste aber zogen in stiller Majestät die Sterne herauf, die sich nur ab und zu hinter einer vor dem Winde hertreibenden Wolke verbargen.

Nun schien Fritz der rechte Zeitpunkt gekommen. Er fing an, von den Sternen zu sprechen, von denen jeder einzelne eine Welt sei, und von dem ewigen Gesetze der Anziehungskraft, das alle diese Welten mit demselben Band der Liebe umschlinge. Und von dieser ewigen Sehnsucht der Planeten zu ihrer Sonne, der Sonnen zur Zentralsonne, wollte er übergehen zum Sehnen der Menschenbrust und zu dem ebenfalls uralten und ewigen Gesetze, das ein Herz zum andern zwingt.

Doch soweit kam der arme Fritz in seinen Ausführungen gar nicht. Ella, die den tieferen Zweck und Hintergrund seiner etwas lehrhaft vorgetragenen Erklärungen und Deduktionen nicht ahnte, hörte dem gelehrten Vortrag mehr aus Artigkeit als aus eigentlichem Interesse zu. Um nur nicht ganz teilnahmlos zu erscheinen und auch einmal etwas zu sagen, platzte sie plötzlich mit den Worten: „Ach ja, das haben wir auch in der Schule gehabt", mitten hinein in Fritzens umständlich präparierten Gefühlsausbruch.

„Und was unser Physiklehrer für ein drolliger Mensch war! den hättest Du kennen sollen! Wenn ihn Dein Freund Henri Dubois nur ein einziges Mal gesehen hätte, die schönste Karikatur würde er von ihm angefertigt haben —."

Weg waren die Sterne, weg das allgemeine Weltgesetz der Liebe! Alles Rosige, alles Erhabene war entflohen vor der banalen Karikatur eines Physiklehrers! — — Und immer und immer wieder dieser Henri! Weilten denn ihre Gedanken stets nur bei ihm? und mußte denn das Bild des Freundes zwischen ihnen auftauchen, so oft er, Fritz, von seinen Gefühlen zu ihr sprechen wollte? Das war zu ärgerlich. Er schwieg deshalb; und

da sie ihn wegen seines plötzlichen Verstummens zur Rede setzte, sagte er abweisend und fast rauh: „Du verstehst mich ja doch nicht."

„Das mag ja wohl sein," antwortete sie einfach.

„Leider, leider . . . und es brauchte doch nicht so zu sein!" rief er, alles vergessend und nur von dem einen Wunsche beseelt, sich ihr auf irgend eine Weise verständlich zu machen . . . Dann blickte er zu Boden und fuhr leise, wie mit sich selber redend fort: „Nun sind die Sterne alle erloschen . . . die Schwerkraft, die das Weltall zusammenhielt, ist nur noch ein Märlein . . . glaube nicht daran! . . . Und alles ist tot und leer . . . ganz leer . . . Versteht Du das? Kennst Du das große, unendliche Nichts?"

Der seltsame Ton seiner Stimme fiel ihr auf; und obgleich seine Reden jetzt viel verworrener klangen als zuvor, so begann sie doch zu verstehen. Verwundert blickte sie ihn an; sie wußte im ersten Augenblick nicht recht, wie sie sich verhalten sollte. In echt weiblicher Art half sie sich aber damit schnell aus der Verlegenheit, daß sie zu lachen begann und rief: „Ach, geh doch, Fritz! Du bist heute wirklich zu komisch."

„Ja, komisch bin ich, das ist nun leider mein Los," sagte er bitter; und beide erhoben sich.

Ein Glück war es, daß im selben Augenblick die Mutter mit ihrer gewohnten Rüge, nicht so viel deutsch zu sprechen, herbeikam und dadurch der Szene, die peinlich zu werden begann, ein Ende machte.

Das alles stand jetzt Fritz wieder deutlich vor Augen, da er seinen Freund Henri an dem schönen E herumschnitzeln sah.

Wo hatte er denn bis jetzt seine Augen gehabt, daß er noch gar nicht bemerkt hatte, wie Henri unablässig bemüht war, seiner Cousine den Hof zu machen? Hatte er nicht beim Jugendfest auf dem Mail fast ausschließlich mit Ella getanzt? Und Fritz war damals noch so gutmütig gewesen, die ältere Schwester des Freundes, die er wegen ihrer tantenhaften Art, alle zu schulmeistern, eigentlich nicht recht ausstehen mochte, einmal über das andere als galanter Tänzer auf dem grünen Wiesenplan herum zu schwenken und so vor öfterem Sitzenbleiben zu bewahren. Aber jetzt war ihm mit einem male alles klar. Wie Henri und Ella damals zusammen schwatzten und flüsterten! Wie vergnügt sie dreinschaute und, zu ihres Vetters Verwunderung, lustig drauf los französisch parlierte! denn Henri wäre natürlich viel zu bequem gewesen, Ella zuliebe seine mehr als mangelhaften Kenntnisse der deutschen Sprache auszukramen. Henri hatte ihr sogar — Fritz hatte es genau gesehen — nach einem Walzer verstohlen die Hand geküßt, was er, Fritz, niemals gewagt haben würde, und Ella hatte sich das gefallen lassen, wie etwas ganz Selbstverständliches.

„Am Ende liebt ſie ihn auch," dachte er nun, obgleich ihm der Gedanke Schmerz verurſachte . . .

Die Glocke ertönte. Die Stunde war zu Ende. Profeſſor Neumayer ſchritt würdevoll hinaus, und die meiſten Schüler folgten ihm, um draußen auf der Freitreppe eine Cigarette zu rauchen. — —

In der nächſten Stunde, als Profeſſor Neumayer auf ſeinem Katheder wieder Platz genommen hatte, um den Schülern die Schönheiten der Pindarſchen Oden zu erklären, ſchnitzelte Henri ruhig weiter an ſeinem E.

Fritz mußte unabläſſig hinſehen; und er folgte der Thätigkeit ſeines Freundes mit ſo großem Intereſſe, daß er ſogar eine Frage des Profeſſors überhörte und ſeine Unaufmerkſamkeit erſt gewahr wurde, als dieſer ſich verwundert, von dem ſtets ſo fleißigen Schüler keine Antwort zu erhalten, an den Nachbar wandte. Aber Fritz war in ſeine Gedanken ſo ſehr vertieft, daß er ſich ſelbſt durch dieſen Zwiſchenfall nicht aus ſeiner Grübelei aufrütteln ließ.

Wenn Henris Kurmacherei keine bloße Laune war, wenn er Ella wirklich und ernſthaft liebte — was dann? Bei dem Gedanken an eine ſolche Möglichkeit lief es Fritz bald ſiedendheiß, bald eiskalt über den Rücken. Dabei fielen ihm verſchiedene Geſchichten ein, die er irgend einmal irgendwo gehört oder geleſen hatte, von unglaublich edelmütigen Jünglingen, die nicht nur ihr Leben, ſondern ſogar ihre Liebe für den Freund aufgeopfert. Und er überlegte wirklich in vollem Ernſt bei ſich ſelber, ob es nicht ſeine Pflicht ſei, in dieſem Falle ebenſo zu handeln, beſonders wenn Ella Henri vielleicht mehr zugethan wäre als ihm. So ſpintiſierte er eine Zeit lang fort und kam ſich ſelber ungemein intereſſant vor in ſeiner Entſagungsfreudigkeit. Der Aufopferungsmut wollte jedoch nicht recht vorhalten; denn wenn er ſich die Situation dann ſo recht ausmalte und ſich vorſtellte, wie Henri ſeinen Arm um Ellas Nacken legen, wie er ſie gar küſſen würde, dann fühlte er ein eigentümliches, zuſammenziehendes Gefühl in der Bruſt, ein Gefühl, das ihn hätte aufſpringen machen, wenn er nicht durch die Anweſenheit des Profeſſors an die Bank gefeſſelt geweſen wäre.

Und vor ihm ſchnitzelte und kritzelte Henri mit ſeinem Taſchenmeſſer vergnüglich weiter. Eben war er dabei, einen Kranz von Vergißmeinnicht um das ſchöngeſchwungene E zu ſchlingen.

Jedenfalls mußte ſich Fritz Gewißheit verſchaffen, wie die Dinge zwiſchen den beiden ſtanden. Aber wie ſollte er das anfangen?

Halt! da kam ja die Waſſerfahrt, die Henri ſelbſt in Vorſchlag gebracht, recht gelegen. Zuerſt hatte er zwar keine rechte Luſt zu der Partie gehabt — eben weil Henri dabei war — aber jetzt war er von der Idee

ganz begeistert. Die Sache mußte durchgeführt werden; er wollte die beiden schon beobachten. Und dann? Dann entweder, oder — —

Fritz konnte kaum erwarten bis die Stunde zu Ende war, um mit Henri alles zu bereden.

Der Freund war natürlich sofort dabei, und es wurde beschlossen, alles daranzusetzen, um von der ängstlichen Mutter die Erlaubnis auszuwirken.

IV.

Ungefähr um drei Uhr nachmittags holte Henri Fritz und dessen Cousine zu der verabredeten Kahnpartie ab. Die Hitze hatte noch nicht nachgelassen, doch hofften die jungen Leute, daß die sich gewöhnlich gegen Abend einstellende Brise einige Abkühlung bringen werde.

Die Mutter war anfänglich von dieser projektierten Seefahrt nicht recht erbaut gewesen. Schon wenn sie ihren Fritz allein oder in Begleitung seiner Kameraden draußen auf dem Wasser wußte, ängstigte sie sich; denn die Tücken des Neuenburger Sees waren ihr bekannt. Wie oft hörte man von Unglücksfällen! Und heute sollte auch noch die ihrem Schutze anvertraute junge Nichte an dem gefährlichen Vergnügen teilnehmen. Sie wußte zwar, daß Fritz und Henri vorzügliche Ruderer waren und daß man sich auf ihre Kraft und Geschicklichkeit wohl verlassen könne; hauptsächlich aber beruhigte sie sich mit dem Gedanken, daß Henri Dubois dabei sei, in ihn setzte sie nun einmal ganz besonderes Vertrauen. Zudem hatte sie Ella schon lange versprochen, sie dürfe einmal an einem ruhigen Tage mit den jungen Leuten hinausfahren; und heute lag ja der See so glatt und ruhig da, kein Wölkchen zeigte sich am Himmel und kein Lüftchen regte sich. So hatte sie denn schließlich dem vereinten Zureden der drei Beteiligten nachgegeben und ihre Einwilligung zu dem Unternehmen erteilt. Fröhlich zogen die drei Argonauten von dannen, begleitet von den besten Segenswünschen und den eindringlichsten Ermahnungen zur Vorsicht.

Ella sah wirklich reizend aus. Sie trug ein leichtes hellblaues Sommerkleid und auf dem vollen braunen Haar einen einfachen Knabenstrohhut mit blauem Bande. Ihr Gesicht glühte in Erwartung des längst ersehnten Vergnügens, ihre hellen Augen blitzten vor fröhlicher Lebenslust. Sie war Fritz noch nie so schön erschienen und er beneidete Henri, der mit seinen immer neuen lustigen Einfällen und schnurrigen Redensarten dem schönen Mädchen manches Lächeln abzugewinnen wußte. Wieder aber faßte ihn jenes unbehagliche Wutgefühl, wenn er die beiden so heiter scherzend und lachend nebeneinander herschreiten sah.

Als man am Hafen angekommen war, trat Papa Stämpfli aus seinem Wärterhäuschen hervor und begrüßte, während sein Sohn das Boot loskettete, die Gesellschaft.

„Es macht warm heute!“ sagte er, den breiten Strohhut abnehmend und sich mit dem Ärmel über die Stirne wischend. Dann wandte er das wetterbraune Gesicht, darin ein paar lebhafte schwarze Augen funkelten, nach dem Gebirge und roch gleichsam in die Luft hinein.

„Heut heißt's aufpassen!“ meinte er dann. „Wir werden wohl noch Jorant kriegen.“

„Ach warum nicht gar? Damit wird es heute nichts mehr, Papa Stämpfli!“ antwortete Henri, indem er ins Boot sprang und Ella zum Einsteigen galant die Hand reichte.

Auch Fritz meinte: „Es zeigt sich ja nicht das kleinste Wölkchen am Creux du Vent.“

„Na, schauen Sie nur einmal nach dem Mont Blanc hinüber, der ist heute wieder einmal verdächtig nahe — und dann mein Bein . . . Das können Sie allerdings nicht fühlen, aber ich . . . Nun Sie wissen ja, was Sie zu thun haben, um Sie ist mir ja auch gar nicht bange. Sie kommen nicht so leicht unter Wasser. Aber das schöne junge Fräulein . . .“

„Die wollen wir schon in Obacht nehmen! Wenn nötig, hole ich sie aus dem tiefsten Grunde des Sees wieder herauf,“ rief Henri lustig.

Der junge Stämpfli gab dem Boot einen Ruck, daß es eine Strecke weit vom Lande abschoß und die Insassen die Ruder frei kriegten.

„Adieu, Papa Stämpfli!“

„Gute Fahrt, meine Herrschaften!“

Frisch legten sich Fritz und Henri auf die Riemen, und rasch flog unter den kräftigen Schlägen der beiden Ruderer der leichte Kahn über die glatte Wasserfläche.

Rings war alles still. Bleierne Schwüle lag über dem See. In leise plätscherndem Takte griffen die Ruder ins Wasser, und jedesmal, wenn sie daraus emportauchten, floß es wie geschmolzenes Silber von den schmalen, leicht gebogenen Schaufeln. Nicht der leiseste Windhauch trübte die spiegelglatte Fläche, und nur dem dahinziehenden Boote folgte ein glänzender, allmählich breiter werdender und sich in der Ferne verlierender Streif, die Bahn bezeichnend, die es durchlaufen.

Die Dreie sprachen wenig zusammen. Fritz und Henri wurden von dem Geschäft des Ruderns ganz in Anspruch genommen, und Ella betrachtete in stummem Entzücken die großartige Rundsicht, die sich vor ihr aufzurollen begann. Jemehr man sich vom Ufer entfernte, um so gewaltiger schien die

Stadt aus dem Waſſer emporzutauchen, amphitheatraliſch die Vorhöhen des düſterbewaldeten langgeſtreckten Chaumont bedeckend. In der Mitte erhob ſich, trutziglich über dem Häuſermeer, einſam auf einem von drei Seiten freiſtehenden Felsblock thronend, das uralte burgundiſche Schloß, darin vor Zeiten die ſagenhafte Königin Bertha hauſte, die auf weißem Zelter ſpinnend das Land durchzog, um die Hungernden zu ſpeiſen und die rauhen Bergbewohner die Künſte des Friedens zu lehren. Schlank ragten neben dem neu hergeſtellten Pallas die beiden zierlichen Türme der romaniſchen Kollegialkirche empor, während die alten ſchweren Eck- und Warttürme düſter herniederſchauten auf die ſchmucken Häuſer der zwiſchen Gärten und Weinbergen wohlig gebetteten Stadt, die ſich nicht mehr an ihrem Fuße zuſammendrängen wollte, wie eine ängſtlich Schutz ſuchende Herde, ſondern ſich ausgebreitet hatte in luſtiger Freiheit nach links und rechts und bis hinauf an die Bergeshalde, wo der dunkle Wald beginnt. Und zu beiden Seiten der Stadt lugten zwiſchen den Reben die freundlichen Dörfer hervor und ſpiegelten ihre pfeilſchlanken oder burgundiſch ſtumpfen Kirchtürme in den Wellen. Hinter der Stadt dehnte ſich der breite Waldrücken des Chaumont aus und links davon, hinter Colombier, Boudry und Cortaillod, hob der düſtere, zerklüftete Creux du Vent ſein kahles Haupt empor, den Eingang zum Val de Travers bewachend. Und wenn die Blicke hinüberſtreiften, nach dem andern Ufer, da lag die ganze Pracht der Alpennatur ausgebreitet. Da glänzten die Schneegipfel im Sonnenſchein, wie Diamanten auf den Zacken eines köſtlichen Diadems. Durch eine Lücke der bläulich ſchimmernden Freiburger Vorberge ſchauten die drei Gewaltigen des Berner Oberlandes, Jungfrau, Mönch und Eiger; und ganz am Ende der langen Kette, da wo ſich das ſüdweſtliche Ufer des Sees den Blicken entzog, glänzte — wie das koſtbare Brillantſchloß an einem Kollier — einſam und majeſtätiſch die Montblancgruppe, in ſanft anſteigender, ſchöngegliederter Pyramide emporwachſend ins reine Ätherblau. Und immer weiter ſchien ſich der See zu dehnen, immer breiter ward die Waſſerfläche.

„O wie ſchön! o wie prächtig das iſt!“ rief Ella entzückt.

Henri ließ die Ruder ſinken und begann ihr die Namen der Berge zu nennen und ſie auf dieſen und jenen Punkt noch beſonders aufmerkſam zu machen.

Fritz arbeitete ſchweigend weiter. Aber ſeine Ruder griffen nicht mehr ſo exakt ins Waſſer wie zuvor; er zog ruckweiſe, und ſeine unruhigen Einſätze ließen das Waſſer aufſpritzen. Aber dennoch ruderte er kräftig darauf los. Wollte er vor Ella mit ſeiner Körperſtärke glänzen? oder nur ſeine Stimmung austoben?

Als ſich Henri aber immer mehr ins Geſpräch mit Ella vertiefte, rief

ihm der Freund doch mit ſauerſüßer Liebenswürdigkeit zu: „Du machſt es dir eigentlich recht bequem, Henri. Wie wäre es, wenn Du wieder ein wenig mitthäteſt? Wenn ich mich allein abplagen muß, ſo werden wir nicht weit kommen.“

Henri ergriff ſofort die Ruder wieder und legte aus, um mit Fritz zugleich einzuſetzen. Da rief Ella: „Ach, Herr Henri iſt gewiß müde! Laßt mich doch ein wenig ſeine Stelle einnehmen, ich möchte es gar zu gern einmal verſuchen —“

„Natürlich, ſie iſt immer nur um ihn beſorgt,“ dachte Fritz.

Henri proteſtierte energiſch gegen die Behauptung, daß er müde ſei und wollte von Ellas Stellvertretung nichts wiſſen. Das Mädchen aber bat ſo lange, bis er ſchließlich doch den Platz mit ihr wechſelte, was nicht ohne einige beunruhigende Schwankungen des ſchmalen Bootes abging.

Nun begann Ella ihr Glück mit den Rudern zu verſuchen. Sie tapſte friſch darauf los ins Waſſer hinein, und die Sache ſchien ihr ganz leicht. Nur wie ſie die Ruder in den Gabeln zu drehen hatte, damit die Schaufeln beim Zurückſtoßen flach über das Waſſer gleiten ſollten, das wollte ihr nicht recht gelingen. Sie freute ſich jedesmal, wenn unter ihren Schlägen das Waſſer hoch aufſpritzte; und wenn der hinter ihr ſitzende und mitrudernde Fritz ihr begreiflich machen wollte, daß das eigentlich nicht ſein dürfe, daß im Gegenteil die Ruder lautlos und nicht zu tief eingetaucht und hart über dem Waſſerſpiegel wieder zurückgeführt werden müßten, da lachte ſie ihn aus und behauptete, es gefalle ihr nun einmal ſo, und es ſei doch luſtiger, wenn es ein wenig ſpritze und klatſche. Und Henri gab ihr in allem Recht. Er machte ihr Komplimente über ihre ſchnelle Auffaſſungsgabe, bewunderte ihre Geſchicklichkeit und lachte mit ihr.

Fritz ärgerte ſich über beide. — Dennoch hingen ſeine Blicke unabläſſig an der vor ihm ſitzenden Ella. Er konnte zwar nur ihren Rücken bewundern, aber er folgte doch mit einer gewiſſen Gier allen ihren Bewegungen. Wenn ſie ſich beim Rudern vorwärts oder zurück bog, ſtraffte und ſpannte ſich das leichte Sommerkleid, und die Formen ihres geſchmeidigen jungen Körpers traten verführeriſch aus den Falten hervor. Auch Henri weidete ſich an dem Anblick, und da er nun am Steuer ſaß, hatte er die Vorderanſicht . . . Auch das ärgerte Fritz wieder.

Nach einer Weile ſchien Ellas Luſt an der neuen Übung ſich zu vermindern. Ihre Kraft erlahmte und ſie erklärte, daß ſie müde ſei. Henri nahm wieder ihre Stelle ein, und nun flog der Kahn raſch ſeinem Ziele zu. Das Neuenburger Ufer trat mehr und mehr zurück; dafür wurden die Häuſer von Cudrefin immer deutlicher ſichtbar.

Die Hoffnung auf die Abendbriſe hatte ſich als trügeriſch erwieſen. Unveränderlich lag die Glut auf dem See, ſie ſchien eher noch drückender, noch ſchwüler zu werden. Fritz und Henri vergoſſen manchen Schweißtropfen, doch hielten ſie wacker aus. Ella hatte ein Liedchen angeſtimmt und friſch und luſtig klang es über das Waſſer zum Takte der Ruder:

„J'aime mon petit bateau,
Ma chaumière au bord de l'eau."

Nun trat das Ufer immer näher. Einladend winkten die weißen Häuſer von Cudrefin, die gaſtliche Schenke mit ihrer hochaufgemauerten, lindenbeſchatteten Terraſſe war ſchon ganz deutlich zu erkennen.

Beim Anblick des nahen Zieles verdoppelten ſich die Kräfte der Ruderer, und pfeilſchnell glitt der Kahn dahin. Ella ſtrahlte vor Vergnügen.

Da gab es plötzlich einen Ruck. — Das Boot ſaß feſt.

„Teufel!" ſchrie Henri.

Fritz lachte und ſuchte die gar ängſtlich dreinſchauende Ella zu beruhigen.

„Es iſt nichts. Wir ſind nur ein wenig aufgefahren."

Man ſtieß mit dem Ruder in den Sand, aber das Boot wollte ſich nicht von der Stelle bewegen. Henri wurde recht ärgerlich.

„Daß ich an den dummen niedrigen Waſſerſtand nicht gedacht habe! Schau nur, Fritz, da vorn iſt auch alles verſandet; wir kommen nicht durch. Wie wollen wir anlegen? Die niederträchtige Lagune zieht ſich das ganze Ufer entlang . . ."

Da Ella merkte, daß die Lage keineswegs ſehr gefährlich war, ſo kehrte auf ihrem Angeſicht auch die friſche Luſtigkeit gleich wieder.

„Messieurs!" rief ſie, „Ihr ſeid mir ſchöne Seehelden. Nun ſeht nur zu wie wir wieder aus der Patſche kommen."

Sie ſtocherte mit dem langen Stocke ihres Sonnenſchirmes durch das ſeichte Waſſer in den Sand und meinte: „Na, ertrinken werden wir hier wohl kaum."

„Aber verdurſten!" brummte Henri, ſich den Schweiß von der Stirne reibend und einen ſehnſüchtigen Blick nach der Schenke hinüber werfend.

Fritz weidete ſich innerlich an Henris Unmut. Er ſelber hatte an das verſandete Ufer wohl gedacht, ja er hatte ſogar mit einer gewiſſen Ungeduld auf das Steckenbleiben gewartet. Darum war er nun auch ſchneller mit der Hilfe bei der Hand als ſein Freund. Im Nu hatte er Schuh und Strümpfe abgeworfen, die Hoſen aufgekrempelt und erbot ſich, Ella durch das kaum fußtiefe Waſſer ans Land zu tragen.

Das Mädchen ging lachend auf den Vorschlag ein. Was blieb ihr anders übrig?

Nun war Fritz selig. Über und über erglühend faßte er die teure Last und hob sie mit starken Armen empor. Zutraulich, wie ein Kind, schlug sie ihre Arme um seinen Nacken, und ihr Atem streifte seine Wangen.

Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Er fühlte in diesem Augenblicke Riesenkräfte in sich und zweifelte nicht daran, daß er sie stundenlang so auf den Armen hätte tragen können, ohne zu ermüden. Die spitzen Kieselsteine und die scharfen Schilfstoppeln drangen schmerzhaft in seine bloßen Füße, er spürte es kaum. Alles in ihm war nur Freude, Leben. Er hätte aufjauchzen mögen vor niegekannter Götterluft.

Ein ganz besonderer Wonneschauer aber durchströmte ihn, als er hinter sich blickte und sah, wie Henri mit mißmutiger Miene die Fußbekleidung auszog, ebenfalls ins Wasser stieg und trübselig den hin und her torkelnden Kahn an der Kette nach sich zerrte, wie ein Metzgerbursche ein störrisches Kalb.

Oben auf der Terrasse stand der Wirt mit einem halbwüchsigen Jungen. Beide sahen lachend der sonderbaren Landung zu.

„Da links herum, geht's herauf! Und Sie dort, Herr! Rechts, wo die Pfähle mit den Strohwischen stecken, ist das Wasser tiefer, dort können Sie anlegen . . . Lauf 'mal, Jacques, und hol das Boot heran!"

An den Steinstufen der Treppe entwand sich Ella den Armen ihres Retters. Fritz aber hätte sie gerne noch weiter getragen, oder doch noch einmal fest an sich gedrückt und ordentlich abgeküßt. Das aber getraute er sich nicht, erstens der Leute wegen, die herumstanden und zusahen, und zweitens — hätte er es überhaupt nicht gewagt — —

Nun saßen alle Drei im Schatten der breitästigen Linden und schauten fröhlich plaudernd auf den glitzernden See hinaus. Das Landungsabenteuer wurde herzlich belacht. Am vergnügtesten aber war wohl Fritz; er kam sich vor wie ein Held und schwamm in Wonne und Seligkeit. Und Ella nickte ihm freundlich zu, stieß mit ihm an und nannte ihn lachend ihren tapferen Lebensretter.

Wenn Fritz so recht glücklich war, dann ergriff ihn immer eine gewisse Sentimentalität. Auch jetzt — er wußte nicht warum — schlug seine überfröhliche Stimmung in eine weiche Traurigkeit um, er wurde allmählich ganz still.

Henri und Ella aber plauderten lustig um die Wette und begannen schließlich den stummen Genossen ein wenig zu necken.

„Was machst Du denn für ein Gesicht, Vetter, und warum sagst Du

kein Wort? Wenn Henri Dubois nicht da wäre, so könnte ich mich mit den Tauben und Hühnern unterhalten. He! woran denken Sie denn eigentlich, Herr Hans Guck-in-die-Luft?"

„Sehen Sie nur, mein Fräulein, er verdreht die Augen wie ein toter Karpfen. Ich glaube gar er ist verliebt."

Ella lachte.

„Der!? Das wäre zu drollig!"

„Laß doch Deine unzeitigen Späße, Henri! Ich verbitte mir dergleichen, besonders von Dir . . ."

„Dein Aufbrausen beweist mir nur, daß ich recht habe."

Fritz fuhr von seinem Sitze empor.

„Du suchst wohl Händel?"

„Friede! Ruhe! Messieurs!" suchte Ella die jungen Leute zu beschwichtigen. „Wer wird sich in Gegenwart einer Dame streiten? Hier, Fritz, setz Dich ruhig wieder hin. Sei vernünftig . . . Willst Du noch ein Butterbrot? . . . Und Sie, Herr Henri, noch etwas Käse gefällig?"

Sie spielte das Hausmütterchen und legte den beiden Primanern vor. Das stand ihr reizend.

Es war ein einfaches, derbes Vesperbrot, wie es in einem von jedem Fremdenverkehr abgeschnittenen Dorfwirtshause zu haben — würziges, schwarzes Bauernbrot, frische Butter, Landschinken, Käse . . . dazu ein Glas Wein — aber es schmeckte.

Henri entwickelte einen ganz gesunden Appetit; Fritz aber würgte an seinem letzten Bissen herum.

„Sie bietet mir ein Butterbrot!" dachte er. „Ach, sie versteht mich nicht, sie will mich nicht verstehen, sie hat nur für Henri Augen . . . Und siedend heiß wallte es in ihm empor. Er hätte dem Schulkameraden an die Kehle springen können, so haßte er ihn in diesem Augenblicke.

Nachdem man sich mit Speise und Trank gestärkt, duldete es Henri nicht mehr auf dem Flecke; Ställe, Scheunen, Hühnerhof mußten in Augenschein genommen werden. Überall kroch er herum und alles durchmusterte er, der bewegliche „Welsche". Die bunte Kuh betastete er mit Kennermine und dem Ackergaul tätschelte er freundschaftlich auf die Lenden. Dann vertiefte er sich mit dem Stalljungen in eine höchst sachgemäße Unterhaltung über die Futterverhältnisse. Er behauptete, daß der Mais noch mehr Milch gebe als die Luzerne und dabei weniger blähe; doch sei es immerhin angebracht, den Tieren etwas zerkleinerten Wachholder unter das „Gelech" zu streuen.

Der Stallbub nickte bloß und sagte zu allem ja. In seinem Sinne

mochte er denken: „Rede Du nur zu! Ihr Stadtleute verſteht ja davon doch nichts.“

Mit vorſichtig zuſammengerafftem Kleide ſtand Ella in dem ſchmalen Gange und ſuchte den vor ihr hin und her baumelnden Kuhſchwänzen ängſtlich auszuweichen. Sie bewunderte Henris landwirtſchaftliche Kenntniſſe.

V.

Fritz war beiſeite geſchlichen. Er lehnte über die ſteinerne Brüſtung der Terraſſe und blickte ſinnend auf den See hinaus und nach den Höhen des Jura hinüber . . .

Jetzt war ihm alles klar. Sie beachtete ihn gar nicht; nur Henri Dubois verſtand es, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Und womit? Mit ſeinen tollen Poſſen, mit ſeinem Geſchwätz.

„Er weiß eben ſchön zu thun. Und wie ihm das Wort raſch von der Zunge gleitet, und ſtets ein zutreffendes!“

Er empfand es, in ſeinem eigenen Innern ſpiegelten ſich die Gedanken viel klarer und ſein Wiſſen und Erkennen war gründlicher als das ſeines Freundes, aber der Ausdruck fehlte ihm. Alle Gefühle, alle Empfindungen gingen bei ihm nach innen. Je tiefer er von einer Gemütsbewegung ergriffen ward, um ſo weniger konnte er ſie in Worte kleiden. Wie oft, wenn bei irgend einer Gelegenheit alle andern ihre Ergriffenheit, ihre Rührung bezeugten, ſtand er allein ſtumm und wortlos da, und dann ſagte ſeine Mutter wohl zu ihm: „Fritz, Du biſt doch eigentlich ein recht trockener Menſch“ . . . Ja, ſo war er eben: was er auf dem Herzen hatte konnte er nicht ſagen, und das laſtete auf ihm, wie ein ſchweres, unabwendbares Verhängnis. Er hatte Zeiten, wo er ſich furchtbar unglücklich fühlte, und eine ſolche Stunde war eben jetzt . . .

Da legte ſich eine Hand auf ſeine Schulter. Er blickte auf. Ella ſtand vor ihm.

„Fritz, ich finde, Du biſt heute recht unleidlich,“ ſagte ſie. „Was haſt Du nur?“

„Was ich habe? . . . Ach Ella, daß Du, gerade Du das nicht merken willſt!“

„Da ſollte man alſo auch noch etwa dabei merken, oder gar den Gründen Deiner üblen Launen nachforſchen? Geh, das wäre doch zuviel verlangt . . .“

„Ja, ich heiße leider nicht Henri Dubois. Wenn es ſich um ihn handelte, wäre Dir wohl nichts zu viel . . . Ach Ella, wirſt Du mich denn niemals verſtehen? Weißt Du denn gar nicht, wie gut ich Dir bin? . . .

Ich glaube, er mag Dich ja auch ganz gern, aber so lieb wie ich Dich habe, so von ganzem Herzen lieb, hat er Dich gewiß nicht."

Fritz hatte Ellas Hand ergriffen und preßte sie leidenschaftlich. In banger Erwartung hingen seine tränenfeuchten Blicke an dem Munde des Mädchens.

Sie aber suchte ihm ihre Hand zu entreißen und lachte:

„Ha, ha! Das ist lustig! Was sich doch diese Jungens für Dinge in den Kopf setzen! Und besonders Du, Fritz, Du bist ein rechtes Kind. Kann man denn einen Gymnasiasten lieben, und gar noch den eigenen Vetter? Wenn's wenigstens ein Student wäre!"

Fritz war wie vor den Kopf geschlagen. „Sie hat kein Herz!" tönte es in seiner Brust. „Sie hat kein Herz! Oder nein! sie hat es ihm, dem Henri geschenkt!" Und alle Himmelsklarheit, aller Sonnenschein, aller Blumenduft, alles was schön und froh, schien Fritz aus der Welt verschwunden zu sein — —

Da kam Henri eifrig gestikulierend herbeigelaufen.

„Sehen Sie, Fräulein Ella! Schau, Fritz! . . . dort drüben, am Creux du Vent! . . . Der alte Stämpfli hatte recht mit seinem Bein . . . Jetzt glaub ich's selber, wir kriegen Joran.

Ellas Blicke folgten der Richtung des deutenden Armes . . . Der See lag noch so klar und ruhig wie zuvor, die Sonne lachte noch eben so heiter vom Himmel, nur über dem zerklüfteten Gipfel des Creux du Vent hing ein kleines, unschuldig weißes, dreieckiges Wölkchen.

„Ist das alles?" fragte sie.

„Gerade genug!" brummte Fritz. „Mir ist's recht; mag der Teufel losgehen, je toller je besser!"

„Ja, wenn wir allein wären, würd ich mir auch nichts daraus machen. Aber Deine Cousine . . . Wir müssen unter allen Umständen nach Hause kommen, bevor das Wetter losbricht, Deine Mutter würde sich zu sehr ängstigen. Ich denke, wir haben noch ungefähr anderthalb Stunden Zeit, und wenn wir uns wacker auf die Riemen legen, zwingen wir's. Nun aber vorwärts! Wir haben keine Minute mehr zu verlieren."

Ella begriff zwar die Eilfertigkeit nicht recht, das kleine, weiße Wölkchen schien ihr doch gar zu unbedeutend, sie fügte sich indessen willig der besseren Erfahrung der jungen Leute und die Einschiffung wurde so rasch wie möglich betrieben.

Da das Boot nun an die richtige Landungsstelle bugsiert worden war, so ging alles glatt vonstatten.

Zuerst fuhr man einen zwischen Schilf und Röhricht versteckten, schmalen

Kanal entlang. Es war eine beklemmende Fahrt in dem ſtagnierenden, ſchlammig riechenden Waſſer, oben der Himmel und zu beiden Seiten die raſchelnden, den engen Durchlaß begrenzenden Schilfrohre. Die mit ungeſchwächter Kraft ſchräg hereinbrennende Abendſonne und die Haſt der beiden Ruderer, die in ſtummer Präziſion ihre Bewegungen ausführten, erhöhten den Eindruck des Beengenden, Unbehaglichen; darum atmete Ella auch erleichtert auf, als man endlich in das freie Waſſer hinausgelangte.

Aber die fröhliche Stimmung wollte nicht mehr aufkommen. Es lag gleichſam ein lähmender Druck über dem Boot und ſeinen Inſaſſen, über dem See, ja über der ganzen Natur.

Nicht der leiſeſte Windhauch regte ſich, und die heiße Luft zitterte ſichtbar über dem Waſſer. In ſchwermütigem Takte plätſcherten die Ruder.

Fritz und Henri arbeiteten mit Anſtrengung, als ob es gälte, den Sieg bei einer Regatte zu erringen; aber keiner ſprach ein Wort.

Fritz ſaß nun Ella gegenüber, Henri hinter ihm.

Unverwandt ſchaute das Mädchen auf den Vetter, ſie folgte allen ſeinen Bewegungen, doch er ſchien ihren Blicken gefliſſentlich auszuweichen.

Wieder trat ihr die Szene oben auf der Terraſſe vor die Augen. Die ganze Geſchichte ſchien ihr komiſch; der Kitzel erfaßte ſie und ſie mußte lachen. Doch ſie hielt inne, ihr eigenes Lachen klang ihr ſo unheimlich, faſt wie eine höhniſche Herausforderung an die ſchlummernden Sturmgeiſter.

Henri hatte verwundert aufgeſchaut. Dann ſah er ſich einmal nach dem Neuenburger Ufer um und meinte lakoniſch: „Ich glaube, wir kommen noch durch . . .“

Fritz ſchien auf gar nichts zu achten.

Ein Fiſch ſchnellte empor und plumpſte aufklatſchend wieder in das feuchte Element zurück. Ein paar ſilbergraue Möven ließen ſich blicken. Hart über dem Waſſerſpiegel ſchoſſen die Schwalben unruhig hin und her.

Kein Boot war weit und breit zu ſehen, der ganze See war wie ausgeſtorben, nur in der Ferne bemerkte man die lange Rauchwolke des von Eſtavayer herüber kommenden Dampfers.

Ella ſtarrte wieder nach dem Creux du Vent hinauf. Dort hatte ſich das kleine Wölkchen gedehnt und geſtreckt und türmte ſich nun, wie ein phantaſtiſches Schneegebirge, hinter den zerklüfteten Felſen auf. Etagenförmig lagen grauweiß ſchimmernde und dunkle Schichten übereinander mit abſonderlichen Zacken und Wülſten, Bergen und Thälern. Wollte hier ein zweiter Montblanc erſtehen?

Aber wo war denn der wirkliche Montblanc geblieben. Ella ſah ſich

um. Die ganze, gewaltige Pyramide war wie weggeblaſen. Um das ſüdweſtliche Ufer des Sees zogen ſich ſchmale Hügelſtrecken, darüber lag weißflimmernde Luft, ſonſt nichts.

Dagegen traten die drei Gewaltigen des Berner Oberlandes erſchreckend nahe. Es war, als ob ſie ſich in ihren ſchimmernden Eispanzern höher emporreckten und mit Gewalt durchbrechen wollten durch die Breſche der violetten Freiburger Vorberge.

Und immer noch ſchien die Sonne glühend heiß . . . Aber es lag etwas fahles in der Beleuchtung, wie ſtumpfer Bleiglanz.

Alles war ſo unheimlich ſtill und drückend, die Luft war ſo widerlich lau und legte ſich einem ſo ſchwer auf die Bruſt . . . Ein unerklärliches Angſtgefühl ergriff Ella —

„Ach wenn doch dieſe Fahrt bald zu Ende wäre!“

Nun ſchoß es ihr plötzlich durch den Sinn, daß ſie ſich gegen ihren Vetter doch zu unartig benommen habe. Der gute Junge hatte ihr ſo treuherzig ſein Inneres erſchloſſen, und ſie? . . . Sie hatte ihn ausgelacht. Das war eigentlich recht herzlos. Und nun ſah ſie, wie er ſich abarbeitete im Schweiße ſeines Angeſichtes. Für wen? Für ſie! Nur um ſie wohlbehalten hinüberzubringen in den ſichern Hafen. Sie hätte ihn gar zu gerne angeredet. Doch ſie getraute ſich nicht; auch fiel ihr das rechte Wort nicht ein.

„Ihr ſeid gewiß ſchon tüchtig müde? Haben wir noch lange . . .“ kam es endlich zaghaft von ihren Lippen.

Da fuhr ein kurzer, trockener Windſtoß mit heißem Atem von den Jurahöhen herab und ſtieß ſeitlich an das Boot, daß es heftig ſchwankte. Mitten durch den See zog ſich ein dunkler Streifen.

„Teufel! Da haben wir die Beſcherung!“ ſagte Henri. Dann nach einem raſchen Blick rückwärts nach dem ſchon ziemlich nahen Neuenburger Ufer: „Und wir zwingen's doch noch. Aber nun heißt's wacker drauf!“

Fritz nickte nur und legte ſich mit doppelter Kraft auf die Ruder.

Als nun Henri bemerkte, wie ſich Ella ängſtlich an den Seitenplanken des ſchwankenden Bootes feſthielt, rief er lachend hinter Fritz hervor: „Nur keine Angſt, mein Fräulein! Jetzt wird's erſt luſtig, wenn das Schaukeln angeht.“

Die Sonne verſchwand hinter der ins Ungeheure gewachſenen und ſchon den halben Himmel bedeckenden Wolkenwand. Nun ward mit einem Schlage alles dunkel und grau, und nur Jungfrau, Mönch und Eiger ſtrahlten noch in unheimlichem Glanze, wie drei aufdringliche, nicht zu bannende Rieſengeſpenſter.

Unregelmäßige Windstöße folgten sich, bald stärker, bald schwächer, in immer kürzeren Zwischenräumen. Dumpfe Donner rollten die Bergwände entlang. Das obere Ende des Sees verbarg eine tief bis aufs Wasser herabhängende Wolkenschicht; sie glich einem riesigen in ernste, senkrechte Falten gerafften Theatervorhang. Mit Windeseile schob sie sich näher und näher. Und hinter all den Dünsten und Nebeln begann ein Leuchten und Blitzen, als ob der gewaltige Maschinist der Natur seine Beleuchtungseffekte erproben wollte.

Da, plötzlich ein furchtbarer Krach! Und ein himmelspaltender Feuerstrahl fuhr hernieder, mitten in den See, dessen Wasser sich dem Blitze wild entgegenbäumten, als wollten sie ihn brünstig aufsaugen, des Äthers lohenden Flammenkuß. —

Der Sturm schien nur auf dieses Signal gewartet zu haben, um nun aus allen Schlünden loszubrechen. In wenigen Augenblicken war der ganze See in ein wildwogendes Chaos verwandelt.

„Wir müssen auf Serrières zu halten, sonst werden wir zu weit abgetrieben," rief Henri. Hältst Du aus, Fritz?"

„Ich schon — wenn nur das Boot hält."

Aber wo war Serrières mit dem eben noch durch das Grün der Gärten glänzenden schlanken Minaret der Suchardschen Villa? Wo war die Stadt?

Ringsum nichts als Dunst und Nebel! Keine hundert Schritte weit konnte man sehen.

„Gegen den Wind richten! sonst kriegt er uns unter! . . . Jede Welle auf den Kopf schlagen und scharf schneiden! . . ."

Das war nicht das frische und scharfe Sausen der Brise, deren regelmäßige und starke Wellen den Kahn lustig emportragen; nein, es war der gefürchtete Jorant, der mit seinem heißen, erschlaffenden Atem über die Fälle des Jura herabstoßend das Wasser in kleinen unregelmäßig durcheinander fahrenden Wogen vor sich hertreibt, den ganzen See in einen kochenden Kessel verwandelt und das Einlaufen in den Neuenburger Hafen beinahe unmöglich macht.

Und nun öffneten die Wolken ihre Schleusen, und ein Regen platschte herab, als ob sich die Wasser des Himmels mit denen der Erde in gigantischem Taumel vermählen wollten; — und dazu ein Brausen und Schreien, ein Klatschen, Grollen und Donnern. —

Mitten in dem Toben der aufgeregten Elemente tanzte der schwankende Kahn mit den drei jungen Menschenkindern, die mit äußerster Anstrengung um ihr Leben kämpften.

Henri behielt ſeinen guten Humor am längſten. Das ganze Stürmen und Wogen erſchien ihm zuerſt nur wie ein luſtiger Spaß, eigens dazu eingerichtet, damit er ſeine Kraft und Gewandtheit daran erproben könne. Er führte luſtige Zwiegeſpräche mit Wind und Wellen und neckte ſich mit dem tobenden Elemente wie mit einem unartigen Hündchen ... Höchſtens fuhr ihm von Zeit zu Zeit ein „'Cré nom!“ durch die zuſammen gepreßten Zähne.

Ella war totenblaß. Alles an ihr bebte. Mit der Mütze ihres Vetters ſuchte ſie das von Schlagwellen und Regen allzureichlich in das Boot geworfene Waſſer auszuſchöpfen. Unermüdlich arbeitete ſie und ſtöhnte dabei unaufhörlich: „Gott, mein Gott! was ſoll aus uns werden?“

Aber der unbarmherzige Sturm riß ihr die Seufzer von den Lippen, ſie höhniſch zerzauſend und in die Ferne verzettelnd.

Fritz aber atmete freier, ſeine Bruſt hatte ſich geweitet, ſeit der Sturm ſein Lied begonnen. Ihm war, als ob ein dumpfer, weicher Druck von ihm genommen wäre. Er fühlte ſich als ein Stück der ringsum tobenden Natur, und am liebſten hätte er alles was er in ſeinem Innern barg an Wut und Schmerzen hinausbrüllen mögen in die jagenden Wetter. Hei wie er einhieb auf die empörten Wogen! Die Ruder bogen ſich, und kreiſchend drehten ſich die Gabeln in den Pflöcken.

Sie hatte ſeine ehrliche Liebe verſchmäht, ſie hatte ihn ausgelacht. „Wer wird ſich in einen Gymnaſiaſten verlieben? Ha! Ha! Und Henri? War er etwa kein Gymnaſiaſt? O Weiberlaunen! Wüte nur Wind! Wirf unſer Schifflein her und hin! zerſchelle es! bohre es in den Grund! mir ſoll es gleich ſein ... Es iſt ja doch alles aus. Sie verlacht mich ... ſie verſpottet mich ...“

Sein Blick fiel auf Ella ... Krampfhaft klammerte ſie ſich mit der Linken an ihren Sitz und mit der Rechten ſchöpfte und ſchöpfte ſie unverdroſſen, immer noch ſeine Mütze als Kelle gebrauchend.

Er ſah nun auch, daß das Boot ſchon ſehr viel Waſſer gefaßt hatte, und daß ſich das Mädchen in abſehbarer Zeit den ſtets aufs neue vom Regen und den Wellen hereingepeitſchten Fluten nicht mehr werde erwehren können ... War vielleicht gar das Boot leck geworden? ... Jetzt erſt ſtand ihm die Gefahr in ihrem ganzen Umfang vor Augen.

„Du haſt dieſe unſelige Kahnpartie veranlaßt! Du biſt ihr Mörder,“ rief es in ihm.

Unter dem Eindruck dieſes einen Gedankens alles übrige vergeſſend, ließ er plötzlich die Ruder los, ſtreckte die Arme aus und ſuchte Ella zu umfangen.

„O verzeihe mir, Ella! verzeihe mir! Laß uns zuſammen ſterben!"

„Biſt Du toll geworden?" tönte Henris Stimme kreiſchend durch das Unwetter. „Die Ruder! Faß' Deine Ruder!"

Aber die erſte Woge hatte ſie ſchon aus den Gabeln gehoben; die zweite entführte ſie.

Ella ſuchte ſich aus der Umklammerung ihres Vetters los zu machen; ſie rang mit der Kraft der Verzweiflung. Doch er war ſtärker und hielt ſie feſt.

Henri tobte, fluchte, wetterte. Zugleich aber ließ er die Führung des Schiffchens keinen Augenblick außer acht. Mit eiſerner Energie arbeitete er weiter, der brave Junge, ſuchte jede Welle zu ſchneiden, jeden Windſtoß zu parieren.

Der Sturm heulte immer wilder und ſchwoll zum Orkan . . . Und nun tönte mitten hinein in den raſenden Taumel der Elemente ein wahnſinniges Pfeifen, deſſen gellender Klang wie ein ſcharfes Meſſer das allgemeine Getöſe durchſchnitt.

Der Dampfer! — —

Die Silhoutte des großen Schiffes erſchien im Nebel — ſchattenhaft, geſpenſtig. —

Wie ein trunkenes Ungetüm auf den Wellen hin und her torkelnd ſchob es ſich heran — unaufhaltſam, immer näher und näher. —

„Al-looh! Al-looh!" ſchrie Henri. Er fühlte, daß er nicht mehr ausweichen konnte und überrannt werde.

Und das Ungetüm wurde immer größer. —

Man ſah, wie auf dem Deck eine Bewegung entſtand. Paſſagiere und Matroſen ſchienen das bedrängte Boot bemerkt zu haben. Aber ſchon war es zu ſpät . . .

Ein Zuſammenprall, ein Schrei, ein ängſtliches Brechen und Knacken!... Die gellende Dampfpfeife verſtummte plötzlich . . .

Fritz hielt Ella immer noch umſchlungen. Er hatte den Tod herausgefordert, und dennoch ſiegte jetzt, da er hinabzuſinken drohte in das feuchte Grab, der Selbſterhaltungstrieb. Mit dem einen freien Arme arbeitete er aus Leibeskräften, um ſich und ſeine Laſt über Waſſer zu halten.

Der Schattenriß des Dampfers zerfloß im Nebel. Von dem Boot, von Henri war nichts zu ſehen.

Was thun? Wohin ſich wenden? Sollte er dem Dampfer nachzuſchwimmen verſuchen. Das war Thorheit! ſeine Kräfte mußten ja erlahmen.

Lange, endlos lange Minuten vergingen. Die Laſt ward immer ſchwerer und ſchwerer. Er mußte ſie loslaſſen oder mit ihr verſinken in die ſchauerliche Tiefe.

Aber er umklammerte ſie nur noch feſter.

Da! . . . War das nicht ein menſchlicher Ruf? Oder war es nur ein Gaukelſpiel ſeiner überreizten Einbildungskraft? . . . Nein! nein! Rettung war nahe, und „Hil-fe! Hil-fe!“ drang es aus ſeiner Kehle in halb vom Waſſer erſtickten Lauten.

Ein Boot tauchte auf — mit letzter Anſtrengung hielt ſich Fritz noch oben — zwei kräftige Arme faßten nach Ella.

„Sie iſt gerettet!“ Das war ſein letzter Gedanke; dann verlor er das Bewußtſein.

In der Ferne erſtarben allmählich die langgezogenen, ſchauerlichen Töne der Dampfpfeife. Es klang als hauche die Maſchine ihre Seele aus.

VI.

Die Sonne ſchien freundlich durch das rebenumrankte Fenſter in ein helles, luſtiges Zimmerchen. Hier ſaß Frau Büren am Bett ihres Sohnes und bewachte ſeinen Schlummer.

Wie manche Nacht hatte die gute Frau hier geweilt in ſorgſamer Pflege, ſeit jenem verhängnisvollen Maientage, da die Matroſen und ein aufopfernder Paſſagier des „Hallwyl“ ihr den Sohn und die Nichte gerettet.

Die ungeheure Aufregung abgerechnet, hatte das Abenteuer für Ella keine üblen Folgen gehabt; Fritz aber war in ein böſes Nervenfieber verfallen, und wochenlang bangte man für ſein Leben. Während dieſer ganzen Zeit war Frau Büren kaum von dem Lager ihres Sohnes gewichen.

Eben ſchlug Fritz die Augen auf. Sein erſter Blick fiel auf ſeine treue Pflegerin.

„Wie gut Du biſt, liebe Mutter!“

„Still, ſtill, mein Junge.“

Fritz brauchte ihr nichts zu erzählen, Frau Büren wußte alles. Seine Fieberreden hatten ihr ſeine ſorgſam behüteten Geheimniſſe verraten. Und was der Inſtinkt der Mutterliebe nicht enträſeln konnte, das hatte ihr Ella beichten und erklären müſſen. So hatte ſie ſich denn die ganze Geſchichte zuſammengereimt, die Geſchichte jenes Frühlingſturmes, der beinahe ihre Lieben hinweggerafft hätte — —

Die Thüre öffnete ſich und, friſch wie eine Roſe, trat Ella herein, die in der Pflege des Vetters der Tante ſoviel ſie konnte an die Hand ging.

Sie brachte ein Glas kühlenden Citronenwaſſers für Fritz. Das erquickte ihn, und mit einem dankbaren Blick gab er ihr das Glas zurück.

Sonderbar! Mit dem Fieber war auch all ſeine Verliebtheit verflogen. Ella erſchien ihm nur wie eine traute Schweſter; aber wo war

ſeine glühende Eiferſucht, wo war ſein leidenſchaftliches Verlangen geblieben? Fritz verſtand ſich ſelber nicht mehr; er fühlte nur, daß jetzt Friede in ihm war.

Nur eines ſchmerzte ihn: daß ſein Freund Henri ihn noch nicht beſucht hatte.

„Warum kommt er nicht? Iſt er mir noch böſe, weil ich damals die Ruder von mir warf?“

Die Mutter tauſchte mit Ella einen raſchen Blick des Einverſtändniſſes und ſuchte dann ihr krankes Kind mit ſanften Worten und allerlei Gründen auf ſpäter zu vertröſten.

Sie wagten es ihm noch nicht zu ſagen, daß Fiſcher, drei Tage nach jener Kataſtrophe, den Leichnam des armen Henri Dubois aufgefunden hatten, und daß er nun ſchon kühl gebettet am Mail drüben ruhe, auf dem Gottesacker, im Schatten der ſchlanken, dunkeln Cypreſſen.

Durch das geöffnete Fenſter drang die friſche Morgenluft herein, im Garten zwitſcherten die Vögel, über den See wehte eine belebende Briſe, die Waſſerfläche leicht kräuſelnd; am fernen Horizonte aber ragten in ewiger Schönheit die Schneegipfel der Alpen in den blauen Himmel empor, ſie die unveränderlich herabſchauen auf Sommer und Winter, auf Freud und Leid.

Nichts mehr erinnerte an das Toben der Frühlingſtürme. Über die ganze Natur breitete ſich der ſonnige, lichtdurchſtrömte Friede eines goldenen Sommertages.

Wie ſchön iſt doch die Welt! Wie einzig herrlich das Gefühl der wiedererwachenden Lebenskraft!

Die Furcht in der Erziehung.

Von Ewald Kunow.

(Stargard.)

Ob es allen Menſchen ſo geht wie mir, weiß ich nicht; aber ich glaube es, ohne Einem zu nahe treten zu wollen. Ich habe nämlich wie Dörchläuchting meine ganz beſtimmten Grugels, wenn mir auch ſein fürſtlicher Anſtand im Kampfe gegen dieſelben ganz und gar abgeht.

Man hat mir bange gemacht von Jugend auf. Beim Gewitter kann ich ein beängſtigendes Gefühl und beim Anblick eines Gerippes ein ge-

wiſſes Grauſen nicht los werden. Meine Jungen ſind anders. Wenn ich beim Gewitter mit ihnen am Fenſter ſtehe und der Blitz durch die dunklen Wolken zuckt, jauchzen ſie hell auf, während mir nach alter Übung der Puls ſtockt; meine Jungen wiſſen von mir, daß beim Gewitter ſich die Macht Gottes herrlich offenbart und daß Gott die Liebe iſt. Und wenn ich mit ihnen vor der Abbildung eines menſchlichen Gerippes ſitze und ihnen zeige, wie die Knochen zuſammengefügt ſind, empfinden ſie die reine Freude der Lernenden, und ich muß mich dazu quälen, das für mich ſo entſetzliche Bild anzuſehen; und doch weiß ich, daß der Tod für einen Chriſten nichts Entſetzliches hat. Ich weiß es, ja. Aber reguliert das Wiſſen immer die Pulsſchläge des menſchlichen Herzens?

Wenn ich im ſchönen Monat Juni mich auf dem Moos des Waldes ausſtrecke und halb träumend durch die Blätter in den blauen Himmel hinaufſchaue, ruft plötzlich einer meiner Jungen: „Vater, gieb mir die Raupe her! Die da, ſie hängt grade über Deiner Naſe;“ oder der andere mahnt mich: „Vater, lieg ſtill! ich will den Froſch greifen. Lieg ſtill! er ſitzt neben Deinem Halſe.“ Ich aber liege nicht ſtill, nicht um alles in der Welt. Ich lange auch nicht nach der Raupe; ich ſpringe auf, vorſichtig, um der Scylla über mir und der Charybdis neben mir zu entkommen. Die Waldruhe iſt vorbei, ich ginge am liebſten hin und ſetzte mich in die dumpfe Schenkſtube. Aber ich ſchäme mich vor meinen Jungen; und wenn der eine herankommt und mir die großen „ſchönen“ Augen des Froſches, den er gefangen hat, jubelnd zeigt, habe ich mich ſoweit gefaßt, daß ich die Augen wenigſtens anſehe und ſie vielleicht auch ſchön finde. Ich muß es wohl; habe ich doch meine Jungen daran gewöhnt, keine Scheu vor der Natur und ihren harmloſen Geſchöpfen zu haben. Ja, ich liebe die Natur ſehr; aber durch die Furcht wird mir dieſe Liebe oft zu Leide.

Da ſchlüpft eine Eidechſe durch das trockene Laub; an dem Raſcheln erkenne ich ſie, ſoweit habe ich es doch gebracht. Mein Jüngſter hat ſie ſchon gegriffen. „Junge, Du kannſt den Tod davon haben!“ rufe ich entſetzt; er lacht darüber, und ich merke, daß mir die Angſt aus meiner Kinderzeit wieder einen Streich geſpielt hat. Saß da eine zarte Dame im Garten und band Blumen zu einem Kranz, und da es ihr an Blumen gebrach, ſchickte ſie einen Knaben aus ſolche zu pflücken. Aber der Knabe war böſe; er ſetzte zu den Blumen in den Korb eine Eidechſe, die er fing. Nahm die Dame die Blumen und band weiter an dem Kranz, ſpringt plötzlich die Eidechſe hervor. Ein furchtbarer Schrei, die Dame fällt wie tot um; ich ſehe das und ſchreie natürlich weiter. Man kommt, und ſchließlich erholt ſich die Dame, aber ganz verſtört. Sie ſoll davon etwas für ihr ganzes Leben zurückbehalten haben.

„Thu ſo etwas nie!“ warnte man mich, „man kann ja den Tod davon haben.“ Ich faſſe darum keine Eidechſe an und ſehe es auch nur mit zweifelhaftem Gefühl, wenn meine Jungen damit ſpielen, als ob es nichts wäre. — Merkwürdig, ich habe als Junge nie eine Eidechſe gefunden; aber ich hatte eine nervöſe Sehnſucht nach einem Krokodil; und dieſe Sehnſucht kennen meine Jungen gar nicht. Die haben ſo viel zu ſehen auf jedem Spaziergange, den wir ins Freie machen, und nun gar im Walde! Ob ſie ſich auch wohl einmal unter die grünen Bäume des Waldes ſetzen und Skat ſpielen, was ich leider auf dem Gewiſſen habe? — Sie werden Freude an der Natur haben, weil ihnen die Furcht abgeht. O, nur keine Furcht vor der Natur und vor der Welt!

Vor der Welt? Aber die Welt ſoll ja des Teufels ſein. „Es fliehe die Welt, wer ſeine Seele bewahren will,“ hat man mir aus allen Richtungen zugerufen. Ach, was hat man mir damit zugeſetzt! Und man hat es erreicht; ich blieb am liebſten ſtill für mich bei einem ſogenannten guten Buche. Einmal quälte mich mein Jüngſter: „Komm mit, Vater, auf den Pfingſtplatz! Da iſt ein Kasperle-Theater.“ Mir aber iſt das wüſte Treiben der Welt zuwider, ohne Rohheit geht es da ſelten ab. Ich blieb zu Hauſe und las im Thucydides. O, das iſt doch etwas viel Edleres! Ich las. „Was haſt Du?“ fragte plötzlich meine Frau. „Du ſchlägſt ja immer mit dem Stock um Dich.“ „Dieſe verdammten Korinther!“ rief ich wütend. „Aber wie kannſt Du ſo fluchen? Was gehen Dich die alten Korinther an!“ wies mich meine Frau zurecht. „Was?“ ſchrie ich. „Mich gehen die alten Korinther nichts an, meinſt Du?“ und ich fuchtelte weiter mit dem Stock. Klirr, Scherben fliegen auf den Boden, ich hatte eine Vaſe zerſchlagen. Da wurde ich ſtill und ſchämte mich; und in dieſer Stimmung ſchien es mir plötzlich, als ob mein Horizont hell wurde, und ich erkannte, daß die Lektüre, welche ich trieb, von viel wüſteren und roheren Thaten erzählt, als ſie heute in der Welt geſchehen. Und wie ich an die alten Klaſſiker dachte, an das ewige gegenſeitige Abſchlachten der Völker, als ob die Entwicklung der Menſchheit nur aus Schlachten und Schlachten beſtehe, da war mir's, als trügen alle alten Helden ſtatt des Schwertes ein Schlächtermeſſer, und als watete ich in Blut bis an den Hals. — Da nahm ich die Hand meiner Frau und ging mit ihr auf den Pfingſtplatz, und dort ſchien mir alles ſo licht und prächtig; ein humpelnder Arbeiter, der mich anrempelte, kam mir göttlicher vor als Hephäſtus, und in das homeriſche Gelächter vor dem Kasperle-Theater habe ich fröhlich mit eingeſtimmt.

So hat mein Jüngſter mich in die Welt geführt. Und ich wurde irre an denen, welche die Welt als Teufelswerk predigen, und ſchlug die Bibel

auf und fand gleich am Anfang, daß sie ein Werk Gottes ist, und ich wundere mich sehr, daß von den Teufelspredigern keiner davon etwas weiß. Da kam es wie eine Erlösung über mich, ich gewann die Überzeugung, daß Gott ewig die Welt schafft, daß auch die heutige Welt aus Gottes Hand entstanden ist; und so halte ich es für sündhaft, übel von der Welt zu denken und zu reden. Nun ist mir die Welt schöner als alle Bücher, und wenn dieselben ein noch so hohes Alter haben. Denn alle Bücher, selbst die ältesten der alten Klassiker, sind doch nur Menschenwerk. Das ist mir klar geworden, und ich habe keine Furcht vor der Welt, wenn ich mich nicht etwa einmal vergesse. Aber ich glaube doch, hierin meinen Jungen über zu sein; denn es kommt leider schon die Zeit, wo sie von dem Teufel als einem Herrn der Welt mehr hören, als einem jungen Christen gut ist.

Ich rede vom Teufel, als hätte ich keine Angst vor ihm; und jetzt habe ich auch keine, die Sonne scheint hell. Aber ob ich so keck in dunkler Nacht wäre? O, die Dunkelheit! In meinem Gehirn ist eine Unmenge von Spukgestalten aus Sagen und Märchen scharf eingeprägt; sie scheuen das Licht, aber im Dunkeln sind sie da, unfehlbar. Ich kann eine ganze Welt von Finsternis mit fratzenhaften Schemen bevölkern. Wer ist frei von diesen Einflüssen einer falschen Erziehung?

Bannen wir die Furcht! Das ist ein Ziel der Erziehung. Und nicht auch der Religion? Ist die wahre Religion etwas anderes als die Erlösung des menschlichen Herzens von der Furcht?

Psychophilosophie.

Kritische Gänge von G. Ludwigs.

(Darmstadt.)

Ich wittere Frühling, zeugungsstarke Luft. Ich fühle das Hämmern in der Werkstatt der Lebenswerte. Es wird umgewertet.

Jeder möchte die neue Kenntnis, die älteste Neuigkeit „verwerten", daß der Mensch nur menschlich normiert und begreift und daß sein Denken letzten Grundes nur ein Instinkt.

Mit den „absoluten Wesen" hatte man lange gebrochen. Doch ein neues Absolutum kam: „absolute Negativität" in metaphysischer Hinsicht. Menschen steht aber kein Absolutismus zu. Das war's, was übersehen blieb.

Drum zurück zum Psychismus, Relativismus aber — Vorsicht! Das ist abschüssige Bahn!

Wer weiß es nicht: dort und dort regt sich's in der Kunst: Psychismus, Symbolismus und wie die Zuckungen heißen.

Und auch eine Psychophilosophie kommt.

Mit nervösem Gebahren — man kennt die Denker! — exaltiert. Natürlich: die Nervösen haben die feinsten Sinne und angeln Schwingungen aus der Ferne. Was thut's, daß sie selbst „krank" sind?!

Dann nachher kommen auch die Gesunden ans Problem. — — —

Sind das Krankenschrullen?

Wenn nicht, so muß sich der Prozeß doch angeklingelt finden in andern Geistern. Ahnen muß durch hohe Seelen gehen.

Diese Ahnungen, „Instinktionen" will ich in neueren Büchern nachweisen, die nicht selbst auf den Neopsychismus der Weltanschauung loszielen. Doch auch Fundamentschriften der „Umwerter" werde ich nicht vergessen.

I.

Eines der ahnungsreichsten Schwellenwerke, Übergangssymptome ist die nachgelassene „Atomistik des Willens" Robert Hamerlings. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. vormals J. F. Richter. 2 Bde. 12 Mark.)

Einen kühnen Schritt, der schon ganz auf Zukunftsboden trägt, thut schon sein Grundsatz. Das Existenzgefühl, allgemein, losgelöst vom Ichgefühl, darauf ist das Werk gebaut. Ein Gefühl als Grundlage alles Philosophierens. Geradezu unerhört! Nicht? Doch Nietzsche hat einmal das Phänomen des Willens seziert, die Gefühlssehnen herausgezerrt und die anderen all — ja, da sieht man: auch Schopenhauer hat ganz auf Gefühle gebaut. (Ich habe mir aus seinen Schriften auch sonst eine Reihe von ungewollten Betonungen des Gefühlsmäßigen für die theoretische Philosophie ausgezogen.) Ich sehe überhaupt im Gefühl — allgemein verstanden! — den einzigen Maß-Sinn, Wertungs-Sinn — Hamerling bezeichnet es sehr gut als siebenten seiner angenommenen sieben Sinne — selbst das Motiv des Denkens.

Das Existenzgefühl soll nun die Brücke zur Transcendenz, erkenntnistheoretisch wie metaphysisch, geben. Ich halte dafür eine Streitfrage bedeutsam: hat es das neugeborene Wesen sofort und stets, fehlt ihm also zunächst nur das Ichgefühl? oder ist das nachweisbare Manquo Fehlen des Existenzgefühls? Hamerling sah diese Streitfrage nicht oder hielt sie wenigstens für gelöst im Sinne des ersten Teils der Alternative. Das

war für sein System hochbedeutsam. Ich neige zur andern Auffassung: Nur die Sinnesaffektion zeugt Gefühl. Leise, unwillkürliche Wahrnehmungen (nicht nur des Auges) schleichen sich in den Körper. Rosenküsse einer neuen Welt küssen die Seele, das Leben wach. Kommen die Eindrücke aber vielleicht von innen? (Vor der Geburt?) Innerorganische Thätigkeit? Gefühl des Blutkreislaufes — (für meine Auffassung ist die letzte Ursache nur bei vorhandener Verbindung mit dem Mutterleib möglich.) (Vgl. I, 117 mit I, 241.) Dabei aber bleibt's: Die Latenzen des Menschen müssen erweckt werden. Ja, mir scheint — ich kann hier nur tasten, angeln — aus diesem transobjektiven Eingriffe geht ein gesunder Realismus unmittelbar für die Erkenntnistheorie hervor.*) Die „Atomistik des Willens" sucht, gemäß ihrer anderen Entscheidung in der berührten Streitfrage eine andere Begründung des Realismus. Dabei geschieht jedoch, daß der Erscheinung „An sich" (die „Dinge an sich") aufgefaßt wird, als der Dinge „An sich", daß Hamerling aus der Erkenntnistheorie in die Erkenntniskritik und Metaphysik abirrt; das ist traurig. Denn ein Hauptziel des Werkes, Kampf gegen die Neukantianer, wird wegen dieses laienhaften Lapsus mangelhaft erreicht (außerdem mißversteht er auch diese Leute besonders im ersten Buch. Mir ist eben nur eine wenig bezeichnende Stelle I, 93 gegenwärtig).

Überhaupt sind die Mängel des Buches meist laienhafte Versehen. Aus der Psychologie fällt Hamerling oft in Metaphysik (z. B. I, 120, 268.) Bitterböse klingt II, 133: weil ein Wesen die Beschränktheit seiner Sehkraft z. B. unlustig empfunden, habe es sich angestrengt, bis das Organ herauf entwickelt gewesen sei! Dieses Hysteronproteron! Aus den Denkbeschwerden, die ihm das Problem der Unfreiheit des Willens macht, hilft nur die Subtilität einer Scheidung: Wollen-wollen und Wollen-sollen. Auch ist vergessen, daß in Untersuchen über sittliche Fragen auch nur ethikosophische (=moralphilosophische) Begriffe und Begriffe in ethikosophischer Hinsicht zu Betracht kommen. II, S. 216. Diese nötige Sachverstümmelung und Perspektiveneinseitigkeit flößt vielleicht gesunde Abscheu vor ungesunder Ethikosophisterei ein. Übrigens: Die Unfreiheit des Willens ist eines der tragischen Probleme, an denen sich die Menschheit könnte zu Tode raten. Es setzt als ethisch bedeutsamen Fall: Perversität der Motivation.

Metaphysisch leitet Hamerling einen Monismus des Seins, in konkreter Fassung als Leben, einen „essentiellen Panpsychismus" aus dem Seinsgefühl. Glanzvoll führt er seine Gedanken durch; vornehm synthetischer Er-

*) Seit ich dies geschrieben, habe ich auf dem Grund die Arbeit an einem Sonderproblem in einer „Psychik der Werte" begonnen.

gänzungs-, Erklärungsblick leitet ihn zur Entdeckung der Polarität in jeder Realisation: Ein ausgezeichnet geschriebener Abschnitt, I, 209 ff. (Zur modernen Fassung hat Albert Kniepf dies Problem gebracht.) Es verdient Hervorhebung, daß gedankliches Tasten, Versuchen mit heuristischen Prinzipien weiterführt, weil synthetisch, als mikroskopieren — in gewissen Fällen! — Unsere „positiven" Zeitgenossen begreifen das teilweise nicht. — Hamerling nimmt Kraft und Wille als wesentlich identisch an. Doch: die verhalten sich wie Zweck (oder Grund) und Mittel. Und dann: ist denn der Wille ein komplettes Vermögen oder vielleicht nur ein Summationsphänomen? (Siehe oben.) Der Lebenswille — er kann nur jasagen, nach Hamerling — ist das ein Wille? Ich glaube eher eine Kraft. Es giebt einen Verfallzustand, wo der Lebenswille verneint ist. Willen seines Inhalts verneinen? Das hat die bekannten Bedenken. Eine Kraft entkräften? Warum nicht.

Kraft faßt Hamerling nun einmal als ein, ich möchte sagen unorganisches Willensphänomen. Das macht ihm jedoch noch viel Herzeleid. In dem Kapitel „Bewegung" findet er einen bitteren Feind, die vis inertiae. (Gelegentlich, II, 38, steht — ich will, da es mir gerade in den Sinn kommt, Proben seiner Diktion geben: „Ein beständiges Ineinanderzittern der Existenzen findet statt." — „Durch das ganze unermeßliche Organ der Natur geht in unendlichen Wellenschlägen unablässig der rieselnde Schauer des Lebens. Alles Leben des Alls ist ein ewiges Erzittern der ganzen Wesenskette unter dem Hauche des unerkannten, unerkennbaren Geistes über den Wassern.") Das dünkt ihm nun ein Widerspruch. Zumal er Ruhe und Bewegung als grundverschieden faßt, gleich Sein und Nichtsein. Doch Existenzen können nie in diesem „senkrechten" Gegensatz stehen, nur im relativen, wagerechten, dem der Intensitätskala mit positiven und negativen Werten: Lust, Unlust; Wärme, Kälte ꝛc. Mit pfiffigem Scharfsinn und logischer Bosheit rächt er sich an dem Trägheitsprinzip und schmäht auch — natürlich wissenschaftlich-würdig — auf das Gesetz der Kraftерhaltung, das er auf Energieerhaltung beschränkt wissen will. Er ist da obendrein wieder in die Metaphysik geraten. (II, 56.)

Die geistvollen Kombinationen der naturwissenschaftlichen Kapitel zu prüfen, geht hier nicht an. Es ließe sich viel gegen sie einwenden. Ich nehme sie gültig in ihrer Beweiskraft für Hamerlings System. Auch über die metaphysischen Konsequenzen will ich nicht mit Hamerling rechten. Denn es kommt mir ja darauf an, aus dem fertigen System „Instinktionen zu schnüffeln". Der Grundsatz eines Gefühls ist schon eine äußerst glückliche Beute.

Also: welche Moral, welche Ästhetik folgen nach guter, alter Sitte, aus der metaphysisch-erkenntnistheoretischen Grundlage?

„In allen Lebenstiefen, ein heilig Wunder, blüht die Form" ist Motto des Abschnitts „Schönheit". Mir dünkt, der Thatsachenkern ist hier gut. Nur die Ausdeutung nicht. Übrigens kennt man Hamerlings künstlerische Anschauungen ja genugsam aus seinen Dichtungen. — Die Psychophilosophie wird niemals solche ästhetische Außenbetrachtung anstellen. Überhaupt lehnt sie das Schönheitsproblem ab — und ein Problem, ein psychophysisches Problem ist es. — Es bleibt der Psychologie unter methodologischer Hilfe der Erkenntnistheorie.

Und Moral?! Man höre (II, 207): Moral ist Instinkt. (Der Außermoralische wird schädlich, nach alter Nomenklatur unsittlich, durch Disgregation der Instinkte, sagt ja wohl Nietzsche.) Also: „Jene Stützen sind nun einmal morsch — kein Verlaß mehr auf sie! Es ist möglich, daß der moralische Instinkt für die Menschheit nicht ausreicht, wenn sie ihn unterdrückt und leugnet. Hat sie wirklich nicht genug inneren Halt und muß sie deswegen zu Grunde gehen — ei, so mag sie zu Grunde gehen; sie ist ja in diesem Falle „nicht wert zu bestehen!" — Und die Natur erneuert sich in ewigem Kreislauf: ein neues Geschlecht würde nach dem alten, das ja zu Grunde gegangen, hervorsprossen und dies neue Geschlecht würde doch nichts Eiligeres zu thun haben, als den moralischen Instinkt nach darwinistischer Theorie „in sich zu entwickeln". Das Interregnum absoluter Finsternis kann nie lange dauern." Es überrieselt einen bei solchen Gedanken wie im Ahnen der Weltunermeßlichkeit oder gegenüber der „zermalmenden Gebärerin". (Auch Herbarts Moralprinzip kommt wieder zu einiger Bedeutung.) Nie habe ich (ganz zu geschweigen der ehrlichen historischen Angabe: Moral als — scilicet angezüchtetes — Gefühl, Instinkt in weiterem Sinne) eine so freie, erquickliche Auffassung des Problems bei Metaphysikern begegnet. Ganz demgemäß ist, was er II, 260 ff. über Zola sagt. Das soll ihm unvergessen bleiben! „Zolaisten" haben wohl nicht oft so gesund und edel über ihren Meister gesprochen, wie der Dichter der höchsten Formschönheit, wie man ja Hamerling schon genannt.

Prinzipiell aber steht er ganz auf dem alten, metaphysischen Boden, Nietzsche mag er nicht einmal dem Namen nach gekannt haben. Was ich gezeigt, sind ein paar gesunde Fühler und Taster, die sich in ihrer kräftigen Selbstständigkeit merkwürdig genug in dem Buch ausnehmen zwischen veraltetem Wissen, ungewollten Reminiscenzen an diesen und jenen, (II, 222 unten, vgl. mit „Welt als Wille u. V." I, 186!) poetischen Unwissenschaftlichkeiten. Die Fehler seines Standpunktes treten klar hervor im fruchtloseinseitigen Kampf

der Entſcheidung zwiſchen Optimismus und Peſſimismus — (wie flach er von Hartmann fortwährend mißverſteht!) — in den Plattheiten, die er außerdem gegen den Materialismus beibringt — ich bin kein Materialiſt! — Seine metaphyſiſche Spekulation hat ſonſt etwas Solides, jedenfalls da ſie einen ſehr ſoliden Grund im Exiſtenzgefühl hat. Nur die Erſchleichung Kraft = Wille iſt ganz unſtatthaft, legt aber den Grund der transcendenten Bauten und Konſtruktionen.

Als Werk eines tiefſinnigen Dichters will die „Atomiſtik des Willens“ zunächſt genoſſen werden; ſie mag durch die fühlbare Laienhaftigkeit gerade für den philoſophiſchen Laien viel Anziehendes haben. Auch der nichtvertrocknete „Fachphiloſoph“ wird durch ihre Form mächtig gelockt. Der Nüchterling wird allerdings ſich über die Lapſus z. B. in den naturwiſſenſchaftlichen Anſichten ꝛc. höchlich entrüſten und im übrigen das Buch gewinnlos aus der Hand legen. Der Pſychologe aber und Selbſtdenker wird reichſte Anregung gewinnen nach allen Seiten. Die auffällige „Feinfühligkeit im Denken“ verſchafft dem Werk dazu eine nicht zu unterſchlagende ſymptomatiſche Bedeutung. Allerdings ſeiner Tendenz und ſeinem ganzen Habitus nach geht das Buch wohl vornehmlich in die Hände von Laien. Und da kann es ſchlimmſten Falles nicht mehr, nur viel weniger Unheil anrichten als alle die Philoſophiebücher, zu denen man greift, als z. B. die „Philoſophie des Unbewußten“; wenn man den „poſitiven Geiſtern“ den Gefallen thun will, ihren Einfluß „unheilvoll“ zu nennen. Wegen dieſes allgemeinen Intereſſes glaubte ich näher auf das Werk eingehen zu dürfen, als es in der „Geſellſchaft“ bei philoſophiſchen Werken ſonſt geboten erſcheint, und fruchtbare Momente zur Betrachtung und zum Bedenken geben zu ſollen.

Beim nächſten Male will ich mich mit dem wertvollſten, erfreulichſten Buch beſchäftigen, das mir an Fortbildungen Nietzſcheſcher Gedanken bis jetzt begegnet — Nietzſches „Syſtem“ beginnt nämlich eine philoſophiſche Macht zu werden — einem reifen und klaren Schriftchen, dem ich faſt Wort für Wort zuſtimmen kann: „Denken und Weltanſchauung oder Theorie der Grundprobleme“ von Albert Kniepf.

Die heilige Elisabeth.*)

Ein neues Volksschauspiel. Von Ludwig Sturm.

(Frankfurt a. M.)

Bekanntlich wurde das Wormser Reformtheater oder, wie es sich offiziell nennt, „Wormser Spiel-Festhaus", mit dem Herrigschen Volksschauspiel „Drei Jahrhunderte am Rhein" eingeweiht. Das gründliche Fiasko, welches dieses Stück und mithin das ganze Wormser Reformprinzip machte, konnte jedoch einen anderen Schriftsteller nicht abhalten, einen neuen Versuch zu wagen und zwar ist es diesmal Wilhelm Henzen, der sich dieser Aufgabe unterzogen hat. — Henzen ist ein Dichter und Dramatiker zugleich, im Gegensatz zu Herrig, der eigentlich nur erstere Eigenschaft besitzt, allerdings in weit höherem Maße, wie Henzen. Wenn aber trotzdem in dem Henzenschen Volksschauspiel mehr dichterische, empfindungsreichere Stellen hervortreten, als dies bei dem Herrigschen Stücke der Fall war, so ist diese Thatsache keineswegs zu verwundern, wurde Herrig doch zu der Wahl seines Stoffes geradezu gezwungen, schrieb er doch ganz ohne Herz und Begeisterung dieses Schundstück „Drei Jahrhunderte Langeweile" — pardon — „Drei Jahrhunderte am Rhein" zusammen, das seinen achtbaren Namen so sehr befleckte. Hätte Herrig sich selbst seinen Stoff wählen dürfen, ich wette, es wäre ein anderes Stück entstanden, als das öde, langweilige „Drei Jahrhunderte am Rhein". Nun muß er es erleben, daß ein Dichter, der, was die dichterische Begabung anbelangt, weit unter ihm steht, über ihn triumphiert. Denn ohne Zweifel wird dem neuen Volksschauspiele ein voller Beifall zuteil werden. Dafür sorgen schon die vielen pathetischen Flunkereien und Rührscenen, die ein Publikum, wie das Wormser, leicht zu rauschendem Beifall hinreißen können. Der Erfolg eines Stückes hängt ja gar oft von dem Publikum ab, dem es vorgeführt wird. Ein nur einigermaßen modern denkendes Publikum würde das Henzensche Stück entschieden zurückweisen.

Der Titel des neuen Volksschauspiels heißt „Die heilige Elisabeth". Die Fabel, den Vorwurf bildet die bekannte Geschichte Elisabeths von Thüringen, die schon jung vermählt mit dem Landgrafen Ludwig, an seiner Seite ein reines Leben führt, das schließlich durch den Tod ihres Gatten bis zur Heiligkeit sich steigert. Die Handlung teilt der Dichter in fünf Bilder. Mit dieser Bezeichnung „Bilder" ist schon verschleiert gesagt, daß wir es hier mit keinem geschlossenen, abgerundeten Drama zu thun haben,

*) Das Stück wurde inzwischen aufgeführt, mit großem Erfolg. Henzen, sowie Herr Fritz Schoen, wurden stürmisch hervorgerufen.

vielmehr mit einer losen Zusammenstellung der einzelnen Vorgänge. Nun kann durch eine solche Zusammenflickung von Vorgängen, die dazu noch zeitlich weit auseinander liegen, leicht der Gang der Handlung ins Stocken geraten und schleppend werden. Doch diesen Fehler hat H. glücklich vermieden und sein Stück ist möglichst kompakt gemacht. Nur an manchen Stellen wäre eine straffere Zusammenziehung der Handlung, die oft sehr breitgetreten und schwulstig ist, wünschenswert gewesen. —

Die Ausführung der fünf Bilder ist sehr ungleich. Am besten gemalt scheinen mir die ersten drei Bilder, wo sich wirklich schöne, stimmungsvolle Stellen finden. Die letzten zwei Bilder fallen gegen die ersten sehr ab — von ein paar Einzelheiten abgesehen (z. B. die ergreifende Scene, wie Conrad Elisabeth gewaltsam an dem Besuche ihres totkranken Kindes hindern will ꝛc.). Man sieht es dem Ende an, daß dem Dichter die Sorgfalt (— soll ich sagen die dichterische Begeisterung, denn wie leicht kann solche bei der „heiligen Elisabeth" schwinden), die ihm anfangs die Feder führte, abhanden gekommen ist.

Was nun die Charakteristik der Hauptperson anbelangt, so muß man zugeben, daß dieselbe zwar mit peinlicher Sorgfalt und Pedanterie, aber zu wenig Originalität herausgearbeitet ist. Die Gestalt ist viel zu viel übertrieben und idealisiert. Mensch bleibt Mensch, auch wenn er sich noch so sehr dem Göttlichen nähert. — Wie der Hauptperson die Originalität fehlt, so fehlt sie auch dem ganzen Stücke. Die Mittel, mit denen Henzen arbeitet sind veraltet, vermodert — schon lang zum alten Eisen gelegt. In vieler Beziehung erinnerte mich die „heilige Elisabeth" an Uhlands „Herzog Ernst", an dieses öde, stumpfsinnige Stück. Ich begreife nicht wie man eine solche Mache, die sich Gott sei Dank überlebt hat, wieder auffrischen kann. Überhaupt liegt in der ganzen Wormser Theaterreform nichts anderes als ein großer Rückschritt zum Alten, Überlebten. Ja, einen Rückschritt laß ich mir gefallen, es muß aber nur einer zum Guten sein. Dieser Rückschritt hat aber nur dann zu erfolgen, wenn die modernen Errungenschaften gleich null, ja sogar für den Menschengeist schädlich sind. (vide die Kirchenreformation Luthers, die ja auch nur in einem großartigen Rückschritt zum Alten, Ursprünglichen bestand, — eine gesunde Reaktion gegen den charlatanischen Schwindel des damaligen Katholizismus.) Dies ist aber, Gott sei Dank, heute nicht der Fall, die modernen Errungenschaften übertreffen alles bisher Dagewesene.*) Es ist also geradezu lächerlich, das Begrabene wieder ans

*) Ich meine hier in erster Linie die litterarischen Fortschritte, und denke besonders an die Bleibtreus, Conrads, Bahrs.

Tageslicht zerren und den modernen Strom, der durch alle Länder mächtig dahinflutet, hemmen zu wollen!

Und dann — gehört dieses Stück mit seinem spezifisch religiösen Gehalt in ein Theater? Sicherlich nicht. Das Theater von heute hat andere Dinge zu thun, andere Aufgaben zu lösen, als solche Stücke wie die „heilige Elisabeth" zur Aufführung zu bringen: Das moderne Theater hat energisch Front zu machen, gegen derartige epigonenhafte, blutlose Arbeiten, es hat sich in den Dienst der Moderne mit allen ihren Tendenzen und Problemen zu stellen, mit einzugreifen in das Weben und Streben der modernen Kunst — mit einem Worte, es hat modern zu sein und nicht in der Rumpelkammer der alten Kunst nach abgeschossenen, abgelegten Kleidern zu fahnden. — —

Die Einrichtung der Bühne ist vorgeschrieben und zwar ist es die der Wormser Volksbühne. Wer sich für die Einrichtung interessiert, möge den Plan, der dem Volksschauspiele (Worms, Jul. Stern) nachgedruckt ist, zur Hand nehmen, hier wird er alles Nötige finden. Die Musikchöre, die in das Stück eingestreut sind, sind von dem Großh. Musikdirektor Fritz Kaiser aus Darmstadt besorgt.

Dürke.

Novelle von Gottlieb Steger.

(New-York.)

Kord Sörensen, der jüngste Sohn und Erbe des reichsten Hofbesitzers der Hadstedter Marsch, Sören Sörensen war ein Trunkenbold.

Wenn jemand Kord deswegen Vorwürfe machte, so pflegte er zu erwidern: — Was wären darüber viele Worte zu verlieren! — Es wäre ja ein Wunder, wenn er kein Säufer wäre! — Alle in der Marsch wären ja Säufer! — Was könnte er dafür, daß er so wenig vertrüge? Er tränke den Tag über höchstens fünfzehn Tassen Theepunsch und wäre dann allerdings betrunken! Aber was wäre das gegen die andern? — —

Dagegen ließ sich wenig sagen. Alle Welt wußte, daß Kord im Wirtshaus für gewöhnlich wirklich nicht mehr als fünfzehn Tassen trank. Daß er in seinem rechten Stiefelschaft eine lange, flache Flasche stecken hatte, welche ihm der Wirt allabendlich heimlich mit Rum füllen mußte, — das freilich wußte niemand. — —

Der alte Sören hatte seinen jüngsten Sohn nie recht leiden können

in seinen Augen war der hellblonde, schmächtige Kord ein Schwächling; immerhin aber war dieser der Erbe. — Der älteste Sohn Sörens, Peter, war vor einigen Jahren gestorben. — Dieser Umstand ließ den Vater für eine Zeitlang dem lebenden Sohne näher treten, seitdem aber der Alte sah, wie Kord immer mehr unter dem verwüstenden Einfluß seines Lasters dahinsiechte, trat die alte Abneigung wieder hervor. Sören begann sich sogar schließlich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß sein Stamm aussterben sollte, und der Hof, welcher sich seit Jahrhunderten in seiner Familie von Vater auf Sohn fortgeerbt hatte, in den Besitz eines entfernten Verwandten kommen würde. — — —

Da geschah etwas Unerwartetes. — — —

Ende März wurde Frau Sörensens erste Hausmagd, welche heiraten wollte, entlassen, und ein neues Mädchen trat in Dienst. Sie hieß Dürke Gerds und war die Tochter eines Tagelöhners aus der Langenhorner Gegend. Es war ein schönes, kräftig gebautes Mädchen von achtzehn Jahren, mit großen, blauen, von Lebenslust sprühenden Augen und üppigem, goldblondem Haar. —

Der Dienst auf dem Hofe Sörensens war nicht der erste Dürkes. Nach ihrer Konfirmation hatte sie sich als Magd bei einem Bauer in einem benachbarten Geestdorf verdingt, welches in der Umgegend ebenso berühmt wegen seines Reichtums als berüchtigt wegen des liederlichen Lebenswandels seiner Einwohner war. — Jeden Sonntag, manchmal auch an Wochentagen zogen die Knechte und Mägde des Dorfes, wenn es das Wetter irgend erlaubte, — sonst zechte man in den Katen der Tagelöhner, — mit einem Faß Branntwein in ein kleines, nahegelegenes Gehölz und veranstalteten dort ein Gelage, bei dem nach und nach der Rausch die wildeste Sinnenlust entfesselte. Natürlich blieb dies nicht ohne Folgen. Dann aber traten in den meisten Fällen die Burschen offen für das ein, was sie heimlich gesündigt hatten, und machten ihr Mädchen und das Kind, welches diese unter ihrem Herzen trug, wieder ehrlich in den Augen der Welt. Denn trotz der herrschenden Sittenlosigkeit verfiel ein uneheliches Kind der allgemeinen Verachtung.

Vergebens suchte der Pastor des Dorfes den jungen Leuten bei der Einsegnung ins Gewissen zu reden, vergebens donnerte er Vater und Mutter an, wenn sie zu gleicher Zeit bei ihm taufen und trauen ließen, vergebens schalt er die Bauern von der Kanzel, daß sie solche Unsauberkeit bei ihren Knechten und Mägden duldeten. Die Bauern zuckten die Achsel und lachten. —

Anfangs nahm auch Dürke an diesen Gelagen teil, ohne jedoch in dem wüsten Treiben ihre Unschuld zu verlieren. Zwar bewahrte sie dieselbe

nicht deshalb, weil sie etwa sittenreiner oder frömmer als die übrigen gewesen wäre. Unter Tagelöhnern aufgewachsen, sah sie nichts Verwerfliches in einem solchen Wandel, war sie ja doch selber schon einen Monat nach der Hochzeit ihrer Eltern geboren worden und hatte deswegen nie geringer von ihrer Mutter gedacht. Auch allzu große Frömmigkeit schützte sie nicht vor dem Fallen. Nur weil es Sitte war, ging sie an den großen Feiertagen in die Kirche und nahm einmal im Jahre das Abendmahl. Im übrigen ließ sie Gott einen guten Mann sein. Die Umstände, welche sie rein erhielten, waren anderer Art. Zunächst trank sie nie einen Tropfen Branntwein. Ihr Vater war im Delirium gestorben, und, wie es öfters ja der Fall ist bei Kindern von Säufern, hatte sie einen unüberwindlichen Ekel vor Schnaps. Sie blieb nüchtern, wenn alles um sie berauscht war, und die Verführung hatte daher kein so leichtes Spiel mit ihr, wie mit den anderen Mädchen, zumal da ihr keiner der Burschen sonderlich gefiel.

Dann wußte sie, daß sie schmuck war, und hielt viel zu große Stücke auf ihre Schönheit, als daß sie sich dem ersten besten an den Hals geworfen hätte. Sie wollte höher hinaus. Warum sollte nicht ein Viertel- oder Halbhufner um sie anhalten. Das war schon vorgekommen. Eine Tagelöhnersfrau wollte sie um keinen Preis werden. Nicht umsonst hatte sie das elende Los einer solchen im eigenen Elternhause mit angesehen. Sie schauderte bei dem Gedanken daran. Tag um Tag die schwerste Arbeit, unter der sich der Rücken vorzeitig krümmt, und die Wangen hohl und bleich werden, — Jahr um Jahr ein Kind, in Unlust vom Manne empfangen, der sein Weib im Rausche niederringt und zum Lohne schlägt! Nein, das nie! Dann lieber ledig bleiben! Darum aber mußte sie auch allen Versuchungen widerstehen. Wurde sie Mutter, so war sie verloren. — —

Diese Sprödigkeit machte Dürke bald zum Gegenstand von tausenderlei Spottreden und Anfechtungen. Die Folge davon war jedoch nur, daß sie sich immer mehr zurückzog und das Haus, in welchem sie diente, kaum verließ, wofür ihr die Hausfrau keinen geringen Dank wußte und die Magd fast wie eine Tochter hielt.

Da starb die Bäuerin, und ihre Schwiegertochter, welche auf das Mädchen ohne irgend einen stichhaltigen Grund, wenn nicht die Schönheit desselben, eifersüchtig war, kündigte ihr den Dienst.

Dann kam Dürke auf den Hof zu Sören Sörensen. — —

Seit ihrem Eintritt ging eine große Änderung mit Kord vor sich.

Gleich den ersten Abend hatte er sie getroffen, als er betrunken vom Wirtshaus kam. Sie stand an der Gartenpforte, sich mit den Armen auf dieselbe lehnend und blickte auf die Wiesen hinaus.

Kord ging an ihr vorüber und ſagte:

„Guten Abend! — Du biſt wohl Dürke Gerds?“ —

„Die bin ich!“ erwiderte das Mädchen. „Und Ihr ſeid wohl der junge Herr?“ —

Er nickte.

Sie ſah ihm lachend ins Geſicht. Ihre weißen Zähne blitzten dabei reizend zwiſchen den roten, ſchwellenden Lippen und zwei allerliebſte Grübchen zeigten ſich auf den vollen Wangen. Kord blieb ſtehen und betrachtete aufmerkſam die ſchöne Erſcheinung des in ein ſauberes, graues Hausgewand gekleideten Mädchens.

Wie ſie ſo einander gegenüberſtanden, machte ſich ein großer Unterſchied zwiſchen beiden bemerkbar. Sie war faſt größer als er und das Urbild blühender, ländlicher Kraft und Jugendfriſche mit den nackten, vollen, von der Sonne gebräunten Armen, dem üppigen Buſen, den breiten, runden Schultern und Hüften und dem von Geſundheit ſtrotzenden Angeſicht, während Kord wie ein in der Großſtadt Aufgewachſener erſchien. Sein Geſicht war ſo feingeſchnitten und ſo bleich, die in ſtädtiſche Kleidung gehüllte Geſtalt ſo zart und ſchmächtig. — Kord liebte es, ſich als Städter zu tragen, er hatte das Gymnaſium in Huſum bis zur Oberſekunda beſucht, dann war er relegiert worden, — die Hände waren ſo weiß und zierlich, der Fuß ſo ſchmal.

Aber gerade alles dies machte auf Dürke einen vornehmen Eindruck. Es war doch etwas zu angenehmes, mit einem ſo feinen Herrn zu reden. Sie blickte mit Wohlgefallen auf ihn und verwand ſogar den Widerwillen gegen den trunkenen Ausdruck ſeiner Augen. —

Kord dachte:

„Die iſt aber nett!“ —

Dann ſagte er:

„Dürke, Du könnteſt mir wohl einen Kuß geben!“ —

Sie lachte neckiſch auf.

„Ihr ſeid ja betrunken!“ —

„Was macht denn das!“ —

„Pfui! Ich kann Betrunkene nicht leiden!“ —

Sie wandte ihm den Rücken und ging auf das Haus zu, während Kord langſam folgte. — — —

Seitdem hörte Kord auf zu trinken, zwar nicht plötzlich, er ging noch jeden Tag ins Wirtshaus, trank aber nicht mehr ſoviel wie früher und kam zeitiger und immer weniger berauſcht nach Hauſe. Zuletzt ging er gar nicht mehr aus, ſondern ſaß lieber plaudernd in der Küche bei der Mutter und Dürke. — —

Digitized by Google

In Gegenwart seiner Mutter war Kord gesprächig. Er erzählte von seinem Leben in der Stadt, von lustigen Schülerstreichen, von Kneipen und Bällen. Dürke hörte ihm mit lebhafter Aufmerksamkeit zu. Seine Worte erschlossen ihr eine neue, strahlende Welt.

Ach, das war doch etwas ganz anderes, wie das eintönige Dahinleben auf dem Lande! Ja, die Reichen und Vornehmen, die hatten es gut. Wenn ihr doch auch einmal etwas derartiges geboten würde! —

Dürke begriff nicht, warum Frau Sörensen nur zweimal im Jahre nach Husum fuhr, um Einkäufe zu machen. Wäre sie an der Stelle ihrer Herrin gewesen, mindestens einmal die Woche wäre sie in die Stadt gefahren. Im Winter gab es da sogar Theater. Nach den Beschreibungen Kords mußte das etwas ganz Außerordentliches sein. — — —

Bei seinen Erzählungen schob Kord hin und wieder wohl schüchtern seinen Fuß unter den Dürkes oder suchte ihre Hand zu haschen, um sie leise zu drücken. Da das Mädchen dies geschehen ließ, wurde er allmählich dreister, zuletzt saßen sie Abend für Abend in der Küche nebeneinander Hand in Hand und Knie an Knie, er in aufgeregter Weise erzählend, sie ihm zuhorchend, halb im Traume, mit geöffnetem Munde schwer atmend.

Die Mutter, die neben ihnen an demselben Tische strickte, schien nichts von alledem zu bemerken, und der alte Sören saß abends immer für sich allein in der Wohnstube, um bei einer Pfeife vor dem Schlafengehen noch die Itzehoer Zeitung vom ersten bis zum letzten Buchstaben durchzulesen. —

Wenn Frau Sörensen abwesend war, so wurden Kord und Dürke verlegen, sie rückten einige Schritte von einander ab und vermieden es, daß ihre Blicke sich begegneten. Er pflegte dann bald aufzustehen und in der Küche hin und her zu gehen. Oft wollte er vor ihr stehen bleiben und ihr etwas sagen, aber er vermochte es nicht. Dürke starrte mit gesenktem Kopfe die Diele an und wagte nicht sich zu rühren. Wie ein Bann lag es auf ihnen, jedesmal atmeten beide erleichtert auf, wenn die Mutter zurück kam. —

Eines Tages faßte sich Kord Mut. Dürke stand, ihm den Rücken zuwendend, vor einem Wandschrank und scheuerte die Thüre desselben. Kord trat so nahe an das Mädchen heran, daß sein Mund fast ihr Ohr berührte und flüsterte mit heiserer, halberstickter Stimme:

„Dürke, warum sollen wir länger Blindekuh mit einander spielen?“ —

Sie wandte sich mit einer heftigen Bewegung um und sagte:

„Laß mich!“ —

Er fuhr zurück und ging hinaus, um sich draußen einen Esel zu schelten. Dennoch fand er nicht die Kraft, wieder zurückzukehren. — —

Einige Tage darauf traf Kord Dürke eines Morgens um fünf Uhr in der Küche, wie sie sich gerade die Haare vor einem kleinen Spiegel flocht. Sie hatte die Jacke ausgezogen. Ein Teil der Haare flutete mit goldigem Schimmer über den vollen, weißen Nacken. Siedend heiß überlief es Kord. Er eilte auf Dürke zu, schlang den Arm um ihren Leib und küßte sie leidenschaftlich auf den nackten Busen. Willenlos ließ sie es geschehen. — —

Dann hörte Kord die Schritte seines Vaters und flüchtete in seiner Verwirrung in die neben der Küche liegende Speisekammer, um dort eine Zeitlang mit stockendem Herzen und angehaltenem Atem einen alten Käse anzustarren. — —

Seit jenem Augenblick wich Dürke Kord, wo sie nur konnte, aus.

* * *

Mittlerweile war die Zeit der Heuernte gekommen. Am Sonnabend war man mit dem Schneiden des Grases fertig geworden. Wenn der Sonntag heiß und trocken wurde, so konnte man Montag mit dem Wenden beginnen. —

Sonntag Abend fuhren Sören Sörensen und seine Frau auf Besuch zu einem Nachbar. Kord blieb zu Hause, er schützte heftiges Kopfweh vor. Frau Sörensen hatte Dürke gesagt, sie sollte die Leute um neun Uhr zur Ruhe schicken und dann selbst zu Bett gehen, sie würden erst spät zurückkommen, es brauchte nicht auf sie gewartet zu werden.

Nachdem sie fortgefahren waren, ging Kord in die Wiesen hinaus und warf sich ins Gras. Lange Zeit lag er, ohne an etwas besonderes zu denken. Er achtete auf die Grashüpfer, die vor ihm aufsprangen und die Insekten und Käferchen, die an den Halmen emporkletterten. Ein dumpfer Druck lastete auf seinem Hirn und hinderte ihn, klar zu überlegen. Nur der eine deutliche Gedanke kehrte immer wieder, es mußte ein Ende nehmen und zwar noch heute Abend. Dies Leben konnte er nicht länger ertragen. Er mußte sprechen, Dürke mußte sein werden.

Er richtete sich halb auf und streckte die Arme von sich, als ob er etwas erfassen und an sich ziehen wollte, um dann stöhnend niederzusinken und sein glühendes Angesicht in das feuchte, kühle Gras zu pressen. — —

Es dämmerte, als er sich wieder auf den Heimweg machte. Er hatte einen festen Entschluß gefaßt. Was war er denn auch für ein Narr, solche Furcht zu haben? Was war sie denn? Das Dienstmädchen seiner Eltern! Lächerlich — dies Zurückbeben! Sie mußte sein werden, — wenn es nicht anders ging, so wollte er sie heiraten. —

Schnellen Schrittes eilte er durch die von Nebel dampfenden Wiesen dem Hofe zu.

Als er an dem kleinen, mit Weiden umſtandenen Teich, der vor der Gartenthüre lag, vorbei ging, bemerkte er Dürke. Sie ſaß zuſammengekauert auf einer niedrigen, hölzernen Bank, anſcheinend in tiefes Sinnen verſunken.

Er ſetzte ſich neben ſie, ohne ein Wort zu ſprechen. Eine Weile ſaßen ſie ſo nebeneinander, dann rückte er dicht an ſie heran und umfaßte ſie. — Es war jetzt ſo dunkel geworden, daß einer die Züge des anderen nicht mehr erkennen konnte. —

Sie lehnte ihren Kopf an ſeine Bruſt und er begann ihr Geſicht mit heißen Küſſen zu bedecken. Schwach und widerſtandslos hingen ihre Arme am Leibe hinab, von Zeit zu Zeit entrang ſich ihrer Bruſt ein ſchwerer Seufzer. Plötzlich fühlte Dürke Kords Hand auf ihrem nackten Beine. Das brachte ſie wieder zu ſich. Sie ſtieß ihn von ſich und ſprang auf. Dann floh ſie durch den Garten in ihre Kammer und warf ſich dort, ohne jedoch die Thüre vorher zuzuriegeln, aufs Bett, den Kopf in die Kiſſen eingrabend.

Tiefe Stille herrſchte ringsum. Dürke hörte das Pochen ihres Herzens. Es war unendlich ſchwül in dem kleinen Gemach trotz des offenen Fenſters. Von den Wieſen her wehte der Wind den Duft des friſchen Heus. Eine Kuh raſſelte im nahen Stall mit ihrer Eiſenkette. Hin und wieder tönte das Bellen eines Hundes und der klagende Laut eines Kiebitzes durch die ſchweigende Nacht. —

In jäher Flucht jagten die Gedanken durch Dürkes Gehirn. Sie wünſchte und hoffte, daß Kord ihr nachfolgen würde, und zitterte zu gleicher Zeit davor. Sie war ein in ihrer Vollkraft ſtehendes, ſinnliches Geſchöpf. Der ſchwüle Abend, die Küſſe und Berührungen Kords hatten ſie zu leidenſchaftlichem Begehren aufgeregt. Aber noch bewahrte ſie ſich einen Reſt von klarer Einſicht. Was ſollte daraus werden, wenn ſie ſich ihm hingab, wenn ſie Mutter wurde? — Aber, wenn Kord ſie heiraten wollte, wenn er dies Verſprechen beſchwor, was dann? —

Ja dann! —

Sie ächzte auf. —

Ja, wenn er es ihr beſchwor, dann mußte er ſie heiraten, wenn ſie Mutter wurde. So war es immer und überall geweſen. Alle hatten ſie geheiratet, wenn ſie ein Eheverſprechen gegeben, und das Mädchen ſchwanger geworden war. Das war eine feſtſtehende Sache. Und dann waren ja ihre Träume weit über Erwarten und Hoffen in Erfüllung gegangen. —

Immer verlockender wurde dieſer Sirenengeſang, bis das Verlangen, Kord ſollte kommen, ſie völlig in Beſitz nahm. Mit naſſen, bebenden Lippen flüſterte ſie vor ſich hin:

„Komm, komm, komm!“ — —

Und Kord kam.

Sie hörte leise Schritte und richtete sich auf. Sein heißer Atem streifte ihr Gesicht.

Kord faßte sie an den Schultern und suchte sie ins Bett zurückzudrängen. Noch aber widerstand sie.

Sie flehte:

„Laß mich, wenn ich ein Kind bekomme!“ —

„Dann heirate ich Dich!“ —

„Du lügst!“ —

„Dürke, Dürke, ich schwöre es Dir bei allem, was heilig ist, bei Gott und der Unsterblichkeit meiner Seele. Möge sie verdammt sein, wenn ich lüge!“ —

In wildester Erregung stürzten diese Worte von seinen Lippen. Sein Leib zitterte, die Zähne schlugen hörbar aufeinander. Ein kalter Schauer durchrieselte beide. —

* * *

Es war Mitte Dezember.

Dürke konnte ihren Zustand nicht länger verbergen. Frau Sörensen stellte sie zur Rede und fragte, wie der Schuldige hieße, obwohl sie längst wußte, wer es war. —

Schon bald darauf, daß Dürke bei Sörensens in Dienst getreten, war sie der Liebling ihrer Herrin geworden. Die bleiche, abgehärmte Frau, deren Leben immer einsamer und trostloser dahinfloß, lebte in der Gesellschaft des jungen, frischen Mädchens wieder auf. Die Alte zitterte, wenn sie daran dachte, daß sie Dürke wieder verlieren könnte. Aber wie sollte sie dieselbe binden? Durch höheren Lohn! Das war für eine Zeit lang gut! Aber, wenn Dürke heiraten wollte, was dann? Die einzige Möglichkeit, das Mädchen für immer zu fesseln, war, Dürke mußte ihre Schwiegertochter werden. —

Wie Frau Sörensen dieser Gedanke zum ersten Male gekommen war, hatte sie hell aufgelacht. Nein, das war doch zu albern, — ihr Sohn sollte eine Tagelöhnerstochter, eine Magd, heiraten!

Jedoch, je länger sie darüber nachgrübelte, desto weniger ungereimt kam es ihr vor. — Es wäre ja nicht das erste Mal gewesen, daß der Sohn eines Hofbesitzers ein Dienstmädchen geheiratet hätte. Erst vor anderthalb Jahren hatte der Sohn von Peter Brodersen die Magd seiner Mutter zur Frau genommen. Freilich hatte es einen großen Lärm gegeben. Aber mit der Zeit war doch Gras darüber gewachsen, und jetzt dachte niemand mehr daran. — Dürke war ein schönes Mädchen, das mußte ihr

ſelbſt der Neid laſſen, ſie hatte ein gutes Gemüt und einen heiteren Sinn. Das war eigentlich mehr wert als aller Reichtum. Wie wenig dieſer allein glücklich machte, wußte Frau Sörenſen nur zu gut. Und die Wirtſchaft verſtand das Mädchen aus dem Grunde, Kord würde ſicher nicht ſchlecht mit ihr fahren. Welchen Einfluß ſie auf ihn ausübte, konnte man ſchon daraus erſehen, daß er, ſeit dem ſie im Hauſe war, zu trinken aufgehört hatte. Heiraten würde er ſchließlich doch einmal, und, Du lieber Gott, was konnte da für eine Schwiegertochter ins Haus kommen. Dürke kannte ſie, — ſie würden ſich verſtehen. Wie leicht konnte ihr eine Fremde das Haus völlig zur Hölle machen! — —

In mancher ſchlafloſen Nacht beſchäftigte Frau Sörenſen ſich mit dieſen Gedanken und ſpann ſie immer weiter aus, obwohl ſie den Bauernſtolz ihres Mannes kannte und wußte, daß ſich ihr Plan nie verwirklichen würde. Sie verſchloß ſich jedoch mehr und mehr dieſer Einſicht. — — —

Eines Tages faßte ſie ſich ein Herz und begann Sören davon zu reden, was ſie bewegte, um zu prüfen, wie dieſer ſich zu der Sache ſtellen würde. Das heiße Verlangen, ihr Wunſch möchte in Erfüllung gehen, hatte ſie glücklich zu der Annahme gebracht, möglicher Weiſe würde ihr Mann eine Verbindung Kords und Dürkes doch nicht ſo ohne weiteres gänzlich von der Hand weiſen. Zunächſt ging ſie wie die Katze um den Brei herum, indem ſie weit ausholte und von der Heirat des jungen Broderſen ſprach, dann machte ſie auf die Gefahr aufmerkſam, die in dem Zuſammenleben Kords und eines ſo ſchönen Mädchens, wie Dürke, läge. — Weiter ließ Sören ſie nicht kommen, er lachte ſie aus und nannte ſie eine Närrin.

Seitdem hatte Frau Sörenſen ihrem Manne nicht mehr von dieſer Angelegenheit geſprochen, zwar hörte ſie nicht auf, über ihren Plan weiter zu ſinnen. Sie begann jetzt auf etwas Außerordentliches zu hoffen, das dazu helfen ſollte, ihren Wunſch zu verwirklichen, ohne ſich freilich eine klare Vorſtellung davon zu machen, was dies eigentlich ſein ſollte. Jedenfalls bereitete es ihr die größte Genugthuung, als ſie entdeckte, wie ſich zwiſchen Kord und Dürke ein Liebesverhältnis zu entſpinnen begann. Die Alte that, als ob ſie nicht das Geringſte davon bemerkte, was zwiſchen beiden vorfiel. Auf alle Fälle gewann ſie ſich ſo zwei Bundesgenoſſen, die zu ihr ſtehen würden im Kampfe gegen ihren Mann. Und immer thörichter ward der Gedankengang des ſchwachſinnigen Weibes. Am beſten wäre es eigentlich, ſo überlegte ſie, wenn Dürke von Kord ſchwanger würde. Die Leute munkelten, etwas derartiges hätte auch den jungen Broderſen oder vielmehr deſſen Eltern dazu gezwungen, ihre Zuſtimmung zu einer Mißheirat zu geben. Dann würde Sören ſchon müſſen. Er könnte doch nicht die Schande über

ſeine Familie kommen laſſen, daß man mit Fingern auf ihn und ſein Haus zeigen würde und ſagen, ſeht, da kommen ſolche Geſchichten vor? Dagegen war eine Mißheirat doch immerhin etwas Ehrliches! — —

Und ſo ſchlich ſie ſich Nacht für Nacht von der Seite ihres Mannes und ſtand, zitternd vor Froſt und Erregung, vor der Kammerthür Dürkes, um auf das Liebesſtammeln ihres Sohnes und ihrer Dienſtmagd zu lauſchen. —

Frau Sörenſen hielt mit ihrem Sohne eine kurze Zwieſprache, infolge deren Kord den Vater aufſuchte und ihn bedeutete, er hätte mit ihm zu reden. Sören fragte in freundlicher Weiſe, um was es ſich handelte. Seit Kord nicht mehr trank, war das Verhältnis zwiſchen Vater und Sohn wieder verſöhnlicher geworden.

Kord erwiderte:

„Ich will heiraten!“ —

„So! — Na, alt genug biſt Du dazu! Wer iſt es denn?“ —

„Dürke Gerds!“ —

Der Vater glaubte nicht recht verſtanden zu haben.

„Wer?“ —

„Dürke Gerds!“ —

Sören hielt die Antwort ſeines Sohnes für einen ſchlechten Witz und lachte.

„Die wär mir die rechte! Haſt Dich wohl mit ihr eingelaſſen?“ —

Der Alte ſagte dies nur im Scherze. — Allerdings dachte er in dieſer Hinſicht keineswegs ſo, wie ſeine Frau annahm, und hielt es für keine Schande, in fremden Gärten zu naſchen, war er doch ſelber in ſeiner Jugend kein Koſtverächter geweſen und hatte in Flensburg, wo er als Soldat geſtanden, von zwei drallen Köchinnen nicht wegzuleugnende Belege aufzuweiſen. — Er hielt nur Kord durchaus nicht für den Mann, der es fertig brachte, ein Mädchen zu verführen. — —

„Doch, was thut's! Wozu hätten wir denn!“ — —

Er machte mit den Fingern eine Bewegung, als ob er Geld zählte.

Kord begann von neuem:

„Ich habe ihr aber die Ehe verſprochen und will ſie heiraten. — Sie iſt — ſchwanger — —!“

Sören blickte ſeinen Sohn überraſcht an.

„Der Henker,“ dachte er, „ſieh einer den Kerl an!“

Dann fing er an zu ſchimpfen:

„Du biſt wohl närriſch, Du Hanswurſt! Die Dirne ſpekuliert ja nur auf den Hof!“ —

„Das iſt nicht — —!“ —

„Willſt Du wohl das Maul halten!“ —

„Das laß ich mir nicht — —!“

„Gott verdamm' mich! Ich jage Dich vom Hof, dann kannſt Du zuſehen, wo Du unterkommſt! Laß ſie hundertmal ſchwanger ſein! Das kommt alles zurecht!“ — —

„Aber — —!“ —

„Ach was — —!“ —

Der Hofbeſitzer ſchimpfte noch eine Weile fort und drohte Kord mit Enterbung, dann wurde er plötzlich ſehr gelaſſen. Er befahl ſeinem Sohne, ihm in die beſte Stube zu folgen. — — —

Als ſie wieder aus dem Zimmer traten, war Kord ſehr bleich und niedergeſchlagen. Sören reichte ihm die Hand, der Sohn drückte ſie leiſe, ohne aufzublicken. Der Vater wußte, zu weſſen Gunſten Kord zwiſchen dem Hofe und dem Mädchen entſchieden hatte. — —

Der Hofbeſitzer zündete ſich eine Pfeife an und ging in die Marſch hinaus, um nach ſeinen Schafen zu ſehen. Unterwegs lachte er mehrere Male hell auf. Der Gedanke, daß er ſich ſo in ſeinem Sohne geirrt hatte, kitzelte ihn. — Übrigens ſollte Dürke kein Schaden aus ihrem Fehltritt erwachſen. Sören mochte das Mädchen leiden, abgeſehen davon, daß er ihr zu Dank verpflichtet war. Sie hatte ja aus Kord einen nüchternen Menſchen gemacht, Sörens Lieblingswunſch würde in Erfüllung gehen, der Hof in ſeiner Familie wie bisher bleiben. Nein, ſie ſollte ſo reichlich bekommen, falls ſie ein lebendes Kind gebar, daß ſie ſorglos leben konnte. So hatte er es auch mit jenen beiden Köchinnen gehalten, er hatte es ja dazu. — Dann lachte er wieder.

„Seh' einer die Weiber,“ dachte er, „das glaube ich wohl, auf die Art einen Hof zu verdienen. Das iſt leichte Arbeit und macht Pläſier dazu!“ — —

Es dunkelte ſchon, als er zurückkam. Er ſchlug einen kürzeren Richtweg ein, der zur Hinterſeite des Hofes führte. Als er an dem Backhaus vorbeiging, ſah er auf einer Bank vor demſelben zwei Geſtalten ſitzen. Er erkannte Kord und Dürke.

„He!“ ſchrie er ſie an. „Was macht Ihr da?“ —

Sie fuhren auf.

Sören ſtellte ſich dicht vor das Mädchen hin und ſagte:

„Du machſt mir da ſchöne Sachen! Was ſetzſt Du meinem Sohn in den Kopf?“ —

„Herr, ich habe Eurem Sohn nichts in den Kopf geſetzt!“ —

„Kord wird Dir wohl geſagt haben, daß es mit Euch beiden nichts wird!“ —

„Es wird aber doch etwas daraus werden! Er hat mir die Ehe versprochen!“ —

Der Alte lachte spöttisch. —

„Das hat mancher schon gethan, und das Gericht in Husum weiß, wie viel Spezies das kostet!“ —

„Ich will Euer Geld nicht! Es ist nicht um meinetwillen, es ist des Kindes wegen. Die Leute sollen nicht mit Fingern auf mein Kind zeigen!“ —

„Das hättest Du früher bedenken sollen. Von nichts kommen keine Kinder! — Doch, das ist ja auch alles dummes Zeug! Das kennt man! So schlau sind wir auch! Man läßt sich ein Kind machen, um Frau Hofbesitzerin zu werden. Jawohl, so ist es! — Übrigens, wenn Du vernünftig bist, soll es Dein Schaden nicht sein!“ — —

Dürke wollte aufschreien vor Scham über die Beleidigungen, aber der Ton blieb ihr in der Kehle stecken. Ein fatales Gefühl schnürte ihr den Hals zu, und eine innere Stimme raunte höhnisch:

„Lüge nicht, er hat Recht!“ — —

Doch Dürke wollte dieser Stimme kein Gehör geben, sie durfte es nicht, wollte sie nicht irre werden. —

„Und es muß doch etwas daraus werden, sonst —!“ —

„Was sonst?“ —

„Manches Mädchen ist schon den Weg gegangen!“ —

Wiederum lachte Sören spöttisch.

„Das hat schon manche gesagt und hat nachher das Wasser fein links liegen gelassen!“ —

Er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er langsam und, den Eindruck seiner Worte beobachtend, fort:

„Nebenbei ist Nord schon so gut wie verlobt mit Nane Swersens Tochter Stina. Sonntag wird's öffentlich!“ —

Sören log. Zwar war zwischen ihm und Nane Swersen wohl hin und wieder eine Anspielung, die Verbindung Nords und Stinas betreffend, bei einem Glase Grog gefallen, etwas Festes aber war keineswegs abgemacht worden. Sören wußte jedoch, daß er bestimmt ein Jawort erhalten würde, falls er bei Nane um die Hand Stinas für Nord würbe. —

Dürke war es, als ob man ihr einen Schlag ins Gesicht versetzt hätte. Sie schrie:

„Daraus wird nie und nimmer etwas!“ —

Sören wurde ärgerlich.

„Undankbare Kröte!“ dachte er. Er machte ihr keine Vorwürfe, wollte für sie sorgen, kurz hatte ihr Bestes im Auge, und — sie war widerhaarig wie eine junge Kuh. —

„So, wir wollen doch ſehen, wer hier zu befehlen hat, ich oder eine hergelaufene Dirne! Wenn der Burſche da mit Dir gehen will, — mag er es thun! Einen Bettelſack will ich ihm als Heiratsgut mitgeben. — Ich glaub' es aber nicht. — Übrigens kannſt Du Dich morgen vom Hofe ſcheren, für liederliche Dirnen iſt hier kein Raum!" — —

Er kehrte ſich um und ging. — —

Dürke kauerte ſich auf die Bank nieder und verbarg das Geſicht in ihren Händen. Kord blickte mürriſch und verlegen zu Boden.

„Gott ſei Dank," dachte er, „daß es wenigſtens dunkel iſt!" —

Plötzlich ſprang ſie auf und ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken.

„Kord, ſag'! Dein Vater hat gelogen. Es iſt nicht wahr, — das mit Stina!" — —

Kord, der zuerſt unter ihrer Umarmung zuſammengezuckt war, ſchwieg. Was ſollte er antworten? Die Wahrheit! Dann ſtellte er den Vater als Lügner hin. Nun, das hätte nichts auf ſich gehabt. Aber, wenn er die Wahrheit ſagte, ſo machte er die Sache eher ſchlimmer als beſſer. Mit Dürke zu brechen, wenigſtens ſie nicht zu heiraten, dazu war er feſt entſchloſſen. Und ſo log er denn:

„Ja, Dürke, es iſt wahr! Daran läßt ſich nun einmal nichts mehr ändern!" — —

Schlaff ſanken ihre Arme von ſeinen Schultern. Einen Augenblick ſtand ſie regungslos da, dann umarmte ſie ihn wieder mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm und zog ihn auf die Bank hinab. Sie ſtreichelte ihm Haupt und Nacken, ſie preßte ihren Mund auf ſeine Lippen, durch Liebkoſungen aller Art ſuchte ſie ſeine Sinne zu entflammen. Der Inſtinkt des Weibes ließ ſie ihre letzte Zuflucht zu ihren Reizen und ihrer perſönlichen Liebenswürdigkeit nehmen, um den Abtrünnigen wiederzugewinnen. — —

Und Kords Sinnlichkeit wurde wach, er küßte ihren Mund, ihre Augen und Ohren und — —

„Nicht wahr, Kord, Du verläßt mich nicht! Außer Dir habe ich nichts auf der Welt. Sag, Kord, antworte!" — —

Kord hatte raſche Fortſchritte gemacht.

„Dürke, was wollen wir denn? Wir lieben uns! Was kümmert uns, was die Leute ſagen! Wir brauchen uns gar nicht zu trennen! Ich kaufe Dir ein Stück Land und laß ein Haus bauen. — Was ſchert mich Stina Swerſen, ich kann ſie nicht leiden! Ich liebe nur Dich. — Wenn ich auch Stina heirate, — wir können ja ſo miteinander weiter leben. — —"

Dürke hatte ihm, wie in einer Erſtarrung, zugehört. Dann ſprang ſie auf.

„Du!“ — —

Es war der einzigſte Laut, den ſie hervorbringen konnte.

Sie ſpie aus vor ihm. — — —

* * *

Es war ein milder Abend, die Luft war feucht und weich wie im Frühling.

Auf dem Hofe Nane Swerſens feierte man die Verlobung Kords und Stinas. —

Die Knechte und jungen Burſchen der Umgegend, denen der Hausherr ſoviel Punſch, wie ſie nur begehrten, ſpendete, feuerten vor dem hellerleuchteten Hauſe alte Reiterpiſtolen ab oder ſchäkerten in handgreiflichſter Weiſe mit den Hausmägden. Drinnen erklangen Hochrufe, Gläſerklirren und lautes Gelächter. Außer dem Brautpaare, das mit bleicher, gleichgültiger Miene dafaß, war alles in der heiterſten Laune. Der alte Sörenſen ſcherzte ausgelaſſen mit der Mutter Stinas. Frau Sörenſen war nicht mit zur Verlobung gekommen, ſie lag krank zu Hauſe.

Anfangs hatte man mehr auf die Verlobten geachtet, die meiſten ſchweigend. Allmählich aber löſte der Punſch die ſchweren frieſiſchen Zungen. Niemand kümmerte ſich mehr um Kord und Stina. Paarweiſe ſaßen die Gäſte beieinander und zechten. Die Männer erwieſen den Weibern derbe Liebkoſungen, dieſe kreiſchten auf und kicherten, die Männer johlten, — es wurde immer zügelloſer und geräuſchvoller. Niemand ahnte, daß all dieſer Jubel, wie ätzendes Gift, einem unſeligen Menſchenkinde das Herz zerfraß.

Dürke kauerte in der Nähe des Hofes im Graſe am Rande einer Mergelgrube. Drei Tage voll namenloſen Wehs und bitterer Reue hatte ſie verlebt in dem Hauſe der Tagelöhnersleute, zu denen ſie ſich geflüchtet. Kein Laut der Klage war über ihre Lippen gekommen, nur auf ihrem ſchmerzverwüſteten Geſicht las man, was ſie litt. —

Sie war erwacht aus ihrem Traum voll Hochmut und Eitelkeit, eine rauhe Hand hatte ſie aufgerüttelt. — Und doch? — War dies Erwachen ein ſo plötzliches? — Schon lange vorher, ſeit der Zeit, wo ſie wußte, daß ſie Mutter werden würde, waren bange Zweifel an ſie herangetreten, meinte Kord es auch ehrlich, würde er ſie nicht in Stich laſſen? Doch, wie ſollte, wie konnte er, hatte er es ihr nicht geſchworen, daß er ſie heiraten würde, falls ſie Mutter werden ſollte! Was war da zu zweifeln! Ein Schwur war ein Schwur!

Sie wußte, daß Weiber in dem Zuſtand, in welchem ſie ſich befand, oft thörichte Gedanken und Anwandlungen haben. Das war es, nichts weiter! Wie ſollte ſie zweifeln! Ein Schwur war ein Schwur! —

Und doch — und doch! — —

Dann wandte ſie ſich in ihrer Seelenangſt an Kord um Troſt.

„Kord, meinſt Du es auch ehrlich?“ —

„Aber Dürke?“ —

„Schwöre!“ —

„Ich ſchwöre!“ —

„Sprich mit dem Vater!“ —

„Wie? Jetzt ſchon!“ —

„Ich weiß, ich bin Mutter!“

„Aber er wird es jetzt noch nicht glauben, und wenn er es nicht glaubt, ſo giebt er nie ſeine Einwilligung, und dann — — —“

„Was dann?“ —

„Es kann ſich ja noch ändern!“ —

„Was?“ —

„Nun, Dein Zuſtand! Es giebt ſich manchmal!“ —

„Und wenn es ſich nicht giebt?“ —

„Dann ſprech' ich — in ein bis zwei Monaten!“ —

„Schwöre!“

„Dürke!“ — —

Sie ſah ihm tief in die Augen. Nein, es war nicht möglich! So ſah einen keiner an, der ein Lügner war, der betrügen wollte, der es nicht ehrlich meinte. — Kord mußte es ehrlich meinen, und — Kord meinte es auch ehrlich. Er hatte nur noch Furcht, jetzt ſchon dem Vater davon zu ſprechen, er hoffte, mehr Mut zu haben, wenn die Umſtände zwingender würden. —

So unterdrückte Dürke ſtets wieder alle Zweifel und ſchalt ſich dann wohl noch, daß ſie ſo ſchlecht von Kord gedacht. Wie konnte ſie nur zweifeln? Kord war ſo gut und liebte ſie ſo, und — ach, wie liebte ſie ihn wieder! Wie glücklich würden ſie erſt ſein, wenn ſie Mann und Frau ſein würden! — In den verführeriſchſten Farben malte ſie ſich ihre Zukunft aus als reiche Frau Hofbeſitzerin. — —

Seit jenem Abend aber, an welchem man ſie vom Hofe gejagt und Kord zu ihr die ſchmählichen Worte geſprochen hatte, welche ſie zu einer Buhldirne erniedrigen ſollten, ging ſie ins Gericht mit ſich ſelber. Sie zerriß das Lügengewebe, in das ſie ſich eingeſponnen hatte. Wie weit war es mit ihr gekommen, die ſich ſo hoch erhaben über den anderen Mädchen gedünkt hatte! Um wie viel ſchlechter und gemeiner war ſie! — Sie hätte ſich anſpeien mögen. — Ja, Sören hatte Recht gehabt, als er ſie an jenem Abend beſchimpfte. Um des Hofes wegen hatte ſie ſich verkauft. Jetzt

wußte ſie es. Was lag ihr an Kord? Sie liebte ihn nicht. Aber das Kind, das Kind! — — —

Die Sorge um ihr eigenes Wohl war untergegangen in der Sorge um das Kind, welches ſie gebären ſollte. Das unſchuldige Weſen ſollte nicht Schmach leiden wegen der Schlechtigkeit ſeiner Mutter. Kord mußte ſie heiraten des Kindes wegen. Mochte ihn der Vater enterben und von ſich jagen, ſie war ſtark und konnte arbeiten für ihn und das Kind. Mochte Kord ſie dann auch verſtoßen, ſie wollte gerne fortziehen, wohin es auch immer war, wenn er ihrem und ſeinem Kinde nur einen ehrlichen Namen gab. Um die Schande zu bedecken, hätte ſie jeden zum Manne genommen, einen Säufer und Krüppel. Aber, wer würde ſie jetzt noch nehmen? —

Sie lachte bitter auf. —

Nein, nur Kord, und der mußte. Ihr Kind ſollte einen ehrlichen Namen haben, keiner ſollte das Recht haben, ihr Kind beſchimpfen zu dürfen. — Unwillkürlich trat ihr ein alberner Vers, mit dem ſie einſt in der Schule ein uneheliches Kind gepeinigt hatte, ins Gedächtnis. Sie ſah das bleiche, abgezehrte Mädchen wieder vor ſich, wie es mit geängſtigten Augen und zitternden Gliedern in der Mitte der anderen ſtand, und dieſe dann ſangen:

„Jedes hat 'nen Vater,
Die Katz den Kater,
Das Lamm den Bock!
Über Stein und Stock!
Ich hab' einen!
Du haſt keinen!
Pfui, ſchäm' Dich!“ — —

Und dann war es ihr plötzlich, als ob das elende Geſchöpf dort ihr Kind wäre. Sie fuhr auf, um es zu ſchützen. Der Spuk verſchwand. Sie griff ſich an die Stirne. Mein Gott, wurde ſie wahnſinnig? —

Sie fühlte, wie es immer wüſter und dumpfer in ihrem Kopf ward. Stunden lang brütete ſie vor ſich hin, während ihre Lippen murmelten:

„Er muß, er muß, er muß!“ — — —

Dann wieder zuckte es ihr durch das Hirn:

„Und wenn er es doch nicht thut?“ —

Ja, dann mußte das andere geſchehen, anders konnte ſie ihr Kind nicht retten vor Schmach. — Sie ſchauderte. —

Damals, als ſie es dem alten Sören entgegengeworfen hatte, war es nicht im Ernſt geweſen, es war ihr nur ſo über die Lippen gekommen. Aber jetzt! — Ein eiſiges Gefühl kroch an ihrem Leibe empor. — — —

Wiederholt hatte ſie den kleinen Sohn des Tagelöhners an Kord ge-

ſchickt, mit der Bitte, Kord ſollte zu ihr kommen. Doch immer wieder erhielt ſie dieſelbe Antwort, er könnte nicht, der Vater wäre ſtets um ihn. Noch heute Nachmittag war der Knabe zu Kord mit einem Zettel gegangen, in dem ſie ihn flehentlich um eine Zuſammenkunft bat, ſonſt würde ein Unglück geſchehen. Der Zettel war in Kords Hände gelangt, das wußte ſie, und jetzt wartete ſie von Stunde zu Stunde.

Zu neun Uhr hatte ſie ihn beſtellt. — Er kam nicht. —

Sie hörte die Gäſte fortfahren, das Licht auf dem Hofe erloſch, tiefes Schweigen herrſchte über den Wieſen. — Er kam nicht. — —

Noch immer kauerte ſie im Graſe und ſann und ſann. Ihre Gedanken begannen ſich zu verwirren. —

Plötzlich ſprang ſie auf und ſtürzte ſich in die Mergelgrube. — —

* * *

Am nächſten Abend brachte man Kord ſinnlos berauſcht auf den Hof. — Er trank wieder. — — —

Wilhelm Wundt.

(Mit Bildnis.)

Von Edgar Steiger.

(Leipzig.)

Auf dem Katheder ſteht vornübergebeugt, die dicht aneinandergedrängten Ellbogen auf das Pult geſtützt, ein mittelgroßer, etwas engbrüſtiger Mann. Die Augen verſtecken ſich hinter den blitzenden Brillengläſern, der markige Kopf mit dem von zahlreichen Silberfäden durchzogenen knappen Bart hat trotz der an den Schläfen weitausgebuchteten Stirn etwas Nüchternes, man könnte faſt ſagen Alltägliches. Dazu eine klangloſe, etwas belegte Stimme, die ſcharf accentuierend vor jeder Wärme des Tons und vor jeder Bildlichkeit des Ausdrucks gleichſam zurückſchreckt, begleitet von ebenſo gleichförmigen Pendelbewegungen der aufgeſtützten Unterarme und Hände, die abwechſelnd die Finger ſpreizen und ſich wieder zur Fauſt zuſammenſchließen. Und von ihnen gleichſam gegliedert, rinnt knapp und klar, einfach und ſchier nüchtern, wie die ganze Erſcheinung des Mannes, Satz auf Satz in ununterbrochenem Fluß von den Lippen des bedächtigen Redners.

Wie klingt doch alles, was der Mann da droben sagt, so einfach, nüchtern und selbstverständlich! So denkt wohl manches Füchslein, das, auf der engen Schulbank unten dicht an den Nachbar gedrängt, des berühmten Hochschullehrers Vortrag Silbe für Silbe in das geduldige Kollegienheft einzeichnet, um die ganze psychologische Weisheit nachher bequem nach Hause zu tragen. Nur der bleiche Theologe dort am Fenster läßt die Feder ruhen und sperrt heute, am Schluß des Semesters, ganz wie in der ersten Stunde verwundert Mund und Nase auf: er kam nach Leipzig, um seinen Glauben an die Unsterblichkeit seiner wertvollen Seele zu stärken, und nun hat er hier, in einem Kolleg über Psychologie, noch nicht ein einziges Mal das Wort „Seele" gehört! Wahrhaftig, mich dauert der Ärmste! Denn er wird noch lange warten müssen.

Doch lassen wir den Bedauernswerten! Ihm ist ja doch nicht zu helfen. Fragen wir lieber, welcher Zauber die anderen Hörer bannt, daß sie fast atemlos an den Lippen des nüchternen Mannes hängen, dessen Wort jeden rednerischen Prunk, jeden theatralischen Aufputz geflissentlich meidet? Ist es die Einfachheit und Klarheit der Gedankenentwickelung, die uns den ganzen Verlauf des geistigen Lebens, wenn er von diesem Mann auseinandergelegt wird, so selbstverständlich erscheinen läßt? Oder sind es die kühnen Folgerungen, zu denen uns die langsame und bedächtige Beweisführung fast unmerklich nötigt? Oder ist es vielleicht gerade der schroffe Gegensatz zwischen dem wuchtigen Gedankeninhalt und der schlichten Vortragsweise? Wohl möglich, daß das alles zusammenwirkt. Aber der geheime Reiz des Wundtschen Vortrages ist damit nicht erklärt. Dieser liegt vielmehr in dem völligen Mangel jenes dämonischen Elementes, das dem Denken und Handeln anderer großer Männer erst die rechte Weihe giebt. Das Unpersönliche der wissenschaftlichen Untersuchung, das Ausscheiden aller Gefühlsmomente aus der theoretischen Forschung, das von den meisten Vertretern der Wissenschaft als höchste Forschertugend angepriesen wird, hat in der Wundtschen Vortrags- und Schreibweise einen klassischen Ausdruck gefunden. Freilich hat seine Darstellung dadurch, daß niemals der eine Vorstellung begleitende Gefühlston mitzittern darf, ebensoviel an Wärme und Glanz verloren, als sie an Klarheit und allgemeiner Überzeugungskraft gewonnen hat. Aber da Wundt selbst die Philosophie nur als theoretische Weltbetrachtung bezeichnet, darf uns das nicht wundern. Ihm ist die Philosophie kein persönliches Erlebnis, wie Friedrich Nietzsche (venia sit verbo!). Im Gegenteil sichert ihm nur die völlige Ausschließung aller persönlichen Momente die allgemeine Gültigkeit der Resultate des Denkens. Wundt besitzt noch den Glauben an eine für alle Menschen bindende Wahr-

heit, und dieſe allgemeine Wahrheit würde getrübt, wenn individuelle Neigungen auch nur als Begleiterſcheinungen während des Ganges der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung mitſpielten.

Ob dieſes mehr paſſive Verhalten nicht ebenſogut in der Perſönlichkeit des Denkers wurzelt, wie Nietzſches jeweiliger Augenblicksenthuſiasmus, iſt eine ganz andere Frage. Streift es doch faſt an Komik, daß ein Philoſoph, der in der Pſychologie und Metaphyſik dem Willen eine geradezu centrale Stellung angewieſen hat, dieſen Grundtrieb mit all ſeinen Folgen und Begleiterſcheinungen, ſofern er ſich mit der bloßen Aufmerkſamkeit nicht deckt, aus dem Reiche der wiſſenſchaftlichen Forſchung verbannen will. In einer Zeit, wo faſt jede bedeutſame philoſophiſche Frage — ich erinnere nur an die religiöſe und ſoziale — ihre ſehr praktiſche Kehrſeite hat, iſt es freilich bequemer, ſich vornehm auf den Standpunkt der reinen Betrachtung zurückzuziehen, als zur rechten Zeit und am rechten Ort ein kräftiges Wörtchen mitzureden. Ob es zugleich auch mutiger iſt, das darf man billig bezweifeln. Doch das iſt ſchließlich eine Geſchmacksſache, die jeder mit ſich ſelber auszumachen hat. Die wiſſenſchaftliche Bedeutſamkeit eines Denkers, ſofern er eben, wie Wundt, reiner Theoretiker iſt, wird, abgeſehen von ganz vereinzelten Fällen, durch ſolche Erwägungen weder geſteigert noch verringert. Und daß Wundt ein ganz hervorragender Denker und Forſcher iſt, wird auch ſein erbittertſter Gegner nicht beſtreiten.

Wohl giebt es im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation noch immer Leute, die, auf Profeſſorenſtühlen ſitzend, die hohlen Nüſſe der ſcholaſtiſchen Metaphyſik jahraus, jahrein immer aufs neue aufknacken und auf jeden, der, ſtatt reine Begriffe zu ſpinnen, ſich mit den exakten Wiſſenſchaften abquält, verächtlich und mitleidig hinabſchauen. Solche gute, brave Leute, die wohl erſt beim Zuſammenſturz des geſamten mittelalterlichen Univerſitätsbaues ihren Tod finden werden, ſolche gute, brave Leute — und es ſoll deren auch in Berlin geben — behaupten natürlich ſteif und feſt, Wilhelm Wundt ſei kein Philoſoph. Und ſie haben, wie immer, Recht: Wundt iſt kein Philoſoph — wie ſie! Dazu weiß er zu viel und denkt er zu klar. Er hat zwar, abgeſehen von zahlloſen, kleineren Schriften und Aufſätzen, vier umfaſſende Hauptwerke geſchrieben, in denen er nacheinander das geſamte Gebiet der Pſychologie, der Erkenntnistheorie, der Ethik und der Metaphyſik nach einem ganz neuen einheitlichen Prinzip bearbeitet hat. Aber das iſt ja gerade das Verbrechen. Wer hieß ihn auch ſich nach einem neuen Prinzip umſehen, während die anderen ſich die hohlen Nüſſe der Scholaſtik ſo trefflich ſchmecken ließen? War ihre Koſt nicht gut genug für ihn? Dazu kam, daß er kein richtiges Kind der Zunft war. Einige

erinnerten sich, daß er früher Naturwissenschaften und Medizin studiert und erst später, als er bei der Beschäftigung mit diesen gottlosen Dingen den metaphysischen Glauben eingebüßt, in die Philosophie hineingespukt habe. Was konnte dabei Gutes herauskommen?

Die guten, braven Leute mit den Allongeperücken, unter denen sie ihre langen Midasohren verbargen, dachten bei dieser Rede nicht daran, daß der selige Aristoteles, von dessen verschimmelten Tischabfällen sie sich bis auf den heutigen Tag kümmerlich nähren, auch einmal ein bischen Naturwissenschaft getrieben habe. Sie hatten offenbar in jenem Augenblick die ganze Geschichte der Philosophie vergessen. Sonst hätten sie sich sagen müssen, daß wir keinen wirklich großen Philosophen kennen, der sich nicht im Besitz des gesamten positiven Wissens seiner Zeit befunden hätte. Oder wer pries einen Copernikus mehr als Giordano Bruno? Wer erfand gleichzeitig mit Newton die Differenzialrechnung, wenn nicht Leibnitz? Und von wem hat die Kant-Laplace'sche Hypothese ihren Namen? Erst den aus dem Tübinger Stift hervorgegangenen Theologen, die ihren Beruf verfehlten und umsattelten, um in der Philosophie die Rolle des Herrgotts zu spielen und die Welt aus nichts zu erschaffen, blieb die dankbare Aufgabe vorbehalten, durch ihre souveräne Verachtung des positiven Wissens die Philosophie bei Alt und Jung nach kurzem Entzückungstaumel in allgemeinen Verruf zu bringen. Und ihrem Beispiele folgte natürlich mit jener rührenden Anhänglichkeit, mit der ein Liebender die Sommersprossen und Plattfüße seiner Geliebten bewundert, Jahrzehnte lang fast die ganze deutsche Professorenschaft und suchte, trotz des Hohngelächters der ruhig ihre Bahn fortschreitenden Naturwissenschaft, nach wie vor aus den leeren Eierschalen ihrer Begriffe das Welthuhn herauszubrüten. War es da verwunderlich, daß bei allen Gebildeten jede Teilnahme an philosophischer Forschung mehr und mehr erstarb, ja daß man Philosophie und Schwindel fast für identische Begriffe ansah? Höchstens die ganz im Banne der Naturwissenschaft stehenden Materialisten weckten vorübergehend ein tieferes Interesse, zumal der atheistische Zug, der ihre kosmischen Lehren auszeichnete, dem sich aus den Fesseln der Theologie losringenden Zeitbewußtsein entgegenkam. Allein die unsägliche Flachheit derartiger Philosopheme, die nichts als ein Abklatsch physikalischer Gemeinplätze waren, konnte die Geister auf die Dauer nicht befriedigen. Wandte doch selbst die Naturwissenschaft, die um diese Zeit sich hauptsächlich mit den verwickelteren physiologischen und biologischen Aufgaben beschäftigte, dem Materialismus den Rücken und näherte sich mehr und mehr Kantischen Anschauungen, die sie namentlich bei der Untersuchung der Sinneswahrnehmung bald mehr, bald weniger ungeschickt verwandte. Ja,

Digitized by Google

man kann geradezu ſagen, mit der Neuerweckung Kants hat die exakte Wiſſenſchaft der modernen Philoſophie vielleicht den größten Dienſt geleiſtet. Mochte ſie auch noch ſo ſehr die Grenzen zwiſchen ſich und der Philoſophie zu verwiſchen ſtreben, um ihr eigenes Machtbereich zu erweitern, die Notwendigkeit einer philoſophiſchen Kritik der Naturthatſachen war damit zugeſtanden. Und die Philoſophie brauchte ſich ihrerſeits nur der naturwiſſenſchaftlichen Errungenſchaften des Jahrhunderts zu bemächtigen und die ſo fruchtbare Idee der Entwickelung, die Darwin in eine ganz neue Beleuchtung gerückt hatte, für ihr geſamtes Forſchungsgebiet auszubeuten.

Dabei durfte man aber zweierlei nicht außer Acht laſſen: Fürs erſte galt es dem alten metaphyſiſchen Wahn zu entſagen, als ſeien die Grundlagen und Ausgangspunkte des philoſophiſchen Wiſſens anderswo zu ſuchen, als in der gewöhnlichen Erfahrung, aus der alle Einzelwiſſenſchaften ihre Erkenntniſſe ableiten; und dann mußte man ſich ſtets bewußt bleiben, daß dieſe Erfahrung eben ſelbſt doppelter Natur ſei. Oder iſt nicht das innere geiſtige Geſchehen eine mindeſtens ebenſo unumſtößliche Thatſache als der äußere Verlauf der Naturvorgänge? Ja, iſt es uns nicht viel unmittelbarer als eigenſtes Erlebnis gegeben, während uns die Erkenntnis der Außenwelt eben erſt durch dieſes unſer Empfinden und Vorſtellen vermittelt wird? Beides aber, die Thatſache des Bewußtſeins in uns und die Thatſache der materiellen Welt außer uns, iſt uns ſtets miteinander gegeben, und eine willkürliche Trennung dieſer beiden unzertrennlichen Elemente fälſcht von vornherein das Weltbild in und um uns. Lehrt uns doch ſchon die Phyſiologie, daß Nervenreize und Molekularbewegungen in den Leitungsbahnen und Nervenzentren unſeres Körpers eine jede unſerer Empfindungen und Vorſtellungen begleiten, daß alſo unſer ſubjektives Empfindungsleben ſtets an objektive Bewegungsvorgänge geknüpft bleibt. Umgekehrt aber wüßten wir von all dieſen objektiven Bewegungserſcheinungen unſeres Körpers, wie überhaupt von der ganzen Außenwelt, nicht das geringſte, wenn uns die Kenntnis davon nicht durch unſer Empfinden und Vorſtellen vermittelt würde. Die alte Metaphyſik, die zu Gunſten des ſubjektiven Gottes- und Menſchengeiſtes die ganze Objektivität mehr oder minder zu einer Scheinwelt verflüchtigt, und der Materialismus, der mit einem kühnen Saltomortale von Bewegung zu Empfindung überſpringt, um die alleinſeligmachende Materie an Gottes Stelle zu ſetzen, ſie haben beide Unrecht. Wollen wir, der Methode der exakten Wiſſenſchaft folgend, von den Grundthatſachen der Erfahrung ausgehen, ſo müſſen wir uns bei dieſem Mit-, Neben- und Ineinander der beiden grundverſchiedenen Seiten unſeres Seins beruhigen. Ohne Objekt kein Subjekt, ohne Außenwelt keine Empfindung

und kein Bewußtsein, aber auch ohne Subjekt kein Objekt, ohne Empfindung und Bewußtsein keine Außenwelt — diese Erkenntnis ist in Wahrheit aller Weisheit Anfang.

Was blieb also der Philosophie, nachdem sie zu dieser Selbsterkenntnis durchgedrungen war, zunächst anderes zu thun übrig, als die Geschehnisse unseres geistigen Lebens und die ihnen parallellaufenden körperlichen Reize und Bewegungserscheinungen auf das genaueste zu analysieren? Und weil dies geschah, übernahm die von dem scharfsinnigen Fechner begründete Psychophysik die Führung der modernen Philosophie. Hier sollte es sich zum erstenmale zeigen, welch erstaunliche Ergebnisse die Methode der exakten Wissenschaften auch auf philosophischem Gebiet erzielen könne. Ob wohl der Begründer dieser neuen Wissenschaft jemals geahnt hat, daß aus dieser seiner Schöpfung unter den Händen seines Schülers eine ganz neue Weltanschauung erstehen werde, die, ausgestattet mit dem ganzen unzerstörbaren Rüstzeug positiven Wissens, noch einmal den Dädalusflug in die schwindelnden Höhen der Metaphysik wagen könnte, ohne einen Ikarussturz befürchten zu müssen? Ich glaube kaum. Wilhelm Wundt aber hat in jahrzehntelanger harter Arbeit dieses Riesenwerk vollbracht. Vorsichtig und langsam, wie ein bedächtiger Bergsteiger, hat er nach und nach ein Gebiet der Philosophie nach dem andern sich neu erobert, bis er schließlich im Jahre 1889 in seinem „System der Philosophie" das zusammenfassende Resultat seiner Einzelforschungen als Grund- und Eckstein für alle spätere Forschung der Mit- und Nachwelt übermitteln konnte.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier eine auch nur flüchtige Skizze der Wundtschen Philosophie entwerfen. Zudem ginge bei einer solchen feuilletonistischen Zerpflückung der Grundgedanken der innere Zusammenhang, der sich meist auf eine Reihe psychophysischer Einzelheiten und der daraus abgeleiteten logischen Schlüsse stützt, unwiederbringlich verloren.

Philosophische Werke, die ein wahrhaft originaler Denker geschrieben hat, wollen selbst gelesen und durchdacht sein; keine noch so musterhafte Wiedergabe eines philosophischen Wiederkäuers vermag uns über den Verlust der ursprünglichen Gedankenfassung hinwegzutäuschen. Nun aber erst bei einem Denker, wie Wundt, der überall an die einfachsten Erfahrungsthatsachen unseres Bewußtseins anknüpft und uns Schritt für Schritt zu immer kühneren Folgerungen überleitet, bis wir plötzlich vor den gewaltigen Problemen der räumlich-zeitlichen Unendlichkeit, der Materie und der Seele und endlich der Zusammenfassung beider in der ontologischen Einheitsidee stehen! Was nützt es uns da, wenn wir aus dem Munde eines Berichterstatters Ausgangs- und Endpunkt der Untersuchung zu wissen bekommen, während

all die zahlreichen logischen und psychologischen Zwischenglieder, mit denen der ganze Wert der Frage und Antwort steht und fällt, uns vorenthalten werden? Der psycho-physische Monismus, wie man Wundts Weltanschauung wohl am einfachsten bezeichnen könnte, ist, wie die Welt, die er zu begreifen sucht, ein einheitlicher Organismus, dessen physiologische und psychologische, physikalisch-kosmische und metaphysische Teile ohne völlige Zerstörung des Ganzen nicht auseinandergerissen werden können. Hat doch selbst die Metaphysik im Wundtschen Sinne den Charakter einer mehr oder weniger wohlfeilen Begriffsdichtung völlig abgestreift und sich lediglich die Aufgabe gestellt, die hypothetischen (an und für sich schon philosophischen) Elemente, die ihr durch die Einzelwissenschaften geboten werden, logisch zu prüfen, in Übereinstimmung miteinander zu bringen und so zu einem widerspruchslosen Ganzen zu vereinigen.

Anstatt also das, was Wundt in seinem „System der Philosophie" bereits in die denkbar kürzeste Form zusammengefaßt hat, hier noch einmal verstümmelt und lückenhaft zu wiederholen, greifen wir lieber ein einzelnes Moment heraus, nicht um das eben gerügte Flickwerk nun doch vorzunehmen, sondern um die eigentümliche Methode des Wundtschen Philosophierens näher zu beleuchten. Der Leser wird dann vielleicht am ehesten begreifen, warum ich Wundts Weltanschauung als psycho-physischen Monismus bezeichnen durfte.

Ich habe schon oben auf den fundamentalen psychologischen Unterschied hingewiesen, der zwischen der Beobachtung unseres Innenlebens und der Erkenntnis der Außenwelt besteht. Der Verlauf aller unserer seelischen Vorgänge ist uns unmittelbar als eigenstes Erlebnis gegeben; die Welt außer uns dagegen erkennen wir nur dadurch, daß all unsere Vorstellungen auf sie als ihr Objekt hinweisen. Wir sehen uns daher gleich von Anfang an genötigt, in unseren Vorstellungen die subjektiven und objektiven Elemente, die ursprünglich miteinander gegeben sind, zu scheiden, um zu wissen, was dem Subjekt, was dem Objekt zuzuteilen sei. Wie schon Locke die primären Eigenschaften der Dinge von den sekundären trennte, um das eigentliche Wesen der Objektivität zu erfassen, so verfahren wir mit den Vorstellungen, in denen uns ja allein die Dinge gegeben sind. Man sieht, Kants fundamentale Entdeckungen auf dem Gebiet der Erkenntnistheorie sind, wie überall, so auch hier der Ausgangspunkt der neueren Philosophie. Aber der Transscendentalismus des großen Königsbergers, der durch das „Ding an sich" eine unüberbrückliche Kluft zwischen Sein und Erkennen öffnete, muß vor Wundts scharfsinniger Beweisführung ebenfalls das Feld räumen. Denn man darf ja nie vergessen, daß jene Trennung der subjektiven und objektiven Bestandteile unserer Wahrnehmung nichts weiter als ein Willkürakt unseres

Denkens ist, um die nur begrifflich zu erfassende Außenwelt zu erkennen. In unserer ursprünglichen Anschauung ist jene Trennung uns keineswegs gegeben; jede einzelne Vorstellung enthält die vorstellende Thätigkeit und den vorgestellten Gegenstand, also Subjekt und Objekt, in ursprünglicher, unzertrennlicher Einheit in sich vereinigt. Und der Fehler, den Kant und seine Nachfolger machen, beruht darauf, daß sie nach der logisch notwendigen Trennung des vorstellenden Subjekts und des vorgestellten Objekts dieses letztere noch einmal in die Vorstellung und das sie veranlassende, unerkennbare „Ding an sich" teilen, gleich als hätte man nicht schon vorher die subjektiven Elemente aus dem ursprünglich einheitlichen Vorstellungsobjekt hinweggenommen und eben dem vorstellenden Subjekt, das in der Vorstellung ursprünglich mit erhalten war, zugewiesen.

Was folgert nun Wundt aus diesen grundlegenden psychologischen Thatsachen? Zunächst gilt es, vom ganzen Wahrnehmungsinhalt zu abstrahieren, um das in all unseren Vorstellungen enthaltene subjektive Element rein herauszuschälen. Was bleibt aber dabei übrig? Nichts als der Wille, der sowohl bei der einfachsten Wahrnehmung als einfache Aufmerksamkeit, wie bei der einfachsten Handlung als Motiv thätig ist. Ohne ihn wäre weder die Zusammenfassung der einzelnen Empfindungen, wie z. B. des Grundtones und der ihn begleitenden Obertöne, zu einer einheitlichen Vorstellung, in diesem Falle des Klanges, möglich, noch auch irgend eine körperliche Bewegung, die, wo sie nicht mechanisierte Reflexbewegung ist, wenigstens die Umsetzung eines körperlichen Reizes in ein psychisches Motiv verlangt. Haben wir aber einmal den Willen als das eigentliche Wesen unseres Selbst erkannt, so ergiebt sich alles Weitere ganz von selbst. Wir fühlen uns bald als thätig, bald als leidend. Den Grund dieses Leidens aber erblicken wir in der Thätigkeit anderer, außer uns gelegener Objekte. Da wir nun aber eine andere Thätigkeit außer der unseres Willens schlechterdings nicht kennen, was bleibt uns anderes übrig, als überall da, wo wir uns als leidend fühlen, die Thätigkeit eines anderen, uns ähnlichen Willens vorauszusetzen? Die Welt ist also nichts anderes als die Gesamtheit der Willensthätigkeiten, ihre Wechselbestimmung aber ist die vorstellende Thätigkeit, durch die sie sich in eine Entwicklungsreihe von Willenseinheiten verschiedenen Umfanges ordnen.

Es wundert mich, daß Wundt diesen gewaltigen Gedanken bei der Behandlung des kosmologischen Problems nicht bis zu den äußersten Grenzen verfolgt hat. Wer die Mängel der rein mechanistischen Betrachtungsweise des Darwinismus so klar erkannte und dem von allem theologischen Beigeschmack gereinigten Zweckbegriff seine Stelle innerhalb der Evolutions-

theorie anwies, hätte noch einen Schritt weiter gehen können. Der Nebel eines unbewußten Willens war zerstreut; es gab nichts als eine lange Stufenreihe von niedrigeren und höheren Bewußtseinszuständen, die, getrieben durch die sie umgebenden Verhältnisse und das augenblickliche Bedürfnis, sich Zwecke setzten, die sich dann mit den sich zufällig daran schließenden Folgen ins Unendliche erweiterten. Schon das Protoplasma zeigt nach Wundt in seinen Bewegungen einen Willensakt auf niederster Entwickelungsstufe. Warum aber hier, an der Grenze des Organischen und Unorganischen, stehen bleiben? Warum uns mit so vielem Aufwand von positivem Wissen das Märchen der Urzeugung auftischen? Warum muß denn durchaus das Organische aus dem Unorganischen abgeleitet sein? Ist das Gegenteil denn so undenkbar? Ist ein organisches Leben auf viel niedrigerer Bewußtseinsstufe als das Protoplasma etwas so Unfaßbares? Und wäre es nicht möglich, daß vielleicht in der Glühhitze eines Sonnenkörpers die ganze sogenannte unorganische Welt noch an dem allgemeinen Lebensprozeß teilnimmt, um erst auf späterer Entwickelungsstufe, da bei abnehmender Hitze sich das organische Leben extensiv verengert und intensiv steigert, als überflüssiger Ballast ausgeschieden zu werden? Ich glaube, nicht nur der Evolutionsgedanke hätte durch diese Hypothese, die der gewöhnlichen Ansicht der Naturforscher an Unbeweisbarkeit nichts nachgiebt, entschieden an Einheitlichkeit und damit an logischer Denknotwendigkeit gewonnen; nein, auch die ontologische Willenslehre Wundts, die mit dem Anspruch, Welterklärung zu sein, sich jetzt auf den räumlich und zeitlich engen Kreis des organischen Lebens beschränkt, hätte dadurch erst die rechte Beweiskraft erhalten. Denn durch welche Willenswechselwirkung käme die Vorstellung der unorganischen Welt zu Stande?

Etwa durch den Willen Gottes, den Wundt, offenbar um es mit der Theologie nicht ganz zu verderben, wenigstens in der Ethik als notwendigen adäquaten Grund des unendlichen Sittlichkeitsideals wieder einschmuggelt? Inwiefern freilich in einer Entwickelungsreihe, in der sich alles aus kleinsten Anfängen entfaltet, in der die Pflanzen, Tiere und Menschen stets mit ihren größeren Zwecken wachsen, neben diesen kleinsten Anfängen noch ein solcher adäquater Weltgrund Platz hat, vermag ich mit meinem beschränkten Menschenverstande nicht einzusehen. Mir scheint, die ästhetische Anschauung, die ja auch Wundt an den Schluß seiner Geistesphilosophie stellt, genügt vollkommen, um das dem menschlichen Geist innewohnende Einheitsbedürfnis zu befriedigen. Wäre Wundt in der religiösen Frage ebenso freimütig gewesen, wie in der psychologischen, wo er den alten Seelenwahn bis in die hintersten Schlupfwinkel verfolgte und mit Stumpf und Stil ausrottete, er

hätte sich den Dank aller derer erworben, die in dieser Zeit der Halbheiten ein energisches „Entweder-Oder" verlangen. Wo sich aber Wundt über Theologie und Religion äußert, da glaubt man oft geradezu Herrn von Egidy zu hören. Daß ein deutscher Offizier auf den seltsamen Gedanken kommt, er habe eine neue Weisheit entdeckt, wenn er über hundert Jahre alte, rationalistische Gemeinplätze wiederkäut, nimmt uns nicht eben Wunder. Wenn aber ein moderner Philosoph, ein großer Denker und Wissenschafter, derartige Redensarten auftischt, so muß man das im Interesse der Wahrheit tief bedauern. Warum sollten wir nicht aufrichtig sein? Was hat der Weltgrund, den Wundt verlangt, mit dem Gott der Religion gemein? Wozu diese falsche Anpassung an altüberlieferte mythologische Vorstellungen einer halbbarbarischen Kultur? Gott war bei allen Völkern nichts weiter als eine nach menschlicher Art gedachte sittliche oder unsittliche Persönlichkeit, die haßte und liebte, strafte und belohnte. Von einer sittlichen Idee, die die Völker zum Gottesglauben brachte, zu reden, heißt der Wahrheit ins Gesicht schlagen. Die Gottheit verdankte ihren Ursprung immer und überall einem Verstandesirrtum des Naturmenschen, der die Naturerscheinungen, namentlich Blitz und Donner, auf ein menschenähnliches Wesen als ihren Urheber bezog. Ob diese rohen Vorstellungen bei wachsender Kultur immer mehr verfeinert, vergeistigt und verflüchtigt wurden, bis schließlich von dem alten Mann im Bart nur noch das des Leibes, des bewußten Denkens und Wollens beraubte, unfaßbare „vernünftige Unbewußte" Hartmanns übrig blieb, thut nichts zur Sache. Die Religion hört eben da auf, wo diese Verdünnungen des Gottesbegriffs beginnen. Darin hat die Orthodoxie Herrn Wundt und Herrn von Egidy gegenüber Recht.

Wir haben an diesem einen Beispiel, soweit es mit wenigen knappen Strichen möglich war, ein Bild der wissenschaftlichen Methode Wundts zu geben versucht. Wir sahen, wie die scharfe Analyse der einfachsten psychophysischen Thatsachen den Denker Schritt für Schritt vorwärts treibt, bis er sich vor die höchsten metaphysischen Probleme gestellt sieht. Überall aber, wohin wir Wundt folgen, fühlen wir den festen Boden der Erfahrung unter unseren Füßen; überall umspült uns gleichsam die warme Flut unmittelbarer Wirklichkeit; und selbst da, wo wir endlich, den Boden aller Erfahrung verlassend, an die letzten Welträtsel herantreten, folgen wir nur der perspektivischen Fortsetzung der in der Wirklichkeit vorhandenen Linien. Nur selten, wie bei der religiösen Frage, werden aus Gründen nicht rein wissenschaftlicher Natur diese Linien verbogen und verkrümmt. Freilich ist die Reise, die wir unter Wundts Führung unternehmen, etwas beschwerlich; denn wir haben das ganze Gepäck der positiven Wissenschaft mitzuschleppen;

dafür kommen wir aber, wenn auch langſam, doch ſicher dem Ziel, an dem die alte Metaphyſik wie eine gereizte Hummel ſtets vorbeiſchoß, von Jahr zu Jahr immer näher. Und was hindert uns denn, von Zeit zu Zeit auch einen keckeren Luftſprung zu machen? Nützt es nichts, ſo ſchadet's auch nichts, ſolange wir Wundt als getreuen Eckart zur Seite haben. Gerade uns Jüngeren, die wir Friedrich Nietzſche ſo gern von Herzen zujubeln, thut ein ſolcher Mahner not, der uns von den Ausfahrten in die blaue Unendlichkeit der Zweifel immer wieder zurückruft auf den feſten Boden der Wirklichkeit. Wir leben in der Gegenwart, und Wundt iſt der zuſammenfaſſende Träger des gegenwärtigen Weltbewußtſeins, kein Prophet, kein moraliſcher Geſetzgeber und Umwerter aller Werte, kein Augenblicksphiloſoph und Zukunftsumarmer wie Friedrich Nietzſche, ſondern der treue Siegelbewahrer der bisher errungenen geiſtigen Schätze der Menſchheit, der Verwerter des Gegebenen, ein Diener der einen großen allgemeinen Wahrheit, an die die Menſchheit ſo viele Jahrtauſende glaubte und noch heute glaubt.

Wie lange wird ſie noch daran glauben?

Aus dem Münchener Kunſtleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

In allen Ecken und Enden des Reiches macht man jetzt in Ausſtellungen, am liebſten in „internationalen", um die nationale Kunſt in Flor zu bringen. Nach Stuttgart kam Berlin mit einer Internationalen, vom deutſchen Kaiſer in Perſon mit militäriſchem Pomp eröffnet, und im Hochſommer thut München ſeine dritte Internationale auf. So geht es Schlag auf Schlag, und das Publikum und die Zeitungsleſer werden durch endloſe Reihen von Kunſtſälen und Kunſtberichten gehetzt, bis ſie die Geſchichte ſatt haben wie irgend einen anderen Rummel in Sport und Mode. Die echte Kunſt iſt immer nur bei wenigen geweſen und nie eine Angelegenheit der Herde, der Maſſe geworden. So wird auch bei dem jetzigen Ausſtellungstaumel mit ſeinem öden Spektakel die wahre Kunſt am wenigſten gewinnen, weder an ruhiger Reife der ſchöpferiſchen Kraft, noch an tiefergehender Wirkung bei dem Publikum. Das merkantile Moment allein, deſſen Bedeutung in unſerer frechmaterialiſtiſchen Zeit auch im Betrieb der ſchönen Künſte nicht

unterschätzt werden darf, verschafft unserem internationalen Massenkunstausstellungswesen erhöhtes Gewicht. Die Maler und überhaupt die Kunstwerkerzeuger der verschiedensten Art sehen sich in einen aufreibenden Konkurrenzkampf hineingepeitscht, dem sich zu entziehen sie vollständig ohnmächtig sind, sofern sie nicht von Haus aus die ausreichenden wirtschaftlichen Mittel oder die entsprechenden ausmünzbaren Beziehungen besitzen, um in edler Ruhe ihrem Talente leben zu können. Die Mehrzahl der Künstler muß bei der heutigen wirtschaftlichen und merkantilen Gesellschaftsordnung fast ebenso sehr, wenn nicht mehr auf das Geschäft als auf die Kunst bedacht sein. Drum sind auch die fabelhaft gewachsenen internationalen Monstre-Ausstellungen mehr Riesenbazare und Markthallen, als Tempelhallen der schönen Künste. Aber dagegen hilft keine Entrüstung und kein Protest. Die Entwickelung allein kann für Abwickelung sorgen.

Es berührt geradezu wie ein Glücksfall, wenn einzelne hervorragende Künstler aus eigener Kraft oder mit Vereinshilfe in den Stand gesetzt werden, Sonderausstellungen ihrer Werke veranstalten und im intimen Rahmen einer Art von Privatsalon die Aufmerksamkeit und Liebe immer weiterer Kreise von Kunstfreunden für ihr Schaffen gewinnen zu können. Solcher Glücksfälle sind uns in der letzten Zeit in München eine ganze Reihe beschieden gewesen, dank der mächtigen Anregung und Dienstgefälligkeit des hiesigen Kunstvereins.

Ohne Kunstvereinshilfe, auf eigene Gefahr und Rechnung, hat hier Max Klinger eine Sonderausstellung von Radierungen und Handzeichnungen und einigen neueren Ölgemälden veranstaltet. Klinger konnte das leicht fertig bringen, da sein Name von stärkster Zugkraft auf alle ist, die sich näher oder entfernter mit Kunst beschäftigen. Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus gilt er als eine schöpferische Künstlerindividualität ersten Rangs. In seinem Wesen decken sich Persönlichkeit und Nationalität, er ist eine deutsche Kunstgroßmacht wie Dürer, Kranach, Holbein und die Anderen. Zu seiner Größe gehört es auch, daß er in seiner wunderbar potenten Phantasie, in seiner unerschöpflichen Kraft bis zum Abstrusen, Barocken, mystisch oder humoristisch Kindlich-Spielerischen gehen darf, ohne den Wert und die Bedeutung seines Kunstgeistes nur im geringsten zu mindern. Man braucht nicht in jedem Klingerschen Blatt eine inkommensurable Offenbarung des Genies zu bewundern, nicht vor jedem Strich auf dem Bauche zu liegen, aber das wird heute kein Ehrlicher mehr läugnen können, daß auch aus den abstrusesten und scheinbar läppischesten Schöpfungen Klingers ein durchweg origineller, tiefsinniger, naiver Geist spricht, der mit vollendeter, dem jedesmaligen Gegenstand aufs wirkungvollste angepaßter Technik zu über-

raſchen, zu feſſeln, zu bezaubern und innerlich zu bewegen weiß. Der ewige Untergrund aller höheren Kunſtbethätigung, Poeſie, iſt in ihm von mächtigſter Bildung und ſchier unerſchöpflichem Leben. Alle ſeine Werke ſind poeſiegeadelt. Und er iſt niemals monoton und niemals wahlbeengt. Er beherrſcht das weiteſte Stoffgebiet als wahrhaft ſouveräner Künſtler. Nur wenn er Pinſel und Palette zur Hand nimmt, ſchütteln ſeine Freunde und Bewunderer den Kopf. Da verſagt ſeinen Farben zumeiſt die Überzeugungskraft, und ſeine großen Bildkompoſitionen, wie das „Urteil des Paris“ oder die jüngere „Kreuzigung“ zeigen einzelne Gruppierungen, Farbenwerte und Beleuchtungen, für deren volle künſtleriſche Anerkennung und Schätzung uns das Organ fehlt. Als Radierer aber hat Meiſter Klinger von Rembrandt bis heute nicht einen gehabt, der ihm das Szepter zu entwinden vermöchte. Mit Grabſtichel und Nadel verſteht er zu malen wie keiner neben ihm. Daß er auch als Theoretiker mit der Feder in der Hand ſeinen Mann ſtellt und einen ſieghaften Kämpferſtil ſchreibt, hat er in ſeiner Abhandlung über „Malerei und Zeichnung“ bewieſen. Er iſt ein wahrhaft moderner Künſtler, bei aller Größe und Vornehmheit erfüllt von jenem revolutionären Gehalt, der heute allein Lebenskraft und Zukunftswirkung verbürgt. Klinger iſt ein ſchlanker, blonder Mann in der Mitte der Dreißig.

Jünger und weniger mächtig veranlagt, aber gleichfalls kraftvoll eigenartig, lebendig modern und große Hoffnungen auf ſeine Weiterentwickelung erweckend, iſt Franz Stuck, der ſich im Kunſtverein in München und in der Schulteſchen Kunſthandlung in Berlin mit einer umfaſſenden Sonderausſtellung dem weiteren deutſchen Publikum als Zeichner, Radierer und Maler, als ein tüchtiger Künſtler-Charakter von echt deutſchem Typus offenbarte. Als Mitarbeiter der Fliegenden Blätter hat er ſich längſt einen Namen gemacht. Seine kleinen humoriſtiſch-ſatiriſchen Bilder ſind bald voll kühner Treffſicherheit, bald von urkomiſcher Phantaſtik und liebenswürdiger Schelmerei. Erſt auf den beiden letzten Münchener Jahresausſtellungen hat er ſich mit Pinſel und Palette als ein farbengewaltiger Träumer aus der Raſſe eines Böcklin und Hans Thoma in Reſpekt zu ſetzen vermocht. Seinen „Wächter des Paradieſes“, ſeinen „Lucifer“ wird man nicht mehr vergeſſen, ſo überirdiſch hat einen das Auge des erſten angeſtrahlt, ſo dämoniſch der bläulichgrüne Funkelblick des letzten gebannt. In der Sonderausſtellung erwieſen ſich neben den bereits bekannten „kämpfenden Faunen“ die „betrunkene Centaurin“, die „phantaſtiſche Jagd“ und eine Reihe ähnlicher mythologiſcher Vorwürfe als ebenbürtige Kunſtwerke. Seine Landſchaften ſind von einem poetiſchen Stimmungsreiz, der an Klinger gemahnt, während ſeine Darſtellungsmittel die Erinnerung an die franzöſiſch-impreſſioniſtiſche

Technik, trotz ihrer unendlichen Verfeinerung, noch nicht ganz zu verwischen vermögen. Um des Erwerbswillen hat Stuck hunderte von Speise- und Weinkarten, Etiketten, Emblemen, Wappen, Diplomen u. s. w. gezeichnet. Aber gerade hier droht seiner reichen Phantasie eine Gefahr: Erschöpfung durch Überreizung. Jedenfalls ist er unter dem jungen Künstlernachwuchs Deutschlands eine ungewöhnliche Erscheinung, auf die wir stolz sein können.

Zuschriften aus dem Leserkreis.

Ein Freund der „Gesellschaft" und ihres Herausgebers stellt uns folgenden Brief zur Verfügung. Die Schreiberin wird uns als eine vielseitig gebildete, freisinnig denkende Dame geschildert. Wir geben das Dokument ohne jede weitere Bemerkung.

Verehrtester Herr Doktor! Ja, wohin haben wir uns denn verirrt? Wo ist der herrliche, deutsche Hochwalddust, wo sein Rauschen, wo sein Vogelsang, wo sein kühler Schatten, in dem es sich so köstlich ruhen, so wonnig träumen und so erfrischend atmen läßt?

Was ist das für ein Sumpf, vor den Sie mich geführt, auf den eine brennende Sonnenglut ihre versengenden Strahlen wirft, daß ein dumpfer, stinkender Qualm ihm entströmt, der nur Gift und Krankheitskeime in sich trägt und alles gesunde Leben vernichtet?

Hier sollen wir künftig atmen, hier leben, hier uns begeistern und ausruhen von den Misèren des Lebens? Das soll unsere Zukunftslitteratur, das das Morgenrot einer neuen Zeit, einer neuen Geistes- und Geschmacksrichtung sein? Damit sollen die Seelen unsrer männlichen Jugend veredelt, die Herzen unserer Töchter gebildet werden? Und das bietet uns ein Schriftsteller, der auf der Höhe seiner Zeit stehen, oder der Führer einer neuen Richtung nach hohen Zielen sein will?

Und daß gerade dieser Conrad es sein muß, der uns solche Wege zeigt! Dieser Conrad, den ich seit Jahren verehre, als der Besten Einen, den ich aus seinen kritischen Schriften nicht nur als fachbegabten Gesinnungsgenossen, sondern auch als den Mann des Mutes erkannte, der mit offener Stirn und heiteren Augen seine Überzeugung in die Welt donnerte um der Wahrheit, dem Lichte und dem Rechte freie Bahn zu brechen! Wie stolz war ich, eine der Ersten gewesen zu sein, die ihn erkennen und bewundern durfte

und wie war ich Ihnen dankbar, als Sie ihn uns hierher brachten, daß ich ihn ſehen und hören konnte, aus meiner beſcheidenen Ecke heraus! Und nun?

Wie Schade, daß dieſe Begabung ſolche Bahnen wandelt! Denn ſein geiſtvoller Stil, ſeine feine Charakteriſtik, ſeine ſo klar und richtig gezeichnete Pſychologie und ſeine glänzende Sprache, ſein reiches Wiſſen und vielſeitige Erfahrung, das alles gepaart mit ſeinem echt deutſchen Weſen, ſeinem glänzenden Patriotismus und ſeiner gerechten Beurteilung aller Dinge, das wären Eigenſchaften geweſen, die ihn trotz aller Realiſtik empor getragen hätten auf die ſtolzeſten Höhen unſeres deutſchen Parnaß, der frei von Gifthauch und Moderluft und wohin auch wir unſere Söhne und Töchter führen dürfen, ohne vor uns ſelbſt ſowohl als vor ihnen erröten zu müſſen.

Und da will man unſere Marlitt ſchelten? Da will man ihr Sittenverderbnis und verſteckte Lüſternheit vorwerfen? Dem Reinen iſt alles rein, was an ſich nicht ſchon Unflat iſt. An der Marlitt habe ich mich noch immer erfreut, aber dieſe „Marianne“, die Sie mir geſtern gebracht und mich dabei wohl auf etwas Außerordentliches vorbereitet haben, die habe ich mit Entſetzen geleſen und möchte das ganze Buch weder meinem Manne noch meinem Sohne in die Hände geben. Ihnen aber, geehrteſter Herr Doktor, gebe ich den gut gemeinten Rat, das Buch, ſtatt es der Bibliothek des Gewerbe-Vereins einzuverleiben, wie es Ihre Abſicht zu ſein ſcheint, und damit unter Ihrer Aegide es der hieſigen Geſellſchaft zugänglich zu machen, in die Flammen zu werfen.

Warum denn ſo das Laſter aufdecken, warum denn ſo die Wolluſt ſchildern? Iſt es denn nicht genug, daß ſie ſind? Müſſen ſie denn auch noch verherrlicht werden? Gerichtsverhandlungen, in denen die Gefühle der Sitte und der Moral verletzt werden, müſſen bei geſchloſſenen Thüren ſtattfinden, aber die Schriftſteller der Neuzeit haben den Mut und die Erlaubnis, ihre Leſer mit Darſtellungen zu unterhalten, die ſchlimmer wirken und wirken müſſen als das Schlimmſte, das vor das Forum der Gerechtigkeit gezogen wird.

Iſt denn da nicht einzugreifen, nicht zu helfen, nicht zu retten? Sie nennen ſich Conrads Freund, lehren Sie ihm doch, welchen Eindruck ſein Buch auf das Gemüt einer einfachen deutſchen Frau gemacht hat und gewiß auf Alle, die beſſer fühlen, machen muß. Ich habe keine Waffe zur Bekämpfung des ſittenverderbenden Ungeheuers, das Einen der Beſten unſerer Zeit in ſeinen giftigen Krallen hält, als ein ſchwaches Wort, das den großen Schmerz meiner Seele ausſpricht.

Indem ich dieſes ſchreibe, fällt mir ein Kunſtwerk ein, das ich kürzlich

in Berlin mit großer Bewunderung oft und lange betrachtet habe und das ich fast als eine Allegorie bezeichnen möchte für das, was ich in dieser Sache denke und empfinde. Es ist die Prometheusgruppe in der Nationalgalerie: Den an den Felsen geschmiedeten, von den Geiern bedrohten Prometheus wollen die Töchter des Ozeanus von seinen Qualen befreien und mühen sich vergebens, ihr Werk der Barmherzigkeit zu vollführen. Die eine ist bereits ohnmächtig hingesunken, während die andere ihre letzte Kraft einsetzt, um der Gier des Geiers zu wehren, der im Begriff steht, sein Opfer zu zerfleischen.

So ohnmächtig glaube ich, daß wir, verpönte Idealisten, der herrschenden Geschmacksrichtung gegenüber stehen. Es wird diese Verirrung sich ausleben müssen, wie so vieles Andere und hoffen können wir nur, daß ein Weg sich findet, der wieder hinaus führt aus dieser Verdunkelung in den lichten Tagesschein und in die frische, klare Morgenluft einer besseren und schöneren Zeit.

Mit herzlichem Gruß

p. p.

* * *

Und über das nämliche Thema, will sagen über den nämlichen Autor und das nämliche Buch („Totentanz der Liebe") schrieb zur nämlichen Zeit eine andere nicht minder vielseitig gebildete und ernst veranlagte Dame Folgendes:

Wir, mein Freund, haben uns die Wahrheit, oder — Nichts zu sagen. Schweigen möchte ich nicht zu Deinem Buch und so wähle ich aus der Fülle dessen, was ich zu sagen hätte, ein Weniges aus. Ehe das Buch erschien, dachte ich, mir von der Rundschau und anderwärts das Recht zur Besprechung auszubitten, allein ich begreife nun, daß eine Frau dieses Buch nicht wohl besprechen kann, wennschon es im Ganzen sehr wichtig wäre zu wissen, wie gebildete und warmfühlende Frauen dieses wichtige Dokument beurteilen.

Als ein Dokument muß es betrachtet werden. Du weißt, daß ich niemals aufhören werde unter denen zu stehen, welche in der Poesie immer die Wahrheit auch mit der Schönheit vermählt sehen wollen. Aber es giebt Erzeugnisse, welche außerhalb der ästhetischen Gesetze stehen und welche ihre Bedeutung zunächst im Menschlichen, sodann erst im Künstlerischen haben. Das Recht, solche in die Welt zu setzen, kann nur den Auserwählten gestattet werden, nur denen, welchen die Mission ward, ihr Volk anstatt zu erquicken, mit gewaltiger Faust aufzurütteln. Zu diesen gehörst Du. Was Deine „Töchter" Viele ahnen ließen, mich aber nicht glauben machten, beweisen diese Totentanznovellen.

Niemals möchte ich eine ganze Litteratur ſolcher Sachen befürworten, ja, ich würde ſie als ein Unglück betrachten. Aber ich erkenne, daß es Deine genialiſche Beſtimmung iſt, der Dämonie des Fleiſchlichen nachzugehen, ihre Verwüſtungen, die ſie in der modernen Geſellſchaft anrichtet, zu zeigen und alſo mit den Keulen der Wahrhaftigkeit auf den faulenden Körper loszuſchlagen. Es iſt etwas Miſſionariſches in Deinem Buche.

Noch anderes: es giebt Schilderungen darin — wie die der Schmiede — welche mir den allerhöchſten Reſpekt abfordern, welche es mich brennend wünſchen laſſen, daß Du Dir bald all die pathologiſch-pſychiſchen Dinge vom Herzen geſchrieben haben wolleſt, um dann ein umfangreiches, einheitliches Kunſtwerk zu ſchaffen. N. N.

* * *

Schlußwort.

Der in dieſen Zuſchriften mehr oder weniger hart Betroffene giebt das Schlußwort einem ſeligen Kollegen von der Feder, deſſen Autorität, in ſolchen Fragen entſcheidend mitzuſprechen, wohl von niemand bezweifelt werden mag. Arthur Schopenhauer läßt ſich alſo vernehmen:

„Alles, was irgend eines Menſchen Herz bewegt hat, und was die „menſchliche Natur in irgend einer Lage aus ſich heraustreibt, was „irgendwo in einer Menſchenbruſt wohnt und brütet, iſt des Dichters „Thema. Daher kann er ſo gut die Wolluſt wie die Myſtik beſingen, „Anakreon oder Angelus Sileſius ſein, die erhabene oder die gemeine „Geſinnung darſtellen, — nach Laune und Beruf. Demnach darf nie„mand dem Dichter vorſchreiben, daß er edel und erhaben, moraliſch, „fromm, chriſtlich, oder dies und das ſein ſoll, noch weniger ihm vor„werfen, daß er dieſes und jenes ſei."

Kritik.

Romane und Novellen.

Ein hypnotiſch-ſpiritiſtiſcher Roman von Karl Du Prel iſt jedenfalls eine Erſcheinung, die den derbſten Wirklichkeitsmenſchen, ſofern ihm nicht jeder litterariſche Sinn abgeht, nicht weniger reizen muß, als den ſenſitiven Übererdler, der mit Geiſtern auf dem Grußfuß ſteht und für Dinge Wahrnehmung und Empfindung hat, die für uns andere nicht „gehirnt" und „gezungt" werden können. Der Name des Verfaſſers hebt dieſes hypnotiſch-ſpiritiſtiſche Buch mit einem Schlage aus der Menge ähnlicher Ro-

mane heraus, die in den letzten zehn Jahren im Namen der publizistischen Spekulation ins Dasein gerufen worden sind. Du Prel ist den Lesern der „Gesellschaft" wiederholt durch eigenartige Beiträge nahegetreten; wir haben daher nicht nötig, erst ein Langes und Breites über den litterarischen Charakter dieses jüngsten Romandichters vorauszuschicken. Die hohe Stellung, die Du Prel in der philosophischen Litteratur durch seine tiefsinnigen historischen und psychologischen Forschungen sich erobert, ist unseren Lesern gleichfalls kein Geheimnis. Man tritt also an den Roman Du Preis „Das Kreuz am Ferner" (zwei Bände, Verlag der Cottaschen Buchhandlung Nachfolger) mit einem bestimmten Vorwissen und Vorurteil heran — beides, wie wir hoffen, im günstigsten Sinne, denn, wie man sich auch zu dem mystischen Kern der Du Prelschen Theorien stellen möge, als schriftstellerischer wie als sittlicher Charakter steht dieser Bannerträger des modernen Mystizismus in Deutschland wohl im denkbar günstigsten Licht bei Anhängern wie bei Gegnern. Eine „Exzelsior-Natur", so haben wir ihn in diesen Blättern selbst bezeichnet.

Der Dichter Martin Greif giebt von dem Du Preischen Romane folgende Übersicht der Hauptbegebenheiten:

„Indem wir uns der Inhaltsangabe zuwenden, möchten wir vor allem den Gesichtspunkt, der uns dabei leitet, gebührlich hervorheben, um nicht die Neugier des freundlichen Lesers mehr zu erregen, als wir sie zu befriedigen in der That imstande sind. Ein mehr als nur bündiges Nacherzählen liegt uns fern, da wir die Herbeiführung der Begebenheiten in einem Roman für das Wichtigste halten und diese nur durch die Entwickelung der wirkenden Motive sowie durch das aufgedeckte Gespinnst der Handlungsfäden glaubhaft gemacht werden kann. Unter Ausschluß alles hierzu gehörigen bemerken wir bloß, daß ein tief in den steierischen Alpen gelegenes Grafenschloß, Karlstein genannt, den Schauplatz und die Bewohner dieses, die gräflichen Geschwister, Alfred und Leonore, die Mitte des figurenreichen Gemäldes bilden. Ersterer gerät noch während seiner Vormundschaft in ein von Folgen begleitetes Verhältnis zu einem schlichten Mädchen, Moidele, das mit seinem Vater, einem weltscheuen Sonderling, Dobrauer, vom Volk der „Steinklauber" genannt, und einer alten Dienerin, Besi, in der Tiefe dieses Bergthales wohnt, doch er verliert die kaum Gewonnene auf tragische Weise infolge ihres Absturzes auf einem der benachbarten Ferner. In seinem sein ganzes Wesen erschütternden Schmerz tiefsinnig geworden, nimmt der junge Graf seine Zuflucht zu den Bücherschätzen in der Bibliothek seines Vaters, welcher, gleichwie schon dessen Erzeuger, dem Studium der geheimen Wissenschaften fleißig obgelegen hatte, in der zuversichtlichen Hoffnung, nicht nur Aufschluß über die Fortdauer im Jenseits zu gewinnen, sondern auch sich mit der Verstorbenen in mystischen Rapport setzen zu können. Außerdem treibt ihn zu diesen Forschungen auch die Begierde an, die Spuren seines bald nach dessen Geburt verschollenen Söhnleins zu entdecken oder vielmehr auf diesem außerordentlichen Wege zu erfahren.

Da ihm weder das Eine noch das Andere als Anfänger glücken will, so kommt er auf den Gedanken, einen noch entschiedener dieser Weltansicht huldigenden Studienfreund aus Graz herbeizuziehen, und dies Vorhaben gelingt ihm auch ohne Mühe. Karl Morhof kommt in das Schloß und es entspinnt sich in Bälde ein vom Bruder begünstigtes Verhältnis Jenes mit Alfreds Schwester. Inzwischen nehmen auch die zu Experimentalzwecken begonnenen Studien auf der Bibliothek eifrigen Fortgang und

gedeihen immer mehr, seitdem sich die beiden Freunde in die gesamte Aufgabe derart geteilt hatten, daß der Eine das spiritistische Fach oder die Erweisung des Hereinragens der Geisterwelt in die unserige und der Andere das durch Hypnotismus und Somnambulismus vertretene, entsprechend dem Hineinragen unserer Welt in die der Geister, zu dem seinigen erwählte. Doch der in fast allen Theorien vorgefundene Hinweis auf den Orient, als auf die eigentliche Geburtsstätte der Geheimwissenschaften, veranlaßte Alfred nach kurzer Zeit schon zu einer Reise nach Egypten, die sich später bis nach Indien erstreckte, während sich sein zurückgebliebener Freund, der sich mittlerweile mit Leonore verlobt hatte, in dem auf dem Schloßturm befindlichen Laboratorium praktischen Experimenten hingeben wollte. Doch nahmen diese bei seiner Unbeholfenheit als Chemiker bald einen schlimmen Ausgang, indem er durch sich plötzlich entwickelnde giftige Gase das Opfer seines verwegenen Strebens ward. Alfred gelang es dagegen in der Ferne mit Hilfe eines Fakirs, sowie weiterhin eines indischen Adepten den Geist seiner Geliebten zu bannen und zugleich auch seine Zukunft und die seines Sohnes erhellende Kunde aus dem Geisterreich zu erhalten. Er solle nach Ablauf von zwanzig Jahren am Todestag Moideles bei dem zum Andenken an sie errichteten Kreuz auf dem Ferner seinen Sohn Emanuel finden, doch vorher eine Gefahr bestehen, sowie einem ihm genau beschriebenen Wanderer begegnen, den er vorher zu Venedig auf diese und diese Art werde kennen lernen.

Alfred, der an die Erfüllung dieser Vorhersage unbedenklich glaubt, beeilt sich nicht mit der Heimreise und tritt dieselbe erst zu Ende der ihm offenbarten Frist an, mit zunächst nach Venedig gerichtetem Steuer. Dort führt ihn der scheinbare Zufall denn auch mit einem Arzt, Semirof mit Namen, zusammen, auf den das durch Geistermund erhaltene Signalement genau paßt und den er, nachdem er ihn für seine Dienste gewonnen, nach seinem Schlosse in Steiermark vertrauensvoll vorausschickt. Dieser, ein in den sibirischen Bergwerken als Sträfling entsprungener Abenteurer, der bei dem berühmten Arzte Braid in London Somnambulismus studiert hatte, besucht den von Wien her ihm bekannten Sohn unseres Grafen, der den Familiennamen seiner Adoptiveltern Tiedemann führte, und ladet ihn gleichfalls dorthin mit der Absicht ein, ihn wie auch noch weitere Personen von Wichtigkeit durch hypnotische Suggestion sich willfährig zu machen und sich so durch das Mittel von fremder Hand ausgeführter Verbrechen in den Besitz der gräflichen Güter zu setzen. Gräfin Leonore wird denn auch durch einen seiner Handlung nicht bewußten braven jungen Mann mit Blausäure vergiftet, der wirkliche Mörder aber infolge von ihm aufgefundener Geheimschriften entlarvt und in demselben Augenblick von den Gerichtsbeamten verhaftet, als er durch ein verzweifeltes Verbrechen auch den Grafen Karlstein, dem er nach dem Ferner entgegengegangen war, ruchlos zu beseitigen sich bereits angeschickt hatte. Am Kreuz des Ferners aber wird auch der sterbend aufgefundene Graf mit seinem Sohn Emanuel und dessen Braut Albertine, die als Nichte dem Herzen der verstorbenen Gräfin nahe gestanden hatte, vereinigt und dadurch die ihm lange vorher gewordene Prophezeiung erfüllt.

Dies beiläufig der Gang dieser durch ihren merkwürdigen Inhalt ebenso spannenden als auch durch die meisterhafte Zeichnung der Charaktere und das seelische Aufeinanderwirken derselben fesselnden Erzählung. Wer dieselbe mit Aufmerksamkeit liest, ist aber nicht bloß eines künstlerischen Genusses sicher, sondern

auch eines bleibenden Gewinnes, da er über den heutigen Stand der Mystik und auch über ihre weiteren Ziele sich mühelos und dennoch gründlich unterrichten kann, was für jeden Gebildeten, mag er sich zu dieser Weltansicht verhalten wie er wolle, angesichts der Bedeutsamkeit der von einer wissenschaftlichen Autorität hier behandelten Probleme von entschiedenem Wert sein muß. Auch wir gehören nicht zu denen, welche, ihre Vernunft gefangen gebend, in verba magistri schwören, und wir haben unsere starken Vorbehalte, insbesondere gegenüber dem mehr als kühnen Versuch, den Lenker aller Dinge durch die eigene Schicksalsordnung des sogenannten transscendentalen Subjektes in uns zu ersetzen, aber daß der hier angestrebten Lösung des Welträtsels Tiefsinn nicht abgesprochen werden kann und daß dem immer mehr um sich greifenden krassen Materialismus durch diese den Unsterblichkeitsbeweis vielfach erbringenden Entdeckungen ein nicht verächtlicher Feind erwächst, dieses zwingt uns nicht nur aufrichtige Hochachtung ab, sondern bereitet uns auch wahre Genugthuung."

Soweit Martin Greif. Es erübrigt zum Schlusse noch ein Wort über die Vortragsweise dieses merkwürdig handlungsreichen Romans anzubringen. Du Prel huldigt nicht der Technik der modernen Schule. Er handhabt die Erzählkunst in der alten Weise. Er stellt seine Persönlichkeit zwischen den Stoff und den Leser, ergreift selbst das Wort zu Einleitungen, Überleitungen, Betrachtungen u. dergl. Es ist also das Verhältnis der patriarchalisch-familiären, nicht der objektiv-künstlerischen Intimität, das hier der Autor seinem Gegenstand und seinem Publikum gegenüber durchführt. Damit ist zugleich gesagt, daß man an die Handhabung der Sprache nicht diejenigen Maßstäbe anlegen darf, welche durch die Modernen in die Kritik eingeführt worden sind. Du Prels Stil ist im Roman der gleiche wie in seinen belehrenden Schriften: hell, geschmeidig, elastisch, trefflicher im pointierten Ausdruck, vornehm und reich wie der unserer besten gelehrten Prosaisten Karl Hillebrand, Hermann Grimm, Ferdinand Gregorovius. Auch die Kraft seiner Phantasie, die Glutstärke seines dichterischen Feuers hält sich auf der Höhe dieser auf der Grenzscheide zwischen Gelehrsamkeit und poetischer Erfindung wirkenden großen Schriftsteller.

Ein verwandtes Talent zeigt sich in dem Romane: „Der Rosa-Kongreß" von R. v. Seydlitz. (Berlin, Deutsches Verlagshaus.) Sogar nach der Richtung auf das Mystische — nur daß es hier in der Berührung der Extreme steckt: äußerster Spiritualismus an der Spitze des äußersten Materialismus. Eine Art Mystik der Zahlen, gehandhabt vom modernsten Finanzgaunergenie. Doch hat Seydlitz spürbare Fühlung mit der modernen Technik des Vortrags, während Du Prel fest im Bannkreis der alten Fabulierkunst beharrt. Eigentlich müßte das Seydlitzsche Buch von einem Meister der Bank- und Handelswissenschaft rezensiert werden, so erfüllt ist es von Kniffen und Schlichen der geriebensten Merkurjüngerschaft. Seydlitz versteht aber alles mit solcher Überzeugungskraft vorzubringen, daß der Laie in keiner Silbe zu einem Zweifel an der Echtheit und Wirklichkeit der zuweilen höchst raffinierten und schaudervollen Geschehnisse kommen kann. Kein geringer Erweis bedeutender schriftstellerischer Kunst liegt auch darin, daß der Verfasser diese so oft behandelte Pariser Welt der Schufte, Diebe, Mörder, Abenteurer aller Kaliber mit einer bezwingenden Frische und Neuheit auszustatten und sogar dem Eiffelturm und der Weltausstellung noch überraschende Reize abzugewinnen versteht.

Fritz Hammer.

Digitized by Google

Conrad Albertis neueſter Roman „Schroeter & Co.“ iſt, ſoeben vollendet, ſofort zum Abdruck in Bongs herrlichem Monatsblatt „Moderne Kunſt“ angenommen worden. Ein Bravo der Redaktion, welche in den Händen des Herausgebers und unſeres ſchneidigen Kollegen Paul Dobert das Blatt nicht nur zu der erſten illuſtrierten Zeitſchrift Deutſchlands, ſondern auch zur erſten litterariſchen zu geſtalten wußte. Albertis Roman behandelt die Zuſtände der Berliner Produktenbörſe und wirft ſcharfe Streiflichter auf das geſellſchaftliche Leben der Großſtadt. Bei ſtreng realiſtiſcher Geſtaltung paßt er ſich im Ton durchweg den Bedürfniſſen eines Familienblattes an und enthält kein für zarte Ohren verletzendes Wort. Der Roman iſt als eine Art modernes Gegenſtück zu Freytags „Soll und Haben“ gedacht.

Marie Conrad-Ramlo hat einen Roman „Landluft“ vollendet, deſſen erſten Abdruck die „Tägliche Rundſchau“ in Berlin bringen wird. Von der nämlichen Dichterin erſcheint in Kurzem ein neues Buch „Helldunkel“, eine Sammlung gemütvoll realiſtiſcher Novellen und Skizzen aus dem Frauenleben. Über ihr erſtes Novellenbuch „Paſſionsblumen“, das im vorigen Jahr um Weihnachten erſchienen, ſpricht ſich die Kritik fortgeſetzt aufs günſtigſte aus. So ſchrieb jüngſt Karl Goldmann im „Litterariſchen Merkur“: „Wie ſchon der Titel der vorliegenden Novellenſammlung ausſpricht, haben wir es hier mit jener Poeſie zu thun, die auf die Moll-Tonart des Leidens und Duldens geſtimmt iſt. Von tiefgehendem Eindruck war für uns blos die Erzählung „Warum?“, aber ſchon um dieſer einen Erzählung willen, die die unendliche Mutterliebe eines gefallenen Weibes behandelt, dürfen wir die „Paſſionsblumen“ ernſten Leſern und namentlich Leſerinnen warm empfehlen. Nur ein ſchwergeprüftes, durch eine harte Lebensſchule gegangenes Herz kann für Vorgänge in der Dichtung ſo ergreifende Töne finden, und jene Reinheit des ſittlichen Empfindens, jene milde verklärende Reſignation, die alle dieſe Erzählungen umgiebt, wird bedrückten Menſchenſeelen, namentlich unglücklichen Frauen, nicht nur Erquickung, ſondern auch jenen reinen Troſt gewähren, der blos aus einem reinen, von allen Lebensſchlacken befreiten Dichterherzen kommen kann.

Im Verlage von E. Pierſon in Dresden iſt ein dreibändiger Roman erſchienen, welchen ich ſo ziemlich für das Blödſinnigſte halte, das in dieſer Richtung geleiſtet worden iſt: „Die Morgenröte des Zwanzigſten Jahrhunderts“, Roman von Paul Kirſten. Lieſt man dieſen Roman mit dem ſtolzen Titel (ganz habe ich mich nicht durchwürgen können), ſo begreift man nicht, wie ſich für derlei Zeug überhaupt ein Verleger finden kann. Man möchte dem Autor, der mit modernen Schlagwörtern umgeht wie der Krämer mit Waren, die er ſchnell an den Mann bringen will, wirklich raten, ſich erſt eingehend mit Problemen zu beſchäftigen, die er in einen Roman einſchachteln will. Gern würde ich einige Proben ſtiliſtiſchen Talentes geben, wenn man dem Machwerk nicht damit zu viel Ehre erwieſe. Wenn man aber ſieht, zu welch ſonderbaren Hirngeſpinſten die moderne Weltanſchauung umgearbeitet werden kann, ſo ſpürt man wenigſtens eine humorvolle Regung in ſich. Ich habe ſelten ſo herzhaft gelacht wie bei einigen ernſt zu nehmenden Stellen des Romans; der aufmerkſame Leſer kann wahre Fundgruben des Blödſinns aufdecken — und da klagen die Modernen, daß ſich ihren Schulen der Humor nicht anpaſſen will. Drei Bände iſt allerdings zu viel für die Lektüre, ich empfehle einen Band, gleichgiltig ob den

ersten, zweiten oder dritten. Der Blödsinn ist ganz maßvoll verteilt.

A. v. Sommerfeld.

Lyrik.

„Junges Leben." Gedichte von Ernst Roeder (dritte Auflage) Dresden und Leipzig, E. Pierson. Roeder ist Anhänger der alten Schule, und zwar sowohl was Auswahl des Stoffes, als auch was Art der Empfindung anbelangt, Anhänger der **alt**-romantischen. Daher herrschen auch viele Gefühlchen in seinen Gedichten, die zum mindesten eine Selbsttäuschung sind und eigentlich für die moderne Poesie überwunden sein sollten. Nur ein Gedicht habe ich gefunden, das in seiner Eigenart an die moderne Empfindung rührt: „In der Schenke am Meer". Das ist ein gutes, wohl gelungenes Gedicht, aus dem ein modernes Weltkind spricht und nicht ein alter Vergangenheitsmensch, der sich seine Poesie aus den Klassikern und aus den Epigonen holt.

Zugleich aber beherrscht der Verfasser ein Gebiet: Das ist das Gebiet des jungen, fragescheuen, kindlichen Lebens, in dem noch nicht die Stürme der Leidenschaft brausen, sondern in dem es quillt von verlangenden Ahnungen, von heiliger, schmachtender, scheuer Liebe, die man so gern mit „Jugendliebe" bezeichnet. „Junges Leben" soll es ja auch sein, das Roeder bietet. Es ist junges Leben in seiner noch nicht erwachten Einfalt, das Roeders schlichte und in einfachem Gewande einhergehende Poesie besingt, zumal in den Liebesliedern. Wir kennen ja alle diese Zeit des jungen Lebens. Dieses Schmachten und Seufzen, dies Händedrücken und Liebeln ohne rechten Sinn und Verstand. Dieser Empfindung Ausdruck gegeben zu haben, ist Roeders unelgenstes Recht. Es ist eine Empfindung, die thatsächlich im Leben des Einzelmenschen, vor der „Pubertät" — wenn ich mich so ausdrücken darf — eine Rolle spielt und deshalb auch in der Poesie existenzberechtigt ist.

„Nur einmal, bat er, laß schauen
Ins Auge dir, lieb und traut,
Nur einmal allein dich küssen —
Und nannte mich seine Braut.
Da konnt' ich nicht widerstehen,
Sein Wort klang gut und rein,
Da mußt' ich sprechen: Ich komme
Zum Park im Dämmerschein.

Ich weiß nicht, ist es Sünde,
Was mir das Herz bewegt,
Und schrecke doch zu ammen,
Wenn nur ein Blatt sich regt. —
Er kommt! — Die Sonne will sinken,
Verstummen der Vöglein Sang;
Mir ist so wonnig und selig
Und doch ist mir so bang!"

Alte, verschwundene, schwärmerische Jugendliebe taucht auf, und man sieht noch einmal hinein in das rätselhafte Dämmerland mit seiner Jugendpoesie und all seinen schönen Lügen und sieht doch in diesem Lande ein Stück Wahrheit. Das ist das Bild des Roederschen „Jungen Lebens". Schlicht und einfach, wie sich das Buch giebt, wird es manchem jungen Herzen willkommen sein, und es liegt mir fern, es deswegen zu verdammen, weil es fast gar nichts von modernem Geist enthält. Es sind Stunden der Ruhe im Kampf, in denen selbst der fanatischste Realist aus diesem Buch eine Seelenstärkung mit ins Leben herübernehmen kann: Denn es wurzelt im heiligen Boden der ernsten und doch heiteren Jugendschwärmerei, in der man die Liebe ansieht, wie man sie empfindet, als ein süßes, göttliches Geheimnis.

Der Autor hätte nur noch mehr in diesem Buch ausmerzen und bessere Sachen, die seine Muse, wie Beispiele zeigen, produzieren kann, einfügen sollen. Unter den Balladen finden sich erschreckliche Sachen, die reinen Karrikaturen und Parodien, der alte Singsang von Elfen und Wasserfeyen, ganz abgesehen von

dem fürchterlichen Reimulk: „Beſitzergreifung am Kongo". Das Gebiet ſeiner Poeſie ſcheint mir im Ganzen auf die oben gekennzeichneten Empfindungen beſchränkt zu ſein und das möge er zu ſeinem Beſten einſehen. Ich halte zwar auch dies für keinen beſonderen Vorzug. Das Gebiet dieſer Art von Liebesempfindung iſt ſchon bebaut bis in die höchſten Höhen hinauf, wo die Luft ſo dünn und wäſſrig iſt, daß jede Spur von Realität darin erſterben muß. Die weitere Bebauung dieſes Feldes iſt unnütze Arbeit. Geibel iſt nicht mehr zu übertrumpfen, und der Boden iſt ausgemergelt durch hunderte von Dichterlingen. Nur ſehr große Talente würden dort noch etwas Neues ſchaffen können.

A. v. Sommerfeld.

Neue Dramen.

Kaiſer Heinrich IV., geſchichtliches Drama in fünf Akten von Joſef Reſſel. 1891 (Pierſons Verlag in Dresden u. Leipzig). Viel guter Wille, — aber zu wenig Können. Die eingeſtreute freireligiöſe und vegetariſche Rhetorik iſt leider nicht im ſtande über Schwächen in Charakteriſtik und Handlung hinwegzutäuſchen. — Viel beſſer iſt das niederdeutſche Trauerſpiel Die Stedinger von Georg Ruſeler, dritte Auflage. (Varel an der Jade, 1891.) Sprache wie Charakteriſtik erheben ſich weit über das Mittelmaß. Schade, daß der Stoff ein allzu lokalpatriotiſcher iſt — der Verfaſſer kann zweifellos noch bedeutenderes leiſten. — Gertrud, Drama von H. Stegemann-Sentier (Colmar, 1891, Verlag von Eylinsdörfer & Waldmeyer), iſt ebenfalls eine tüchtige Leiſtung. Eine Kraft und ſchlagende Kürze, die an die Dichter der alten Sturm- und Drangperiode, beſonders an Lenz erinnert, leider auch an Lenzens Haſt und Schroffheit. — Auf der Station, Luſtſpiel in einem Akt von Heinrich Walden (Stuttgart, Druck von A. Bonz Erben 1890) erſcheint mir dagegen mißlungen. Der Held iſt ebenſo dumm als dreiſt; da ſich die Heldin des Stückes in ihn verliebt, ſcheint ſie leider ähnliche Qualitäten zu beſitzen. Das iſt nicht der Weg zum deutſchen Nationalluſtſpiel. — Höher ſteht desſelben Verfaſſers „Moralkrank", Schauſpiel in vier Akten (im gleichen Verlag). Die Charakteriſtik des verlumpten Pſeudogenies, Reinhard Werner, der an der ziemlich verbreiteten Wahnvorſtellung leidet, Liederlichkeit und Faulheit ſeien Attribute des Genies, iſt ſehr gut gezeichnet; indeſſen erſcheint „der gute Ausgang" beim tiefer angelegten Charakter Hedwigs ſehr gewagt, wenn ſich auch der Dichter durch eine ſeiner Perſonen ein wenig ſelbſtgefällig ſelbſt applaudiert: „Sie, das iſt ein ſchöner Schluß." — „Mißheirat" Schauſpiel von Adolf Friedmann (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich) und die „Pflicht", ſoziales Drama von Gottfried Doehler (Berlin, F. Fontane, 1890) behandeln die uralte in „Kabale und Liebe" genügend abgehandelte, ſeitdem in tauſend Romanen zu Tode gehetzte Geſchichte von der Standesehe in geſchickter, aber nicht hervorragender Weiſe. Das ſoziale Drama der Gegenwart muß tiefer greifen, — die Zeit des Hofmarſchalls Kalb iſt um, auf und außerhalb der Bühne; — andere Fragen als das ſoziale Vorurteil einer adligen Hofdame oder eines Kavallerieoffiziers harren des ſozialen Dichters der Zukunft; darüber kann den, der Augen zu ſehen hat, der Anblick jeder Maſchine, jeder Lokomotive belehren.

Julius Brand.

Kaiſer Otto III., Drama von Julius Brand. (Verlag von Louis Finſterlin, München.) Nachdem ich alſo meine blutige Kritikerhand an manchem fremden Werk verſucht habe, will ich mich ſelber nicht verſchonen. — Zunächſt glaube ich,

es mit diesem Drama mit beiden Parteien verdorben zu haben. Leider muß ich da vorweg gestehen, daß mich der kleinliche Parteigeist auf litterarischem Gebiete noch um vieles unangenehmer berührt als auf dem politischen; indessen da sich in unserem Zeitalter einfach alles zugespitzt zur Frage: Wer hat die Macht, wer ist der Stärkere? so will ich die bedingte Berechtigung des Parteiwesens auch auf litterarischem Gebiete nicht leugnen. Nur thäte hüben wie drüben mehr Gerechtigkeit not — man sollte nicht die Litteratur nach Etiketten einteilen wie die Weinflaschen und z. B. schlankweg nach den Stoffen ordnen. Wie sekundär ist der Stoff! Klingemann und Goethe haben einen Faust gedichtet — der Stoff war der gleiche — nur die Dichter waren ein wenig verschieden.

Man treibt in unsern Tagen so gern Goethemanie; merke man sich des Meisters Spruch:

> Volk und Knecht und Überwinder,
> Sie gestehen zu jeder Zeit
> Höchstes Glück der Erdenkinder
> Sei nur die Persönlichkeit.

und man wird Rembrandt, den Erzieher, entbehren können und sich höchsteigenselbst erziehen. Eine Persönlichkeit hab' ich darstellen wollen im meinem „Otto" — eine geniale Persönlichkeit, die infolge verhängnisvoller Vererbung, infolge ihrer Verbannung auf deutschen Boden, infolge der Zwieschlächtigkeit der Rasse verkrüppelt und einen frühen Tod findet im Land ihrer Sehnsucht.

Und einen Priester wollt' ich darstellen, dessen innerstes Selbst erfüllt ist von den Idealen der katholischen Kirche, der die selbstgewonnene Erkenntnis auf dem Altar dieser Kirche zum Opfer bringt — einen geboreuen Priester. Und das alles in einer Zeit, die von wilder Lebenssehnsucht erfüllt, dennoch dem Tode in die Arme tanzt, — im Millenium der Christenheit, — wo zuerst der Gedanke an ein Lebensideal die bange Menschheit durchzuckt.

Dieses Drama ist für die Bühne geschrieben, wenn es auch in der vorliegenden Gestalt nicht als ein Kanon gelten soll, sondern als die erste flüssige Form. Der Dichter sollte wieder mit dem Schauspieler und der Schauspieler wieder mit dem Dichter vereint arbeiten — dann, nur dann könnten wir wieder zu einer Periode der Blüte des Dramas kommen, wie zur Zeit eines Marlowe, Beaumont, Fletcher und Shakespeare.

So wie es seit Jahren schon bis heute in Deutschland steht, haben wir eine doppelte dramatische Litteratur — die Bühnenlitteratur, zum größten Teil vom Tag für den Tag, beherrscht von den Routiniers, die gestern Kotzebue und Raupach ꝛc. und heute Lindau und Schönthan heißen, und die dramatische Buchlitteratur, die zwar bleibt, weil sie eine Offenbarung des dichterischen Geistes der Nation ist, die aber einflußlos der Masse gegenüber in den Bibliotheken verstaubt.

Julius Brand.

Einsame Menschen. Ein Drama von Gerhart Hauptmann. (Berlin bei S. Fischer.) Man sieht mehr und mehr, wie überhastet eine Analogie zwischen Ibsen und Hauptmann ist. Ihre Grundverschiedenheit läßt sich formulieren: Ibsen der problematische, Hauptmann der psychologische Dramatiker; letzterdings kommt das auf dasselbe heraus, wie meine früher angedeutete Unterscheidung nach dem Temperament. Ibsens Probleme kommen aus dem Verstand, Hauptmanns aus dem Gemütsleben. Ganz roh gesagt. H. mischt dieses Mitgefühl in die Notwendigkeit der Handlung, so daß seine Dramen, zumal die beiden späteren, den entschiedenen Eindruck des Selbsterlebten, Miterlebten hinterlassen. Immer ruhigklarer zeigt sich H. als ein vor-

nehmer Mensch und als Mann. So weiß er auf die ganz unsäglich infamen Preßbengeleien, die er erlebt, nur mit reifenden Werken zu erwidern; die Vornehmheit prägt sich aber auch in den Arbeiten selbst aus. Die „Einsamen Menschen" haben durch sie etwas Monumentales in der Wirkung — an sich sind sie ja von zappelndem Leben — einfache Größe, wie sie in der Widmung liegt: „Ich lege dies Drama in die Hände derjenigen, die es gelebt haben". (Ich werde beachten, wer sich durch öde Bewitzelei dieser Worte kompromittiert!)

Die Charaktere der Tragödie sind von einer Psychik, deren Ibsen gar nicht fähig wäre, wie mir die zweite Lektüre der „Hedda" und der „Einsamen" unmittelbar aufeinander sehr dringlich zeigte. Bei Ibsen stets Entladungen des menschlichen Cohäsionsbedürfnisses (er ist ein Mann der That, der faktische Reformen erstrebt!!); isolierte Charaktere bei Hauptmann (dem Grübler, der im „Apostel" seine Thatlust fein ironisiert hat). Bei aller Herzensgüte geben sich die Einsamen nur solange dem Interesse andrer hin, als die eigne Lebenskonsequenz und -innerlichkeit nicht berührt ist. Hier aber verlangen sie selbst herbste Berücksichtigung. Dieser platte Egoismus, denn mehr ist es eigentlich nicht, wird problematisch dadurch, daß der Rückzug auf das Ich den Leuten eine That der Selbsterhaltung ist. Und darin liegt das Einsame, Isolierte. Dr. Bockerat (diese psychologisch-dramatische Kleinmalerei und die Kraft der Zusammenfassung!) hat nur solange überschüssige Kraft, die sich altruistisch entladen könnte, als er ungestört, zumal mit geregelter Seelendiät, also Diät des Stimmungslebens, seinem Ideal nachgehen kann: den psychophysischen Studien. Käthe, sein Weib (eine herrliche Schöpfung!) ist im Bemühen, ihrem „gelehrten" Manne etwas „zu werden", „etwas sein zu können" innerlich gebrochen. Darum muß auch sie jeder Berührung des Lebensinhalts durch schönegoistische Empfindlichkeit ausweichen. Die Studentin Anna Mahr (mit größter Liebe ausgearbeitet, doch erst am Schluß im dritten und vierten Akt vertieft) weiß Tiefen ihres Wesens, die geräumig sind, viel Schmerz zu tragen; ein Stoffwechsel, dem die geistige Regsamkeit ursacht, scheidet den Schmerz bald aus. Ihr ganzes Seelenleben trägt aber aus starken Durchregungen bei dem Prozeß eine müde Liebesbedürftigkeit davon; ihr Charakter behält ja Lebensstärke, auch wenn sie der Konflikt der Tragödie zu ihrem Unglück löst, aber sie hat nun schon ein sittliches Anrecht auf Glück. Das ist die Weihe ihres milden Egoismus. Der Maler Braun, ein Übergangsmensch, lebt in natürlicher Isolierung des Herzens, da sein ganzes Gemütsleben heillos gebrochen ist. Das Elternpaar Bockerat steht diesen vier als Vertreter der alten Generation gegenüber, Menschen, die in Isolation durch die Erziehung gedrängt sind und als Mahner der Vergangenheit die Einsamkeit der Jungen vertiefen. Ich sehe in dieser meisterlichen Keimhaftigkeit der Charakteranlagen den psychophysischen Richtungswechsel, der unsere Zeit durchbricht: wir, die neue Generation, stehen, im Gegensatz zu den Eltern, fast in jeder Beziehung unter nervösem Zwang (im Sinne der elterlichen Wertnormen): so sind die alten Bockerats isoliert worden, haben sich isoliert; es ist die Zurückgezogenheit der vom Tod Gezeichneten. Die Vertreter der Jugend müssen vereinsamen. Nicht nur ihre Elite, die man gewöhnlich mit „junger Generation" meint, sondern, das ist die Tragik Käthes, auch das Alltagskind. Modern ist das Problem also, von moderner Typik, aber noch mehr:

spezifisch modern scheint es mir. Offenbar ist das soziale Klima Schuld, Nachwehen der Romantik und ihrer Gefühlsdisgregation: eine Konstellation der allgemeinen Lebensbedingungen, wie sie selten eintreten mag. — Derartige Betrachtung lehrt die problematische Tragik der „Einsamen Menschen" auch dem, der sie nicht selbst erlebt. Bei der Intimität seiner Probleme allerdings kann Hauptmann verlangen, daß nur die ein Urteil wagen. Denen ist aber auch unmöglich, seine Schöpfungen etwa mit Holz-Schlafs „Familie Selicke" gleichzustellen. Prinzipiell zeigt sich gerade hier der Unterschied zwischen Naturalismus und Realismus; Holz-Schlaf verdienen fast das gottvolle Schimpfwort „Photographen". H.s Dramatik nenne ich nach wie vor „kunstreich geschliffnen Spiegel", ob das gleich furchtbar „vergleichsweise" gesprochen.

Die innere Festigung der Charaktere, deren Notwendigkeit sich gezeigt, zeugt in der Sprache und Perspektive des Alltaglebens einen „pathetischen Konflikt", wie ihn kaum eine kothurnidealisierende Kunst hätte zeugen können. Darauf beruht ja überhaupt das Geheimnis des Realismus als einer edlen Kunst: das Seelenleben, zumal in der „Ausstrahlung des Gemütslebens so zu nähern, daß es „großartig wirkt", also das „Gewöhnliche" in tragische Perspektive zu rücken! Man hört von allen Seiten von dem tiefen, durchgeistigten Eindruck der „Einsamen Menschen". Leider war mir nicht möglich, einer Frankfurter Aufführung beizuwohnen. Da hätte sich mir auch der einzige Zweifel klären müssen: Die Sprache hat gewisse Unarten, besonders Nachstellungen, die ich an vielen Stellen als unwahr oder doch übertrieben empfunden habe. Im Grunde entspringen sie einer feinen Beobachtung.

Ja, die Sprache! Was wäre doch Käthe für eine würdige tragische Heldin, wenn sie Schriftdeutsch in Versen spräche. So ist sie tragischer Mensch geblieben, dessen innerlich gebrochnes und unterbrochnes Stammeln mit der Gewalt des Naturlauts ans Herz greift. (Ebenso, wie die wenigen Sätze des betrunknen Bauern in „Vor Sonnenaufgang", besonders die letzten Worte, die man ihn hinter der Scene gröhlen hört.) Auch der merkwürdige Schifferruf „Holopp!" hat eine ganz eigenartige Stimmung und Naturgewalt: er begleitet die letzten Vorgänge, es ist der letzte Ruf beim Fallen des Vorhanges. Das sind Siegesaugenblicke des Gefühls über die Vernunft, Momente, da das Vernünftige in das Lebendige abweicht, formelhaft zu reden.

Die naive Seelendarstellung führt außer diesen Naturlauten oft Stellen von zitternder Poesie mit, so z. B. als Braun von der Taufe spricht: „Wenn ich das male, da muß einem aus dem Bilde so'n erinnerungsschwerer Duft entgegenschlagen. So'n Gemisch, wissen Sie, von Weißwein — Kuchen — Schnupftabak und Wachskerzen, so'n —. So angenehm schwummerig muß ein' zu Mute werden, so jugendduftlich, so . . ." Auch die Szenen Johannes und Käthe stehen an poetischer Gewalt — ganz abgesehen von ihrer herrlichen Psychik — der einzigschönen Liebesscene in „Vor Sonnenaufgang" und den Liebesscenen des „Friedensfestes" gleich.

Die Handlung setzt nicht die geringste Geschrobenheit voraus, sie geht ganz aus dem Seelenleben, während das „Friedensfest" noch, ganz zu geschweigen von dem Erstling, zwar unbestreitbare, doch ungewöhnliche Voraussetzungen hatte. Und gerade das verleiht der Tragödie die endgültige Rundung und macht sie sympathisch. Sie muß einem ans Herz wachsen! Ja, es ist ein Werk von so vielseitiger Vollendung, daß das Prädikat „Meisterwerk" gut gerechtfertigt ist.

Aber der liebenswerte und rieſenſtarke Dichter, ich bin's überzeugt, überraſcht uns zum nächſten Male mit einer noch meiſterhafteren Schöpfung. Ein Künſtler von Gerhart Hauptmanns Rang und Ruhe erquickt in dieſen Zeitläuften aufrichtig und aufrichtend. G. Ludwigs.

Franzöſiſche Litteratur.

Paul Bourget, Nouveaux Pastels. (Paris, Lemerre.) Wie die früher erſchienenen „Pastels" bietet auch dieſe neue Sammlung, die die vorhergegangene künſtleriſch ergänzt, eine bunte Ausleſe aus der reich gefüllten Studienmappe des feinſinnigen Seelenanalytikers. Die zehn männlichen Charakterporträts, die der Band enthält, laſſen trotz der ſkizzenhaften Behandlungsmanier die Hand des Meiſters erkennen, der in einigen leicht hingeworfenen Strichen ein lebenatmendes Porträt zu zeichnen verſteht. Da iſt nichts flüchtig behandelt, alles iſt bis ins Detail aufs feinſte herausgearbeitet und ins rechte Licht gerückt. Wie plaſtiſch und ſcharf Bourget in knappen Zügen zu charakteriſieren weiß, zeigt aufs überraſchendſte die zweite der vorliegenden Skizzen „Monsieur Legrimaudet", die uns den Typus eines litterariſchen Neidhammels und größenwahnſinnigen Heroſtrats in verblüffender Lebenswahrheit vor die Augen ſtellt. Dieſer Legrimaudet, der ſeine Kollegen planmäßig brandſchatzt und über die empfangenen Liebesgaben durch cyniſch-boshafte Verdächtigungen quittiert, der, auf die Luſt am Skandal ſeiner Mitmenſchen rechnend, die anerkannten Größen mit Kot bewirft, um ſich ſo, da er es anders nicht vermag, einen Namen zu machen, iſt Zug für Zug nach der Natur gezeichnet. Leute vom Schlage Legrimaudets ſind in unſerem litterariſchen Leben leider keine ſeltene Erſcheinung, an Modellen wird es Bourget nicht gefehlt haben, und man errät unſchwer, welcher moderne Pamphletiſt ihm beim Niederſchreiben dieſer pathologiſchen Studie als ſolches gedient hat.

Neben den breit ausgeführten pſychologiſchen Gemälden Bourgets können dieſe leicht angelegten „Paſtels" füglich nur als Beiwerk gelten. Der geiſtvolle Schriftſteller läßt uns hier einen Blick in ſeine Kunſtwerkſtatt thun und legt uns ſeine Skizzenbücher vor, die der Kenner mit ganz beſonderem Genuß durchblättern wird.

Henri Nizet, Suggestion ... (Paris, Tresse & Stock.) Der erſte, ernſt zu nehmende Verſuch eines hypnotiſch-ſpiritiſtiſchen Romans in der franzöſiſchen Litteratur. Der Autor hat ſich erfolgreich bemüht, in ſeinem Werk den Anteil feſtzuſtellen, den Suggeſtion und Autoſuggeſtion an der geſchlechtlichen Liebe und der kriminellen Pſychoſe haben. Die reiche Litteratur über den Hypnotismus hat dabei weitgehendſte Berückſichtigung gefunden. Nizet bietet in ſeiner „Suggeſtion" keine freie Phantaſieſchöpfung, ſondern iſt bemüht, die Reſultate der modernen hypnotiſchen Forſchung im Rahmen einer feſſelnden Seelenſtudie zu ſammeln und die praktiſchen Folgewirkungen der telepathiſchen Hypnoſe an einem dem modernen Leben entlehnten Beiſpiel zu erläutern. Die aufgeklärten Anſchauungen, die in Frankreich in Sachen der Kunſt herrſchen, und die freie Unabhängigkeit, deren ſich der franzöſiſche Künſtler erfreut, geſtatten es dem Verfaſſer, ſein Thema ohne Rückſicht auf die Prüderie des Publikums und das Schamgefühl der ſtaatlich angeſtellten Tugendwächter zu behandeln. So war er in den Stand geſetzt, ein logiſches, in ſich abgeſchloſſenes Werk zu ſchaffen, das durch die Neuheit des Gegenſtandes und die kühne Behandlung ein beſonderes Intereſſe erweckt.

G. Macé, Lazarette. (Paris, Charpentier.) Der Autor dieſes dörf-

lerischen Kriminalromans ist der ehemalige Chef des Pariser Sicherheitswesens, der die Erinnerungen seiner Polizeipraxis schriftstellerisch fruktifiziert. Macé wählt mit Vorliebe solche Rechtsfälle, die nicht zur Kenntnis des Publikums gekommen sind und ihrer Natur nach ein besonderes psychologisches Interesse bieten. Lazarette, die Heldin der vorliegenden Erzählung, ist das Opfer eines Justizirrtums, der von den verhängnisvollsten Folgen begleitet ist. Der Kriminalfall als solcher, der im Mittelpunkte der Handlung steht, übt durch die psychologische Merkwürdigkeit und die verwickelten Gewissenskonflikte, die durch eine wunderbare Verkettung der Lebensverhältnisse der Beteiligten geschaffen werden, eine mächtige Wirkung auf den Leser aus. Das ist freilich ein Verdienst, das nicht auf Rechnung des Verfassers zu setzen ist; denn rein litterarisch betrachtet ist der Roman von geringem Wert, die Darstellung ist von einer erbarmenden Hilfslosigkeit und kennzeichnet das Buch als das schwächliche Erzeugnis eines schriftstellernden Dilettanten.

Als neuester Band der von A. Colin & Cie. in Paris herausgegebenen „Bibliothek historischer Romane" erschien soeben eine Erzählung aus dem alten Egypten von Jean Bertheroy, die nach der Heldin „Cléopâtre" betitelt ist. Der junge talentvolle Dichter unterbreitet damit sein erstes größeres Prosawerk dem Publikum, und man darf sagen, daß das Debüt vielversprechend ausgefallen ist. Unter steter Beobachtung der Forderungen der historischen Wahrheit entwirft uns Bertheroy ein bewegtes Bild des egyptischen Lebens im Stadium seines politischen Niederganges. Im Mittelpunkt der dramatischen Handlung steht eine lebenswahre, historische Kleopatra, deren Charakter gut erfaßt und psychologisch korrekt durchgeführt ist.

Martial d'Estoc, Les Offs. Roman de moeurs militaires. (Selbstverlag d. Verf., Paris, 4, rue Coq-Héron.) Noch ein Beitrag zu der rasch anwachsenden militärischen Anklagelitteratur. Mit der bekannten Sittenstudie Descaves' hat das obenerwähnte Werk indessen nichts weiter als den ähnlich lautenden Titel gemein: während dort eine in sich geschlossene militärische Kaste in ihrem Milieu betrachtet wurde, erweitert sich hier die begrenzte Sittenstudie zum allgemeinen Pamphlet mit ausgesprochen antiklerikaler Tendenz. d'Estoc ist ein erklärter Feind des modernen Militarismus, der „den freien Mann zum wehrlosen Kasernensträfling herabwürdigt, an dem der rohe, übermütige Vorgesetzte ungestraft seine Macht erproben darf". Logischerweise beschränkt er seine Untersuchungen daher nicht auf die französische Armee, sondern holt sich sein Anklagematerial aus allen Ländern, die unter dem Drucke der Militärhierarchie schmachten. Der Militarismus ist aber nur der eine Feind, gegen den sich der streitbare Verfasser wendet, der andere, bei weitem gefährlichere, gegen den er zum Kampfe aufruft, sind die Jesuiten, deren lichtscheues Treiben die öffentliche Moral systematisch vergiftet, und die die Ursache sind, daß in der dritten Republik die Begriffe bürgerliche Freiheit und Gleichheit nur dem Namen nach noch existieren. Wie weit der jesuitische Einfluß reicht, soll uns die in dem vorliegenden Buche erzählte Geschichte des Leutnants Jacques Souliot lehren. So weit wäre die Sache nun sehr schön und lobenswert. Wie jeder Heißsporn und Tendenzjäger schießt aber leider d'Estoc auch weit über sein Ziel hinaus; in seine Idee verrannt, wittert er in All und Jedem jesuitische Machenschaften und verliert darüber die Fähigkeit, ruhig und objektiv zu sehen. Der einzige Mann, der imstande und willens war, die Koalition der Jesuiten und des jüdischen Großkapitals zu sprengen und

die Republik zu retten, war nach d'Eſtoc — risum teneatis amici — Boulanger; leider hinderte eine verblendete, nichtswürdige Regierung le brav' général daran, ſein Rettungswerk zu vollbringen!

Dem Genre der beſſeren Unterhaltungslektüre beizuzählen ſind „L'Idéal de Germaine“ von Marie Montal (Paris, Perrin & Cie.) und „Le Comte de Palène“ von Jean de la Brète, dem Verfaſſer der preisgekrönten Erzählung „Mon Oncle et mon Curé“ (Paris, Plon, Nourrit & Cie.). Beide Romane ſind die ſchätzbaren Gaben talentvoller Fabulierkünſtler und wenden ſich vorzugsweiſe an ein weibliches Leſepublikum.

U. Z. de Manteuffel, Lora. Traduit de l'allemand par Chevalier. — Zari, Le Fada. Roman provençal. — B. Reyac, Claudie (Paris, Didot & Cie.) Die drei Romane, von denen die beiden erſtgenannten in der „Bibliothèque des mères de famille“ am rechten Platze erſchienen ſind, gehören zur Kategorie der waſchechteſten Familienblätter-Litteratur, die mit dem beruhigenden Hinweis: „man kann das Buch getroſt jedem jungen Mädchen in die Hand geben“ empfohlen zu werden pflegt.

Oscar Méténier, Les Voyous au Théâtre. (Bruxelles, Kistemæckers.) Die vorliegende Broſchüre des begabten naturaliſtiſchen Schriftſtellers iſt ein energiſcher Proteſt gegen jede ſtaatliche Bevormundung in künſtleriſchen Dingen, die einer Vergewaltigung des Künſtlers gleichkommt, der Kunſt unwürdig iſt und ihrer freien Entwickelung hindernd in den Weg tritt. Méténier, der die Chikanen einer unfähigen Theaterzenſur am eigenen Leibe erfahren hat, plädiert für unbedingte Freiheit des Theaters, er nimmt für ſich das gute Recht in Anſpruch, ſeine Stoffe nach freiem Ermeſſen zu wählen und die auftretenden Perſonen die unverfälſchte Sprache des wirklichen Lebens reden zu laſſen. Sache des Publikums ſei es, Stellung zu dem Werke zu nehmen; aber kein Zenſor habe das Recht, dem öffentlichen Urteil vorzugreifen und ein Kunſtwerk nach ſeinem Gutdünken zu verſtümmeln. Das ſchneidig geſchriebene Schriftchen wird nicht verfehlen, berechtigtes Aufſehen in der litterariſchen Welt zu erregen.

Madame de La Fayette par le Comte d'Haussonville. (Paris, Hachette & Cie.) Frau von Lafayette verdankt den litterariſchen Ehrenplatz, den ſie in der Galerie der franzöſiſchen Klaſſiker des XVII. Jahrhunderts einnimmt, ihrer bis zur Stunde friſch und lesbar gebliebenen Erzählung „La Princesse de Clèves“, mit der ſie den pſychologiſchen Roman in Frankreich begründet hat. In Graf d'Haufſonville hat die geiſtvolle Schriftſtellerin einen gewiſſenhaften Biographen und umſichtigen kritiſchen Beurteiler gefunden, der mit Recht das Hauptgewicht auf eine eingehende analytiſche Schätzung und Würdigung des litterariſchen Schaffens der berühmten Roman- und Memoirenſchreiberin legt. Die tüchtige litterarhiſtoriſche Arbeit iſt in der wertvollen Sammlung von Einzelbeiträgen zur franzöſiſchen Litteraturgeſchichte erſchienen, die unter dem Kollektivtitel „Les grands Écrivains français“ in periodiſcher Folge zur Ausgabe gelangen.

Léon Cahuert, Souvenirs chinois. Avec 17 planches hors texte. (Paris, Librairie des Bibliophiles.) Es iſt kein Mangel an guten Büchern über China; trotzdem iſt es dem Verfaſſer dieſer „Souvenirs“ gelungen, ſeinem Thema eine neue Seite abzugewinnen. Caubert, ein junger Nationalökonom, hat auf ſeinen Studienreiſen durch China Land und Leute gründlich kennen gelernt; bei ſeiner eingehenden Beobachtungsweiſe hat er dort Manches zu ſehen bekommen, das der Aufmerkſamkeit anderer, die die Dinge nur im Fluge betrachteten, ent-

gangen ist. So weiß er viel Neues zu berichten und versteht es dabei, seine interessanten Mitteilungen in ein anziehendes äußeres Gewand zu kleiden. Das reich und schön illustrierte Werk bildet somit nicht nur eine Vermehrung, sondern eine wirkliche Bereicherung der geographisch-ethnographischen Litteratur.

In ihrer Art ebenso trefflich und empfehlenswert sind die Reiseskizzen, die Hugues Le Roux unter dem Titel „Au Sahara" veröffentlichte. (Paris, E. Flammarion.) Zur Erholung von den Strapazen der litterarischen Kampagne hat sich der wackere Schriftsteller eine Studienreise über Algier nach der Sahara vergönnt, die ihm reiche künstlerische Anregung und das Material zu seiner neuesten Schöpfung geliefert hat. Der stattliche Band enthält eine Reihe von geistsunkelnden, warm empfundenen und brillant geschriebenen Feuilletons, in denen der liebenswürdige Reisende die spontanen Eindrücke, die er auf seinem Wüstenbummel empfangen, in der ihm eigenen herzgewinnenden Art zum Ausdruck bringt. Schade, daß das in jeder Beziehung geglückte Buch so unzulänglich illustriert ist: in ihrer primitiven Ausführung bilden diese oft bis zur Unkenntlichkeit verwischten Bilder eine Zugabe von recht zweifelhaftem Wert.

In der bestbekannten „Bibliothèque elzevirienne" (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) gelangte soeben der achte Band der „Oeuvres complètes de Branthome" zur Ausgabe, der Brantômes berühmten „Discours sur les Duels" zum Inhalt hat. In textlicher Hinsicht erfüllt die vorliegende Ausgabe die weitgehendsten Ansprüche, eine ganz besondere litterarische Bedeutung erhält sie durch die bisher unveröffentlichten, ein reiches kulturhistorisches Material bergenden Kommentare, die Prosper Mérimée seinerzeit eigens für diese Edition geschrieben hatte. Einband, Druck und Ausstattung sind, den Traditionen dieser vornehmen Bücherſammlung entsprechend, von gediegener Eleganz. A. G—tze.

Englische Litteratur.

"Homes of the London Poor". Aus der Londoner Armenpflege. Von Oktavia Hill. Übersetzt im Auftrage der Großherzogin von Hessen. Wiesbaden, Julius Niedner.

Dieses Buch ist alt, aber es bleibt neu und verdient seinen Platz in der Litteratur der menschlichen Dokumente sowohl, als in der Litteratur des schönen Schrifttums, denn es ist nicht bloß wahr, sondern auch vorzüglich geschrieben. Es ist in der Hauptsache die Geschichte eines durch Großthaten des Herzens ausgefüllten Frauenlebens, also eine christliche Liebesgeschichte im höchsten Sinne, also eine Menschengeschichte im Verstande einer humanen Zukunft, während die weiblichen und weibischen Liebesgeschichten, wie sie heute neunundneunzig vom Hundert in Romanen, Theaterstücken und im Wirklichkeitsleben sind, kaum mehr denn als — Tierfabeln schmutzigster, langweiliger, läppischer und sozialschädlicher Art gelten können, Tierfabeln, in welchen die Männer die denkbar dümmste und erniedrigendste Rolle spielen, aber, nach dem Geschmacke unserer verweibsten Zeit, triefend von „Poesie" und „Moral" — im Anführungszeichen, d. h. im Zeichen der Anführung, wobei das Ewigmenschliche die Zeche bezahlt und die Weltfirma Humbug und Kompagnie den Profit einsteckt.

Eine Liebesgeschichte, d. h. das Buch erzählt die Thaten der Liebe eines Frauenherzens an den Armen und Ausgestoßenen in London. „Systeme (der Armenpflege) mögen wertvoll, ja nötig sein (das sind Miß Hills, der Heldin und Schreiberin eigene Worte), aber in den meisten Fällen und ganz sicher in diesem sind sie wie Maschinen: nutzlos

oder schlimmer als das, wenn das beseelende Element der Persönlichkeit in den Plan ihrer Wirkung nicht aufgenommen ist. Wenn wir die Arbeit nicht mit dem Herzen und mit ganzem Herzen angreifen, können wir nichts für unsere Armen thun. Wir müssen ihnen Freunde werden, um ihnen Wohlthäter sein zu können." Und auf S. 91: „In der letzten Zeit ist viel über Schwesterschaften und Stifte (Diakonissinnen) geschrieben worden, wo diejenigen, die sich dem Dienst der Armen zu widmen wünschen, zusammenwohnen und so ihr ganzes Leben dieser Thätigkeit opfern können. Ich muß hier meine Überzeugung aussprechen, daß wir viel mehr des Einflusses bedürfen, der aus der Familie als aus dem Stifte (oder dem Kloster) stammt. Es ist wahr, man blickt mit Ehrfurcht auf die Hingabe derer, die, das Familienleben verlassend, bereit sind, alles zu opfern um der Armen willen; die Zeit, Gesundheit und Kraft einsetzen, um die große Masse von Sünden und Leiden, die in der Welt ist, zu mindern. Ich habe manches Antlitz gesehen, das gleich dem des heiligen Stephanus von himmlischem Lichte leuchtete, darin Schmerz und Sünde vergessen waren. Ich habe gebeugte Schultern gesehen, gleich denen des heiligen Christoph — für Engelsaugen ein schönerer Anblick als gerade.*) Ich habe Haare gesehen, die fremder Schmerz gebleicht hatte: und vor diesem allem beugt man sich in Ehrfurcht. Aber ich bin gewiß, wir sollten uns zu Arbeitern (Armenpflegern) heitere, kräftige, vielseitige Naturen wünschen; und die Armen, so zärtlich sie auch an allen denen hängen, die sozusagen gemeinsame Sache mit ihnen machen, befinden sich bei heiteren Besuchen der kräftigen, glücklichen und liebenswürdigen Leute besser." „Schicken Sie mir," sagte eines Tages eine arme Frau, die nicht einmal den Namen der Person kannte, nach der sie verlangte, „schicken Sie mir die Dame mit dem süßen Lächeln und dem glänzenden, goldenen Haar." — —

Es ist mir bei der Lektüre dieses Buches, als hörte ich unsere Gräfin Viktorine Butler-Haimhausen erzählen, dieses wundersamste Engelsherz von München und Umgegend, oder die selige Apothekerin Hahn, die gute Hirtin der lutherischen Gemeinde in Genf in den sechziger Jahren. Damals machte ich auch, von edelstem Samaritervorbild überwältigt, „gemeinsame Sache" mit den Armen in Genf, legte das Evangelium aus in den deutschen Jünglingsvereinen, hielt Vorträge in den Herbergen, nahm den Bettelsack auf den Buckel für Kranke und Waisen — — damals! — Heute würde in München, in der Zeit der polizistischen Sozialistenriecherei, für einen Umstürzler, und von den Pfaffenblättern für einen Sittenverderber erklärt, für einen staatsgefährlichen Menschen, wer „gemeinsame Sache mit den Armen" machen wollte! Wie tief ist doch der öffentliche Geist in Deutschland gesunken in den letzten Jahrzehnten, wie verroht und verkommen das christliche Bewußtsein! —

Man lese das Buch der Miß Hill! Es sind nur 109 Seiten. Namentlich verweile man bei dem Kapitel: „Vier Jahre Verwaltung einer Londoner Gasse." Ich sage nichts weiter. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich so viel gesagt habe. M. G. Conrad.

Wenn man so berufsmäßig Veranlassung hat, den ewig gleichen Wogen-Schwall der meist saft- und kraftlosen und in der Mehrzahl überdies harmlosen und kunstlosen englischen Belletristik — Wasser, so weit das Auge reicht, — zu durchschwimmen, so möchte man manchesmal mit Cäsar ausrufen: „Help me,

*) Oder die ausgepolsterten unserer schneidigen Leutnants! Anm. d. Setzers.

Cassius, or I sink!" Um ſo glücklicher aber iſt man, wenn man ganz unvermutet nach langer Irrfahrt den erlöſenden Ruf: „Land, Land!" ausſtoßen kann.

In der That haben wir das Vergnügen, heute unſern Leſern wenigſtens zwei Romane vorführen zu können, welche ſich ſehen laſſen können. Natürlich ſind ſie beide weder realiſtiſch in Stoff noch in der Form, das kann man in Alt-England nicht erwarten, ſondern eher das Gegenteil, aber ſelbſt in dem alten techniſchen Rahmen bieten beide Autoren Erzeugniſſe, welche ſich ganz bedeutend über das Niveau der gewohnten Mittelmäßigkeit erheben. Da iſt zunächſt: „Janet" von Mrs. Oliphant (Lond., Hurst & Blackett, 1891). War es für eine Schriftſtellerin, welche ſchon ſeit ſo langer Zeit Romane und zwar eine ſo ſtattliche Anzahl geſchrieben hat, wie Mrs. Oliphant, ſchon vor ſechs Monaten oder nicht viel mehr, eine ganz bedeutſame Leiſtung, eine ſo treffliche Erzählung wie „Kirsteen" es thatſächlich iſt, zu veröffentlichen, ſo iſt ſie durchaus mit „Janet", auf der erreichten Höhe geblieben, obſchon es eine richtige engliſche Gouvernantengeſchichte iſt. Worauf ſich der Leſer bei Mrs. Oliphant ſtets gefaßt machen kann, daß die Heldin äußerlich ein reizendes kleines Weſen iſt und daß ihre Lebensgeſchichte mit vorzüglichem Geſchmack und in eleganter Sprache erzählt wird, das iſt auch hier der Fall; dazu tritt aber noch ganz unerwartet eine für Mrs. Oliphant ganz außerordentliche Spannung, welche bis zum Schluß vorhält, ohne daß darum die Erzählung etwa gewaltſam, unwahrſcheinlich oder melodramatiſch würde. Vielmehr ſchließt die Darſtellung nicht friedlich ab; gleichwohl wird kein Leſer dieſelbe (beſonders zu Anfang des dritten Bandes) vor der Beendigung aus der Hand legen, es ſei denn gezwungen, und auch in dieſem Falle ſicherlich nur aus Widerwillen. Zwar iſt es ziemlich klar, wer die geheimnisvolle Perſon iſt, die die Fäden in der Hand hält, und wie ſie an den nicht weniger merkwürdigen Ort gelangte; aber darauf beruht das Hauptintereſſe nicht, ſondern auf der Art und Weiſe, wie die Enthüllung ihrer Gegenwart auf die verſchiedenen Perſonen wirkt. Und gerade dieſer Punkt ſchien uns vor allem feſſelnd. Die Heldin iſt, wie man das von den Gouvernanten der Mrs. Oliphant nicht anders erwartet, ein allerliebſtes kleines Weſen mit guten Manieren und urteilt auch nicht übertrieben von ſich, wenn ſie auch natürlich von ihrer Klugheit ein wenig eingenommen iſt; unter dem Gewicht der Ereigniſſe zeigte ſie ſich als unerſchrockene Kokette und verſteht dabei auch recht talentvoll zu lügen. Wie ſie aber dazu gelangte, das entwickelt die Verfaſſerin mit einem Geſchick, das ihr ganz beſonders eigen iſt. Die beiden Männercharaktere des Buches teilen ſich in die Rollen des Schurken und des Narren. Iſt aber auch der Narr ein wenig zu viel Narr, um ergötzlich zu ſein, ſo iſt der Schuft geradezu anſprechend abſcheulich, und ſein Charakterporträt iſt entſchieden eine Kunſtleiſtung. Der trefflichſte Charakter des Werkes iſt jedoch der von Mrs. Harwood, der Herrin Janets, einer ſcharfſinnigen und doch gemütvollen alten Dame, welche ihr Geheimnis auf das Glücklichſte wahrt; nicht weniger Charakter beſitzt ihre Tochter, welche Janet höchſt undankbar, wenn auch nur zeitweilig in des Schurken Liebe ablöſt. Zu bemerken iſt, daß das Wort insoivable doch wohl, (nach unſerm Gefühl!) kein gutes engliſches Wort iſt. Wozu hat man denn das Wort: insoiuble.

Die andere Erzählung iſt H. Rider Haggards Isländiſche Sagenerzählung: „Eric Brighteyes" (London, Longmans & Co., 1891); welche für uns noch ein ganz beſonderes äußerliches Intereſſe hat, inſofern dieſelbe der deutſchen Kaiſerin Friedrich gewidmet iſt, als Erwiderung auf die Mitteilung derſelben, daß die

früheren Werke des Verfaſſers den ſo frühe verſtorbenen Kaiſer außerordentlich intereſſiert und erfreut hätten und ihm noch während ſeiner Krankheit, über manche ſchwere Stunde hinweg geholfen hätten. In der That hat auch dieſe Erzählung alle Vorzüge der Haggardſchen Feder. Was er der isländiſchen Sage ſelbſt verdankt, wie viel daran Sage, wie viel Roman iſt, wie viel ſeiner eigenen Phantaſie das Leben verdankt, das wird er ſelbſt am beſten wiſſen und kümmert uns wenig. Sicher iſt, daß er hier einen glücklichen Griff gethan hat und daß „Eric Brighteyes“ in der engliſchen Litteratur jedenfalls die erſte Sage iſt, welche alle Ausſicht hat, populär zu werden. Rider-Haggard hat es verſtanden uns dieſen Stoff näher zu bringen, er hat das Knochengerüſt der alten Sage mit Fleiſch und Leben umhüllt, ohne jedoch die alte ſpröde Sage etwa ſo modern zu geſtalten, daß das nordiſche Kolorit in Charakteren und Empfindungen der Handelnden beeinträchtigt würde; eher könnte man ſagen, Rider-Haggard habe es verſtanden die isländiſche Lokalſage ihrem Inhalt nach zu verallgemeinern, indem er Erik und Gudruda die beiden Liebenden zu einem ewig und überall gültigen Typus umgeſtaltete. Schrecklich und faſt homeriſch iſt das vorkommende Blutvergießen, das neben Feſten und Liebesleben, in dieſen Zeiten, das einzige Vergnügen geweſen zu ſein ſcheint, nicht weniger blutig als die Niedermetzlung der Freier in der Odyſſee. Auch die Sprache gemahnt uns hie und da in ihren Wendungen, Gleichniſſen u. a. an Homer, andererſeits aber auch wieder an die Bibel. Kurz mag man über die Stoffe, welche ein moderner Roman behandeln ſoll, denken, wie man will, der Leſer wird dies Buch ſchwerlich vor Schluß weglegen und wird, ob jung ob alt, ſeine Freude daran haben. Ein richtiger Dichter kann eben alles behandeln, was ihn intereſſiert, und wenn wir theoretiſch noch ſo ſehr geneigt ſind, einem Stoff als ſolchem in der poetiſchen Litteratur die Exiſtenzberechtigung abzuſprechen, ein wahrer Dichter kommt und beweiſt uns das Gegenteil oder vielmehr giebt uns die Lehre, daß nicht die Materie an ſich, das „Was“, ſondern das „Wie“ die Hauptſache ausmacht, denn das iſt des wahren Dichters Geheimnis!

Hier einfach, dort großartig iſt die Erzählung, hier blühend und friſch, dort kalt und vernichtend, überallhin aber iſt Geiſt, Gefühl und Humor über das Werk nach Bedarf verſtreut, und es kommt uns die alte Zeit, die der Autor uns heraufführt, nicht nur neu, ſondern auch eigenartig und intereſſant vor, um ſo mehr, als ſich Mr. Rider-Haggard, was ſeine anerkannte Gewandheit und Kraft anbetrifft, hier ſelbſt übertroffen hat.

Das Werk iſt zudem ſehr reichhaltig illuſtriert, doch finde ich die größeren Zeichnuugen von Mr. Lancellot Speed weniger glücklich als die Textilluſtrationen. Dr. Bieſendahl.

Portugieſiſche Litteratur.

Vor uns liegt das Monumentalwerk eines Gelehrten, eines Schatzgräbers der portugieſiſchen Geſchichte der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, zugleich der europäiſchen Völkergeſchichte, ſofern dieſelbe in das Trauerſpiel des Lebens jenes unglücklichen, ruhmvollen Helden D. Duarte eingreift, nämlich: die „Historia do Infante D. Duarte, Irmão de El-Rei D. João IV.“ por José Ramos Coelho.

Den Dichter José Ramos Coelho, den zartbeſaiteten Lyriker, den gleich rührenden und gewaltigen Epiker, den idealen und humanen Patrioten kannten wir in ſeinen „Preludios poeticos“, ſeinen „Novas poesias“, ſeinem „Homenagem á Camões“ — den feinen korrekten Überſetzer lernten wir in dem

„Jerusalem libertada“ kennen, hier aber in diesem großen Geschichtswerke „D. Duarte“ offenbart sich uns der Dichter als eminenter Forscher, als trefflicher Historiker. Das Leben des unglücklichen D. Duarte bietet nicht nur dem Geschichtsschreiber, sondern dem Dichter, dem Dramatiker, dem Maler eine reiche Ausbeute. In einer markigen, kräftigen Sprache, ohne schwärmerisches Pathos und doch edlen Wohllautes voll erzählt uns Herr Coelho von der Jugend, der Erziehung des Infanten, von seinen Kämpfen, seinen Leistungen im Dreißigjährigen Kriege im Dienste des deutschen Kaisers, der seine Opferwilligkeit durch Wortbruch und Treulosigkeit lohnte. Auf deutschen Befehl wurde D. Duarte in Regensburg, Passau und Graz gefangen gehalten unter dem Vorwande, der Infant habe an der Trennung Portugals von Spanien teilgenommen — und hinterlistig gewissermaßen an Spanien verkauft. An Spaniens einflußreichem Einwirken scheitern alle Befreiungsversuche. Aus dem Gefängnis von Graz wird D. Duarte unter großer Bedeckung von den Spaniern nach dem Castel Roqueta in Mailand geführt, in dem er neun Jahre gefangen gehalten wurde. Hier erlag er in noch jungen Jahren seinen körperlichen und seelischen Leiden. Während seiner Gefangenschaft unterhielt er den regsten Briefwechsel mit den Gesandten europäischer Höfe; jede Nachricht von seinem Vaterlande, an dem er mit begeisterter Liebe und Verehrung hing, war ihm wie ein Grüßen der Befreiung. Aber der goldene Morgen der Freiheit brach nicht mehr für ihn an. Er war das Opfer einer verräterischen Politik zweier Mächte geworden, die die Geißel eines Dreißigjährigen Krieges schwangen. Wie versinkt die von Dichtern und Sängern so hochgepriesene deutsche Treue und Ehrenhaftigkeit in ein Nichts, wenn wir dieses Werk lesen. Nächst Portugal hat gewiß Deutschland den größten Anteil und den größten Anspruch an dieses Werk.*) Für Portugal ist es die Glorifikation, eine seiner edelsten Heldengestalten, durch eigene Uneigennützigkeit und Opferfähigkeit mit der Märtyrerkrone geschmückt zu sehen, unantastbar in wahrer Menschenwürde; für Deutschland ist es eine Demütigung, die es vor sich selbst erleidet. Das Werk wirft Schatten, aber auch Schlaglichter auf die Politik der europäischen Mächte, es enthüllt Thatsachen, die auf die Folgeentwickelung der Staaten von wesentlichem Einfluß gewesen sind. Allerdings sehen wir in diesem großartigen Werk nicht eine geschichtliche Wiederherstellung, ebensowenig entrollt es uns das Bild einer geschichtlichen Epoche mit geheimnisvollem Pathos und überzeugender Rede, sondern eher ist es eine Sammlung von Dokumenten, die außergewöhnlich geschickt an einander geschlossen und in sich geeint die Lebensgeschichte eines hervorragenden Mannes mit der europäischen Völkergeschichte verquicken. Ramos Coelho hat als objektiver Historiker gearbeitet. Er hat nichts unversucht gelassen, die Thatsachen zu ermitteln und sie wahrheitsgetreu wiederzugeben, und er hat sein eigenes Urteil über die Thatsachen nicht unterdrückt. Die edle Auffassung, die parteilose Gerechtigkeit des Verfassers, seine minutiöse Genauigkeit und unerschöpfliche Geduld bei dem Suchen der Dokumente und Manuskripte sind Zeugnis einer starken geistigen Thatkraft und Befähigung. Er hat keine Mühen geschont. Nach jahrelangem Studium und Ausgrabungen alter Bibliotheken, im Archiv des Torre do Tombo in der Manuskriptensammlung der Bibliotheca Nacional in Lissabon, in der Academia Real das Sciencias, in der Bibliotheca Real

*) Die „Historia do Infante D. Duarte“ ist allen großen Bibliotheken der Universitäten und Akademien Deutschlands einverleibt worden.

von Ajuda und Evora, in den Archiven von Madrid und Salamanca, im Staatsarchiv von Mailand, vollendete Herr Ramos Coelho ein Werk, das seinen Namen unter die gewissenhaftesten und vornehmsten Chronisten aller Zeiten und aller Völker zählen wird.

H. Wigger.

Provencalische Litteratur.

Am 24. Mai, demselben Tage, an welchem in Santiago die Leichenfeierlichkeiten zu Ehren der großen galicischen Dichterin Rosalia de Castro de Murgnia stattfanden, deren sterbliche Überreste vom Friedhof von Padrón, den sie so schön besungen, nach der Hauptstadt von Galicien in ein, von ihren zahlreichen Verehrern ihr geweihtes Mausoleum übertragen worden, starb in Avignon im Alter von beinahe 73 Jahren der provencalische Dichter Joseph Roumanille.

Was Joaquim Rubió y Ors für die catalonische Litteratur, war er für die Provence, die eine zeitlang die Schwester Cataloniens war und das Band der Liebe mit ihr erneuerte, als der Schrei nach Erlösung aus langer Knechtschaft gleichzeitig aus dem Herzen Cataloniens und der Provence drang. Wie ein Ritter des heiligen Gral erstand er seinem Lande und glühende Hymnen der Auferstehung sang er der Sprache, die für eine tote gegolten. Als Erben des Kranzes, den die litterarische Wiedergeburt der Provence um sein Haupt geflochten, hinterläßt er Mistral und Felix Gras und ein zahlreiches Sängerheer, und seinem Volk läßt er ein patriotisches Ideal zurück.

Roumanille ist am 8. August 1818 in Saint-Remy geboren. Er war der Sohn eines Gärtners und einer Gärtnerin. Nachdem er seine Studien in Tarascon vollendet, wurde er Lateinlehrer im Kolleg dieser Stadt und dichtete französische Lieder, die er im Tageblatt veröffentlichte. Eines Sonntags sagte ihm seine Mutter in Saint Roumié: „Höre, Joseph, man sagt mir, Du lassest das Papier sprechen." — „Was sagst Du, Mutter, das Papier sprechen?" — „Ja, ja, das hat man mir gesagt. Was setzest Du denn aufs Papier?" — „O nichts als Dummheiten." — „So laß es Deine Mutter einmal hören, Joseph." — Und so zärtlich sprach sie zu ihm, daß er ihr die französischen Verse, die er veröffentlicht hatte, vorlas. Als er zu Ende war, wurde die Frau ganz traurig und sagte: „T'ai pas coumprés" (Ich habe Dich nicht verstanden). Das machte Roumanille ganz unglücklich und brachte ihn zu dem festen Entschluß, Verse zu machen, die seine Mutter verstände. Am folgenden Sonntag las er ihr sein erstes provencalisches Gedicht Jéjè vor. Sie mußte weinen vor Freude. Da konnte er sehen, daß sie ihn verstanden. Von der Zeit an schrieb er keine französischen Verse mehr. So kam der Felibrige, der provencalische Dichterbund, zu stande: er ging aus der Liebe eines Sohnes zu seiner Mutter hervor. Roumanille zog bald darauf nach Avignon, wurde Korrektor, dann Gerant in einer Druckerei und gründete zuletzt eine eigene Buchhandlung in der Straße Saint Agricó. Er verwirklichte den Traum seines Volkes und gab der Sprache desselben die Innigkeit und Zärtlichkeit und die dichterischen Klänge, welche sie so lange entbehrt, da sie nur dem Ausdruck des Burlesken gedient. Mit Mistral, Anselme Matthien, Aubanel und Felix Jean Roumieux gründete er den Felibrige. Er veröffentlichte die provencalischen Sammlungen: Li Margarideto, La Campana Mountado, Lis Oubreto, Lis Entarro-Chin und Li Conte oder Cascarelleto. Dann gründete er die Armana provençau, die seit 37 Jahren das Entzücken der Provencalen ist, und in der er unter dem Pseudonym Lou Cascarelett Anekdoten und Erzählungen schrieb.

Der Patriarch, der capoulié der provencalischen Dichter, starb, kaum 48 Stunden krank, wie ein Heiliger und ein Sänger, im Kreise seiner Gattin, seiner Kinder und seiner Freunde, das Bild Mistrals zur Seite, denn der Freund selbst weilte fern in Venedig. „Ais," sagte er zu seiner Frau, „sage Mistral, daß ich in meiner Todesstunde gar oft an ihn gedacht habe." Sein letzter Gedanke war die Provence. Er sagte: „Der Tod ist nicht so schrecklich, wie ihn uns die Psalmen der Kirche schildern." Dann schlief er sanft ein, vom Strahl der Sonntagsmorgensonne beschienen. Sein Leichenbegängnis fand in seinem Geburtsort Saint-Remy statt. Die ganze Provence wollte an demselben teilnehmen. Ich aber gedenke des Dichters mit Rührung und Dankbarkeit, denn er war auch ein guter Mensch.

Als ich im April vorigen Jahres auf dem Wege nach Barcelona die Provence durchfuhr, besuchten wir den tapfern litterarischen Freiheitskämpen. Ich führte mich zuerst bei ihm als dem Buchhändler ein, indem ich ein Buch bei ihm kaufte. Es war eins seiner Werke. Dann sagte ich: „Ich habe wohl den Verfasser selbst vor mir?" Seine Frau eilte schnell herbei und bejahte es. Sie strahlte vor Freude, daß der Name ihres Mannes von einem Fremden gekannt sei. Es war Anais, die vor einigen Jahren in den Blumenspielen von Barcelona einen Preis davongetragen. Auch seine Tochter war zugegen, die schon einmal Königin in den Blumenspielen ihrer Heimat gewesen. Schon eine Stunde später mußte ich zu Roumanille zurückkommen, aber diesmal nicht zum Buchhändler und Dichter, sondern zu ihm als meinem Banquier und Retter in der Not. Ich hatte mich nämlich nicht mit genug französischem Gelde versehen und besaß nur deutsche Reichsbanknoten. Diese schienen aber der Avignoneser Filiale des Lyoner Crédit Mobilier ganz unbekannt zu sein. Niemand wollte mir wechseln, wenn sich nicht ein Avignoner für die Echtheit der Scheine verbürge. Ich klagte dem greisen Roumanille mein Leid und er ging augenblicklich, so schwer er auch gehen konnte, mit mir ins Bankhaus und ward mein Bürge. Ohne die Hochherzigkeit des selbst nicht mit Glücksgütern besonders gesegneten Dichters wären wir zur festgesetzten Zeit nicht in Barcelona angekommen, und die Barceloneser hätten nicht eine Deutsche zur Königin ihrer Blumenspiele machen können. Ehre über das Grab hinaus dem biedern Franzosen und echten Menschenfreund! Johannes Fastenrath.

Soziale Litteratur.

Sozialdemokratie und Sozialliberalismus. Von Theodor Hertzka. (Dresden und Leipzig, E. Pierson. 65 S. Preis 1 M.) Das ist in dieser Bündigkeit, Klarheit und Kraft ein seit lange notwendiges Schriftchen, und außer Hertzka, dem berühmten Verfasser von „Freiland", wäre nicht leicht ein anderer Sozialpolitiker imstande gewesen, diese Arbeit mit diesen hohen litterarischen Vorzügen auszustatten. Ein seltener Verein köstlicher Eigenschaften macht Hertzka zu einem der berufensten Sozialschriftsteller der Gegenwart: Positives Wissen, Geist, Charakter, Ritterlichkeit, Wärme des Gemütes und fesselnde Kunst der Darstellung. Es ist eine Ehre für die Sozialdemokratie, einen solchen Gegner im deutschen Schrifttum gefunden zu haben. Um unseren Lesern eine Vorstellung von dem Inhalte und dem Vortrage der Hertzkaschen Schrift zu geben, werden wir mit gütiger Erlaubnis des Verfassers und Verlegers nächstens einige Kapitel probeweise abdrucken.

M. G. C.

Des Herrn Friedrich Ost Erlebnisse in der Welt Bellamys, Mitteilungen aus den Jahren 2001 und

2002. Herausgegeben von Conrad Wilbrandt (Wismar, Hinſtorff'ſche Hofbuchhandlung Verlagskonto), können wir nicht unberückſichtigt laſſen, nachdem wir an dieſer Stelle ausführlich über Bellamys „Looking backward" und Bebel's „Die Frau" referiert haben. Unſere damaligen Äußerungen über den Roman des amerikaniſchen Utopiſten enthalten eigentlich zugleich eine Würdigung des heute uns vorliegenden Buches, in dem ad absurdum geführt wird, was der Phantaſt Bellamy mit verlockenden Farben ſchildert. Es kann dies dem Verfaſſer nicht ſchwer gefallen ſein, denn die Gelegenheit zu Angriffen iſt ſo offen geboten, daß man eine Unmenge von Einwänden erheben kann. Wilbrandt aber begnügt ſich nicht mit einfachen Behauptungen, ſondern — und darin liegt der Hauptvorzug ſeines Werkes — er beweiſt haarklein, wie unrichtig und unerfüllbar die Prophezeiungen Bellamys ſind. Er ſchildert den Untergang der Bellamyſchen Gleichheitswelt. Schade iſt nur Eines, daß er ſo deutlich das Gegenteil von dem belegt, was eigentlich doch kein vernünftiger Menſch geglaubt hat. Demungeachtet wohnt ſeinen Auslaſſungen ein nicht zu unterſchätzender Wert inne, durch den ſachlichen Ernſt, mit dem er dociert, beſonders wenn auf landwirtſchaftliche Angelegenheiten die Rede kommt. Dabei iſt das Eigentümliche der Situation ſtets berückſichtigt, und das Ganze in unterhaltender Form, ähnlich dem Werke Bellamys, gehalten. Nur ein Gegenſatz läßt die Bemerkungen des Verfaſſers manchmal als unzutreffend erſcheinen. Bellamys Märchen ſpielt in Amerika, Wilbrandt beleuchtet deutſche Verhältniſſe, wodurch manche ſeiner Ausſprüche an Stichhaltigkeit verlieren.

Hier wollen wir unter Bezugnahme auf das oben angeführte Werk Bebels gleich ein zweites hochbedeutendes Buch namhaft machen: Die Hörigkeit der Frau von John Stuart Mill. Aus dem Engliſchen überſetzt von Jenny Hirſch. (Berlin, Verlag von F. Berggold.) Man mag ſich in Bezug auf die Frauenfrage ſtellen, wie man will und für recht hält, ſolchen ernſten, gediegenen an der Hand von Thatſachen gegebenen Auslaſſungen gegenüber, muß man die Berechtigung einer Gleichheitsſtellung in der Theorie anerkennen. Ob auch in der Praxis? Dies iſt eine andere Frage, denn wir kennen Leute, die behaupten, Frauen ſei eine Vorzugsſtellung eingeräumt, und ihre Behauptungen mit Beweiſen illuſtrieren können. Zu einem Eſſay über das Milliſche Werk fehlt es an dieſer Stelle an Raum, und kurze Andeutungen über einzelne Punkte könnten eher irreführen als erläutern. Aber jedem, der ſich für die Frauenfrage intereſſiert, — und wo in gebildeten Kreiſen wäre dies nicht der Fall? — legen wir die Lektüre des Buches ans Herz. Es iſt ein Stück Leben, das ihm hier vorgeführt wird. Wie ſelten ein Schriftſtück erſetzt dieſes Werk ſelbſtgemachte Erfahrungen.

Max Oſterberg-Berakoff.

Die Frau und der Sozialismus." Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ehe wir uns auf das oben in ſeinem ganzen Titel bezeichnete, bereits in neunter Auflage (Verlag von J. H. W. Dietz, Stuttgart) vorliegende Werk Auguſt Bebels weiter einlaſſen, gilt es, die Frage zu erledigen, von welchem Standpunkt aus die nachfolgende kurze Beleuchtung aus zu betrachten iſt. Indem wir auf eine verhältnismäßig kurze Beſprechung hinweiſen, glauben wir ſchon angedeutet zu haben, daß auf den ſozialpolitiſchen Inhalt von unſerer Seite nicht eingegangen werden darf. Weß' politiſchen Glaubensbekenntniſſes ein Kritiker auch ſein mag, er hat ſich desſelben zu entſchlagen, wenn

er ein Buch „an und für sich“ zu beurteilen hat. Um Objektivität für seine Person bewahren zu können, sieht er sich gezwungen, auf die Subjektivität des Autors Rücksicht zu nehmen.

Unsere Aufgabe ist es nunmehr, ohne Bezugnahme auf seine politische Tendenz, das hochbedeutende Werk Bebels in Hinsicht auf seinen litterarischen Wert zu betrachten, und dieser ist kein geringer. Mögen die politischen Freunde dem Führer Beifall zollen, uns läßt es kalt, mögen seine politischen Feinde ihn angreifen, wir ereifern uns nicht. Ein Produkt seines Geistes liegt vor uns, und diesem wollen wir gerecht werden.

Die Frau in der Vergangenheit! Darin gipfelt der erste Teil des Werkes und hier finden wir eine fleißige Arbeit unter verständnisvoller Benutzung vorhandenen Materials. Das weibliche Geschlecht bei allen Nationen sehen wir ins Treffen geführt, um an der Hand von Thatsachen den Beweis zu erbringen, worin von jeher gesündigt wurde, worin wir Fort- oder Rückschritte beobachten müssen. Daß Bebel es nicht unterläßt, in geeigneten Momenten von seinem engeren Thema auf ein weiter gestecktes überzugehen und die gesamte gesellschaftliche Lage einer scharfen Kritik unterzieht, ist ihm nicht zu verübeln. Naturgemäß entwickelt sich sein Buch und von dem Augenblick an, wo er auf die Gegenwart zu sprechen kommt, wird er zum Ankläger. Aber immer noch folgen wir ihm mit höchstem Interesse, und mögen seine Angriffe noch so stark, noch so direkt sein, wir vermögen nicht, die Rolle eines Verteidigers zu übernehmen, sondern müssen ihm beistimmen, daß nicht alles ist, wie es sein sollte.

Weniger Einverständnis darf man aber voraussetzen, wenn er auf die Zukunft zu reden kommt, und als Reformator auftritt. Was wir hier zu lesen bekommen, sieht einem Romane zum Verwechseln ähnlich. Und wir haben es schon in einem solchen gefunden und bewundert, in Bellamy's looking backward. Bebels Werk erschien vor dem Bellamys und so kann höchstens letzterer von Bebel beeinflußt sein. Wenn die Ideen des sozialdemokratischen Parteimannes uns auch nicht als Roman vorgeführt werden, wir zollen ihnen in dieser Gestalt den gleichen Beifall, wie wir ihn seiner Zeit Bellamy gegenüber zum Ausdrucke brachten. Aber wir haben auch die gleichen Einwendungen. Ein Staat oder eine Gesellschaft, wie sie Herr Bebel schildert, wäre ein verlockendes Zukunftsbild und jeder Einsichtsvolle würde sich gewiß mit Freude als Bürger eines solchen Staates, oder sagen wir im Sinne des Autors, als Mitglied einer solchen Gesellschaft wissen. Wir trauen aber der Menschheit mit all' ihren Fehlern, wie Eifersucht und Haß, die Höhe nicht zu, welche doch eine unbedingte Voraussetzung wäre, um den Schlußfolgerungen des Autors beistimmen zu können.

Leider müssen wir uns zu kurz fassen, um, was sich wohl der Mühe lohnen würde, näher auf den Inhalt der einzelnen Abschnitte eingehen zu können. Das in Überfülle vorhandene Material ist übersichtlich geordnet, einzelne Wiederholungen stören den kritischen Beurteiler (vom litterarischen Standpunkt) aus. Wenn man aber bedenkt, daß es dem Verfasser vor allem darum zu thun war, Anhänger seiner Theorie zu gewinnen, so begreifen wir, daß er auf den nicht leicht zu fassenden Kernpunkt seiner Auslassungen zurückgreift. Der Gesamteindruck des Werkes ist übrigens, man mag sich den darin zum Ausdruck gelangenden Anschauungen gegenüber verhalten, wie man will, ein äußerst günstiger. Es ist ein Mann, der zu uns spricht, und der, wenn auch nicht immer Zustimmung, so doch stets Gehör verdient.

Max Osterberg-Berakoff.

Vermischtes.

Iris, historischer Roman von Max Petzold. (Friedrich Starke, Halle a. S.)

Sozial. Eine Erzählung aus dem Staate der Sozialdemokratie von G. Bolle (Verlag Julius W. Brann, Berlin W. 62). Wir würden keinen Anstand nehmen, den beiden angeführten Arbeiten die Zensur „sehr gut" zu geben, wenn wir als Lehrer über die Leistungen eines Schülers abzuurteilen hätten. Als Kritiker aber, der an einer litterarischen Schöpfung den Maßstab eines Kunstwerkes anzulegen hat, müssen wir sowohl der einen wie der andern Geschichte gegenüber einen verwerfenden Standpunkt einnehmen. Herr Petzold insbesondere, der uns den Siegeszug Alexander des Großen schildert, entwickelt hierbei keine Spur dichterischen Schaffens. So, wie wir hier die Geschichte eines Helden geschildert finden, hatten wir vielfache Gelegenheit in der Schule Aufsätze zu bewundern. Petzold findet dabei keinen einzigen Standpunkt, von welchem aus er die Thaten und das Geschick des Macedoniers beleuchtet, in der Charakterzeichnung macht sich kein einziges neues Moment geltend. Auch von Phantasie kennt man keine Spur. Dagegen eine einfache, schlichte Erzählungsart, die wir gern anerkennen, aber das berechtigt doch keineswegs, eine sehr skizzenhafte Studie als einen historischen Roman auszugeben.

Nicht viel besser ergeht es Herrn Bolle. Dieser hat sich mit Feuereifer ein sozialdemokratisches Thema gewählt. Der Stoff ist aktuell. Die Sozialdemokratie beschäftigt ohne Unterlaß alle Gemüter, die Arbeiterfrage ist eines der Hauptmomente moderner Staatspolitik. Wir stehen in vollem Kampfe und die erprobtesten Führer aller Parteigruppierungen wissen nicht, welche Entwickelung die Strömung finden dürfte. Die Erzählung „Sozial" soll ihnen Antwort geben. Herr Bolle wartet mit dem Ei des Columbus auf. Für was wir sein Geschichtchen halten? Für eine Puppenkomödie, für nichts mehr. Das sind keine Menschen, sondern Marionetten. Diese lieben Kinder denken nicht, sondern träumen. Und Träume kommen aus dem Magen. Wenn die Herrschaften aufwachen und nüchtern sind, müssen sie sich furchtbar fremd vorkommen in unserer nüchternen Welt. Das kommt davon, wenn man zu lange im Schlaraffenlande weilt.

Max Osterberg-Berakoff.

Kingsleys „Alton Locke, Schneider und Dichter". Eine Autobiographie. (F. A. Brockhaus in Leipzig.) Als Leitmotiv dieses für alle Schichten der modernen Gesellschaft lesens- und beherzigenswerten Romans kann man die Worte der edlen Lady Ellinor betrachten, die den Schneider und Dichter Alton Locke, den Mann aus dem Volke, der nach vielen Irrwegen und harten Prüfungen sein ganzes Sein in der Liebe zu Ellinor findet, auffordert: „Versprechen Sie mir, daß Sie eine ehrliche Geschichte Ihres Lebens schreiben wollen; nichts darin abschwächen oder übertreiben und sich nichts zu gestehen oder offen kundzugeben schämen. Vielleicht kann sie den reichen Mann veranlassen, niederzublicken und Mitleid mit Herzen und Köpfen zu haben, die, edler als die seinen, arm und schlecht geleitet, in diesen faulen Schweineställen wohnen, welche die Zivilisation errichtet — und Städte benennt." In der That ist in „Alton Locke" im Rahmen eines mit realistischer Kraft dargestellten viel verschlungenen Lebensweges das soziale Problem mit unbeschreiblicher Energie und Wahrheit erfaßt. Der Held, durch den starren, in Bigotterie befangenen Sinn seiner Mutter und ihrer Umgebung dem Unglauben in die Arme geworfen, in seinen sozialistischen Ideen durch die Teilnahmslosigkeit, ja Unwissen-

heit der besitzenden Klassen gegenüber den Arbeitern bestärkt, muß doch, durch ein hartes Schicksal geläutert, am Ende seiner vielbewegten Laufbahn erkennen, daß nur im echten Christentum jene „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" zu erringen ist, welche die wahre Freiheit ausmacht. Die Entwickelung der Ideen des Helden, ihre allmähliche Umgestaltung unter der Macht der Thatsachen ist in innige Verbindung mit der ergreifenden Geschichte seiner Liebe gebracht.

Güßfeldt, Die Erziehung der deutschen Jugend. Von Ewald Kunow. (Leipzig, E. Rust, 1891.) Die Angriffe, welche von Güßfeldt auf unser Schulwesen gemacht wurden, weist Kunow mit Entschiedenheit und oft mit Entrüstung zurück. Er zeigt, daß Güßfeldt eine Abhandlung nach Art der Staatsromane, „ein nebelreiches und märchenhaftes Traumgebilde", gegeben, und bekennt offen, daß er dergleichen hasse. Ich bin den Ausführungen Kunows mit Interesse gefolgt und habe schließlich nur bedauert, daß er den einseitigen Anschauungen Güßfeldts gegenüber nicht klar und zusammenhängend gesagt, was er selbst in der unvermeidlichen Schulreform-Frage denkt und will. Wenn er verlangt: „Die deutsche Sprache muß die einzige Sprache der Schule bis zum 15. Jahr werden", so vergißt er, daß die Erlernung fremder Sprachen früher beginnen kann, ja beginnen muß, und zwar ohne Schädigung der Muttersprache. Vielleicht entschließt sich Kunow, noch mehr zu sagen und jene so wünschenswerte Kritik zu üben, „die neben das, was ihr mißfällt, stets das Eig'ne, Bess're stellt". H. Solger.

Denkschrift der Universitäts-Studierenden Rumäniens über die Lage der Rumänen in Ungarn und Siebenbürgen. (Bukarest, Göbl, 1891.) Eine Anklageschrift, die sich mit Flammenworten an Europa wendet. Es wird aus der Geschichte der Rumänen gezeigt, was dieses Volk für seine Selbständigkeit gethan, und wie jetzt die Magyaren Unrecht auf Unrecht häufen, um Siebenbürgen vollständig magyarisch zu machen. Das kühne Auftreten der rumänischen Jugend gegen die ungarischen Bedrücker verdient die größte Anerkennung und darf um so mehr auf deutsche Sympathien rechnen, als wir selbst einen unserer wackersten Volksstämme in Siebenbürgen gegen die Anmaßungen der Magyaren kämpfen sehen. S.

König Ludwig I. von Bayern in seinen Briefen an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland. Von Legationsrat Dr. Ludwig Trost, k. b. Geheimer Haus- und Staatsarchivar. (Bamberg, C. C. Buchner.) Aus hunderten von Briefen, die Ludwig I. an seinen Sohn Otto von dessen 7. bis 51. Lebensjahr geschrieben, hat der Verfasser ein überaus reizvolles, intimes Charakterbild des großen bayrischen Fürsten, seines Familien- und Regentenwesens zusammengestellt. Trost beherrscht nicht nur den reichen Stoff mit der Sicherheit des Gelehrten wie des Künstlers, er wählt auch mit vollendetem Takt und Geschmack dasjenige aus und rundet's zum feinen, plastischen Bilde, was die heutigen Zeitgenossen an jenen Menschen und Zuständen mit der Frische eines Augenblicksinteresses noch als wissens- und nachdenkenswert empfinden. Die eingeschalteten zahlreichen Briefe und Briefstellen erhöhen nicht wenig den Wert dieses prächtigen Werkes. Die Ausstattung ist des vornehmen Inhaltes würdig. Preis 6 M. M. G. C.

Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1807—1815. Von Rudolf Goette. (Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neunzehnten Jahrhundert. Erster Band.) Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1891. Preis 7 M. Der auf

dem Gebiete der Geſchichtsſchreibung, namentlich als Litterarhiſtoriker bekannte Rudolf Goette tritt hier mit dem erſten Teil eines größeren Werkes hervor, in welchem er die deutſche Einheitsbewegung des 19. Jahrhunderts im Zuſammenhange zu behandeln gedenkt. Nicht die Wünſche, Träume und Pläne, in denen die deutſche Einheitsbewegung ſich ſeit der Wende des Jahrhunderts kundgegeben hat, ſind es, welche den eigentlichen Gegenſtand des Buches bilden, vielmehr werden die bedeutungsvollen und lebenskräftigen Umformungen und ſtaatlichen Neubauten beſchrieben und entwickelt, die noch heute fortwirkenden Thatſachen vorgeführt, welche die geſamte innere Erneuerung Deutſchlands bedingt, ſeine Einigung gefördert und in der Begründung des Deutſchen Reiches in gewiſſem Sinne ihren Abſchluß erreicht haben. Im erſten Buche wird die Zeit des Steinſchen Miniſteriums, im zweiten Buche die öſterreichiſche Erhebung und die Zeit der Stille behandelt. Möge es dem Verfaſſer vergönnt ſein, ſein inhaltreiches Werk der Vollendung in entſprechender Weiſe entgegenzuführen.

Das goldene ABC der Philoſophie, d. i. die Einleitung zu dem Werke „Philoſophie im Umriß“ von Adolph Steudel. Neu herausgegeben und mit Bemerkungen verſehen von Profeſſor Dr. Max Schneidewin. (Berlin, 1891, Friedr. Stahn.) Mit der Herausgabe dieſes Werkes will Profeſſor Max Schneidewin einer Ehrenpflicht gegen einen unſerer bedeutendſten Denker genügen, dem es bei Lebzeiten — Steudel veröffentlichte ſein großes Werk erſt im Greiſenalter — nicht mehr vergönnt ſein ſollte, ſich zur Anerkennung durchzuringen. Dr. A. Steudel, kgl. württ. Ober-Tribunals-Prokurator, ſtarb 1887 zweiundachtzigjährig zu Stuttgart. Die hier angekündigte Publikation bildet einen Separat-Abdruck der Einleitung zu ſeinem Hauptwerk: „Philoſophie im Umriß“, das von 1871 bis 1885 in vier Bänden erſchien. Der Herausgeber ſteht nicht an, dieſen einleitenden Teil als für alle Zeiten klaſſiſch zu bezeichnen, und erfindet ihm den Titel „Goldenes ABC der Philoſophie“. Er enthält neben einer Orientierung über das philoſophiſche Gebiet in der Hauptſache die Ausführungen „Über die Art und Weiſe des Philoſophierens“, behandelt alſo eine Frage, die völlig außerhalb jedes ſpeziellen Syſtems ſteht und allgemein intereſſant iſt.

Wer iſt Rembrandt? Grundlagen zu einem Neuban der holländiſchen Kunſtgeſchichte. Von Max Lautner. (Breslau, J. U. Kerns Verlag [Max Müller].) Der Verfaſſer verſucht den auf eingehendes Studium altholländiſcher Akten und ſorgfältige Prüfung der in Frage kommenden Werke geſtützten Beweis, daß die Rembrandt zugeſchriebenen Werke (Gemälde, Radierungen u. ſ. w.) in Wahrheit nicht von dieſem herrühren, und daß der beſtehende Autorbegriff „Rembrandt“ ſonach ein irrtümlicher iſt. Der Name und die Perſon Rembrandts und jene ganze Epoche der holländiſchen Kunſtgeſchichte im 17. Jahrhundert erſcheinen demnach in einem völlig neuen Lichte. Das Buch beſteht aus zwei Teilen, welche einander ergänzen. Im erſten wird die jetzt beſtehende Auffaſſung über Rembrandt widerlegt und als ein Irrtum nachgewieſen. Im zweiten wird gezeigt, daß Ferdinand Bol, der von ſeinen Zeitgenoſſen höchſtgeſchätzte Künſtler, es geweſen iſt, welchem wir die fälſchlich unter Rembrandts Namen geführten Werke verdanken, Werke, deren hohem, beſonſonders ethiſch-religiöſem Werte gerade in unſerer Zeit wieder die gebührende höchſte Bewunderung entgegengebracht wird. Endlich wird gezeigt, wie der Irrtum über Rembrandt im Laufe der Zeit

entstehen und sich bis zu dem jetzigen Umfange entwickeln konnte. Der unbedingte und unanfechtbare Beleg für die Richtigkeit der Darlegungen des Verfassers wird auf 5 Tafeln in Photographüre durch eine Reihe von Bilderbezeichnungen nach Originalphotographien erbracht. Die durch ein von dem Verfasser erfundenes neues photographisches Verstärkungsverfahren bewirkte Reproduktion dieser auf vermeintlichen Originalwerken Rembrandts befindlichen, meist wenig sichtbaren Bezeichnungen bringt dieselben als Namenszüge und Monogramme des wahren Autors jener Meisterwerke zu völliger Sichtbarkeit. Es wird so unwiderleglich nachzuweisen versucht, daß der Name Rembrandt nur infolge alter Namensfälschungen, welche bei den Werken jenes anderen Künstlers vorgenommen wurden, zu seiner jetzigen Berühmtheit gelangt sei.*)

Arthur Schopenhauers Sämtliche Werke sind Anfang dieses Jahres im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig zum erstenmale in einer wohlfeilen Ausgabe erschienen, zum Preise von 3 M. für jeden der sechs Bände. Um aber diese Ausgabe den weitesten Kreisen des Publikums bequem zugänglich zu machen, hat sich die Verlagshandlung zu einer wohlfeilen Lieferungsausgabe derselben entschlossen. Diese soll in 45 wöchentlichen Lieferungen zum Preise von 40 Pf. für die Lieferung erscheinen; jede Lieferung umfaßt 5—6 Bogen Großoktav, so daß der Bogen auf nicht einmal 8 Pf. zu stehen kommt. — Diese Originalausgabe von Schopenhauers Werken hat eine Reihe von Vorzügen, welche sie besonders empfehlenswert macht. Sie ist trotz ihrer Wohlfeilheit sehr gut ausgestattet, groß und deutlich gedruckt; vor allem aber bietet sie den vollständigen Text, in authentischer Gestalt, da sie nach den von Schopenhauer selbst veranstalteten Ausgaben letzter Hand von seinem Freund und litterarischen Erben Dr. Julius Frauenstädt herausgegeben und nach Schopenhauers Manuskripten ergänzt worden ist. Letzterer Vorzug ist für alle, welche in das Wesen Schopenhauers eindringen wollen, um so bedeutungsvoller, als der Philosoph selbst eine „Auswahl" als zum Verständnis seiner Werke nicht geeignet erklärte, indem er schrieb: „Ich mache die Anforderung, daß, wer sich mit meiner Philosophie bekannt machen will, jede Zeile von mir lese. Deshalb also darf, wer von mir lernen und mich verstehen will, nichts, das ich geschrieben habe, ungelesen lassen." — Die soeben erschienene erste Lieferung, die auf dem Umschlag das wohlgelungene Bildnis des Philosophen bringt, enthält den Anfang von Schopenhauers Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung". Wir werden auf diese Ausgabe, die wir den zahlreichen Freunden der Schopenhauerschen Philosophie angelegentlich empfehlen, noch zurückkommen.

Zur neuen Heilkunst. Während in Wien und München, also an zwei bedeutenden medizinischen Fakultäten, das Impfen mit Kochin als falscher Zauber abgestellt wurde, wird in Berlin noch immer fleißig fortgespritzt! Das Publikum macht zu solchen Versuchen an Lebenden seine Bemerkungen und die Achtung vor der Schulmedizin schwindet um so mehr, je mehr neue Mittel zur Bekämpfung der Infektionskrankheiten eingespritzt werden. Es ist ein wahrer Graus! Auf den Tuberkelschnaps folgte der Glyzerinextrakt, dann kamen die spanischen Fliegen, hernach die Anilinfarbe, weiter Ziegen- und Hundeblut, das neueste ist eine Mischung von Terpentinöl und Buchentheer! Je mehr Mittel, je mehr Versuche, desto

*) Die Redaktion ist durch das Lautnersche Beweisverfahren nicht überzeugt. E.

größer wird das Ansehen sogenannter Kurpfuscher, desto mehr wird — gekneippt!

Unsere ärztlichen Autoritäten an den Universitäten und Spitälern, früher vom Volke hochgeachtet und verehrt, werden jetzt geflohen, man fürchtet sie, die Kranken scheuen die Kliniken, der Eintritt in eine solche wirkt auf manche Patienten erschrecklich. Während der Glaube an die Autoritäten verfliegt, wird dennoch immer fortgespritzt und forterperimentiert, der gute Ruf der deutschen Wissenschaft verschwindet, die Professoren schädigen das Interesse der praktischen Ärzte. Die Sucht einzelner Leute, die als Ärzte und Menschen keine Berühmtheit erlangen können, als Chemiepantscher und Menschenplager einen Namen zu erwerben, zieht die traurigsten Folgen für die Wissenschaft der Medizin und den Beruf der Ärzte nach sich. Wirklich große Professoren sehen dies auch ein, sie kämpfen dagegen an, aber in Berlin wird trotzdem noch immer fortgespritzt. Nun aber wurde es einem Professor, wie Virchow, endlich doch zu dumm. Bei Bewilligung der Etatsposition für Professor Kochs Institut für Infektionskrankheiten konstatierte der berühmte Professor im preußischen Abgeordnetenhause, daß kein einziger Fall von Heilung durch Kochs Mittel gegen Tuberkulose bekannt sei; die scheinbaren Heilungen erwiesen sich nachher als Rückfälle. Von der Anerkennung der wissenschaftlichen Bedeutung des Mittels lasse sich nicht sprechen. „Kein Arzt," sagte Virchow, „der weitere Versuche damit anstellt, wird als Mörder bezeichnet werden können, aber was künftighin daraus wird, weiß ich nicht." Bei der Anlage des Instituts sei mit Überstürzung verfahren worden, wie selten bei einem so großen Werke. Hier wurde eine nicht erprobte Sache ungeheuerlich bevorzugt. Möge man fortan die Angelegenheit ruhig und gerecht beurteilen. Als darauf Sanitätsrat Graf den wissenschaftlichen und prophylaktischen Wert des Mittels hervorhob und sich dabei auf „Autoritäten" berief, antwortete Professor Virchow mit dem kurzen Zwischenruf: „Phrasen!"

Diese bösen Zustände in der offiziellen Schulmedizin haben auch ihr Gutes. Sie verhelfen auf dem Gebiete der altehrwürdigen Heilkunde den reformatorischen Anschauungen und modernen Anforderungen mit wachsender Energie zum Durchbruch und zwingen das aufgeklärte Publikum zur Selbsthilfe. Hieraus erklärt sich auch der Erfolg jener Zeitschrift, welche als ihr Programm verkündet, dahin zu wirken, daß man es in immer weiteren ärztlichen Kreisen als Recht und Pflicht des modernen Arztes empfinde, als hygieinische Leiter und Lehrer des Volkes öffentlich aufzutreten und durch Wort und Schrift in geeigneter Form die Normen einer hygieinischen Lebensführung zu verbreiten und bei jedem Einzelnen zur That und Wahrheit werden zu lassen. Wir meinen die vom verstorbenen Sanitätsrat Paul Niemeyer begründete, von dem praktischen Arzte Dr. Karl Gerster in München vortrefflich redigierte Zeitschrift „Hygieia" (A. Zimmers Verlag in Stuttgart, Abonnementspreis pro Heft 60 Pf.) Diese gemeinverständlich geschriebene und illustrierte Monatsschrift bildet zugleich das erste ärztliche Zentralorgan für die hygieinische Reformbewegung und zählt die hervorragendsten Hygieiniker zu ihren Mitarbeitern. Sie sei unsern Lesern angelegentlich empfohlen. C.

Hans v. Gumppenberg hat seinem „Dritten Testament" eine kleine Erläuterungsschrift „Der Prophet Jesus Christus und die neue Religion", folgen lassen, aus welcher klar und unzweideutig hervorgeht, daß der Verfasser seine Prophetenrolle ernst nimmt. Der persönliche Gott selbst habe ihm in zwei schweren Nächten den letzten Zweifel gebrochen und darum dürfe, ja müsse er

„ohne Selbstüberhebung oder Gewaltsamkeit“ sich den Propheten Gottes nennen, der die neue Religion, die des Gewissens, verkünde. C.

Empfundenes und Gedachtes. Lose Blätter aus Gustav Kühnes Schriften, herausgegeben von Edgar Pierson. (Dresden u. Leipzig, E. Pierson.) Das Buch ist den Freunden Kühnes gewidmet und enthält so viele wertvolle Gedanken, daß es einer freundlichen Aufnahme sicher sein kann.

An die Redaktion der „Gesellschaft“.

Teuerster Kollege!

Die schneidige Art, in der Sie den Kritikfex Paul Ernst und seine unglaublich blöde Schmiererei über den deutschen Realismus abfertigen, überhebt mich eigentlich der Mühe, ihm auch meinerseits die verdiente Berichtigung zu erteilen. Ich begnüge mich daher, mit zwei Worten den erbärmlichen Vorwurf zurückzuweisen, den Herr Heiter — denn nur so kann ich den Verfasser nehmen — gegen mich versteckt: den Vorwurf der Gesinnungslosigkeit. „Die völlige Unklarheit über alle in Frage kommenden Dinge bezeichnet vielleicht am besten Conrad Alberti; Hauptmitarbeiter der ‚National-‘ und ‚Weserzeitung‘ donnert er in der ‚Gesellschaft‘ über die Bourgeoispresse.“ — Wie, mein Herr: also wenn ich die wirtschaftlichen und politischen Anschauungen eines Blattes nicht teile, soll es mir nicht erlaubt sein, ihm Artikel über ästhetische Fragen, Reiseschilderungen oder Beschreibungen Berliner Festlichkeiten einzusenden? Denn darauf beschränkte sich meine Thätigkeit an jenen genannten Blättern. Also, wenn der sozialistische Arbeiter den Krieg mißbilligt, darf er nicht in einer preußischen Waffenfabrik arbeiten? Aber wovon sollen er und die Seinen denn leben? Und sind wir nicht alle Arbeiter — ob mit der Feder oder der Feile? Wohlverstanden — Arbeiter — nicht jene falschen, verkappten „Genossen“ vom Schlage des Herrn Paul Ernst, zu jenem Haufen hämischer Denunzianten und feiger Jesuiten in der Bluse gehörig, welche, wie Herr Kurt Baake und tutti quanti den Namen Arbeiter schänden, der Nichtsthuern wie ihnen am wenigsten gebührt. Unabhängig nach allen Seiten, wie wir Mitglieder der „neuen Richtung“ sind, nur die Männer unserer Erkenntnis, kämpfen wir gegen die Anmaßungen des Geldprotzentums so rücksichtslos, wie wir es gegen die noch viel unerträglichere Tyrannei einer Sorte von Pöbelführern thun werden, welche glauben, um die Achtung der Welt zu erwerben, genüge es heut, schmutzige Hände zu haben. Nein: diese schmutzigen Hände müssen auch regiert werden durch ein aufrichtiges Herz. Das aber wird man vergeblich im Lager einer Clique suchen, der es nur darauf ankommt, alles in den Kot zu ziehen, was der Gleichheit widerstrebt, indem es über das Niveau der Alltäglichkeit hervorragt. Wahrhaftig, es wird Zeit, den Kampf gegen jene modernen Nachkommen der Kleon und Hans Kabe zu beginnen, welche von dem Lager der Anarchisten und der „Freien Bühne“ aus die unerträglichste aller Tyranneien auszuüben suchen, die des geistigen Plebejertums, und deren Kraft die Verleumdung, deren Schild die Unwissenheit ist.

Daß Sie, teuerster Conrad, die erste Kugel in diesem Kampfe abgeschossen haben, dafür Ihnen besonderen Dank!

Herzlichst

D. 3. VI. 91. Ihr

Conrad Alberti.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Digitized by Google

Sonja Kowalewski.

Preis-Ausschreiben!

Von M. G. Conrad.

(München.)

„Die Götter mit Ihnen! Das ist ein Glücksfall!“

Ich war diese Sonderlingsgrüße seit Jahren gewohnt. Unzählige Briefe und Karten von meinem herzlieben alten Landedelmann bezeugten sein lebhaftes Interesse an unserer „Gesellschaft“, ein Interesse, das sich ebenso in gemütvoller Zustimmung wie in scharfer Kritik, in humoristischen Glossen wie in kaustischen Zwischenfragen äußerte, so oft er das neueste Heft unserer Zeitschrift in seiner Einsiedelei durchgelesen und durchgeprüft.

Aber nach dem letzten Juliheft flog nicht bloß sein Gruß aus dem hohen Norden in meine Schreibers-Werkstatt an der rauschenden Isar, sondern auch ein Beutel voll Silberlinge.

Die Aristophanesse unserer modernen Litteratur sollen ihr Sommervergnügen haben: Ein Preisausschreiben anläßlich der „Zuschriften aus dem Leserkreise“ auf S. 972—975 des Juliheftes! Die Marlitterei und Zimperlichthuerei, namentlich aber die kritikasternde Anmaßung der Weiber und Weibischen, so da im Zeichen der Prüderie einherstolzieren, das alles und was noch an heimlichem und öffentlichem Laster drum und dran hängt, soll einmal bis aufs Blut gegeißelt werden, rücksichtslos, mit äußerster Schärfe — gleichgiltig in welcher künstlerischen Form, ob novellistisch, feuilletonistisch, dramatisch, in gebundener oder ungebundener Rede. Und knapp, nicht über 8 Druckseiten, im Formate der „Gesellschaft“!

Dafür setzt mein Freund Landedelmann drei Geldpreise aus: 200 Mark, 150 Mark, 50 Mark. Eignet sich eine preisgekrönte Arbeit durch besondere Wucht der Hiebe, durch souveränen Humor und nackte Schönheit der Gedanken nicht für öffentliche Drucklegung, so wird mit dem Autor besondere Vereinbarung getroffen.

Die Einsendung der Bewerbungsschriften soll zwischen dem 25. und 30. Oktober dieses Jahres an die Schriftleitung der „Gesellschaft" in München erfolgen und zwar in der üblichen Form (Motto auf dem Manuskript, verschlossenes Couvert, das Namen und Adresse des Verfassers enthält). Die Zusammensetzung des Preisgerichts und sonstiges Nähere wird im Septemberheft der „Gesellschaft" bekannt gegeben.

So im Namen und Auftrag des Preisstifters.

München, 1. August 1891.

Die Schriftleitung.

Die Liebe in der zeitgenössischen deutschen Litteratur.

Von Irma von Troll-Borostyáni.

(Salzburg.)

Es steht außer Frage: in allen Zeiten und Ländern bildet die Liebe das von den Dichtern am liebsten und ausgiebigsten behandelte Motiv. Der Dichter weiß eben, daß er hierin dem allgemeinsten sympathischen Verständnis begegnet. Alle andern Probleme finden doch immer nur eine beschränkte Zahl solcher, die denselben ein lebhaftes Interesse entgegenbringen — aber die Liebe! Wo giebt es einen Haus, der nicht in seinem Leben einmal für eine Grete geglüht, und vice versa?

Und nicht nur das, aber dieses Motiv liegt dem Dichter am nächsten. Er braucht sich nicht lange umzusehen auf dem Schauplatze des Lebens, um auf den Angelpunkt zu stoßen, um den sich die ganze Welt dreht. Vollkommen begreiflich ist es daher, daß die Liebe in allen Dichtungswerken eine hervorragende, meistens die erste Rolle spielt.

Beschäftigen wir uns aber mit der Frage: welche Rolle es sei? —

so gelangen wir zu folgendem, in seiner brüsken Form vielleicht manchen Leser dieser Zeilen im ersten Augenblick befremdenden Resultate:

Hinsichtlich der Auffassung und Behandlung des sexuellen Problems scheidet sich die zeitgenössische deutsche Litteratur klar und scharf in zwei Parteien.

Die eine arbeitet mit der strengen Genauigkeit eines Kopisten nach der von der geheiligten Tradition der Familienjournale vorgezeichneten Schablone: sie liebt ihn — liebt ihn nicht; er hat sie geliebt, liebt sie nicht mehr; sie lieben sich, doch können sich nicht kriegen — oder kriegen sich doch am Ende. Etwas anderes giebt es da nicht. Es klingt kaum glaublich, und doch ist es so: hunderttausende sind an Novellen, Romanen, Theaterstücken nach diesem Leisten fabriziert worden und werden es noch, und immer noch finden sich für solche Ware entzückte Leser und Hörer.

Das sind die einen.

Die Vertreter der andern Partei, die gehen anders zu Werke. Unbekümmert um den Troß der den Büchermarkt mit einer stetig höher schwellenden Flut nach dem vorbezeichneten Rezept fabrizierter litterarischer Machwerke überschwemmenden Romanciers und Bühnendichter, angeekelt von dem in allen Tonarten wiederholten Gänseblümchen-Refrain: „liebt ihn — nicht", haben sie in erster Linie sich die Frage vorgelegt: was ist denn eigentlich die Liebe? wo liegen die Wurzeln dieses allgewaltigen, alles Sein und Leben mit dem Bannkreis seiner Macht umklammernden Naturtriebes? und wie gestalten sich die Wirkungen derselben im Leben der Menschen und Völker?

Und da sind sie zur Entdeckung gelangt, daß diese elementare Naturgewalt, genannt Liebe, unter dem eisernen Druck der staatlichen Institutionen und der gesellschaftlichen Verhältnisse, Formen und Gestalten annimmt und Erscheinungen zutage treten läßt, welche in den von den Vertretern jener vorerwähnten litterarischen Produktionsgattung gezimmerten Rahmen durchaus nicht hineinpassen, und daß die Liebe, wie sie von denselben ausschließlich geschildert wird, nur etwa ein kleines Zweiglein des Riesenbaumes bildet, welcher Baum außer diesem Zweiglein Wurzeln, Stamm, Äste und Krone besitzt, unter deren dichtem, vielfach verschlungenem Gewirr besagtes Zweiglein beinahe verschwindet.

Und nachdem sie einmal zu dieser Entdeckung gelangt waren, faßten sie den Entschluß, dieselbe zur Grundlage und Richtschnur ihres dichterischen Schaffens zu machen, und indem sie den Götzen der heiligen Schablone mit verwegener Hand von seinem Postament hinabstürzten, erhoben sie ein Gesetz an dessen Stelle, ein nacktes, hartes, unbeugsames Gesetz, das mit sich nicht unterhandeln und paktieren läßt: das Gesetz der Wahrheit.

Indem sie von dem Grundsatz ausgehen: nur das zu schildern, was wahr ist, erweitern sie denselben zugleich dahin: alles zu schildern, was der Wahrheit entspricht. Der feinere oder gröbere Geschmack des Einzelnen, seine größere oder geringere Kühnheit bilden das einzige Regulativ in ihrem Streben nach Aufsuchung und dichterischer Nachbildung der wirklichen Erscheinungen des Lebens in weitester, unbegrenzter Ausdehnung.

Man könnte hier nun den Einwurf machen, daß Erzielung absoluter objektiver Wahrheit für den Dichter und Künstler ein Ding der Unmöglichkeit sei, da alle Bilder des Lebens den Sinnen und dem Geiste jedes Einzelnen anders, seiner subjektiven Eigenart entsprechend verändert erscheinen.

Dieser Einwurf ist vollkommen begründet, allein er verschlägt nichts in der Sache. Natürlich kann niemand das von ihm Geschaute anders schildern, als er vermeint, es gesehen zu haben. Alle Lebenswahrheit dichterischer Darstellung ist nur eine relative. Aber ein Werk, welches die objektive Wahrheit in der Nachdichtung des Lebens bis an die Grenze der individuellen Verschiedenartigkeit der von einem gegebenen Gegenstand auf das Vorstellungsvermögen und die Auffassung des Subjektes geübten Wirkung reichenden Grade zur Anschauung zu bringen vermag — ein solches Werk ist wahrlich geeignet, den höchstgeschraubten Anforderungen an Naturwahrheit zu genügen und als ein Meisterwerk realistischer Dichtkunst anerkannt zu werden.

Das Gelingen solchen Dichtungswerkes ist Sache des Talentes; Sache des Prinzipes ist das Streben, der zielbewußte Wille, die Menschenseele in ihren geheimsten Falten und Winkeln zu erforschen, den Erscheinungen des Lebens in ihren verworrensten Pfaden und Windungen zu folgen und beide in ihrem ursächlichen Zusammenhange und ihrer steten Wechselwirkung poetisch nachzubilden.

Dieses, das realistische Kunstprinzip hat nun in der zeitgenössischen deutschen Litteratur eine stattliche Reihe von Werken erstehen lassen, welche jedem Leser, der von den Erzeugnissen der Belletristik etwas mehr verlangt, als daß sie nur ein passendes Hülfsmittel seien, um ein Siestastündchen, ohne eine die Verdauung störende, zu lebhafte Anregung der Denkthätigkeit und des Empfindungsvermögens, behaglich amüsiert hinbringen zu können, eine aufrichtige Freude schaffen können.

Man sollte nun glauben, daß in der Lesewelt des „Volkes der Dichter und Denker" ein Jubelschrei ertöne ob ihrer Erlösung von dem Fluche, jahraus jahrein mit sentimentaler, einem süßlich verlogenen Weltvollkommenheitsdusel huldigenden Backfisch-Litteratur gefüttert zu werden; daß sie sich von den Erzeugnissen derselben energisch abwende und mit beiden Händen

nach jenen der neuen Richtung greife, aus welchen ihnen die freien, kräftigen Atemzüge kühner Wahrheitsliebe entgegenwehen.

Weit gefehlt! Etwas ganz anderes kommt zur Erscheinung.

Der deutsche Dichter, der, dem Zuge der Zeit und dem der eigenen nach Wirklichkeitserkenntnis dürstenden Seele folgend, es wagt, in seinen Werken den Schleier zu lüften, mit welchem die Menschheit ihre Wunden und Schwären verhüllt, der das Ohr an ihr Herz legt, um ihrem Pulsschlag zu lauschen, der die Werkstatt des Gedankens durchforscht, um nicht nur deren für die Öffentlichkeit bestimmten, geschniegelten und parfümierten Paradegebilde zu schauen und der Welt zu künden, sondern auch „was dem Menschen unbewußt — oder nicht bedacht — durch das Labyrinth der Brust — wandelt in der Nacht": der deutsche Dichter, der solches wagt, er wird von seiner Nation angefeindet, verfolgt, zurückgedrängt. Und der deutsche Leser, der trotz alledem ein ästhetisches Wahrheitsbedürfnis in seinem Geiste nicht gänzlich zu ersticken vermag, sucht die Befriedigung dieses Bedürfnisses — statt bei den vaterländischen — bei den Dichtern des Auslandes, bei den Skandinaviern, Russen und Franzosen.

Und so vollzieht sich das höchst seltsame Phänomen, daß die realistische Dichtung des Auslandes von dort in Deutschland eindringt und immer allgemeinere Bewunderung findet, während die realistische deutsche Dichtung auf dem heimischen Boden aber nicht zu Worte zu kommen vermag, und daß der deutsche Leser, der den Werken fremdländischer Naturalisten lebhafteste Sympathie entgegenbringt, gleichzeitig mit größtem Behagen die litterarischen Wassersuppen schlürft, welche ihm nach wie vor von den die breitgetretenen Pfade des Herkömmlichen wandelnden Verlegern und Redakteuren auf dem heimischen Büchertische vorgesetzt werden.

Einen Erklärungsgrund dieser höchst befremdlichen Thatsache wird man vielleicht darin finden wollen, daß zu den ausländischen Vertretern der naturalistischen Richtung die hervorragendsten Talente ihrer Nation gehören, deren Werke eben Meisterwerke der Dichtkunst seien.

Zugestanden, daß bis heut in der einheimischen Litteratur die Zahl der wirklich hochbedeutsamen Dichterwerke der neurealistischen Richtung noch dünn gesät ist, daß das zeitgenössische deutsche Schrifttum noch keine Werke aufzuweisen vermag, welche den besten Schöpfungen (aber eben nur diesen) der Dostojewsky, Turgenjew, Tolstoj, Zola, Daudet, Kielland, Ibsen, Björnson ebenbürtig angereiht zu werden verdienten; so ist damit aber die kühle Ablehnung, welche im allgemeinen von Seite des großen deutschen Lesepublikums den Erzeugnissen der vaterländischen Dichtung der — selbst gemäßigten — naturalistischen Schule widerfährt, weder berechtigt, noch

Digitized by Google

erklärt. Denn wenn ihre dichterische Potenz auch nicht an jene der genannten Ausländer in ihren hervorragendsten Werken heranreicht, so überragt sie doch um Haupteshöhe die poetische Kraft der die breiten, ausgefahrenen Geleise einherstolzierenden „Nachepigonen", deren charakterlose, verwaschene Litteratur mit ihren erkünstelten Effekten und bis zum Überdruß verbrauchten Motiven und Modellfiguren sich in den Leihbibliotheken, in den Spalten der großen Mehrzahl der belletristischen Zeitschriften und des Feuilletons der Tagesblätter und im Repertoire der Bühnen breitmacht.

Die Ursache, warum diese innerlich hohlen, bloß durch eine technisch geschickte Effekthascherei wirkenden kleinen Größen zu einer relativen Berühmtheit gelangten und die litterarische Strömung unserer Zeit, trotz der im sozialen Leben wie im Leben der Kunst und Wissenschaft immer mächtiger heranrollenden Sturmflut der modernen Ideen über Wahrheit und Freiheit, in dem Grade zu beherrschen vermögen, daß die Namen der Vertreter der litterarischen Gegenströmung die verdiente Popularität und Anerkennung noch nicht zu finden vermochten; die Ursache hiervon kann also unmöglich in einem geringeren künstlerischen Wert der Werke letzterer liegen, welche ja im geraden Gegenteil den der anderen weit übertrifft.

Der Grund dieser Thatsache liegt zum Teil in dem Verhalten der überwiegenden Majorität der Verleger und Redakteure.

Das große deutsche Lesepublikum wird gar nicht in die Lage versetzt, sich darüber ein Urteil zu bilden, ob es die Erzeugnisse der einen oder jene der anderen litterarischen Richtung — die der Naturalisten oder die jener Schablon-Idealisten — mehr nach seinem Geschmacke finde. Seine Litteratur-Lieferanten bieten ihm eben nur litterarische Ware der einen, nämlich der schablon-idealistischen Gattung; naturalistische deutsche Litteratur bekommt es fast nicht zu Gesichte.

Unter der ganzen großen Zahl belletristischer Blätter deutscher Sprache finden sich gegenwärtig etwa drei oder vier, welche das realistische Kunstprinzip vertreten, dem von Seite aller andern, also der erdrückenden Majorität, energische Ablehnung entgegengestellt wird. In demselben Fahrwasser segeln die Redaktionen des Roman-Feuilletons der politischen Tagesblätter. Und eben dasselbe Prinzip dient auch den deutschen Verlegern in ihren Buch-Verlags-Unternehmungen, sowie den Theaterdirektoren zur Richtschnur.

Daher kommt es, daß bei uns in Deutschland und Deutsch-Österreich die naturalistischen Dichter, wenn sie ihre Manuskripte nicht etwa in ihrem Schreibtische aufspeichern wollen, die Kosten der Veröffentlichung ihrer Arbeiten fast ausnahmslos aus ihrer eigenen Tasche bezahlen oder doch mindestens auf ein Honorar verzichten müssen. Und da, wie oben bemerkt, die Presse

gegen Dichtungswerke dieser Richtung sich abweisend verhält, denselben eine gerechte kritische Würdigung also nicht zuteil werden läßt, sie am liebsten ganz totschweigt, so ergiebt sich als weitere ganz natürliche Folge, daß sie nicht in die Masse des Lesepublikums eindringen, welchem thatsächlich die Namen selbst der bedeutendsten naturalistischen deutschen Dichter noch völlig unbekannt sind, — eine Thatsache, welche einer späteren Zeit ganz unbegreiflich erscheinen wird.

Einer der Hauptgründe, warum sowohl Verleger wie Redakteure sich nicht dazu entschließen mögen, der deutschen Lesewelt litterarische Erzeugnisse dieser Gattung zu bieten, liegt aber — hiermit kehren wir zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück — in der von ihnen bei der deutschen Lesewelt vorausgesetzten Prüderie, welche sie durch die den Naturalisten eigentümliche, freie, wahrheitsuchende Auffassung und Behandlung des sexuellen Problems zu verletzen fürchten. Wie es ihnen möglich ist, zu glauben, daß dasselbe deutsche Lesepublikum, welches litterarische französische Importware, in welcher die Beziehungen der Geschlechter die denkbar freieste Behandlung findet, mit wahrhafter Gier verschlingt, vor jedem freien Worte, wenn von deutschem Geiste gedacht und von deutschem Munde gesprochen, verschämt die Augen niederschlagen sollte, das ist mir allerdings nicht auffindbar. Doch Thatsache ist es, daß dieser Glaube herrscht.

Zum Belege dafür will ich aus einer mir vorliegenden nicht geringen Zahl von Dokumenten einige herausgreifen.

Vor einiger Zeit wurde einer der verbreitetsten belletristischen Zeitschriften eine Novelle offeriert, in welcher erzählt wird, wie eine junge Frau einem Jugendfreunde begegnet, den sie als Mädchen geliebt. Sie hatte ihre Liebe für unerwidert gehalten, und als sie jahrelang von dem Jugendgenossen nichts gehört, einem andern wackern Manne ihre Hand gereicht, mit dem sie nun in glücklichster Ehe lebt. Als der Freund ihr nun wieder entgegentritt, gesteht er ihr, daß er sie geliebt habe, sie noch liebe, sagt ihr den Grund, warum er, ohne ihr seine Gefühle zu entdecken, von ihr geschieden sei und entreißt ihr das Geständnis, daß auch sie ihn geliebt habe. Er dringt in sie, wenn ihre Ehe eine liebeleere, glücklose, sie zu lösen, um sich mit ihm zu verbinden. Sie schwankt einen Augenblick, doch die Erwägung, welches Unrecht sie ihrem Gatten, der ihrer vollsten Verehrung und Dankbarkeit würdig und dem sie sich in innigster Freundschaft verbunden fühlt, zufügen würde, giebt ihr die Kraft, ihrer wiedererwachten ersten Neigung zu widerstehen und die Werbung des Geliebten ihrer Jugend zurückzuweisen. Ein, wie mich däucht, ganz harmloses Thema, in welchem die strengste Moral ihre Rechnung findet. Die Novelle wurde jedoch von der

Redaktion jenes Blattes mit der schmeichelhaftesten Anerkennung ihrer „durchaus künstlerischen Form" mit der Motivierung zurückgewiesen, daß „das Thema für ein deutsches Journal viel zu heikel" sei.

Ein anderes Beispiel!

Ein Verleger schreibt einem Autor anläßlich der Ablehnung eines von diesem ihm angebotenen Romanes folgendes:

„Der Schwerpunkt, d. h. der größere Teil des Romanvertriebes, beschränkt sich auf solche litterarische Erzeugnisse, welche neben spannender Handlung die Sprache führen, wie sie in Gegenwart gebildeter junger Damen von älteren, auch bei Erwähnung heikler Themata geführt wird..."

„Halten Sie sich gütigst bei neuem Schaffen an die Hauptsache, allzupikante Punkte auszuschließen, und wenn dergleichen erwähnt werden muß, nicht über dasjenige dabei hinauszugehen, was Sie im persönlichen Verkehr mit Ihnen nahestehenden jungen Damen sagen würden."

In einem Briefe eines Redakteurs an denselben Autor lese ich: „Alle größeren deutschen Tagesblätter, vor allem auch die Zeitschriften, müssen immer darauf Rücksicht nehmen, ihr Feuilleton derart zu wählen, daß jede deutsche Mutter diese Lektüre ihrer Tochter gestatten kann."

In einem andern Briefe heißt es: „Das deutsche Lesepublikum will die Liebesfragen in decentester Weise behandelt sehen. Die ‚naturalistische' Aufdeckung der rohen Wirklichkeit ist ihm ein Greuel."

Der Redakteur eines weitverbreiteten belletristischen Journals schreibt: „Meine Zeitschrift verfolgt, wie fast alle anderen belletristischen Blätter, lediglich den Zweck der Unterhaltung und sucht ihre Leser nur durch spannende, dabei aber äußerst decent gehaltene Romane zu amüsieren."

Ein anderer Redakteur bittet einen seiner Mitarbeiter: „Senden Sie uns harmlose, gemüts- und stimmungsvolle Beiträge. Das deutsche Publikum goutiert solch grelle Beleuchtung der Lebenswirklichkeit durchaus nicht."

Und wieder ein anderer: „Zu meinem aufrichtigen Bedauern sehe ich mich genötigt, Ihre zuletzt mir gesendeten Beiträge, ungeachtet ihres unbestreitbaren künstlerischen Wertes, abzulehnen. Der Grund, warum ich mich zum Abdruck dieser Arbeiten, die jedem Autor Ehre machen würden, nicht entschließen kann, liegt — so sonderbar Ihnen dies auch klingen mag — einerseits in der Gedankentiefe Ihrer Aufsätze, die sich ob ihrer philosophischen Accente nimmermehr für ein, wie die größte Mehrzahl unserer Zeitschriften, leichter Unterhaltung dienendes Blatt eignen, andererseits aber — hinsichtlich der Novelle — in der an die naturalistische Schule gemahnenden ungemütlichen Behandlung des Liebesmotivs. Das deutsche Lesepublikum liebt es nicht, die Liebe, durch rücksichtslose Enthüllung

ihrer düsteren Nachtseiten, so ganz ihres poetischen Zaubers entkleidet zu sehen."

Noch eine stattliche Zahl ähnlicher Äußerungen liegen vor mir, doch glaube ich, durch die dargebotene Auslese aus dem reichen Blütenkranze einen genügenden Beleg für die Richtigkeit meiner Auffassung von dem vollbewußten, einem festen Grundsatz folgenden Vorgehen der Redakteure und Verleger in Ablehnung aller „an die naturalistische Schule gemahnenden" Schriftwerke gegeben zu haben.

An der Hand dieser auf unsere litterarischen Zustände ein helles Streiflicht werfenden Dokumente gelangen wir zu dem Ergebnis, daß die Herren Redakteure und Verleger in ihrer Abweisung solcher Litteraturerzeugnisse, in welchen der Autor „über dasjenige hinausgeht, was er im persönlichen Verkehr mit ihm nahestehenden, jungen Damen sagen würde", in dem guten Glauben handeln, den Forderungen des deutschen Lesepublikums zu entsprechen.

Nun würde es sich aber doch darum handeln, den Beweis zu erbringen, daß von dem deutschen Publikum diese Ansprüche thatsächlich gestellt werden. Das heißt, noch frägt es sich: ob man dem deutschen Leser nichts anderes bieten darf, weil er nichts anderes lesen will, als „was der gute Ton mit jungen Damen im Salon oder im Familienzimmer zu sprechen gestattet", oder ob er nicht vielleicht wenig darüber Hinausgehendes liest, weil ihm wenig solches geboten wird?

Und da liegt mir nun noch ein Brief eines Verlegers vor, in welchem unter anderem geschrieben steht: „Gewiß, es giebt Ausnahmen . . . Arbeiten anerkannter Autoren, bei deren Veröffentlichung die Redaktionen deutscher Blätter zu gunsten dieses Namens Dinge mit durchgehen lassen, welche einem Schriftsteller minderer Bedeutung als Ablehnungsgrund namhaft gemacht wird. Solcher Ausnahmsstellung erfreuen sich nur sehr wenige, darunter der von Ihnen erwähnte . . ." Nomina sunt odiosa!

Also so stehen die Dinge! Wenn solch ein litterarischer Musterknabe sich erst einmal durch seine gute Aufführung einen „berühmten" Namen gemacht hat, dann läßt ihm das deutsche Publikum, zur „Belohnung des Fleißes und der frommen Sitte" auch ein oder das andere mal ein kleines unartiges Wort durchschlüpfen und drückt liebevoll das Auge zu — aber nur Ein Auge, mit dem andern liest es aufmerksam und begierig gerade diese seine Werke, in welchen solch kleine unartige Worte enthalten sind, welche Werke dann — um mich eines Ausdruckes der Geschäftssprache zu bedienen — besser gehen und mehr „ziehen" als alle seine andern Werke, welche durch kein unartiges Wort das keusche Ohr seiner Leser verletzen.

Und mehr als das. Denn — worauf ich schon früher hingewiesen —

der deutsche Leser, welcher angeblich von deutschen Litteraturwerken nur Backfisch-Romane nach seinem Geschmacke findet, delektiert sich gleichzeitig stillvergnügt an ausländischer Lektüre, die gar nicht in den Rahmen der Sprachweise einer mit jungen Damen im Familienzimmer geführten Unterhaltung passen.

Daß sich das Publikum die offenkundige Zumutung einer solchen, mit einem gesunden, folgerichtigen Denkvermögen unvereinbaren Inkonsequenz gefallen läßt!

Hat der deutsche Schriftsteller und Dichter wirklich keine andere Aufgabe als nur die, Kinderzimmer-Lektüre zu produzieren? — — Es ist doch ein Unterschied zwischen Jugendschriften und Dichtungen für erwachsene reife Menschen. Und man kann doch unmöglich die Anforderungen, die man mit Recht an erstere stellt, auch an letztere stellen. Der Mangel einer klaren Unterscheidung zwischen beiden ist die Ursache der jammervollen Zustände unserer zeitgenössischen Litteratur. Die leidige Gewohnheit, an die deutsche Belletristik genau denselben Maßstab zu legen, welchen die Vorsteherin einer höheren Töchterschule an die für ihre Zöglinge ausgewählte Lektüre zu legen berechtigt ist, bildet eine geheime, aber unerbittliche Zensur von unheilvollster Wirkung.

Man möge doch endlich einmal mit dieser Bevormundung des Publikums in litterarischen Dingen ein Ende machen! Man möge, ebenso wie die Litteratur „für die reifere Jugend" von der anderen geschieden ist, endlich auch einmal eine Scheidung der Lektüre für die erwachsene Jugend — bei welcher man immer junge Mädchen von 16 bis 20 Jahren im Auge hat — von Litteraturwerken für ausgereifte, mit den Zuständen und Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft durch Erfahrung vertraut gewordenen Menschen platzgreifen lassen! Und diese Scheidung möge auch unter den belletristischen Zeitschriften — durch welche ja das Publikum sein Lesebedürfnis in erster Linie befriedigt — walten! Möge denn, so man es für notwendig hält, die Zensur einer prüden Bemäntelung der Wahrheit in den ausschließlich als Lektüre der nach den herkömmlichen, noch unerschüttert herrschenden Erziehungsprinzipien vor der Erkenntnis der Lebenswirklichkeit ängstlich gehüteten weiblichen Jugend dienenden Zeitschriften aufrecht erhalten bleiben; dann aber schaffe man in den zur Lektüre der erwachsenen, reifen Menschen bestimmten Blättern freie Bahn für Dichtungswerke, welche, unbekümmert um kleinliche Rücksichten, der Wahrheit dienen. Dann fort mit dem Scheuleder, das unser Auge hindert, den freien Blick nach rechts und links zu senden und das Bild des menschlichen Lebens in all seinen vielgestaltigen Phänomenen zu schauen, und fort mit dem Knebel aus dem

Munde des Dichters, der das Geschaute, mit klarem Geist Erfaßte in treuer, durch die künstlerische Form nicht beeinträchtigter Lebenswahrheit nacherzählt!

Der herrschende litterarische Konventionalismus ist ein schweres Hanfseil, mit dem unsere vaterländische Dichtkunst halbzutode stranguliert wird. Ist derselbe erst einmal von ihrem Nacken gelöst, daß sie frei aufatmen kann; ist freier Boden geschaffen für unbehinderten Ausdruck alles dessen, was in den Gedanken-Laboratorien unserer heimischen Dichter gährt und kocht und nach Ausdruck ringt, was in ihren Herzen keimt und sproßt: dann erst kann sich die schöpferische Kraft zeigen, welche der neudeutschen Strömung der Litteratur innewohnt.

Es ist wahrlich ein befremdliches und höchst bedauerliches Schauspiel, daß das deutsche Volk, welches durch die Erfolge einer klugen und kraftvollen Staatskunst und durch die Wucht seiner Schwerthiebe in der Rangordnung der Kulturstaaten unseres Planeten an die dominierendste Stelle vorgedrungen; welches durch die Energie seines Forschergeistes in den Errungenschaften der modernen Wissenschaft eine hervorragende Rolle spielt; welches in den Künsten seinen heimischen Talenten die freieste, glänzendste Entfaltung gewährt: — hinsichtlich der Dichtkunst wieder in die Kinderschuhe geschlüpft ist und, indem es sich von der Willkürherrschaft einer feigen, heuchlerischen Prüderie am Gängelbande leiten läßt, seine vaterländischen Freiheits- und Wahrheitsdichter mundtot macht, während die Frühlingsstürme einer glutvollen Begeisterung für die neuen Ideen in anderen Nationen eine Litteraturblüte aufsprießen lassen, wie sie vordem nie gesehen.

Ja, undeutsch und unpatriotisch muß die gewaltsame Niederdrückung der modernen litterarischen Richtung im eigenen Vaterlande, bei gleichzeitiger unverholener Bewunderung für fremdländische litterarische Werke derselben Richtung, genannt werden. Und jeder Deutsche, der sein Volk liebt und dem an dessen kultureller Weiterentwickelung etwas gelegen ist, muß, soviel er es vermag, an der Befreiung der deutschen Litteratur von den sie bedrückenden, unwürdigen Fesseln mitarbeiten. Der Weg, auf welchem dieses Ziel erreicht werden kann, ist aber der, daß der deutsche Leser anfange, sein Lesebedürfnis nicht mehr durch die massenhaft produzierte saft- und kraftlose litterarische Clichéarbeit, wie das Gros der belletristischen Blätter und die weitaus größere Mehrzahl der Buchverlagshandlungen sie auf den Markt bringt, zu befriedigen, sondern sich für seine Lektüre nach Dichtungswerken umzusehen, welche von dem Geiste unserer Zeit, von den im Schoße unserer modernen Gesellschaft keimenden und sprossenden Ideen erfüllt sind. Dann werden die der Geschmackswandlung des Publikums Rechnung tragenden Redakteure und Verleger notgedrungen neue Wege einschlagen und dem

Publikum künſtleriſch wertvolle, dem neurealiſtiſchen Kunſtprinzip dienende litterariſche Erzeugniſſe darzubieten beginnen, und Redaktions- und Verlegerbriefe, wie die oben zitierten, werden Dinge der Unmöglichkeit werden. Die gegenwärtig geradezu jammervollen Zuſtände der vaterländiſchen Litteratur würden ſich allmählich zum beſſeren wenden und es würde nicht mehr vorkommen können, daß von deutſchen Verlegern Erfahrungen gemacht werden, wie ſolche, wie ſie in zwei mir vorliegenden Briefen eines der thätigſten und angeſehenſten Verleger an einen Autor, anläßlich eines von dieſem angebotenen Verlagsartikels, in flüchtigen Umriſſen dargeſtellt ſind.

In dem erſten dieſer beiden (nicht etwa aus einer früheren, bereits überwundenen, ſondern, gleichwie die oben erwähnte Briefſerie, aus friſcheſter Gegenwart ſtammenden) Briefe wird die Verlagsübernahme eines offerierten Roman-Manuſkriptes mit folgender Motivierung abgelehnt:

„So ſehr die Tendenz Ihres Romanes mir perſönlich ſympathiſch iſt, . . . ſo muß ich doch in eben dieſer Tendenz ein Moment erblicken, das mich aus rein geſchäftlichen Gründen nötigt, den Roman abzulehnen. Ich publiziere mit ſehr ſeltenen Ausnahmen nur noch Romane, welche ich vor dem Erſcheinen in Buchausgabe in irgend einer Zeitung oder Zeitſchrift veröffentlichen kann, um auf dieſe Weiſe einen Teil der Koſten zu decken, denn das Buch allein bringt heutzutage, wenn der Verfaſſer nicht ſehr Mode iſt, ſelten mehr die Koſten für Satz, Druck und Papier, oft nicht einmal dieſe. Auch ein ſenſationeller Inhalt pflegt nicht viel an dieſem ungünſtigen Ergebnis zu ändern. Mit einem ſolchen Roman beſchäftigt ſich wohl die Kritik, das Publikum geht aber ebenſo achtlos an demſelben vorüber, wie an ſo vielen Erſcheinungen indifferenten Charakters.“

Und in dem zweiten, ein derartige litterariſche Zuſtände kritiſierendes Schreiben des Autors beantwortenden Briefe ſchreibt der Verleger:

„Ihren Wehruf verſtehe ich vollkommen. Derſelbe entbehrt leider nicht der Berechtigung, unberechtigt ſind aber die Vorwürfe, die Sie den Verlegern machen. Nicht dieſe tragen die Schuld. Als ich noch jünger war, dachte ich genau ſo wie Sie und glaubte ehrlich, daß es durch ernſtliche Opfer möglich ſei, das Publikum für gute Erſcheinungen zu gewinnen. Ich *glaubte* das, ſehr zu meinem eigenen Schaden, denn ich habe es nur dieſem meinem idealiſtiſchen und optimiſtiſchen Grundſatze und Charakter zu danken, daß ich heute nach fünfzehnjähriger überaus mühevoller, gewiſſenhafter Thätigkeit noch auf keinen grünen Zweig gekommen, ſondern gerade nur ſo viel erübrigt habe, daß ich eben vom Ertrage meines Geſchäftes leben kann. Nun habe ich aber das Schwabenalter erreicht und die Sorge um meine heranwachſenden Kinder wie um das eigene, letzterer Zeit durch Krankheit

bedrohte Alter fordert gebieterisch, daß ich mich den positiven Verhältnissen anbequeme und nicht mehr anstrebe, was sich schlechterdings nicht erreichen läßt. — Diese kurze, aber deutliche Illustration zu Ihrem Wehruf werden Sie sich wohl gefallen lassen müssen. Auch Sie werden einsehen lernen, daß die Verhältnisse stärker sind als der Mensch und sich mit Ihrer litterarischen Produktion darnach richten."

Solche Worte bedürfen keines Kommentars. Litterarische Zustände, welche Erfahrungen, wie die hier angedeuteten, möglich machen, können nicht anders als trostlose genannt werden.

Wer kann da helfen?

Weder der Schriftsteller, der unter dem Druck der herrschenden Mode schmachtet, kann es, noch die Verleger und Redaktionen, die sich dem allgemeinen Geschmacke fügen müssen, können es, so ihnen nicht energische Unterstützung von Seite des Lesepublikums entgegengebracht wird. Hilfe kann nur aus dem Schoße des deutschen Volkes selbst erstehen. Aber ein Wandel muß geschaffen werden, wenn die deutsche Litteratur nicht völliger Versumpfung in plattester Alltäglichkeit und Banalität anheimfallen soll. Darum also, deutscher Leser, verschließe Dein Ohr nicht länger den Dir noch ungewohnten, den nach Durchbruch ringenden, von modernem Zeitbewußtsein erfüllten und Ausdruck gebenden, der Dichterbrust entströmenden Akkorden. Ich kann es nicht glauben, daß sie Dir weniger gefallen sollten als die durch ihre langweilige Eintönigkeit ermüdenden Melodien, die Dir auf dem Dir altgewohnten belletristischen Leierkasten jahraus jahrein vorgewerkelt werden. Laß Dich nicht erschrecken durch all das Böse, was diese litterarischen Werkelmänner der „alten" Richtung über die wilden „Jungen" sagen. Sie sind nicht so gar schlimm, wie man Dir weismachen möchte. Ein paar derbe Dissonanzen wirst Du zuerst wohl mit in den Kauf nehmen müssen, denn jetzt singen ihre noch ungeschulten Kehlen ein bischen rauh und keck in die Welt hinein und manche schrillen Mißtöne laufen mit unter. Aber der jedem ernsten künstlerischen Streben eingeborene Trieb strenger Selbstschulung wird sie rasch und sicher der Beherrschung künstlerischer Form entgegen führen.

Und schließlich — um den Boden der Bildlichkeit zu verlassen — ist eine derbe Wahrheit nicht, wie in allen anderen, so auch in litterarischen Dingen immer noch besser als eine zuckersüße Verlogenheit? Schlechterdings unmöglich ist es, daß das deutsche Volk, wenn es erst einmal in die Lage versetzt worden, durch Kenntnisnahme solcher Dichtungswerke einheimischer Talente, in welchen es Bilder der wahrhaften Lebenswirklichkeit und der wahrhaften Menschennatur vor seinen Augen entrollt sieht, Werke dieser

Gattung mit ihren Gegenstücken, in welchen sich nichts findet als der ewig gleiche Abklatsch aller Lebenstreue entbehrender Modell-Figuren und Situationen, in Vergleich zu ziehen, diesen Vergleich zu Ungunsten ersterer ausfallen sollte lassen.

Unter allen Problemen des sozialen Lebens ist es vor allem das sexuelle, dessen den Forderungen des realistischen Kunstprinzips gemäße, die Wahrheit suchende und der Wahrheit dienende Auffassung und dichterische Darstellung die Litteratur-Philister unserer Zeit und Nation mit Schrecken und Abscheu erfüllt. In bezug auf alle anderen Erscheinungen des menschlichen Lebens nehmen sie die naturalistischen Unverblümtheiten lieber und geduldiger hin als im Punkte der Liebe. Die Aufdeckung allen Elends, aller Laster und Verkommenheit, aller im geheimen Schoße unserer Gesellschaft verborgenen Verbrechen, aller Korruption, welche einerseits der Mangel, andrerseits der Überfluß an Geld und Güter erzeugen, des dumpfen Hasses, der zwischen den besitzenden und den enterbten Schichten gährt und grollt — alles dies wollen sie eher ertragen. Aber die Enthüllung der Liebesmoral unserer Gesellschaft macht sie kopfscheu.

Nur Eines giebt es noch, was sie ebensowenig wie diese sich gefallen lassen wollen; nämlich: gegen den religiösen Glauben gerichtete, aus dem Boden der materialistischen Weltanschauung geschaffene Tendenzdichtungen. Auf ein näheres Eingehen auf die letzterwähnte, hier nur zur vollständigeren Charakterisierung der litterarischen Sympathien und Antipathien des großen Lesepublikums eingeschaltete Bemerkung müssen wir an dieser Stelle, als zu weitführend, verzichten. Nur soviel sei gesagt, daß die Abneigung gegen das Eine und das Andere in einem sehr innigen Zusammenhange stehen.

Der mit seiner philosophischen Naturauffassung in der materialistischen Weltanschauung wurzelnde Dichter glaubt nicht an die Freiheit des Willens. Er weiß, daß der Charakter des Menschen und mithin seine Handlungen das notwendige Produkt sind der beiden gegebenen Faktoren: seiner Naturanlage und der äußeren Einflüsse, „Umgebung", „milieu" oder wie man es nennen will. Und er weiß, daß alles, was der Mensch denkt und fühlt, was er liebt und haßt, was er thut und unterläßt, die notwendige Folge der gegebenen Prämissen ist. Von diesen Voraussetzungen ausgehend, sieht er die Erscheinungen des sozialen Lebens mit ganz anderen Augen an wie derjenige, der an die Freiheit des Willens glaubt. Und der mächtige Naturdrang, genannt Liebe, in all seinen aus den gesellschaftlichen Zuständen hervorgehenden, vielgestaltigen Äußerungen wird von ihm wesentlich anders aufgefaßt und demgemäß in seiner Nachdichtung des Lebens anders dargestellt als von Jenen. Von demselben Drange nach Erkenntnis der Wahr-

heit erfüllt, wie der die physiologischen Funktionen und pathologischen Veränderungen der Organe erforschende Arzt, sucht er die Lebensthätigkeit des seelischen Organismus im kranken und gesunden Zustande zu ergründen und mit derselben unbarmherzigen Wahrhaftigkeit bringt er das im Geiste Erfaßte in künstlerischer Nachbildung zur Darstellung. Nicht seine Schuld ist es, wenn er im Lebensprozeß der Gesellschaft mehr krankhafte Zustände zu sehen bekommt als gesunde, mehr Häßliches als Schönes, mehr Gemeinheiten und Verkehrtheiten als Bethätigungen von Edelsinn und sittlicher Hoheit. Er kann nicht dafür, daß die Wahrheit so bitter ist und grausam. Er schildert sie ja nur, er schafft sie nicht. Kann er daran helfen, daß das rührselige Bild zarter, wonniglich idealer Empfindungen, welches die Höheren-Töchterschulen-Dichter unserer Zeit von der Liebe geschaffen haben, der Wirklichkeit des Lebens so selten, ach gar so selten entspricht? Daß die Liebe, der gewaltige Drang eines rücksichtslosen, nur nach seiner Befriedigung lechzenden Naturbedürfnisses meistens ganz anders aussieht, als sie sich hinter den blumenduftigen Mondscheingeweben präsentiert, welche jene Salon- und Familienzimmer-Poeten über sie zu flechten belieben? Daß die unserer Gesellschaft nachgerühmte Moral nur in den Novellen-, Romanen- und Bühnendichtungen dieser Poeten ihre Triumphe feiert, von welchen Triumphen im wirklichen sozialen Leben gar wenig zu sehen ist? Und daß eben diese vielgepriesene Moral, von welcher unsere Sozietät den Mund so voll nimmt, bei genauerer Prüfung sich als ein gefällig drapierter Deckmantel erweist, den diese Sozietät über die in ihrem Schoße üppig wuchernde, rohe Selbstsucht und aus derselben geborenen Laster und Verbrechen breitet, um sich selber heuchlerisch weismachen zu können, weiß Gott wie tugendhaft sie sei?

Ja, dieser die wirkliche Liebesmoral unserer Zeit und Gesellschaft verhüllende Deckmantel ist es, den das deutsche Lesepublikum in den litterarischen Werken nicht gelüftet sehen will, weil es das wahre Spiegelbild der sozialen Moralzustände nicht erblicken mag.

Und hierin liegt der Schlüssel zu der rätselhaften Erscheinung, warum der deutsche Leser die fremdländische realistische Litteratur mit Vergnügen genießt, während er von der vaterländischen Litteratur derselben Richtung nicht gerne hört.

Es geniert ihn nicht, in einem Dichtungswerke ein Bild der moralischen Auswüchse der Gesellschaft eines anderen Volkes sich vorgeführt zu sehen. Das sind ja nur Russen oder Franzosen oder Norweger oder halt eben andere, die solch schlechte Sitten haben. Was weiter? Bei uns, im Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte kann so etwas nicht vorkommen.

Da kommt nun aber so ein deutscher Dichter und schreibt einen Roman,

in welchem die deutsche Gesellschaft auch nicht viel besser wegkommt, wie die französische bei einem Flaubert oder Zola, oder die russische bei einem Tolstoj, und dabei ist der Roman so lebenswahr geschrieben, alle seine Gestalten treten in so plastischer Menschenähnlichkeit vor uns hin, daß man erkennt, daß nichts entstellt, nichts karikiert und übertrieben ist: — Nachbarin, euer Fläschchen! Wie eklig! Pfui, so etwas zu schreiben, so im Schmutze zu wühlen, so etwas lesen zu sollen! Nein, da binden wir uns doch lieber gleich wieder das Scheuleder an das Auge, damit wir nicht sehen, wie es bei uns aussieht. Und unsere Lektüre, die holen wir uns bei den braven Familien-Journal-Idealisten. Die kann man doch mit ruhigem Vergnügen und Behagen lesen.

Und das bedenken sie nicht, daß nichts besser wird, indem man es vertuschelt, verleugnet und ablügt. Und daß es auf der Welt nichts Schmählicheres giebt — für den Einzelnen wie für die Völker — als die Feigheit, der Selbsterkenntnis aus dem Wege zu gehen, die Feigheit, der Wahrheit nicht ins Auge schauen zu wollen.

Die Moral, das ethische Prinzip ist es vor allem, dessen Ermangelung man der naturalistischen Dichtung zum Vorwurfe macht. Als ob der Ausdruck der Wahrheit nicht moralischer wäre als die unter dem Banner des Idealismus einherstolzierende Lüge, die feige, in den Schlaf lullende Schmeichelei, welche uns in den Traum wiegen soll, viel besser zu sein, als wir wirklich sind.

Also fort endlich mit der poetischen und doch so poesielosen Schönfärberei unseres Gesellschaftslebens, mit den litterarischen Zuckerbrötchen, die den Gaumen leckern, aber den Magen verderben! Möge jeder deutsche Leser, dem ernstlich und wahrhaft an der Größe seines Vaterlandes und an der Gesundung der vaterländischen Dichtkunst gelegen ist, sich dazu ermannen, sein Lesebedürfnis, statt wie bisher, durch lächerlich krasse Schauerromane und Süßholz raspelnde Backfisch-Novellen zu befriedigen, nach Werken greifen, in welchen der Dichter, unbekümmert um die jetzt noch herrschende Modeströmung, es erstrebt, wahrhafte Offenbarung der Menschenseele in ihren stolzesten Höhen und dunkelsten Tiefen, unerschrockene Darstellung des Lebens in seinen vielgestaltigen Bildern und Phänomenen zu bieten, und es wagt, die noch ungelösten Probleme der ringenden Menschheit nach seiner Weise zu deuten. Und möchten endlich auch diejenigen, welche die Vermittelung der litterarischen Produktion mit den Konsumenten in Händen haben, die Leiter der Verlagshandlungen und der belletristischen Zeitschriften und — nicht zum mindesten — die Theaterdirektoren, es in ihrem Herzen erwägen, daß ihnen in ihren Unternehmungen doch ein bischen mehr obliegt, als die-

selben nur als Geschäftssache, um möglichst viel Geld herauszuschlagen, aufzufassen und zu betreiben; daß die Gesellschaft berechtigt ist, die „ideale Forderung" an sie zu stellen, Gutes zu wirken, den Geschmack des Publikums zu läutern und zu bilden und für wahrhaft wertvolle litterarische Erscheinungen heranzuziehen. Sie können es, sowie sie diesen Weg ernstlich und einheitlich zu verfolgen beginnen. Und dann wird auch der materielle Erfolg nicht ausbleiben, denn nicht wohl denkbar ist es, daß das deutsche Volk an der Versumpfung seiner Litteratur ein so großes Gefallen finden sollte, daß wenn man anfängt, ihm konsequent an Stelle der außer Kurs zu setzenden litterarischen Mittelmäßigkeiten Besseres und Bestes zu bieten, es es dann aufhören sollte, der Lektüre zu pflegen und das Theater zu besuchen.

Ist aber erst einmal die Bahn frei gemacht für die von der litterarischen Schablonenarbeit sich scheidenden Wahrheitsdichtung — in welcher wir den triebkräftigen Keim einer nach herrlicher Entfaltung ringenden idealrealistischen Zukunftsdichtung zu sehen haben — dann werden auch die der Produktion einiger Vertreter derselben anhaftenden antikünstlerischen Auswüchse von selbst wegfallen. Das wildtobende Kraftgebrülle der noch mutierenden „Jüngsten" wird milderen Tönen weichen; die sengende, brennende Sinnlichkeit, die für lauter Nymphomanen und Satyriatiker zu dichten scheint; die absichtliche Aufsuchung der Reversseite des menschlichen Lebens, welches, wie ja alle Dinge unter der Sonne, ja doch auch eine Aversseite hat; die, einer kindischen Originalitätshascherei entstammenden, unmöglichen Wortbildungen; die aus einer mißverstandenen Wahrheitsliebe entspringende, vierschrötige Ausdrucksweise; die mit größenwahnwitziger Selbstverherrlichung gepaarte, gehässige Blindheit für das Gute, was sich doch auch in den nicht die gleichen Wege wandelnden dichterischen Produktionen findet: — alle diese von den Gegnern der neurealistischen Schule derselben zur Last gelegten künstlerischen Vergehen, welche keineswegs, wie behauptet wird, dem naturalistischen Kunstprinzip inhärente Schäden, sondern lediglich individuelle Ausschreitungen einzelner Vertreter derselben bilden, alle diese Auswüchse werden beseitigt werden. Denn sie sind nur die natürliche Folge der mit allen Machtmitteln gegen die neue Richtung arbeitenden Feindseligkeit, eine Folge des auf sie geübten Druckes, welcher allzuleicht zu einem, im Ansturm gegen die zu sprengenden Fesseln, die künstlerische Form verletzenden, tollen Überschwang hinreißt.

Ja, ganz von selber, auf dem Wege der natürlichen Entwickelung, werden diese jedem noch ungeklärten, kraftstrotzenden, temperamentreichen Talente eigentümlichen Fehler von der Bildfläche litterarischen Schaffens fortschwinden, wenn dieses erst einmal in der Verfolgung der gesteckten Ziele

freien Boden zu voller, ungehemmter Entfaltung seiner frischen Triebkraft gewonnen haben wird. Der jetzt hin und wieder sehr grobkörnig auftretende Realismus wird durch Verfeinerung der Begriffe veredelt, vergeistigt werden, und die Stürmer und Dränger von heute werden in gerechter Würdigung der Erkenntnis, daß es mit der Darstellung des dürren Rohstoffes nackter Wirklichkeit, ohne ethische Idee und künstlerische Umprägung, nicht gethan ist, aus **Thatsachen-Abschreibern** zu **echten Wahrheitsdichtern** emporwachsen (deren wir ja auch jetzt schon glücklicherweise besitzen), in deren Dichtungen die Wahrheit des äußeren und des innerlichen Menschenlebens poetisch wiedergeboren und künstlerisch verklärt zum Ausdruck gelangt.

In diesem naturgemäßen Entwickelungsprozeß der neuen Schule haben auch Sprache und Stil künstlerischer Verfeinerung zu gewärtigen. Brutalität der Ausdrucksformen ist durchaus kein notwendiges Attribut des naturalistischen Schaffens.

„Man kann die Füße auf den Tisch legen und doch lügen" — sagt Fürst Galitzyn in seiner Novellette: „Du sollst nicht töten!" Und er hat recht. Es ist sehr zweierlei: Gemeines zu schildern und gemein zu schildern. Die tiefsten Niederungen des Lebens können, unbeschadet aller unverhüllten Naturtreue, mit künstlerischer Vornehmheit geschildert werden, ebenso wie andererseits eine rohgemeine Darstellung gegeben werden kann, ohne daß das Dargestellte mit der Wahrheit des Lebens sich deckt.

Und auch die Auffassung und dichterische Behandlung des sexuellen Problems wird eine Wandlung erfahren.

Angewidert von der konventionellen Verlogenheit, mit welcher unsere Salonlitteratur in ihren Theetischhistörchen dem mächtigen Zug der Geschlechter zu einander eine von ihnen auswendig gelernte, sowohl den seelischen Zuständen wie jenen des sozialen Lebens widersprechende Rolle zuerteilen, verfällt die Mehrzahl unserer jungdeutschen Naturalisten in das entgegengesetzte Extrem. Mischen jene nur Vergißmeinnichtblau und Rosa auf ihrer Palette, so malen diese nur in Schwarz und Blutrot. Wie jene die Liebe ätherisch sublimieren und den nicht sublimierbaren Rest in der Retorte einer — auf allen Lippen thronenden, nicht aber in allen Herzen wohnenden — höchstkorrekten Kanzel- und Katheder-Moral destillieren: so schauen und schildern diese umgekehrt fast ausschließlich die brutalsten Äußerungen des Liebestriebes, wodurch — ungeachtet der in den einzelnen Details zutage tretenden Lebenstreue — das Gesamtbild des Wesens der menschlichen Liebe entstellt und verzerrt erscheint, mithin von der Wahrheit fast ebenso abweicht wie unter der Behandlung jener. Der Unterschied ist nur der, daß sie dort idealisiert, hier karikiert dargestellt erscheint.

Was sich die arme Aphrodite doch von unseren Dichtern alles gefallen lassen muß! Die einen wickeln sie in dichte Mäntel und Decken, auf daß kein menschliches Auge auch nur die kleinste Linie ihrer herrlichen Formen zu erspähen vermöge, oder sie schildern sie als brave, gackernde Bruthenne inmitten ihrer sie piepsend umringenden Küchlein; für die andern ist sie eine geile Dirne, sie bespritzen sie mit Kot und speien ihr ins Antlitz, ins holde. Und kein Verständnis haben sie für die stumme Sprache ihrer leuchtenden, unvergänglichen Schönheit und für ihr Lächeln der Anmut . . .

Ohne das Recht der Sinnlichkeit, die rücksichtslose Gewalt des elementaren Naturdranges leugnen zu wollen, ohne mit ängstlicher Prüderie vor den durch die dem Willen der Natur stracks zuwiderlaufenden sozialen Institutionen und Sitten der modernen Gesellschaft hervorgerufenen, teils schmerzlichen, teils scheußlichen Wirkungen des Liebestriebes das Auge zu schließen, muß eine wahre, ausgereifte Seelenkenntnis und Welterfahrung doch zur Anerkennung der Thatsache führen, daß das psycho-pathologische Bild, welches der Leser aus den Schilderungen und Erzählungen dieser Pseudo-Naturalisten von der menschlichen Geschlechtsliebe gewinnt, ihrem wirklichen Wesen nicht entspricht.

Die Liebe ist nicht nur physisches Bedürfnis; sie ist nicht nur das Verlangen des Willens, dieses Bedürfnis zu befriedigen; nicht alle Menschen stehen so im Banne ihres sinnlichen Dranges, daß sie, idealer Empfindungen unfähig, in roher Selbstsucht nur nach einer Beute zur Stillung ihrer Begierde haschen, oder, durch Übermaß übersättigt, die perverseſten Raffinements ersinnen, um ihren erschlafften Appetit aufs neue zu reizen.

Das alles ist Decadence, ist sehr, sehr fin de siècle — ganz richtig. Aber ist denn etwa in unserer Zeit alles ideale Fühlen erstorben, ist in den Seelen unserer Zeitgenossen nichts zu finden als Schmutz und Gemeinheit und Stupidität? Und ist das Geschlechtsleben unserer Gesellschaft nichts anderes als sinnliche Tollwut, Laster und trostlose, erbärmliche Misère?

Wenn dem wirklich so wäre, so wäre alles dichterische und künstlerische Schaffen nutz- und zwecklos, und auch die Herumstreiterei über den Wert und die Vorzüge der verschiedenen Kunstanschauungen könnte man sich schenken. Denn der durch und durch von Verjauchung ergriffene soziale Organismus müßte in kürzester Zeit seiner Auflösung entgegen eitern.

Es ist aber nicht so. Trotz aller sittlichen Fäulnis lebt noch ein gesunder Kern in der Seele der Völker und das Ideal edelmenschlicher Vervollkommnung ist nicht tot. Die Aufgabe der neuen, der im höchsten Sinne des Wortes modernen Dichtung ist es: diesen gesunden Kern zu kräftiger Lebensthätigkeit anzuregen, auf daß die gesunden Gewebe die

erkrankten, unbrauchbaren Stoffe ausstoße und auf diese Weise im naturgesetzlichen Lebens- und Entwickelungsprozesse eine Regeneration der Organe vor sich gehe.

Von Gegnern und Freunden wird die naturalistische Dichtkunst so gerne mit der Thätigkeit des Arztes verglichen. Der Vergleich ist richtig. Nur vergesse man nicht, daß des Arztes Aufgabe nicht bloß das Erkennen der Krankheit ist, sondern auch deren Heilung.

Aus dem Häßlichen zum Schönen, aus der Rohheit zur Veredelung, aus Gebundenheit und Knechtschaft zur Freiheit geht der Weg des Menschengeschlechts. Alle Krankheiten — physische und sittliche — sind Rückschläge auf dieser Entwickelungsbahn. Die Krankheiten des Körpers zu heilen, ist Aufgabe des Arztes; als die Mission des Priesters betrachtete man die Heilung der Krankheiten der Seele. Doch Seele und Körper sind eines, sind untrennbar im Prozesse des Lebens, in ursächlichem, wechselwirkendem Zusammenhange. Und hier ist es, wo die Aufgabe des Dichters einsetzt. Arzt und Priester zugleich ist der Dichter. Denn die moderne Wissenschaft, welche die Menschheit von der Führergewalt des unhaltbare Dogmen verkündenden Zionswächters entmündet, ruft den Dichter heran, an die leergewordene Stelle als Führer des ringenden Menschengeschlechtes zu treten. Er sei der Streiter für eine bessere, freiere, lichtere Zukunft, der Lenker der Menschheit dieser Zukunft entgegen.

Auf welche Weise er dies vermag? — Indem er im Dienste der Wahrheit und der Schönheit Bilder und Gestalten schafft, welche auf dem realen Boden der Gegenwart und Wirklichkeit ruhen, neben diesen aber Gestalten und Bilder, welche die Zukunft zeichnen, jene Zukunft, welche die folgerichtige, also naturgesetzliche Weiterentwickelung der Menschheit zur Darstellung bringen und auf diese Weise den Menschen der Gegenwart zu der großen Aufgabe der Menschheit, ihres stetigen ethischen und geistigen Fortschrittes heranziehen wird.

Das ist das erhabene Ziel der modernen, der echten Wahrheitsdichtung. Heil ihr!

Sonja Kowalewski.

Von Georg von Vollmar.

(Soiensaß am Walchensee im bayer. Hochgebirge.)

Der Weise ist über die Unabwendbarkeit des Todes mit sich im Reinen und sieht ihm mit Ruhe ins Angesicht. Aber trotzdem — wenn er einen Menschen von Wert in der vollen Blüte der Jahre und des Schaffens plötzlich, ohne jede Vorbereitung verschwinden, seinen Namen hinweggestrichen sieht aus dem Buche des Lebens: dann verläßt auch ihn für einen Augenblick seine Lebensphilosophie, und das rein persönliche, ursprüngliche Gefühl tritt wieder in sein Recht. Ist es möglich, daß dieses tiefe Auge sich nie mehr öffnen, daß dieser beredte Mund für immer verschlossen sein, daß dieses reiche Hirn nicht mehr denken, dies weiche Herz nicht mehr fühlen soll? Immer und immer wieder kehrt der Zweifel an die Möglichkeit dessen zurück, was man doch nur zu sicher weiß, und es bedarf längerer Zeit, ehe man sich ruhig in die Thatsache findet.

So plötzlich ist Sonja Kowalewski, die hervorragende Gelehrte und Künstlerin, eine der ungewöhnlichsten und bedeutendsten Frauenerscheinungen unserer Zeit, aus den Reihen der Lebenden geschieden.

Am 1. Februar noch war sie bei einem Freunde, dem Schreiber dieser Zeilen, in Berlin zu Besuch. Sie war vom sonnigen Süden gekommen, aus Italien, wo sie die Ferien, welche ihr Amt als Professor der Stockholmer Hochschule ihr ließ, froh und glücklich zugebracht hatte. Sie stand in der Blüte ihrer 38 Jahre, war ein Bild strotzender Gesundheit, voll von wissenschaftlicher und künstlerischer Schaffenskraft, voll von weitaussehenden Plänen für die Zukunft. Ihr Wesen war so lebhaft und bezaubernd, ihre Unterhaltung so sprudelnd geistvoll, ihre Freundschaft so reich als jemals. Heiter und lachend trennten sich die Freunde und wünschten sich ein baldiges Wiedersehen im bayerischen Hochland, in Skandinavien, in Paris, oder sonst irgendwo. Dann reiste Sonja Kowalewski mit dem Eilzug nach Stockholm, ward auf der Fahrt unwohl, hielt trotzdem die erste Vorlesung ihres neuen Kursus, nahm an einer Gesellschaft teil, legte sich am nächsten Tag ins Krankenbett und starb wenige Stunden darauf in der Nacht, noch ehe einer der herbeigerufenen Freunde ihr hatte die Hand drücken können. Der Schlag kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel, so ganz unvorbereitet und unwahrscheinlich, daß im russischen Geburtslande der Verstorbenen Zweifel an der Natürlichkeit des Todes auftauchten. Die Wahrheit ist jedoch, daß Sonja Kowalewski einer eiterigen Brustfellentzündung zum Opfer gefallen ist.

Sonja Kowalewski war auf einem großen Landgut im Moskauer Gouvernement 1853 als Tochter des Grafen Wasili Corvin-Krukowski, Oberbefehlshaber der russischen Artillerie, geboren. Auf dem Lande von deutschen, englischen und französischen Lehrern erzogen, las sie in ihrer Kindheit viel Schönlitteratur, fing schon mit sieben Jahren Verse zu schreiben an und träumte, Dichterin zu werden. Als sie zwölf Jahre alt war, kam ein gleichalteriger Vetter samt seinem Lehrer auf das Gut, um dort seine Ferien zuzubringen und seine mangelhaften mathematischen Kenntnisse zu ergänzen. Dem Lehrer kam der Gedanke, das Ehrgefühl des zurückgebliebenen Schülers dadurch zu wecken, daß er ihm in Sonja einen weiblichen Lerngenossen gab. Aber aus dem Spiel, zu welchem Sonjas Eltern ihre Einwilligung gaben, wurde Ernst. Sonja legte ein so brennendes Interesse für den neuen Lehrstoff an den Tag, daß die Eltern, welche das Mathematikstudieren als nicht „weiblich" ansahen, die Fortsetzung verboten. Es war jedoch zu spät. Ohne Bücher und Lehrer fuhr Sonja fort, ein mathematisches Problem nach dem andern sich zu stellen und zu lösen. Da bekam der Vater eines Tages den Besuch eines Jugendfreundes, der gute mathematische und besonders physikalische Kenntnisse besaß. Die junge Sonja begann sogleich mit ihm über Mathematik zu sprechen, und erstaunt über ihre gute Auffassung, machte er ihr bei seiner Abreise ein von ihm verfaßtes Lehrbuch der Physik zum Geschenk. Einige Zeit nachher traf er Sonja in Petersburg, wo sie mit ihren Eltern zu Besuch war, und frug sie, ob sie in dem Buche gelesen habe. Ihre Versicherung, daß sie es vollständig kenne, weckte sein Mißtrauen, da sich in dem Buche eine Menge trigonometrischer Formeln fanden, Sonjas Elementarstudien aber nicht bis zur Trigonometrie gediehen waren. Er unterwarf sie daher einem scharfen Verhör, das indes zu seinem größten Erstaunen ergab, daß sich das junge Mädchen auf eigene Faust eine in allen wesentlichen Punkten vollkommen richtige Trigonometrie konstruiert hatte. Dies machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er den Vater Sonjas überredete, sie ernstlich Mathematik studieren zu lassen. Während der wenigen Wochen ihres Petersburger Aufenthaltes erwarb nun Sonja unter der Leitung eines tüchtigen Lehrers die Elemente der analytischen Geometrie und Infinitesimalrechnung, d. h. ungefähr dasselbe, was dem Kursus für das höchste Zeugnis des philosophischen Kandidatenexamens entspricht.

Sonja träumte nun, auf das Land zurückgekommen, von nichts anderem, als eine Hochschule zu beziehen und ihr Studium ernstlich weiter zu verfolgen. Aber darein wollten die Eltern in ihrem Vorurteil nimmermehr willigen. Da machte Sonja kurzen Prozeß und verheiratete sich im Alter von 16 Jahren mit einem Studiengenossen, dem nachmaligen angesehenen

Naturforscher und Moskauer Paläontologieprofessor Kowalewski, wodurch sie freie Herrin ihrer Geschicke wurde. Unmittelbar nach der Hochzeit reiste sie nach Deutschland und bezog dort 1869 die Universität Heidelberg, welche damals noch ihre Thüren auch den Frauen öffnete. Nachdem sie dort zwei Jahre hindurch den Vorlesungen des Mathematikers Königsberger und der Physiker Kirchhoff und Helmholtz gefolgt war, wollte sie ihre Studien bei dem großen Meister ihrer Wissenschaft, Weierstraß, fortsetzen. Die Berliner Hochschule ließ schon damals keine Frauen zu; aber Weierstraß empfing aus einigen Unterredungen mit der 18jährigen Wißbegierigen einen solchen Eindruck, daß er sich erbot, besondere Vorlesungen für Sonja zu halten. Diese dauerten durch vier Jahre hindurch, und Sonja folgte hierbei ihrem Meister auf Gebiete, welche sonst als die dem menschlichen Denken schwierigstzugänglichen angesehen werden. Am Ende ihres Aufenthaltes in Deutschland sandte Weierstraß drei von Sonja Kowalewskis Arbeiten, wovon zwei Fragen der höheren Analyse und die dritte die Form des Ringes des Planeten Saturn behandelten, an die Hochschule Göttingen. Diese fand die Arbeiten der 21jährigen Russin von solcher Bedeutung, daß sie der Verfasserin ohne weitere mündliche Prüfung den Doktorgrad erteilte.

Die nächstfolgenden Jahre gehörten der stillen wissenschaftlichen Arbeit, deren Ergebnis die aufsehenerregende mathematische Lösung des optischen Problems über die „Fortpflanzung des Lichtes in einem kristallinischen Medium" war, eines Problemes, welches große Mathematiker lange vergebens zu lösen gesucht hatten.

Nächst Weierstraß hatte Professor Mittag-Leffler, der jetzige Rektor der Stockholmer Hochschule, zuerst Sonja Kowalewskis Bedeutung erkannt und ihre Absicht, die Laufbahn eines akademischen Lehrers einzuschlagen, kennen gelernt. Auf seine Aufforderung kam die junge Gelehrte 1884 nach der schwedischen Hauptstadt, um zunächst als Privatdozent einen Kursus über die Theorie der partiellen Differentialgleichungen zu halten. Wohl fehlte es auch in Stockholm nicht an Vorurteilsvollen und Eigensüchtigen, welche dem unerhörten Wagnis einer weiblichen Professur nach Möglichkeit Hindernisse zu bereiten suchten. Aber die Anzahl derer, welche die Bedeutung dieser ungewöhnlichen Frau rückhaltslos anerkannten, überwog bald, und kurze Zeit darauf wurde Sonja Kowalewski ein eigens für sie geschaffener Lehrstuhl für höhere mathematische Analyse übertragen. Der erste weibliche Universitätsprofessor in Europa, die erste amtliche Vertreterin abstrakter Wissenschaften, deren Zugänglichkeit für die Frau so gerne bestritten wird, erwarb sie sich fortwährend wachsende Anerkennung bei den Vertretern der Wissenschaft, ihren Schülern und in weiten Kreisen. Bald wurde sie auch

zum Mitglied der schwedischen Akademie der Wissenschaften ernannt. Selbst ausgesprochene Gegner der Gleichberechtigung der Frau in der Wissenschaft vermochten sich der Bedeutung und dem Einflusse der glänzenden Persönlichkeit Sonja Kowalewskis nicht zu entziehen. So ließ der preußische Unterrichtsminister Goßler mehrfach zur Feier der Anwesenheit der gelehrten Frau in Berlin Einladungen zu Festen ergehen, auf welchen sich die Männer der Wissenschaft, wie die Spitzen der offiziellen Gesellschaft bewundernd um Sonja Kowalewski drängten; was freilich nicht hindert, daß man auf den preußischen und deutschen Hochschulen die Frau nach wie vor als zur Wissenschaft unfähig und unberechtigt ansieht. Den höchsten Triumph, den ein Mathematiker erwerben kann, feierte Sonja Kowalewski im Jahre 1888. Sie übersandte der französischen Akademie der Wissenschaften eine Arbeit, welche die Theorie der Bewegung eines festen Körpers behandelte. Die Akademie fand die Arbeit so hervorragend, daß sie der Verfasserin nicht nur den Bordinschen Preis zuerkannte, sondern denselben „mit Rücksicht auf die große Originalität der Arbeit" von 3000 Franken auf 5000 Franken erhöhte. Der Name Sonja Kowalewski wird in der Geschichte der mathematischen Wissenschaft nicht nur als der einer weiblichen Vertreterin derselben, sondern als der einer selbständigen Forscherin fortleben.

Aber die Bedeutung der hochbegabten Frau erschöpfte sich nicht in der wissenschaftlichen Thätigkeit. Sonja Kowalewski war zugleich Schönschriftstellerin und verfaßte eine Reihe von novellistischen und dramatischen Arbeiten, in denen sich eine hervorragende künstlerische Veranlagung offenbarte. In Rußland, wo diese Arbeiten meist zuerst erschienen, stellte man die Verfasserin Dostojewski an die Seite, dessen Jugendfreundin sie gewesen war. Sonja Kowalewski schrieb: „Die Schwestern Rajewski", in welchen sie ihre eigene Jugend schilderte; „Die Familie Woronzoff", eine größere Erzählung aus dem russischen Leben, von welchem vorläufig ein Fragment veröffentlicht ist,*) den Roman „Vae Victis!", welcher das Leben und die Gedankenwelt der Nihilisten schildert, und ein Schauspiel „Zum Tod und nach dem Tode", welches in Bälde auf den Theatern zu Kopenhagen und Stockholm zur Aufführung kommen soll. Eine deutsche Ausgabe von Sonja Kowalewskis novellistischen Arbeiten dürfte nicht auf sich warten lassen, und wird der Verfasserin auch bei uns die Anerkennung sichern, welche sie in Rußland und Skandinavien längst gefunden hat.

Das Verhältnis der beiden Thätigkeiten Sonja Kowalewskis als Ge-

*) Wir bringen dasselbe in diesem Hefte der „Gesellschaft" in der deutschen Übertragung des ersten Abdrucks in der „Neuen Zeit". Die Redaktion.

lehrte und als Schönschriftstellerin zu einander schildert am besten ein Brief der Verstorbenen an einen Freund, in welchem es heißt: „Ich habe mein Leben lang nicht darüber ins Klare kommen können, ob mir die Schönschriftstellerei oder die Mathematik lieber war. Sobald mein Kopf von rein abstrakten Betrachtungen ermüdet ist, fühle ich mich sogleich aufgelegt, Beobachtungen über das Leben anzustellen und Erzählungen zu schreiben. Und ebenso kann es umgekehrt eintreffen, daß alles im Leben mir unbedeutend und gleichgültig erscheint, und nur der Wissenschaft ewig wahre Gesetze mich anziehen. Es ist möglich, daß ich auf dem einen oder anderen der beiden Gebiete hätte mehr leisten können, wenn ich mich demselben ganz gewidmet hätte. Aber es war mir nicht möglich, eines derselben vollkommen aufzugeben."

Schließlich ist noch eine andere Seite von Sonja Kowalewski zu berühren. Die Gelehrte und Dichterin war auch Sozialistin. Schon in ihrer Jugend verkehrte sie in ihrem Heimatlande in nihilistischen Kreisen. Im Jahre 1871 war sie in Paris und folgte der Bewegung der Kommune mit Interesse und fand schließlich auch Gelegenheit, an der Rettung eines dem sicheren Tode geweihten Opfers jenes Bürgerkrieges, ihres eigenen Schwagers Viktor Jaclard, mitzuwirken. Und wenn sie auch infolge ihrer besonderen Wirksamkeit zu einer aktiven Bethätigung ihrer politischen Anschauungen nicht kam, so ließ sie sich durch keine ihr von den Großen dargebrachte Huldigung blenden, sondern bewahrte treu die Ideale der Jugend. Sie blieb nicht nur bis ans Ende im Herzen Sozialistin, sondern scheute auch keineswegs vor einer gelegentlichen rückhaltslosen Aussprache ihrer Überzeugung zurück. Sie war auf dem internationalen Sozialistenkongreß von Paris 1889 zugegen. Insbesondere verfolgte sie die Fortschritte der deutschen Sozialdemokratie mit größtem Interesse und höchster Sympathie. Als sie während der Zeit des ärgsten Druckes des Ausnahmegesetzes wiederholt in Berlin weilte, führten ihre Wege nicht selten von der sie feiernden offiziellen Gesellschaft unmittelbar zu gehetzten Sozialdemokraten, mit denen sie befreundet war.

Sonja Kowalewski war eine glänzende Erscheinung, voll von Geist, Wissen, Können und Gefühl, die Eigenschaften der Gelehrten und der Künstlerin, der freien Denkerin, der feingebildeten Weltdame, der Vorkämpferin des Frauenrechtes und der echten Weiblichkeit, der für die höchsten Interessen Thätigen und der wärmsten Freundin im seltensten Vereine verbindend. Ihre Bahn war kurz, aber leuchtend. Sie hat an die ihr Nahestehenden Schätze des Geistes und Gemütes verschenkt, für Schönheit und Freiheit gefühlt und die Gedankenwelt der Menschheit bereichert. Ihr Name wird bleiben als der einer großen Frau, eines wahrhaft bedeutenden Menschen!

Die Familie Woronzoff.

Ein Bild aus der Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland.

Fragment aus einer längeren Erzählung von Sonja Kowalewski.

Die gräfliche Familie Woronzoff ist ein vornehmes Adelsgeschlecht, obwohl man nicht sagen kann, daß sie von besonders alter Herkunft sei. Ihr amtlicher Stammbaum geht freilich bis auf Rurik zurück, aber die Echtheit dieser Urkunde ist zweifelhaft. Ganz zuverlässig ist nur, daß ein gewisser Iwaschka Woronzoff als gemeiner Soldat in einer der Kompagnien Ihrer Majestät der Kaiserin Katharina II. diente, daß derselbe ein hübscher Bursche war, nahezu sieben Fuß lang, und daß er sich seiner erlauchten Herrscherin Gunst in so hohem Maße verdiente, daß er für seine Treue zum Korporal befördert wurde und ein Gut mit fünfhundert Seelen Leibeigener erhielt, samt tausend Rubel bar — Seelen waren damals billiger als Geld.

Von diesem Augenblicke rechnet sich das Aufblühen des Woronzoffschen Geschlechtes. Der Grafentitel wurde ihm von Alexander I. verliehen, an dessen Hofe die schöne Gräfin Woronzoff zu einer Zeit eine vielbemerkte Rolle spielte. Im übrigen haben die Familiendenkwürdigkeiten des Geschlechtes während der letzten hundert Jahre nicht bloß Fortschritte zu melden; es mußte auch die Unbeständigkeit des Glückes erfahren. Alle Woronzoffe zeichneten sich durch ihre Heftigkeit und ihre zügellosen Begierden aus, und diese Eigenschaften haben sie mehr als einmal in Bedrängnis gebracht. Manches prächtige Besitztum, mancher einträgliche Landstrich wurde während dieser Zeit von ihnen verspielt oder für Pferde und schöne Weiber verschwendet. Im Schicksal der Woronzoffschen Familie trat dann eine vorübergehende Verdunkelung ein; aber durch die Gnade der Vorsehung wurde diese leichte Wolke schnell von der Sonne der kaiserlichen Gunst wieder zerstreut. Stets wußte sich der Eine oder Andere von der Familie zur rechten Zeit im Dienste des Zaren und des Vaterlandes auszuzeichnen, und neue prächtige Güter traten an die Stelle des Verlorenen, so daß im Ganzen genommen das Geschlecht zu wachsen und zu gedeihen fortfuhr.

Aber wenn auch die Besitztümer in dieser Familie schnell verloren und schnell erworben wurden, so gab es doch ein kostbares Erbteil, welches unveränderlich von Glied zu Glied, vom Vater auf den Sohn und von der Mutter auf die Tochter überging. Es war dies eine ungewöhnliche, der Familie eigentümliche Schönheit. Alle aus dem Geschlechte Woronzoff waren schön. Man konnte unter ihnen nicht ein einziges häßliches Gesicht antreffen, noch weniger einen Mißgestalteten oder Krüppel. Als ob sie einen natür-

Digitized by Google

lichen Zug zum Schönen empfunden oder inſtinktmäßig Darwins Theorien geahnt hätten, hatten alle Grafen Woronzoff ſich ſchöne Frauen gewählt, und alle ihre Töchter ſich mit ſchönen Männern verheiratet. Der Familientypus iſt nun ſo beſtimmt, und in der ruſſiſchen Ariſtokratie ſo wohlbekannt, daß wenn man über Jemand ſagen hört, daß Er oder Sie ganz wie ein Woronzoff ausſehe, und nicht ſogleich ein beſtimmtes Bild vor ſich ſieht — eine hochgewachſene, ſtattliche Geſtalt, ein längliches Geſicht mit mattweißer Haut und einer leichten, durchſichtigen Röte auf den Wangen, eine niedere, breite Stirn mit einem feinen, bläulichen Adernetz bei den Schläfen, rabenſchwarzem Haar und dunkelblauen Augen mit ſchwarzen Wimpern, — ſo bedeutet dies dasſelbe, als ob man nicht zur Ariſtokratie gehöre und nicht mit dem vertraut ſei, was die oberen Zehntauſend in Rußland betrifft.

Dieſer Woronzoffſche Typus iſt ſo ſtark und lebenskräftig, daß er in den guten, alten Zeiten der Leibeigenſchaft ſogar das Vermögen zeigte, auf die Bauern und Hofleute der gräflichen Güter überzugehen. Merkwürdig genug brauchten nur der gnädige Herr ſelbſt oder die jungen Herren eine Zeit auf dem Gute zuzubringen, und bald darnach kam in dieſer oder jener Bauernhütte — und ſtets in ſolchen, wo die Frauen jung und ſchön waren — ein Kind zur Welt, welches wie ein richtiger kleiner Woronzoff ausſah und dieſelben feinen, edlen Züge trug, wie die Kinder im Herrenhauſe oben.

Graf Mikaïl Iwanowitſch Woronzoff war ein würdiger Sproß ſeines Geſchlechtes. Schön und ſtattlich, hatte er das Glück gehabt, zu Beginn der Regierung des Zaren Nikolaï geboren zu werden, zu einer Zeit, da die Petersburger Garde in ihrer Blüte ſtand. Nachdem er einige Jahre in einem Küraſſierregiment gedient, eine Menge Frauenherzen gebrochen und ſich ehrlich den ſchmeichelnden Beinamen erworben hatte, den er unter den Kameraden führte, „der Schrecken der Ehemänner," verliebte er ſich in noch jungen Jahren leidenſchaftlich in eine entfernte Verwandte, Marja Dmitrijewna Kudrjawzeff, deren ſchönes, wie vom Meiſel eines großen Künſtlers geformtes Geſicht gleichfalls die Woronzoffſchen Familienzüge trug. Da ſeine Liebe Erwiderung fand, verheiratete er ſich mit ihr und fuhr fort, in ſeinem Regimente zu dienen. Vielleicht hätte er ſich zu den höchſten Stufen emporgeſchwungen, wenn er nicht zu Beginn von Alexanders II. Regierung in ein kleines Mißgeſchick geraten wäre, welches ebenfalls von dem heftigen Woronzoffſchen Blut und von der unheilvollen Woronzoffſchen Schönheit verurſacht wurde. Er wurde nämlich ſeiner ſchönen Frau wegen auf einen anderen Gardeoffizier eiferſüchtig, forderte ihn zum Zweikampf und tötete ihn auf der Stelle. Die Geſchichte wurde auf die eine oder andere Weiſe vertuſcht, aber der junge Graf fand es trotzdem unbehaglich, nach dem Vor-

gekommenen weiter im Regimente zu bleiben. Er nahm seinen Abschied und übersiedelte auf das Gut, welches er kurz vorher von seinem, eben zu rechter Zeit verstorbenen Vater geerbt hatte.

Dies war im Jahre 1857. In Petersburg gingen bereits unbestimmte Gerüchte über die bevorstehende Bauernfreigebung; aber so weit, wie bis Borki — dies war der Name des Woronzoffschen Besitztums — waren diese Gerüchte noch nicht gedrungen. Dort ging fortdauernd Alles seinen altgewohnten Gang.

Wie groß des Grafen Mikail Iwanowitsch Vermögen zu dieser Zeit in Wirklichkeit war, wußte niemand, und am allerwenigsten er selbst. Das Gut war groß, obwohl lange nicht mehr von derselben Ausdehnung, wie früher. Der selige Graf — möge sein Andenken lange leben! — hatte auch frohe Tage geliebt und schon zu seinen Zeiten war ein großer Teil des Waldes niedergeschlagen und eine Anzahl Desjätinen Feld verkauft worden. Mikail Iwanowitsch hatte selbstverständlich nach einem fast fünfzehnjährigen Dienst im Kürassierregiment Petersburg nicht ohne Schulden verlassen, und begann seine Herrschaft damit, noch ein tüchtiges Stück Grund und Boden zu verkaufen und den Rest des Besitzes zu verpfänden. Aber bis auf Weiteres ging Alles vortrefflich, und der Graf wurde nicht beunruhigt. Der Starost war ein vortrefflicher Kerl, der Alles ohne Umstände und überflüssiges Geschwätz ordnete; wenn der gnädige Herr mehr Geld bedurfte, wurde es stets zur Stelle geschafft. Zur Zeit ihrer Übersiedlung auf das Land waren Graf Mikail Iwanowitsch und Gräfin Marja Dmitrijewna, trotz dreier heranwachsender Töchter, beide ganz jung und sahen sich auch dafür an. Sie wußten weder von Kummer noch von Verpflichtungen, und niemand bestritt ihnen das Recht, ganz nach ihrem eigenen Gefallen zu leben.

Ihr Leben ging auch auf dem Lande in den alten Geleisen fort, froh und frei wie vorher. Das ganze Haus war schon unter dem verstorbenen Grafen auf großen Fuß gebracht worden, mit dreißig Stück Reit- und Fahrpferden im Stall, einem englischen Garten, Orangerie und Treibhaus, nebst einer Menge unnützen, faulenzenden Dienstvolkes. Die einzige Veränderung, welche die junge Herrschaft einführte, bestand darin, daß sie den alten Gutsherrn-Luxus durch verschiedene hauptstädtische Gewohnheiten bereicherte, von denen man dort draußen auf dem Lande früher nicht einmal geträumt hatte. Im Prunksaale wurde die gesamte Einrichtung mit Seide überzogen. Der Fußboden und die Fensteröffnungen waren früher nackt gestanden; nun wurden überall Matten ausgebreitet und Vorhänge aufgehangen. Die Bedienten waren ehedem in des gnädigen Herrn abgelegten schmutzigen Röcken

umhergegangen; jetzt erhielten sie ordentliche Livreen. Das Küchenregiment wurde einem Koch übergeben, welcher seine Kunst im englischen Klub gelernt hatte; und die Schar der im Hause aufgewachsenen weiblichen Dienstgeister, welche von Morgen bis Abend mit Nähen, Stricken und Spitzenklöppeln beschäftigt waren, wurde durch eine flotte Kammerjungfer vergrößert, welche dem Stande der Freigelassenen angehörte.

In gewissem Sinne übte die junge Herrschaft einen wohlthätigen Einfluß auch auf die Nachbarn aus. Der Gouverneur sagte nicht umsonst in der Rede, welche er bei einem zu Ehren der Neuangekommenen gegebenen Diner hielt, daß diese dem Gouvernement neues Leben zugeführt hätten. Mit ihrer Ankunft begann in der That eine Zeit der Festlichkeiten und Vergnügungen. Keiner wollte sich schlechter zeigen, als die Gäste aus der Hauptstadt. Die Gutsbesitzer und deren Frauen warfen ihre ländliche Schwerfälligkeit von sich. Die alten unschuldigen Zerstreuungen, Geburtstagsfestlichkeiten, Spielpartien und Tanzunterhaltungen, wurden von verfeinerteren, so zu sagen intellektuellen Vergnügungen abgelöst. Schon im ersten Jahre nach Woronzoffs Übersiedelung auf das Land wurde in ihrer Gouvernementsstadt ein Gesellschaftstheater, ein Konzert mit lebenden Bildern und ein Maskenball veranstaltet.

Mikail Iwanowitsch und Marja Dmitrijewna waren entzückt über den Eindruck, den sie im Gouvernement gemacht hatten, und Beide tief durchdrungen von der Wichtigkeit ihrer sozusagen zivilisatorischen Sendung. Der Graf hielt sogar gelegentlich eines amtlichen Festmahles eine Rede über die Bedeutung des englischen Landadels, und wie es wünschenswert sei, daß die russischen Gutsbesitzer sich in englische Landlords umwandelten.

Die Gräfin gab sich keine geringe Mühe, die ländlichen Sitten zu verbessern. Sie hielt sich verpflichtet, kostbare Toiletten von Petersburg zu verschreiben. Das Woronzoffsche Haus stand alle Zeit für Gäste offen. Das Mittagsmahl wurde nach hauptstädtischer Weise spät eingenommen, und alle Anwesenden waren gehalten, sich eigens dazu zu kleiden, wie es in England Brauch ist. Am Seitentische wurde nicht einfacher Branntwein, sondern eine Reihe feiner Liqueure aufgetragen.

Das alte, schwerfällige Woronzoffsche Herrenhaus mit seinen zweiundeinhalb Ellen dicken Steinmauern glich von außen einem unförmigen viereckigen Kasten, an welchen man hier und dort, weiß Gott aus welchem Grunde, verschiedene kleine phantastische Ausbaue und Altane angeklebt hatte. Im Ganzen gehörte das Gebäude dem eigentümlichen, obschon wie es scheint, in kein Lehrbuch der Architektur aufgenommenen Stil an, welchen man den Leibeigenschaftsstil nennen könnte. In Allem war Überfluß, das Material

war in verſchwenderiſcher Menge angewandt; aber das Ganze war roh gehobelt und grobgehauen. Alles zeigte, daß das Haus zu einer Zeit erbaut war, da die Arbeit nichts koſtete und Alles zu Hauſe gemacht wurde. Der Lehm wurde im eigenen Ziegelwerk gebrannt, der Fußboden von des Gutes Leibeigenen gefertigt; ſogar der Baumeiſter, der den Plan machte, war ein Leibeigener.

Was die Einrichtung und Lage der Räume betrifft, ſo unterſchied ſich das Woronzoffſche Haus gleichfalls nicht von der Mehrzahl der Herrenhäuſer jener Zeit. Oben wohnte die Herrſchaft, das untere Stockwerk gehörte den Kindern, und das Kellergelaß wurde von der Küche und den Räumen der Dienſtleute eingenommen.

In die Kellerwohnung begab ſich die Gräfin nur einmal im Jahre, am Oſtertag, wo ſie ihren Dienern die herkömmlichen Küſſe zu geben hatte. Aber in die Kinderzimmer guckte ſie bisweilen auch an Werktagen, wenn es ihre Zeit erlaubte, das will ſagen, wenn ſie nicht Fremde bei ſich hatte oder ſich ſelbſt zum Fortfahren anſchickte; übrigens erlaubte es ihre Zeit nicht beſonders häufig.

In den Kinderzimmern des Woronzoffſchen Hauſes erwuchſen und entwickelten ſich drei kleine Fräulein unter der Aufſicht von zwei Gouvernanten, deren eine, Mademoiſelle Julie, eine lange, äußerſt lebhafte und geſchwätzige Brünette von unbeſtimmtem Alter, die andere Miſtreß Night, eine würdige Witwe mit ſtrengem, unbeweglichem, von mattgrauen Locken eingerahmtem Geſichte war. Außer dieſen beiden Gouvernanten waren noch verſchiedene andere Perſonen zum beſonderen Dienſte der Kinder angeſtellt — die alte Kinderfrau, Njanja, das Dienſtmädchen Anisja und ein Laufmädchen.

Mit einem Wort: Alles war, wie es in einem ordentlichen Gutsbeſitzerhauſe ſein ſollte. Alle drei Töchter waren angenehm und wohlerzogen, alle drei groß für ihre Jahre, alle drei hatten ſie prächtiges dichtes Haar, welches am Vormittag zuſammengeflochten getragen wurde und beim Mittageſſen über den Rücken hing, und alle drei verſprachen, mit der Zeit Schönheiten zu werden.

Die beiden älteſten, Lena und Liſa, ſtanden eben auf der Schwelle der Kinderſtube, bald bereit, in den Salon hinauszutreten. Die eine derſelben war vierzehn, die andere dreizehn Jahre. Beide lauſchten bereits mit geſpannter Neugier jedem Echo, welches aus dem oberen Stockwerke zu ihnen drang, und beide klagten bitter darüber, daß man ſie noch in kurzen Kleidern gehen ließ.

Die dritte, Wjera, war noch ein ganz kleines Mädchen von acht Jahren, mit rundem, rotwangigem Geſicht und jenem eigentümlichen, gedankenvollen

Blick, welchen man faſt ſtets in den Augen von Kindern findet, die ein eigenes inneres Leben haben. Sie klagte noch über nichts. Wie bei allen Kindern, deren Leben ſeinen gewöhnlichen, geregelten Gang geht, waren bei ihr die konſervativen Inſtinkte ſtark entwickelt. An Allem, was ſie umgab, hing ſie mit der unbewußten, blinden Zuneigung eines verwöhnten Hausſtieres, und es war ihr noch niemals in den Sinn gekommen, an den vortrefflichen Eigenſchaften ihrer nächſten Umgebung zu zweifeln. Ihre Mutter war die beſte der Mütter, ihre Kinderſtube die beſte in der Welt.

Und in der That war Alles im Hauſe in beſter Ordnung. Jeder hatte ſeinen beſtimmten Platz und ſeine beſondere Beſchäftigung, Keiner griff auf das Gebiet des Anderen hinüber, ſondern Alle lebten ruhig, friedlich und ſtill, wie es ſtets der Fall iſt in einer Gemeinſchaft mit feſt geordneten Verhältniſſen, wo kein Einzelner Gelegenheit hat, den Kopf durch die Wand zu rennen, um ſich einen eigenen Ausgang zu ſuchen.

Freilich geſchah es auch in dieſem wohleingerichteten Hauſe, daß plötzlich, ehe man es ahnte, ein Unwetter am Horizont emporſtieg und den allgemeinen Frieden ſtörte.

Schon am Morgen verbreitete ſich dann das trübe Gerücht: „Heute iſt der gnädige Herr böſe!“ oder „Heute iſt Ihre Gnaden bei übler Laune!“ Dann wußten Alle, daß es galt, ſich geſchickt durchzulotſen, um nicht ſchlecht anzukommen.

Am ſchlimmſten war es, wenn die Herrſchaft mit einander ſtritt. Der Graf und die Gräfin waren immer noch ſehr verliebt in einander, aber dies hinderte ſie nicht, ziemlich oft uneins zu werden. Aus Mangel an Beſchäftigung, weil er nichts anderes zu thun hatte, fiel es dem Grafen eins, zwei, drei ein, auf ſeine Frau eiferſüchtig zu werden, oder dieſer, ihres Mannes Treue zu beargwohnen.

In der letzten Zeit hatten Alle im Hauſe bemerkt, daß es beſonders ſchwer war, der Gräfin etwas recht zu machen, ſobald der Herr zur Stadt fuhr. Und er mußte ziemlich oft dorthin fahren, da er ein wichtiges Geſchäft übernommen hatte, nicht ein ihn ſelbſt angehendes natürlich — für ſeine eigenen Geſchäfte hatte er den Verwalter — ſondern eins, welches Frau Okunjeff anging, eine junge, einnehmende Witwe. „Une personne très mauvais genre, ma chère,“*) ſagten die Freundinnen der Gräfin. Der Graf war der Tiſchnachbar dieſer Frau bei einem vom Präſidenten gegebenen Mittag geweſen, und von ihr nach Schluß des Mahles mit einem zärtlichen Blick der ſchmachtenden braunen Augen gebeten worden, ihr in

*) Eine Perſon von ſehr ſchlechtem Geſchmack, meine Liebe.

der Ordnung von ihres verstorbenen Mannes Geschäften zu helfen. Und es schien, als ob diese Geschäfte arg verwickelt waren, denn die Fahrten nach der Stadt wiederholten sich immer öfter.

Eines Tages, gleich nach dem Frühstück, sagte der Graf, indem er einen Tabakring aus dem Munde blies:

„Alexej, sage dem Kutscher, daß er die Droschke einspanne! Ich muß nach der Stadt."

„Ich bleibe nicht lange, nur ein paar Stunden!" fügte er schnell hinzu, obgleich ihn niemand gefragt hatte.

Die Gräfin erwiderte kein Wort, sondern wandte sich nur ab und küßte den Grafen nicht auf die Stirn, als dieser, wie gewöhnlich nach dem Frühstück, sich niederbeugte, um ihre Hand zu küssen.

Verstimmt und verbittert irrt die Gräfin dann von Raum zu Raum, ohne zu wissen, wo sie bleiben soll. Sie guckt in die Mädchenstube und schilt die Dienstmädchen; sie ruft die Haushälterin zu sich und hält ihr eine Strafpredigt über die Pasteten vom vorigen Abend. Die Haushälterin stürmt in die Küche hinunter und schimpft den Koch; dieser bezahlt sie mit gleicher Münze und nennt zum Überfluß die Köchin „ein sakramentisches Vieh", worauf die Köchin sich genötigt sieht, dem Küchenjungen in die Haare zu fahren, der sich seinerseits damit tröstet, dem nächsten Hund einen Tritt zu geben.

Auch der Kinderstube macht die gnädige Frau einen kurzen Besuch und findet, daß Lenas Kleid abscheulich sitze, daß Lisa sich nicht zu benehmen verstehe, daß die englische Aussprache der Kinder so schlecht als möglich sei.

Mit einem Wort, es giebt niemand im ganzen Hause, der heute an überflüssiger Lebensfreude leidet. Alle gehen auf den Zehenspitzen, und jeder macht sich gefaßt, bei seinem nächsten Vorgesetzten übel anzukommen.

Die Uhr schlägt Sechs, und der Graf ist noch nicht zurück.

Ein Bedienter nähert sich der Gräfin und frägt, wie es mit dem Mittag gehalten werden solle.

„Laß auftragen!" befiehlt sie.

Alle sammeln sich im Speisesaal, mit ungewöhnlicher Sorgfalt gekleidet, um die gnädige Frau zu besänftigen, — Mademoiselle Julie und Mistreß Night in schwarzer Seide, die Mädchen in weißen, reichgestickten Musselinkleidern.

Die Suppe steht auf dem Tisch, aber die Gräfin ist anderen Sinnes geworden.

„Nein! Wir wollen noch etwas auf den Grafen warten," sagt sie.

Die Suppenschüssel wird wieder in die Küche hinuntergetragen. Alle irren hungrig im Salon umher, ohne zu wissen, was sie thun sollen.

Die Uhr schlägt sieben, halb acht, acht. Länger zu warten ist unmöglich. Es bleibt nichts übrig, als sich zu Tisch zu setzen.

Die Gräfin ißt nichts und sieht aus wie eine Märtyrerin. Mistreß Night beobachtet ein düsteres Schweigen, aber Mademoiselle Julie schwätzt unaufhörlich, um zu zeigen, daß sie nichts bemerke.

Es ist für die Kinder Zeit, zu gehen und sich zu legen. Gewöhnlich, wenn der Vater fort ist, darf eines der Mädchen bei der Mutter im Bett liegen. Für die Kinder ist dies ein wahres Fest, und sobald der Vater irgendwo hinfährt, fangen sie gleich an: „Ach, wenn er doch über Nacht ausbleiben wollte!" Und dann entstehen endlose Zwiste, wer die Glückliche sein soll.

Aber heute kommt weder Lena noch Lisa mit den gewöhnlichen Bitten. Nur Wjera geht in ihrer glücklichen Unwissenheit zur Mutter hin und sagt schmeichelnd: „Süßes Mütterchen, darf ich heute bei Dir liegen?"

„Nun wird sie's bekommen!" denken alle die anderen. Aber es kam ganz anders.

„Ja, mein liebes Kind! Du sollst bei Deiner Mutter sein — Du liebst die Mutter, Du!" ruft die Gräfin mit hysterischer Leidenschaft aus und drückt Wjera in ihre Arme, als ob Jemand die Tochter von ihr reißen wollte. — —

Im Woronzoffschen Hause wurde, sowohl im unteren wie im oberen Stockwerke nicht wenig von Liebe gedacht, gesprochen und geträumt. Und was hätte, außer den Freuden und Sorgen der Liebe, wohl den schnurgeraden, ebenen Weg unterbrechen können, der sich vor den drei Fräulein Woronzoff ausdehnte? In allen übrigen Hinsichten war deren Leben von vorneherein geordnet und bestimmt. Die Eltern waren vollkommen im Reinen darüber, daß das Gut Mitino Lenas, das Gut Stepino Lisas Mitgift werden, und daß Borki der Jüngsten, Wjera, gehören solle. Sowohl der Graf als die Gräfin wußten, daß zu seiner Zeit, in drei, vier Jahren, unausbleiblich ein oder der andere Husar oder Dragoner kommen und Lena als Braut heimführen werde; daß nach einer kleinen Pause ein anderer Husar kommen und mit Lisa dasselbe thun, und daß schließlich auch an Wjera die Reihe kommen werde. Die Kinder würden nicht länger auf Borki wohnen, sondern irgendwo anders; sie würden nicht länger von Anissja, sondern von einem andern Dienstmädchen bedient werden. Aber mit diesen kleinen Ausnahmen würde jede der Töchter der Mutter Leben fortsetzen, ebenso wie diese das ihrer Mutter fortgesetzt hatte. Alles dies war sehr einfach und vollkommen

ſicher und ſelbſtredend. Man wußte es, ohne daran zu denken, gleichwie man wußte, daß man morgen und übermorgen zu Mittag eſſen werde.

Aber alle dieſe ſicheren und unbeſtreitbaren Berechnungen wurden plötzlich durch ein unerwartetes Begebnis durchkreuzt. Streng genommen war es freilich nicht ſo ganz unerwartet, nachdem ſchon zwanzig Jahre lang ganz Rußland davon geſprochen und ſich darauf vorbereitet hatte. Aber es ging damit, wie mit allen großen Ereigniſſen, daß, als es ſchließlich eintrat, es allen erſchien, als ob es völlig unvorbereitet und überraſchend gekommen ſei.

Den erſten Schatten des kommenden Ereigniſſes nahm Wjera bei folgender Gelegenheit wahr. Zu Ende des Jahres 1859 war bei Woronzoff ein Familiendiner, bei welchem, außer den gewöhnlichen Tanten, Verwandten und nächſten Nachbarn, auch ein ſeltener und angeſehener Gaſt anweſend war — ein Oheim aus Petersburg, ein hochgeſtellter Beamter in einem Miniſterium. Er war am Morgen desſelben Tages gekommen und führte bei Tiſch natürlich faſt allein das Wort, wobei er verſchiedene Neuigkeiten aus den höchſten Regierungskreiſen erzählte, von welchen man durch die Zeitungen nichts zu wiſſen bekam. Aber er wurde zu verſchiedenen Malen, eben als die Erzählung am lebhafteſten wurde, plötzlich von der Gräfin unterbrochen. „Stepan, prenez garde!“*) ſagte ſie und machte ihn mit einem bedeutſamen Nicken auf die aufwartenden Diener aufmerkſam, obgleich dieſelben wie immer ihre gewöhnliche gleichgültige Miene beibehielten.

Nach Tiſch begab man ſich in den Salon. Der Graf vergewiſſerte ſich ſelbſt darüber, daß alle die Thüren zu den angrenzenden Zimmern geſchloſſen waren. „A prèsent vous pouvez parler,**) Stepan!“ ſagte er dann ernſt.

Wjera ſaß auf den Knieen des neuen Oheims, mit welchem ſie bereits gut Freund geworden war. Niemand beachtete ſie, vermutlich weil man dachte, daß ſie doch nichts verſtehe.

„C'est fait! L'empereur a souscrit le projet, qui lui a été présenté par Miljutin,“***) ſagte der Oheim feierlich.

Die Gräfin, welche eben im Begriff war, den Kaffee hinzureichen, ließ kraftlos die Hände ſinken, der Löffel klirrte gegen die Taſſe, und einige Tropfen Kaffee floſſen auf das koſtbare Tuch. „Mon Dieu, mon Dieu!†)

*) Nimm dich in acht!

**) Jetzt können Sie ſprechen.

***) Es iſt entſchieden! Der Kaiſer hat das Projekt unterzeichnet, welches ihm von Miljutin unterbreitet worden iſt.

†) Mein Gott!

brach sie aus, indem sie in einen Lehnstuhl zurückfiel und die Hände vor das Gesicht hielt. Alle Anwesenden saßen wie gelähmt.

„Ist also wirklich schon alles entschieden!" frug der Graf leise mit erzwungener Ruhe.

„Ja, unwiderruflich! Zu Beginn des Februar soll das Manifest versandt werden, um am neunzehnten in allen Kirchen verlesen zu werden," antwortete der Oheim, von seinem Kaffee nippend.

„Das will sagen, daß uns nur mehr übrig bleibt, uns Gottes Barmherzigkeit zu befehlen," seufzte der Graf.

Einige Augenblicke allgemeinen, düsteren Schweigens.

„Aber, was ist denn dies, meine Herren? Nach meiner Ansicht ist es nichts anderes, als ein Raub," wurde plötzlich eine barsche Stimme laut. Es war der alte Semjon Iwanowitsch, des Grafen Vaterbruder. Er fuhr heftig vom Stuhle auf und schlug mit der Faust auf den Tisch; das weiße Haar flatterte um das zornflammende Gesicht.

„Um Gottes Willen schreie nicht so, Oheim! Les domestiques peuvent l'entendre,"*) bat die Gräfin ängstlich.

„Aber erklärt mir doch endlich, was soll aus alledem werden? Ist es die Meinung, daß man uns in Zukunft nicht mehr gehorchen wird?" mengte sich die alte Tante Arina Iwanowna mit erstaunter und verletzter Miene in das Gespräch.

„Komm doch nicht mit einer solchen Lapperei, Schwester," rief der Graf und machte eine ungeduldige Handbewegung gegen sie. „Wir müssen den ganzen Zusammenhang von Stepan erfahren."

Die Herren bildeten einen Kreis um Stepan Mikailowitsch, der ihnen eifrig etwas zu erklären begann. Die Frauen fuhren fort zu jammern. „Comment est-ce que l'empereur, qui a l'air si bon, peut nous faire tant de peine?"**) meinte eine von ihnen.

Ein Bedienter trat ein, um den Kaffee fortzunehmen. Alle schwiegen augenblicklich.

* * *

„Das Fräulein sind ja nach Tisch im Salon geblieben — hörten Sie nicht, wovon die Herrschaft sprach?" frug Anisja später am Abend, während sie Wjera auskleidete.

Von dem, was im Salon verhandelt worden war, hatte Wjera nur so

---

*) Die Dienstleute können es hören.

**) Wie kommt es, daß der Kaiser, der so gut aussieht, uns so viel Leid zufügen kann?

viel verstanden, daß ein Unglück ihre ganze Familie bedrohe. Niemand hatte daran gedacht, ihr Stillschweigen zu gebieten; aber das Standesgefühl war in dem kleinen Adelssprößling schon so stark entwickelt, daß sie mit großer Würde antwortete: „Ich habe gar nichts gehört, Anisja!"

Obwohl es schon allgemein bekannt war, daß das Manifest nicht bloß vom Kaiser unterzeichnet, sondern auch schon durch das ganze Land verschickt war, fuhr die Herrschaft bis zu den letzten Tagen, ja bis zum letzten Augenblick fort, sich darüber zu ängstigen, daß die Dienstleute durch Zufall „etwas hören könnten". Die Dienstleute ihrerseits thaten so, als ob sie nichts wüßten, und alle Verhandlungen im Vorzimmer und Anrichtraum verstummten, sobald sich jemand von der Herrschaft näherte, ebenso plötzlich, wie das Gespräch im Salon drinnen, beim Eintritt eines Dieners.

Endlich kam der neunzehnte Februar heran, dieser so viel gefürchtete und so lange ersehnte Tag, der so viele Folgen in seinem Schoße barg.

Die ganze Woronzoffsche Familie soll zur Kirche fahren. Nach dem Hochamt soll der Priester das Manifest verlesen.

Schon um neun Uhr morgens sind alle im Hause gekleidet und fertig. Alles wird an diesem Tag mit fieberhafter Eile und zugleich mit einer gewissen Feierlichkeit gethan, ungefähr wie wenn man zu einem Begräbnis soll. Jeder fürchtet sich, ein Wort zu viel zu sagen. Auch die Kinder haben ein instinktmäßiges Gefühl von dem großen Gewicht und der Bedeutung des Tages; sie halten sich schweigend und still und wagen keine Fragen zu stellen.

Vor dem großen Eingang stehen bereits zwei Kaleschen. Die Wagen sind sorgfältig geputzt, die Pferde mit dem besten Riemenzeug angethan, und die Kutscher tragen neue Kaftane. Der Graf ist gleichfalls in voller Paradeuniform mit Orden; die Gräfin trägt eine kostbare Samtmantille und die Kinder sind wie Puppen herausgeputzt

Im ersten Wagen fährt die Herrschaft — der Graf und die Gräfin nach vorwärts, die drei Mädchen auf dem Rücksitz. Im anderen Wagen folgen die Gouvernanten, die Haushälterin und der Verwalter. Die übrigen Hofleute gehen zu Fuß. Niemand bleibt zu Hause, außer den kleinen Kindern und dem altersschwachen Matwej.

Zur Kirche sind es drei Werst. Während der Fahrt führt die Gräfin von Zeit zu Zeit das parfümierte Taschentuch an die Augen. Der Graf beobachtet ein düsteres Schweigen.

Der offene Platz vor der Kirche ist schwarz von Menschen. Zwei-, dreitausend Bauern und deren Weiber von den umliegenden Dörfern sind versammelt. Von der Entfernung sieht es aus, als ob es eine einzige

dichte Masse von grauen Röcken wäre, zwischen denen hier und dort das bunte Kopftuch einer Bäuerin leuchtet.

„Cette vue me fait mal — je pense involontairement à 1789!“*) flüstert die Gräfin erregt.

„De grâce, taisez-vous, ma chère!“**) antwortet der Graf mit unterdrückter Stimme.

Auch heute, wie an jedem Feiertag, wartet der Kirchendiener im Turm oben auf die Ankunft der herrschaftlichen Wagen, und erst, als sie an der Biegung des Weges erscheinen, beginnen die Glocken zu läuten.

Die Kirche ist vollgepfropft von Leuten, so viele ihrer nur immer Raum finden; aber aus alteingewurzelter Gewohnheit schiebt sich diese ganze undurchdringliche Masse vor der gnädigen Herrschaft zur Seite, so daß diese zu ihrem gewöhnlichen Platz im Hochchor gelangen kann.

„Laßt uns in Frieden zum Herrn beten,“ verkündigt der Priester, der in vollem Ornat hinter dem Altare hervortritt. „Und zu Deinem heiligen Geiste,“***) antworten die Sänger. Das Hochamt beginnt.

Diese ganze dichte, graue Masse betet heute wie Ein Mann, andachtsvoll, fanatisch. Von Zeit zu Zeit bekreuzigt sie sich und fällt auf die Knie. Die gebräunten, düsteren, von tausend Furchen durchpflügten Gesichter zuckten konvulsivisch von gespannter Erwartung und Andacht.

Du Tempel der Seufzer und Sorgen,
In meinem Heimatdorfe Gott erbaut,
Keine Kirche wohl auf Erden
Hört bitterer Seufzer Laut.†)

Aber heute wird kein Seufzer, kein Stöhnen laut in diesem Tempel. Heute steigen aus ihm — und nicht bloß aus diesem, sondern aus hunderttausend Kirchen im ganzen Russenreiche — Gebete empor, so brünstig, von einem so grenzenlosen Glauben und einer so leidenschaftlichen Hoffnung erfüllt, wie sie vielleicht niemals vorher, so lange die Welt steht, auf einmal von einem ganzen, großen Volke zum Himmel gesendet wurden. „Herr, Du Allmächtiger, wirst Du Dich wohl unser erbarmen? Unsere Not ist groß und Jahrhunderte alt! Soll es nun endlich besser werden?“ Was wird das kaiserliche Manifest sagen? Bis jetzt kennen seinen Inhalt nicht einmal die Herren anders, als gerüchtweise. In der That weiß noch niemand etwas, denn das Manifest ist an die Priester mit dem kaiserlichen Siegel

*) Dieser Anblick thut mir weh — ich denke unwillkürlich an 1789.
**) Ich beschwöre Sie, schweigen Sie, meine Teure!
***) Anfangsworte der russischen Messe.
†) Nekrasoff.

verſchloſſen verſandt worden, welches erſt nach Schluß des Hochamtes eröffnet werden ſoll.

Der ungewöhnliche Menſchenzudrang und die Menge der brennenden Kerzen haben trotz offener Thüren und Fenſter in der kleinen engen Kirche eine unerträgliche Schwüle hervorgebracht. Der widerliche Geruch der ſchweißigen Kleider und ſchmierigen Stiefel vermengt ſich mit dem Qualm der Lichter und des Weihrauches. Die Wolken aus dem Rauchfaſſe wälzen ſich in blauen Wirbeln empor. Es iſt unmöglich, Luft zu bekommen; die Bruſt hebt ſich ſchwer und keuchend, und das leibliche Unbehagen des ſchweren Atmens wird im Verein mit der allgemeinen ſeeliſchen Spannung zu einem Gefühle unerträglicher Qual, einer grundloſen, unerklärlichen Angſt.

„Wenn es doch einmal ein Ende nähme!“ flüſtert die Gräfin nervös, indem ſie krampfhaft ihres Mannes Hand drückt.

Der Prieſter reicht das Kreuz umher. Es dauert eine gute halbe Stunde, bevor alle Anweſenden es geküßt haben. Endlich iſt die Kußzeremonie vorüber. Der Prieſter verſchwindet für einen Augenblick in der Sakriſtei und tritt hierauf wieder vor den Altar; in der Hand eine Papierrolle, an welcher das große Staatsſiegel hängt.

Ein langes, tiefes Aufatmen geht durch die Kirche, als ob die ganze Gemeinde auf einmal aus einer Bruſt ſeufzte. Aber in dieſem Augenblick tritt eine unerwartete Unterbrechung ein. Die ungeheure Menſchenmenge, der es nicht geglückt war, ſich in die Kirche zu drängen, hat ruhig draußen im Vorhauſe gewartet, ſo lange der Gottesdienſt dauerte.

Aber nun iſt ihre Geduld zu Ende. Durch die weit geöffnete Thüre wird ein gemeinſamer und unvorhergeſehener Anlauf nach vorne gemacht, der einen unbeſchreiblichen Wirrwarr verurſacht. Die Vornſtehenden fallen die Stufen zum Altar hinauf. Schreie, Flüche, Jammerrufe, weinende Kinderſtimmen.

„Mon Dieu, mon Dieu! prenez pitié de nous!“*) ſchluchzt die Gräfin faſt, obſchon ſie in ihrem geſchützten Chorſitz nicht das geringſte zu fürchten hat. Auch die Kinder ſind außer ſich vor Schrecken.

Nach einer Weile iſt die Ordnung in der Kirche wieder hergeſtellt. Abermals tritt eine geſpannte, lautloſe, andächtige Stille ein. Alle lauſchen begierig, mit angehaltenem Atem; nur da und dort drängt ſich ein dumpfes, unterdrücktes Röcheln aus der Bruſt eines aſtmatiſchen Greiſes, oder es beginnt ein Wickelkind zu weinen; worauf ſich aber die Mutter beeilt, es ſo nachdrücklich zu wiegen, daß es augenblicklich ſchweigt, wie von ihrem Willen gebannt.

*) Mein Gott! Erbarme Dich unſer!

Der Priester lieſt langſam, mit ſingender Stimme und die Silben dehnend, wie wenn er das Evangelium läſe. Das Manifeſt iſt in einer ſchwerfälligen, unverſtändlichen Kanzleiſprache abgefaßt. Die Bauern lauſchen, und wagen nicht zu atmen; aber wie ſie ihre Gehirne auch anſtrengen, erfaſſen ſie von dieſer Offenbarung, welche für ſie die Frage des Seins oder Nichtſeins entſcheiden ſoll, nur vereinzelte, unzuſammenhängende Worte. Der Sinn des Ganzen bleibt ihnen unklar. In dem Maße, in welchem die Verleſung zum Schluſſe neigt, erliſcht allmählich die leidenſchaftliche Spannung in ihrem Geſicht und verwandelt ſich in einen Ausdruck von blöder, erſchrockener Ratloſigkeit.

Der Prieſter hat die Verleſung beendet. Die Bauern wiſſen noch nicht mit Sicherheit, ob ſie frei ſind oder nicht, und — was für ſie die wichtigſte, brennendſte Frage, ihre Lebensfrage iſt — wem der Grund und Boden gehört?

Schweigend, mit geſenkten Häuptern beginnt ſich der Haufen zu zerſtreuen. Die herrſchaftlichen Wagen fahren Schritt vor Schritt vorwärts im Gedränge. Die Bauern weichen vor ihnen zur Seite und ziehen die Mützen, aber machen nicht die herkömmlichen tiefen Verbeugungen und beobachten ein ſonderbares, unglückverheißendes Schweigen.

„Euer gräflichen Gnaden, wir Euer, Sie unſer!“*) vernimmt man plötzlich mitten im allgemeinen Schweigen eine heiſere, trunkene Stimme, und ein zerlumpter Bauer in ſchäbigem Pelz und ohne Mütze, welcher ſchon während des Gottesdienſtes des Guten etwas zu viel gethan hat, drängt ſich an den Wagen und verſucht der Herrſchaft die Hand zu küſſen.

„Laß Dein Kriechen!“ ruft ergrimmt ein junger Mann mit rauhem und düſterem Ausſehen und ſtößt den Trunkenen zur Seite.

* * *

Am Abend desſelben Tages iſt die ganze Familie Woronzoff in der Gräfin kleinem Geſellſchaftszimmer verſammelt. Außer den Hausbewohnern und Mademoiſelle Julie ſind auch Tante Iwanowna und Oheim Semjon Iwanowitſch anweſend. Sonſt pflegen ſie an den Abenden in verſchiedenen Zimmern zu ſitzen; aber heute fühlen ſich alle beklommen und ängſtlich zu Mute, und das gemeinſame Unglück läßt ſie ſich in einen engen Kreis zuſammenſchließen. Die Gräfin liegt auf dem Sofa und hat Kopfſchmerz, und Mademoiſelle Julie wechſelt unaufhörlich den kalten Umſchlag auf ihrer Stirne; der Graf geht mit den Händen auf dem Rücken düſter und gedankenvoll im Zimmer auf und ab. Der Oheim hat ſich in eine Ecke ver-

*) Die gewöhnliche Grußformel der Leibeigenen.

krochen und läßt von Zeit zu Zeit ein tiefſinniges Puſten hören; und die Tante legt Karten, indem ſie ohne Unterlaß tiefe Seufzer ausſtößt.

Draußen iſt gegen Abend ein ſchrecklicher Schneeſturm losgebrochen. Es thut, als ob ein lebendes Weſen im Schornſteine herumführe und ein anhaltendes Angſtgeheul ausſtieße. Von Zeit zu Zeit fährt eine heftige Windsbraut daher, rüttelt an den Fenſterläden, peitſcht den Schnee gegen die Scheiben und klappert an den Dachplatten umher. Die Gräfin zuckt jedesmal zuſammen und fährt vom Sofa auf. Im Zimmer wird es immer dunkler und dunkler. Die Lampe auf dem Tiſch brennt trüb und qualmt, trotz alles Aufſchraubens. Es iſt klar, daß ſie des Nachfüllens bedarf, aber niemand kümmert ſich darum. Die Dienſtleute ſind heute wie fortgeblaſen, und niemand hat gerade jetzt Luſt, aufzuſtehen und den Bedienten zu rufen.

„Die Bauern auf Ljäsnowo haben vor einigen Tagen das Herrenhaus angezündet," fuhr Tante Arina plötzlich heraus.

„Und ſie werden wohl noch mehr anzünden," krächzte der alte Oheim aus ſeiner Ecke hervor.

„Ja, das iſt eine angenehme Suppe, die man uns da eingerührt hat!" fährt er nach einigen Augenblicken in einem düſteren, prophetiſchen Tone fort. „Wir werden ſehen, wie ſie uns ſchmecken wird, wenn wir ſie ausеſſen müſſen. Die dort — er wies mit der Hand auf Mademoiſelle Julie — kann uns erzählen, wie es in ihrem Lande 1789 zuging!"

„Mon Dieu, mon Dieu, que l'avenir est terrible!"*) ſeufzte die Gräfin.

„Hört doch mit Eurem dummem Geſchwätz auf! Der ruſſiſche Bauer iſt kein Jakobiner," ſagt der Graf ſcherzhaft, aufmunternd; aber man merkte, daß der Ton erkünſtelt, und daß er ſelbſt alles andere als ruhig iſt.

„Ach nein, Mikaïl, unſere Bauern ſind wilde Tiere, unſere Bauern ſind ſchlimmer, als die franzöſiſchen!" Die Gräfin richtet ſich in heftiger Gemütsbewegung auf ihren Ellenbogen empor. „Du weißt ſelbſt, daß uns die Bauern haſſen! . . ."

Die Thüre zum nächſten Zimmer knarrt in ihren Angeln. Alle fahren zuſammen und ſehen ſich ängſtlich um, und die Gräfin ruft ein erſchrecktes „Ah!"

Es iſt der Diener, welcher kommt, um anzumelden, daß der Thee aufgetragen ſei.

* * *

*) Mein Gott! Welch' ſchreckliche Zukunft.

Es ist für Wjera Zeit, zu gehen und sich zu legen. Sie findet die Kinderstube leer. Sie öffnet die Thür zum Gang. Aus dem Dienerzimmer, wo die Leute zu Abend essen, dringt ein undeutlicher Lärm von Stimmen, ein Klappern mit Messern und Tellern und lautes Lachen herauf.

Es ist Wjera streng verboten, in das Dienerzimmer hinunterzugehen; aber diesen Abend hat man sie ja vergessen. Sie fürchtet sowohl als sie wünscht, zu sehen, was dort unten vor sich geht. Einige Augenblicke steht sie unentschlossen. Aber sie ist nicht furchtsam, die Neugierde gewinnt die Oberhand, und Wjera fliegt wie ein Pfeil in das Kellergelaß hinunter.

Dort ist große Gesellschaft. Am Vormittag war die Gefühlsstimmung etwas sehr gedämpft, ja sogar gedrückt; sie wagten noch nicht an das Geschehene zu glauben. Aber jetzt gegen den Abend zu ist die Stimmung eine bedeutend gehobenere geworden. Bei der Abendmahlzeit ist die Branntweinflasche rundgegangen; alle haben sich dieselbe wohl schmecken lassen — irgendwelche Zurückhaltung kommt nicht mehr in Frage. Überall sieht man glühende Gesichter, schwimmende Augen, zerraufte Köpfe.

Ein scharfer Geruch von Kohlsuppe und geröstetem Brot, vermengt mit dickem Branntweindunst und einem augenbrennenden Tabaksqualm — Tabak von der allerschlechtesten Gattung — eine mißtönende Musik von einer Ziehharmonika, trunkene Stimmen, die durch- und übereinander schreien: das ist es, was Wjera beim Eintritt in die Dienerstube entgegenkommt. Beim Anblick des jungen Fräuleins wird es plötzlich stille. Aber nur für einen Augenblick — dann beginnt das Unwesen aufs neue.

„Fräulein, liebes Fräulein! Kommen Sie her, fürchten Sie sich nicht!" läßt sich des Kutschers lallende Stimme vernehmen. „Sitzt die Herrschaft oben und weint? Sie ist wohl traurig, daß sie uns nicht länger kujonieren darf?"

„Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr! Niemand hat Euch kujoniert. Mein Vater und meine Mutter sind gut, aber Ihr seid schlecht und undankbar!" stößt Wjera fast schreiend hervor, zitternd vor Gemütsbewegung, und stampft in ohnmächtigem Zorn auf den Boden. Das Woronzoffsche Blut ist erwacht. Sie hätte die schamlosen Sklaven schlagen, peitschen mögen. Ihr Groll und der gekränkte Stolz haben jede Furcht verschwinden lassen.

„Nicht kujoniert? Jaso, nicht? Aber des Fräuleins seliger Großvater dann, wie viele Arme hat er nicht zu seiner Zeit unterdrückt und verdorben? Weshalb hat er den Schreiner-Andrjuschka gezwungen, Soldat zu werden, da nicht die Reihe an ihm war? Weshalb hat er die arme Arinja in die Viehställe verwiesen?" riefen mehrere Stimmen von verschiedenen Seiten durcheinander.

Die Ziehharmonika schwieg. Alle Dienstleute sammelten sich zu einem Klumpen und überschütteten Wjera mit Geschichten aus der „guten, alten Zeit“ — unheimliche, empörende Geschichten, dergleichen sie niemals geträumt hatte.

„Aber das war der Großvater, das — Vater und Mutter sind gut!“ Wjera schreit nicht mehr; ihre Stimme ist leise geworden, schluchzend und verschämt. Es entsteht ein Augenblick des Schweigens.

„Ja, über die junge Herrschaft ist nichts zu sagen, die ist gut!“ geben einige wie widerwillig zu.

„Freilich, jetzt ist der gnädige Herr zahm geworden; aber als er noch ein Junggeselle war, ging er unseren Mädchen nach, wie alle anderen!“ fällt die alte betrunkene Köchin boshaft ein . . .

„Ihr gottlosen Verführer, habt Ihr nicht einmal Scheu vor dem unschuldigen Kind!“ läßt sich plötzlich Njanjas Stimme hören.

Sie hatte schon lange ihren Schützling vermißt und das ganze Haus nach ihm durchsucht; aber es war ihr nicht eingefallen, in der Dienerstube nachzusehen.

* * *

Es dauerte lange, bevor Wjera diese Nacht schlafen konnte. Eine Menge neuer, schrecklicher, demütigender Gedanken wirbelten durch ihren Kopf. Sie hätte selbst nicht erklären können, worüber sie so traurig war, weshalb sie das bittere, peinigende Gefühl der Scham empfand. Sie liegt nur da und weint und weint.

Aber aus dem Keller herauf hört man immer noch das Getrampel schwerer Füße, die Mißtöne der Ziehharmonika und einen undeutlichen Lärm von trunkenen, singenden Stimmen.

Schmutz — Schmutz — Schmutz!

Streiflichter auf die Zeitgeschichte.

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

„Wahn — überall Wahn!“ singt Meister Hans Sachs, wenn er in Stadt- und Weltchronikblättern die Ereignisse seiner Zeit langsam an seinem Geist vorübergleiten läßt. Ach, solch schöner Empfindsamkeit können

wir uns leider nicht hingeben, wenn wir einen Blick auf die letzten Bewegungen der ganzen Welt werfen, auf die großen Ereignisse, welche einige Wochen lang die allgemeine Teilnahme im Bann gehalten haben und noch gegenwärtig halten. Gleich blendenden elektrischen Streiflichtern fiel auf die Gesellschaft fast jedes europäischen Landes der faulige Glanz eines unerhörten Skandals, der uns blitzartig den ganzen Schmutz, die riesenhaften Eiterbeulen erkennen ließ, welche den Körper der verpesteten Kultur bedecken, in der wir noch immer gefangen sind, unter der wir leiden und seufzen. In der That, es ist eine furchtbare, grauenvolle Symbolik in der Weltgeschichte, und die Blindheit eines Belsazar gehört dazu, nicht eine furchtbare Warnung, nicht den flammenden Kometen, das Vorzeichen wilder Stürme, in jenem einzigen, noch nie dagewesenen gleichzeitigen Zusammentreffen der europäischen Skandale zu erblicken. Aber wer statt der billigen Peitsche des Bußpredigers das Seziermesser des Soziologen erfaßt, wird mit einem wahren wissenschaftlichen Genusse in den eben aufgedeckten Pestbeulen umherwühlen und an jedem die klinischen Symptome des nationalen Milieu entdecken und aus der örtlichen Eigenart der mannigfaltigen Erscheinungen den Charakter und das Grundleiden der Gesellschaft jedes einzelnen Landes entwickeln können.

Deutschland hat sich immer mehr zum klassischen Lande der kapitalistischen Wirtschaft herausgebildet: drei kleine Parteien, Börsenjobber, Großindustrielle und Großgrundbesitzer beherrschen Presse, Gesetzgebung, Wissenschaft, saugen das Mark des Landes aus, stecken die Früchte unseres Schweißes, die Arbeit unserer Hände ein, und unser ganzes öffentliches Leben ist im Zanken und Beißen dieser drei Bestien um den Fleischklumpen zwischen ihnen, der sich das deutsche Volk nennt. Die rücksichtsloseste Wut, sich zu bereichern, erfüllt sie, welche Wahrheit, Moral, geistiges Leben schonungslos mit Füßen tritt; nichts hat Wert, was nicht hohe Zinsen trägt, und nur die hohe Ziffer ist ihr Ideal, das Geld hat für sie keinen andern Zweck in der Welt, als sich selbst zu vermehren. Um den Profit zu steigern, schließt man die Grenzen fester und fester zu, indes Millionen hungern und hungern trotz fleißigster Arbeit Tag und Nacht und das Brot fast ein Luxusding wird, was das Fleisch schon längst geworden. Um den Profit zu steigern, thun sich die Reichen, welche die Auflagen allein verteilen und ihre Mitbürger abschätzen, zusammen, um gemeinsam den Staat zu verkürzen und die unerschwingliche Steuerlast allein auf die Armen und Elenden abzuwälzen, welche ja dem Machtspruch jener reichen Selbstlinge, die zugleich die Einschätzer sind, rettungslos ausgeliefert sind. Ja, um des Profits willen wird die Sicherheit, das Menschenleben in der ganzen Welt für nichts geachtet, und von einer

einzigen Stelle, von einem einzigen Werke einer westphälischen Stadt aus, das gewissenloseste Spiel mit dem Dasein der ganzen Menschheit getrieben.

Hier in Deutschland ist es die kapitalistische Tyrannei, welche unumschränkt herrscht, und der gegenüber sich das Zuchthaus als einziger, ach leider allzu schwacher Damm aufgerichtet findet. Anders ist das Bild des Kampfes zwischen der kapitalistischen Profitwut und dem Recht der Arbeit in Frankreich. Auch dort ein unerträglicher Druck, eine Ausbeutung der Zeit und Kraft der Armen, welche zuletzt fast über Menschliches hinausgeht, verbunden mit den kleinlichsten Chicanen und Quälereien jeder Art. Da erhebt sich ein Teil der Allergeplagtesten, die Omnibuskutscher. In Ruhe und Ordnung thun sie sich zusammen und treiben die Frechheit so weit, nur zwölf Stunden täglich der Gluthitze, dem Hagel, den Stürmen ausgesetzt sein zu wollen. Die Gesellschaft ihrer Brotherren hört sie nicht einmal an — sie dürfen nicht ihre Forderungen zu den Ohren ihrer Herren bringen — in der That, weiter hat der Kapitalismus seine Frechheit noch nicht getrieben, so lange die Welt steht. Da geschieht das Unerhörte: Paris, für welches der Omnibus ist, was der Fuß für die Menschen, Paris, die Riesenstadt, bleibt zwei Tage wie gebunden, schlimmer als in den Zeiten der Kommune, jeder Verkehr stockt, jedermann erleidet unberechenbaren Schaden — der Kapitalismus zuckt einfach die Achseln, er kann nichts von seinem Profit verlieren. Ich danke dem Glück, das mich gerade in diesen Tagen des interessantesten Kampfes, der je zwischen Kapital und Arbeit ausgefochten wurde, in Paris weilen ließ. Hochmut kommt vor dem Fall. Mit einer herrlichen Einmütigkeit, wie sie in Deutschland unmöglich wäre, steht die ganze Bevölkerung, die Presse den Unglücklichen zur Seite, die ihre letzte Hoffnung auf den einen Streich gesetzt hatten — und die Polizei, die öffentliche Macht ist dieser Stimmung gegenüber entthront: sie wagt nicht den Profitmachern den angerufenen Beistand zu gewähren, sie hat nicht den Mut, die Gefahr einer Revolution heraufzubeschwören, sie tritt kläglich beiseite und läßt das Proletariat, das stets höflich aber eisenzäh seine Sache führt, jeden Verkehr, jede Ausfuhr der Wagen in den Straßen verhindern. Zwei Tage dauert der Kampf, das Kapital erleidet enorme Verluste und entschließt sich endlich zum erbärmlichsten Rückzug, gezwungen in allen Punkten nachzugeben. Das schien mir klar aus jenen Geschehnissen hervorzugehen, daß das Proletariat in Frankreich weit eher als in Deutschland Aussicht hat, im wirtschaftlichen Kampfe Vorteile zu erlangen, sofern es seine Forderungen in mäßigen Grenzen hält und in geschlossenen Reihen die äußerste Haltung bewahrt, da die Polizei in Frankreich, fast machtlos, niemals wagen wird, sich der öffentlichen Meinung entgegenzustellen.

Ganz anderer Natur wieder sind die sozialen Zeichen, welche aus England herüberblitzen. Hier ist es die Gesellschaft im engeren Wortsinne, in deren Mitte sie sich allein abspielen. In Deutschland haben wir wohl Cliquen, Interessengemeinschaften, aber keine Gesellschaft. Die das Leben ausschmückende Thätigkeit, die Mannigfaltigkeit des Genußlebens sind ein unentbehrliches Zeichen einer Gesellschaft. In Deutschland genießt niemand, hier will man nur verdienen, und mit dem Verdienten prunken. Die französische Gesellschaft ist harmlos, das Vergnügen ihr einziger Zweck, sie ruht auf einem wohlgesicherten wirtschaftlichen Grunde und lebt in den Grenzen einer musterhaften Erziehung. Glückliches Land, in dem die Höflichkeit und Ritterlichkeit Nationaltugenden sind, unentbehrliche Bedingungen, um in seiner „Gesellschaft" zu leben. Roh, brutal, rücksichtslos zeigt sich die englische Gesellschaft, Raub und Plünderung und die Aussaugung fremder Länder haben ihre materielle Grundlage geschaffen, Räuberei, Ehebruch, Notzucht, Drohung in den brutalsten Formen sind noch heute ihre einzigen Daseinszwecke, Schamlosigkeit und Größenwahn, der sie nichts auf der Welt außer ihr selbst sehen läßt, mit denen sie dem eigenen Volke den Fuß auf den Nacken setzt, sind ihre Charakterzüge. Jede Spur eines Gewissens, einer Rücksicht auf die öffentliche Meinung ist hier verloren gegangen: lächelnden Antlitzes sieht sich einer der Edelsten des Landes als gewerbsmäßiger Falschspieler entlarvt und beantwortet den in jedem anderen Lande ehrvernichtenden Spruch des Gerichts durch eine Anzeige seiner Heirat mit einer reichen Erbin, und um ihn gruppiert sich eine Gesellschaft der vornehmsten Familien, welche in ihrem eigenen Hause ihren Gästen gegenüber Spionendienste verrichtet, in ihrer Mitte der Kronprinz des Landes, nie ohne Spielmarken in der Tasche seinen Palast verlassend, und seine getreuen Unterthanen anpumpend. Derselbe Thronerbe, den einige Jahre früher noch heute unwiderlegte Enthüllungen als — — doch genug dieser bösen Geschichten!!

Diese drei Bilder stellen die Hochländer der modernen Kultur dar, denen die Gesellschaft anderer Länder Europas zwar an Brutalität, aber nicht an Raffinement gleich kommt. Die Skandale der anderen Länder zeigen uns Zustände, in denen noch nicht die sozialen Kämpfe, geflickte Schienen und falsche Karten herrschen, sondern in denen noch Gift und Dolch, Flinte und Knute die wichtigste Rolle spielen. Den Übergang von der alten Barbarei zur modernen Kultur stellt uns Italien dar; überall erst die Anfänge einer höheren Kultur, nicht mehr Raub und Totschlag, sondern die Geheimbünde, die gesellschaftliche Vehme, unterstützt durch Drohungen, Gift und Sprengstoffe, wie sie sich in dem Prozesse der Maffia von Bari enthüllen. Auf der untersten Stufe der Zivilisation, in schwärzester Roh-

heit verharren noch die Türkei und Rußland. Dort die grauenvollste Unsicherheit der wichtigsten öffentlichen Straßen, Wegeraub an Fremden, Geißeln auf Lösegeld, wie in den Urzeiten der Balkanhalbinsel, wo der Mensch nur Kaufmann oder Räuber war — an der Newa und Wolga aber sind die letzten sechshundert Jahre spurlos vorübergeschritten, und hochmütig verachtet man die Lehren der Weltgeschichte, man glaubt das Wohl des Landes noch in der Reinheit des Stammes zu sehen und die wirtschaftliche Lage zu verbessern, indem man die Erwerbsgeschicktesten über die Grenze jagt, man macht das Bürgerrecht noch abhängig von der Stammesverwandtschaft, man beraubt sich selbst der findigsten Köpfe und giebt dem eingeborenen Schwachsinn Recht, und jagt ganze Völkerscharen heimatlos und ruhelos durch die weite Welt. Wahrlich, man glaubt sich solchen Thatsachen gegenüber im neunzehnten Jahrhundert — vor Christo, wo dergleichen kindische Zivilisationsmethoden den Höhepunkt der Kultur bezeichnen mochten.

Die ganze Kulturgeschichte liegt zwischen den geflickten Schienen des Herrn Baare und den Judenaustreibungen des Herrn Pobedonoszeff, die ganze Kulturgeschichte mit all ihren seltsamen Spiralwindungen, ihren Irrtümern, ihren Fortschritten der Gesellschaftskunde und der Technik. Und doch derselbe Schmutz, derselbe Makel, die gleiche Gemeinheit, die gleiche Niederträchtigkeit des Willens in allen Ländern, nur die Ausdrucksformen verschieden, dort bis zur höchsten Vollendung der Heuchelei und Feinheit getrieben, hier naiv und unentwickelt. Sollte man nicht fast glauben, in dieser seltsamen Gleichzeitigkeit unerhörter europäischer Skandale liege ein höherer Wink, an der Menschheit und ihrem Willen zu verzweifeln, und alle Versuche einer höheren Entwickelung nicht der Daseinsformen, sondern des Daseins selbst für immer aufzugeben? Sollte man nicht meinen, die Menschen blieben sich in der erdrückenden Mehrzahl an Bosheit des Charakters gleich und nur die Kunst der Ausübung wechsele, und dieser Wechsel des Ausdrucks allein sei das, was Dichter und Träumer Kultur nennen?

Auf der Hochwildjagd.

Von Karl Sachers.

(Nachendorf.)

Es war früh am Morgen, als ich über das holperige Pflaster des Städtchens hinausfuhr in die herbstliche Pracht. Gewehr und Jagdtasche lagen an meiner Seite. Die im wolkenlosen Osten aufgehende Sonne

und die in wundervoller Klarheit vor mir liegende Gebirgskette verſprachen einen ſchönen Tag. Raſch fuhren wir dahin. Kartoffel- und Rübenfelder dehnten ſich zu beiden Seiten der Straße aus. Bäume, mit Obſt beladen, umſäumten ſie. Fleißige Landleute zogen, mit Korb und Hacke verſehen, die Feldwege entlang und ihre Geſtalten hoben ſich ſcharfumriſſen am Horizont ab.

Mein Blick fiel auf eine an der Straße erbaute, von einigen Linden beſchattete Kapelle. Ein junges Mädchen in ländlicher Kleidung, das davor gekniet hatte, erhob ſich eben und ging, ein Körbchen am Arm, mit meinem Gefährt in gleicher Richtung dahin. Seine Bewegung war nicht ſo leicht und elaſtiſch, als es ſeine Jugend und das wohlgebildete Äußere vermuten ließen. Als ich an ſeiner Seite fuhr, ließ ich den Kutſcher halten.

„Willſt Du mitfahren?“ fragte ich.

„Nun, wenn's der Herr erlaubt!“ erwiderte das Mädchen.

Ihre Stimme klang gedrückt. Sie nahm an meiner Seite Platz, das Körbchen ſtützte ſie auf eines ihrer Kniee. Während wir dahin rollten, hatte ich Zeit, ſie zu betrachten. Es war ein kräftig geſchnittenes, hübſches, wenn auch etwas ſtark gerundetes Geſicht mit dunklen, feurigen Augen und etwas ſinnlich geformtem Munde. Das Haupt umhüllte ein rotes Tuch, unter welchem dicke braune Zöpfe hervorlugten. Auf ihren Zügen aber haftete der Schatten des Kummers.

„Warum ſo traurig?“ fragte ich die Kleine. „Liebesſchmerzen, was?“

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Geliebter untreu geworden?“

„Ach nein. — Wenn's nur das wäre!“

„Alſo Schlimmeres?“

Wiederholtes Kopfnicken in Begleitung eines tiefen Seufzers.

„Möchteſt Du mir den Grund Deines Kummers nicht mitteilen?“

„Ach ja! Wenn's den Herrn nicht langweilen thät'.“

„Durchaus nicht, liebes Kind,“ beruhigte ich ſie.

„Na, ſehen S',“ begann ſie, „wenn mich der Liebſte verlaſſen hätt', ſo wär' das freilich ein Unglück; aber das hätt' ich doch nur allein zu tragen. Aber das Schickſal, das meinen Franzel betroffen hat, iſt ein Unglück für uns Beide und,“ ſchloß ſie, tief aufſeufzend, „das iſt halt viel ſchlimmer.“

„So iſt Dein Liebſter wohl krank geworden?“

„Ja freilich,“ erwiderte ſie und ihre Worte quollen nun ſchnell und erregt aus ihrem Munde, „jetzt iſt er krank, weil die Leut' einen abſcheulichen, ſchändlichen Verdacht auf ihn g'worfen haben; weil er ein ſchlechter

Menſch, ein Dieb ſein ſoll und weil 's mit den Fingern auf ihn zeigen und ihm aus dem Weg' gehen, als wenn die Peſt an ihm haften thät'! — Und doch giebt's keinen beſſeren, keinen braveren und ehrlicheren Bub' als wie den Franzel, und das ganze Gered' von die Leut' iſt nichts als lauter Lug und Trug."

„Es iſt ſchön von Dir, daß Du von Deinem Liebſten eine ſo gute Meinung haſt," entgegnete ich, „das wird ihm ſeine Sorgen erleichtern."

„Ja, ja. — Aber wenn es nur das wäre," ſprach ſie trübſelig.

„Ein Leides hat er ſich anthun wollen," rief ſie leidenſchaftlich aus, „ein Meſſer hat er ſich aus lauter Deſperation in die Bruſt geſtoßen!" Sie hielt ſich das Sacktuch vors Geſicht und ſchluchzte. „Und an all' dem Unheil iſt nur der Buſchjörgel ſchuld! Der Lump, der Dieb!"

„Warum denn eben der?"

„Na, weil er und kein Anderer es iſt, der dem Teichbauer ſein Geld geſtohlen hat."

„So? Wer iſt denn eigentlich der Buſchjörgel?"

„Das iſt ein Bauersſohn unten in Breitenbach," entgegnete ſie. „In dem nämlichen Dorf dient auch mein Franzel als Großknecht. — Wenn's der Herr nicht übel nehmen thät', möcht' ich ihm wohl den ganzen Hergang erzählen."

„Das wünſche ich eben," erwiderte ich.

Sie ſchlug einen Moment die Augen nieder und auf Wangen und Stirn flammte eine liebliche Röte.

„Alſo ſehen S'," begann ſie, „die Sach' war ſo: bei der letzten Pfingſtmuſik hat ſich der Buſchjörgel in meiner Näh' viel zu thun gemacht. Endlich, wie der Franzel aufs Muſikantenchor hinaufgegangen iſt, um für mich einen „Steieriſchen" zu beſtellen, weil ich den gar ſo gern tanz', kommt der Jörgel heran, um mir zu ſchänken. Beſcheid hab' ich ihm thun müſſen; das iſt bei uns ſchon ſo Mod' und Brauch. Wie er aber ang'fangen hat, ſchön zu thun, wie er g'ſagt hat, daß ich ihm gut g'fall', daß ich ſeine Frau werden müſſe und daß ich den armen Schlucker, den Franzel, laufen laſſen ſollt', da iſt mir halt die Galle in Kopf g'ſtiegen, und ich hab' meiner Zunge freien Lauf g'laſſen. „Sonſt haſt keine Schmerzen?" hab' ich ihm zugerufen. „Du wärſt mir eben der Rechte! Ich kann nur einen braven, rechtſchaffenen Burſchen brauchen, aber nicht ſo einen Mondſcheinjager, wie Du einer biſt! Verſtehſt?" Na, da hatte ich halt ein Wörterl zuviel gered't! Kreideweiß iſt er vor mir g'ſtanden und die Augen hat er gerollt, die Fäuſt' hat er geballt, als wenn er mich umbringen wollt'. „Ich hab' nur zwei Freuden auf der Welt," hat er dann g'ſagt, „die erſte iſt meine Büchſ',

das Schießen draußen im grünen Wald, und die andere Freud', Reserl, die bist Du! Und so wie ich die Grünröck' hasse, die mir meine erste Freud' verderben woll'n, so hasse ich auch den Burschen, der Dich mir rauben will, wegen dem Du mich beschimpft hast! Schießen gehen ist keine Schand'," sagte er weiter. „Ich thu's nicht des Verdienstes halber, denn ich brauch's nicht; ich thu's nur der Freud' wegen und ich bin angesehen trotzdem im ganzen Dorf! Aber pass' auf, Dirn! Der Franzel wird noch einmal einen Schandfleck auf sich tragen, daß ihm niemand einen Trunk anbieten, noch von ihm begehren wird; und dann, Reserl," — meinte er höhnisch — „wirst am End' noch an den „Mondscheinjager" denken!" So ging er fort!"

Das junge Mädchen atmete bei der lebendig gewordenen Erinnerung an jene Scene tief auf.

„Zwei Monate später," so erzählte Resi weiter, „sind der Teichbauer und die Bäuerin nach Oberwies zum Kirchfest g'fahren. Nur der Franzel und zwei Mägde sind am Hof geblieben. Wie die Bauersleut' z'Haus kommen sein, haben's wahrg'nommen, daß man sie während ihrer Abwesenheit bestohlen hat. Fünfzig Silberthaler, einige Schaumünzen und eine silberne Uhr waren aus einer Schublad' im Schlafstübel verschwunden. Auf wen ist der Verdacht g'fallen? Auf die Dienstleut'! Wie nun der Kühbub' im Pferdstall unter dem Bett des Franzel noch dazu eine der gestohlenen Schaumünzen g'funden hat, so haben s' natürlich Alle geschrien: „Der Großknecht, der Franzel, ist der Dieb." Ich werd' den Tag nie vergessen, wie der Gendarm gekommen ist, um den armen Burschen zu verhören und abzuführen. Ahnungslos hat er ihm zuerst Red' gestanden. Wie aber der Gendarm von dem gefundenen Geldstück gesprochen hat, wie ihm erst jetzt der Gedanke aufgestiegen ist, daß man auf ihn Verdacht geworfen haben könnt', und wie der Bauer, als ihm der Franzel erschrocken zurief: „Am End' soll wohl ich der Dieb sein?" gar höhnisch lachend mit dem Kopf genickt hat, da ist mein Liebster wütend auf ihn gestürzt und es wäre dem Teichbauer schlecht gegangen, wenn der Gendarm und der Jungknecht ihm nicht g'holfen hätten. — Und wie sich der arme Bursch, ohne weiter ein Wörterl zu reden, dann binden und wegführen hat lassen," fuhr das junge Mädchen leiser und die Hände ringend fort, „o es war zum Gott erbarmen und ich könnte es ein zweitesmal nicht überleben."

„In der Stadt, beim Gericht," fuhr sie nach einer Pause fort, „hat sich der Franzel eben so verzweifelt benommen, wie z'Haus; nur in anderer Weis'. Er hat nichts gered't und nichts gegessen. Da hab' ich mich selbst zum Verhör gemeldet. Ich hab' den Herren dort erzählt, was für Drohungen der Buschjörgel bei der Tanzmusik gegen den Franzel ausgestoßen hat. Ich

hab' mir auch weiter kein Blatt vor den Mund genommen, sondern hab' g'rad' 'raus g'sagt, daß der Buschjörgel der Dieb sei, und daß nur er den Schauthaler durchs Stallfenster zu dem Franzel seinem Bett geworfen haben könne. — Jetzt haben s' den Buschjörgel auch eingesperrt. Aber da wär' eher von dem Teufel eine arme Seel' herauszukriegen gewesen, als von dem verstockten Lump ein Wörterl, und sie mußten ihn nur wieder laufen lassen. Weil nun der Franzel doch als ein ehrlicher Bursch bekannt ist und man ihm nichts Schlechtes beweisen konnte, so haben's ihn endlich freig'lassen. — Aber was hat 's ihm genützt? Arbeit kann er in der Näh' nicht mehr erhalten, der Schandfleck bleibt auf ihm sitzen, und der arme Bursch hat sich das so zu Herzen g'nommen, daß er sich nach dem Leben getrachtet hat." — Resi schwieg und seufzte tief auf. „Jetzt bitt' ich, daß S' halten lassen," bemerkte sie nach einer Pause. „Ich muß hier von der Straße abgehen. Ich will zu ihm."

Der Wagen stand und sie sprang heraus. Sie reichte mir die Hand zum Gruß und ich drückte sie mit warmer Teilnahme. Meine Versicherung, daß auch ich ihren Franzel für unschuldig und den Buschjörgel für den Dieb halte, rührte das Mädchen und mit einem „Schön' Dank" und „Behüt' Gott" bog dasselbe in den nächsten Waldweg ein.

Ich näherte mich in Gedanken versunken, nun immer mehr den hohen, farbenreichen Bergen.

Schon umfing mich die Ruhe des Waldes und ich atmete den aus welkenden Blättern aufsteigenden, herbstlich kräftigen Duft. Zu meiner Linken breitete sich ein aus Buchen und Nadelholz gemischter Hochwald aus. Die säulenförmig gegen den Himmel ragenden Schafte verästeten sich erst in kolossaler Höhe, um sich zu einem herrlichen Naturdom zu wölben. Grünes, weiches Moos, mit gelben und roten Blättern bestreut, bedeckte den Boden,

Zur Rechten gestaltete sich das Terrain zu steilen, mit Fichtenpflanzungen bedeckten Hängen. — Bald trat der Hochwald zurück und es eröffnete sich mir über eine große Waldwiese hin, die Aussicht nach dem, an der jenseitigen Lisière stehenden Forsthaus. Ein, in dammähnlicher Form hergestellter Weg, vermittelte die Verbindung zwischen ihm und der Straße, während ein hoher Wildzaun die Landschaft in ihren niederen Teilen gürtelähnlich umfing.

Mein Kutscher stieg ab, um zu öffnen. Einige Minuten später hatte ich das Forsthaus als Ziel meiner Fahrt erreicht. Ein schöner Hühnerhund sprang mir bellend entgegen, wobei einige schwerfällig daherlaufende Dächsel wacker sekundierten. Ein kurzer Pfiff aus dem Munde ihres an der Thür stehenden Herrn rief die wachsamen Tiere zur Ruhe.

Digitized by Google

Ich wurde von dem Oberförſter freundlichſt empfangen. Er geleitete mich in die mit Waffen und Geweihen ausgeſchmückte Wohnſtube, wo er mich ſeiner Frau, einer ſtattlichen Matrone, vorſtellte. Der Oberförſter ſelbſt — ein Mann im Beginne der Sechzig — war eine lange, hagere Figur. Das ſchmale, ſcharfgeſchnittene Geſicht erhielt durch einen ſchwarzgefärbten, ſteif gewichſten Schnurrbart einen militäriſchen Ausdruck.

„Schön, daß Sie da ſind," begann er. „Hab' einen Kapitalhirſch oben am Wolfsriegel. — Vierzehnender! — Das Beeſt iſt ausgebrochen und ich habe von der Forſtdirektion den Auftrag, es abzuſchießen. Wollte den Hirſch ſchon auf der Birſch erlegen. Aber dachte an Sie. Können Ihr Meiſterſtück machen. Förſter Holzig und mein Adjunkt, welche ich abſpüren geſchickt habe, kommen ſoeben zurück," ſetzte er, durchs Fenſter blickend, hinzu. „Wir werden nun hören, wie es ſteht."

Die Genannten traten ein. Der Adjunkt war ein junger, ſchlanker Mann; Holzig ſtand im Alter des Oberförſters. Kopfhaar und Schnurrbart waren weiß, der Körperbau markig und gedrungen.

Nachdem uns der Oberförſter miteinander bekanntgemacht und wir uns die Hände gedrückt hatten, berichtete Holzig, daß der Hirſch noch am Wolfsriegel ſtehe; daß es aber die höchſte Zeit ſei, ihn abzuſchießen, da die „Preußiſchen" — der Trieb lag an der Landesgrenze — in der Nähe jenes Ortes eine Durchforſtung begonnen hätten und der Hirſch ſtündlich ſeinen Stand wechſeln könne. Der Oberförſter zeigte ſich mit dem Rapport zufrieden. Schnell wurde noch ein Frühſtück eingenommen und dann aufgebrochen.

Wir ſchritten wacker aus. Zwiſchen Fichten und Birkengehölz ſtiegen wir eine volle Stunde, bei bald größerer, bald geringerer Steigung bergan, bis wir uns endlich dem ſogenannten „Wolfsriegel", einer hochgelegenen Einſattlung, näherten. Die Treiber waren unter Führung eines Förſters bereits abgebogen, um in ihre Stellungen zu gelangen. Der erſte Schütz wurde nun poſtiert. Einige Minuten ſpäter hatte auch ich meinen Stand erreicht. Ich richtete mich darauf ein, das heißt, ich beſah mir den Ausſchuß, bog einige Zweige zur Seite, brach andere herab und lud das Gewehr.

Ich war allein. — Meine Nachbarſchützen konnte ich zwiſchen dem uns trennenden Gehölz nur mit Mühe entdecken. Sie ſtörten den Eindruck der Waldeinſamkeit nicht im geringſten. Der Ort, wo ich ſtand, trug einen wildromantiſchen Charakter. Ein ſchluchtenartiger, teilweiſe mit Geröll angefüllter Hohlweg zog ſich den Berg herab. Einige der, an ſeinen Rändern ſtehenden Fichtenſtämme waren vom Sturme entwurzelt und in den Hohlweg

hinabgeworfen worden, wobei die Wurzelstöcke große Erdscheiben ausgerissen und dadurch neue Höhlungen gebildet hatten. Ein Wildbach floß mit hohlem Geräusch von Staffel zu Staffel, Büschel von Farrenkräutern standen zu beiden Seiten desselben und neigten ihre gefiederten Blätter über das klare Gewässer. An den mich umgebenden Berglehnen waren vereinzelte Felsenmassen aufgetürmt, welche zwischen dem sie einschließenden Gehölz Trümmer von Ruinen glichen, und über all' diesem lag die gelblich dämmerhafte Beleuchtung der sich durch die Kronen der alten, bemoosten Bäume mühsam durchdrängenden Herbstsonne. Einige Meisen hüpften piepend zwischen den Zweigen und von der Ferne klang das eintönige Pochen eines Spechtes.

Nun trug ein leiser Wind die Klänge eines Hüfthornes zu mir herüber und gleich darauf von der Treiberlinie her gedämpftes Rufen und Klopfen. Die Jagd hatte begonnen.

Ich richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf das vor mir liegende Gehölz, an das sich ein dichter Hau, der eigentliche Standort des zu jagenden Wildes, anschloß. Nichts entging meinem Auge, nichts meinem Ohr. Ich sah jeden Zweig, der sich neigte, hörte das Knistern der abfallenden, im Luftzug sich schaukelnden Blätter, das Lispeln und Säuseln, das, wie von Geistern hervorgebracht, das Atmen des Waldes bedeutet. Bald vernahm ich in meiner Nähe die im schnellen, scharfen Tempo sich nahenden Tritte eines Stückes Wild. Ich zog das Gewehr enger an mich und horchte. Da plötzlich, wie hingezaubert, kaum dreißig Schritte von mir entfernt, stand, durch Fichtenanflug halb verdeckt, die majestätische Gestalt des gejagten Hirsches vor meinen Blicken.

Welch ein herrlicher Vorwurf für den Maler! Den mit schlankem, vielfach verästetem Geweih gezierten Kopf auf mich gerichtet, sah er mich mit seinen klugen Augen an. Das Gemälde war zu schön, als daß ich es hätte zerstören sollen. Auch widersprach es meinem waidmännischen Stolze, den Hirsch im Zustand der Ruhe und auf so geringe Entfernung zu erlegen. Der Naturfreund besiegte in mir den Jäger. Ich betrachtete, vielmehr ich maß bewundernd das königliche Tier. Endlich bekam der Hirsch den Wind und mit mächtigen, anmutigen Sätzen flüchtete er dahin.

Meine Jägernatur machte sich nun geltend. Schnell zog ich das Gewehr an die Backe und drückte ab.

Ich hörte den Kugelschlag, sah, daß der Hirsch zeichnete. — Ich hatte getroffen! —

Ungeduldig erwartete ich das Signal zur Beendigung des Triebes. Als es erscholl, eilte ich auf den Anschuß, wohin mir der Oberförster und Holzig folgten. Wir entdeckten Schweiß, aus dessen Beschaffenheit die alten

Jäger erkannten, daß der Hirsch einen Lungenschuß erhalten und somit tötlich krank sei. Förster Holzig verbrach den Anschuß; dann wurden die Schweißhunde auf die Spur gebracht. Sie nahmen diese sogleich auf. Mit Gier zerrten sie vorwärts und ihr Führer mußte seine ganze Kraft aufbieten, um sie zu mäßigen und ihnen folgen zu können. Bald erreichten sie ein Lager des verfolgten Hirsches. Es war Zeit, die Hunde von den Riemen zu lösen.

Sie flogen dahin, die Nase dicht am Boden, blutgierig, mit heiserem Gebell. Schon kam der angeschossene Hirsch in Sicht. Er vermochte kaum noch sich fortzuschleppen. Da plötzlich — fühlte er, daß er nicht entrinnen konnte? — wandte er sich gegen die hinter ihm keuchende, nach seinem Blute lechzende Meute und stellte sich todesmutig, mit nach vorn gesenktem Geweih den mit Wut auf ihn eindringenden Hunden entgegen.

Wir waren so schnell als möglich gefolgt. Ein Schuß aus meiner Büchse kürzte die Qual des Hirsches. Er stürzte verendet zusammen. Nun noch das Hallaliblasen Holzigs, die Schmückung meines Hutes durch einen Tannenbruch, den mir der Oberförster reichte, und die Jagd war in ihrer Hauptsache beendet.

Während der Adjunkt mit den Schweißhunden, deren wir nicht mehr bedurften, und einigen Treibern zurückblieb, um die Fortschaffung des erlegten Hirsches zu leiten, stiegen wir übrigen bergab. Eine halbe Stunde später stand ich wieder, das Gewehr im Arm, schußfertig auf dem Posten. Diesmal galt es der Familie Lampe.

Der Trieb lag an der Feldgrenze. Er bildete vor mir eine mit nur wenigen Ausständen bewachsene Blöße. Hohes Gras bedeckte den Boden, zwischen welchem sich die grauen Rücken einiger Steinklötze gleich riesigen Schildkröten hervorhoben. Das Jagdglück blieb mir heute treu. Ich schoß vier Hasen. Als der Trieb beendet war und einer der Treiber die erlegten Tiere zusammensuchte, fand er nur drei. Der Vierte konnte erst mit Hilfe des Hühnerhundes ausgemacht werden. Der arme Teufel war aus Todesangst in eine nahe, über dem Boden befindliche Steinspalte gekrochen, aus welcher ihn nun Hektor an den Hinterläufen hervorzog. Ich nahm den Hasen ab und wollte mich entfernen, als ich sah, daß der Hund zu der Steinspalte zurückgekehrt war, wo er schnaubend mit den Vorderläufen scharrte. Ich vermutete, daß es die Mündung einer Fuchsbauröhre sei, rief den Hund ab und langte versuchsweise mit meinem Stock in die Öffnung. Zu meiner Überraschung fühlte ich einen weichen, unbeweglichen Gegenstand. Ich kehrte nun meinen Stock um. Mit Hilfe des hakenförmigen Oberteiles desselben zog ich bald einen unförmlichen Körper aus der

Steinspalte hervor, den ich als einen alten Filzhut erkannte. Die abwärts gebogene Krempe war zusammengenäht, wodurch derselbe eine sackähnliche Form erhalten hatte. Der Schwere nach zu urteilen, mußte in demselben etwas verborgen sein. Ich rief die Jagdgenossen herbei und zeigte ihnen meinen Fund. Förster Holzig betrachtete den Hut mit besonderem Interesse.

„Potz Fuchsschwanz und kein Ende!" rief er plötzlich aus, „das ist ja des Buschjörgel sein Hut! Diesen zeisiggrünen Filz kenne ich unter Tausenden heraus. Und sehen Sie, hier sind noch die Löcher von dem Schrot, welchen ich dem Hallunken im letzten Spätherbst um die Ohren spritzte. Ich bin neugierig, was in dem Hut verborgen ist."

Mit Hilfe eines Taschenmessers trennte er die Nähte auf und eine große Anzahl Silbermünzen, sowie eine Uhr aus gleichem Metall funkelte uns entgegen.

„Und das ist des Teichbauern sein gestohlenes Gut," riefen alle wie aus einem Munde. Die Vermutung lag nahe, daß wohl noch andere Sachen in dem Versteck liegen könnten. Einer der Treiber langte daher mit dem Arm in die Höhlung und wirklich brachte er ein längliches Paket zum Vorschein, dessen äußere Hülle aus wasserdichtem Stoff bestand, während sich der Inhalt als ein in zwei Teile zerlegtes Jagdgewehr darstellte. Auch dieses wurde als das Eigentum Buschjörgels erkannt.

Der Fund wurde von Seiten der Jagdgesellschaft lebhaft besprochen. Jeder war überzeugt, daß man den Raubschützen Buschjörgel auch zugleich als den Dieb des aufgefundenen Geldes zu betrachten habe; und während man bisher den ehrlichen Franzel durch Verdächtigungen zur Verzweiflung getrieben hatte, beteuerten nun alle, daß sie nie an dessen Unschuld gezweifelt hätten. Mich interessierte der gemachte Fund ganz besonders, ich erinnerte mich der Geschichte des jungen Mädchens und war erfreut, daß dieselbe eine so baldige und glückliche Lösung finden sollte.

Mit solch einem Jagdergebnis durfte ich wohl zufrieden sein.

Unser Dichteralbum.

Der Mensch.

„Mein ist die Welt!" so sagt's sein Flammenblick,
Sein Geist fleucht schwingenkräftig sonnenwärts,
In hellstem Glanze sieht er sein Geschick,
Und hoffnungsfreudig pocht sein junges Herz. —

Es treibt ſein Schiff auf wogenwilder See, —
Als Leiche wirft ihn erſt die Flut ans Land;
Den bleichen Mund umzuckt noch herbes Weh:
„Mein iſt dies Fleckchen Moos an ödem Strand!“ —

Die Jahre flieh'n; — wo einſt der Tote lag,
Bricht heut die Brandung brüllend ſich die Bahn,
Und aus der Fluten wildem Wellenſchlag
Heult's ſchrecklich lachend auf: — „Mein iſt der Wahn!“

Wien. Karl Maria Heidt.

Chloroformſtudie.

Auf des Bettes rauhen Linnen,
Bleich wie eine Weihnachtsroſe,
Lag ſie, meiner Kunſt vertrauend
In beginnender Narkoſe.
Eine Rippe ward zerſchmettert
Hart ihr unterm jungen Buſen,
Als um eine Ecke ſauſend,
Ihrer Herrſchaft Staatskaroſſe
Über'm Leibe kam gewettert.
Und das Chloroform ſtudierend,
Dieſen holden Ätherfürſten,
Wie er jeden Schmerz bemeiſtert,
Will's mir plötzlich ſchwer zu Sinne,
Daß in ihres Leibes Blüten
Sollen blanke Meſſer wüten.
Doch was hilft da banges Zaudern?
Dieſes Buſens ſchwerer Odem,
Dieſes totenhafte Antlitz
Fordern eines Arztes Dienſte,
Keines Träumers Hirngeſpinnſte.

Und mit raſchen, kurzen Zügen
Führend meine Kettenſäge,
Ihres Herzens zage Schläge
Zählend ſtaun' ich, wie auf einmal
Dieſe ſtrengen Kindesmienen
Sich beleben, ſich erheitern,
Und die ſtarren Augen offen,
Sich verklären, ſich erweitern;
Und wie in der Säge Ziſchen,
Fließend von des Kindes Lippen
Holde Lieder ſanft ſich miſchen.

Langquaid. (Niederbayern.)

Ja, ſie glich den Märtyrinnen,
Deren Seelen im Verſcheiden,
Mitten unter Folterleiden,
Wunder ſchauend Wunder wirken.

Da die Sinne ſind verſchloſſen,
Kommt da unter ſüßem Schrecken
Mir der plötzliche Gedanke,
Da gefallen iſt die Schranke,
Kann der Geiſt erſt auferſtehen
Und im Jenſeits ſich ergehen?
Und die Sinne ſind wie Thore,
Dieſer keuſchen Mädchenſeele,
Mehr *verſchließend* als *erſchließend*?
Ach, wenn ihr Erinnerung bliebe
Von dem Hehren, was ſie ſah!
Von dem Süßen, was ſie ſang!

Doch als ſie erwacht indeſſen
Und mich meiner ſelbſt vergeſſen
Knien ſieht vor ihren Füßen,
Frägt ſie lächelnd und verwundert:
Ach, ſo iſt's ſchon überſtanden?
Und ich drauf zur Antwort frage,
Heiß, in tiefſter Seele zitternd:
Und was Du erlebt indeſſen,
Daß Du wie ein Engel ſangſt,
Der durch Gottes Himmel wandelt,
Weißt Du nichts davon, mein Kind?
Aber ſie, noch mehr ſich wundernd
Sprlcht, auf meine Hand ſich beugend,
Mit den Augen es bezeugend:
Nein, nicht eine Silbe, Doktor!

Engelbert Albrecht.

Der Augenblick des Glücks.

Ein einziges Mal, nur ein einziges Mal
Warſt du, o Spröde, mein;
Die Liebe belebte ein einziges Mal
Das ſtolze Bild von Stein.
Das war an dem ſonnigſten Sommertag,
Die Luft war weich und ſchwül,
Im Wald ertönte der Amſel Schlag,
Im Wald war's grün und kühl.

Ein einziges Mal, nur ein einziges Mal
Verließ dich doch dein Stolz,
Die eiſige Tugend ein einziges Mal
In Liebesglut zerſchmolz.
Die trotzigen Lippen, verſchloſſen lang,
Ein heißer Kuß erſchloß,
Zum Brautlied wurde der Amſel Sang,
Zum Bette ward das Moos.

Ein einziges Mal, nur ein einziges Mal
Lagſt du in meinem Arm,
Es ruhte dein Herz nur ein einziges Mal
An meinem Herzen warm;
Dann eilteſt du fort wie der Wind, huſch, huſch!
Ade, mein flüchtig Glück! —
Gar oft noch lockte die Amſel im Buſch,
Doch nie kamſt du zurück.

Rauch.

Hat mir des Lebens Kampf und Mühen
Geraubt der Seele heit're Ruh,
So laß ich die Zigarre glühen
Und ſchau' dem Spiel des Rauches zu.

Die blauen Wölkchen leicht und loſe
Erfüllen wallend das Gemach,
Der Schleier duftiger Narkoſe
Verhüllt die Welt mir nach und nach.

In wunderliche Wirbel ſchlingen
Sich Luftgeſtalten fein und weich,
Sie tragen auf den grauen Schwingen
Zuletzt mich in der Träume Reich.

Am Mutterherzen lieg' ich wieder,
Der Mutter Stimme leiſ' und lind
Singt mir die alten Wiegenlieder,
Beſchwichtigt ihr geängſtigt Kind.

In Rauch vergangen iſt mein Kummer,
Vergeſſen iſt, was mich gequält;
Erwacht aus zauberiſchem Schlummer
Seh' ich mit Lächeln in die Welt.

Klimax.

Die Feder führ' ich kunſtgerecht, den ſchweren Säbel ſchwing' ich leicht,
Doch lieber ſchwing' ich in der Hand das Glas, das mir die Schenkin reicht.

Bei Büchern ſaß ich manchen Tag, bei ſchönen Damen ſaß ich oft,
Doch öfter in den Kneipen noch, da wo man lärmt und ſingt und geigt.

Der Veilchen Duft ergötzt mich wohl und mich entzündet der Roſe Duft,
Doch lieblicher der ſüße Duft des Weins mir in die Naſe ſteigt.

Ein gutes Eſſen lob' ich mir, ich lobe mir der Liebe Kuß,
Doch beſſer ſchmeckt ein kühler Trunk, ein Hochgenuß, dem keiner gleicht.

Die Erde iſt der Freuden voll, allein ein Schoppen alten Weins
Scheint mir das Beſte auf der Welt — weißt du was Beſſeres vielleicht?

Würzburg. Axel Winckler.

Frühling.

Tauſend Keime ſchwellen den Boden
In verwegener Werdeluſt;
Alles ringt nach lebendigem Odem,
Den es im Tod entbehren gewußt.

Wonneſchauer durchzittern die Lüfte,
Bräutlich Verlangen das knospende Grün;
Heiße Dünſte entſenden die Klüfte,
Roſig die ſtarrenden Felſen glühn.

Liebesverlangen, unendliches Sehnen
Wogt in den Fluren rings umher,
Ewigen Glückes ſchmachtendes Währen,
Süßeſter Wonnen wilde Begehr. —

Ach, unſeliger Drang des Lebens,
Stillung findet dein Dürſten nicht!
Qual iſt der Lohn ſolch wonnigen Strebens,
Schmerz, der ewig dich harrend umflicht,

Eiſige Todesſchauer durchwehen
Heimlich ja ſchon das werdende Sein —
Und dem Blühen folgt das Vergehen,
Düſtere Nacht dem goldigen Schein.

Preßburg. Carl Eugen Schmidt.

Deutſcher Dank.

Chor der Schwarzen.

Kollekte! Ein Scherflein! Und Gott vertraun!
So gebt, fromme Chriſten, und laſſet uns baun
Eine Kirche.

Norddeutſche Erde, ſie trage den Grund,
Drauf einſt der Ketzer von Wittenberg ſtund;
Eine Kirche für einen Heil'gen.

Der den Falk und die Macht jenes Bismarck zerbrach,
Thränen weint ihm Deutſchland nach.
Eine Kirche dem heiligen Windhorſt!

Berlin. Heinrich Ernſt Wachler.

Erſcheinung.

So müd hinſchwand es in die Nacht,
ſein flehendes Lied, ſein Bogenſtrich;
und ſeufzend bin ich aufgewacht.
Wie hat er mich ſo ſanft gemacht,
ſo ſanft und klar
der Traum — und war
doch alſo trüb und feierlich.

Noch hing der Mond; das Schneegefild
lag weit und öde um mich her,
wie meine Seele weit und leer.
Und neben mir — ſo kalt und wild,
ſo ſtumm und ſtolz wie meine Not,
als wollt' er weichen nimmermehr,
ſaß ſtarr — und wartete — der Tod.

Da kam es her, wie einſt ſo mild,
ſo bang und ſacht,
aus ferner Nacht;
ſo kummerſchwer
kam ſeiner Geige Hauch daher,
und vor mir ſtand ſein ſtilles Bild.

Der mich umflochten wie ein Band,
daß meine Blüte nicht zerfiel
und daß mein Herz die Sehnſucht fand,
die große Sehnſucht ohne Ziel:
ſo müd er nun, ſo trüb er ſtand,
und ſtand ſo dumpf und feierlich,
und ſah nicht auf noch grüßte mich, —
nur ſeine Töne ließ er irr'n
und weinen durch die bleiche Flur,
und mir entgegen ſchaute nur
auf ſeiner Stirn,
ein Auge hohl und rot und fahl,
der tiefen Wunde dunkles Mal

Und trüber quoll das trübe Lied,
und quoll ſo heiß, und wuchs und ſchwoll,
ſo heiß und voll
wie Leben, das nach Liebe glüht, —
wie Liebe, die nach Leben ſchreit,
nach ungenoſſ'ner Seligkeit,
ſo wehevoll,
ſo wühlend quoll
das ſtrömende Lied und flutete, —
und leiſe, leiſe blutete
und ſtrömte mit
auf ſeiner Stirne, rot und fahl,
der tiefen Wunde dunkles Mal.

Und müder glitt die müde Hand,
und vor mir ſtand
ein blaſſer Tag,
ein ferner blaſſer Jugendtag,
da dumpf im Sand
zerfallen ſeine Blüte lag,
da ſeine Sehnſucht ſich vergaß
in ihrer Schwermut Übermaß
und ſeiner Traurigkeiten müd
zum Ziel Er ſchritt, —
und lauter weinte auf das Lied,
das mahnende Lied, und flutete,
und ſeiner Saiten Klage ſchnitt
und ſeine Wunde blutete
und weinte mit
in meiner Seele ſtarre Not,
als ſollt' ich hören ein Gebot,
als ſollt' ich fühlen, was ich litt,
und fühlen alles Leidens Schuld
und alles Lebens ſüße Huld, —
und alſo, blutend, wandt' er ſich
ins bleiche Dunkel — und verblich.

Und bebend hört' ich hohl vergehn,
entfliehn das Lied, und wie ſo zart,
ſo zitternd ward
der langen Töne fernes Flehn, —
und fühlte kalt ein Rauſchen wehn
und grauenſchwer
die Luft ſich rühren um mich her,
und wollte bebend doch ihn ſehn,
ſein Lauſchen ſehn,
der wartend ſaß bei meiner Not,
und wandte mich, — — da lag es fahl,
das weiße Feld: und ſtill und fahl
zog fern von dannen — auch der Tod.

Hoch hing der Mond; und mild und müd
hinſchwand es in die leere Nacht,
das flehende Lied, —
und ſchwand und ſchied,
des toten Freundes flehendes Lied;
und ſeufzend bin ich aufgewacht.

Berlin. Richard Dehmel.

Puppentanz.

Ich lag zu Bett, nicht eben ernſtlich krank,
Doch lag ich einſam in der großen Stadt
Und träumt' und ſann und dachte — dachte — dachte.
Ein ſchwüler, trüber Junitag. Vom Fenſter
Tönt, aus dem Hinterhof, nur Kinderlachen.
Dann drang's zum Ohr mit hartem, grellem Klang;
Ein Leierkaſten, drunten in der Tiefe,
Affen und Puppen drum, in buntem Tanz.
— Wie falſch und laut die ſchrille Melodie
Ins Ohr mir tönte, und der Kinderjubel
Schneidend dazwiſchen in die Seele griff.
So raſt' die tolle Weiſe wüſt und wüſter,
Und plötzlich ſchien ſie meinem wunden Hirn
Im ungeheuren Puppenſpiel der Welt
Des Lebenstanzes Leitmotiv zu ſein,
Nach deſſen Klängen atemlos auch ich,
Wie all die andern Puppen, raſtlos kreiſte
Und zuckte, an den Drähten des Geſchicks.

Höckendorf bei Stettin Hermine von Preuſchen.

Weihnachten im Spital.

Vor einem großen, weißgedeckten Tiſch
Steht lichtbeſä't ein Rieſenweihnachtsbaum,
Und auf dem Tiſch ein kunterbunt Gemiſch
Von ärmlichen Geſchenken bis zum Saum.

Die Kranken ſitzen, Krücken in der Hand,
Auf Stühlen oder hingelehnt im Bett',
Nur Einer hat ſich umgedreht zur Wand,
Als hielte er die Feier für Geſpött'.

Ein Doktor ſpielt und das Harmonium
Ergießt von Trauerwellen einen Strom,
Es wandelt ſich das Krankenzimmer um
In einen hohen, hehren Gottesdom.

Die Kranken weinen. Von den Lieben fern
Iſt gar zu trüb' die ſchöne Weihnachtszeit,
So manche bleiche Mutter hätte gern
Ihr Kind, und mancher Mann das Weib zur Seit'.

Sie ſtöhnen, ſchluchzen leis in banger Qual —
Und auf dem Wandgemälde mitleidsblaß
Wird Jeſus Chriſtus bei dem Abendmahl,
Und ſeine großen Augen werden naß.

Wien. D. H. Walach.

Erſte Begierde.

O daß der Kuß doch ewig dauern möchte,
den taumelnd auf die Lippen dir ich preßte,
als du zum Abſchied boteſt mir die Rechte,
daß ſtarr wie Binſen ſtand der Schwarm der Gäſte!

Nein, länger duld' ich nicht dies ſtumme Sehnen,
ich will nicht länger in verzücktem Harme
die liebekranken Glieder nächtens dehnen, —
„O komm, du Weib!" entbreit' ich meine Arme.

Oh, komm! noch fühlt dich zitternd jeder Sinn,
vom heißen Duft erfüllt aus deinem Kleide, —
ſieht wogend glühn, du Flammenkönigin,
im Aſchenflor um dich die Kupferſeide.

Gieß aus in mich die Schale deiner Glut!
Ich dürſte nach der Sünde, nach dem Grauen
vor dieſes Feuerregens wilder Brut,
vor dieſen Wehn, die wühlend in mir brauen.

Es ſchießt die Saat aus ihrem dunklen Schoß,
Die lange ſchmachtend lag in ſpröder Hülle:
ich will mich lauter blühn, empor und los
aus meiner leeren Brunſt zu Frucht und Fülle!

Matt werden will ich meiner ſchwülen Luſt, —
o komm, du Weib! nimm auf in deine Schale
die Frucht, die Sehnſucht dieſer jungen Bruſt, —
noch trank ich nie aus euerm Rauſchpokale!

Auf Nelkendüften kommt die Nacht gezogen, —
oh, kämſt auch du ſo ſüß und ſo verſtohlen!
ſo mondesweiß dich in die Sammetwogen,
den Purpurflaum der ſchwärzlichen Violen,

die ſtreun ich will, an dieſe Bruſt zu betten:
daß alle meine Mächte an des Weibes
enthüllten Göttlichkeiten ſich entketten,
verſink' ich — in den Teppich — deines — Leibes!

Berlin. Richard Dehmel.

Symbol.

Der Menſchheit Seele nahm Geſtalt im Weibe,
im Traum vom Weibe deuten ſich die Zeiten:
des Griechen Schönheitsinbrunſt hielt die Weiten
umfaßt in Aphroditens Götterleibe, —

des Chriſten Sehnſucht nach der Reinheit Weſen,
des Weibes reinſte Liebe zu verklären,
wallt zu Marias heiligen Altären,
die keuſch des Sohnes des keuſcheren geneſen.

Wann kommt die Zeit, da aus der Menſchheit Gründen
ein neues Urbild tröſtend wird erſcheinen,
der Reinheit endlich wird die Schönheit einen

und Allen, Allen die Erlöſung künden,
die Ich, Geliebte, einſt in Dir gewonnen:
Du reinſte Venus — ſchönſte der Madonnen!

Berlin. Richard Dehmel.

Einſt und jetzt.

Als ich im Kampfe noch um Dich gelegen,
Hat mich ein Blick von Dir genug beglückt,
Und erſt ein Wort! ein Wort! Verwegen
Hat mich ein Wort gemacht und halb verrückt.

Und jetzt? Ich habe Worte, Küſſe, Blicke,
Ich habe Alles, Alles ohne End' und Zahl,
Und ſehn' mich nach dem alten Glücke;
O Menſchendaſein, Menſchenqual!

Wien. D. H. Walach.

Rätſel.

Und iſt es an des Schlummers Zeit,
So werden die Augen des Geiſtes weit,
Sie ſchauen in Abgrunds Tiefen
Die Rätſel, die da ſchliefen.

Ernſt ſteigt die Ewigkeit empor,
Sie ſtreckt abwehrend die Hände vor,
Durch die Hände zwei Augen brennen,
O Ewigkeit, laß dich erkennen!

Sie ſchüttelt das Haupt, ſie ſchwebt hinab,
Da ſteigt der Tod aus ſeinem Grab,
Er ſtarrt mir ins Auge, er ſchwindet ferne —
Löſt Du mir die Rätſel, ſo folg' ich Dir gerne!

Berlin. Gottfried Doehler. (Fritz Hoelder.)

Wohin?

Skizze von Timm Kröger.*)

(Elmshorn.)

Es war war ein verdrießlicher, zorniger Wind, welcher über die erstarrten, vom Märzschnee verwehten Felder daherfuhr. Und er war es nicht ohne Grund. Bis vorgestern hatte er noch in Oleandergebüschen und Palmen der Riviera mit der eleganten Welt Ballgespräche getauscht, zu jedem Kompliment der internationalen Salon- und Bädervagabonden gelacht und der Höflichkeit tuschelnder Oliven durch leises, beifälliges Schütteln ihrer langen, glatten, geschmeidigen Zweige nachgeholfen. An strahlenden, wolkenlosen Tagen hatte er den Duft der Blüten geschlürft, ihren Staub in die Blumenkelche gesenkt, um die Nächte am bläulichen Gestade des in glitzernder Herrlichkeit verdämmernden Meeres zu verschlafen, die frischen Morgenstunden am Strande mit den weißmähnigen, unermüdlich waschenden Wogen zu verplaudern.

Und plötzlich hatte ihn der Armeebefehl der obersten Wetterleitung nach dem rauhen Norden geworfen. Es galt eine tiefe Witterungsdepression, die über Wellenkolosse des atlantischen Oceans den europäischen Küsten, und zwar in der Richtung auf die Insel Sylt zuschritt, auszugleichen. Diesmal mußte die Reserve des Südens aufgeboten werden, und der verzogene Liebling des Südens sollte gemeinsame Sache machen mit den rauhen Gesellen, welche bis Norwegens Felsenküste hinauf den Eissport treiben, mit thränenverschleierten Winden aus den nördlichen Niederungen, mit kalten Berglüften, die nicht müde werden, ihre unergründlichen Schneeschläuche auf Stadt und Land auszuschütten.

Jetzt verstehen wir die verdrossene Stimmung des Südwest, als er in behender Kurve über das Holstenland in den strudelnden Trichter hinabglitt. Thüren schlug er heftig zu, die er offen fand, und riß andere sperrangelweit auf, die nicht fest eingeklinkt waren. Aus großen, morschen, gefrorenen Pappeln, welche über Erkältung und Zahnweh klagten, brach er dicke Äste und warf sie über harte Steinwälle und auf weichen Mist. Die erfrorenen Backen legte er auf qualmende Schornsteine und blies und heulte hinab, daß beizender Qualm Küche und Stube erfüllte.

Aber ein milder Südwest war er doch. Die gepulverten Kristalle des gefrorenen Schnees verwandelten sich unter seinem Hauche in klebrige Massen

*) Probestück aus des Verfassers erstem Novellenbuch „Eine stille Welt". (Leipzig 1891, Verlag von Wilh. Friedrich.)

von zweifelhafter Reinlichkeit. Und, während sie vor Rührung und Milde zerflossen, wurden sie von lärmenden Knaben, welche in Holzpantoffeln schlürften, zu Wurfgeschossen auf nasser, schlampiger Eisdecke verwendet. Zum letzten Mal in diesem Winter flogen Schneebälle hin und wieder.

Wo aber die Nachbarn sich den Tagesgruß boten, erklang das trostreiche Wort:

Gottlob, das Wetter ändert sich; der Frühling ist da!

* * *

Graue Dämmerung lag auf der Landschaft, als unser Südwest über einen langgestreckten Höhenrücken in die Ebene hinabfegte. Aus halber Vogelansicht überblickte er den wunderlichen Bau eines Bauerngehöfts, welches mit vielen An- und Kreuzbauten und Giebeln in einem Kranz von Büschen und Bäumen, wie im warmen Nest eingelullt, dalag. Der grauweiße Rauhreif, welcher die Bäume bedeckte, hing noch an den Kronen und glitzerte im verglühenden Abend. Zumal an der Ulme hoben sich die geschmeidigen Büschel der Krone, welche zierlich über der Dachfirst hingen, anmutig ab.

Er nahm sich vor, der Südwest, den Rauhreif dort von der Ulme gegen die Fensterläden zu werfen, in Schornsteinen zu rumoren, aus den Erkern zu klagen und um die Ecken zu heulen, und, mit dem Gedanken war auch die That schon da. In dem weitläufigen Strohdach hinter Ecken und in Erkern bliesen die Geister der Windsbraut ihr bekanntes, wildes, melancholisches Lied.

Sie setzte gerade ein, die Musik, als die Frau Kathrien die zarte Sorglosigkeit ihres kleinen Zwillingspaares, — den Hans Boie und die Luise —, im warmen Wandbett, „wegstopfte".

Anfangs hatte das kleine Paar die Decke zurückgeschlagen, die vier nackten Beinchen in Reih' und Glied aufgestemmt und sich an dem schaukelnden Hin und Her ohne Grund kindlich ergötzt. Nun machte die Mutter diesem Spiel ein Ende; die warme Decke wurde über die schuldlose Nacktheit bis unter die Arme der Nestlinge emporgezogen, und es ging — wie immer — zur Verrichtung des Abendgebetes an den lieben Gott.

Der liebe Gott!

Sie kannten ihn schon seit einiger Zeit. Er war ihnen von der Mutter als allmächtiger und allgütiger Schöpfer und Erhalter aller Dinge — Hans Boie und Luise eingeschlossen — vorgestellt, und jeden Abend verrichteten sie mit gefalteten Händchen ihre Andacht:

Ich bin klein;
Mein Herz iſt rein.
In meinem Herzen wohnſt Du,
O Gott, allein.

Die Frau Kathrien hatte beſchloſſen, es diesmal mit einem anderen Gebet zu verſuchen, denn Hans Boie hatte ſie geſtern arg ins Gedränge gebracht. Er hatte ſchüchtern gefragt, wie der große Gott in ſeinem kleinen Herzen wohnen könne und zugleich auch in Luiſens, worauf Kathrien geantwortet: Der liebe Gott ſei eben überall, er ſei allgegenwärtig. Und Hans Boie hatte dann von allen Sachen, die er liebte und kannte, geſprochen, von ſeinem grünen hohlen Pferd, von der Haferkiſte und Pferderauſe, ob auch dort der liebe Gott ſei, was Kathrien bejaht hatte. Dann war Hans Boie auf ſein Karuſſel gekommen — es ſeien nur Räder und Zacken drin — dort könne doch der liebe Gott nicht ſein. Was ſollte ſie dem Kinde auf ſolche Fragen antworten? Und ein Glück war es noch geweſen, daß, der Unbegreiflichkeit der Allgegenwart ungeachtet, der ſüße, tiefe Schlaf der Jugend dem kleinen Schwätzer den loſen Mund endlich geſchloſſen.

Am heutigen Abend war Frau Kathrien ganz beſonders religiös geſtimmt. Die Feierlichkeit, mit welcher der Südweſt in der Ulme rauſchte, klang wie der Anſpruch des lieben, nunmehr deutlich dreuenden Gottes auf beſondere feſtliche Bewirtung. Und das mochte wohl die Veranlaſſung ſein, daß Frau Kathrien der kindlichen Andacht die Beziehung auf einen ſtarren Glaubensartikel der Kirche zugeſellte.

Chriſti Blut und Gerechtigkeit,
Das ſei mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott beſteh'n,
Wenn wir dereinſt gen Himmel geh'n.

So beteten die gelehrigen Kinder mit vieler Mühe, eins nach dem andern, nach dem Munde der Mutter.

„So, nun ſchlaft artig ein."

Die Mutter zog ſich zurück, aber aus dem Wandbett quoll es hervor:

„Geh'n wir bald gen Himmel, Mutter?"

„Wenn wir tot ſind — Lieschen — dann gehen wir zu Gottes Thron."

„Aber Gott iſt ja in Hans ſein Karuſſel."

„Ja, mein liebes Kind, aber im Himmel wohnt er."

„Wohnt er nicht in unſerm Herzen?" — fiel hier Hans Boie ein.

Auf eine weitere Verhandlung mit dem Zweifler ließ ſich die Mutter nicht ein.

„Ja, mein Sohn, nun ſchlaf' ein!"

Aber ſo leichten Kaufs kam ſie nicht davon.

„Mutter, wenn wir gen Himmel gehn" — begann Luiſe — „nicht wahr, dann ſind wir ſchmuck angezogen, im Ehrenkleid?"

Die Mutter lächelte.

„Ja, mein Kind."

„Nicht wahr, eine Haube von weißem Battiſt mit breitem Band?"

„Jawohl, Kinder, ſo, nun ſchlaft ein."

Und ſie ſchliefen in der That ein. Der Sturmwind flötete ihnen das Schlummerlied, das dumpfe Gemurmel des Geſprächs, das um den warmen Ofen der Stube geführt wurde, gab dazu die ſatteren Tonfarben her.

Hans Boie nahm die Vorſtellung ſeines Schweſterchens von der ſeidenen Haube mit den breiten Bändern und der weißen Spitzenmulde, in welcher der Haarzopf ruhte, in den geträumten Himmelsſaal mit hinüber, aber die Bänder erhielten eine blutrote Farbe, und die ſo geſtaltete Haube ſetzte er dem lieben Gott auf das runde, gutmütige, freundliche Geſicht. Der liebe Gott trug auch einen mit Seide durchwebten Frauenrock und eine Weſte von ſchwarzem Laſting. Ja, er erkannte in ihm ſeiner Mutter Schweſter — Annamerſch — die immer ſo adrett ausſah, wenn ſie von Dithmarſchen zum Beſuch herüberkam. Aber jetzt machte ſie ein zu komiſches Geſicht, ſie that ſehr wichtig und pfiff und flötete, wie der Südweſt draußen, und blies mit vollen Backen. Aber ſelbſt im Traum fielen dem Hänschen die Bonbons ein, die ſeine Tante ihm mitzubringen pflegte. Und richtig, der Tantengott ſchien einen ganzen Sack voll bei ſich zu führen, denn er warf Hände voll den Kindern in den Schoß, daß ſüße Zuckererbſen den Eſtrich des Himmelsſaals — es praſſelte wie Rauhreif gegen die Fenſterläden — weiß bedeckten.

Es folgte ein tiefer Schlaf, von welchem kein Traum Eindrücke in ſeiner jungen Seele zurückließ. Nur einmal wurde das junge Leben, welches in ſüßer Bewußtloſigkeit zu ſeiner Quelle ſich zurückgewendet hatte, mit der Wirklichkeit durch den Schall von Rufen, welche halb von Schrecken, halb von Befehl getragen waren, verknüpft. Zugleich erbebte das warme Bettchen unter ihm von den Schwingungen eines gewaltigen, dumpfen Falles.

* * *

Am folgenden Morgen planſchte man bei mäßigbewegter, milder Luft durch Eis und Schneewaſſer, nur hinter den Knicken und in den Rillen der Abzugsgräben zeigten ſich ſchmutzigweiße Streifen.

Die Erwachſenen hatten eine Nacht voll Gefahren und Schrecken hinter

ſich. Der ſtürmiſche Fremdling aus dem Süden hätte um ein Haar das Dach des Hauſes abgehoben, und nur der Thatkraft kühner Männer, welche im nächtlichen Sturm ſich hinaufgewagt hatten, war die Abwendung des Unglücks zu verdanken.

Hans Boie bemerkte vier eiſerne, mit großen Steinen beſchwerte, durch gewundene Weiden mit dem Lattenwerk verbundene Eggen auf den gefährdeten Stellen, zum Teil dicht unter der hohen Dachfirſt. Aber den gewaltigſten Eindruck brachte der Zuſammenbruch der hohen und ſchönen, wenn auch alten und morſchen Ulme auf ſein Gemüt hervor. In der Aushöhlung ihres im Fall zweimal durchbrochenen und teilweiſe geborſtenen Stammes ſtand der Knabe aufrecht und vermochte mit ſeinen Händchen die Höhe ihres inneren Gewölbes nicht zu erreichen. Die ungeheure Maſſe des Baumes, gebrochene, baumdicke Äſte, ein Wuſt von Zweigen und weit umhergeworfene Splitter bedeckten die Fahrſtraße in der ganzen Länge des Hauſes. Nach ſeinem Sturz erſt würdigte man die ganze Größe des Koloſſes. Ein Glück, daß er in der Längsrichtung des Hauſes gefallen, andernfalls hätte er das Dach der Wohnung unfehlbar eingedrückt.

Und zum erſten Male dämmerte im ahnungsloſen Kindergemüt die Sorge auf, das Gefühl der Abhängigkeit von unverſtandenen, unheimlichen Mächten; zum erſten Male beſann Hans Boie ſich im ernſthaften Gebrauchsfall auf die Generalarznei aller kranken Seelen, auf die ihm von den Eltern angeprieſene Zuflucht zum lieben Gott in allen Nöten; zum erſten Mal blickte ſein Auge in einer Art Andacht zum Himmel auf in der Beſeelung eines Gefühls, das von der bisher geübten Lippenandacht verſchieden war. Alſo das hatte der liebe Gott gethan — nun war es klar, daß er allmächtig ſei, wie die Mutter behauptete, denn kein anderer hätte das gekonnt — aber er hatte auch ein Unglück verhütet, denn er war allgütig. Er beſann ſich: mit ſeinem Traumbild ſtimmte die Allgüte mehr, als die tumultuariſche und, wie ihm deuchte, zweckloſe Bethätigung der Allmacht.

Bisher, d. h. in den vierzig Monaten, während welcher er der Erde geſchenkt war, hatte er das einſame, weltabgeſchiedene Fleckchen, wohin der Weltgeiſt das Seelchen, das ſich Hans Boie Voß nannte, geworfen, nicht verlaſſen. Dieſes Fleckchen war ſeine Welt, ſeine nicht einmal ausgemeſſene, enge Welt. Bis zur ſchwarzen Heckpforte am alten Stall nach rechts, wo man aus dem Gebüſch hervorlugt, die ſtillen Gartenwege zur Linken des Hauſes hinauf, wo man die braune Heide hinan ſah — ſoweit kannte er ſich aus, weiter nicht. Die Himmelskuppel hielt er für eine Metallglocke in der Art, wie ſie auf dem Ofen der väterlichen Wohnſtube ſtand, nur daß letztere aus gelbem Meſſing, die Himmelsglocke aus grauem Metall gearbeitet

zu ſein ſchien. Wie weit es vom Heckthor rechts und vom Gartenthor links noch bis zur Himmelswand ſei, das ſah er heute zum erſten Mal. Zum erſten Mal gewahrte er die Größe und Weite des Himmelsgewölbes, das ſich genau über ihm zur höchſten Höhe erhob, und darüber erſchrak er faſt. An der feſten Decke ſchoben Wolken hin und her, aber über und hinter dieſer Decke wohnte der allmächtige, allgütige, der liebe Gott.

Und horch! War das nicht Geſang? Aus der Hausthür, in welcher ſoeben ein alter Mann verſchwunden war, wogte es zu ihm her. Ja, es war Geſang, aber Geſang, wie er noch nie gehört, in langſamen, feierlichen Rhythmen. Die zitternde alte Stimme, welche einen Choral ableierte, ſtahl ſich unſerm Naturkinde ſchmeichelnd in die junge Seele. Auch in dieſem Geſang war von Ihm die Rede, der ſeine Seele erfüllte, von dem lieben Gott. So viel verſtand er: es handelte ſich um die Freude, die der Selige dereinſt bei Gott im Himmel genießt.

Der Geſang verſtummte, die Hausthür öffnete ſich, der Sänger erſchien — ein alter kümmerlicher Bettler, der vor den Stubenthüren um Brot bat und dafür einige Geſangverſe meckerte, in welchen er den milden Geber auf die Belohnung ſolcher guten That im Himmel vertröſtete. Er ſtapfte mühſam durch die Baumtrümmer, welche die Thüre faſt verſperrten, ganz in derſelben Weiſe, wie er ſich kurz vorher den Weg erkämpft hatte. Zu ſeinem Erſtaunen nahm Hans Boie wahr, daß er nicht dorthin zurückkehrte, woher er gekommen, ſondern das Haus in entgegengeſetzter Richtung verließ. Bisher hatte er das elterliche Haus, wenn auch nicht für die einzige Wohnung der Welt, ſo doch für den Mittelpunkt derſelben gehalten. Daß jemand über dieſen Mittelpunkt hinweg gehen könne, weiter — — — weiter — — — hatte er nicht für möglich gehalten.

Weiter? — — — Wohin?

Und zum erſten Mal hielt der Kleine Umſchau in ſeiner kleinen, ſeiner großen Welt. Er umkreiſte den ganzen väterlichen Hof, und überall ſteckte er das Köpfchen aus dem Gebüſch; er plantſchte durch Waſſer und Schmutz, überall ſah er über Äcker, Wieſen und Wälder, die in blauer, dämmernder Ferne ſich verloren, über graue, düſtere Moore. O wie weit war es überall bis zur Himmelswand!

Nur hier hinter dem Garten, wo es ſanft zur Höhe ging, die Heide hinan, da war der Himmel ganz nahe. Da oben, dicht hinter dem Kamm des Höhenrückens, ſtand der Himmel auf der Erde, dahin konnte er leicht gehen, zum lieben Gott, und wenn er das Ohr an die Himmelswand legte, ſo vernahm er vielleicht den Geſang der Seligen, viel ſchöner, als den, deſſen Klänge er in ſeinem entzückten Herzen bewegte. Und ſieh! Da tauchte

er wieder auf, der freundliche Tantengott, und richtig! er hielt eine Düte — ſicherlich mit Bonbons gefüllt — in der Hand. Und er lächelte ihm freundlich über den Heiderücken zu.

Hin! Hin!

„Ich will mit, wo willſt Du hin?

Es war ſein Schweſterchen, das mit kleingroßen Schritten ihm nach durch die Heide kroch.

„Gen Himmel, zum lieben Gott!"

Und die Kinder arbeiteten durch die Heide.

Den ganzen Tag waren die Eltern in banger Sorge. Erſt gegen Abend wurde man der kleinen Himmelsſtürmer habhaft. Sie ſaßen in dem Eichengeſtrüpp, das die Heide dort bedeckt — kalt — naß — ſchmutzig — weinend. Der Himmel war ſo weit, wie er nur je über die Heide geflohen. Sein Gewölbe hatte Hans Boie auf dem Scheitel vor ſich her getragen.

Die Himmelfahrt war von den Kindern aufgegeben, und an der Heimfahrt verzweifelte ihr hilfloſes, weiches Gemüt.

Frau Kathrien beließ es vor der Hand bei dem kindlichen Gebet:

Ich bin klein,

— — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Ein Dutzend Jahre war vorüber. Hans Boie, halb erwachſen, ſtand vor der Einſegnung, während Luiſe als Konfirmierte den erſten Tanz ſchon hinter ſich hatte und allgemach von den Brautwerbern als geeigneter Heiratsgegenſtand in den Liſten vorgemerkt wurde.

Luiſe bewahrte die Himmelfahrt nur als dunkle Erinnerung an einen erſten, vor Schmutz und Näſſe verunglückten Spaziergang. Das Ziel war ihr niemals klar geweſen, oder doch in Vergeſſenheit geraten. Sie intereſſierte ſich überhaupt nicht für all die wunderlichen Fragen, mit welchen Hans Boie ſich quälte, wenigſtens nicht in dem Maße, wie dieſer. So nahm ſie auch im Schulbeſuch die Lehren der chriſtlichen Religion ohne wärmeren Herzensanteil hin, als unantaſtbare Wahrheit, mit welcher ſich jeder abfinden müſſe und welche daher ein Grübeln nicht verlohne. Aus der Allgüte des Schöpfers in Verbindung mit dem für die Menſchheit dieſem allgütigen Gott dargebrachten Generalopfer des Erlöſers entnahm ſie die Zuverſicht, daß ihr die ewige Seligkeit dereinſt nicht entgehen werde, und ſelbſt, wenn ihr Verhalten mit den ſtrengen Religionsvorſchriften nicht immer in Einklang ſtehe, ſo befürchtete ſie hiervon keinen Schaden für ihr ewiges Heil. Denn ſie war zu jeder Zeit bereit, wie fähig, als reuige,

gläubige und bußfertige Sünderin die Vergebung von dem dreieinigen Gott zu erflehen, mit der Überzeugung der Gewährung. Weiter verlangte die Religion nichts, und an weiteres dachte sie nicht. Und selbst diese Gedanken lagen in ihrer Seele im Halbschlummer. Sie befand sich — so wollen wir es bei dem weiblichen Geschlecht — im Besitz einer Sorglosigkeit, welche man mit der ruhigen Zuversicht der Leitung eines geschäftlichen Unternehmens vergleichen könnte, die sich für widrige Geschäftslagen einer unbeschränkten Extrareserve tröstet.

Wie anders Hans Boie!

Wenn die Religiosität eines Menschen in dem ehrlichen Bestreben besteht, die Beziehungen der Welt und des Ich zu dem Unsichtbaren zu betrachten, so konnte ihm die Bezeichnung eines religiösen Knaben nicht versagt werden.

Im zarten Alter geleitete ihn noch die liebliche Traumvorstellung ins Leben hinein. Das Gütige, Mütterliche, Vorsorgliche der Gottheit fand in dem Weiblichen einen greifbaren, angenehmen Ausdruck. Mutter und Kind! Darauf beruht ja auch das Weltbezwingende des katholischen Madonnenkultus, dessen Reiz wir alle erliegen.

Hans Boie stutzte bei der näheren Darlegung der Lehre, daß Gott an keinen Ort gebunden sei, an keinen Raum, an keine Form und Gestalt, und ein Gefühl der Befremdung überschlich ihn. Aber auch in diesem Fall verlangte die Phantasie ihr Recht. Irgend eine Gestalt mußte der liebe Gott haben. Die Form eines ungeheuren Ballons vermittelte noch am ehesten das Unpersönliche. Aber, wenn der Gott handelnd auftrat, unterstellte er ihm doch wieder die ins Ungeheure vergrößerte Figur eines menschlichen Wesens, dem der Himmel zum Stuhl, die Erde zum Schemel seiner Füße diente. Und endlich fand seine glaubensstarke Phantasie an dem das ganze Weltall erfüllenden Gott wie an der allumfassenden Liebe des Erlösers ein leidenschaftliches, schwärmerisches Wohlgefallen.

Ja er war bereit, diese Lehre mit dem Tod zu besiegeln. Vielleicht würdigte ihn der liebe Gott noch dieser Gnade! Die Reihe der Blutzeugen durchlief sein lebhafter Geist. Der war gekreuzigt (dieser mit dem Kopf nach oben, jener nach unten), der war gesteinigt und der in Öl gesotten, der mit feinen Sägen zerschnitten, gleichviel, wie sie starben: es geschah wegen Christi Lehre. Wie Feuer wollte auch er dereinst ausgehen von Zion und sein Wehe ausrufen über die Gottlosen unserer Zeit, freudig ertragen Schmerz und Verfolgung, Hohn und Spott, Kreuz und Plage!

Aber im Laufe der Jahre erwachten die Zweifel, schüchtern, langsam, schleichend. In Büchern, die ihm in die Hände fielen, in Gesprächen Er-

wachsener, deren Zeuge er war, wurden die Dogmen unserer Religion versteckt und offen als Kinder- und Köhlerglaube behandelt. Und es wagten sich alte, allergeheimste Gedanken schüchtern hervor. Der fremdartige Eindruck, den die seltsame Phantasie der christlichen Dogmatik in ihm hervorgerufen, machte sich wiederum geltend, nachdrücklicher denn je. Glaubte er sich auch stark im Bewußtsein der Überzeugung, so fiel doch die Lehre, daß man den Qualen der ewigen Verdammnis nur durch den Glauben — nicht durch Werke — entgehen könne, wie Reif auf den Frohsinn seines Bekenntnisses. Die Vorstellung, daß die von seinen Vorfahren überkommene Erbsünde als Schuld angerechnet werde, als eine Schuld, die erst der Erlöser mit seinem Blute abgebüßt habe, hatte in seinem Gemüt eine Erregung zur Folge, die der Empörung auf ein Haar glich. Und es entstanden in seiner Seele allerlei verfängliche Fragen. Wäre es nicht großherziger gewesen, über den Apfelbiß und alle seine Folgen hinwegzusehen, als auf die Darbringung eines Opfers zu bestehen, zu welchem der eigene Sohn ausersehen? Der Fragen der Personeneinheit zwischen Vater und Sohn in einem Geist nicht zu gedenken. Wenn Gott allwissend war, so sah er den ganzen Verlauf des Sündenfalls und seiner Folgen voraus. Weshalb ließ seine Allmacht das zu? Hat die Prüfung und die Versuchung durch einen Allwissenden und Allmächtigen, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, überhaupt einen Sinn? Wenn er uns in seiner Allmacht schuf, schuf er nicht auch unsere Schuld? Ist mit der Allmacht Gottes, als unbegrenzter Freiheit, der freie Wille anderer, vernünftiger Wesen zu vereinbaren? Gewiß, es sind verbrauchte Betrachtungen eines Rätsels, dessen Lösbarkeit noch niemand behauptet hat. Aber diese verjährten Zweifel und Bedenken, sie stürmten auf Hans Boie als neue ein, und von den Kämpfen, die wir alle gekämpft haben, blieb ihm keiner erspart.

In der Schulklasse wurde der kleine Katechismus zum so und so vielten Male aufgesagt. Dies geschah jeden Sonnabend vormittag, wenn schon der Duft kommender Freiheit auf der Schulbank lag; jede Woche ein Hauptstück.

Von dem zweiten, das heute Aufgabe war, hatte Sievert Paulsen die unbegriffenen, spröden, dogmatischen Sätze von der „Erlösung", welchen das Begriffsvermögen des Kindes wie harter, eindruckloser Stahlpanzer widersteht, aus dem Vorrat seiner Erinnerung hergestottert.

„Niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage auferstanden von dem Tode." Und vor Hans Boie stieg der in den Eingeweiden der Erde befindliche Vorhof der Hölle herauf, das unübersehbare Meer verstorbener Seelen in düsterer Reflexbeleuchtung qualmiger, flackernder Höllenglut. Und in ihrer Mitte sah er die Lichtgestalt des gekreuzigten Erlösers, Nägelmale an Händen

und Füßen, den Speerstich an seinem geheiligten, gemarterten Leibe. Seine Lippen verkündeten den aufhorchenden, verflossenen, verstorbenen Geschlechtern die frohe Botschaft von der Erlösung.

Aber über diesem Gemälde schwebte der kritische Zweifel. Unter solchen Umständen, da könne freilich der Erfolg nicht ausbleiben! Wie sei doch jenen Geschlechtern der Glaube an Christentum erleichtert, im Vergleich zu den nachfolgenden. Und, gab es denn nicht noch andere Weltkörper? — — — — — — Wann — — — — — —?

Die Grübeleien wurden durch die Stimme des Lehrers unterbrochen: „Hans Boie, weiter!"

„Du träumst wohl wieder" — verwies der Lehrer, als der Knabe sich in voller Verwirrung erhob. — „Es folgt der dritte Artikel: Von der Heiligung."

„Ich glaube" — rezitierte Hans Boie — „an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, die Gemeine der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Amen!"

„Was ist das?"

Und nun begann der Schüler die auf das schärfste zugespitzte dogmatische Erklärung des starkgläubigen Martin Luther. Hans Boie versicherte, er glaube, daß er nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, seinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen könne, vielmehr der heilige Geist ihn durch das Evangelium berufe, mit seinen Gaben erleuchte, im rechten Glauben heilige und erhalte; gleichwie er die ganze Christenheit auf Erden berufe, heilige — — —".

So weit war es einigermaßen glatt gegangen. Nun aber begann die Verwirrung, Verwickelung. Bei ihm hatte die Lehre von der Heiligung vergebens auf die Begriffsnerven gewirkt. Das Gehirn hatte ordnungsmäßig gearbeitet, aber die Heiligung wurde dessen ungeachtet von jeder Begriffsfaser abgelehnt. Und die Heiligung und die Erleuchtung der ganzen Christenheit auf Erden im Gegensatz zu der Heiligung des einzelnen gläubigen Christen hatte nicht einmal das Gedächtnis erfaßt. Durch den Gleichklang der beiden Wörter „geheiliget" und „heiliget" verführt, bewegte Hans Boie sich im Kreise — — — — „sammelt, erleuchtet, heiliget — — — — geheiliget und erhalten, gleichwie er die ganze Christenheit auf Erden berufet, sammelt, erleuchtet, heiliget — geheiliget und erhalten — — —."

Da war er wieder. Aus diesem Irrgarten gab es keinen Ausweg.

Aufrichtige Betrübnis legte sich auf die milden Züge des Lehrers.

„Hans Boie — der liebe Gott hat Dich mit gutem Gedächtnis und guter Auffassung ausgestattet. Auch bist Du fleißig und lernbegierig, und

doch nehme ich zu meiner großen Betrübnis wahr, daß die Glaubensartikel Dir weniger zu eigen sind, als Deinen Mitschülern. Wie ist das zu erklären?"

Hans Boie schwieg; — aber nicht mit dem Antlitz eines betroffenen Sünders. In diesem Augenblick regten sich die Zweifel mit verstärkter Gewalt. Seine Lippen schürzten sich — ihm selber unbewußt — in leichtem Spott.

„Du lächelst?" — ereiferte sich der Lehrer — „weshalb lachst Du? Denk an die Strafen der Spötter und Gottlosen! Glaubst Du denn nicht an die Sätze unserer evangelisch-lutherischen Kirche?"

Und das Unerhörte geschah.

Dem Schüler entfuhr das gelassene Wort:

„Nein!"

„Was, Du glaubst nicht?" — kreischte der Lehrer in Entsetzen — „Du glaubst nicht an Gott und seine Lehren?"

Eine wunderbare Gelassenheit kam über Hans Boie. Hatte er bis dahin in unbewußter Voreiligkeit gesprochen; plötzlich erwuchs ihm der Mut, seinen Standpunkt zu wahren.

„Ich glaube an Gott" — antwortete er getrost — „aber von seinem Wesen kann ich mir keine Vorstellung machen. Die Dreieinigkeit kann ich nicht verstehen und nicht glauben — nicht die Erbsünde — nicht die Notwendigkeit der Erlösung. — Wenn der Glaube hieran zur Seligkeit, auch wenn man Gott gehorsam sein will, erforderlich ist, so — — —"

Hans Boie stockte. — „Aber" — fuhr er fort — „deshalb kann ich auch nicht glauben, daß es notwendig ist. Ich kann und mag diese Artikel nicht lernen, weil ich sie nicht verstehe."

Der Zorn des Lehrers spottete aller Beschreibung.

„Du Knabe" — fuhr er auf — „willst mir glauben, was Du in Deiner Einfalt, die Du für Weisheit hältst, zu fassen vermagst? Hast Du die Geschichte vom heiligen Augustin, der seine tiefe Weisheit in Demut beugte, vergessen? Und Du nichtsnutziger Knabe wagst es, Deinen Vorwitz an den ewigen Wahrheiten zu messen?"

Allmählich ging sein Zorn in Trauer über.

„Welche gottlosen Worte" — jammerte er — „mußte ich hören! Bitte doch den lieben Gott, daß er Dich nicht verlasse, wie auch ich für Dich — armen Knaben — zu meinem Herrn Jesu Christo, dessen Blut uns alle versöhnt, beten werde! O, Du grundgütiger Gott, trage die Worte nicht in sein Schuldbuch ein, nach welchem Du dereinst von uns allen Rechenschaft fordern wirst für jedes unnütze Wort, das aus unserm Munde gehet!"

Er überbrachte persönlich den Eltern die Nachricht von dem Vorfall.

Der Vater in seiner ruhigen Herbe nahm sie gelassen auf. In seiner Miene lag entschlossene Ruhe.

„Das sind knabenhafte Flegeleien, die mit der Jugend vergehen — Schulmeister" — behauptete er. — „Ich will ihm diese Nacht ein stilles Plätzchen anweisen. Da mag er seine Thorheit erwägen. Und ich wette: morgen ist in ihm sein Christenglaube so teuer und fest, wie er nur bei uns — Schulmeister — wurzelt."

* * *

Dem Grundstock des vielverschlungenen elterlichen Gehöfts war an der Wegseite ein Kreuzbau angelehnt, in welchem sich der als „gute Stube" dienende, auch als „große" Stube benannte Raum, welcher die ganze Breite des Anbaues einnahm, befand, und an beiden Seiten zwei Doppelfenster zählte. In der Regel waren diese durch feste Holzläden, welche dem Licht durch fingerbreite Ausschnitte spärlichen Durchgang gestatteten, verwahrt und nur bei Familienfestlichkeiten und Begräbnisfeierlichkeiten geöffnet. Glücklicherweise waren diese ebenso selten, wie jene. Nur einer älteren, brustkranken Schwester hatte das Zimmer ein halbes Jahr als Krankenstube gedient, bis sie dort für immer ihre, aus dem abgemagerten Leidensantlitz groß hervorstrebenden Augen schloß und der Sargdeckel wieder einmal, für die Kinder zum ersten Mal, mit der weißgekleideten, blumenbedeckten Gestalt der Verblichenen das Rätsel des großen „Wohin" vergrub.

In der Vorstellung der Kinder war die „große" Stube, mit ihrer ewigen Dämmerung, ihrer tiefen Abgeschiedenheit von dem Wirtschaftslärm des Hofes, mit der Erinnerung an Tod und Begräbnis verbunden, und darin mag es denn wohl auch begründet gewesen sein, daß ihnen die „große" Stube zu einer Art Gespensterzimmer wurde. Die Schränke und Koffer ächzten und krachten unter den aufgespeicherten Leinenschätzen in allen Fugen, ohne ersichtlichen Grund, und um die Ecken dieses Kreuzbaues lief, schon bei mäßigem Rauschen der dicht herangedrängten Linden, die Melancholie einer geängstigten, klagenden Seele; aus dem selten gelüfteten Raum quoll es hervor, wie Geruch frisch lackierter, neuer Särge, steifer, ladenfrischer Sterbehemden, wie durchdringender Duft grüner Immortellen.

Der Keller, welcher sich unter der „großen" Stube in gleicher Ausdehnung erstreckte, diente nur in heißen Sommermonaten den Zwecken der Milchwirtschaft. Es war den Kindern ein lieber Aufenthalt, frisch, kühl im Sommer, behaglich warm im Herbst. Leere, kahle Wände warfen den Schall ihrer Stimme mehrfach zurück und aus jeder Ecke vervielfachte das Echo ihre jugendlichen, mit feierlichem Vollklang zu ihnen zurückkehrenden Stimmen.

Dieſer Raum war unſerm kleinen Galilei als Gefängnis angewieſen. Noch hörte er das Geräuſch des hinter ihm abgezogenen Schlüſſels.

Der Märtyrer des Glaubens wurde zum Märtyrer des Unglaubens.

Es war ihm behaglich genug gemacht, dem Märtyrer. Da ſtand der Tiſch und die Gefangennahrung, welche auf demſelben dampfte, war reichlich und gut. Dort ſtand der Stuhl, dort war ſein Lager und von der feſten Gypsdecke leuchtete ruhig der Lampe tröſtendes Licht.

Er prüfte ſein Burgverließ, klopfte herum an den Wänden, an den feſtvergitterten Fenſtern, an der ſicheren, feuerfeſten Decke. In dieſen Raum drang keine Gefahr, die Einſamkeit war ſeine einzige Strafe, aber die Einſamkeit war die beſte Freundin des grübelnden Knaben.

Er kam ſich außerordentlich romantiſch und intereſſant vor — im Burgverließ, umgeben von unbeſtimmten, erträumten Gefahren, zumal, da er ganz genau wußte, daß ihm niemand ein Leid zufügen werde. Ein ſüßes Behagen durchdrang ihn; in ſeiner Zelle ſchritt er wie ein König, nicht wie ein Gefangener daher.

Ein lebhafter Südweſt ſtieß, wie einſt, als er noch mit den Kinderhänden nach der Himmelswand langte, an das Haus, dürre Blätter raſſelten in ſeinem Wirbel über das Steinpflaſter, an den Kellerluken daher. Dem angſtvollen Rufen des Sturmwindes folgte die Beſchwichtigung der ruhig wehenden, rauſchenden Baumwipfel; in dem Flehen und Klagen der Windgeiſter, welche im ruheloſen Pfiff um die Ecken gejagt wurden, rauſchte als Grundton die Verſicherung: ſo gerne möchten ſie mit ihm in dem lauſchigen Raum ausruhen von der wilden Jagd, die ſie über die herbſtlichen Stoppelfelder treibe.

Über ſeinem Haupte in der Geſpenſterſtube hörte er ein leiſes Schlürfen und Schleifen und das erfüllte ihn mit angenehmer Angſt, die umſo reizvoller war, als das ſanfte im breiten behaglichen Lachen austönende Säuſeln nicht müde wurde zu wiederholen: Das alles ſei nur Spaß, und nirgends ſei es ſicherer und behaglicher, als bei ihm im Keller unter der Geſpenſterſtube. Vor dem Fenſterchen hüſtelte eine alte Linde und ſagte ihm geradezu auf den Kopf, er ſelbſt glaube nicht an den von ſeiner Einbildungskraft erlogenen Spuk.

Sie war eine redſelige Alte und rauſchte und plauſchte die ganze Nacht. Er hörte ſie bis in den tiefſten Schlaf, als ſchon ſeine Vorſtellung die Herrſchaft des Verſtandes abzuſchütteln begann.

„Grübele nicht und ſinne nicht, junges Menſchenkind, über Fragen, die du nicht verſtehſt und nicht begreifſt! — Zu vieles Grübeln iſt nicht gut! Sieh', die Welt iſt voller Freuden und iſt ſie deswegen etwa weniger ſchön,

weil Du den Schöpfer nicht begreifst? — Auf deiner Fahrt zum lieben Gott entwich die Himmelswand, je sehnsüchtiger Du ihr nahtest, Du erreichtest sie nicht, und nimmer wirst du das Wesen Gottes ergründen! Das Beste wäre, du schliefest ein!"

Und er schlief ein.

Im Traum war es ihm, als wenn sein totes Schwesterchen durch die feste Gypsdecke aus der Gespensterstube herabschwebe und an seinem Lager Platz nehme. Es strich, wie einst mit seidenweicher Hand über seine Stirn.

„Woher kommst Du?"

„Vom Himmel!"

„Kennst Du den lieben Gott?"

„Ich kenne alle Geheimnisse. Was Deine Seele belastet, vor meinem ungehemmten Blick liegt es ohne Hülle. Ich kenne Deine Zweifel, Deine Kämpfe. —

Wo ist der Himmel?

Oben, unten, überall!

Und die Hölle?

Es giebt keine Hölle, Gott ist die Liebe.

* * *

Ein ganzes Menschenalter trennt mich von jener Zeit, aber meine Westentaschen-Philosophie ist so gut wie die bändereiche Fachphilosophie unserer Gelehrten auf dem alten Fleck geblieben.

Ich halte noch immer die Ansicht meines Traumgesichts in Ehren und zerbreche mir ab und zu den Kopf des lieben Gottes über das „Wohin?"

Dreißig Mal summte unsere Erde, die Eintagsfliege, um die Sonne und folgte, dem Gesetze der Schwere gehorsam, diesem Gestirn auf unbekannten Pfaden, unbekümmert um das „Wohin?" Benachbarten Gestirnen bot sie fröhlich den Gruß, aber keine Erwiderung klang zu ihr zurück. Nur ab und zu — ich sah es in sternenreichen Nächten — leuchtete es wie ein Versuch zum Sprechen über das Antlitz großer, leuchtender Gestirne. Aber vergebens! Denn von allen tausenden befand sich keines in der kurzen Episode organischen Lebens, das die Gestirne blitzartig erleuchtet.

Aber die Erde in ihrem kurzsichtigen Hochmut vermeinte das Lieblingskind des Weltalls zu sein und lachte sich mit schadenfroher Verblendung ins Fäustchen. Dafür wird auch sie dereinst erstarren, die lieblose Erde!

Vorläufig schnurrte ihr Triebwerk nach Regel und Ordnung. Und lebensfrisch gondelte die Erde im sonnendurchfluteten Raum. Freilich, wenn die rätselhaften, geschweiften Landstreicher des Weltalls aus den Abgründen

des Raumes emportauchten, bemächtigte sich ihrer eine gewisse Unruhe, und scharf lugte sie nach der Gefahr des Zusammenstoßes aus. Aber bisher erwies sich die Fahrordnung des Luftmeeres noch immer als ausreichend und, wenn auch ab und zu jene Unholde haarscharf um einige ungezählte Millionen Meilen vorüberglitten, so schlang doch noch jedesmal der gähnende Raum die unheimlichen Gesellen in seinen Rachen zurück.

Die Elemente ihrer Flugbahn wurden aber vorsorglich von den Astronomen festgelegt, und verbucht mit kaufmännischer Genauigkeit. Überhaupt machten wir Menschen mit unserer Weisheit uns ziemlich breit. Mittels Prismen zerlegten wir in ihre Bestandteile Gestirne so ungeheurer Entfernungen, daß bei ihrer Vorstellung der kühnsten Phantasie der Atem versagte. Bestand und Entwickelung der natürlichen Welt führten wir auf feste Gesetze zurück, welche dem lieben Gott, als Erhalter der Dinge, gestatteten, in den Ruhestand zu treten. Und ihm das Geheimnis der Schöpfung abzulauschen, waren wir eifrigst und hoffnungsvoll bestrebt. Was Jahrtausende hindurch als persönliche, thätige Weisheit Gottes bewundert worden war, erkannte man in gläsernen Retorten und Mikroskopen als Faustrecht des Stärkeren. Und überall schüttelten in unserer gesellschaftlichen Ordnung die Arbeiterheere die sehnigen Arme, um den neu entdeckten Grundsatz für sich zu verwerten.

Mein Beruf als Arzt führte mich an das Lager von Kranken und Sterbenden, wo ich als thätiger Helfer, aber auch als kühler Experimentator verweilte.

Die Veränderung eines Nervenstrangs verwandelte Charakter und Geist, ein Tröpfchen Blut, wenn es im Gehirn einen Muskel hemmte, machte den geistreichsten Menschen zum albernen Schwachkopf. Und wie oft ich auch in den brechenden Augen der Abscheidenden nach einem Gruß des schöneren Jenseits forschte: — der Tod bewahrte treu sein tausendjähriges Geheimnis.

„Es giebt keinen Schöpfer, es giebt keinen Erhalter" — so lautete das Privatissimum, das ich mir in der Periode des Unglaubens las — „es gab nur einen Urbrei und ewige natürliche Gesetze. Im Tode wird der Stoff frei, um neue Verbindungen einzugehen. Geist, wie Leben, ist eine Eigenschaft des Stoffes, Fortbestehen unserer Seele außerhalb desselben ein Unding. Der Mensch ist ein chemischer Verbrennungsofen, nichts mehr!"

„Und sicherlich" — höhnte es aus dem Auditorium — „steht jetzt die große Zeit unmittelbar bevor, in welcher man den kategorischen Imperativ, das Gewissen, chemisch darstellt."

Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll,
Doch wollen wir des Zufalls tüchtig lachen,
Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen.

Tauchte der Gedanke herauf aus meinem eigenen Verbrennungsofen, oder war er eine Zwiſchenbemerkung des Vollmonds, der mir durch die lehmigen Wege auf ſpätem Berufsgange heimwärts leuchtete? Verſchmitzt ſah er drein, und ſo weiſe und klug, als habe er Verſtändnis für die Zweifel der armen, zwiſchen Drachen- und Kamelsrachen hängenden Menſchheit, als ſei er nicht ſchon ſeit Millionen Jahren verſteint und erſtarrt.

„Wohin fährſt du, glatzköpfiger Geſelle, Sternenmops am Gängelband unſerer Erdenmutter, wohin geht die Reiſe, ſag' wohin?"

Es zuckte über ſein altes, rundes, feiſtes Geſicht, als ob ihm die große Wahrheit die Zunge beſchwere. Aber bevor der Stotterer mit der Antwort zu ſtande gekommen, verkroch er ſich hinter jagendes Nachtgewölk.

Pſychophiloſophie.

Kritiſche Gänge von G. Ludwigs.

(Darmſtadt.)

II.

Im Grund iſt die prinzipielle Verachtung der Erkenntnistheorie, die ſeit kurzem üblich geworden und die auch Nietzſche mit ſeinem Anhang ausſpricht, ſehr unberechtigt. Nietzſches poſitive Leiſtung iſt nur, oder iſt bis jetzt nur eine erkenntnistheoretiſche Arbeit, und das Problem, welches die Philoſophen auch nicht am Wege aufgeleſen, iſt nun einmal ein Problem, ein ſehr fragwertes Problem, in der That. Daß ein unbefangener, reiner und freier Geiſt, wie David Hume ihm ſich widmete, ſollte Pſychologen, Pſychophiloſophen genug ſagen: Das Problem eines freien Geiſtes muß ein Problem ſein (— und die freien Geiſter ſind es, die ſtets für neue Probleme ſorgen. —)

Nietzſche alſo und ſeine Nachfolger — denn man darf ſchon von ihnen reden — haben Erkenntnistheorie bearbeitet und haben des Mannes Gedankenwelt ausgebeſſert, der bei ihnen am beſtgehaßten iſt: Kants. Das genialrüde Schimpfwort Nietzſches „Begriffskrüppel" und andere Koſenamen für Kant, haben auf die Nachtreter wie ein rotes Tuch auf Welſchhähne gewirkt: ich fürchte, ſie kennen den guten, alten Herrn von Königsberg nur dem Namen nach oder verſtehen ihn nicht.

Uneingeſtandenermaßen hat auch Albert Kniepf in ſeiner Prachtſchrift „Denken und Weltanſchauung oder Theorie der Grundprobleme"

(Leipzig bei W. Friedrich) zunächst die moderne Erkenntnistheorie gefördert, wie sich schon aus dem Titel ersehen läßt. Dabei kämpft er gelegentlich gegen sie prinzipiell an.

Die Aufgabe dieser Wissenschaft ist eben etwa: Eine Incongruenz zwischen menschlicher Vernunft und jeder eventuellen Weltvernunft nachzuweisen — aufgefaßt und verkörpert, wie man wolle —; wodurch die Stellung des Menschen als eines Gliedes in der Wesenkette — gemäß unserer naturwissenschaftlichen Anschauungsweise — auch geistig festgelegt, eine Perspektivität, Perspektivenoptik, ein Horizontenbau des Lebens, kurz der Relativismus erwiesen ist. Welchen bedeutsamen Rang in solcher Weltauffassung die Metaphysik erhält, welche grundlegende physiologische Thatsache dabei entdeckt wurde — die physiologische Kommunikation und ihre Funktionen — das gehört nicht hierher: dem soll meine „Psychik der Werte" gewidmet sein, mit der ich bald ins Feld rücken zu können hoffe.

Beiträge zur Perspektivenoptik des Lebens giebt auch Kniepf: Er hat einige ganz neue Perspektiven entdeckt, Perspektivgläser möcht' ich sie nennen. Es sind funktionelle Thatsachen, welche unsere Perspektiven bestimmen: die Kategorien, also eine ganz Kantische Sache. Darin nun sehe ich die eminente Bedeutung des Kniepfschen Werkes — „Werk" trotz seiner 44 Seiten! —: das Geistige und Materielle sind als subjektive Kategorien erfaßt. Damit ist auch Nietzsches physiologisch-antimaterialistische Auffassungsweise des Geistigen auf eine klipklare Formel gebracht, was — für die Schablonenmenschen — hoch an der Zeit war.

Nietzsche hat den Begriff — einen ökonomischen Begriff kann man ihn nennen — der Wertung in die Erkenntnislehre gebracht („Wert" ist schon ein „hypermodernes" Schlagwort). In Übereinstimmung mit der Seelenkunde — ich weiß allerdings nicht, ob die, außer in meinem Kopf, schon so weit gediehen — muß die Wertung als eine gewisse Art der Ausdeutung für irgendwelches Verhältnis erfaßt werden. Die Notwendigkeit physiologische Thatsachen in ihrer Relation zu der Empfindensfähigkeit als physische auszudeuten, liegt auch der Erkenntnis mutatis mutandis zugrunde.*) (Nietzsche verführte das Gefühl dieser Thatsache zur Konzeption des Begriffs:

*) „Die Seelenthatsachen sind, in hinreichender Nähe betrachtet, Reflexe, Lichtbrechungen des körperlichen Lebens, sind Ausdeutungen der Leibeszustände durch die Empfindensfähigkeit. Eine nüancierte Physiologie in der richtigen Perspektive betrachtet, d. h. mit genauer Kenntnis der Empfindensfähigkeit in allen Arten der Wirkung und gleichsam durch das bunte Glas dieses Psychems gesehen — das wäre eine wahre Psychologie." (In meiner Schrift „Wilhelm Walloth", vgl. auch „Gesellschaft 1891, Seite 550.)

„Wille zur Macht“ als eines heuriſtiſchen Prinzips.) Wie jede Seelenthatſache (jedes Pſychem) — ich will die Sache wechſelvoll ausdrücken, da man der Auffaſſung ungewohnt ſein mag — Ausdeutung eines Nervenſtandes iſt, ſo iſt die Erkenntnis-Ausdeutung einer transſubjektiven Nervenreizung und Eingliederung des Eindrucks in die Werteſkala. Das Ausdeuten geſchieht nun unzweifelhaft nach pſychiſch immanenten Notwendigkeiten — und dieſe phyſiologiſch darzuſtellen, halte ich für meine Sonderaufgabe, während z. B. Kniepf ſie, mehr vermutungsweiſe in ihrer Wirkſamkeit, d. i. als Kategorien aufdeckt. So entſtand ihm die Erkenntnis der Kategorien: Geiſtig und Mechaniſch.

Zum Verſtändnis dieſer Neuauffaſſung aus dem Gedankenkreis Kniepfs muß ich eine Anmerkung über ſein Grundprinzip machen. Er konſtatiert nämlich ein Differenzprinzip des Erkennens, deſſen pſychophyſiſcher Ausdruck mir noch nicht klar geworden. (— Vielleicht Scheidung poſitiver und negativer Werte in allen Wertungsſkalen, welche das Gefühl in irgendwelcher Hinſicht, nach den Geſichtspunkten der Luſt und Unluſt ꝛc. aufſtellt?!) — Das „pendulierende Prinzip“ weiſt er ausführlich in den Abſchnitten „Die Weltidee“ und „Kraft und Stoff“ nach, an dieſen zwei Problemreihen unmittelbar, vorbeigehend auch an anderen Begriffen. Der Weltbegriff kann nicht ohne den „Schatten“ des Nichts konzipiert und erfaßt werden; die Gegenſatzbegriffe müſſen einander zur Folie dienen, nur dann ſind ſie uns zugänglich. „. . . ebenſo geht es uns auch mit allen konkreten, mit allen Anſchauungen: Man nehme, was man will, Körper, Formen, Farben, Kraftquanten beliebiger Art, ſtets erhalten und haben wir das Bewußtſein von einer beſtimmten Art und Gattung nur auf der Baſis von anderen, von abweichenden Vorſtellungen, von Differenzen.“ Das wird ſpeziell auch an den Polarkonzeptionen Kraft und Stoff nachgewieſen, dabei das Menſchlich-Allzumenſchliche der Setzung aufgedeckt: Der Kraftbegriff als eine pſychologiſche Analogie, der Stoffbegriff erbildet aus der ſubjektiven Widerſtandsempfindung des „Faßbaren“. — Auch der Materialismus vermag „keine letzte Scheidung von Stoff und Kraft durchzuführen“. „Beide Grundelemente ſind nur in ihrer relativen Abhängigkeit voneinander verſtändlich; in ihrer Vereinzelung aber werden ſie zu unmöglichen, illuſoriſchen Konzeptionen, wir behalten nichts mehr von ihnen in den Fingern. Auch hier herrſcht das Prinzip der Differenz, und wiederum mit der Maßgabe, daß die beiden letzten Elemente derſelben, für ſich betrachtet, voll Widerſpruch und illuſoriſch ſind.“ (Nach der pſychophiloſophiſchen Erklärung der Konzeptionen läßt ſich in dieſem Falle das Differenzprinzip und die Unmöglichkeit einer reſtloſen Scheidung der Kraft und des Stoffes pſycho-

logisch und physiologisch darstellen.) Im dritten Abschnitt: „Vom Problem des Geistigen" legt dann Kniepf aus allen Kräften seiner funkelnden Individualität los und seziert, bis er auf die Kategorien des Geistigen und Mechanischen trifft. „Man gestehe sich doch ein, daß das Mechanische um nichts klarer, an sich begreiflicher ist, als das Geistige und daß schließlich beide die Vorzweigungen oder Stufen eines dahintersteckenden gemeinsamen Etwas sind, welches wir durch unser Denken nur deshalb zerlegen, weil wir nur durch Differenzierung in die Natur eindringen." Vorzüglich ist die psychologische, psychophilosophische Analyse der zwei Wertungen (S. 13).

Wenn man obendrein alle Differenzen als Erkenntnisprinzipien (nicht im ausschließlich wissenschaftlichen Sinn), also Kategorien verstehen will, — was die Umkehrung der Kniepschen Perspektive: alle Erkenntnis nach Differenzprinzipien wäre, — menschliche Ausdeutung, Wertung damit in allem und jedem annimmt, dann erst, glaube ich, hat man das menschliche Können auf seinen wahren Wert, eben nur ein menschliches Können, einen Vordergrund, zurückgeschraubt. Zugleich wären jedoch auch tausend Verführungen zu dogmatisch-theistischen Erschleichen abgetötet. Wir stehen als Weltenschöpfer in einem Chaos — wo die Bezeichnung Chaos auch schon eine Wertung nach menschlichen Massen bedeutet. Für ein ander Wesen wäre das leichtlich ein Kosmos! — Wir ziehen ihm das bimtgewirkte, kunstgezierte Kleid unserer Gehirnfunktionen an: das ist dann die Welt. Dem Anklopfen und Rufen der Außenwelt antworten wir mit dem Öffnen unserer Fenster und Thüren, daß der Frager einzieht, umhüllt von den brandendbunten Lichtwellen, die aus unserem Innern fluten, von denselben Lichtwellen, die auch die Vorgänge unseres Körpers verbilden zu Seelenthatsachen. Seit Kant zumal hat man die erstere Thatsache begriffen. Das letztangedeutete: daß Psycheme nur Lichtbrechungen des Nerven-, überhaupt Körperlebens — in der Psychophysik und experimentellen Psychologie liegt da eine Ahnung davon. (Besonders in Dr. Münsterbergs prächtigen Schriften.) Doch aufgestellt ist der Satz noch nicht mit wissenschaftlichem Pomp: es wird aber in nicht zu langem geschehen. Gesagt sei also: da die äußere Erfahrung erkenntnistheoretisch aufgelöst wurde — was jetzt allmählich zu Ende gekommen — soll und muß auch die „innere Erfahrung" — im Jargon der Urahnen zu reden — erkenntnistheoretisch betrieben werden. (Kant hat sie stets mit Zagen und Inkonsequenz behandelt.) Und auch hier wird sich alles geistig-systematisch-synthetische als Perspektive, Ausdeutung durch die Empfindensfähigkeit erweisen. — Die Abschweifung hat hier Berechtigung, da sie die Seelenlehre andeutet, auf die sich eine einheitliche Psychophilosophie beziehen muß, konsequenterweise. —

Die zweite Hälfte von „Denken und Weltanschauung" ist eine „Philosophie des Denkens" aufgestützt der Erkenntnislehre des Differenzprinzips. Wie die Pilatusfrage gelöst ist, werden mußte, deutete ich mehrfach an, es ist für einen Nachgeborenen Nietzsches nur die Antwort möglich: Zunächst ist der Gegensatz: Wahrheit — Lüge ein moralischer. Dann ist klar, wo wir in die Relationen des Erkenntnisprinzipes eingesponnen, ist jede absolute Wahrheit unmöglich, geradezu Nonsens: alles findet seine Übereinstimmung (=Wahrheit) nur in einer Perspektive — wie denn keine voraussetzungslose Wissenschaft möglich — also einem Vorurteil, einer Lüge (mit moralischer Wertung geredet). Analog dem psychischen Vorgang, daß jede Wertung in der Perspektive augenblicklicher Stimmung irgendwie bedingt und verschoben ist. — Das Bild optischer Perspektivität ist hier sehr angebracht und erläuternd. Kniepf wendet sich weiter zum Sinne der Wissenschaft, den man in der „Wahrheit" zu finden gehofft. Er findet als das lebendige Motiv aller Denkarbeit: das Problematische. „Nach alledem dürfen wir also den Wert der engeren wissenschaftlichen Wahrheit nicht zu hoch anschlagen, der Mensch mißt sich darin an der Natur, er erweitert sein Bewußtsein von derselben,*) er bereichert das Kaleidoskop der Dinge, er wird mehr und mehr Herr über sie, seine tellurische Aktionsfreiheit wächst: aber — wie bald hat er sich an diese Errungenschaften gewöhnt, wie schnell sind sie ihm zu Alltäglichkeiten geworden, deren er nicht mehr achtet? — Üben nicht dagegen die Probleme, die immer neuen Fragen der Wissenschaft einen viel größeren Reiz aus, als ihre „Wahrheiten"? — Wäre es nicht angezeigt, hier den Hauptwert, den Hauptsinn aller Wissenschaft zu suchen? — Ist alles Wissen nur ein Sporn, kein Endzweck? —" Die Problematik ist der psychische Kampf ums Dasein. Die physiologische Darstellung dieser Thatsache fällt nicht schwer, ist jedoch hier überflüssig. Eins sei angedeutet: denn ich will Fühlfäden auswachsen lassen, dahin und dorthin, damit ein Nervengewebe entstehe für einen neuen Organismus der Philosophie, die Psychophilosophie. Das Problematische nämlich stellt einen Ernährungsfaktor des physiologischen Bedürfnisses (der phys. Kommunikation, siehe oben) dar. Ein andres Bild, das auch gewisse Funktionen des „Problems" hervorhebt: Es ist Ausdruck eines psychologischen Stoffwechsels (— ich meine hier nicht die als psychologischen Stoffwechsel festgelegte Stimmungsthatsache. —)

Aus dieser Auffassung wächst Kniepfs That heraus, die ich sein historisches Verdienst nenne. Mit der Lust am Problem, das „nichts für die

*) „Wille zur Wahrheit heißt ihr's, ihr Weisesten, was euch treibt und brünstig macht? Wille zur Denkbarkeit alles Seienden: also heiße ich euren Willen!"
Zarathustra II 47.

Berechtigung der Skepsis und der ermüdeten Verzweiflung am Werte des Denkens, sondern alles für die maßlose Lebenskraft und Stärke des Denkens beweist," in Kniepfs Auffassung ist der Skeptizismus überwunden. S. 28 bis 30 ist dieser Punkt glanzvoll aus- und durchgeführt. Der Mut zum Rätselhaften muß uns werden; den kühnen Forschern ist er schon eigen. Dann hat die Weltanschauung Nietzsches gesiegt — die Lehren und Ansichten brauchen, sollen ja gar nicht siegen, nur seine Betrachtungsweise, das war sein Wille — und keiner wird sich mehr scheuen, aus seinem Leben „ein Experiment zu machen", wie es Nietzsche formuliert hat.

Kniepfs Weltanschauung hat also ihre kraftvolle Positivität, ja sogar etwas Sprudelnd-Jugendkühnes. Das drückt deutlich ein nebenlaufender Gedankengang aus: seine Auffassung des Kultus, dem er als „orgiastischem Prinzip der Sozialität eine unbedingte Fortexistenz zugestehen möchte". Hier entzieht sich „das religiöse Wesen offenbar der Nachstellung der Wissenschaft". Ein Tieferes liegt dem zugrunde: man sehe zu nach dem Problem des religiösen Wesens; das gründet sich auf den Trieb, der sich auch im Kultus befriedigt. Doch davon zu schweigen: es ist nämlich eine Aufgabe, die gegen Nietzsche noch nicht gelöst: die Religionen zu verteidigen. Das möchte ich in der „Psychik der Werte" thun, dorthin also mit diesen Gedanken.

Ein prächtiges Schauspiel: wie Kniepf um sich wirft mit glänzendem Gedankenfiligran, wie er ein schillerndes Pfauenrad entfächert, mit leicht-graziöser Gewichtigkeit, heiterem Ernst, im warmen Sonnenduft. Dabei nie eine Geschmacklosigkeit im Wort, geschweige denn im Gedanken. Selten eine leichte Schraube hinter der Wortwahl. Mühelose Fülle und Überfluß des inneren Vorrats. Kurz: ein Buch für den verwöhnten Feinschmecker und für einen vornehmen Geschmack, der nicht auf jede Nüance gestoßen werden muß; aber nur für Neidlose: gar schwer ist, Kniepf nicht um sein Werk zu beneiden.

Scheich Abu Soliman von Gomaynah.

Von Dr. S. Bernstein.

(Steglitz.)

Eines Tages befand ich mich im Garten vor meinem Hause bei Schoka*) und musterte die neugepflanzten Weinstöcke. Ich hatte zweihundert Stück aus Sizilien kommen lassen, denn die einheimischen Trauben sind, mit Ausnahme der beliebten kernlosen Sorte Benaïti, dickschalig und ohne Saft.

*) In der egyptischen Provinz Behera, eine Eisenbahnstunde von Alexandrien.

Meine Abadiëh*) lag nicht weit vom Mareotissee. Da nun der Mareotiswein im griechischen Altertum eine große Rolle, etwa die des Champagners heutzutage, spielte, so war es ein Versuch, die von den Muhamedanern aufgegebene Kultur wiederzuerwecken. Nur in Fayoum wird noch etwas Wein gekeltert, der sich aber nicht hält und den Export nicht verträgt. Meine Stöcke begannen auszuschlagen und ich freute mich der ersten Knospen und Blätter und suchte die gefallenen Zweige aufzurichten, so gut es ohne Pfähle, welche sehr rar und teuer sind, gehen wollte.

Da sah ich einen Mann im blauen verschlissenen Indigohemde, mit einem Fetzen von Mantel über der Schulter, langsam auf mich zuschreiten. Es war eine lange Gestalt, ein Graukopf mit entfärbtem Tarbusch**) und unordentlichem Bart. Er sah heruntergekommen aus und hielt in der Rechten einen gewaltigen Nabuht, d. h. Knotenstock, wie ihn die Eingeborenen auf Reisen zu tragen pflegen. Die Erscheinung sah befremdlich genug aus.

„Aleikum essalam wu rachmet lillahi wu barakatu!" d. h. „Mit Euch sei Friede und das Erbarmen Allahs und sein Segen!" so begrüßte er mich. Ich glaubte es mit einem Bettler zu thun zu haben, griff in die Tasche und mit dem Gegengruß „Marhába!" d. h. „Sei willkommen!" reichte ich ihm eine kleine Münze, welche er mit Kopfschütteln und abwehrender Handbewegung schweigend zurückwies.

„Nun, so will ich Dir Tabak holen. Den wirst Du hoffentlich nicht zurückweisen!"

Ich ging ins Haus und holte den Tabaksbeutel. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich durch das offene Fenster, daß er sich bückte und einen Weinstock aus dem Boden riß.

„Dieser Stock ist tot und jener ist tot, der Boden zu hart und fest. Der Weinstock will Lehm und Scherben und lockeren Boden. Und hier ist der Huf des Büffels, der Alles zertritt. Ohne Hecke ist die Müh' umsonst. Zuerst eine Hecke, eine dichte Opuntienhecke. Ohne Hecke Alles umsonst."

„Du hast recht. Du scheinst mir ein Gärtner? Willst Du mir helfen?"

„Ich bin ein Fellah, nein, ich war ein Fellah. Jetzt bin ich tot. Auch mir fehlte die Hecke. Willst Du mich schützen, so will ich Dir helfen."

„Vor wem soll ich Dich schützen?"

„Vor Osman-Bey und vor dem Muffettisch."

„Siehst Du die Fahnenstange vor dem Haus? Wenn die Fahne dort emporgezogen wird, dann wagt es weder Osman-Bey noch der

*) Landgut.

**) Roter Fez.

Muffettiſch in meine Abadiëh einzudringen. Hier hat nur der Onsol namsaui, d. h. der deutſche Konſul, zu befehlen."

„Beim Allah, Dein Glück iſt groß, einen Beſchützer zu haben. Der arme Fellah hat keinen Onsol, keinen Beſchützer auf Erden. Gut! Ich will hier bleiben und arbeiten, eine Opuntienhecke pflanzen, eine Schutzwehr gegen Büffel, Hunde und wilde Tiere. Du aber ſei meine Hecke, meine Schutzwehr. Ohne Hecke iſt alles umſonſt . . ."

Dieſe Worte wiederholte er immer wieder mechaniſch, wie geiſtesabweſend; ſonſt machte er einen guten Eindruck, ſprach ein reines Arabiſch, was unter den Fellachen auf dem Lande ſelten iſt. Ich trat mit ihm an das Haus. Auf der Schwelle ſtand Daúd, das Faktotum der Abadiëh, mein Diener, Koch, Aufſeher und brauner alter ego, alles in einer Perſon, der uns längſt beobachtet hatte. Er näherte ſich dem Gaſte und bot ihm ein halbes Dutzend Saláms, d. h. Grüße, auf welche der Alte einſilbig antwortete. Ich beſtellte Kaffee und wir ſetzten uns auf die vor dem Hauſe ausgebreitete Palmenmatte. Ich fragte ihn, was der Muffettiſch gegen ihn habe?

Er ſeufzte, ſchüttelte den Kopf und ſchwieg.

Ich ſagte ihm, daß ich ihn gegen Jedermann ſchützen könne, aber nur, falls er ſich nichts Ungeſetzliches zu Schulden kommen laſſe. Wenn er hier arbeiten wolle, ſei es „nuss u nuss", d. h. um halben Ertrag, oder im Tagelohn, ſo ſei er willkommen, ſo gehöre er zur Abadiëh. Dann könne er ruhig ſein. Niemand dürfe ihm ein Haar krümmen.

Unterdeſſen hatte Daúd Kaffee gereicht und mich im Geſpräche abgelöſt. Er fragte viel, wohin er wolle? warum er ſo angegriffen ausſehe? Jener entgegnete nur „Muffettiſch, Muffettiſch!" Und ob er wohl weit herkomme, da ſein Anzug ſo zerriſſen ſei?

„Ich komme von einem Orte, wo man der Kleider nicht achtet, und bin bald wieder am Orte, wo man ihrer nicht achtet."

„Was meinſt Du, o Schech?"

„Ich komme aus der großen Grabkammer im Gebirge. Sechs Wochen war ich da verſteckt. Aber ſie haben mich aufgeſpürt. Sie fürchten ſich nicht mehr vor den Teufeln. Allah fürchten ſie längſt nicht mehr."

Nach dem Volksaberglauben ſind nämlich die alten Felſengräber von „Afrit", d. h. „Teufeln" bewohnt und werden mit großer Scheu gemieden.

„Aber weshalb mußteſt Du Dich dort verſtecken?"

„Muffettiſch, Muffettiſch!"

„Du biſt krank, o Schech! Komm auf mein Zimmer. Da wirſt Du ein wenig ruhen und ein wenig eſſen und Dich kleiden und waſchen und dann kommen wir zum Chauagha, d. h. zum Herrn, zurück."

Daúd war ein braver Kerl, ein echter Berberiner, von weichem Gemüt und schrecklich neugierig. Die kurzen Antworten des Alten befriedigten ihn nicht. In der That erfuhr er mehr, als er allein mit ihm war, und erzählte mir dann seine traurige Geschichte.

Abu-Soliman, so hieß der Alte, war der Schech-el-belled von Comayaht, sowie sein Vater vor ihm gewesen, der einst mit seinen Söhnen und Vettern die Gegend urbar gemacht hatte — ein gewaltiges Stück Arbeit! Die angewiesenen Ödländereien hatten sie im Laufe der Jahre in trefflichen Stand gebracht, hatten Kanäle gegraben und mit eiserner Ausdauer ein schönes Heimwesen geschaffen. Dort gedieh das üppigste Zuckerrohr und herrliche Baumwolle. Es folgten Jahre des Überflusses und ungestörten Glückes. Aber derselben Gegend entstammte Ismaïl-Sadyk, der spätere Muffettisch, welcher von Ehrgeiz und Neid geplagt, es nie verzeihen konnte, daß Abu-Soliman nach seines Vaters Tode, wie es Brauch ist, zum Schech-el-belled ernannt wurde. Das war die erste Quelle des Verdrusses.

Ismaïl-Sadyk wurde Beamter des Vizekönigs. Seitdem wurden die Steuern in Comayaht sehr streng und in der willkürlichsten Weise erhoben. Da Abu-Soliman für den Gesamtbetrag verantwortlich war, selbst aber zur Härte nicht neigte, so mußte er, um körperlichen Mißhandlungen und Gefängnisstrafen zu entgehen, nur zu oft mit dem Eigenen für lässige oder verarmte Dorfgenossen einspringen.

Als der Vizekönig beim Aufstand auf Candia, dem Sultan sein Kontingent zur Verfügung stellte, wurden zwei Söhne Abu-Solimans mit ausgehoben und eingeschifft. Das kam wieder vom Muffettisch. Beide wurden mit der großen Mehrzahl der egyptischen Soldaten, infolge ungenügender Kleidung und Verpflegung, im kalten Bergklima vom Typhus hingerafft.

Dann kam die Vermessungsgeschichte. Eines Tages meldete sich ein Regierungsgeometer und wies nach, daß nach dem neuen Maße sein Grundstück nicht hundertzwanzig sondern hundertfünfzig Feddan groß sei. Dreißig Feddan, und zwar das beste Land, wurden abgeschnitten und beschlagnahmt. Die Steuern aber wurden nicht vermindert, sondern noch erhöht. Nun wirtschaftete er mit einem einzigen Sohne, seinem jüngsten — er hieß Abdelal, war sein und seiner Frau Kadidscha Augapfel — und mit seinem Negersklaven Mahmúd.

Da rückte Osman-Bey, des Muffettisch rechte Hand, der brutalste seiner Trabanten, mit einem Kommando ins Dorf. Die Zuckerfabrik des Vizekönigs in Dabayeh brauche Arbeiter. Sie sollten hundertsechzig Mann stellen. Das war mehr als die Hälfte aller Arbeitskräftigen im Orte. Abu-Soliman mußte als Aufseher mit und dafür aufkommen, daß es brauchbare Menschen seien und daß sie über Nacht nicht davonliefen.

So gelangten sie zur Zuckerfabrik nach Dabayeh. Eine unerträgliche Arbeit in engen, überheizten Räumen, ohne Unterhalt, ohne Lohnzahlung. Es war Fronarbeit. Täglich schickte er fünf Mann ins Dorf, um die nötigen Lebensmittel zu holen; aber nur zu oft kamen sie nicht wieder. Sie liefen davon, verließen lieber Haus und Hof, als sich länger solcher Höllenarbeit zu unterziehen. Im verschlossenen Raume ist der Fellach nicht leistungsfähig, da er sein ganzes Leben im Freien verbringt. Die Desertionen mehrten sich, trotz strengster Aufsicht. Zuletzt wurden sie im großen Kesselraum eingesperrt, und von Bewaffneten bewacht. Alle Vorstellungen Abu-Solimans, alle Gesuche um Ablösung waren erfolglos. Grade weil seine Arbeiter tüchtiger als andere waren, wollte man sie nicht missen. Eines Abends, als die Lebensmittel wieder ausgeblieben waren, empörten sich die demoralisierten, verzweifelten Leute, zerschlugen im Kesselraum was sie zerschlagen konnten, Arbeitsgerät und Maschinen, ohne daß Abu-Soliman ihnen gewehrt hätte, zertrümmerten Fenster und Thüren und liefen, nach zweimonatlicher Zwangsarbeit, alle davon.

Kurze Zeit darauf rückte Osman-Bey mit einer Abteilung berittener Albanesen in Comayaht ein. Die Schuldbewußten entflohen, auch der Schech-el-belled, die meisten in die Wüste zu Beduinen, die den Verfolgten gern Gastfreundschaft gewähren Abu-Soliman entwich ins Gebirge, wo er sich in einem der großen Felsengräber sicher glaubte. Seine Verbindung mit der Familie wurde heimlich durch Mahmúd, seinen schwarzen Negersklaven, der ihm Nachrichten und Lebensmittel brachte, aufrecht erhalten. Die Äcker Abu-Solimans blieben nicht unbestellt. Denn sein Weib Kadidscha, eine echte Fellachin, und sein Sohn Abdelal schafften rüstig und trugen ihr Schicksal in Ergebung. Aber das Schlimmste sollte ihnen nicht erspart bleiben.

Vor Osman-Bey geführt, sollte Kadidscha das Versteck Abu-Solimans angeben. Sie sagte, sie kenne es nicht. Dann wurde ihr die Rechnung des Steuererhebers vorgelegt. Ein ungeheurer Ausfall stellte sich heraus, da so viele Steuerpflichtigen das Dorf verlassen hatten, für welche der Schech-el-belled aufkommen mußte. Diesen Steuerausfall sollte sie berichtigen. Als sie sich dessen weigerte, sagte Osman-Bey, daß er wohl wisse, daß Abu-Soliman ein vermögender Mann sei und sie möge nur die Ersparnisse aus dem Versteck herausholen. Sie antwortete, sie wisse nichts vom Versteck. Auf einen Wink Osmans wurde Kadidscha, die Frau des Schechs Abu-Soliman, in den Stock gespannt und auf die Fußsohlen auf das Unbarmherzigste mit der Nilpeitsche geschlagen. Ihre Wehklagen und ihr Schreien klangen herzzerreißend zum Sohn hinüber, der inzwischen auf seines Vaters Baumwollfelde von den Albanesen ergriffen und gefesselt worden war. Man

führte ihn unter die großen Nilakazien auf die Anhöhe vor das Dorf, wo das Kavalleriepiket sich gelagert hatte, nachdem von einzelnen Posten das Dorf rings umstellt worden. Das arme Weib konnte nicht lange widerstehen, obwohl sie im wahnsinnigen Schmerze lautjammernd Abu-Soliman und Abdelal und alle Heiligen zu Hilfe rief. Sie verriet das Versteck, wo ihres Mannes Ersparnisse vergraben waren. Von zwei Khawassen unterstützt, mußte sie auf ihren blutig-geschlagenen Füßen hinauswanken und Osman-Bey die Stelle zeigen.

Viele Frauen sind von diesem traurigen Gesellen, wenn er ihrer Männer nicht habhaft werden konnte, gepeitscht worden. Der Elende hat, wo die Bastonade erfolglos blieb, zur Zange gegriffen, um widerspenstige Schuldner durch Zahnausreißen zur Zahlung ihrer Rückstände zu zwingen.

Inzwischen hörte die unglückliche Kadidscha, daß man ihren Sohn ausgehoben und in Ketten gelegt habe. Wie eine aufgescheuchte Löwin, der man ihr Junges rauben will, raffte sie sich von ihrem Schmerzenslager auf und begleitet von Verwandten und teilnehmenden Freunden taumelte sie hinaus vor das Dorf, wo unterdessen eine ganze Anzahl junger Burschen zusammengebracht war, je drei an einer fingerdicken, um den Hals gelegten Kette zusammengekoppelt. So schwere Ketten, das Kunstprodukt egyptischer Schmiede, sieht man bei uns nur noch in mittelalterlichen Exemplaren im Raritätenkabinette. Das war übrigens unter Ismaïl-Pascha die landesübliche Form der Aushebung; so wurden auf den Dörfern die jungen Leute überfallen und eingezogen.

Der Vizekönig, den die kriegerischen Lorbeeren des Kaisers Napoleon nicht schlafen ließen, plante nämlich die Eroberung Abyssiniens und dazu bedurfte er der Soldaten.

Das erschütternde Schauspiel, das hier unter freiem Himmel, im Schatten der uralten Nilakazien, die dieselben Scenen wohl öfter geschaut haben mochten, sich abspielte, ist schwer wiederzugeben. Es ist das Herzzerreißendste, was ein Menschenauge sehen kann. Unter Händeringen, Schluchzen und Thränenströmen, unter wahnsinnigen Geberden mußte die Trennung von den Fortziehenden durch die Khawassen erzwungen werden. Mit der Kraft der Verzweiflung hingen sich die Mütter an den Hals ihrer Kinder, klammerten sich an der Kette fest und mußten mit Gewalt losgerissen werden, wobei die armen am Halse Festgekoppelten noch gezerrt und gewürgt wurden. Es war ein Bild unsagbaren Jammers und von solcher Wildheit, wie wir es uns im Abendland kaum vorstellen, geschweige denn jemals erblicken können.

Als Kadidscha von ihrem letzten Kinde, ihrem Abdelal, getrennt wurde,

fiel sie wie ein lebloser Block zu Boden. Ihr war zu viel geschehen, zu viel an diesem Tage zugemutet worden. Ihre Verwandten bemühten sich, sie zu sich zurückzurufen, rüttelten sie und benetzten ihre Stirn und Augen mit Wasser — es war umsonst. An derselben Stelle, wo sie ihren Sohn zum letzten Mal umarmt hatte, war sie niedergesunken und hatte ihren Geist ausgehaucht.

Inzwischen saß Abu-Soliman nichts ahnend im Felsengrabe, in Gesellschaft von Mumien und einbalsamierten Katzen, umschwirrt von einem Heer von Fledermäusen und von eingebildetem Schrecken geängstigt. Während er zur Nachtzeit mit dem Nabuht die eindringenden Schakale, welche vom Geruche des Lebendigen angelockt wurden, abwehrte und mit laut hergesagten Koranversen den bösen Feind und die Schlangen und Eidechsen zu verscheuchen wähnte, hatte das schlimmste Raubtier, der Mensch, ihn zu Hause überfallen und ihm das Teuerste entrissen. Weib und Kind, Haus und Hof waren verloren, alles dahin. Mahmud brachte ihm die Schreckensnachricht, die wie ein Keulenschlag auf seinen Kopf niedersauste. Wirbelnd kreisten seine Gedanken. Seine Beine vermochten ihn kaum zu tragen, als ihn Mahmud zur Eile spornte, da er sich verfolgt und beobachtet wußte und das Versteck nicht mehr für sicher hielt. Nicht zu erkennen, verstört, ergraut war Abu-Soliman, als er aus der Finsternis auftauchte. Wohin nun seine Schritte lenken? Ihm war's einerlei. Sein treuer Sklave, den er einst als Knaben einem vorüberziehenden Händler abgekauft, geleitete und pflegte und stützte ihn und suchte ihn mit rührender Unbeholfenheit auch geistig aufzurichten. Er führte ihn zu einem entfernten Verwandten, zum Schech-el-belled Ibrahim Abu-Chadra von Schoka, und dieser gab ihm den Rat mich aufzusuchen.

In der That war er bei mir verhältnismäßig sicherer, da ich und meine Leute nicht der Landesgerichtsbarkeit, sondern dem Konsulat unterworfen waren, zwar nicht von Rechtswegen, aber thatsächlich. Auch zahlte weder ich noch meine Leute irgend welche Steuer. Diese privilegierte Stellung der Europäer stammte aus der Zeit Mehemed-Alis und war eine Folge der zwischen den Großmächten und der Türkei abgeschlossenen Kapitulationen — eine große Ungerechtigkeit den Eingeborenen gegenüber, welche allein alle Lasten und Steuern zu tragen hatten.

Die traurige Geschichte Abu-Solimans habe ich teils von Daud, teils von ihm selbst nach und nach erfahren.

Die nächsten Tage waren der Errichtung eines Hauses für Abu-Soliman gewidmet. Die ganze Kolonie war behülflich, auch viele aus dem Dorfe Schoka auf Veranlassung des Schech Ibrahim, der selbst sich nicht

blicken ließ. Es dauerte auch nicht lange, bis die wohlgeformten, mit Häckſel gut durchkneteten Erdziegel an der Sonne trocken waren und der Bau vollendet wurde. Ich lieferte das Holz, die Dachbalken, welche mit Schilf und Erde gedeckt wurden, das Fenſter und die Thür. Dieſe war nach den Angaben des langen, hageren Abu-Soliman ſehr niedrig, ſo daß er ſich tief bücken mußte, um in ſein würfelförmiges Häuschen hineinzukommen.

Jeden Morgen erſchien er zur Feldarbeit, am liebſten mit der Hacke, wies aber jeden Tagelohn zurück. Nach einiger Zeit meldete ſich bald der eine, bald der andere der Fellachen, um die gutgeſchriebenen Beträge ſtatt ſeiner zu empfangen, wobei dann Abu-Soliman auf meine Anfrage ſtets bejahend nickte.

Er war für mich eine vortreffliche Hilfe. Er pflanzte die verſprochene Opuntienhecke. Er beſtimmte für jedes Ackerſtück die geeignete Fruchtfolge. Mit unfehlbarem Auge erkannte er, ob eine Parzelle gut nivelliert war. Er muſterte ſie vor der Ausſaat und entdeckte jede noch ſo geringe Unebenheit, welche mit der Gaſſabieh, im Intereſſe des gleichmäßigen Ertrages, vorher beſeitigt werden mußte.

Sein Rat wurde auch bei Streitigkeiten der Fellachen eingeholt und unweigerlich befolgt, obwohl ihm wenig daran gelegen ſchien. Er konnte leſen und ſchreiben, mußte daher viele Briefe entziffern und manchmal beantworten. Er war hilfreich, aber ohne ſich zu erwärmen. Unermüdlich ging er hinter dem Geſpann, am liebſten ſchwang er die Hacke, als ſcheute er die Ruhe und das Alleinſein mit ſeinen Gedanken. Und dennoch vergaß er ſich manchmal und blieb beim Ausholen in gebückter Haltung, wie weltverloren, ſtillſtehen. Die Fellachen ſagten, der Arme iſt krank, er leidet am ſchlafloſen Herzen. Was ſinnt er? Wovon lebt er? —

Meine Koloniſten, ebenſo wie die Bewohner Schockas, ſorgten reichlich für ihn, der jetzt allein daſtand und, wie ſie wußten, beſſere Tage geſehen hat, ſo reichlich, daß die Armen niemals ungeſtärkt von ſeiner Thür entlaſſen wurden. Sogar Kranke ſchickten mit Vorliebe ihre Kinder zu ihm, mit Körbchen oder Schüſſeln, um Nahrung und guten Rat zu holen. Ohne ſelbſt einen Pará zu beſitzen, iſt er der Wohlthäter der Armen und Kranken der Umgegend. Und dennoch kommt kein warmes Wort, kein Zeichen der Teilnahme von ſeinen Lippen. Abgeſtorben für die Leiden und Freuden ſeiner Umgebung, iſt ſein Sinnen und Trachten anderswohin gerichtet. Wie ein am Meeresſtrand allein zurückgebliebener Zugvogel, nachdem die Schar der Genoſſen fortgeflogen und am Horizont entſchwunden iſt, ſcheint er nur dorthin dem fernen Zuge ſehnſuchtsvoll nachzuſtreben.

Die Fellachen begegnen ihm mit Ehrfurcht, und wenn er abends, vor

dem Eingang seiner Hütte, am Erdboden hockt, so gesellen sie sich zu ihm und bleiben, ohne ein Wort mit ihm zu tauschen, leise miteinander plaudernd, bei ihm sitzen. Dabei wird tüchtig geraucht, sowohl Pfeife wie Zigarette. Die einzige Leidenschaft, welche Abu-Soliman geblieben, welche ihn zum Menschen zieht und an der er noch zu fassen ist, das ist das Rauchen. Im Laufe des Abends pflegte er aufzutauen. Am liebsten ergeht er sich dann in Sprüchen aus dem Koran oder aus der Sunna, mehr zu eigener Befriedigung als für die andern. Beziehungen auf seine Schicksale waren dabei leitend. Sehr häufig richteten sich seine Worte an seinen Sohn Abdelal, als ob er gegenwärtig wäre. Der Sohn schien seine ganze Seele zu erfüllen, seine einzige, seine letzte Sorge in dieser Welt zu sein. Er liebte ihn abgöttisch und hatte in banger Unruhe den Neger Mahmúd der Armee nachgeschickt, um ihm nahe zu sein, um Nachricht zu bringen, um ihn womöglich zu entführen. Kriegsdienst gilt dem Fellachen ein Unglück, widerwärtiger als der Tod.

Während der treue Mahmúd, ohne sich zu besinnen, obwohl mittellos die schwere Wanderschaft zu Fuß angetreten hatte, begleitete Abu-Soliman, seiner Sehnsucht, dem nieraſtenden Magnet seiner Seele folgend, ihn im Geiste nilaufwärts ohne Weg und Steg durch Wüsteneien und wilde Berge. Oft klang es wie ein Vermächtnis, wenn er an den Entfernten mit leiser Stimme seine Koranverse oder Sunnasprüche richtete.

„Weißt Du, mein Sohn, wer in dieser Welt die höchste Achtung und Bewunderung verdient? — Wer Mißgeschick und Unglücksfälle nicht fürchtet. Es ist selten, daß das Glück treu bleibt. Selbst dann sind seine Gunstbezeugungen gefährlich. Am Tage des Glückes suche denjenigen auf, der in der Trübsal Dir Teilnahme gezeigt hat."

„Mein lieber Sohn, Du Leben und Seele Deines Vaters! Suche die Gewohnheit des Anschauens Gottes zu erwerben, damit Du eindringst in das geheimnisvolle Wesen der Gottheit, die Du anbetest. Wer die Gottheit anschaut und sie wirklich begreift, sieht das eigene Dasein schwinden und sich auflösen. Erkennst Du Deine Seele und Deine Leidenschaften, dann wirst Du den höchsten Gott kennen lernen. Wer sich selbst erkennt, erkennt auch seinen erhabenen Herrn und Meister. In seinen Augen sind die Güter der Welt wertlos und er vergißt sich selbst.

„Ich will Dich lehren, wem diese Welt ähnlich ist. Sie ist wie ein Traum, den man schlafend erlebt. und wenn man erwacht, bleibt keine Spur der süßen Täuschung übrig. So nimmt der Mensch, wenn sein letztes Stündlein schlägt, nichts von dem in dieser Welt Genossenen mit. Nur wer gute Werke vollbracht hat, nimmt sie mit auf den Weg in die Ewigkeit.

„Mein Sohn, willst Du Ruhe, willst Du Friede finden? Dann bewahre das Schweigen. Wer vom Verlangen zu reden beherrscht ist, der liefert alles, was er besitzt, der Plünderung aus. Viele Worte, und hätten sie den Wert der Perlen Edens, sind der Seele Tod.

„Die Reichen, mit Glücksgütern Beladenen sind wie die Toten. Mein Sohn, hüte Dich vor der Gesellschaft der Toten. Sammele Reichtum, häufe Gold soviel Du willst. Das Ende von alledem ist nackte, völlige Armut im Grabe."

Manchmal schien er einem andern, freundlicheren Gedankengang nachzugeben und für seinen Sohn von einem schöneren Los auf Erden zu träumen.

„Vier Dinge tragen dazu bei, das Leben zu verlängern. Geliebtes Kind, höre meine Lehren! Kannst Du das Ohr mit Musik entzücken, Deine Augen auf den Reizen der Schönheit, einem Gestirn der Nacht vergleichbar, ruhen lassen, kannst Du Frieden, Reichtum und Ehre genießen und alle Unternehmungen nach Herzenslust erfolgreich zu Ende führen, dann wirst Du die Tage dieses Lebens verlängern."

Aber so weltliche Abschweifungen waren nicht nach seinem Sinne und nicht von Dauer. Bald eifert er wieder gegen die Weltlust und ihr Gefolge.

„Die Sklavenseele des Reichen und Begehrlichen ist wie der Vogel Strauß. Obwohl er dem Kamel und dem Vogel ähnlich ist, so kann er doch weder eine Last tragen, noch sich in die Lüfte erheben. Wenn man ihn fliegen heißt, so entschuldigt er sich damit, daß er ein Kamel ist, und wenn man ihm eine Last auferlegen will, so entschuldigt er sich damit, daß er ein Vogel ist.

„Die Welt ist ein Aas, und wer sie liebt und aufsucht ist ein Hund."

Die Lehre von den Engeln hatte in seinem Herzen tiefe Wurzeln geschlagen. Er empfahl den Leuten immer wieder das Gebet und besonders das Gebet beim Grauen des Tages, das er selbst unfehlbar verrichtete.

„Euch folgen die Engel scharenweise bei Tag und bei Nacht. Sie versammeln sich beim Gebet der Morgenröte. Diejenigen von ihnen, so unter Euch schwebten, schwingen sich dann zum Thron Gottes auf. Der Herr fragt sie: Wie habt Ihr meine Diener verlassen? — Als wir gingen und kamen fanden wir sie im Gebet." —

Diese Proben seines frommen und weltentrückten Sinnes mögen genügen. Der Verkehr Abu-Solimans mit meiner Kolonie, wozu sich auch Dorfbewohner aus dem benachbarten Schoka gesellten, war von dem wohlthätigsten Einfluß. Nur der Schech-el-beled Ibrahim kam niemals, um im Notfall Abu-Soliman verleugnen zu können. Diese Geselligkeit verdrängte

die früher ſo häufigen Ausflüge nach dem benachbarten Damanhur, wo die Zeit in den Kaffeeſchenken mit Haſchiſchrauchen und anderen Genüſſen totgeſchlagen wurde.

Eines Abends, als mehrere junge Männer aus Schoka dazugekommen waren und ſie rauchend und plaudernd außergewöhnlich luſtig geworden waren, hatten ſie im Laufe des Geſprächs zu Abu-Soliman geſagt, ſie wüßten wohl, er wäre ein großer Schech geweſen und der Muffettiſch habe ihm Übles angethan, und ſie wüßten auch, daß es aus Neid und Mißgunſt geſchehen, ſeines Weibes Kadidſcha wegen. Aber er möge das vergeſſen und ſich einen neuen Harem einrichten d. h. eine andere heiraten. Es gäbe ja ſo ſchöne Mädchen in Schoka und Damanhur. Sie wollten ſeine Hochzeit großartig feiern. — Da erhob ſich Abu-Soliman, holte ſeinen Nabuht und ſchlug unverſehens mitten unter die am Boden hockende Geſellſchaft, ehe ſie ſeine Abſicht erraten hatten. Ich hörte von Weitem, wie ſie laut kreiſchend auf allen Vieren auseinanderſtoben.

Die namentliche Erwähnung der Frau im Geſpräch mit Männern iſt verpönt und gilt als Unſchicklichkeit und als große Beleidigung für den Ehemann.

Längere Zeit ließ ſich Abu-Soliman abends nicht mehr blicken. Ich lockte ihn einmal zu mir herbei durch eine Einladung, der er nicht widerſtehen konnte. Ich ſagte ihm, ich hätte von Alexandrien Latakiëhtabak mitgebracht. Das iſt eine Sorte, die aus Syrien eingeführt oder vielmehr von Griechen eingeſchmuggelt, den Fellachen als das Non plus ultra des Wohlgeſchmackes gilt.

Er kam alſo abends zu mir und ich verſöhnte ihn, indem ich ihm vorſtellte, daß die jungen Leute damals im Übermut und nicht ernſthaft geſprochen, daß ſie ihn alle ſehr achteten. So war es auch.

Auch mir gefiel er ausnehmend. Er ſprach ruhig, klar und machte den Eindruck unbedingter Wahrhaftigkeit. Die rührendſten Dinge ſagte er ſchlicht, leiſe, mit geſenkten Augen, als fürchtete er dem Ausdruck des Mitleids in den meinigen zu begegnen.

Als ich ihn fragte, warum ihn eigentlich der Muffettiſch ſo ſehr verfolgte, antwortete er echt orientaliſch mit einer Gegenfrage. „Warum verfolgt das Raubtier die ſtillen Haustiere, warum der Habicht die Tauben, warum der Schakal die friedlichen Tiere des Feldes? Aber ich ſehe, Chauagha, auch Du denkſt, daß an dem Geſchwätz neulich über den Muffettiſch und Kadidſcha etwas Wahres dran ſei? Ich will Dir lieber die Wahrheit ſagen. Wir hatten einſt Beide um ein und dasſelbe Mädchen geworben, aber ich erhielt, als Sohn des Schech-el-belled, den Vorzug. Er

war damals ein Nichts, weniger als Nichts, ein kleiner Beamter. Seitdem ist er üppig emporgeschossen zu Macht und Reichtum und besitzt einen großen Harem und hatte uns gewiß längst vergessen. Aber der Hund von Osman-Bey wollte ihm die Hand lecken und hat uns alle zu Grunde gerichtet. Allah ist mein Zeuge, wenn ich das hätte ahnen können, ich hätte sie nicht zurückgelassen. Es giebt wohl viel böse Frauen — ‚ich schaute in die Hölle und sah, daß die meisten Bewohner derselben Weiber waren' — aber eine Frau wie Kadidscha wird Allahs Zorn gegen sie alle besänftigen und entwaffnen."

So mischte Abu-Soliman in seine Unterhaltung, vielleicht ohne es zu wissen, Sprüche aus der Sunna, deren er eine große Zahl kannte.

In seinen jungen Jahren war er in Kairo gewesen, wo er mit den Ulemas der großen Moschee el-Azhar verkehrt hatte. Die Quelle seines Wissens war der reiche Bildungsstoff, der im Koran und einigen anderen heiligen Büchern enthalten ist.

Ich hatte ihn gefragt, warum er sein wohlerworbenes Geld nicht an sich nehme und für die Tage der Not zurücklege, anstatt es an andere, die jünger waren, als er, auszahlen zu lassen? Er antwortete:

„Vom Gelde kommt nur Unheil, vom Gelde stammt mein ganzes Unglück. Wer hätte uns etwas anhaben können, wer hätte uns verfolgt, wenn wir arm und unbekannt gewesen wären? Das Geld bringt Not und Sorge und die Seele bringt es in ernste Gefahr. Wie könnte man freigebig sein und Geld sammeln? Sei freigebig, mein Bruder, sei freigebig! Denn es giebt keine Hölle für den Freigebigen. — ‚Hier ist der Wohnort der wohlthätigen Seelen!' — Diese Worte hat Gott mit eigener Hand auf die Eingangspforte zum Paradiese geschrieben."

So behandelte Abu-Soliman jede Frage unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit. Auch war es seine heilige Überzeugung, daß das Geld, welches seinen Ruin herbeigeführt, die verhängnisvolle Rolle weiterspielen werde, bis ans Ende aller Tage, daß es für Osman-Bey oder den Muffettisch oder den Vizekönig, kurz in wessen Hände es auch gerate, ein Werkzeug der Rache und Vergeltung sein werde. Er sagte: „Es ist ein fressend Feuer, das seinen Herrn verzehrt und jeden, der es fassen will. Die Zeit wird kommen, wo der Mensch mit Geld ausgehen wird, um Almosen zu geben, ohne jemand zu finden, der es annehmen wollte."

Abu-Soliman war, wie im allgemeinen die Fellachen, nicht fanatisch, aber von großem Stolze gegen die Ungläubigen erfüllt. Er hatte einmal ausgerufen, daß die Bäume und Tiere und Berge und Meere, daß die ganze Natur voller Wohlthaten Gottes, daß nur die Menschen voller Bos-

heit seien. Da hatte ich mir die Bemerkung erlaubt, daß doch nicht alle so seien, daß z. B. in Schoka ihm niemand und ich ihm doch auch nichts zu Leide gethan habe? Darauf erwiderte er: „Ihr Ungläubigen kommt nicht in Betracht! Das Böse wird Euch nicht angerechnet, das Gute auch nicht. Ihr bleibt aus dem Tempel, wie die Tiere des Waldes, die Füchse und Lämmer. Allah weiß nichts von Euren dunkeln Wohlthaten. Ihr seid ins Buch des Lebens nicht eingetragen."

Doch muß ich ihm die Gerechtigkeit angedeihen lassen, daß er dieses im Affekt gesprochen und daß ihm sonst ein ruhiges und mildes Wesen eigen war, das alle Herzen für ihn einnahm.

Über einer wahren Maulwurfsarbeit überraschte ich ihn einmal, als er den Fellachen das Blättchen des Abu Nadara vorlas und erklärte. Dieses politisch-satirische Wochenblatt hatte eine ungeheure Verbreitung nicht nur in Kairo, sondern in allen Dörfern des Nilthals, eine noch größere freilich später, als dies Blatt von der Regierung verboten wurde.

Die ersten schüchternen Regungen der öffentlichen Meinung sind in einem Lande, wo seit den ältesten Zeiten ein despotisches Regiment das andere abgelöst und die Unterdrückung des Volkes die einzige bleibende Institution war, ein interessantes Problem. Wenn diese im Laufe der Jahrtausende eingebläute Botmäßigkeit, wenn diese durch keine Härte, durch keine noch so grausame Behandlung zu erschütternde Geduld, deren klassische Zeugen die Pyramiden sind, ins Wanken gerät, wenn die ersten Funken selbständigen Geistes aus der erstarrten Volksseele hervorblitzen, wenn nach tausendjährigem Schlaf das erste, leise Morgenrot eines neuen Tages im Osten anbricht, so ist es gewiß ein Schauspiel, das fesselnd und erhebend und der höchsten Beachtung wert ist.

Wer schrieb dieses Winkelblatt ohne Namen, ohne Angabe des Verfassers, mit der einzigen Bezeichnung „Tipografia Castelli", das ein so mächtiges Echo allerorten erweckte? Das Volk nannte den Verfasser Abu-Nadara d. h. wörtlich „Vater der Brille". Der Verfasser James Sanua trug nämlich eine blaue Brille und war jahrelang eine sehr populäre Erscheinung in den Straßen Kairos.

Er war ursprünglich Lehrer der italienischen und arabischen Sprache am vizeköniglichen Hofe, in den Familien der Prinzen und in den Häusern einiger Paschas in Kairo. Von italienischen Eltern in Egypten geboren, beherrschte er beide Sprachen mit gleicher Sicherheit. Er besaß viel Humor und schrieb einige volkstümliche Schwänke. Der Vizekönig stellte im Garten der Esbekieh eine kleine Baustelle zu seiner Verfügung, auf welcher er eine leichtgebaute, primitive Sommerbühne errichtete, um, wie er sagte, seine guten

Freunde ein wenig zu amüſieren. Er erzielte mit ſeinen ſatiriſchen Stücken, voll politiſcher Anſpielungen, einen ungeheuren Erfolg. Seine Pfeile waren vornehmlich gegen die Habgier und Beſtechlichkeit der egyptiſchen Beamten gerichtet. Er traf die Regierung in ihren Vertretern und in ihren Werkzeugen der Unterdrückung. Es ſchmeckte manchmal bitter, aber man ließ ihn gewähren. Den egyptiſchen Molière hatte ihn der Vizekönig ſelbſt genannt und das arme Volk kannte und liebte ihn unter dem Namen des „Mannes mit der blauen Brille“. Als er jedoch die Vielweiberei angriff, da verſtanden ſie keinen Spaß und er verlor die Protektion der Paſchas.

Von ſeinen hohen Gönnern war ihm eine Bühnenſubvention verſprochen worden. Da er ſich als ein Satiriker erſten Ranges auf Koſten eben dieſer hohen Gönner entpuppt hatte, ſo hielten ſie ihn für bezahlt genug und ſagten ſich von ihm los. So mußte er ſein Theater, zum großen Leidweſen ſeiner Freunde aus dem Volke, ſchließen.

Auch Abu-Soliman war einmal in einer Vorſtellung geweſen. Der Eindruck, den er mitgenommen, war ihm unauslöſchlich geblieben. Dieſes arabiſche Theater gewährte überhaupt auch im Zuſchauerkreiſe einen intereſſanten Anblick. Unmittelbar unter der Bühne im Parterre ſaß, dem Publikum halb zugewandt, eine imponierende, bärtige Geſtalt in hohem, ſchneeweißem Turban. Bei jeder ſchönen, feinen oder witzigen Bemerkung von der Bühne, rief er verzückt „Allah!“ und entfeſſelte den Beifallsſturm der Menge. Alle riefen „Allah!“ in laute Begeiſterung oder in unbändiges Gelächter ausbrechend. Dieſer unverwüſtliche „Vater der Bewunderung“ trug zum Verſtändnis und zum Erfolge des Stückes ſehr weſentlich bei. Er fehlte nie an ſeinem Platze. Nun war's damit vorbei.

Aber der Mann mit der blauen Brille hatte eine große Popularität erlangt und dieſe vererbte er auf ſein arabiſches Witzblatt, das mit leichtem, heiterem Geſchwätz die brennendſten Tagesfragen berührte. Zwiſchen den Zeilen war der ganze bittere Ernſt zu leſen.

Bald waren es Zwiegeſpräche, ſokratiſch zugeſpitzt, bald deutungsvolle Parabeln, dann doppelſinnige Randbemerkungen über hohe Herrſchaften, und beißende Ironie über die Mißbräuche der Beamten.

So feierte er in dithyrambiſcher Weiſe die Heldenthaten des Prinzen Haſſan, der, als Oberbefehlshaber des egyptiſchen Kontingents, aus dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege durchaus ohne Lorbeeren heimgekehrt war. Er war ſo draſtiſch als Kriegsheld herausgeſtrichen, daß ſein Bruder Tewfik-Paſcha, der heute regierende Vizekönig, ſich darüber krank lachen wollte und den Verfaſſer zu ſich beſchied, ihn mit Komplimenten überſchüttete, ihm aber den nicht mißzuverſtehenden Rat gab, in Zukunft vorſichtiger zu ſein. Die Folge

war, daß zwar in der nächsten Nummer Bruder Hassan verschont blieb, aber die Minister, der Khedive, und der Sultan, alle unter leicht zu erratenden Spitznamen, in Dialoge verflochten und hart mitgenommen wurden. Der Sultan wurde sogar angegangen, den Vizekönig Ismaïl-Pascha durch den Liebling des Volkes, seinen Onkel Halim-Pascha, den er verbannt hatte, zu ersetzen. Die Nummer fand reißenden Absatz; sie war in 50 000 Exemplaren gedruckt, eine große Auflage für Egypten, wo ein Exemplar oft für ein ganzes Dorf hinreichte, wo vielleicht nur ein Schriftkundiger vorhanden war, der es den andern vorlesen konnte. Kein noch so abgelegener Flecken des Nilthals, wo dieses revolutionäre Blatt nicht hingelangte und wie der Blitz einschlug.

In Kairo schwankte man einen Augenblick, ob man es verbieten solle? Der Gedanke, daß ein Verbot als Furcht ausgelegt werden könnte, hieß den erhobenen Polizeiarm wieder senken. Diese Zurückhaltung dauerte nur kurze Zeit. Auf eine der nächsten Nummern folgte die Beschlagnahme und das Verbot des Blattes und die Verbannung des Verfassers, der italienischer Unterthan war, aus Egypten. Der Mann mit der blauen Brille meinte, als er abreisen mußte, daß sein langjähriger Wunsch, Italien, die Heimat seiner Väter einmal zu sehen, von der egyptischen Regierung in zuvorkommendster Weise per Schub erfüllt wurde.

Die Nachricht von der Verhaftung und dem gewaltsamen Tode des Muffettisch hatte sich wie ein Lauffeuer im Lande verbreitet. Man hätte erwarten dürfen, daß sie großen Jubel erzeugt hätte, da er acht Jahre lang das Volk bedrückt und mit Ruten und Skorpionen gezüchtigt hatte. Nirgends war eine solche Wirkung, eine laute Freudenbezeugung zu spüren.

Als diese Kunde nach Schoka drang und die geheimnisvollen näheren Umstände vor dem Hause Abu-Solimans in erregter Weise besprochen wurden und ein Fellah die Bemerkung gemacht hatte, er könne sich freuen, seinen Feind endlich los zu sein, rief er entrüstet aus: „Wehe dem, der sich freut und am fremden Unrecht mitschuldig wird! Das war Mord und keine Gerechtigkeit. Heute trifft's den Feind, morgen den Freund und Euch und mich und uns alle. Wehe dem Gottvergessenen, der sich freut! Keiner von Euch hat den wahren Glauben, bis er seinen Bruder liebt, wie seine eigene Seele. O mein Gott, mache, daß ich Deine Liebe liebe über alle Dinge und Deine Furcht fürchte über alle Dinge!"

In ähnlichem Sinne äußerte sich der längst wiedererstandene Abu Nadara, der Mann mit der blauen Brille, der den armen Fellah am Nil nicht vergessen hatte und aus Italien, vom sicheren Hafen aus, das Blatt, sogar mit Illustrationen, weiter erscheinen ließ. Es waren einfache Um-

riſſe, leichte Skizzen, welche dem Verſtändnis und der ergänzenden Phantaſie des Volkes vortrefflich angepaßt waren.

In der einen Nummer ſtritten ſich zwei Fellachen in der Provinz. Der eine ſchimpfte auf die Chriſten, weil ſie an allem Steuerdruck ſchuld ſeien. Vom Mudir ſelbſt habe er das gehört. Der andere erwiderte: „Ja wohl, der Mudir hat ſogar hinzugefügt, daß die Chriſten hunderttauſend Pfund bis zum erſten April haben müßten, aber zweimalhunderttauſend hat er ſeitdem eingetrieben und der erſte April iſt längſt vorüber und dennoch gehen die Steuererheber, wie die böſen Geiſter, am hellen Tage um und verlangen mehr, immer mehr. Iſt das auch für die Chriſten? Dieſe verlangen nur zurück, was ſie uns in der Not vorgeſchoſſen haben und was wir ihnen ſchuldig ſind. Wie ſagt der Prophet? Der Ungläubige, der giebt, hat mehr Recht auf die Freuden des Paradieſes als der Gläubige, der nimmt.“

Als Illuſtration zu dieſer Nummer war James Sanua mit der blauen Brille dargeſtellt, wie er im Mondſchein im Luftballon über Egypten ſchwebt. Unten ſah man den Friedhof von Kairo und den Vizekönig Ismaïl-Paſcha — die dicke Geſtalt mit dem kleinen Kopf und dem winzigen Tarbuſch war nicht zu verkennen — wie er erſchrocken zurückprallt, da die Gräber ſich vor ihm öffnen und aus jedem ein wohlbekannter Toter, ſeine Schlachtopfer, emporſteigen, allen voran der dürre Muſſettiſch mit den gut getroffenen, ſehr markierten Geſichtszügen, die jeder kannte. Der Text zu dem Bilde lautete: „Seine Hoheit fleht die Geiſter ſeiner Schlachtopfer an, nicht länger ſeinen Schlaf und ſeine Ruhe zu ſtören und fleht um Verzeihung.“ Die Antwort der Geiſter lautet: „Von wem verlangſt Du Verzeihung? Wir halfen Dir treulich Schätze aufhäufen und zum Lohne haſt Du uns hingemordet. Nein! Nein! Keine Ruhe, keine Ruhe!“

Eine andere Nummer enthielt als Illuſtration die Wiener Ausſtellung, einen großen Saal mit tauſend ſymmetriſch aufgebauten Gegenſtänden und eine Schar von Beſuchern, die ſich beſichtigend drängen, zumal vor einem großen Glaskaſten, in welchem ſofort erkennbar der Vizekönig Ismaïl-Paſcha ausgeſtellt war mit der Unterſchrift „Rund wie ein Schweinchen und ſchlau wie ein Füchschen.“ Es war nämlich bekannt geworden, daß Ismaïl-Paſcha ſein Bild, von Lorie gemalt, zur Ausſtellung geſchickt hatte, was nach muhamedaniſchen Begriffen ein großer Verſtoß gegen die Religion und gute Sitte war.

Ein andermal war ein großes Spinngewebe dargeſtellt, in welchem ein paar gefangene Fellachen zappelten, während eine Rieſenſpinne mit den Geſichtszügen des Muſſettiſch ſie auszuſaugen im Begriff war.

Dann war auch wieder einmal Abu Nadara selbst abgebildet, wie er mit dem Stock in der Rechten den Vizekönig bedroht, der sich zu den Füßen des Rächers hinwirft und erklärt, daß er ja seit seiner Verbannung mit dem Volke immer gütig gewesen. Ein abgemagerter, zerlumpter, übelzugerichteter Fellah dicht daneben schreit: „Hör' nicht auf ihn! Er lügt! Sieh mich an! Im Gegenteil, er ist härter und unbarmherziger gegen uns als je."

Abu-Soliman war der treue Dolmetscher dieser satirischen Geschichten und Bilder, aber er that es ohne Leidenschaft, ohne Begeisterung. Wenn seine Worte von dem tiefsten Mitgefühl, von der hellsten Freude oder von schallendem Gelächter begleitet wurden, saß er ernst, wie unbeteiligt, dabei und schien ein gesondertes Leben zu führen, einer andern Gedankenwelt anzugehören. War es Trauer um Kadidscha, war es Sehnsucht nach dem Sohne? Nichts auf Erden schien ihm wichtig.

Das fühlten die Fellachen klar heraus, das hielt sie in scheuer, ehrerbietiger Entfernung. Sie wußten, er hatte größeren Schmerz erlitten als sie alle und sie zahlten ihm unbewußt den Zoll, den jedes fühlende Menschenherz dem Unglück darbringt.

Eines Tages erschien eine zahlreiche Schar aus Schoka, auch der Schech-el-belled Ibrahim, ein seltener Gast, denen sich bald auch die Fellachen meiner Kolonie mit Weib und Kind anschlossen. In ihrem Geleite kam der Neger Mahmúd, der treue Sklave Abu-Solimans, den er dem egyptischen Heere nach Abyssinien nachgeschickt hatte, erschöpft und staubbedeckt vom langen Wege, eine mächtige, wie aus schwarzer Bronze, modellierte Gestalt.

Abu-Soliman ging ihm entgegen, mit einer stummen Frage in den schmerzlich bewegten Zügen. Er zitterte sichtlich ... „Sei gesegnet, mein Kind! Du kommst allein, Mahmúd?" —

Keine Antwort. Nur krampfhaftes Zucken um Augen und Mundwinkel verriet die innere Bewegung Mahmúds.

„Allah sei uns gnädig! Fandst Du ihn?"

„Ich fand ihn ..."

„Nun, wo fandst Du ihn?"

„Bei den andern allen, weit, weit in den Bergen am Atbarah."

„Wie fandst Du ihn?"

„Wie die andern alle, still im Schatten Allahs!"

„Allmächtiger Gott! Abdelal tot?" —

„Tot, alle tot!" —

„Du lügst —"

„Hier sein Amulet."

Abu-Soliman nahm das Amulet, las den Koranſpruch, der in demſelben verzeichnet ſtand, küßte es. „Verzeih, mein Bruder, verzeih! Du haſt eine lange Reiſe zurückgelegt, haſt noch eine lange Reiſe vor Dir. Zu Hauſe, unter der Tamariſke — bei der Furt grad' über, Du weißt ſchon — da findeſt Du das Erbteil Abdelals. Es iſt von ſeiner Mutter. Es ſei Dein! Der Segen Allahs, ſeine Barmherzigkeit und Gnade über Dir!"

Die Thränen liefen dem treuen Mahmúd über ſein glänzendſchwarzes Geſicht, während Abu-Soliman ſich abwendete und mit ſchwanken Schritten langſam auf ſeine Hütte zuging und gebückt, ein auf den Tod getroffenes Wild, hineinkroch.

Die braunen Geſtalten alle ſtanden lautlos, wie verſteinert, da. Als ſich lange Zeit nichts regte, ging Mahmúd zu ihm hinein. Sein lautes Schluchzen beſtätigte den atemlos draußen Harrenden die böſe Ahnung.

Abu-Soliman war ein ſtiller Mann.

Zur Erziehungsfrage

(oder ein Wort zu Herzen derjenigen, die es angeht).

Von Alexander Winter.

(London.)

Nicht ohne Unrecht hört man täglich im öffentlichen Leben klagen, daß bei kleinen und großen Kindern Zucht, Ordnung, Subordinationsgefühl, Ehrfurcht, Religion und vor allem die gute Sitte verloren gegangen, daß es früher ſo ganz anders geweſen, daß in der heranwachſenden oder bereits herangewachſenen Generation Elemente liegen, die mit den gewöhnlichen Mitteln nicht im Zügel zu halten ſind. Und wenn man den Polizeiberichten und beſonders der Kriminalſtatiſtik des Deutſchen Reiches für eine Reihe von Jahren etwas mehr als oberflächliche Aufmerkſamkeit widmet, wenn, traurig genug, mit untrügbaren mathematiſchen Zahlen nachgewieſen wird, wie ſehr Verbrechen, Vergehen, Übertretungen an Zahl und Schwere zugenommen haben und im weiteren Zunehmen begriffen zu ſein ſcheinen, wenn man findet, wie ſehr die öffentliche Ordnung, wie Ruhe und Frieden im allgemeinen, auf der Straße und im Hauſe, gelitten, die Erfüllung der gewöhnlichſten, von der Geſellſchaft beanſpruchten Rückſichten gegen den

Nebenmenſchen vernachläſſigt wird, erſcheint eine ſolche Klage nicht nur voll und ganz gerechtfertigt, ſondern es drängt ſich unwillkürlich die unerquickliche Überzeugung auf, daß der ſpezifiſche moraliſche Zuſtand des ganzen Landes erheblich geſunken iſt. Dies iſt eine Thatſache, die wir geſtehen müſſen, welche Thränen uns das Geſtändnis auch erpreſſen mag.

Wie es bei jeder Sache darauf ankommt, von welcher Seite man ſich ihr nähert, ſo kommt es auch bei der brennenden Frage über die Erziehung und Heranbildung der Jugend, über die Kultur und allgemeine Beſſerung unſerer Geſellſchaft darauf an, ob man ſich auf den Standpunkt der Eltern, denjenigen der Kinder oder denjenigen freier, unparteiiſcher, von weiteren Geſichtspunkten geleiteter Beurteilung ſtellt.

Sitte und guter Ton würden es allerdings gebührlich finden, den Eltern als den Älteren ohne weiteres Recht zu geben; indes, ſollen wir deshalb die Augen verſchließen, ſollen wir nicht ſehen, nicht ſehen dürfen oder ſehen wollen, daß auch dem Kinde ein gewiſſes Recht zuſteht, gehört zu werden? Dürfen wir allein auf Grund der Anklagen des Gerechteſten den Angeſchuldigten verdammen, ohne ſein Zeugnis zu hören?! Eltern liegt nicht nur die Verpflichtung ob, für ihr Kind zu ſorgen, ſondern ſie haben auch ein gewiſſes Anrecht ans Kind; jedoch iſt es keineswegs ihr Eigentum, mit dem ſie nach Belieben verfahren dürfen und das ſie zu ihrem eigenen Intereſſe und Vergnügen ausnützen zu können glauben. Das Kind ſelbſt hat Rechte, ſehr bedeutende, vitale Rechte. Und wenn auf der einen Seite gegen die Führung des Kindes Klage erhoben wird, dann drängt ſich auf der andern Seite um ſo mächtiger und berechtigter die Frage auf, ob denn Eltern, ſowie Erzieher, Lehrer, Geiſtliche u. ſ. w. die ihnen obliegenden Pflichten gegen die Kinder erkennen und gewiſſenhaft erfüllen?! Der Charakter der Kinder iſt meiſt die Folge äußerer Einflüſſe, der auf die Erziehung wirkenden Elemente, und die Eltern ernten nur die Früchte der, von der Strömung der Zeit, von unſerer Geſellſchaft, in der Schule und in der Familie, gelegten Keime. Dürfen wir nun die Kinder rechtmäßig zur Verantwortung ziehen? Sollen wir die Früchte beſchuldigen oder den Baum, der ſie hervorbringt?

Das Zeitalter des Dampfes, der Telegraphie, Elektricität und allgemeinen geiſtigen Entwickelung und Aufklärung hat eine neue Welt geſchaffen; eine Welt des Selbſtbewußtſeins, die von neuem Lebensgeiſt beſeelt, andere Zwecke verfolgt, anderen Zielen zuſteuert. Es beherſcht ein Geiſt den Menſchen, die Menſchheit, der weniger ein Geiſt der Sitten- und Zügelloſigkeit, der ſich gegen den natürlichen Lauf der Dinge, gegen die Ordnung in unſerer Geſellſchaft auflehnt, als ein Geiſt iſt, welcher aus ſich ſelbſt mit allen menſchlichen Waffen nach dem Grundſtein der Wahrheit, nach gewiſſer

Selbständigkeit, Freiheit, Unabhängigkeit, nach individueller Entfaltung ringt, der sich weniger blindem Gehorsam, dem absoluten „muß", als Vernunftsgründen, der Antwort auf die Frage „warum?" beugen, der weniger glauben als Beweisgründe, Thatsachen, Wahrheit verlangen will. Diese widerspruchslosen Thatumstände muß man sich zunächst vergegenwärtigen, der unaufhaltsamen Strömung der Zeit ein empfängliches Ohr leihen, dann erst ist man imstande, ein gerechtes Urteil zu fällen und Mittel zu finden, die am besten geeignet sein dürften, zur wirklichen Lösung des brennenden Problems beizutragen. Sollten wir warten, bis der Strom der Zeit sich unseren Launen, dem vielleicht vorherrschenden traditionellen Willen fügt? Oder sollen wir uns die Gelegenheit zu nutze machen und so gut es geht mit dem Strome schwimmen? Es ist vergebliches Bemühen, der sich selbst bahnbrechenden Bewegung Einhalt zu gebieten. Die engherzigen Grundsätze, wie sie unter Eltern, Lehrern, Geistlichen u. s. w. vorherrschen, so gute und edle Absichten auch darin liegen mögen, sind nicht mehr zu verwirklichen, ja, häufig genug von völlig negativer Wirkung begleitet.

Das Geschrei über die Masse überstudierter Leute, was mit ihnen und aus ihnen gemacht werden soll, ist alt, scheint indes immer noch kaum bemerkenswertes Gehör zu finden. Überstudium bedeutet nicht nur Überfüllung des Gehirns mit unverdautem und unverdaulichem Material, sondern vernachlässigte Entfaltung des Körpers und der moralischen Bestandteile. Körper, Geist und Seele müssen von der frühesten Jugend an gleichzeitig und im richtigen Verhältnis zu einander entfaltet werden; und, da der Mensch nach der Geburt zuerst fast rein physisch ist, bildet rationelle Entwickelung und Gesundheit des Körpers die erste und Hauptbedingung.

Der berühmte englische Philologe Professor Blackie sagt in einer Abhandlung über körperliche Ausbildung der Jugend: „Es ist eine mathematische Thatsache, daß alles, was existiert, eine Grundlage haben muß, um darauf zu stehen, eine Wurzel, um zu wachsen u. s. w." Auch beim Menschen ist diese gesunde körperliche Grundlage für eine natürliche gesunde geistige und sittliche Entfaltung, für ein richtiges Denkvermögen, zur Charakterbildung absolut erforderlich. Dies ist Naturgesetz und jede Versündigung dagegen rächt sich bitter, früher oder später. Die Amerikaner und schon auch die Engländer sind uns in dieser Hinsicht weit voraus; sie wissen, was ein gesunder Körper bedeutet, sie verstehen den Menschen auf seine vollkommenste Stufe zu bringen.

Zur Körperbildung gehört außer Luft, Licht, Reinlichkeit, Ordnung, auch mäßige aber zweckentsprechende Nahrung und rationelle Bewegung der Muskeln und Glieder; ein Umstand, der beim Heranbilden der Jugend in

Deutschland arg vernachlässigt wird, der aber weit mehr mit der späteren Charakterbildung, dem sittlichen Zustande, dem Denkvermögen des erwachsenen Menschen in enger Berührung steht, als allgemein angenommen wird. Dies bezieht sich nicht nur auf Knaben, sondern ebenso und vielleicht noch in stärkerem Maße auf Mädchen. Wenn man nun endlich zu der Überzeugung kommen würde, was frische Luft und rationelle, regelmäßige Körperbewegung anstatt dem Stubensitzen u. s. w. bedeute! —

Der andere Hauptpunkt ist, im Kinde von Anfang an eine gewisse Selbständigkeit im Denken, Handeln und Wollen zu pflanzen. Es darf nicht gescholten werden ohne Grund; es darf ihm nicht ohne weiteres verboten werden, dieses oder jenes zu thun, ohne daß ihm die Gründe dazu völlig klar gemacht werden. Es muß den natürlichen Lauf der Dinge verstehen lernen, ein fester Grundstein für richtiges Unterscheidungsvermögen, für vernünftiges Selbst-Denken, Selbst-Handeln, Selbst-Wollen gelegt werden. Kurz, Schule und Haus müssen im wahrsten Sinne des Wortes für die spätere Carrière vorbereiten; sie müssen die Mittel sein, einen fürs praktische Leben brauchbaren Menschen auszubilden, einen Menschen, dem nach Verlassen der Schulbank die Welt nicht mit Brettern vernagelt ist, der Aussicht hat, den hochgehängten Brotkorb zu erreichen, der imstande ist, auf eigenen Füßen zu stehen und für den nicht der Staat die Unterhaltungskosten im Gefängnis zu bezahlen braucht.

Friedrich Stoltze.

Von Otto Hörth.

(Frankfurt a. M.)

Am 28. März, unter dem Klang der Glocken, welche das Osterfest einläuteten, ist in Frankfurt a. M. ein Dichter und Humorist gestorben, der würdig ist, einen hervorragenden Platz in der deutschen Litteratur einzunehmen. Es ist Friedrich Stoltze. Aus der Beschränktheit des reichsstädtischen Bodens erwachsen und stets eng verknüpft mit dem Frankfurter Lokal-Leben, hat er doch mit weitem Blicke und großem Herzen nicht bloß Deutschland, sondern die ganze Menschheit umfaßt, und Hohes nicht bloß mit tiefem Ernste zu behandeln, sondern auch Kleines und Alltägliches mit köstlichem Humor darzustellen verstanden. Allzeit mit der Natur in regem

Verkehr stehend und mancherlei Menschenschicksale teilend, hat er in vollendeter Sprache jedem Gefühl Worte zu leihen und das Elend wie die Komik des Daseins wirksam, ergreifend und tröstend zugleich, zu schildern gewußt. Dabei war er ein warmer Anhänger des Fortschritts; einen überzeugteren Verfechter der Freiheit auf allen Gebieten des Lebens hat weder das alte noch das junge Deutschland aufzuweisen.

Friedrich Stoltze wurde am 21. November 1816 als Sohn des Frankfurter Gastwirts zum Rebstock geboren. Der Vater, aus dem Waldeckschen stammend, während seine Mutter eine echte Frankfurterin war, ließ seinen Kindern, unserm Friedrich und seiner Schwester Anna, eine gute Erziehung zukommen; zu den Lehrern des jungen Stoltze gehörte u. a. auch Dr. Textor, der Neffe Goethes. Nach Beendigung seiner Schulzeit sollte Friedrich nach dem Willen seines Vaters Kaufmann werden, und er kam zu einem solchen in die Lehre. Aber der begabte, lebhafte Knabe war zum Kaufmann nicht gemacht; mit seinem Mitlehrling Hermann Hendrichs, dem späteren berühmten Schauspieler, verübte er allerlei Schelmenstreiche, die seine Untauglichkeit zu dem vom Vater ihm aufgezwungenen Berufe vollauf bekundeten. In dieser Lehre machte er aber auch die Bekanntschaft der Frau Marianne v. Willemer, denn das Haus, in welchem er als Lehrling sich aufhielt, war Eigentum des Geheimrats v. Willemer, des Freundes von Goethe. Der junge Stoltze saß am offenen Fenster seines zu ebener Erde gelegenen Komptoirs und sang zu Frau Marianne ihr Lied hinauf: „Ach um deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich dich beneide!“ Seine Klagen drangen zu Frau Marianne, und sie riet ihm, aus der Lehre zu laufen. Dies hätte er gewiß gethan, da starb sein Vater, und der Kaufmannslehrling wider Willen war frei. Das väterliche Haus zum Rebstock war in den zwanziger Jahren die Zuflucht aller politisch Verfolgten gewesen; hier erzählte man sich seine Leiden, hier träumte man von dem einigen, großen und freien Deutschland, hier machte man Pläne für eine schönere Zukunft. Der junge Fritz hörte aufmerksam zu, sang alle Freiheitslieder mit und versuchte sich selber früh in Versen, eine Neigung, die von seiner Schwester eifrig unterstützt wurde. Letztere, ein schönes, begabtes und schwärmerisches, von ihrem jüngeren Bruder unendlich geliebtes Mädchen, beteiligte sich sogar an einem Versuche zur Befreiung der gefangenen Studenten und wurde dafür gerichtlich verfolgt, was den Keim zu ihrem frühen Tode legte. Wie die deutschen Verfolgten, so wurden auch die vertriebenen Polen im Rebstock gastlich aufgenommen. Stoltze hat in seinen Erzählungen „Der rote Schornsteinfeger“, „Polen und Studenten“ u. s. w. diese Zeit und ihre Verhältnisse recht anschaulich geschildert.

Nach dem Tode seines Vaters lebte Stoltze seinen litterarischen Neigungen und ging auf Reisen. Er war in Paris und in Lyon; in letzterem dichtete er zum Feste des deutschen Gesangvereins in Lyon 1838 sein „Lied der Deutschen", das von Mendelssohn komponiert wurde. Im Jahre 1841 erschien von ihm ein erstes Bändchen Gedichte, das ihm in einem reichen Frankfurter, Marquard Seufferheldt, einen Gönner gewann. Von seinem Vater, der sehr freigebig war, hatte Stoltze nicht viel ererbt; er mußte sich also um einen Erwerb umsehen. Seufferheldt machte ihn zu seinem Hauslehrer, und dieser unterrichtete mit solchem Erfolge, daß Seufferheldt in ihm einen großen Pädagogen entdeckt zu haben glaubte. Er schickte ihn nach Thüringen zu Fröbel, um unter dessen Leitung das System der Kindergärten zu studieren, die Seufferheldt in Frankfurt einzuführen gedachte. Stoltze hielt sich allerdings für keinen großen Pädagogen, und nach seinem eigenen Geständnisse interessierten ihn die großen Kinder Thüringens viel mehr als die kleinen. Doch war sein dortiger Aufenthalt ein großer Gewinn für ihn denn er brachte ihn außer mit Fröbel noch mit andern bedeutenden Männern, wie Ludwig Storch, Ludwig Bechstein, dem Maler Unger u. a. zusammen. Stoltze wurde dann noch Hauslehrer in Crefeld, aber er kehrte bald nach Frankfurt zurück, wo allein er sich heimisch fühlte. Im Jahr 1849 kämpfte er in der Pfalz für die deutsche Reichsverfassung und noch in demselben Jahre verheiratete er sich mit der Frankfurterin Marie Messenzehl, die zur treuen und aufopfernden Gefährtin seines Lebens wurde. Er widmete sich jetzt ganz dem litterarischen Schaffen; neben zahlreichen Gedichten in Hochdeutsch, die zum Teil von namhaften Komponisten, wie Gellert, Neeb u. A. in Musik gesetzt wurden, erschien in zwangloser Folge die in Frankfurter Mundart geschriebene „Krebbelzeitung", welche in humoristisch-satirischer Weise die öffentlichen Ereignisse besprach und die Zustände Frankfurts sowohl wie der umliegenden Kleinstaaten und des Hohen Bundestags kritisierte. Die „Krebbelzeitung" hatte einen außerordentlichen Erfolg; ihr Erscheinen war jedesmal ein Ereignis. Der Senat von Frankfurt war tolerant genug, Stoltze gewähren zu lassen, nicht so die umliegenden Staaten Nassau, Hessen und namentlich Kurhessen, die einen Steckbrief um den andern gegen ihn erließen, so daß Stoltze das Weichbild Frankfurts nicht verlassen konnte, ohne Gefahr zu laufen, abgefaßt und ins Gefängnis geschleppt zu werden. Als er einmal in dem nahen Königstein Heilung von einem Nervenleiden suchte, sollte er verhaftet werden und entging diesem Schicksal nur durch schleunigste Flucht, bei der ihm seine Frau und einige Frankfurter Freunde behilflich waren. In seiner humoristischen Erzählung „Die Flucht von Königstein" hat er dieses Erlebnis und Alles, was damit zusammen-

hing, in gelungener Weise geschildert. Im Jahre 1860 gründete Stoltze in Gemeinschaft mit seinem Freunde Schalk, der ein tüchtiger Maler und vortrefflicher Zeichner war, die heute noch bestehende „Frankfurter Latern", in welcher er unter der populären Frankfurter Bürgerfigur des „Hampelmann" die Lokal- und Zeitereignisse besprach und manche prächtige Humoresken, manche tiefempfundene Gedichte veröffentlichte. Zugleich machte er darin aber auch Front gegen die damals in Aktion tretende kleindeutsch-preußische Politik, da er wie fast ganz Frankfurt auf großdeutscher Seite stand. So scharf war der Kampf, den er gegen Preußen und Herrn v. Bismarck führte, daß er 1866 beim Einmarsch der Preußen flüchten mußte. Er ging zuerst nach Stuttgart und dann nach der Schweiz, von wo er erst nach dem Erlaß der Amnestie nach Frankfurt zurückkehrte. Dort waren inzwischen alle seine Papiere, Manuskripte, die alten Nummern der „Krebbelzeitung" und der „Latern" mit Beschlag belegt und fortgeführt worden, und es gelang Stoltze nicht mehr, wieder in den Besitz derselben zu kommen. Auch die Herausgabe der „Latern" begegnete unaufhörlichen Schwierigkeiten, die erst 1872 endgiltig beseitigt wurden. Seit jener Zeit erschien sie ohne Unterbrechung. Stoltze hatte den Schmerz, zwei Söhne im blühenden Alter von zwanzig Jahren zu verlieren, und im Jahre 1884 riß der Tod ihm auch die treue Gattin von seiner Seite. Vier Töchter und ein Sohn überleben ihn.

Stoltze war ein echter Dichter von Gottes Gnaden. Er war reich an kühnen Ideen und verfügte über eine erstaunliche Formgewandtheit; seine Sprache war fruchtbar an treffenden Bildern und witzigen Einfällen, sein Wortreichtum außerordentlich groß. In allen seinen Schöpfungen ging er weniger auf eine Pointe aus, sondern die ganze Darstellung war von Poesie und Humor durchweht. Für größere Produktionen, etwa auf dem Gebiete des Dramas oder des Romans, war er nicht geschaffen, sei es, daß ihm die nötige Konzeptionskraft mangelte oder die Ausdauer in der Durchführung fehlte. Dagegen ist er ein Meister in der künstlerischen Verwertung des Einzelnen, in der charakteristischen Darstellung von Personen und Zuständen, in der Schilderung bezeichnender Erlebnisse. Seine kurzen Erzählungen in Versen und in Prosa sind Muster bald feinsinnigen, bald derben, aber immer vielseitigen und wahrhaft packenden Humors, und wenn die Süddeutschen das Bedürfnis nach einem eigenen Fritz Reuter haben, so dürfen sie Friedrich Stoltze keck auf diesen Rang erheben. Die hochdeutschen Gedichte Stoltzes zeigen einen seltenen Schwung, tiefes Gefühl und bald einen ernstheroischen, bald einen schalkhaften Zug. Die Persönlichkeit Stoltzes war geistig wie physisch scharf ausgeprägt; dabei war er von einer Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, die ihm aller Herzen gewann. Trotz der vielen

Fehden, die er während eines langen Lebens auszukämpfen hatte, hinterließ er keinen Feind. Auch darin zeigte sich seine echte Poeten-Natur, daß er keinen Erwerbssinn besaß. Trotz seiner großen Begabung brachte er es nicht zu Reichtum, ja er hatte oft genug mit der Not des Lebens zu kämpfen. Dafür erhielt er aber auch seine Feder rein, und auf seinen Grabstein kann man mit vollem Recht die Worte schreiben: Er war und blieb ein Ehrenmann.

Der geneigte Leser wird jetzt auch Einiges von Stoltze kennen lernen wollen. Da aber heißt es: Wer die Wahl hat, der hat die Qual. Es ist nicht leicht, in engem Rahmen ein charakteristisches Bild des Schaffens eines so vielseitigen Dichters und Humoristen zu geben. Versuchen wir's immerhin.

Der Schwerpunkt von Stoltzes Schaffen war die Vaterstadt, sein Frankfurt. Die Herrlichkeit der alten freien Reichs- und Krönungsstadt, die Gemütlichkeit und Kernhaftigkeit ihrer Bewohner und das Leben und Treiben in ihren Mauern, das war ein unerschöpflicher Quell für seine Erzählungen und Humoresken. Aber der Dichter war nicht blind für die Fehler des patriarchalischen Regiments, das der wohlregierende Herr Bürgermeister in Gemeinschaft mit dem hochlöblichen Senate der Stadt führte, und es setzte scharfe Angriffe ab, als die Regierung der freien Stadt sich immer mehr von dem reaktionären Bundestag ins Schlepptau nehmen ließ. „Unser Parrthorn hat kää Spitz und der Senat kää Schneid'", war das treffende Bonmot, das Stoltze bei dieser Gelegenheit in Umlauf setzte. So hat Stoltze wohl gesungen:

Es is kää Stadt uf der weite Welt,
Die so mer wie mei Frankfort gefällt,
Un es will mer net in mei Kopp enei:
Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!

Aber in alles Lob klingt doch manchmal ironisierend der Gedanke hinein, daß Frankfurt doch nicht das Ein und Alles des Dichters gewesen ist. Über die Vaterstadt ging ihm Deutschland. Als Frankfurt seine Freiheit verloren und ein Jahr darauf der Dom in Brand aufging, während die deutsche Einheitsbewegung am Main Halt machte, schrieb Stoltze:

Alles, was uns lieb und teuer,
Was uns heilig, hoch und wert:
Unsern Tempel fraß das Feuer,
Unsre Freiheit fraß das Schwert.
In dem Sturm des jähen Falles,
In der höchsten Flammen-Not:
Vaterland, du über All's!
Diese Glut ein Morgenrot!

Mitten zwischen Süd und Norden
Ragt am Main der Kaiserdom;
Deutsche hier und Deutsche dorten, —
Vaterland, dich trennt ein Strom!
Eh' du sollst als Markstein ragen,
Alter Pfarrturm, hier am Fluß,
Lieber soll dich niederschlagen
Flammend Deutschlands Genius!

Beide Töne, der vaterſtädtiſche und der vaterländiſche, floſſen bei Stoltze zur vollen Harmonie zuſammen. Frankfurts Wohlthätigkeitsſinn erfreute den Dichter; aber die Wahrnehmung, daß man den Frankfurtern darum doch nicht recht dankbar war, veranlaßte ihn zu folgenden Strophen:

Bald brennt derſch in Hamburg bei unſerer „Schweſter“,
Bald ſitze als „Brüder“ im Waſſer die Peſter,
Un hat ſich die Flut von der Donau verloſſe,
So ſin in der Rhon ſo viel „Nachbarn“ erſoffe,
Un is in dem Süde e Unglück geſchlicht,
So wird e Malheer aus dem Norde bericht.

Da is for die ſchleſiſche Weber zu ſpende,
Dann hungern die alten Boruſſe un Wende;
In Sachſe, kaum ſin da verhagelt die Saate,
So ſin in der Rhön die Kartoffle mißrate,
Un ſterzt ſich e Fels uf e Schweizer Barrack,
So mecht's uns in Frankfurt e Loch in de Sack.

Un fegt e Orkan uns de Beutel aus Oſte,
So eisgangt's im Weſte uf Frankfurter Koſte,
Un hat wo e Blitz in e Säuſtall geſchlage,
So hat mer in Frankfort die Koſte zu trage,
Un bricht e alt Volleul den Hals und die Bää,
So wendt ſich ſei Stiefbaas nach Frankfurt am Mää.

So geht der das fort und ſo geht der des ſemper
Vom erſchte Janwari bis letzte Dezember,
Un zehlt mer zuſamme die Batze und Bohne,
So geht des aus Frankfurt enaus zu Millione!
Es koſt' ääm e Geldſpiel, es is der zu toll —
Un hinnenach ſchennt mer de Buckel uns voll!

Zahllos ſind die Humoresken Stoltzes in Vers und in Proſa, aber meiſtens zu lang, als daß wir hier eine als Probe anführen könnte. Zum Vortrag in Geſellſchaft, vor Damen wie vor Herren, eignen ſie ſich vortrefflich; in der geſamten deutſchen humoriſtiſchen und Dialekt-Litteratur findet ſich nicht leicht Beſſeres, und ihre Wirkſamkeit iſt unfehlbar. Wir führen nur folgende Stücke mit ihren Titeln an: „Dreißig Gulde“, „Es will kää Dag wern“, „Der Dambur und die Bäckermahd“, „Gefühle einer Stadtwehr-Uniform“, „Das Ständchen in der Säubütt“, „Sichel an die Bank“, „Der Groſche“, „Romanze“, „Die Wintervögel“, „Die Meßrechnung“, „Alte Liebe roſtet nicht“, „Die Sammt-Mantill“, „Das wunnerbar verdriwe Bruſtweh“, „Der Profet Jonas“, „Die Köchin und der Schornſtääfeger“, „Der Barricke-Pächter“, „Der geuhzte Schneider“, „Die Schamreiſe“, „Die explo-

dirt Spoſau", „Der Kampf mit dem Drachen", „Der Wäldchestag", „Der Möbelwage", „Die Kapp", „Brendelche Schnud", „Mordche Unglück", „Kää Kinner", „Die Blutblas", „Die Kanarjevögel", „Der Schütze von Oberrad" u. ſ. w., zuſammen mindeſtens zwei Oktavbände von je über dreihundert Seiten.

Eine Beſonderheit Stoltzes iſt es, daß er wie das Frankfurter Leben im allgemeinen ſo auch die Eigenart des jüdiſchen Elements in Sprache und Haltung vortrefflich wiederzugeben weiß, ohne im geringſten verletzend zu wirken. Gerade dieſe Stücke gehören mit zu dem Beſten, was Stoltze geſchrieben. Die Frankfurter Juden ergötzen ſich am meiſten daran. Das draſtiſchſte iſt wohl „Der Prophet Jonas", in welchem der Dichter nach einer Erinnerung aus ſeiner Schulzeit erzählt, wie der Lehrer lang und breit die Geſchichte des Propheten Jonas vortrug, der von einem Wallfiſch verſchluckt und von dieſem drei Tage lang im Bauche herumgetragen und dann „ausgeſpeuzt" wurde. Ein naſeweiſer Schüler, wahrſcheinlich der Dichter ſelbſt, machte den Lehrer darauf aufmerkſam, daß da ein Widerſpruch vorliege:

Er ſecht un mecht e dumm Geſicht:
„Ei letzt in der Nadurgeſchicht,
Do dhate Se doch ſage,
Der Wallfiſch hätt en enge Schlund,
Un deshalb könnt aus dieſem Grund
Nix Großes in ſei Mage,
Un es beſtänd ſei Middagsdiſch
Aus lauter ganze klänne Fiſch,
Un Seegewerm un Schnecke.
Bei ſo me enge Gorjelſchlauch,
Wie kam der Jonas in den Bauch
Un blieb im Hals net ſtecke?"

Der Lehrer, der ſprach ganz verblifft:
„E Wallfiſchſchlund, was des betrifft,
Is zwar e enger, kläaner;
Doch deshalb ſei ganz außer Sorg,
E Judd drickt iwerall ſich dorch, —
Un Jonas war ja ääner."

Nicht minder draſtiſch iſt folgendes Stückchen, das den Titel führt: „Levi un Rebekkche."

Es lag Rebekkche uf der Bahr,
Sie war des Dods verbliche
Un hat ſeit fünfunzwanzig Jahr
Zum erſchtemal geſchwiche.

Ihr Mann, der Iſak Feibel Stern
Sitzt da im Schawes-Fräckche,
Un Thräne, dick wie Kummernkern,
Die flennt er um's Rebekkche.

Un wie er flennt un wie er greint
So in ſeim Schmerz, ſeim größte,
Kimmt Meyer Herſch zu geh, ſei Freind,
Er kimmt un will en tröſte.

Der Iſak in ſeim Schmerzgefühl
Dhut em entgege renne,
Doch Meyer ſegt: „Was e Schlemihl!
Wie kann mer nor ſo flenne!

Was greinſt da der die Ääge roth,
Un henlſt der ſo unbändig?
Was Stuß! Geb mer dei Frää, dei todt, —
Ich geb der mei lebendig!"

Von der Kraft und dem Wohlklang der hochdeutſchen Gedichte Stolzes können wir leider auch nur wenige Stichproben geben. Stolze iſt nicht blos Lyriker, ſondern auch Satiriker und Epigrammatiker. Seine Freiheits- und Vaterlandslieder, ſeine Liebesgedichte und Schilderungen aus Natur und Menſchenleben ragen weit über das Niveau des Gewöhnlichen hinaus, und ſeine Satire zeigt einen ſcharfen Blick wie eine feſte Hand. So z. B. in dem Sonett:

Mein teurer Freund, Dir fehlt's an Qualitäten,
Sonſt hätteſt Du wohl längſt ſchon Brot und Amt.
Ach, Dein Talent, gleichgültig ganz verdammt
Iſt's den Miniſtern und Geheimeräten.

O ja! wenn ſchöne Schweſtern für Dich bäten,
Die Bittſchrift in des Händchens weichem Samt,
Die Wängelein von jener Glut entflammt,
Die Seine Exzellenz ſehr lieben thäten.

Doch Schweſtern haſt Du nicht, auch keine Frau,
Und willſt dem gnäd'gen Herrn auch gar nicht ſchmeicheln,
Und auch den Mops der gnäd'gen Frau nicht ſtreicheln.

Du nimmſt's im Punkt der Ehre zu genau,
Du willſt Dir durch Talent ein Amt erwerben
Und wirſt gewiß als armer Teufel ſterben.

Und dann das andre:

Ja wohl, im Wirtshaus hinter Krug und Würſten,
Da ſchwatzt Ihr viel von heil'gen Völkerrechten,
Da ſeid Ihr Helden, die mit Gabeln fechten
Und löſcht in Bayriſch Bier das Rachedürſten.

Da ſchreit Ihr ſchrecklich: „Nieder mit den Fürſten,
Mit allen heimiſchen und fremden Mächten;
Und Pereat den Feiglingen und Knechten!"
Und dabei ſtecht Ihr nach den Leberwürſten,

Und trinkt Geſundheiten die ſchwere Menge,
Denn ganz natürlich müßt Ihr Vielen huld'gen,
Um 's viele Trinken ſchicklich zu entſchuld'gen.

Und wenn vom Turm zum Sturm die Glocke klänge,
Da schlichet Ihr Euch heim wie arme Sünder
Und sprächt: „Ha, hätten wir nicht Weib und Kinder!“

Zum Schluß noch ein Epigramm:

Es ist ganz hübsch auf dieser Erde,
Man kann darauf recht glücklich sein;
Gott schuf die Mädchen und die Pferde,
Und schuf die Austern und den Wein.

Man könnte leidlich sich gedulden
Auf dieser ird'schen Prüfungsstätt',
Wenn graue Haare, Gicht und Schulden
Der Herr nicht auch erschaffen hätt'.

Stoltzes Werke sind zuerst 1862 ausgewählt in drei Bändchen erschienen, aber die Ausgabe war zu teuer, um weite Verbreitung zu finden. Erst im Jahre 1880 gab der Verleger, Heinrich Keller in Frankfurt a. M., eine praktische und billige Sammlung der Stoltzeschen Humoresken in einem Bande heraus, von dem jetzt bereits die elfte Auflage erschienen ist. Ein weiterer Band, der 1885 erschien, hat es jetzt schon zur sechsten Auflage gebracht. Ebenso sind zwei Bändchen mit Novellen und Erzählungen bereits in mehreren Auflagen verbreitet. Jetzt, nach dem Tode des Dichters, wird eine billige Gesamtausgabe seiner Werke veranstaltet. Es wird eine wirkliche Volksausgabe sein, denn wie Stoltze aus dem Volke hervorgegangen ist, mit ihm gefühlt, gelitten und gestritten hat, so sind seine Werke auch wie wenig andre geeignet, das Volk zu erheben und zu erfreuen. Die Herausgabe wird freilich keine leichte Aufgabe sein, da Stoltze mehr im Ausstreuen als im Sammeln fleißig gewesen ist. Auch in diesem Punkte war er ein echter Dichter. Aber diese Gesamtausgabe wird der deutschen Litteratur einen Schatz von Poesie, der Dialektdichtung wahre Perlen des Humors und der Charakteristik zuführen.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Nach dem Vorgange anderer angesehener Theater hat auch die Münchener Hofbühne eine Probe mit der scenischen Darstellung der Franz Lisztschen „Legende von der heiligen Elisabeth“ gemacht. Die erste

Aufführung fand am 14. Juni vor dicht beſetztem Hauſe mit glänzendem Gelingen ſtatt. Die Lisztſche Muſik hat manche tote Stellen und Längen, welche die Geduld des Zuhörers oft ungebührlich in Anſpruch nehmen, und die Roquetteſche Dichtung zeichnet ſich gerade auch nicht durch geniale Lebhaftigkeit und Reichtum der Erfindung aus. Aber was dem Auge auf der Bühne geboten wurde, übertraf jede Erwartung. Maſchinendirektor Lautenſchläger, Koſtümmeiſter Flüggen und Regiſſeur Fuchs reihten Wunder an Wunder. Unvergleichlich fein und reich, in edelſte Poeſie getaucht, war namentlich die große Waldſcene: Eliſabeths Tod und Verklärung. Hier erhebt ſich die Muſik zu einer weihevollen Schönheit und Innigkeit von ergreifendſter Wirkung. Um dieſer großen Scene willen, der an künſtleriſchem Werte etwa noch das Roſenwunder der zweiten Scene gleichzuſtellen wäre, verdient das Lisztſche Werk allein ſchon dem kunſtliebenden Volke möglichſt oft vorgeführt und zu dauerndem geiſtigen Beſitze gebracht zu werden. Geſungen und geſpielt wurde vorzüglich. Fräulein Dreßler verdient vor allen mit den höchſten Lobſprüchen ausgezeichnet zu werden. Man kann ſich für dieſe hehre Lichtgeſtalt der Eliſabeth wohl kaum eine geeignetere Darſtellerin denken. Sie war als Sängerin und Spielerin gleich meiſterhaft, voll Anmut, Adel, Natürlichkeit. — Am 17. Juni hat die K. Hofbühne zum erſten Male das hiſtoriſche Trauerſpiel „Die Jüdin von Toledo“ von Grillparzer aufgeführt. Das Stück war in der herkömmlichen Weiſe inſceniert und erzielte durch eine im Ganzen ſehr gute, kraftvolle Darſtellung einen bedeutenden Erfolg, obwohl in einzelnen Aufzügen die Schwächen der Grillparzerſchen Kunſt (breitgeſchwätzige Monologe, Motivierung der Handlung weniger aus der Seele heraus als aus dem Fortſpinnen klangvoller Phraſen) oft recht unleidlich gehäuft hervortraten. Die Titelrolle wurde von dem neuverpflichteten Mitgliede Fräulein Schloß mehr auf äußeren Effekt geſpielt, ſo daß die tiefe Tragik des ſeltſamen Charakters wenig fühlbar zur Erſcheinung kam. Vielleicht hat ſie die Rolle von Anfang an falſch gegriffen und gleich ein kokettes, launiſches Weib von buhleriſchen Neigungen gegeben, wo es ſich um die unbewußte Dämonie des Sexualtriebs eines naiven Kindes handelte. So geſchickt auch alles gemacht war, einheitlich und überzeugend war die Leiſtung nicht. Bedeutend waren Fräulein Dandler als Eſther und Sturm als König Alfons. Das Haus war faſt ausverkauft.

(Schluß folgt.)

Kritik.

Romane und Novellen.

Der rührige Verlag der Schleſiſchen Buchdruckerei, Kunſt- und Verlagsanſtalt vorm. S. Schottländer in Breslau bringt eine Anzahl der geleſenſten Romane in neuen Auflagen, unter anderen:

Gerke Suteminne. Ein märkiſches Kulturbild aus der Zeit des erſten Hohenzollern. In drei Büchern. Von Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt). 3. Auflage. Preis geh. 10 M., geb. 12 M. Der hohe künſtleriſche Wert dieſes Werkes iſt längſt von maßgebender Seite aus feſtgeſtellt worden; bringt man nun noch den echt patriotiſchen Geiſt, der dasſelbe durchweht, und die durchaus volkstümliche Schreibweiſe in Anſchlag, ſo muß man das Werk als das Muſter eines Volksbuches bezeichnen, dem man die ſtärkſte Verbreitung wünſchen muß; wie es denn auch bereits in zahlreichen Volks-, Schul- und Regiments-Bibliotheken ſich einen Platz erobert hat. Um dieſes Buch, das auf das Volk, beſonders auf die deutſche Jugend im beſten Sinne erziehend zu wirken vermag, weiteren Kreiſen zugänglich zu machen, hat die Verlagshandlung dasſelbe in einer billigen Volksausgabe in zwei Bänden, die mit dem wohlgetroffenen Porträt des Verfaſſers geſchmückt iſt, hergeſtellt, die auch den weniger Bemittelten das wertvolle Werk zugänglich macht.

Otto Roquette. Frühlingsſtimmen.—Das Kapitel über die Frauen. — Der Dachreiter. — Krachmoſt. Novellen. Zweite Auflage. Preis geh. 5 M., geb. 6 M. Dieſe bereits in zweiter Auflage vorliegende Novellenſammlung des unſeren erſten Novelliſten ebenbürtig zur Seite ſtehenden Verfaſſers enthält vier Arbeiten, die bei der vollen Beherrſchung aller künſtleriſchen, techniſchen Mittel eine ſo jugendliche Friſche, eine ſo ungeſchwächte ſchöpferiſche Kraft atmen, daß man nirgends die Spuren des Alters bemerkt; nicht die unſichere Hand eines Greiſes, die feſte, geübte Hand des reifen Künſtlers hat dieſe in harmoniſch-ſchönen Linien dahinfließenden Zeichnungen hingeworfen.

Ledige Frauen. Roman von Felix Balden. Zweite (wohl Titel-) Auflage. Mit einer Vorrede. Preis geh. 6 M., geb. 7 M. Die hohe Bedeutung des Zieles, das Felix Balden in dieſem Werke verfolgt, die realiſtiſche Treue der Schilderung modernen Berliner Lebens iſt faſt von allen angeſehenen Preßorganen anerkannt worden. Wenn einzelne Kritiker an einigen düſtern und heiklen Partien des Buches Anſtoß nehmen wollten, ſo vergaßen dieſelben, daß die Aufdeckung jener an ſich häßlichen ſittlichen Schäden unſeres Geſellſchaftslebens bei dem hier behandelten Thema eben unerläßlich war und einem moraliſchen Zwecke, nicht einer Spekulation auf das Senſationsbedürfnis oder die ſchlechten Leidenſchaften der Menge entſprang.

Herzensirren. Roman von Martin Bauer. Illuſtriert von Paul Wendling. Preis geh. 5 M., geb. 6 M. Von dieſem vom Publikum ſehr beifällig aufgenommenen Romane, der alle Vorzüge der früheren Werke des beliebten Autors: ſcharfe Beobachtung und feſſelnde Schilderung des Lebens der beſſeren Geſellſchaftskreiſe, ſpannende Fabel, klare Analyſe der feinſten und kompliziertеſten ſeeliſchen Vorgänge, fein pointierte, gewandte Dialogführung, in hellſtem Lichte zeigt, hat die Verlagshandlung eine prächtige, illuſtrierte Ausgabe hergeſtellt, die dem trefflichen Buche Bauers beim deutſchen Publikum erhöhte Beliebtheit verſchaffen wird und dasſelbe zu einem wertvollen Feſtgeſchenke, namentlich für weibliche Leſer, geeignet macht.

Detlev von Liliencron. Krieg und Frieden. Novellen. (Leipzig, W. Friedrich. 1891.) Novellen? Warum nicht? In die landläufigen Rubriken und staubigen Schachteln passen sie ja doch nicht. So gar keine Disposition, Schürzung, Lösung, Würde, heiliger Ernst und wie das Zeug sonst heißt. Kunterbunt durcheinander schneidige Raufluft, Träumerei und Sehnsucht und sonstiger unvergänglicher Leichtsinn im prächtigsten Plaudertempo. Rein lasterhaft. Das Grauen über die ästhetischen Philister. Aber Liliencron kann's egal sein. „In der Liebe wie im Leben wissen so wenige, was gut schmeckt." Und Liliencron weiß es nicht nur, er sagt's auch, sagt's mit unverwüstlichem Gleichmut und bezaubernder Schalkhaftigkeit, daß es einem ganz behaglich und warm vorkommt in dieser eckigen und frostigen Welt.

M. G. Conrad. Erlösung. Drei Novellen. (Leipzig, W. Friedrich.) Conrad ist immer Rasse, auch im Kleinen, Nebensächlichen. Fleisch und Blut in Herz und Hirn immer zuerst, dann kommt das übrige. Hier sind wieder zwei sexuelle Probleme von „höchst peinlicher" Beschaffenheit und mit ganz unnachahmlicher Selbstverständlichkeit erzählt. Conrad hat den Mut, trotz Verleumdung, Verfolgung und Begeiferung seitens der Moralphilister, immer wieder zum geschlechtlichen Problem zurückzukehren. Mit unentwegter Entschlossenheit reiht er Thatsache an Thatsache, sammelt, sichtet und prüft, und bereitet so den Weg einer gesund natürlichen und unbefangenen Betrachtung dieses Gegenstandes. Und zwar in zweifacher Weise säubert er die dumpfe und trübe Atmosphäre, die die bisherige Auffassung und Behandlung der Liebe verdunkelt: die Lüsternheit soll gebannt werden durch Offenheit und Klarheit und die Untersuchung soll sich erstrecken auf alle Äußerungen, alle Schattierungen, Verirrungen und Rätsel des Geschlechtstriebes. Er soll behandelt werden wie jedes andere Motiv, nicht als leckerhaftes Beiwerk oder als heuchlerisch verhüllte Lockspeise, sondern auch als Motiv für sich, ohne Umschweife und ohne Entschuldigungen. Für Conrad ist er ein nicht wegzudisputierendes Naturphänomen, „jenseits von Gut und Böse", und weil er ein Angelpunkt ist, um den Gedanken und Wille kreisen in immer wiederkehrendem Zirkelgang, ist ein Verschweigen und Verhüllen desselben Sünde wider besseres Wissen und Gewissen. Und wann wird Conrad durchbrechen? Wann wird die Befangenheit, die Zimperlichkeit, die dünkelhafte Unkeuschheit verstummen vor der einfachen, ruhigen Wahrhaftigkeit? Wann wird man nicht mehr sich den Mund verstopfen oder voll süßen Wortspiels nehmen müssen, wenn man von der Liebe redet? Wann? Gleichwohl; wir haben unsere Freude daran, wie Conrad wuchtig und fröhlich drauflos marschiert, trotz Tanten und Basen beiderlei Geschlechts. —

Johannes Öhquist.

Tauern-Gold. Eine Geschichte aus dem Knappenleben in den Hochalpen. Von Amand Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld. (Verlag von A. Hartleben, Wien.) In dem unter dem Namen der „Hohen Tauern" bekannten Zentral-Alpengebirge befinden sich uralte Goldbergbaue. Ihre Geschichte ist zugleich ein Spiegelbild kultureller Zustände, welche den ausgedehnten Zeitraum von den Kelten und Römern bis zur Gegenwart umfassen. In Sagen und Überlieferungen leben die Erinnerungen der glanzreichen Epoche des 15. und 16. Jahrhunderts nach, während welchen in den Thälern von Gastein und Rauris Reichtum und Wohlleben herrschte, wie nirgends sonst wo im Alpengebiete. Seitdem sind Jahrhunderte vergangen, die alten Bergbaue sind größtenteils versiegt, aber in den

Vorstellungen des Volkes wirken noch verschollene und vergangene Geschehnisse in märchenhafter Ausgestaltung nach. Die eisigen Höhen, auf welchen die Gletscher lagern, erscheinen verklärt von Sagen und wundersamen Stimmungen, welche die Herzen der Nachgeborenen, die auf dem einst goldreichen Boden wandeln, durchzittern. Mitten in diese Welt der starren Eisströme, der öden Kare und der menscheneinsamen Wildnisse, verlegt der Verfasser in einer spannenden und von lebhaften Naturschilderungen durchflochtenen Erzählung Geschehnisse aus halbvergangener Zeit, welche dem Interesse vieler Leser schon aus dem einzigen Grunde nahegelegt werden, als sie sich auf einem Boden abspielen, der von Reisenden vielfach betreten wird. Die Hauptpersonen dieser mit bemerkenswertem Erzählertalente geschriebenen Hochlandsgeschichte sind zwei Knappen, deren wundersame Schicksale von um so stärkerer Wirkung sind, als hier Verirrungen von schier unheimlicher Folgerichtigkeit psychologisch meisterhaft gezeichnet sind. Neben den Hauptfiguren begegnen wir hier Menschen, die ebenso mit ihren eigenen, von den Bildern des Wahnes und Truges erfüllten Vorstellungen, als mit den Schrecknissen einer wilden, unerbittlichen Natur zu kämpfen haben. Der Verfasser, der bisher vorwiegend nur als Reiseschriftsteller und als Autor zahlreicher populär-wissenschaftlicher Werke eines geachteten Namens sich erfreute, hat sich überraschenderweise als vorzüglicher Erzähler bewährt.

K. Y. Z.

Der arme Dichter. Roman von August Niemann. 2 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Seit August Niemann vor annähernd einem Jahrzehnt durch seine „Bacchen und Thyrsosträger" die Blicke der nach geistvoller und geistbildender, die Phantasie anregender Lektüre verlangenden Leserwelt auf sich gelenkt, hat er das Interesse derselben durch eine Reihe mehr oder minder ebenbürtiger Romane, unter denen besonders „Des rechten Auges Ärgernis" hervorragt, dauernd an sich gefesselt. Das vorliegende neue Werk steht keinem seiner Vorgänger nach. Wer anziehende Unterhaltung sucht, der wird diese Irrfahrten eines jungen Schriftstellers durch das mitunter ziemlich stürmisch erregte Meer der modernen Gesellschaft und sein schließliches Landen in einem wohlgeborgenen Hafen mit regem Interesse verfolgen. Einen ähnlichen Stoff hat vor einigen Jahren Bertha v. Suttner in ihrem „Schriftsteller-Roman" (Dresden, Pierson) behandelt. Was den Suttnerschen Roman vor dem Niemannschen auszeichnet, ist die größere Fülle intimer Einzelzüge und stärkere Treffsicherheit der sozialethischen Motive, ein Umstand, der zwar den litterarischen Wert des Buches erhöhte, aber seine Verbreitung im lesenden Publikum beschränkte. Als reiner Unterhaltungsschriftsteller kennt Niemann seine Pappenheimer besser. K. Y. Z.

Die allerjüngstdeutsche Lyrik.

Scheffels berühmtes Hiddigeigeilied scheint wieder zur Geltung kommen zu sollen, denn man kann gerade von unserer Zeit sehr treffend sagen:

Eigner Sang erfreut den Biedern,
Denn die Kunst ging sehr ins Breite,
Seinen Hausbedarf an Liedern
Schafft ein Jeder selbst sich heute.

Wenn schon seit lange keiner deutschen Familie der Onkel, Vetter oder Hausfreund fehlte, der bei allen häuslichen Anlässen die poetische Verherrlichung besorgte, so werden seit einiger Zeit auch alle interessanteren Tagesereignisse von Myriaden verschiedener Dichter besungen, daß selbst dem poesieverlassensten Menschen ganz sonnenwonnig oder herzensschmerzlich zumute wird, zu-

mal da dieſe Art Gelegenheitspoeſie ſehr ſelten von begabten Dichtern, ſondern faſt ausſchließlich von höheren Töchtern, Gymnaſiaſten, Rentiers, Geiſtlichen und ähnlichen wenig beſchäftigten Leuten gepflegt wird. Der einzige wahrhafte Gelegenheitsdichter iſt wohl Ernſt von Wildenbruch, und er, der ſich ſonſt ungern ein bedeutenderes Ereignis entgehen ließ, ſchweigt bei dem neueſten und ſeit lange hervorragendſten politiſchen Schauſpiel: der Reichstagswahl Bismarcks. Er wird ſeine Gründe haben, und andere Dichter haben ebenfalls ihr Gründe zum Nichtdichten.

Aber gerade dieſer Umſtand veranlaßt eine Reihe Dilettanten und von der Natur, was poetiſche Begabung anbelangt, ſtiefmütterlich Behandelte, das Reimlexikon hervorzuholen und der Mitwelt darzulegen, wie ſehr die Muſe ſich an ihnen verging, als ſie bevorzugtere Nachbarn küßte. Aber die Muſen ſind ja Frauen, und die Frauen ſind nun einmal nicht anders: viele Windbeutel und Ronés begünſtigen ſie, und jene hochreſpektabeln Männer von größter Geſinnungstüchtigkeit beachten ſie gar nicht. Umſomehr beachtet ſie das Publikum und entſchädigt die Zurückgeſetzten durch reichlichen Ankauf ihrer Poeſien.

Der den Reigen dieſer Bismarckanſinger eröffnete, war der Graf Weſtarp, der Reſpektabeln Reſpektabelſter; denn er iſt anſtändig genug, den Ertrag ſeines Werkes den Ferienkolonien zu überweiſen. Daher erfreut er ſich wie billig des größten Abſatzes.

„An den Kaiſer. Eine deutſche Bitte!“ betitelt ſich ſein Gedicht und giebt dem Wunſch Ausdruck — das iſt der neunzehn ſechsverſigen Strophen kurzer Sinn — der Kaiſer möge ſich mit Bismarck vertragen.

„Drück ihn ans Herz, den alten wunden Mann,“

ſagt er zum Schluß ſeines Sermons.

Dieſes an ſich ſehr harmloſe Thema weiß der Herr Graf durch ſiebzehn, ja, ſeit Moltkes Tode, durch neunzehn Strophen zu variieren, und wie ſchön verſteht der Autor oft in zwei Verſen ganz dasſelbe zu ſagen. Man höre:

„Du haſt mit Kraft das Regiment ergriffen,
Des Reiches Zügel ruhn in ſtarker Hand.“

Welch ein Bilderreichtum ſteht dem Dichter zu Gebote! Bald „ſtand er (Bismarck) wie ein Fels, an dem die Windsbraut ſtrandet“ — ein merkwürdiger Fels und eine noch merkwürdigere Windsbraut — bald „wuchſen ihm Krallen wie dem Aar zum Raube“. Dann wieder „legt der innere Hader, der viel bewegte, ihm dreifach Erz um Bruſt und Stirn“. In Strophe elf ſoll der Kaiſer ihm die Hand „zu allen Streits Verſenkung reichen“. Wem fällt dabei nicht die ſchöne Scene aus „Robert der Teufel“ ein, wo Bertram ebenfalls durch die Verſenkung von der Bühne verduftet?

Auch geheimnisvoll und myſtiſch kann der Herr Graf ſein. So wird es nicht jedem auf den erſten Blick klar werden, was die folgenden Verſe ſagen wollen:

„Und ob ſein Fall auch teure Übung kürzte,
Du Kaiſer biſt der Herr, es war Dein Recht.“

Am großartigſten aber wirkt die Dichtung, wenn der Autor ſeiner Empörung Ausdruck giebt. Da ſpricht er von „des Preßgeſindels feiger Meute“, „die ſchwänzelnd konnten um ſein Lächeln eifern“ und ihn jetzt „mit der eigenen Seele Schmutz begeifern“, und der Graf nennt das ſehr richtig ein „ekles Schauſpiel“. Wenn er dann aber den Vergleich braucht vom „trüben ſchwarzen Trank im hellen Glaſe“, ſo weiß man einmal nicht, worauf beides gehen ſoll, andererſeits aber iſt der trübe ſchwarze Trank im hellen Glaſe doch gar nicht immer ſo etwas „Ekles“, oder hat Weſtarp noch niemals echt engliſchen Porter aus einem rein gewaſchenen Bierglas getrunken?

Die gewagteſte Stelle des Gedichtes iſt jedenfalls das kühne Bild:

„An deſſen Lippen hing der Völker Lauſchen,
Der ſoll mit Stummheit ſeinen Mund vertauſchen.“

Das iſt allerdings ein unbilliges Verlangen, und ſelbſt die Kraft eines Bismarck würde das ſchwerlich fertig bringen. Wollte der Kaiſer das fordern, dann hätte der Herr Graf allerdings Recht, wenn er den Herrſcher mit einigen Reimen aus „Heil Dir im Siegerkranz“ zur Ordnung ruft:

„Des Heldengreiſes denk' im Siegerkranz
. . . Wie ſie ihn ehrten in des Thrones Glanz.“
Da er gefühlt die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu ſein u. ſ. w.

müßte zu größerer Wirkung noch hinzu geſetzt werden, aber das geht leider des ſchönen Strophenbaues wegen nicht.

Auch ohne das wird der Kaiſer gemerkt haben, daß er zu Bismarck gehen und „ihm die Rechte reichen“ ſoll. Und will er das noch nicht, ſo verſetzt ihm der Graf Weſtarp nach Moltkes Tode noch zwei Extraſtrophen, in denen beſonders der Aufruf an Deutſchland bemerkenswert iſt, „im Sturme des Kaiſers Herz zu ergreifen“:

„O Deutſchland, Deutſchland, knie flehend nieder,
Ergreif im Sturme Deines Kaiſers Herz.“

Iſt das nicht gefährliches Aufrühren? Das muß kräftig abgewehrt werden, und zwei Ritter finden ſich gleichzeitig bereit, dem Grafen entgegen zu treten.

Sr. Hochgeboren reizten und ſagten Solo an, ſeine Gegner traten jeder mit einem Grand auf.

Wer iſt nun der zweite und dritte Mann in dieſem gemütlichen Poeſieſkat?

Der eine nennt ſich kurzweg „ein deutſcher Mann“ und hält ſich im übrigen inkognito; wie man ſieht, iſt hier der Schubbjack unter den Spielern. Macht dieſe feige Anonymität den Kerl ſchon an und für ſich langweilig, ſo zeigt ſein albernes geiſtloſes Gewäſch, das voll frecher Arroganz Bismarck zu ſchmähen und ihm Verhaltungsmaßregeln zu geben wagt, den Charakter dieſes Anonymus im traurigſten Lichte. Eine widerlich krächzende Krähe, die ſich ſicher glaubt und nach dem gefallenen Adler pickt.

Der dritte Mann heißt Ernſt Albert und ſein Poeſie-Gedicht „Für den Kaiſer. Ein deutſcher Dank.“

Ehe er ſein Spiel beginnt, ſtellt der Autor ſich mit einer Verbeugung vor und ſagt: „Politik und ‚Kannegießern‘ ſei ihm fern, nur die „Vernunft reiche ihm den Federkiel“. Herr Albert iſt alſo auch ein verſtändiger Mann. „Er ſei keiner von den frommen Büßern, die ſich das erwünſchte Ziel erträumen“. Welche frommen Büßer Herr Albert meint, ſagt er ebenſowenig wie er das „erwünſchte Ziel“ näher bezeichnet. Das gehört wohl nicht dazu. Hauptſache war, auf „Kannegießern“ und „Federkiel“ Reime zu finden. Wie geſagt, wir haben es hier mit einem reinen Verſtandesmenſchen zu thun. Er kommt auch nicht mit „Bitten und Beſchwerden“, ihm fehlt offenbar gar nichts, er will, und das iſt immerhin anzuerkennen, „als Graf auch nicht zum Dichter werden“.

Aber Herr Albert, ſoll das etwa heißen, wenn Sie zu all Ihrer Zufriedenheit auch noch die neunzinkige Krone im Taſchentuch führen dürften, dann würden Sie nicht dichten? Oder ſoll dieſer Satz gar dem Grafen Weſtarp die Berechtigung zum Verſemachen abſprechen? Warum das? Iſt Sr. Hochgeboren etwa minder unbegabt als Sie? und darum minder berechtigt zum Dichten? Ich bitte Sie, beißen Sie doch nicht! Der Graf Weſtarp ſchenkt den Reinertrag ſeiner Arbeit den „Ferienkolonien“. Von einer ähnlichen Spende leſe ich auf dem Titelblatt Ihres Gedichtes nichts! Sie fingen ſo beſcheiden an, wehrten alles Mögliche von ſich ab, und

zum Lohn läßt der Verleger über Ihren Strophen eine schöne Polyhymnia auf einem Adler schweben, wahrscheinlich, um Ihre schwache Poesie zu schützen. Sein Sie dafür doch artig!

„Nein!" meint Herr Albert, logisch anknüpfend, „einen Dank will ich dem Kaiser spenden." „Ach ne würklich?" sagte meine alte Waschfrau, als sie das Gedicht las. Dieses energische „Nein" mit dem Ausrufungszeichen am Anfang der zweiten Strophe hatte sie verdutzt gemacht.

„Nein!" er will „dem Kaiser einen Dank spenden", „dem jungen Kaiser, der sich mit kräftigen Händen seines Zieles bewußt ist". Also Herr Albert glaubt, daß der Kaiser das Bewußtsein in den Händen habe. Ferner sagt er: der Kaiser sei „markig fest im Sattel und im Bügel", „ob man auch rechts und links ihm Schlingen stellt". Solche kleinen Scherze lassen wir einer Friederike Kempner, Bertha Brand, Ernst Rethwisch durchgehen, wenn aber einer renommiert, die „Vernunft" reiche ihm den Federkiel, so muß er das auch beweisen.

Weiter sagt Herr Albert nun:

„Ein deutscher Kaiserthron ward Dir gegeben.
Bismarck erschuf ihn. — Du hast ihn geehrt.
Doch als er hemmte Dein begeistert Streben." —

Das ist nun doch schlecht von dem Kaiserthron, daß er begeistertes Streben hemmt, nachdem Bismarck ihn erschaffen und der Kaiser ihn geehrt hat. Daß der Kaiser dem Thron da seine Schranken angewiesen und zwar wie Herr Albert versichert „mit Würde", ist sehr gerechtfertigt. Aber nun bekommt Bismarck für die Erschaffung eines solchen Kaiserthrones auch seine Lektion:

„O großer Bismarck, konntest Du's nicht fühlen?"

Bismarck hat es offenbar nicht gefühlt, und davon kommt alles Unglück, drum:

„Was Du uns warst, laß lieber uns verschweigen."

Ja Schweigen ist viel wert, aber es kann eben nicht jeder wie Herr Graf Westarp will „seinen Mund mit Stummheit vertauschen". Ebensowenig kann einer genau so denken, wie ein anderer. Wenn zum Beispiel Bismarck „wie jener Römer einst gedacht" hätte, so weiß Herr Albert ganz gewiß, würde ihn das „Preßgesindel" nicht schmähen, dann müßten sie ihm eingestehen, daß er „das Höchste in der Welt vollbracht" hätte. Aber nun ist das Unglück da: Bismarck hat nicht wie „Sulla" gedacht und „jetzo trübet die krystallene Schale ein häßlich matter dunkler Schein. Was nützt es denn, wenn auch im reinsten Strahle darin erglänzet edler kerniger Wein".

Ja, das kommt so, wenn man nicht immer erst die verständigen Leute fragt, denen nur die Vernunft den Federkiel reicht. Bismarck hätte entschieden erst Herrn Albert fragen müssen, was er zu thun hatte. Denn nach Herrn Alberts Meinung kann nur einer „unentwegt vorwärts schreiten", der sich nicht „beirren und beraten läßt!" D. K. und das, „da er — wie Herr Albert so schön knapp und kurz sagt — der erst' Beamt' in seinen Staaten." Der Kaiser braucht nicht „jenen ‚unfehlbaren Rat'." Und Herr Albert setzt diesen „unfehlbaren Rat" geistvoll ironisch in Gänsefüßchen, daß jeder sogleich den famosen Hintergedanken merken kann: so'n Rat, wie Bismarck sein Rat, is überhaupt kein Rat!

Nun sage einer: giebt es etwas Harmloseres, Naiveres als diese Für- und Gegen-Bismarckhymnen? Und da behauptet man, unsere Zeit sei ungesund und unnatürlich. Nein, wo so viel Kindlichkeit so viel Anklang findet, kann unmöglich ein unnormaler Zustand vorhanden sein. Dieser allerjüngstdeutschen Richtung wünsche ich allen Segen, denn sie verdirbt die Leute nicht. Der deutsche Michel holt sich für zwanzig Pfennige

die gelben und grünen Heftchen und weiß, daß er auch mal ein deutsches Litteraturwerk gekauft hat, ohne sich die heftigsten Vorwürfe über leichtsinnige Verschwendung machen zu müssen. Darum sollten sich alle deutschen Lyriker ein Beispiel an diesen Dichtern nehmen, sich kein öffentliches Ereignis entgehen lassen, ohne es dichterisch zu verwerten, und sie werden sehen, daß die geringe Arbeit durch einen großen wenigstens finanziellen Erfolg belohnt wird.

Lübeck. Ludwig Ewers.

Französische Litteratur.

Jean Aicard, Roi de Camargue. Illustrations de George Roux. (Paris, Ollendorff.) Der Roman ist die phantastische Schöpfung eines warmblütigen, begeisterten Idealisten, den übrigens auch der enragierteste Verfechter der exakten Wahrheitsforschung liebgewinnen muß, denn der Zaubermacht des sangesfrohen Provenzalen, der die ganze Farbenpracht seines sonnigen Heimatlandes auf seiner Palette vereint, wird sich so leicht Niemand entziehen. Unter den wenigen echten Lyrikern, die Frankreich derzeit besitzt, ist Aicard weitaus der bedeutendste, er ist eine ganze, vollwertige Poetennatur mit ausgesprochen provenzalischer Prägung, und in allen seinen Schöpfungen — wir nennen hier nur die duftige, poetische Erzählung „Miette et Noré“ — tritt uns zunächst auch der begeisterte Sänger der Provence entgegen, der nicht müde wird, die tausend Schönheiten seiner sonnigen Heimat in schwunghaften Worten zu preisen. Diese schwärmerische Liebe für Land und Leute der Provence gelangt auch in dem vorliegenden Roman mit elementarer Gewalt allenthalben zum Durchbruch. Den Schauplatz der romantischen Geschichte, die uns Aicard hier erzählt, bildet die interessante Landschaft des Rhonedeltas, die „Camargue“ mit ihren sonderbaren Sitten- und Lebensgewohnheiten, ihren Stierkämpfen und ihrer ganzen wildfremden, so garnicht französischen Physiognomie. Auf diesem noch viel zu wenig bekannten Stückchen Erde tummelt sich in malerischem Gewirr eine buntgewürfelte Gesellschaft von Zigeunern, Weinbauern, Pferde- und Rinderhirten. Der letzteren Einer ist auch der Held des Romans, der „Gardian“ Renaud mit dem stolzen Beinamen „König der Camargue“, der durch die Teufelskünste einer Zigeunerdirne um sein Lebens- und Liebesglück betrogen wird. Der Hauptreiz des Aicardschen Werkes liegt aber nicht in der romantisch-sentimentalen Erzählung, er liegt in der formvollendeten Darstellung, der poesieverklärten, duftigen Wiedergabe des Landschaftsbildes und vor allem in der wunderbaren Sprache, die von dem flimmernden Glanz südlicher Farbenglut durchleuchtet ist. In George Roux hat Aicard einen sinnesverwandten Illustrator gefunden, der den Gestalten seiner Phantasie lebendigen Ausdruck zu geben wußte.

André Mellerio, Jacques Mérane. (Paris, Lemerre.) Mellerio analysiert in seinem neuen Roman die verschiedenen Phasen des seelischen Umbildungsprozesses, den die Mitglieder der Familie Mérane nach dem Ableben des Familienoberhauptes erleiden. Alle die niederen egoistischen Regungen der Einzelnen, die durch die väterliche Autorität bisher notdürftig niedergehalten wurden, brechen nun nach dem Fortfall der hemmenden Fessel in ihrer ganzen Widerwärtigkeit hervor und führen zur Zerbröckelung und Entfremdung des großen Familienkreises, der jahrelang vor den Augen der Welt in scheinbarer Liebe und Anhänglichkeit zusammengehalten hatte. Der Autor bewährt sich auch hier wieder als hochbegabter realistischer Künstler, der das wahre Wesen des Realismus nicht in der mehr oder weniger treuen Beobachtung einer Summe von Äußerlich-

keiten, ſondern in der inneren Vergeiſtigung und lebenswahren Geſtaltung der auftretenden Perſonen erblickt. Nach den talentvollen „Etudes de femmes“ bedeutet das neueſte Buch Mellerios einen tüchtigen Schritt nach vorwärts auf der Bahn der realiſtiſch-pſychologiſchen Charakterſtudie.

Eine tüchtige Sittenſtudie aus dem litterariſchen Leben mit ſtarken Schlaglichtern auf ſchriftſtelleriſche und buchhändleriſche Verhältniſſe der Gegenwart iſt der bei Genonceaux in Paris erſchienene Schriftſtellerroman „Le Mordu“ von Rachilde. Maurice Saulérian, der Held der Erzählung, ſteht unter dem Banne eines ihn beherrſchenden Kunſtfiebers, deſſen tückiſch-ſchleichende Glut die beſten Kräfte ſeines Ichs langſam aufzehrt. Voll kühner Entwürfe iſt er nach der Hauptſtadt gekommen, um dort ſeine litterariſchen Ideale in emſiger Thätigkeit zu erreichen; geiſtiger und leiblicher Hunger, Mangel an Anerkennung und all die Mühen und Plackereien, die den Anfänger auf dem Dornenpfade der litterariſchen Laufbahn erwarten, haben den ehrlichen Idealiſten bald mürbe gemacht und ſeine Spannkraft gelähmt: der Vampyr der Litteratur hat das Herzblut des Armen tropfenweiſe getrunken. So gerät der geiſtig und moraliſch Gebrochene gar bald in die Fallſtricke eines gewiſſenloſen Verlegers, der den Vertrieb pornographiſcher Litteratur zu ſeinem einträglichen Lebensberuf erkoren hat. Der Idealiſt von ehemals iſt moraliſch ein toter Mann geworden, der um des lieben Erwerbes wegen litterariſche Tagelöhnerarbeit verrichtet; er hat zwar ſeine Ideale und die Achtung vor ſich ſelbſt verloren, iſt aber dabei ein beliebter Autor und geſuchter Verfertiger pikant gewürzter Schmutzromane geworden und erfreut ſich als behäbiger Philiſter einer behaglichen und geſicherten Exiſtenz. Das geiſtige Ringen des unglücklichen Saulérian, ſein langſames Verſinken in dem Sumpfe der Gemeinheit iſt vom Autor pſychologiſch fein und anſchaulich geſchildert, ebenſo trefflich iſt die Charakteriſtik der Nebenperſonen gelungen, ſo iſt beiſpielsweiſe der geriſſene Verleger Holer, der biedermänniſche Cyniker, der beim Litteraturvertriebe nur auf gangbare Artikel ſieht, ein Typus von erſchreckender Lebenswahrheit.

Albert Cim, Bas-Bleus. (Paris, Savine.) Auch eine Sittenſtudie aus dem Schriftſtellerleben, aber von ganz anderem Gepräge als die vorgenannte. Cim übt hier eine geradezu vernichtende, an galligen Ausfällen überreiche Kritik an dem litterariſchen Wirken ſeiner ſchreibſeligen Schweſtern in Apoll. Alles Üble, was bisher gegen die ſchriftſtellernden Frauen vorgebracht wurde, iſt hier zuſammengetragen und zu einer bitterböſen Anklageſchrift gegen die zunehmende Emanzipierungsſucht des weiblichen Geſchlechts im allgemeinen und die gefahrdrohende Verweibſung der Litteratur im beſonderen verarbeitet. Der Autor will die Frau nur im Haus und in der Familie thätig ſehen, er verwehrt ihr jedes Hinaustreten in die Öffentlichkeit, vornehmlich aber eifert er gegen das Eindringen des weiblichen Elements in Litteratur und Journaliſtik. Tiefe, Gediegenheit und die umfaſſende Geiſtesbildung, die man von dem modernen Schriftſteller zu fordern berechtigt iſt, gehen der Frau, wie der Autor des näheren ausführt, im allgemeinen ab, ihr ſchriftſtelleriſches Talent, das in der Regel erſt erwacht, nachdem ſie im Leben oder in der Liebe Schiffbruch erlitten haben, hält ſich in den Grenzen der ſeichteſten Oberflächlichkeit und reicht zur Not ſo weit, um einige geleckte, nachempfundene Sächelchen hervorzubringen, die zu nichts weiter gut ſind, als dem denkfaulen, gelangweilten Philiſter die Zeit zu vertreiben und den äſthetiſchen Ge-

ſchmack der Menge noch weiter zu verderben. „Sie ſchreiben Bücher, wie ſie Strümpfe ſtricken“ heißt es recht boshaft einmal von den Heldinnen der Feder. Cim's „Blauſtrümpfe“ werden das Schickſal einer jeden Parteiſchrift teilen, ſie werden von der einen Seite in den Himmel gehoben und von der anderen in Grund und Boden verdammt werden, aber viele Leſer wird das Buch ſicherlich finden, zumal in einer Zeit, in der ſo viel über die Frauenfrage diskutiert wird.

Unter dem Titel „Nouveaux Mémoires des Autres“ hat Jules Simon ſeinen im Vorjahr erſchienenen „Mémoires des Autres“ eine Fortſetzung folgen laſſen, die eine neue Sammlung von perſönlichen Erlebniſſen und Erinnerungen aus dem reichbewegten Leben des berühmten Verfaſſers enthält. (Paris, Flammarion.) Der warme Herzenston, in der er die „Memoiren anderer Leute“ erzählt, die gefällige Anmut ſeiner Art zu plaudern, beweiſen aufs neue, daß der Philoſoph und Sozialpolitiker auch ein hochbegabter Schriftſteller und ein liebenswerter Menſch dazu iſt, der die Herzen ſeiner Leſer im Sturm zu erobern weiß. Die prächtigen Illuſtrationen, mit denen Léandre den Band reich geſchmückt hat, haben mit den landläufigen Schablonen, die man in billigen Illuſtrationswerken ſo oft zu ſehen bekommt, nichts gemein, es ſind in Kompoſition und Ausführung künſtleriſch vollendete Schöpfungen, die den Wert des ſchönen Buches weſentlich erhöhen.

Charles Foley's neuer Roman, „Bonheur conquis“ (Paris, Perrin & Cie.), gehört zum Mittelgut der beſſeren Unterhaltungsbelletriſtik und reiht ſich den früheren Schöpfungen desſelben Verfaſſers wie „Guerre de femmes“ und „Risque-tout“ würdig an. Wie jene wird auch „Bonheur conquis“ einen dankbaren Leſerkreis finden.

John Grand-Carteret, „Crispi, Bismarck et la triple Alliance en Caricatures“. (Paris, Ch. Delagrave.) Als Grand-Carteret vor Jahresfriſt ſeinen „Bismarck en Caricatures“ erſcheinen ließ, konnte man, ohne gerade ein Prophet zu ſein, dem Werke und dem mit ihm inaugurierten Unternehmen einen großen künſtleriſchen und materiellen Erfolg in ſichere Ausſicht ſtellen. Die Idee, ein Stück Weltgeſchichte im Spiegel der zeitgenöſſiſchen Karrikatur zu ſtudieren, war eine ſo originelle, die Art und Weiſe, in der der geiſtvolle Schriftſteller dieſe eigenartige Idee zur Ausführung brachte, war ſo ſprühend und anregend, daß die begeiſterte Aufnahme, die das Buch bei Publikum und Kritik thatſächlich gefunden, eine berechtigte und wohlverdiente war. Der vorliegende Band bringt den weiteren Ausbau des in dem Bismarckbuch ſo verheißungsvoll in Angriff genommenen Plans einer ſatiriſch-karrikaturiſtiſchen Darſtellung der Geſchichte des Dreibundes in Bild und Wort. 140 Karrikaturen, die zumeiſt italieniſchen Witzblättern entnommen ſind, und einige wertvolle Originalzeichnungen von Blaß, Moloch, Tiret-Bognet u. a. führen uns die verſchiedenen Phaſen des ſtaatsmänniſchen Wirkens Crispis im Spiegel der politiſchen Satire vor Augen. Der die Illuſtrationen begleitende Text zeigt in ſeiner ſcharf pointierten Darſtellung, dem maßvollen Urteil, der Prägnanz und Kraft der Sprache die bekannten Vorzüge des gediegenen Schriftſtellers und geiſtvollen Forſchers. So ſteht das neue Werk Grand-Carterets in textlicher und illuſtrativer Hinſicht auf der künſtleriſchen Höhe ſeines Vorgängers und wird mit dieſem den Erfolg teilen. Beſonderen Dank verdient die Verlagshandlung für die geſchmackvolle Ausſtattung des Bandes, lobend gedacht ſei auch der effektvollen Umſchlagszeichnung, die Blaß für das Buch entworfen hat.

Théâtre de Alfred de Musset. Avec Introduction par Jules Lemaitre. Dessins de Ch. Delort, gravés par Boilvin. Tome IV. (Paris, Librairie des Bibliophiles [D. Jouaust]). Das langerwartete Erſcheinen des vierten und letzten Bandes der Prachtausgabe des „Théâtre de Musset“ wird in der Welt der Bücherfreunde als Ereignis von weittragendſter Bedeutung freudig begrüßt werden. Iſt doch damit ein Prachtwerk zum Abſchluß gelangt, das in ſeiner Art das höchſte Maß von Vollendung in Bezug auf typographiſche Ausführung und künſtleriſchen Bildſchmuck repräſentiert. Jetzt erſt, wo es möglich iſt, die Kunſtbeilagen, die von Delort entworfen und von Boilvin in muſtergiltiger Weiſe geſtochen ſind, in ihrer Geſamtheit zu überblicken, kann man ſo recht erkennen, wie glänzend Delort die ſchwierige Aufgabe gelöſt hat, den kapriziöſen Eingebungen der Muſſetſchen Phantaſie Leben und Ausdruck zu verleihen. Die berühmte Jouauſt'ſche Offizin darf auf das nun fertiggeſtellte Werk mit ſtolzer Genugthuung zurückblicken: der langen Reihe von Muſterausgaben, die der rührige Verlag im Laufe der Jahre edierte, ſchließt ſich das neue Unternehmen würdig an. Möge das gediegene Prachtwerk auch im Erfolg ſeinen Vorgängern gleichen!

Eine hochintereſſante Novität bringt der neueſte Band der von Plon, Nourrit & Cie. in Paris herausgegebenen „Bibliothèque elzevirienne“. Sie führt den Titel: „Rapports inédits du Lieutenant de police René d'Argenson (1697—1715)“ und enthält die vertraulichen Mitteilungen, die R. d'Argenſon, in ſeiner Doppelſtellung als Generalleutenant der Polizei von Paris und Chef der von ihm begründeten politiſchen Polizei, eine der einflußreichſten Perſönlichkeiten im Staatsweſen Ludwigs XIV., an ſeinen Vorgeſetzten den Staatsſekretär Grafen v. Pontchartrain gelangen ließ. Die politiſch und kulturhiſtoriſch gleich wichtigen Dokumente gelangen nach dem in der Handſchriftenſammlung der Pariſer Nationalbibliothek befindlichen Originalmanuſkript hier zum erſtenmal zum Abdruck. Die hohe Bedeutung, die dieſe bisher unbekannten Geheimakten für die Beurteilung der Zeitgeſchichte Ludwigs des Vierzehnten haben, liegt auf der Hand: wir erhalten durch ſie intereſſante Aufſchlüſſe über den Sicherheitsdienſt, die politiſche Polizei im XVII. Jahrhundert, über die Handhabung der „Lettres de cachet“, die d'Argenſon eingeführt hat, und andere intime polizeiliche Geheimniſſe. Der Kulturhiſtoriker wird dieſe „Rapports“ daher mit Nutzen zu Rate ziehen; das dem Bande beigegebene alphabetiſche Namensverzeichnis, in dem faſt alle berühmten Namen des 17. und 18. Jahrhunderts figurieren, erhöht die Brauchbarkeit dieſer intereſſanten Dokumentenſammlung, der Paul Cottin eine geiſtvolle Studie über d'Argenſons politiſche Thätigkeit vorausgeſchickt hat.

Eugène Spuller, Figures disparues. 2. Serie. (Paris, Félix Alcan.) Spuller ſetzt hier ſeine Charakterſtudien über jüngſtverſtorbene Politiker, Journaliſten, Profeſſoren, Beamte und Fürſten fort und bewährt ſich dabei von neuem als glänzender Eſſayiſt und ſcharfſichtiger Menſchenkenner, der es verſteht, die geiſtige Phyſiognomie eines Mannes in einem ſcharfumriſſenen Charakterporträt zu fixieren. Die hier geſammelten Aufſätze erſchienen in ihrer Mehrzahl zum erſtenmal als Nekrologe in der „République française“. Als beſonders hervorragende und erſchöpfende Darſtellungen nennen wir die Eſſays über Hippolyte Carnot, Armand Barbès, Edmond Scherer, Albert Joly, Paul Bert und den Prinzen Napoleon. Die untadelige republikaniſche Geſinnung und der echte Patriotismus Spullers, der in allem, was er ſchreibt,

darauf bedacht ist, das politische Gewissen seiner Mitbürger zu schärfen, finden auch in dem vorliegenden Buche beredten Ausdruck. — Im gleichen Verlage erschien unter dem Titel „De l'Exercice chez les Adultes" eine gehaltvolle Arbeit aus der Feder des Dr. Fernand Lagrange über eine rationelle körperliche Hygiene beim erwachsenen Menschen. Obwohl sich das Buch in erster Linie an den Arzt wendet, hat sich der Verfasser doch erfolgreich bemüht, gemeinverständlich zu schreiben, um seinen Darstellungen den populären Charakter zu wahren und ihnen so den Weg in weitere Kreise des Publikums zu ermöglichen. A. G—tze.

Englische Litteratur.

Hatten wir in unserem Juliartikel die beiden bedeutsamsten Werke des englischen Büchermarktes kurz besprochen, so fühlen wir uns doch gewissermaßen verpflichtet, auch eine ganze Reihe solcher Arbeiten hier nachträglich kurz zu erwähnen, welche unter den Werken zweiten oder mittleren Ranges nach unserer Ansicht die ersten Stellen einnehmen. Wenn wir mit den Romanen beginnen, so zeigt Mr. Fergus Hume in seiner Erzählung: „Monsieur Judas" (Spenser and Blackett, London 1891) im Vergleich zu mancher seiner früheren Arbeiten, z. B. „Madame Midas", was die Entwicklung der Handlung und die Schreibweise anbetrifft, einen nicht unbedeutenden Fortschritt. Das sensationelle Element fehlt auch hier nicht, ist aber mehr im Zaum gehalten und wirkt nicht so aufdringlich, wie in den früheren Arbeiten des Verfassers. Die Erzählung stellt sich auf den Standpunkt des Detektives, so daß der Leser die Hauptpersonen der Reihe nach in dem Verdacht hat, das Verbrechen begangen zu haben, mit einziger Ausnahme des Detektivs selber. Dieser Vertreter des Gesetzes ist aber nichts weniger als ein Muster-Detektiv, dazu ist er lange nicht leidenschaftslos genug; im Gegenteil zeigt er sich bei mehr als einer Gelegenheit unvorsichtig und herausfordernd. Der Bösewicht des Romans, M. Judas, ist ein Franzose und Mr. Hume macht in den Scenen, in welchen derselbe auftritt, vergebliche Versuche in realistischer Richtung, nämlich den englischen Lesern das französische Idiom mundgerecht zu machen, doch sind dieselben nicht sehr glücklich ausgefallen („He mockes himself of that" ꝛc.) Diese Wendungen sind weder Fisch noch Fleisch.

Als ein recht begabter Autor zeigt sich Hugh Coleman Davidson in seinem zweibändigen Roman „Not a Moment to Spare" (Sampson Low and Co., Lond.); besonders ist zu rühmen, daß die Charaktere treu nach der Natur gezeichnet sind, aber auch hier bildet leider ein Mord den Angelpunkt der Erzählung. Der kleine Held, welcher niemals einen Augenblick Muße findet, außer wenn er jemand eine Gefälligkeit erweisen kann, ist von all den eigenartigen Charakteren, die uns in der Geschichte vorgeführt werden, der beste und ursprünglichste, und Austin Jopp verdient wirklich der umfangreichen Galerie von Roman-Bösewichten eingereiht zu werden, so treffend verbinden sich in ihm äußerste Schlechtigkeit mit Feigheit. Mr. Davidson verfügt über Talent und Erfindungsgabe, doch läßt seine Arbeit noch die nötige Ruhe vermissen.

„Mrs. Romaines Household" (London, Oliphant, Anderson and Ferrier) betitelt sich eine sehr gefühlvolle und ansprechende Erzählung von Mrs. Evelyn Everett Green. Die Heldin, Clare Chesterton, wird, nachdem sie verwaist und vereinsamt geworden ist, mit großer Herzlichkeit von einem Verwandten, namens Mr. Romaine, als Hausgenossin aufgenommen. Die Einladung geht von

Mrs. Romaine aus und bei ihrer Ankunft sieht Clare sehr bald, daß ihr Vetter in dem lebendigen Haushalt nicht viel zu sagen hat. Die Erzählung dreht sich um die Wirkungen christlichen Glaubens und Lebens, welche in den gegensätzlichen Personen von Clare und Enid Gestalt gewinnen. Selbst bei Mrs. Romaine, welche ausgesprochenermaßen Freidenkerin ist, weiß Clare mit ihrem stillen aber thatsächlich echt religiösem Leben, ihre Stellung zu gewinnen und besonders bei den Kindern für die Sache des Glaubens zu wirken, welchen diese von seiner überzeugendsten Seite, durch Clares Beispiel kennen lernen. So interessant die Erzählung, eine der besten der Verfasserin, aber auch ist, wir wollen dem Raum zulieb, der Verlockung, den Gang der Handlung hier zu entwickeln, widerstehen und nur bemerken, daß die Lektüre des Romans sich entschieden lohnt.

Das historische Gebiet betritt mit Glück Miss Mary Deane in ihrem Roman: „Kinsfolk“ (London, Hurst and Blackett) (3 Bde.), welcher das Leben zu beiden Seiten des Kanals während der Periode des Napoleonischen Konsulats schildert. An Charakteren oder Ereignissen ist in dieser Geschichte kein Mangel, eher wird darin des guten etwas zuviel gethan, so daß sich manchmal der Leser von der großen Anzahl der auf ihn einstürmenden neuen Personen und Bildern etwas ermüdet fühlen mag. Doch ist das Gemälde des so schnell entstandenen Hofes des Ersten Konsuls in den Tuilerien lebendig und treu. Der Faden der Handlung ist eng mit den Schicksalen einiger royalistischen Flüchtlinge verknüpft, welche sich unter englischen Schutz gestellt haben. Zu ihnen gehört u. a. ein Mädchen von edler Familie und Erbin bedeutender Güter. Sie wird mit einem englischen Rechtsgelehrten verheiratet unter dem Übereinkommen, daß dieser die staatlich eingezogenen Besitztümer wieder erlangen soll. Dabei aber wird dieser Mann das Opfer einer dämonischen Abenteuerin, deren unrechtmäßige Aneignung des Titels seiner Gattin er sogar noch begünstigt und fördert. Im schließlichen Verlauf der Begebenheiten macht sich der Verfasser das Verfahren, das in jenen Tagen an der Tagesordnung war, ganz zu eigen, auch er entledigt sich kurzer Hand aller hinderlichen Personen, indem er sie einfach umbringen läßt.

So weit und wohlbekannt auch Dr. George Macdonald sein mag, so leicht wird wohl von seinen zahlreichen Lesern niemand den Sinn des seltsamen Titels herausfinden, den sein neuester Roman führt: „There and Back“ (London, Kegan Paul, Trench, Trübner and Co.) (3 Bde.). Da aber der Autor erst im letzten Kapitel den Schleier lüftet, so wollen auch wir hier ihm nicht vorgreifen. Die Erzählung weist den Einfluß von Sinn und Charakter eines Mannes auf seinen Glauben oder Unglauben und umgekehrt wieder die Rückwirkung von Glauben oder Unglauben eines Mannes auf seinen Sinn und Charakter nach. Der Held, Buchbinder und Grobschmied, zuletzt Baron, ist ein selbständiger Charakter, den die vulgäre Auffassung von Gott empört. Das Mädchen, das er liebt, ist ein Naturkind und hat, in den Kolonien aufgezogen, keinen religiösen Unterricht gehabt. So bildet sie sich denn eine Art Naturreligion und nimmt, als das Christentum ihr entgegentritt, dasselbe ohne Schwierigkeit an. Dann aber möchte sie nach Weise der Evastöchter die Frucht vom Baum der Erkenntnis mit dem Manne ihrer Neigung teilen. Trefflich ist der Pfarrer gezeichnet, der sie belehrt, wenn er z. B. als Beweis für das Dasein Gottes folgenden Satz aufstellt, daß gerade in der Unmöglichkeit des Beweises der Beweis liege und daß ein

Gott, deſſen Daſein bewieſen werden könne, des Beweiſes nicht wert wäre.

Als Gegengewicht für dieſe transzendentalen Elemente iſt die Erzählung mit einer äußerſt ſpannenden, romantiſchen Handlung begabt. Ein Baron heiratet eine Grobſchmiedstochter, welche im Wochenbett ſtirbt. Der Baron kümmert ſich dann nicht weiter um ſeinen Sohn und giebt das Kind zu einer Tante, einer Buchbindersfrau, welche ihn aufzieht. Der Burſche kehrt eines Tages als Fremdling in ſein Vaterhaus zurück, wo ihm die Ordnung der Bibliothek übertragen worden iſt. Teils aus dem Grunde, ſeine zweite Gemahlin zu ärgern, teils aus beſſeren Urſachen beſchließt der Baron, des Grobſchmieds Enkel zu ſeinem Erben zu machen und ſendet ihn auf das Kolleg und der Umſchwung in den Glücksumſtänden des jungen Mannes erfolgt gleich nach ſeiner zweiten Rückkehr in die Heimat ſeiner Vorfahren.

Unter den Novellen und Short-Stories zeichnen ſich aus: „A wild blossom“ von Jule Eingleton als treffliche und ſorgfältige Charakterſtudie eines Mädchens, wie es deren viele giebt. „Drifting apart“ von Katherine S. Macquoid (London, Percival and Co.), ebenfalls Studien aus dem Mädchenleben bietend, enthält in der graziöſen und etwas elegiſch-ſchwärmeriſchen Weiſe der Verfaſſerin zwei Short-Stories: „Drifting apart“ und „Hettys Revange“. Es ſind natürlich beide Liebesgeſchichten und beide variieren dasſelbe Thema: des von zwei Frauen geliebten Mannes, der nun zwiſchen beiden wählen ſoll. Eine Anzahl kleiner Erzählungen enthält auch der neue Band der „Whitefriar-Bibliothek für Witz und Humor“: A Little Irish girl and other stories“ (London, Henry and Co.) aus der Feder der Mrs. Hungerford. Die Titelerzählung iſt die längſte, aber nicht gerade die bedeutendſte. Es iſt eine etwas nachläſſige Charakterſkizze eines leidenſchaftlichen Mädchens, die erſt da entdeckte, daß ſie in ihren Verlobten verliebt war, als ſie auf dem Punkte ſtand, mit einem Anderen durchzugehen. Die anderen Erzählungen ſind klar und intereſſant gezeichnet. Von ſeiner beſten Seite zeigt ſich auch W. E. Norris in ſeiner Novellenſammlung: „Jacks father and other stories“ (Methuen and Co.) Er beſitzt etwas von der Thackerayſchen Fähigkeit, Männer und Frauen zu zeichnen, welche weder Helden noch Heldinnen ſind, doch ohne des großen Satirikers Befliſſenheit, in jedem Pinſelſtrich den Sittenprediger hervorzukehren. Vielmehr iſt es für ſeine Methode charakteriſtiſch, daß er die Schwachheiten ſeiner Geſchöpfe mit gutem Humor anſchaut und gewiſſermaßen eine Art Vergnügen darin findet, dieſelbe recht auszuführen. Die beſte der Novellen iſt entſchieden an Geiſt und Witz: „Mysterious Mrs. Wilkinson“. Wie in dieſer, bildet auch in den übrigen Geſchichten, der ewige Kriegszuſtand, der zwiſchen den beiden Geſchlechtern herrſcht, in ſeinen verſchiedenſten Phaſen den Vorwurf, ſo in „A Cheer business“, „Clever Lady Sophia“ und „Poor Harry“. Einen ernſteren Ton ſchlägt die Novelle: „Jacks father“ an.

Von größtem Wert für die engliſche Litteraturgeſchichte ſind „Memoir and Correspondence of the late John Murray“ nebſt Darſtellung des Urſprungs und Aufſchwungs des Murrayſchen Verlagshauſes 1768 bis 1843 von Samuel Smiles, in 2 Bänden mit Porträts (London, John Murray), da bekanntlich J. Murray (der zweite) Freund wie Verleger von Scott, Byron, Southey, Waſhington Irving, Moore und zahlreicher anderer engliſcher Dichter und Schriftſteller war.

Höchſt unkritiſch und daher von geringerer Bedeutung für die Kenntnis der

engliſchen Bühne und der Schauſpieler der Gegenwart iſt Arthur Goddards panegyriſierendes Buch: „Players of the period. A Series of anecdotal, biographical and critical monographs of the leading English actors of the Day. (Illuſtr., Dean and son, 2 Bde.) Aus Jenny Linds Leben 1820—51, ſowie für die Muſikgeſchichte jener Zeit wichtig iſt: „Memoir of Jenny Lind-Goldschmidt, nach den von Otto Goldſchmidt geſammelten Briefen Originaldokumenten, Handſchriften und Tagebüchern bearbeitet von Henry Scott Holland und W. S. Rockſtroh. (London, J. Murray, 2 Bde.)

Von lexikaliſchen Werken ſind hervorzuheben: „Chambers Encyclopaedie", von deren neuer Auflage Bd. VII erſcheint (Buchſtaben: M. N. O. P.). Unter den Mitarbeitern ſind vor allen: Baring-Gould, Saintsbury, Hutton, Blackmore, Beſant, Stanley Lane-Poole, Dr. Head, Dr. John Murray, Canon Taylor, Prof. Nicholſon und Sir E. Grey namhaft zu machen; ferner das „Dictionary of National Biography", herausgegeben von Leslie Stephen und Sidney Lee (London, Smith, Elder and Co. ꝛc.) erſchien Band XXVI und enthält Artikel von Henry II. bis Hindley. Dr. Bieſendahl.

Spaniſche Litteratur.

Während diesmal die Roſen in unſeren Gärten auf ſich warten ließen, ſind ſie um ſo duftiger, glanzvoller, ſchöner in der ſpaniſchen Poeſie erſchienen. Wie herrlich prangt da die in Schnee und Purpur gekleidete Blume der Venus, wie rote Korallen auf Elfenbein erglänzend! In der poetiſchen Sammlung aus vier Jahrhunderten und aus zwei Welten, die Juan Perez de Guzmán zum Ruhm der Roſe und der ſpaniſchen Litteratur jetzt unter dem Titel: „Cancionaro de la Rosa, manojo de la poesía castellana formado con las mejores prodnecciones líricas consagradas á la reina de las flores durante los siglos XVI, XVII, XVIII y XIX por los poetas de los dos mundos" in Madrid veröffentlicht, giebt der litteraturkundige Sammler, der ſelbſt ein verdienſtvoller Dichter, ein farbenglühendes Bild der ſpaniſchen Poeſie in den Sängern der Roſe, von denen einige im 17. Jahrhundert im Vicekönigtum Peru mit europäiſcher Kultur erfüllte arkadiſche Akademien gegründet, und einer, Francisco Lopez de Zárate, zur Zeit Calderons der caballero de la Rosa ob der Vorliebe hieß, mit der er das lieblichſte Kind der Flora beſang, das in der orientaliſchen Symbolik, in der griechiſchen und lateiniſchen Mythologie und in den Legenden der chriſtlichen Völker eine ſo hervorragende Rolle ſpielt. Eigentümlich iſt, daß das Roſenwunder der heiligen Eliſabeth als eine Wiederholung des Wunders zu betrachten, welches von der heiligen Caſilda, der Schweſter Almenons, des mauriſchen Königs von Toledo, erzählt wird. Unter den Sängern der Roſe erſcheint beſonders ſympathiſch der Sevillaner Francisco Pacheco, der mehr für den Ruhm der anderen als für den ſeinigen beſtrebt war und mit Meißel und Feder, wie Perez de Guzmán mit Recht ſagt, wohl viele Namen erhob, aber keinen vernichtete. Eine anziehende Geſtalt iſt die Condesa de Altamira, die ſowohl in der Sprache ihres heimatlichen Galiciens wie in der caſtellaniſchen dichtete und der litterariſchen Akademie angehörte, welcher die Infantin Isabel Clara Engenia, die Lieblingstochter Felipe's II., vorſtand. In unſeren Tagen hat unter anderen Ventura Ruiz Aguilera die Roſe beſungen. Er ſingt in ſeiner Seguidilla:

Geboren iſt der Frühling
Gar ohne Roſen,
Von Thür zu Thüre ſteht er
Um ein Almoſen.
Laß, Kind, empfangen
Ihn eine Hand v. ll Roſen
Von Deinen Wangen.

Von der Roſe in der ſpaniſchen Poeſie zu den „Documentos escogidos del archivo de la casa de Alba“, welche ſoeben die junge Herzogin von Alba, die blühendſte Roſe der Madrider Geſellſchaft, erſcheinen ließ, hat uns in der Madrider „Época“ Juan Perez de Guzmán geleitet, indem er dieſer hochintereſſanten Sammlung von Briefen beſonders aus dem 16. Jahrhundert, in welchem das Haus Alba auf dem Gipfel des Ruhmes ſtand, und der Sammlerin, die ſo eifrig ihre Archive durchforſcht, das höchſte Lob ſpendet. Unter anderm enthält die Sammlung 72 Briefe Juan de Austria's ſowohl über häusliche Verhältniſſe wie über Lepanto, und 12 Briefe über Leben und Tod des Erſtgeborenen Felipe's II., des unglücklichen Don Carlos.

Seit den Tagen Iſabellas der Katholiſchen gab es litterariſche Damen am ſpaniſchen Hof. Von ihnen ward auch der Alcázar Felipe's IV. belebt. Sie waren Schützerinnen der Akademie, in der die beiden Argensolas glänzten. Für die Damen erbittet heute Perez de Guzmán Eintritt in die ſpaniſchen Akademien, für Concepcion Arenal in die der Ciencias morales y políticas, für Emilia Pardo Bazán in die Academia Española, für die Herzogin von Alba in die Akademie der Geſchichte.

Emilia Pardo Bazán hat jetzt in Madrid die Biographie des Jeſuitenpaters Luis Coloma herausgegeben, deſſen ganz vortrefflich geſchriebene „Pequeñeces“ noch immer von ſich reden machen und Juan Valera zu dem Büchlein „Currita Albornoz al P. Luis Coloma“ (Madrid, 1891) veranlaßt haben. Als Student in Sevilla hatte der junge Coloma ſchon den beſten Geſchmack, indem er zu Füßen der Schriftſtellerin Fernan Caballero ſaß. Kollegien aber beſuchte er nie, als ob er ein deutſcher Korpsſtudent geweſen wäre.

Während in Spanien Fernan Caballero durch Emilia Pardo Bazán etwas verdrängt wird, ſucht ſie uns Dr. Hans Müller in Deutſchland durch „Andaluſiſche Novellen“ (Meyers Volksbücher, Bibliographiſches Inſtitut) wieder nahe zu bringen. Und ſie verdient es ob des Reizes ihrer liebenswürdigen Schilderungen andaluſiſchen Volkslebens, beſonders wenn die Überſetzung ſo gut und geſchmackvoll, wie die des Dr. Müller, der bald von helleniſchen Blumen uns köſtlichen Honig heimbringt, bald aus ſpaniſchen Gefilden die ſchönſten Blüten holt.

Johannes Faſtenrath.

Holländiſche Litteratur.

Zuerſt ein paar allgemeine Bemerkungen über das moderne holländiſche Schrifttum.

Es giebt wohl kaum eine Litteratur, welche trotz aller geiſtigen Regſamkeit und einer reichen Produktivität im Auslande ſo gänzlich unbeachtet geblieben iſt, wie die holländiſche. Die Zeiten, wo Leiden als Univerſität einen Weltruf genoß und die Häupter der klaſſiſchen Litteratur Hollands einen merklichen Einfluß auf die damals arg daniederliegende deutſche Litteratur auszuüben vermochten, ſind längſt vorbei. Während ſich aber im Laufe der zwei Jahrhunderte, die ſeit jener Glanzperiode des holländiſchen Geiſteslebens dahin gefloſſen ſind, die Litteraturen der übrigen Völker ſelbſtändig entwickelten und nach immer größerer Vollkommenheit ſtrebten, zeigte ſich Holland von einer merkwürdigen Stabilität. Man ſonnte ſich in dem Ruhme der Vergangenheit und vergaß dabei ganz, mit der Zeit fortzuſchreiten. Noch 150 Jahre nach Vondels Tode ſtand man auf faſt demſelben Standpunkte, wie bei Lebzeiten dieſes „holländiſchen Shakeſpeare“.

Der Grund hiervon iſt in dem äußerſt konſervativen Sinn des Holländers zu

ſuchen, der mit Ängſtlichkeit jeder Neuerung entgegenſieht und nur ſchwer aus ſeiner behäbigen Gleichgiltigkeit aufzurütteln iſt. Der holländiſche Nationalcharakter fand nun in der Litteratur vollen Ausdruck. Ganz unter dem Einfluſſe des Staates und der Kirche ſtehend wurde die holländiſche Litteratur zu einer Litteratur der Langenweile. Es war eine Litteratur, ſo recht für Mynheer und Mevrouw geſchaffen, eine Litteratur, die ſich ſo ſchön bei einer Pfeife Tabak und einer Taſſe Thee verdauen ließ, die weder durch neue und erhabene Gedanken unnötiges Kopfzerbrechen und Nachdenken verurſachte, noch durch fortſchrittliche und neuerungsſüchtige Ideen das Entſetzen friedſamer Bürger hervorrief. Den Menſchen mit modernem Empfinden aber erfaßt ein Grauen vor dieſer Sintflut von moraliſierender und beſchreibender, didaktiſcher und pietiſtiſcher Litteratur, die in ihrer unerträglichen Breite nur troſtloſeſte Langeweile auszuüben vermag. Es iſt kein Wunder, wenn bei einer ſolchen Beſchaffenheit der Litteratur das Ausland kein Verlangen trug, nähere Bekanntſchaft mit dem holländiſchen Schrifttum zu machen. An Verſuchen, eine ſolche Bekanntſchaft zu vermitteln, hat es bei uns nicht gefehlt; indes hatten dieſe Verſuche nur einen zweifelhaften Erfolg. Während die Süßwaſſerromane der Cremer von uns mit derſelben Gier verſchlungen wurden, wie von den Holländern, fanden ſich für die vortreffliche „Camera obscura“ von Hildebrand-Beets nur vereinzelte litterariſche Feinſchmecker und auch die trotz aller Weitſchweifigkeit ſehr löblichen Romane von Jakob von Lennep, von denen der um die holländiſche Litteratur in Deutſchland hochverdiente Adolf Glaſer einige überſetzte, wurden nicht nach Verdienſt beachtet.

Erſt in neueſter Zeit hat man angefangen, der holländiſchen Litteratur mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Und das mit Recht! Die neue Strömung, welche durch die Litteraturen aller europäiſchen Völker gegangen iſt, konnte auch in Holland nicht ganz ohne Einfluß bleiben, nur daß dieſer Einfluß hier vorerſt in andrer Weiſe zum Ausdruck gelangte. Da die holländiſche Litteratur in ihrer Entwicklung weit hinter den anderen Litteraturen zurück geblieben war, ſo konnte die neue Bewegung nicht an derſelben Stelle anſetzen, wie in den andern Ländern. Das erſte Beſtreben, das die „jongste richting“ in den Niederlanden verfolgte, war ein formales, es galt, mit dem alten Schlendrian, der ſich in der Behandlung der Sprache eingeſchlichen hatte, zu brechen und in der Proſa und Poeſie nach neuen Ausdrucksformen zu ſuchen. Die Sprache, die bisher eintönig und unbeholfen geweſen war, ſollte Fluß und Lebendigkeit erhalten. Und dieſes Beſtreben iſt von einem ſeltenen Erfolge gekrönt worden. Man vergleiche einmal ein Gedicht des von den Holländern bis in den Himmel gehobenen, aber für Leute von nicht ſpezifiſch nüchtern-holländiſchem Geſchmack gänzlich intereſſeloſen Willem Bilderdijk mit einem modernen Gedicht von Helene Swarth, und man wird erſtaunt ſein über die Wandlungsfähigkeit der holländiſchen Sprache. Während die holländiſche Litteratur in bezug auf das Drama ebenſo unfruchtbar geblieben iſt wie früher, hat ſich auf den Gebieten des Romans und der Lyrik ein anerkennenswerter Wechſel vollzogen. Insbeſondere braucht die holländiſche Lyrik, welche früher gänzlich vernachläſſigt wurde, den Vergleich mit der Lyrik jeder andern Litteratur nicht zu ſcheuen. Das allgemeine Streben nach Vollendung der Form fängt aber ſchon an, für die Lyrik verhängnisvoll zu werden. Man bedient ſich mit Vorliebe der ſchwerſten und kunſtvollſten Versarten und meidet faſt die einfachen, natürlichen Rhythmen,

wodurch Einfachheit und Natürlichkeit, die ersten Forderungen der lyrischen Dichtung, zu wenig zum Ausdruck kommen. Es giebt unter den neueren holländischen Dichtern kaum einen, der nicht die Hälfte seiner Gedichte in Sonettenform niedergeschrieben hätte.

An dieser Sonettenkrankheit leidet auch Helene Swarth, von der zwei Gedichtsammlungen „Sneeuvlokken" und „Rouwviolen" (Schneeflocken und Trauerveilchen), (Amsterdam, Kampen & Zoon) vorliegen. Man kann sich allerdings diese Dichtungsgattung schon gefallen lassen bei einer Dichterin, welche Form und Sprache so vollkommen beherrscht, wie Helene Swarth, deren Sonette unbedingt das Vollendetste sind, was die neuere holländische Litteratur in dieser Form aufzuweisen hat. Die erste Gedichtsammlung besteht aus drei Teilen, Liebe und Leiden, Aquarelle und Sonette betitelt. Den Vorzug gebe ich der zuerst genannten Abteilung, unter der sich auch einige treffliche Balladen befinden. Helene Swarth ist Meisterin in der Stimmungsmalerei; die weichen, wohllautenden Verse sind durchdrungen von einem tiefen Gefühl und verfehlen um so weniger eine nachhaltige Wirkung auf den Leser auszuüben, als ihnen süßliche Sentimentalität vollkommen fremd ist. Es fällt schwer, aus der Sammlung einzelne Gedichte hervorzuheben; „Abschied", „Morgenlied" und vor allem „Sommernacht" gehören sicherlich zu dem schönsten, was die holländische Poesie aufzuweisen hat. Aquarelle nennt die Dichterin kleine, mit wenigen Strichen gezeichnete Stimmungsbilder in Blankversen, die besonders das große Talent der Dichterin für Naturschilderungen erkennen lassen. Nicht den gleichen, ungetrübten Genuß vermögen die „Rouwviolen" zu verschaffen. Es sind Verse der Trauer um den Tod des Geliebten. Die trübe, wehmütige Grundstimmung, die schon an und für sich die Poesie von Helene Swarth durchzieht, findet in dieser Sammlung zu starken Ausdruck, der allen Gedichten gemeinsame Stoff erzeugt eine gewisse Monotonie, welche die Wirkung merklich abschwächt. Das Beste des Bändchens bieten die am Schluß angefügten Balladen, obgleich die erste derselben, vom Bettelmädchen, trotz aller Vollendung der Form inhaltlich gleich Null ist, ein Vorwurf, den man der Dichterin sonst nicht machen kann. Alles in allem liefert aber Helene Swarth auch durch diese Gedichtsammlungen den Beweis, daß ihr ein Ehrenplatz in der vordersten Reihe der holländischen Lyriker gebührt.

Hilda Ram, „Gedichten". (Gent, A. Siffer.) Die vorliegende Sammlung Gedichte ist mit dem großen Staatspreis gekrönt worden, der für das beste innerhalb eines Zeitraumes von fünf Jahren erschienene Werk aus der schönen Litteratur erteilt wird. Ich will und kann nicht beurteilen, ob und in wie weit diese Preiserteilung eine gerechtfertigte ist. Man weiß ja, wie wunderlich es bei solchen Preisverteilungen öfters zugeht und wie wenig man gewöhnlich von ihnen zu halten hat. Sonderbar erscheint nur der Umstand, daß der Preis, der beim letzten Male einem durch und durch modernen Dichter wie Pol de Mont erteilt wurde, diesmal einer Dichterin zugesprochen ist, die stofflich und formell völlig der alten Schule angehört. Die Dichterin übersandte mir ihre Gedichte mit einem sehr liebenswürdigen Schreiben, in dem sie sich über die Böswilligkeit mancher holländischen Kritiker beklagt, die trotz der staatlichen Anerkennung ihren Gedichten die gebührende Bewunderung verweigern und die Hoffnung ausspricht, daß die deutsche Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit von dieser Böswilligkeit frei sein wird. Ich habe infolgedessen die vorliegenden Gedichte mit möglichster Gründlichkeit durchgelesen und

mir die größte Mühe gegeben, mich dabei in jene Begeisterung hineinzuarbeiten, welche die Mitglieder der Prüfungskommission des Staatspreises beim Lesen der Ramschen Gedichte unzweifelhaft empfunden haben. Ich bin aber böswillig genug zu gestehen, daß die Begeisterung bei mir durchaus nicht kommen wollte. Den Anfang der Sammlung bildet ein längeres Gedicht „Seemannstreue", das lebhaft an Tennysons „Enoch Arden" erinnert, dann folgen einige kürzere Gedichte, die kein Interesse einzuflößen vermögen, bei dem „Brief an eine Nonne" fing ich an, mich einigermaßen zu erwärmen, leider lautete die Überschrift des folgenden Gedichtes „Die Puppe", und als ich die Verse las:

Ja küß dein Püppchen, liebes Kind,
Drück deine warmen, weichen Lippen
Liebkosend auf die kalte Wange —

da war es wieder mit der Begeisterung vorbei. Einzelne Gedichte sind ja ganz vortrefflich und zeugen von einem nicht zu unterschätzenden Talente, im großen Ganzen vermag aber weder die Wahl der Stoffe, noch die Ausführung zu befriedigen. Die Litteratur vor dem Beginn der neuen Bewegung war gänzlich arm an erotischer Poesie, auch in dem starken Bande von Hilda Ram findet sich nicht ein einziges Liebesgedicht. Gerade das Heraustreten aus dem alten Schlendrian sichert der holländischen Lyrik Anerkennung und verleiht ihr die Bedeutung, auf welche sie gegenwärtig Anspruch machen kann. Gedichte, wie die von Hilda Ram, mögen bei diesem oder jenem besonders zur Behäbigkeit neigenden Holländer Anklang finden, der holländischen Poesie einen ehrenvollen Platz in der Weltlitteratur zu verschaffen, sind sie nicht geeignet.

G. H. Priem, Sonetten en Zangen. (Amsterdam, Priem.) Schon wieder Sonette! Es ist für einen jungen Dichter, der wie Priem zum ersten Male mit einer Sammlung Gedichte an die Öffentlichkeit tritt, immerhin gewagt, sich gleich in dieser schwierigen Dichtungsform zu versuchen. Es muß indessen zugestanden werden, daß dieser Versuch nicht zu Ungunsten des Dichters ausgefallen ist. Die Verse lesen sich glatt und angenehm, wenngleich die Formvollendung noch nicht dieselbe ist, wie bei den Sonetten von Helene Swarth, Pol de Mont, J. Winkler Prins u. a. Besser noch als die Sonette, gefallen mir die kleinen Gedichte in einfachen Metren, unter denen sich einzelne ganz köstlich realistische befinden.

Louis Couperus, Eline Vere (Amsterdam, Kampen & Zoon); Noodlot (Amsterdam, Uitgevers-Maatschappy Elzevier). Durch diese beiden Werke hat sich Couperus in die erste Reihe der niederländischen Romanschriftsteller gestellt. Zwei Werke, ganz von modernem Empfinden getragen, mit vollendeter Technik, bewunderungswürdiger Charakteristik und psychologischer Stimmungsmalerei, durchaus nichts von der altväterlichen, hausbackenen Art der älteren holländischen Romane. Eline Vere, „een Haagsche Roman", führt uns mitten in das gesellschaftliche Leben der niederländischen Residenzstadt hinein. Eine Inhaltsangabe des zwei starke Bände ausmachenden Romans zu geben, ist nicht gut möglich. Derselbe besteht eigentlich aus mehreren für sich wieder selbständigen Romanen, die sich in mehr oder minder losem Zusammenhange um die Hauptperson gruppieren. Der Roman verliert dadurch nicht an Wirkung, der Dichter giebt uns ein möglichst vollständiges Bild der Haagschen Gesellschaft und beweist seine Meisterschaft in der Vorführung der verschiedensten Charaktere. Weniger umfangreich, präziser und knapper in der Schreibart ist „Noodlot", welcher Roman uns das Talent des Dichters wieder von einer ganz andern Seite zeigt. Der Charakter dieses Romans ist mehr ein novellistischer, das psychologische Moment nimmt einen weiten Raum in dem Werke ein.

Eines Winterabends trifft Frank Westhove, der sich zur Zeit in unabhängiger Stellung in London aufhält, vor der Hausthür seiner Villa einen Menschen an, in dem er seinen Jugendfreund Bertie van Maeren wiedererkennt. Bertie hat in Amerika Schiffbruch gelitten und kommt nun, gänzlich mittellos, die Hülfe seines Freundes in Anspruch zu nehmen. Frank nimmt ihn bereitwillig auf, und Bertie läßt sich die Gastfreundschaft wohlgefallen. Monatelang bleibt er da. Frank hat sich so an die Gesellschaft Berties, der einen magischen Einfluß auf ihn ausübt, gewöhnt, daß er gar nicht an eine Trennung denkt. Auf einer Reise, die sie zusammen nach Norwegen unternehmen, machen sie die Bekanntschaft von Sir Archibald Rhodes und seiner Tochter Eva. Die Bekanntschaft hat die Verlobung Franks mit Eva zur Folge. Bertie sieht ein, daß es nun bald mit dem herrlichen Leben auf Kosten Franks vorbei sein wird und es kommt der Gedanke in ihm auf, das Hindernis der Verlobung, das sich trennend zwischen ihn und Frank geschoben hat, wieder zu beseitigen. Es glückt ihm auch, diesen Gedanken auszuführen. Er fühlt zwar die Schlechtigkeit seiner Handlungsweise, aber er kann nicht anders, er ist zu schwach, er handelt unter dem Einflusse des Noodlot, der geheimnisvollen, fatalistischen Macht, die auf seine Handlungen bestimmend einwirkt und der gegenüber er willenlos ist. In diesem Bertie hat der Dichter eine ebenso interessante wie originelle Charakterfigur geschaffen, die ihm Gelegenheit giebt, seine Meisterschaft in der Seelenmalerei zu zeigen. Noodlot gehört jedenfalls zu den besten Werken der modernen Litteratur.

Im Verlage der Elzeviergesellschaft in Amsterdam erscheint auch eine sehr empfehlenswerte, auf 12 Bände berechnete Gesamtausgabe der Werke Multatulis (Edward Douwes Dekker, 1820—87), des leider in Deutschland gänzlich unbekannten geistreichsten der neueren holländischen Schriftsteller, der wie kein anderer einen weitgehenden Einfluß auf die Entwickelung der modernen holländischen Litteratur ausgeübt hat. Ich komme auf Multatuli gelegentlich noch einmal eingehender zurück. Dr. Paul Raché.

Vermischtes.

Wie die Regierung für die Sozialdemokratie wirbt, oder: Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, er soll sich drücken in die Ecken und dort als armes Vieh verrecken. Dies die Moral. Und nun die Geschicht': Die Regierung zu Stettin schreibt einem kranken Lehrer, der vierzig Jahre im Amte ist und um Unterstützung für eine Badekur in Reinerz gebeten hatte: „Auf die Eingabe vom 6. d. Mts. erwidern wir Ihnen, daß bei Ihrem vorgerückten Lebensalter nicht erwartet werden kann, daß Sie noch längere Zeit im Schuldienst bleiben werden, auch wenn die beabsichtigte Kur in Reinerz von bestem Erfolge begleitet sein sollte. Wir sind daher weder in der Lage, Ihnen eine Badereise-Unterstützung zu gewähren, noch auch sie höheren Ortes zu beantragen." — Die „Pädagogische Zeitung" bemerkt dazu: „Steht in Preußen ein Menschenleben, das vierzig Jahre lang im Dienste des Vaterlandes gestanden, so niedrig im Kurs, daß es nicht mehr eine Unterstützung wert ist?" Und wir bemerken dazu: Liegt Stettin in einem christlichen Staate mit christlicher Ordnung oder in irgend einem Barbarien mit Sklavereibetrieb? —

Auch sonst lassen die Enthüllungen aus den höheren Regionen an Erbaulichkeit nichts zu wünschen übrig. Es scheint, als solle eine wahre Flut von Skandalprozessen die heutige Gesellschaft an ihre Sünden und Fehler mahnen. In England der Prozeß Cumming, in

Deutschland der Bochumer Prozeß, in Frankreich der Prozeß Lesseps und dazu noch neuerdings in der Schweiz ein Prozeß Seazziga, in Belgien demnächst ein Prozeß Becker-Valckel In dem schweizerischen Prozesse handelt es sich um großartige Unterschlagungen, welche der vormalige tessinische Staatskassierer Scazziga begangen hat, indem er Staatsgelder zum Börsenspiel verwandte. Wenn beim Bochumer Fall mehrfach ultramontane Stimmen die Verderbtheit der Nationalliberalen für die Vorkommnisse verantwortlich machen, können hier die Liberalen darauf hinweisen, daß der Angeklagte ein strenger Katholik ist. Sein Verhör hat bisher Unglaubliches ergeben. Unter anderem behauptet der Angeklagte, fast sämtliche tessinische Regierungsangestellte hätten von seinen Spekulationen gewußt, der frühere Regierungspräsident Pedrassini habe ihm sogar selbst Werttitel verkauft und mit eigenen Augen zugesehen, wie er zur Bezahlung derselben das Geld aus der Staatskasse genommen. Seit 1880 war keine Kasseninspektion mehr vorgenommen worden. Man begreift nun, wie der ungetreue Beamte im ganzen für 700 Millionen an der Börse spielen konnte, und der Kanton Tessin kann froh sein, daß der Fehlbetrag nur etwa anderthalb Millionen beträgt. Bei einigen Zahlenlisten, die man unter den Papieren Scazzigas fand, standen die Buchstaben B. V. S. P. V. 1 v. H. Gefragt, was das bedeute, antwortete er, er habe Gelübde gethan, der Madonna del Sasso (Locarno) 1 v. H. zukommen zu lassen, wenn ihm das Glück hold sei; die Buchstaben bedeuten: Beata Vergine del Sasso, per voto. — In dem bereits genannten belgischen Falle Becker-Valcke handelt es sich vornehmlich um die Anklage, daß der Hauptmann der Kongotruppe, Becker, eine Reihe von Verbrechen in Afrika begangen habe, insbesondere beschuldigt ihn Leutnant Valcke, er habe einen Mordversuch auf den Kommandanten der Karema-Station Raymackers gemacht. Überdies werden von allen Seiten schwere Anklagen gegen die gesamte Kongo-Verwaltung erhoben, welche hier einen argen Eindruck machen. Der amerikanische Oberst Williams sandte dem Könige Leopold II. von Belgien eine Denkschrift, worin er erklärt, ein längerer Aufenthalt im Kongogebiete habe ihm die Überzeugung beigebracht, daß der König von seinen Kongobeamten schnöde betrogen worden. Dieselben betreiben fast ausnahmslos selbst den Sklavenhandel, kaufen und verkaufen Frauen, und stecken den für die sansibaritischen Soldaten bestimmten Sold in die Tasche, wofür sie den letzteren gestatten, die Negerdörfer nach Belieben zu plündern. Die Anklagen des Obersten Williams lauten sehr bestimmt und lassen sich mit einer allgemein gehaltenen Ableugnung nicht abthun.

Das Preisgericht des „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften" hat das Urteil in Sachen des unterm 15. Juli vor. Js. erlassenen und mit 31. Dezember abgeschlossenen „Preisausschreibens" unlängst gesprochen, wonach unter den 83 dem Vereine zugegangenen Einsendungen die Erzählung „Der Puppenspieler" mit dem ausgesetzten Preise von 1000 Mk. bedacht worden ist, als ein Werk, welches zwar in bezug auf den Umfang den dortseits gestellten Anforderungen nicht ganz entsprach, aber doch hinsichtlich seines litterarischen Wertes und seiner poetischen Eigenart, auch im Sinne jener Vereinsbestrebungen, selbst unter denen, welche den geforderten Umfang gehabt hätten, so wesentlich hervorragte, daß dem Preisgerichte ein Abstehen von den sich selbst gesetzten Bedingungen durchaus gerechtfertigt erschien. Die Öffnung des Umschlags mit dem gleichlautenden Merkwort: „Das Niederträchtige ist das Mäch-

tige (Goethe)" ergab als den Verfaſſer Herrn C. Schultes, Hoftheaterdirektor a. D. und Schriftſteller, z. Z. in Hannover. Die mit dem Preiſe nicht bedachten Arbeiten können ſpäteſtens bis zum 15. Auguſt cr. unter genauer Angabe des Merkwortes und Titels der betr. Erzählung ohne Namennennung eingefordert werden; was bis dahin nicht zurückverlangt worden iſt, wird nach Öffnung des Umſchlages von Vereins wegen an den darin bezeichneten Verfaſſer zurückgeſtellt werden.

Karl Stauffer aus Bern, der ausgezeichnete Radierer, Maler und Bildhauer, welcher ſich einſt in Berlin die erſten Lorbeeren geholt hat, iſt im Alter von dreiunddreißig Jahren in Florenz an den Folgen eines zerrütteten Nervenſyſtems im Irrenhaus geſtorben. Ein körperlich und geiſtig ſchön entwickelter Menſch ging er in den Armen eines Weibes unter. Die Frau ſeines Berner Gönners Welti, die überſpannte Lydia Eſcher, die einzige ſteinreiche Tochter des Gotthardfürſten Alfred Eſcher, verrannte ſich in den bildhübſchen Hausfreund und ging mit ihm nach Rom durch. Bei der nun folgenden Eheſcheidung verzichtete der keineswegs reiche, aber vornehme und edle Welti auf die Millionen ſeiner Frau und dieſe beſtimmte dieſelben zur Gottfried Kellerſtiftung für Künſtler. Lydia hatte den Künſtler mit ihrem Liebeswahn angeſteckt, dem der geniale Rieſe nach der Trennung von der ganz toll gewordenen Frau in Florenz erlag. — Ein Seitenſtück zu „Sodoms Ende"! Stauffers Radierungen der Dichter Gottfried Keller, Guſtav Freytag und C. F. Meyer gehören zu den hervorragendſten Meiſterbildern der modernen Kunſt.

Sidney Whitman, der engliſche Verfaſſer des trefflichen Buches „Imperial Germany", hat ſeinem Werke nachträglich einige auf den Rücktritt des Fürſten Bismarck bezügliche Worte angehängt. Wir leſen da:

„Und nun, da dieſe titaniſche Figur unſeres Jahrhunderts in die Abgeſchloſſenheit des Privatlebens zurückgetreten iſt — um die Beſtändigkeit ſeines Werkes über die Periode ſeiner perſönlichen Leitung hinaus zu erleben und ihr Zeuge zu ſein — wer kann ſagen, daß die zufälligen Blicke, welche wir von ſeiner mächtigen Individualität erhalten, der weſentlich harmoniſchen menſchlichen Schätzung, welche wir von ſeinem Charakter gegeben haben, widerſprechen?

„Der Schrei der Qual: ‚Ich kann nicht daliegen wie ein Bär im Winter' ſoll uns nicht in Verſuchung führen, zu witzeln und Pfeile zu ſchleudern über die menſchliche Schwäche des Mannes, deſſen Schwächen zuweilen mehr Größe an ſich haben, als die Lebensthaten manches populären Helden.

„Bismarck hat nie die Ruhe eines Stoikers erlangt. Wie wir darthaten, als er noch auf der Höhe ſeiner Macht ſtand, ſuchen wir ſein Ebenbild nicht in dem Stoizismus des römiſchen Diktators. Sein Herz, ſeine derbe Rechtſchaffenheit, ſeine Inſtinkte waren immer deutſch bis ins Mark. Um ſein Werk vollbringen zu können, mußten ſie notwendig ſo ſein, ebenſo wie Martin Luther imſtande ſein mußte, ſeine mächtige deutſche Perſönlichkeit gegen die Schlauheit des römiſchen Prieſtertums in die Wagſchale zu werfen. Selbſt der Genius kann die Annalen eines Volkes nicht für alle Zeiten beſtimmen, wenn er nicht den Hauch des Bodens ſeiner Geburt an ſich trägt. So bringen die Herzensqualen dieſes großen Mannes ihn uns nur näher zu der menſchlichen Natur ihrer Quelle.

„Es iſt richtig geſagt, daß niemand die Verächtlichkeit der menſchlichen Natur ſo erkennen kann, wie ein gefallener Miniſter. Aber ſelbſt andere brauchen

nur die Vergangenheit studiert zu haben, um das Triumphgeheul seiner Feinde, welches den Fall dieses großen Mannes begrüßte, erwartet zu haben. Ist uns nicht erzählt worden, daß der Tod Friedrichs des Großen — des Polizisten Europas — mit einem Seufzer der Erlösung von der Masse begrüßt wurde? Und doch, wer beachtet seine Feinde heut, wo der Glanz seiner Thaten stärker ist, als zu der Zeit, wo sie vollbracht wurden? . . ."

Die moderne Litteratur in biographischen Einzel-Darstellungen. 1. Heft: Karl Frenzel, von Ernst Wechsler. Mit Frenzels Porträt. (Leipzig, bei Wilhelm Friedrich.) Der Gedanke, die hervorragenden Vertreter der modernen Litteratur in bequemen, abgeschlossenen Heften zu schildern, ist ganz vortrefflich und wird zuerst von dem bewährten Kritiker Ernst Wechsler in der Beurteilung des Dichters Karl Frenzel ebenso würdig wie glückverheißend zur Darstellung gebracht. Wir sehen den folgenden Heften mit Spannung entgegen.

H. S.

Der deutsche Charakter. (München, bei G. Wilhelm, 1891.) Das Büchlein will der deutschen Charakter-Bildung dienen und ist so geschrieben, daß es der reifen Jugend in die Hand gegeben werden kann. Die Forderungen, welche als deutsches Sittengesetz aufgestellt sind, haben allgemeine Bedeutung und verdienen überall beachtet zu werden. S.

Das junge Deutschland in Dänemark. Der Berliner Korrespondent des Kopenhagener Tageblatts hat es für gut befunden, das dänische Publikum mit der jüngsten deutschen Litteraturbewegung bekannt zu machen. Der Artikel verdient es, aus Gründen, die sich jeder nach der Lektüre selber denken mag, in deutschen Kreisen bekannt zu werden.

Ich gebe einen Auszug.

Über das Wesen der Bewegung erfahren wir: „Sozialdemokratie und litterarische Jugend sind identisch".

Entstehung der Bewegung: „Unzufriedenheit mit den Verhältnissen hat die ‚große'(?) Litteraturbewegung geschaffen, die sich Naturalismus, Realismus, das junge Deutschland, das junge Berlin u. s. w. zu nennen beliebt." „Bereits in den Jahren 1885 und 1886 hörte man von kleinen Klubs, die der alten Litteratur den Krieg erklärten und eine neue Litteratur „die moderne" unter dem Dreigestirn Zola, Ibsen, Dostojewskij schaffen wollten. Dort hielt man Vorträge, man bildete Lesezirkel, oft auch mit Zugabe von Tanz, und diese Klubs bildeten sich allmählich zu Versicherungsgesellschaften für gegenseitige Lobpreisung aus, die allzeit willig waren, ihren Mitgliedern all die Berühmtheit, die sie wünschten, zu verschaffen."

Zwei Arten von Realisten: „exoterische und esoterische, die profane Menge und die Wissenden".

Erste Klasse „die niedere Art, die wir schlechthin Realisten oder Naturalisten nennen wollen". „Ihr Grundsatz ist: erst um jeden Preis bekannt werden, dann kommt schon das übrige. Deshalb treten sie, kaum 20 Jahre alt, bei einer oder der andern Zusammenkunft oder in einer Zeitschrift mit großem Lärm und großem Selbstgefühl auf, reißen die Ideale eines Deutschen, Schiller und Goethe, von ihren Piedestals herunter, schreiben à la Zola Programmaufsätze über moderne Kunst — und wagen sich dann mit ihrem großen Werke hervor, das in der Regel so voll von Gemeinheit ist, daß die Polizei dagegen einschreitet und es konfisziert. Jetzt ist dem großen Genie geholfen; er schreibt einen neuen Band Novellen oder einen neuen Roman, worin die Kellnerin und Dirne wieder die Hauptrolle spielen. Diesmal reißt

ſich das Publikum um das Werk und die Polizei kommt zu ſpät." — — „Jetzt kann er auch zur Abwechslung ein anſtändiges kleines Buch ſchreiben; das nimmt ſich ſo originell, ſo eigentümlich aus."

Repräſentanten dieſer Klaſſe ſind: 1. Alberti-Sittenfeld. 2. Kretzer, der eine „Mittelſtellung" einnimmt. Er „ging aus dem Arbeiterſtand hervor und ſchrieb im Stile Zolas Geſchichten über das Arbeiterelend mit ſtark ſozialiſtiſcher Tendenz und natürlich auch mit viel Schmutz; jetzt aber, wo er ſich einen Namen gemacht hat, liefert er ganz brauchbare fabrikmäßig hergeſtellte Romane." 3. Hermann Bahr, der „in der Mitte zwiſchen den Profanen und den Wiſſenden ſteht". Von ihm erfahren wir, daß eins ſeiner Bücher verboten wurde und eins ſeiner Stücke durchfiel, daß er kritiſche Anlagen beſitzt, viel gereiſt iſt und, obwohl erſt 27 Jahre alt, wie ein Vierziger ausſieht.

Zweite Klaſſe: „die Wiſſenden oder die wahren Vorkämpfer des Sozialismus, die von aller billigen Berühmtheit abſehend, nur im Intereſſe der Sache wirken, ſind meiſtens Männer zwiſchen 26 bis 32 Jahren, die auf der Grundlage einer tüchtigen Univerſitätsbildung zu ſchreiben begannen." Das ſind: Dr. Brahm, Wilhelm Bölſche, Heinrich Hart und Helmuth[!] Wille. Beſonders Brahm iſt ſehr bedeutend. Er „hat den alten Theatergeſchmack abgethan". Er „hat zuerſt Ibſen mit Glück auf deutſche Bühnen gebracht". „Er erreichte es, daß der von ihm entdeckte und protegierte Dichter, Gerhart Hauptmann, der ſich ſicher zu einem deutſchen Ibſen entwickeln wird, vom Burgtheater kanoniſiert wurde." Ja noch mehr! „Durch eine Zeitſchrift: Freie Bühne wirkte er derart auf den Geſchmack des deutſchen Publikums, daß dieſes trotz allem Widerſtreben an den Dramen Lindaus keinen Gefallen mehr findet." „Er weckte Bewunderung bei Kritikern wie Paul Schlenther, dem gefürchteten Rezenſenten der Voſſiſchen Zeitung und Brahm und Schlenther haben auch Tolſtoi und Anzengruber eingeführt."

Die Lehre dieſer Klaſſe: „Die Lehre, die von Brahm und ſeinen ſozialiſtiſch angelaufenen Anhängern gepredigt wird, iſt ganz einfach dieſe: Krieg dem Konventionellen, bringt lebenswahre Menſchen aus unſrer Zeit auf die Bühne und zeigt die Wahrheit, ſelbſt wenn ſie unangenehm iſt."

Alſo zu leſen am 24. Februar des Jahres 1891.

Nun wiſſen ja die Dänen, was ſie vom jüngſten Deutſchland — das ſie nicht im geringſten kennen — zu halten haben. Es hat's ja ein Deutſcher geſchrieben, ein Berliner und obendrein ein Deutſchfreiſinniger. Weiß jemand, wie der Mann heißt? Snorre.

Echt deutſch und kunſtpreußiſch! Trotz der Vorſtellung der deutſchen Künſtlergenoſſenſchaft, trotz aller Bitten und Ermahnungen der Zeitungen: es bleibt dabei, die große Halle des monumentalen deutſchen Reichstagsgebäudes in Berlin wird nicht in echtem Material ausgeführt, d. h. ſtatt Marmor wird Gips verwendet. Alſo Cichorie ſtatt Kaffee, alſo Talmi ſtatt Gold, das iſt reichstäglicher Kunſtſtandpunkt. In der Debatte iſt ein merkwürdiges Wort gefallen: Im königlichen Schloß zu Berlin ſei auch nicht alles echt, die Majeſtät des Raumes vertrage ſich ganz gut mit der Gipſerei. — Ergo: Hält's das Königsſchloß mit Surrogaten aus, braucht das Reichstagsgebäude nicht ſo anmaßend zu ſein, echtes Material zu verlangen.

D. G.

Emil Brauns Briefwechſel mit den Brüdern Grimm und Joſeph von Laßberg. Herausgegeben von A. Ehwald. (Gotha, 1891, F. A. Perthes.) Die

Einleitung dieſer Schrift bringt eine Selbſtbiographie des jungverſtorbenen Archäologen Emil Braun, dann folgt deſſen intereſſante Korreſpondenz mit den Germaniſten Grimm und Laßberg. Der Ton dieſer Briefe iſt ein ſehr gemütvoller, herzlicher, der jeden Leſer wohlthuend berühren wird und uns einen tiefen Blick in den liebenswürdigen Charakter dieſer großen Gelehrten geſtattet. Ein ſehr gutes Porträt E. Brauns iſt dem Buche beigegeben.

Diotima. Drei Bücher der Liebe von Alfons Matthes. (Leipzig, 1891. Verlag von Wilhelm Friedrich.)

Ein höchſt eigenartiges Werk: Auf dem landſchaftlichen und geſellſchaftlichen Hintergrunde eines deutſchen Mittelgebirgsſtädtchen ſtellt es dar, wie der Held durch die fortſchreitende Entwickelung ſeiner Liebe zu einem „ſeenſchönen Kinde“ ſchließlich zu einer Weltanſchauung gelangt, welche ſich mit der eines geläuterten, allem Sektengezänk fremden Chriſtentums deckt, und ſucht ſo in gleicher Weiſe den naiv genießenden Naturmenſchen wie den tiefdenkenden Forſcher zu feſſeln, kurz Wiſſenſchaft und Kunſt zu einer Einheit zu verknüpfen, welche erſt die höchſte Vollendung beider bedeutet.

Jedes der drei Bücher, welche nacheinander das Keimen, Erblühen und Fruchttreiben der Liebe darſtellen, zerfällt mit einer kunſtvollen Symmetrie in ſechs Kapitel, welche wiederum innerlich in einem ſolchen Parallelismus zu einander ſtehen, daß mit jedem erſten Kapitel ein neues Entwicklungsſtadium beginnt, mit dem letzten abſchließt, ſo zwar, daß eine kontinnierliche, phyſiologiſch bedingte, pſychologiſch ſich äußernde Fortentwicklung und Steigerung bis zu einer höchſten, allgemein menſchlichen Potenz ſtattfindet. Das höchſte, für das allgemein menſchliche nicht mehr ſymboliſche Stadium, die Entwickelung der ſpezifiſchen Dichterliebe, wird in einem, dem übrigen konnexen, doch nur anhangsweiſe gegebenen Abſchnitte behandelt, ſo daß ſich Form und Inhalt zu einer, in jeder Beziehung abgeſchloſſenen Einheit durchdringen.

Außerordentlich mannigfaltig iſt der künſtleriſche Stil; jedes der 3 mal 6 Kapitel hat eine beſondere Vortragsweiſe. Vorwiegend natürlich iſt der epiſche Fluß mit ſeinen mannigfachen Variationen vom leichthin ſcherzenden und ſchäkernden bis zum erhaben betrachtenden Stil. Dazwiſchen jedoch giebt es auch Kapitel vom vorzugsweiſe deſkriptiven, didaktiſchen, lyriſchen und dramatiſchen Gehalt. Die den Kapiteln vorangeſtellten Mottos in der Form von gereimten Vierzeilern, welche übrigens die Grundgedanken des Ganzen ausſprechen, ſowie die eingeſtreuten lyriſchen Gedichte, welche ſtets im innigſten Zuſammenhang mit dem Geſamtinhalt ſtehen, ſind Proben einer Lyrik, welche, wenn aus irgend einer andern als der Schule der Natur hervorgegangen, ihr Herſtammen aus der Schule Goethes nirgends verleugnen würde.

Das ganze ſtellt ſich in höchſt charakteriſtiſcher Weiſe dar als ein lediglich für ein geliebtes, „ſeenſchönes Kind“ verfaßtes Werk, welches dieſem die Geſchichte einer eigenen, aufkeimenden, erblühenden und fruchttreibenden Liebe in mannigfaltigſtem, ſtets dem Stoff angepaßten Wechſel des Proſaſtils, gelegentlich verflochten mit Gedichten aller Art erzählt. Vorausgeht dem eigentlichen Manuſkript ein Brief an die Geliebte, desgleichen ſchließt das Werk ein ſolcher ab. Die Feinſinnigkeit erſtreckt ſich bis in die Namengebung: im erſten Buche heißt die Geliebte „Eliſe“, im zweiten iſt ſie zur „Lili“ geworden, am Schluß wird ſie zu „Diotima“, dem Inbegriff alles Schönen und Edlen.

Eine Berliner Stimme! Den

Münchnern wird geschrieben: „Die Verteilung des Schillerpreises an den Epiker Theodor Fontane und den Lyriker Klaus Groth hat in den unabhängigen litterarischen Kreisen die höchste Überraschung hervorgerufen und sicher nicht zum wenigsten Meister Fontane selbst in Erstaunen gesetzt. Man beurteilt den Vorgang und die damit verknüpften Umstände sehr ungünstig. Es soll vorausgeschickt werden, daß ein jeder dem preisgekrönten Dichter eine Auszeichnung von ganzem Herzen gönnt. Der Preis aber knüpft sich an das Andenken des Dramatikers Schiller und soll zur Förderung und zur Auszeichnung von Poeten der Gegenwart dienen, die ihre künstlerischen Kräfte eben auf das Drama richten. Erst wenn der deutsche Musenberg ganz entvölkert ist von Schauspieldichtern, erst dann soll unter den Vertretern anderer Gattungen Umschau nach einem Würdigen gehalten werden. Die Entscheidung des Preisgerichtes ist der Ausdruck einer reaktionären Gesinnung. Weil sich kein Nachtreter der Klassizität hat finden lassen, dem man sein trauriges Epigonenlos durch den Preis hätte erheitern können, darum — so lautete der Trugschluß, giebt es heute überhaupt keinen Dramatiker, der die stipulierte Ehrung verdiente. Man vergaß, daß ein Geschlecht von Geistern aufsteigt, welches etwas ähnliches durchsetzen will in deutscher Kunst wie der junge Neuerer und litterarische Umstürzler Friedrich Schiller. Es steht jetzt fest, daß Paul Heyse voll Wärme für Sudermanns „Ehre" eingetreten ist. Damit ist der Ton angeschlagen, der im Schoße der Kommission hätte widerklingen sollen. Es war ein Dichter vorgeschlagen, der nicht das Überlieferte nachahmen, sondern etwas eigenes schaffen will. Etwas neues und eigenartiges will auch Adolf Wilbrandt mit dem „Meister von Palmyra", den aus der Dunkelheit hervorgeholt zu haben, ein Verdienst der Münchener Hofbühne ist; selbst Richard Voß und Ludwig Fulda haben im Laufe der letzten Jahre durch Stücke, die viele Anerkennung gefunden, ein besonderes Streben an den Tag gelegt. Noch mehr aber Gerhart Hauptmann. Wenn die Meinung des Stifters recht verstanden wird, so soll doch der Preis dazu dienen, junge verheißungsvolle Keime im Garten unseres Dramas zu befruchten. Das geschieht aber doch wahrlich nicht, wenn man die Welt glauben machen will, es gäbe keine Edelpflanzen, sondern höchstens Unkraut darin."

Hierzu eine Bemerkung: Wenn das Preisrichterkollegium diesmal so tief unter der Höhe seiner Aufgabe gestanden, so wollen wir ihm wenigstens für sein nächstjähriges Amt ein wenig mit zeitgemäßem Litteraturverstand nachhelfen. Wollen die Herren einen „Alten" auszeichnen, so ist ein gewisser Martin Greif da, der mit seinem dramatischen Hohenstaufen-Zyklus, an der Münchener Hofbühne mit entschiedenem Erfolg aufgeführt, namentlich dem rührigen Paul Heyse nicht ganz unbekannt geblieben sein dürfte. Soll aber einem „Jungen" der Schillerpreis zufallen, so kann sich's für jeden unbefangenen Kenner unserer vaterländischen Litteratur nur um einen handeln, um Gerhart Hauptmann, so lange dessen grandioses Drama „Einsame Menschen" noch nicht übertrumpft ist.

M. G. C.

Preisaufgabe: Ein neues Buch über Italien — dreifach unterstrichen: neues! — Schilderung von Land und Leuten in novellistischer Form. Keine Nachahmerei, höchstpersönlich, höchsteigenartig, nicht à la, neu mit einem Wort und im erreichbar stärksten Sinn. Ja, das wäre eine Preisaufgabe, und ein Menschenalter lang in Deutschland bei harter Leibesstrafe keine italienischen Novellen

mehr auf dem Büchermarkt als von dem Löſer dieſer Preisaufgabe, das wäre eine litterariſche Groß- und Wohlthat!

Wir werden wohl dieſes angenehme Ereignis nicht erleben. Aber ſtecken wir unſere Forderung nicht ganz ſo hoch, können wir Italiafreunde uns ſchon glücklich ſchätzen, daß wir Floerkes Bücher erlebt haben, Bücher, die italieniſche Stoffe in einer ebenſo künſtleriſch friſch anmutenden, als poetiſch feſſelnden Weiſe behandeln. Und darauf kommt's doch zunächſt an: Poeſie muß in der Kunſt ſtecken, im übrigen kann ſich der Künſtler geberden wie er will. Er wird immer neu und anregend ſein, ſofern er eine reiche, tiefe Kraftnatur iſt. Mit bizarrer Neuerungsſucht und ſtiliſtiſcher Effekthaſcherei iſt's nicht gethan. Die Bedingungen, unter welchen Floerkes Bücher entſtanden ſind, waren die denkbar glücklichſten: in dem Verfaſſer vereinigte ſich ausgebreitete Gelehrſamkeit, gründliche Bildung, lebendige Kenntnis von Land und Leuten, freie, ſtarke Geiſtigkeit, liebenswürdiger Humor mit einer kraftvollen Begabung für die Handhabung aller ſchriftſtelleriſchen Darſtellungsmittel. So hat er namentlich in dem Buche: „Die Inſel der Sirenen, Capreſiſche Dorfgeſchichten" (München, Fritz Baſſermann) eine Widerſpiegelung jener eigenartigen Inſelwelt mit ihrem internationalen Künſtlerleben geliefert, die an überzeugender Wirkungskraft nichts zu wünſchen übrig läßt. Eine Unſumme von realiſtiſchen Einzelheiten hat hier Guſtav Floerke durch das Prisma ſeines Temperaments zu den farbigſten Bildern von frappierendſtem Leben erhoben. Alles iſt bis aufs feinſte und intimſte durchgearbeitet und künſtleriſch beſeelt. Der oberflächliche Leſer wird dabei freilich nur zu einem dürftigen Genuſſe kommen, denn Floerke giebt keine äußerlich blendenden Schauſtückchen, keine romantiſchen Kinkerlitzchen nach bewährten Fabrikmuſtern. Die Eigenart des dargeſtellten italieniſchen Landes und Volkes mit der Eigenart des Darſtellers multipliziert, hat als Kunſtſchöpfung die Eigenheit, dem Nachgenießenden zu völliger Erſchöpfung des Inhalts ein bedeutendes Maß von Hineinlebenkönnen in fremdes Weſen zuzumuten. Leichter wird ſich der Durchſchnittsleſer mit dem zweiten Buche von Guſtav Floerke abfinden: „Italiſches Leben" (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger), obwohl in dieſen „Geſchichten und Abenteuern", die der Verfaſſer aus ſeinen alten Skizzenbüchern herausgearbeitet, womöglich noch mehr von dem echten Italien ſteckt, als ſelbſt der genauere Kenner der appenniniſchen Halbinſel auf den erſten Blick aus dem Inhaltsverzeichnis vermutet. Je weiter man ſich hineinlieſt, deſto reichere Schätze treten Einem entgegen. Allein während in dem erſtgenannten Buche in einer Geſchichte eine Menge von Geſchichten ſtecken, hat ſich der Verfaſſer in dem zweiten Buche, das wie das erſte in jeder Zeile erlebt und an Ort und Stelle geſchrieben iſt, mehr an Rahmen und Regel des novelliſtiſch-kulturhiſtoriſch-ethnographiſchen Feuilletons gehalten, dabei die Farben brennender, die Formen voller und runder genommen, ſo daß die Einbildungskraft des Leſers raſcher zur Sache kommt und bei der Sache bleibt, ſelbſt wenn der Verfaſſer in plötzlicher Laune einige barocke Seitenſprünge macht. Denn das liebt dieſer köſtliche Don Guſtavo Floerke in ſeiner entzückenden italiſchen Ungebundenheit über die Maßen — ein Hopſaſa in die blühendſten Büſche ſeitwärts, ſtets ſicher wie er iſt, daß ihm der ſteifbeinigſte deutſche Philiſter den Verſuch nicht verſagen wird, ihm dahin zu folgen. Und dann dieſe Zauberei, mit einem Wort, einer Wendung, einer wie hingeblinzelten Andeutung eine ganze Situation in voller Lebendigkeit charakteriſtiſch herausſpringen zu laſſen, die

Phantasie des Lesers in Brand zu stecken, diese Zauberei, évocation wie's die Franzosen nennen, habe ich noch bei keinem Schriftsteller über Italien in diesem wunderbaren Stärkegrade gefunden wie bei Gustav Floerke. Ich wünsche diesem herrlichen Buche „Italisches Leben" hundert Auflagen und will zum Schlusse den Alten und den Jungen nur noch dies verraten, daß zwei Novellen darin stehen, welche die besten von den besten sind, welche Deutschlands italienische Novellistik je hervorgebracht.

M. G. Conrad.

Autokratische Wahrheitsliebe. Der russische Kaiser verbot die Veröffentlichung des ihm vorgelegten zweiten Bandes von Professor Bilbassows „Geschichte Katharinas II.", weil er die wahrheitsgemäße Darstellung der Thronerhebung Katharinas und des Ausgangs Peters III. nicht für geboten erachte. Gleichzeitig wurde die zweite Auflage des gänzlich ausverkauften ersten Bandes des Bilbassowschen Werkes verboten. —

Der deutsche Indienforscher Ehlers beschreibt in seinen Reisebriefen „Von Kaschmir nach Simla" (in der Tägl. Rundschau) seinen Besuch bei dem Raja von Chamba in höchst ergötzlicher Weise. Dabei fällt für die indische Religionsgeschichte folgende charakteristische Mitteilung ab:

Da gerade die Stunde gekommen war, in der die Götter unter einem Höllenspektakel mit Pauken und Horngebläse sich zu Bette begaben, fragte ich den Raja, welche Gottheit hauptsächlich im Lande verehrt werde. Lachend meinte er: „Bei uns können Sie alles haben, Götter männlichen und weiblichen Geschlechts, mit zwei, vier, sechs und acht Armen, Beinen oder was Sie wünschen, wir haben eine große Auswahl, und jeder Gott hat seine Anhänger. —

Als ein genialer Bahnbrecher auf dem Gebiete der künstlerisch und wissenschaftlich-technisch gleich hoch zu nehmenden Militärstudie ist vor Jahren Karl Bleibtreu mit seinem Werke „Dies irae" erschienen. Von niemand wurde dieses militärisch-dichterische Meisterbuch des damals blutjungen Schriftstellers aus dem schlichten Zivilistenstande seither übertroffen, außer von einem Einzigen — von Karl Bleibtreu selbst. Wer sich davon überzeugen will, der nehme des unvergleichlichen Militärdichters neuesten Sammelband „Heroica" (Leipzig, W. Friedrich, 139 S.) Stück für Stück vor. Die erste Studie wurde vor zehn Jahren geschrieben. Welch' ein Aufstieg zu immer glänzenderer Macht- und Prachtentfaltung in diesen Arbeiten! X. Y. Z.

Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart hat in der von ihr verlegten Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen", herausgegeben von Joseph Kürschner, eine neue und eigenartige periodische Schrift geschaffen, die bestimmt ist, das Beste aus allen Litteraturen der Gegenwart, soweit es neu ist, in guten Übersetzungen der deutschen Leserwelt vorzuführen. Romane und Novellen sollen in erster Linie gebracht werden, dann aber auch Schriften von allgemeinem Interesse, soweit sie Aktualitäten und brennende Fragen der Zeit berühren. Den Beginn macht Zolas schon jetzt in der gebildeten Welt mit Recht Aufsehen erregender Roman „Das Geld", dann folgt ein Roman der englischen Schriftstellerin Ouida, „Syrlin", die uns in die höchsten Kreise der englischen Gesellschaft führt, weiter Tolstojs merkwürdige Verherrlichung einfacher Zustände „Wandelt im Lichte". Daran schließen sich Novellen von Coppée und Geijerstam, ein origineller Aufsatz über deutsche Kultur von dem Engländer Whitman (den wir an anderer Stelle unseres Blattes zum Abdruck bringen) und eine

Anzahl kleiner unterhaltender Notizen. An dem Erfolg oder Nichterfolg gerade dieſer Zeitſchrift wird ſich deutlich zeigen, ob wir neben dem großen Publikum für abgebrauchte und ſentimentale Romanmotive, auch ein ſolches beſitzen, das bedeutende, aus der Zeit hervorgegangene und ſie ſpiegelnde Werke der modernen Erzählungskunſt zu würdigen verſteht.

T. H.

Von Hieronymus Lorm kündigt die P. v. Schönthan'ſche Markbibliothek (Konitzer in Berlin) eine Novelle „Die Geheimrätin" an. Dieſe Ankündigung der Geheimrätin zu einer Mark von dem alten Hieronymus würde uns wenig kümmern, hätte nicht die ehrenwerte Verlagshandlung in ihrem Buchhändler-Zirkular über die Stränge geſchlagen und ſich in Dinge gemiſcht, von denen ſie nichts verſteht und auch gar nichts zu verſtehen braucht — nämlich in Kritik und Litterargeſchichte. Wer Jokai, Lorm und ähnliche alte Herren geſchäftlich bedient, braucht allerdings nichts von Kritik und Geſchichte zu verſtehen, aber er ſoll ſo viel Takt beſitzen, ſein Geſchäft ohne Schimpferei auf die wirkliche Schriftſtellerwelt abzumachen. Der Konitzerſche Verlag leiſtet ſich nämlich die Phraſe: „Der feinſinnige Dichter ſchreitet, unbekümmert um die ephemere Mode des Realismus mit ſeinen ſkandalöſen Spielarten, auf dem Pfade echter und reiner Poeſie fort und bietet in dieſer reizenden Novelle" u. ſ. w. Warum der Feinſinnige ſo unbekümmert fortſchreitet, begreifen wir ſehr wohl, er hat ſeit fünfzig Jahren keinen anderen Schritt gethan und zu thun vermocht, er iſt immer der nämliche Hieronymus geweſen. Nicht einmal der verſuchte Ironismus iſt ihm geglückt und die andern „Spielarten" hingen ihm ſtets zu hoch. Alſo mußte er wohl oder übel bei der patentierten „echten und reinen Poeſie" bleiben, die er gerade auf ſeinem „Pfade" fand. Aber wozu noch Worte verlieren, über dieſe abgehauste Litteratur, die ſchon bis zur Schimpferei in ihren Geſchäftsanzeigen herabgekommen iſt? —

X. Y. Z.

Deutſcher Lehrer-Schriftſteller-bund. Unter dieſem Namen iſt vor kurzem in Berlin ein neuer Verein gegründet worden, der nach § 1 ſeiner Satzungen zur Förderung der Ehre und des Anſehens des Lehrerſtandes den Schutz und die Förderung der litterariſchen Berufsintereſſen ſeiner Mitglieder und die Vertretung der Standesintereſſen gegenüber der öffentlichen Meinung bezweckt. Die Begründer des Bundes wollen einen Mittelpunkt ſchaffen, um den ſich alle diejenigen Kräfte des deutſchen Volksſchullehrerſtandes vereinigen ſollen, welche auf dem Gebiete der Litteratur und Kunſt, ſei es als Schriftſteller, Komponiſt oder Zeichner thätig ſind, damit dieſelben, zu eigenem Schutz und Trutz verbunden, organiſiert und im Dienſte der Allgemeinheit, als Wächter der Standesehre, als Pfleger der Jugend- und Volkslitteratur, als thatkräftige Mitarbeiter an anderen volkspädagogiſchen Aufgaben in geeigneter Weiſe nutzbar gemacht werden können. Zum Eintritt in den Bund iſt jeder deutſche Lehrer und jede deutſche Lehrerin berechtigt, welche litterariſch oder künſtleriſch thätig ſind. Meldungen bezw. Anfragen ſind zu richten an den derzeitigen Vorſitzenden, Lehrer und Schriftſteller Hermann Janke, Berlin N., Oberberger-Straße 35. —

George Kennan, Zeltleben in Sibirien und Abenteuer unter den Korjäken und anderen Stämmen in Kamtſchatka und Nordaſien. (Berlin, Siegfr. Cronbach.) George Kennan iſt durch ſeine Aufſätze über Sibirien und das Verbannungsſyſtem auch in Deutſchland zum bekannten Mann geworden,

dieſe neueſte Sammlung von Aufſätzen zeigt uns in ihm von neuem den ſcharfen Beobachter um intereſſanten Schilderer; ſie wird gleich ihren Vorgängern zahlreiche Leſer finden.

Die beiden Fiedler. Roman aus der Zeit des deutſchen Bauernkrieges von Peter Philipp. (Wien, Carl Konegen.)

Die Klemensromane. Ihre Entſtehung und ihre Tendenzen aufs neue unterſucht von Dr. Joſeph Langen. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes.)

Techniſche Fragen und Probleme der modernen Volkswirtſchaft-Studien zu einem Syſteme der reinen und ökonomiſchen Technik von Miniſterialrat Dr. E. Herrmann (Leipzig, C. F. Winterſche Verlagshandlung). Eine ſehr intereſſante grundlegende Arbeit, die die Elemente eines Syſtems der menſchlichen Technik nach allen ihren Richtungen, in all ihren Entwicklungsphaſen auf Grund ſelbſtändiger Forſchungsergebniſſe enthält.

Jugendthorheit. Gedichte zweier Freunde mit 37 Originalilluſtrationen. Zweite Auflage. (Baſel, Sellmann & Bonacker.) Die hübſche Ausſtattung macht das reizend illuſtrirte Buch zu Geſchenkzwecken beſonders geeignet.

Über chriſtliche Volksſchauſpiele. Vortrag, gehalten bei dem 26. Kongreß für innere Miſſion in Nürnberg von Dr. Hans Herrig. (Nürnberg, Joh. Leonh. Schrag.)

Geſchichte der nordamerikaniſchen Litteratur. Von Karl Knortz. 2 Bände. (Berlin, Hans Lüſtenöder.)

Präludien und Phantaſien. „Die Zukunft der Frau", zweite vermehrte Auflage. Von Meta v. Salis-Marſchlins. (München, Buchholz & Werner.)

Beiträge zur Würdigung von Johann Balthaſar Schupps lehrreichen Schriften. Von Dr. Paul Stötzner. (Leipzig, Richard Richter.)

Die Entſtehung und Entwickelung des Handels bis zur Neuzeit auf weltkundlicher Baſis dargeſtellt von A. Thamm. (Striegau, Georg Wattenbach.)

Pax Vobiscum von Henry Drummond. Deutſche autoriſierte Ausgabe. (Bielefeld, Velhagen & Klaſing.) Ein Seitenſtück zu des Verfaſſers „Das Beſte in der Welt". Auch in dieſem Werkchen bewährt ſich die merkwürdige Begabung des Verfaſſers, alte längſt bekannte Wahrheiten in ein ſo neues Licht zu ſtellen und mit ſo tief eindringendem Schriftverſtändnis zu betrachten, daß ſie wie neu entdeckte dem Leſer entgegentreten und in ihrer ſchlagenden Anwendung auf das praktiſche Leben mit verdoppelter Kraft auf ihn wirken.

Wilhelm Goldſchmidt, Nihiliſten. (Mannheim, J. Bensheimer.)

Raſaels Wandgemälde „Die Philoſophie", genannt die Schule von Athen. Von Franz Bole. (Brixen, A. Wegers Buchhandlung.)

Wir Deutſchen am Ausgange des Jahrhunderts ſind bekanntlich ſo glücklich, nicht nur einen Rembrandt, ſondern auch einen Güßfeldt als Erzieher zu haben. Güßfeldt als Erzieher hat es bereits auf drei Auflagen gebracht, ohne Zweifel wird er ſeinen dreißigmal aufgelegten Kollegen Rembrandt noch einholen. Einem wie dem andern paſſiert es, Gegenerzieher zu erwecken. Zu den geiſtreichſten Antirembrandtianern gehören:

„Est Est Est", Randbemerkungen von einem niederdeutſchen Bauern (Dresden, Pierſon) und

„Der heimliche Kaiser oder der Dampfbauer oder der wildgewordene Bliemchenkaffee.“ Unheimliches Geheimnis Rembrandt des Erziehers, enthüllt von einem begeisterten Zögling .(Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt).

Ebenso genußreich und erfreulich wie diese beiden Schriftchen ist ein drittes, das sich „Güßfeldt, die Erziehung der deutschen Jugend“ betitelt, von Ewald Kunow verfaßt und bei Rust in Leipzig verlegt ist. Kunow ist nicht gewillt gewesen, die Güßfeldtsche Erzieherei von ihrer spaßhaften Seite zu nehmen. Er hielt eine ernste, rücksichtslose Abfertigung der Person und dem Gegenstande angemessener. Die 36 Seiten dieser Abfertigung sausen wie scharfe Gertenhiebe. Nach einem guten deutschen Worte ist es nur um diejenigen Hiebe schade, die daneben gehen. Wir wünschen, daß diesmal keiner daneben gegangen. Dem tapferen Ewald Kunow unsere Hochachtung und Verehrung. Er ist ein Erzieher. C.

Johannes Wedde. Gedenkblätter von seiner Schwester Theodora Wedde. (Hamburg, 1891. H. Grüning.) Wenn auch das Lebensbild Weddes, mit den Augen der Schwester betrachtet, etwas überschätzt sein mag, so bietet es trotzdem noch Beachtenswertes genug und wird besonders bei den „Genossen“ des nordischen Kämpfers in dauerndem Andenken bleiben. Einige der mitgeteilten Aufsätze sind auch litterarisch wertvoll. S.

Theodor Wibaux, Zuave und Jesuit. Von C. du Coëtlosgnet. Autorisierte Übersetzung von Prinzessin zu Löwenstein. (Wien, Drescher & Comp.) Ein Roman, der sich ausschließlich an streng katholische Leserkreise wendet.

Kritische Studien von Ida Klein. II. Band. (Prag, J. G. Calvesche Buchhandlung.)

Laura, die Sozialistenbraut, oder: Die soziale Frage praktisch gelöst. Von J. Henrich. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (Hamburg, J. G. Becker Nachfolger.)

(Aus dem Irrenhause.) Dreizehn Erzählungen merkwürdiger Irrsinnsfälle von Caroline von Scheidlein-Wenrich, mit einem Vorworte von Friedrich Schlögl. (Verlag von A. Bauer in Wien.) Diese merkwürdigen, psychologisch höchst interessanten Erzählungen, werden nicht verfehlen, bei den Freunden geistvoller, belletristischer Litteratur gerechtes Aufsehen zu erregen.

Leo N. Tolstojs gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. (Berlin, Richard Wilhelmi.) Lief. 3/4.

Die von der ganzen Presse mit allgemeinem Beifall aufgenommene Gesamt-Ausgabe der Werke Tolstojs schreitet schnell fort. Es liegen uns heute Lieferung 3 und 4 vor, welche das „Knabenalter“ enthalten. Wir bekommen in diesem nun bald vorliegenden ersten Bande der gesammelten Werke zum ersten Male die vollständige Übertragung von Tolstojs Erstlingswerk.

Natur und Menschengeist im Lichte der Entwickelungslehre. Versuch eines Ausgleichs zwischen Wissenschaft und Religion von Dr. R. Koch (Berlin, Hüttig). Das Buch behandelt in anziehender Weise das Gesamtgebiet der Entwickelungslehre; tritt es auch dem Aberglauben und der Orthodoxie scharf entgegen, so ist es doch maßvoll geschrieben und wird für jeden Gebildeten eine anregende Lektüre bilden, vortrefflich geeignet, um diesen hochwichtigen Zeitfragen eingehend näher zu treten.

Gedichte von Josef Mauthner (Berlin, A. Haack).

Das Tierreich im Volksmunde. Eine humoristische Naturgeschichte von Dr. Wilh. Medicus. 2. Auflage (Kaiserslautern, Aug. Gotthold).

Christian Reuter, der Dichter des Schelmuffsky. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert von Ernst Gehmlich (Leipzig, Richard Richter).

„Die Grenzboten" und der Lehrerstand. Ein Wort zur Abwehr von W. Lauche.

Die niedere Tierwelt im Dichter- und Volksmunde. Von Dr. Wilh. Medicus. 2. Aufl. (Kaiserslautern, Aug. Gotthold).

Pietro Aretino als Stammvater des modernen Litteratentums. Eine Charakterstudie aus der italienischen Renaissance. Von Albert Schultheiß Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei).

Geschichtsel. Von S. Widmann. (Paderborn, F. Schöningh, 1891.) Unter Geschichtseln versteht der Autor „die in die Geschichte gedrungenen und noch dringenden Fabeln, die auf unrichtiger Herleitung eines Wortes beruhenden Erdichtungen, die an geschichtliche Begriffe und Namen sich knüpfenden Mißverständnisse und Verwechselungen." Derartiges Unkraut will er mit Stumpf und Stiel ausrotten, und wenn er seinen ultramontanen Standpunkt auch zuweilen erkennen läßt, so giebt er doch eine solche Fülle von Gelehrsamkeit zum besten, daß man sein Buch gern zur Hand nimmt.

H. S.

Die Jugendwerke des Michelangelo. Von Heinrich Wölfflin. Mit 13 Abbildungen. (München, Theod. Ackermann.) Kein Lobwiederkauer der alten Klassikerschule, sondern ein feiner Kopf, der in den Werken der jüngeren und mittleren Schaffenszeit den Entwicklungsprozeß des großen italienischen Meisters verfolgt. Sowohl in der kritischen Prüfung und Gruppierung der Werke als in deren Beschreibung bewährt sich der Verfasser als hervorragender Kenner.

M. G. C.

Dolfe, Der ewige Jude. Eine Ansprache an viele, wenn nicht an alle. (2 Bogen 8°, Einzelpreis 30 Pfg. Trier, Gebr. Maas & Comp.) Unter allen politischen Tagesfragen ist außer der sozialistischen die Judenfrage die am meisten dominierende. Die Heißsporne des Antisemitismus möchten aus den Juden die Urheber alles Übels und wahre Teufel machen, während die Verteidiger des Judentums in den gegenteiligen Fehler verfallen, und die Juden zu Mustermenschen stempeln möchten. Der Verfasser der Schrift sucht nachzuweisen, daß die Juden weder das eine noch das andere sind, sondern wie wir alle, Kinder ihrer Zeit. Er kommt zu dem Schluß, daß die Juden ebenso gut und ebenso böse sind wie alle übrigen Menschen.

Wilhelm Jordans Mensurruf hat nunmehr doch noch einen Widerhall gefunden, und zwar in der kleinen Broschüre: Bahn frei! (Verlag von Armin Bouman, Leipzig.) Der ungenannte Autor verfügt über eine flotte, gewandte Feder, die nicht Verse „drechselt", sondern einen wirklich kampfesfrohen Gesang dem alten Frankfurter Mensurritter übermittelt. Hin und wieder erinnern die Verse an Karl Henckels Flugschrift „Gründeutschland". Wenn man sich in so hohen Jahren befindet wie Wilhelm Jordan und dann noch in die Mensurarena hinabsteigt, so darf man sich natürlich nicht wundern, wenn man ein bischen grob die Wahrheit gesagt bekommt. Diesen Puppenlappen, den sich Herr Jordan zum Realismus nach seiner eigenen Idee her-

ausgeputzt hatte, das war doch wirklich auch ein niederträchtig-komiſches Ding. Und ſo kommt denn friſch und frei ein junger Sänger vom „grünen“ Deutſchland und ſagt Herrn Jordan, was er für eine unverzeihliche Thorheit begangen hat. Die kleine, 1 Bogen ſtarke Broſchüre atmet den friſchen, kernigen Stürmergeiſt einer geharniſchten Trutzſchrift und als ſolche wird ſie den alten Wackelköpfen, den Schablonenidealiſten in summa summarum, wieder einmal einen großen Schmerz bereiten. Herr Jordan wird vielleicht einſehen, daß dieſe Schrift nicht ihre Begeiſterung von einem alten Popanz geholt hat. —d.

Die Religion der alten Deutſchen und ihr Fortbeſtand in Volksſagen, Aufzügen und Feſtbräuchen bis zur Gegenwart, von Prof. Dr. Sepp. München 1890, Verlag von Lindauer.

Dr. Sepp, der gelehrte Forſcher, bietet in ſeinem neuen Werke eine Fülle von Thatſachen, um der wiſſenſchaftlichen Religionsvergleichung zu dienen. Er will dabei als deutſcher Mann die vielfach verkannten religiöſen Anſchauungen unſerer Vorfahren zu Ehren bringen und der Überſchätzung des Judentums gegenüber beweiſen, daß dieſes auf Naturreligion beruht und außerdem die Weisheit älterer Völker benutzt hat. In dieſem löblichen Streben hat Sepp, dem Laufe des Kirchen- und Sonnenjahres folgend, eine ſo große Menge von denkwürdigen Sagen, Gebräuchen u. ſ. w. beſprochen, daß man beim Durchleſen ſeines Buches, das 26 Bogen umfaßt, gar oft mit Bewunderung erfüllt wird. Die erſten Kapitel ſind der Weihnachtszeit gewidmet und bieten reiche Veranlaſſung, die alte deutſche Glaubenswelt zu ſchildern und in den vorhandenen Überreſten zu enthüllen. Dabei werden die verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands berührt und, wenn nötig, ſelbſt die fernſten Länder betreten. So führt uns z. B. die Erklärung der magiſchen Namen: Kaſpar, Melchior, Balthaſar bis nach Indien. Die Feſte der holden Frühlingszeit ſind eingehend beſprochen. Der Schäfflertanz und der Metzgerſprung erlangen eine ungeahnte Bedeutung. Die Fußwaſchung erſcheint als ein internationaler Akt von ſozialer Wichtigkeit aus der grauen Vorzeit. Die Karfreitagsklage iſt ſo alt, wie die Naturreligion. Die Pfingſtgebräuche erhalten eine ausführliche Beſprechung. Dann kommen in bunter Reihe das Haberfeldtreiben und Tiere aller Art, die Heiligen, welche die alten Götter vertreten, und dergl. mehr bis zu den Quellerweckungen, dem Lieblingswunder aller Zeiten. Es iſt unmöglich, hier auf viele Einzelheiten zu verweiſen; es genügt wohl, daran zu erinnern, daß eine Sage wie die vom Rattenfänger als Weltſage nachgewieſen wird — um ſofort erkennen zu laſſen, daß Sepp ausgezeichnet befähigt iſt, die hohe Aufgabe, die er ſich ſtellte, glücklich zu löſen. Was bei der ungeheuren Menge der mitgeteilten Thatſachen aus den verſchiedenſten Ländern und Zeiten unſere Aufmerkſamkeit immer wieder lebendig erhält, das iſt die Erkenntnis, daß es ſich hier ſelbſt bei kleinen Dingen um große Ausſichten und Einblicke handelt, und daß der Verfaſſer berechtigt iſt, am Schluſſe ſeines Werkes zu ſagen: „Wir begehen das Sonnenleben im ganzen Jahreslaufe, und der Grundzug der Mythe, wie wir ſie hier verfolgten, iſt weſentlich verklärter Naturdienſt und vergeiſtigte Sonnenreligion. Wir erkennen, daß alle Religionen mit denſelben Wundern ſich tragen, daß alle Nationen annähernd die gleichen Jahresfeſte begehen und charakteriſtiſchen Volksbräuchen huldigen, und ziehen den Satz, daß die Menſchheit Eines Stammes iſt und einſt im engeren Kreiſe die Ordnung für die Zukunft getroffen, als vernünftigen Schluß.“

H. Solger.

Digitized by Google

Schließlich sei noch zweier in ihrer Art grundverschiedener, aber doch immerhin höchst nennenswerter Zeitschriften Erwähnung gethan, wir meinen „Über Land und Meer", Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt und „Die Wiener Mode". In erstgenannter Zeitschrift ist besonders erwähnenswert: Ossip Schubins prächtiger Roman „O Du mein Österreich" — eine Arbeit, in welcher die ganze Frische der hochbegabten Verfasserin in entsprechender Weise zur Geltung kommt; ihre Charakterzeichnung ist wie immer scharf und nicht frei von einem satyrischen Zug, sie kleidet in die elegante Form des Salongespräches so manche tiefernste Lebensweisheit und hat trotzdem eine einschmeichelnde Art, welche ihr alle Herzen gewinnt. Daß die Zeitschrift illustrativ das Beste bietet, was sich denken läßt, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden und ist es nur Zweck dieser Zeilen, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf Ossip Schubin's neuesten Opus zu lenken, welches allein schon würdigendste Anerkennung verdient.

Die „Wiener Mode" nun hat es verstanden, sich in unglaublich kurzer Zeit, so ziemlich in jedem österreichischen Hause seßhaft niederzulassen und sie verdient diese Heimatsberechtigung wegen ihres wirklich tüchtigen Inhalts. Der Modeteil ist ganz besonders geschickt und gut redigiert — die Schnittbogen und Figuren sind anerkennenswerte Leistungen — wer keinen Sinn für die Toilette hat, kann ohne diesen Leitfaden kaum existieren und diejenigen, welchen dieser Sinn nicht abgeht, kommen doch auf ganz vernünftige neue Ideen. Anspruchslos und einfach, wie sie sich giebt, ist die „Wiener Mode" selbst in den deutschen Gauen gewiß eine sehr gern gesehene Gabe auf jedem Damentisch.

Wer leicht und gut italienisch lernen will, der greife nach C. V. Rupnicks zum Selbstunterricht geschriebener, italienischer Grammatik, welcher die Sprache Petrarcas so wunderbar veranschaulicht, daß man meint, es sei nur ein Kinderspiel, dieselbe zu erlernen. Der Verfasser hat, der deutschen Sprache vollkommen mächtig, viele Jahre in Italien gelebt und sich somit eine praktische Fertigkeit angeeignet, welche ihm nun in seiner Eigenschaft als Lehrer sehr zu statten kommt und es ihm ermöglicht, das Lernen denjenigen unendlich zu erleichtern, welche sich seiner Methode bedienen.

Hugo Grothe und Felix Dörmann in Wien beabsichtigen unter dem Titel „Jung-Österreich" eine Anthologie herauszugeben, welche in kürzester Fassung ein Gesamtbild der modernen lyrischen Produktion Österreichs darbieten soll.

Die gemeinten Lyriker werden freundlichst ersucht, sowohl bereits veröffentlichte lyrische Sammlungen als auch anderweitig gedruckte und bisher noch ungedruckte Gedichte im Interesse des Unternehmens zur Auswahl baldigst zu übersenden.

Manuskripte werden auf Wunsch gern zurückgesandt. — Jeder Mitarbeiter erhält gratis ein Exemplar der Anthologie, ohne daß ihm Verbindlichkeiten irgend welcher Art erwachsen.

Alle Mitteilungen biographischer Natur sowie Angabe im Buchhandel erschienener lyrischer Sammelwerke, welche für die geplante Anthologie von Belang und zur Vervollständigung derselben dienen können, werden mit Dank entgegengenommen. (Sendungen an H. Grothe, Wien, VIII., Buchfeldgasse 13.)

Karl Scholl, Gegen Rom und römische Anmaßung! Zweite durchgesehene Auflage. Berlin 1891, Hans Lüstenöder.

Das vortreffliche Buch, das in der

„Gesellschaft" bei seinem ersten Erscheinen aufs beste besprochen wurde, liegt jetzt in einer neuen Auflage vor und veranlaßt uns, ihm abermals die vollste und dankbarste Anerkennung zu bezeugen. Der greise Verfasser ist ein erprobter Freund aller, die ehrlich nach Wahrheit suchen, und haßt darum das römische Lügensystem, das er mit den schärfsten Waffen bekämpft. Neben hoher Wissenschaftlichkeit offenbart er große Liebe zur Menschheit und weiß so überzeugend und gewinnend zu sprechen, daß ihm der Erfolg nicht fehlen kann. Scholl steht hoch über den Parteien und ist ein Kämpfer, wie man ihn selten findet. Die Aufsätze, die er in dem vorliegenden Buche veröffentlicht, stammen aus verschiedenen Jahren, sind aber so frisch, als ob sie erst jetzt entstanden wären. Was von ihm 1875 über den sogenannten Kulturkampf gesagt wurde, hat sich vollauf bestätigt. Die verschiedenen Kriegserklärungen Roms an die moderne Gesellschaft sind scharf gekennzeichnet. Der öfters wiederkehrende Hinweis auf frühere Kämpfe zwischen Staat und Kirche ist durchaus berechtigt. Es giebt keinen dauernden Frieden mit einem Feinde, der keine Gleichberechtigung kennt, sondern stets auf Unterwerfung dringt. — Eine Übersetzung des Buches in andere Sprachen, besonders in die italienische, ist sehr zu wünschen. Das internationale Pfaffentum fordert zum internationalen Kampfe heraus, und Scholl ist der Mann, der über die politischen Grenzen hinüber zu sprechen weiß. Möge sein Wort noch lange erschallen und die Verzagten zu kühnen Thaten entflammen! H. S.

Senator Morelli-Iwan Lermolieff. Über ihn entnehmen wir den Münchener Neuesten Nachrichten: Der in Mailand verstorbene italienische Senator Giovanni Battista Morelli (eigentlich Johann Morel) war im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in Aarau geboren. Als Mediziner bezog er die Universität München und es gehörte zu seinen Erinnerungen, an der Sektion der ersten Choleraleichen im Jahre 1836 teilgenommen zu haben. Er bewahrte der Münchener Universität ein vertrauensvolles Andenken, auch nachdem er längst dieses Studium mit dem germanistischen vertauscht hatte, und als zehn Jahre später der edle Gino Capponi, mit dem er innig befreundet war, hoffnungslos erblindete, brachte er den Leidenden zu dem Ophtalmologen Walther nach München. In den Sturmjahren 1848/49 vertrat er seinen Heimatskanton Aargau in verschiedenen politischen Missionen und als um diese Zeit der italienische Zweig seiner Familie, welcher im Bergamaskischen begütert war, ausstarb, wurde er durch Erbschaft zum italienischen Großgrundbesitzer. Als solcher wurde er später bei der Bildung des neuen Königreiches als Abgeordneter in die Kammer gewählt, wo er eine der festesten Stützen der Conforterie bildete. Als eifriger Conforte und persönlicher Freund Viktor Emanuels kam er bei einem Pairsschub, durch welchen das gefürchtete Übergewicht der süditalienischen Politiker pariert werden sollte, in den Senat, an dessen Arbeiten er bis zu seinem Tode thätigen, wenn auch, wie es seiner diplomatischen Natur entsprach, äußerlich wenig bemerkbaren Anteil nahm. Morelli hatte sich, seit er zum Italiener geworden war, vielfach mit dem Studium der italienischen Kunstgeschichte beschäftigt und auf fast alljährlichen Reisen durch die europäischen Mnseen einen seltenen Schatz von Kenntnissen zusammengetragen. Sein Reichtum erlaubte ihm, Sammler und Liebhaber in der breitesten Form zu werden und seine ungewöhnliche Klugheit bewahrte ihn vor allzugroben Enttäuschungen. Als bewährter Kunstfreund und anerkannter Kenner war er bis zum Jahre 1886 viel-

ſach mit offiziellen Kommiſſionen bei der Verwaltung der Kunſtdenkmale des Königreichs betraut. Aus dieſer Thätigkeit ſtammte ſeine perſönliche Verfeindung mit G. B. Cavalcaſelle, mit dem er bei der Inventariſierung des ſequeſtrierten Kloſtergutes im Toskaniſchen zuſammen zu arbeiten hatte. Dieſe Feindſchaft war nicht zum geringſten Teile die Veranlaſſung zu der Sturmflut von polemiſcher Litteratur, welche in den letzten zehn Jahren die wiſſenſchaftliche Kunſtgeſchichte in Aufregung gehalten hat. Es war im Jahre 1875, als ſich Morelli entſchloß, auf das Drängen ſeiner deutſchen Freunde, ſeine Kenntniſſe und Anſichten litterariſch preiszugeben. Unter dem Pſeudonym Iwan Lermolieff teilte er in einer epochemachenden Artikelſerie in der Zeitſchrift für bildende Kunſt eine Reihe ſcharfſinniger Beobachtungen und Beſtimmungen mit, welche er an die wichtigeren Werke der Galerie Borgheſe anknüpfte. Mit Nachdruck betonte er eine beſtimmte Methode der kennerſchaftlichen Prozedur und fand damit trotz einer gewiſſen Dürre ſeiner Theorie unter den jüngeren deutſchen Kunſthiſtorikern und in der engliſchen Liebhaberwelt zahlreichen Anhang und ſedergewandte Nachfolge. Im Jahre 1881 veröffentlichte er dann unter Beibehaltung ſeines Pſeudonyms einen Band über die Galerien in München, Dresden und Berlin, worin er ſo ziemlich alles, was er an Nachträgen und Berichtigungen zu dem großen grundlegenden Werke von Crowe und Cavalcaſelle wußte oder zu wiſſen glaubte, vereinigt hatte. Das Buch war durch die gröblichſten Ausfälle auf ſeine Vorgänger verunziert und rief eine durch Jahre ſich hinziehende Polemik zwiſchen ſeinen Gegnern und Anhängern hervor, an welcher er ſich ſelbſt in der ausfälligſten Weiſe beteiligte. Den Vorteil von allen dieſen Kämpfen über die von Lermolieff aufgeworfenen Fragen mag wohl die Kunſtgeſchichte gehabt haben, aber auch den degout daran. Im vergangenen Jahre ließ er dann ſeine Borgheſeſtudien vermehrt und erweitert als Buch erſcheinen, ganz durchwachſen mit hämiſchen Ausfällen auf ſeine wirklichen oder vermeintlichen Gegner, und von verwegenen Aufſtellungen wimmelnd, ſo daß er damit das große Anſehen, welches er in der Kunſtlitteratur genoß, ſchwer ſchädigte. Es folgte vor wenigen Wochen der erſte Teil ſeines Werkes über die deutſchen Galerien in zweiter Auflage und wahrſcheinlich findet ſich in ſeinem Nachlaſſe das fertige Manuſkript zur zweiten Hälfte. Eine grundloſe, nur pathologiſch zu erklärende Verbitterung geht durch dieſe ſeine letzten Werke und es gehört ſein Tod dazu, daß man ihm wieder gerecht werden wird. Er ſtarb genau vierzehn Tage nach dem vornehmen K. E. v. Liphart, welcher gewiſſermaßen ſein Antipode war und gleich ihm einen nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung der wiſſenſchaftlichen Kunſtgeſchichte in Deutſchland ausgeübt hat, ohne jemals den litterariſchen Streitwagen zu beſteigen. A. B.

Byzantinismus. Laut „Fränk. Kurier" ſoll die Adreſſe der Stadt Würzburg an den Prinzregenten von Bayern anläßlich deſſen 70. Geburtstagsfeier folgende geſchmackvolle Wendungen enthalten haben. Gleich zu Beginn: „Als im Jahre des Heils 1821 am 12. Tage des Frühlingsmonates das Tagesgeſtirn ſeine goldenen Strahlen über die Stadt Würzburg ergoß, öffneten ſich dem Lichte desſelben zum erſten Male die Augen eines in der Nacht zuvor in dem fürſtlichen Reſidenzſchloſſe geborenen königlichen Prinzen — die milden Augen Eurer Königlichen Hoheit." Die Anſprache an den hohen Herrn ſoll unter anderm noch folgende Blüten gezeitigt haben: „Gleich den Strahlen des lebenerweckenden und lebenerhaltenden Taggeſtirnes,

deſſen Licht Euere Königliche Hoheit zuerſt in der Stadt Würzburg umfloſſen hat, den goldenen Strahlen der Sonne gleich, mögen die Strahlen der allerhöchſten Huld Eurer Königlichen Hoheit über die Stadt Würzburg ſich ergießen. Gott ſegne Seine Königliche Hoheit den Prinzregenten, den edelſten und beſten Sohn unſerer Stadt. — Das iſt das Gebet, das täglich aus Tauſenden von Herzen zum Himmel ſteigt und vom Himmel erhört wird, zum Heile des ganz getreuen, durch Euere Königliche Hoheit beglückten Landes und Volkes." — — Wie mag dieſe hyperloyale Sprachweiſe den Prinzen, der ſich bekanntlich durch Einfachheit und Schlichtheit in Charakter und Lebensweiſe auszeichnet, angewidert haben! Bisher kannte man bei uns den bis zur Verleugnung der Manneswürde zur Schau getragenen Byzantinismus nicht. Es galt geradezu als ſittliche Forderung, daß man ehrlich und in aufrechter Stellung Verehrung und Bewunderung ausdrücke, edelmenſchlich, mannhaft beſcheiden, aber nicht mit den Worten und Geberden eines kriechenden Komödianten oder Kuliſſenhelden. Man leſe nach, was Gregorovius in ſeiner Schrift „die Verwendbarkeit hiſtoriſcher Stoffe in der erzählenden Litteratur" über Byzantinismus und Chauvinismus geſchrieben hat. Namentlich S. 64: „Will man, wie es den Anſchein hat, verſuchen, unſer Volk auf die ſittliche Grundlage ſeines Weſens, auf welcher einzig und allein eine geſunde Entwickelung möglich iſt, zurückzuführen, dann iſt das erſte Erfordernis dazu, daß auf keinem Gebiete, am allerwenigſten auf dem der Kunſt und Dichtung, Chauvinismus und Byzantinismus begünſtigt oder gar gefördert werden." F. H.

Ein vorwitziger Pfuiruf er! In Nr. 7 der „Deutſchen Preſſe" in Berlin (Organ des deutſchen Schriftſt.-Verb.) findet ſich folgende kritiſche Anzeige, die wir mit diplomatiſcher Treue hier wiedergeben:

„Jämmerlichkeiten in der Münchener Schriftſtellerwelt von Maximilian Schmidt. München, 1891, J. Lindauerſche Buchhandlung.

„Anfangs November v. Js. meldete der Telegraph (!) nach allen Richtungen aus München die Notiz: ‚In Conrads ‚Geſellſchaft' wird gegen Hofrat Maximilian Schmidt eine ſenſationelle Anklage erhoben, wegen einer 1861 (!!) verübten groben litterariſchen Freibeuterei, die Beweiſe ſind niederſchmetternd. Heute ſchließt ſich die Lokalpreſſe an, den Skandal verſchärfend.' — Unſer geſchätztes Verbandsmitglied Herr Hofrat Schmidt erließ darauf die in der ‚D. Pr.' (III, 47) abgedruckte ‚Erklärung' und hat nunmehr in der obengenannten 53 Seiten umfaſſenden Broſchüre die unſinnigen Anſchuldigungen eines ſonſt völlig unbekannten Herrn Kreowski aus Roßwitten, der von Schmidts ehemaligem Freunde, dem ‚Oberſt' Reder in München inſpiriert wurde, glänzend zurückgewieſen. Bekanntlich herrſcht ſeit einiger Zeit eine wahre Manie mit Plagiatanſchuldigungen, das Publikum aufzuregen und beſonders in der Münchener ‚Geſellſchaft' (es iſt nicht die ‚gute'!) macht ſich eine Anzahl jüngerer litterariſcher Radaubrüder das Vergnügen, ältere Herren, welche nicht mit ihnen durch dick und dünn gehen, ‚abzuſchlachten!' Schmidt weiſt nun im Einzelnen nach, daß bei dem ganzen ſo namenlos kleinlichen Angriff gegen ihn nur der gemeinſte Neid die Triebfeder war und daß ganz unbedeutende Dinge hier ſehr künſtlich aufgebauſcht wurden. Er ſtellt es mit Recht als höchſt bedauerlich hin, daß bei uns Schriftſteller von ihren eigenen Kollegen (der berühmte, an dieſer Stelle öfter erwähnte, ‚Korpsgeiſt'!) öffentlich ſo

herabgewürdigt und beſchimpft werden dürfen! Da kann ja das große Publikum vor dieſem Stande keinen Reſpekt bekommen!... Wie unendlich hoch ſteht da Frankreich über uns, das ſtolz iſt auf ſeine Künſtler, Dichter und Schriftſteller, oder Öſterreich, das ſie überall ehrt und feiert! Nur in Deutſchland finden ſich ‚jüngſtdeutſche' feuchtohrige Jünglinge, welche lediglich um für ſich Reklame zu machen, alte bewährte Schriftſteller, Lieblinge des Publikums, am Abende ihres Lebens in ehrabſchneideriſchen Artikeln mit Kot bewerfen!... Es genügt zur Beurteilung ſolchen Treibens das eine Wort Pfui! —

Dr. Max Oberbreyer, V.-M."

Die einfachſte Klugheit hätte dieſen Herrn veranlaſſen ſollen, mit ſeinem pathetiſchen „Pfui" zurückzuhalten, bis die Antwort des durch Schmidts Plagiate geſchädigten Schriftſtellers, des königl. bayer. Artillerieoffiziers Heinrich v. Reder erſchienen. Eines Mannes Rede iſt bekanntlich nach dem Sprichwort „keine Rede". Audiatur et altera pars lautet der uralte Rechtsſatz. Die Gegenrede des anderen Teiles iſt ſo raſch den Erklärungen des „geſchätzten Verbandsmitgliedes Herrn Hofrat Maximilian Schmidt" auf dem Fuße gefolgt, daß der ſittlich entrüſtete Herr Pfuiruſer ſeine Ungeduld ohne Lebens- und Moralgefährdung noch ein Weilchen hätte zügeln können. Herr Oberſt Heinrich v. Reder weiſt in ſeiner „Antwort auf Maximilian Schmidts Jämmerlichkeiten u. ſ. w." (München, Max Poeßl) aktenmäßig nach, daß es mit Schmidts Behauptungen in dieſer Sache eitel Wind und Dunſt iſt. Dadurch gewinnt der Schmidtſche Fall zu ſeiner litterar- und ſittengeſchichtlichen auch noch eine pſychologiſche Seite von höchſter Bedeutung. Der Beobachter fragt ſich: Wie kann ein Mann mit geſunden Sinnen ſo etwas in die Welt hinaus — erklären, wie es dieſer Hofrat Maximilian Schmidt gethan? Iſt aber durch die Rederſchen Nachweiſe Herr Schmidt gerichtet, ſo iſt es auch deſſen vorwitziger Beiſpringer, Eideshelfer und Pfuiruſer Herr Oberbreyer. Wer ſich übrigens der kritiſchen Beleuchtung erinnert, die vor einigen Jahren Hermann Conradi in der „Geſellſchaft" gewiſſen Oberbreyeriſchen Leiſtungen angedeihen ließ, der wird ſich der Meinung nicht verſchließen können, daß Herr Oberbreyer am wenigſten Beruf und Recht habe, in ſolchen Dingen öffentlich mitzuſprechen und „Pfui" zu rufen. F. H.

Frauenarbeit. Der Reichsrat beſchloß die Zulaſſung der Frauen zum Apothekerberuf; bei ſämtlichen mediziniſchen Fakultäten der Univerſitäten ſollen beſondere pharmazeutiſche Kurſe für Frauen, welche den Kurſus an Gymnaſien für das weibliche Geſchlecht beendet und eine ergänzende Prüfung in der lateiniſchen Sprache und in den Naturwiſſenſchaften beſtanden haben, eröffnet werden. Notabene: nicht im Deutſchen Reich, auch nicht in Öſterreich, ſondern in — Rußland! Die deutſche Gewerbeordnung verſteigt ſich zwar bekanntlich ſo weit, den Frauen die Ausübung des ärztlichen Berufes zu geſtatten, allein die Schulordnungen ſämtlicher deutſcher Einzelſtaaten verweigern mit rührender Einmütigkeit den Frauen die für die ärztliche Praxis vorgeſchriebene Bildung. Und nirgends als in Deutſchland wäre es für das höhere Schulweſen heilſamer, durch Zulaſſung ernſthaft lernender Mädchen und Frauen den männlichen Hochſchulbeſuchern die Nichtsnutzigkeit der im Kneipen-, Menſur- und Verbindungsweſen blühenden akademiſchen Bummelwirtſchaft lebendig vor Augen zu führen. Ein fleißiges Mädchen leiſtet in einem Semeſter mehr, als ein Kneipen-, Fechtboden- und Hörſaal-Bummler mit ſeinem

„akademiſchen Bürger"-Recht in ſechs Semeſtern. —

Die Seehäfen des Weltverkehrs, dargeſtellt von Joſef Ritter v. Lehnert, k. u. k. Linienſchiffs-Kapitän, Johann Holeczek, k. u. k. Korvetten-Kapitän, Dr. Karl Zehden, Profeſſor an der Wiener Handels-Akademie, Dr. Theodor Cicalek, Profeſſor an der Wiener Handels-Akademie, Ernſt Becher, Miniſterialrat im k. k. Handels-Miniſterium, Rudolf Pajér, k. u. k. Linienſchiffs-Lieutenant, Adolf Schwarz, Sekretär des öſterreichiſch-ungariſchen Export-Vereins, unter Redaktion von Alexander Dorn. 1. Band: Häfen Europas ſowie der aſiatiſchen und afrikaniſchen Küſten des Mittelmeerbeckens. Mit 98 Illuſtrationen und 137 Plänen. — Wien 1891, Volkswirtſchaftlicher Verlag Alexander Dorn.

Die auf dem Titelblatte genannten Verfaſſer ſind alle ſpeziell für dieſe Arbeit hervorragend geeignete Fachmänner, und ihre Namen allein bürgen dafür, daß die gebotene Leiſtung eine in jeder Hinſicht entſprechende iſt: außerdem haben aber zahlreiche Fachmänner des Auslandes für die Beſchaffung des Quellenmateriales ihre Mithilfe gewährt und um allfällige Irrtümer zu vermeiden, wurden überdies jene Abſchnitte, welche Hafenplätze von hervorragender Wichtigkeit behandeln, von, in den betreffenden Städten anſäſſigen, ſachkundigen Männern durchgeſehen und richtiggeſtellt. Es iſt ſomit im Intereſſe des Werkes ſelbſt und ſeiner Leſer alles geſchehen, um einen ſachgemäßen und verläßlichen Inhalt zu bieten. Der vorliegende erſte Band umfaßt alle wichtigeren Handelshäfen Europas, ſowie auch der aſiatiſchen und afrikaniſchen Küſten des Mittelmeerbeckens und bildet ſomit ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes; der zweite Band, von dem vier Lieferungen bereits erſchienen ſind, wird alle übrigen Handelshäfen behandeln, und im Verlaufe des nächſten Jahres fertiggeſtellt ſein.

Die ganz ausgezeichnet geleitete „Alma Julia", wiſſenſchaftliche Wochenbeilage der Neuen bayeriſchen Landeszeitung in Würzburg, brachte über Conrads Skizzenbuch „Gelüftete Masken" eine ſehr gediegene Beſprechung aus der Feder ihres geiſtlichen Mitarbeiters Juſtus. Das Provinzblatt hat damit die geſamte hauptſtädtiſche Preſſe Bayerns beſchämt, die ſich ſeither nicht anderen kritiſchen Rat wußte, als Conrads Buch einfach totzuſchweigen. Auch ein Beitrag zum Kapitel von der deutſchen Offenheit, Ehrlichkeit und Mannhaftigkeit. Man hilft die „nationale Arbeit", die in der vaterländiſchen Litteratur zum Ausdruck gelangt, dadurch am wirkſamſten ſchützen, daß man ſie ignoriert. —

Leo N. Tolſtojs geſammelte Werke. Vom Verfaſſer genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Berlin, Richard Wilhelmi. Bd. I.

Der erſte Band enthält unter dem zuſammenfaſſenden Titel „Lebensſtufen" die drei in innerem Zuſammenhang ſtehenden Erzählungen „Kindheit", „Knabenalter", „Jünglingsjahre". Es iſt eine Erfriſchung, nachdem man in jüngſter Zeit nur Myſtiſches und Unklares von ihm empfangen hat. Die „Lebensſtufen" werden hier zum erſtenmale dem deutſchen Publikum vollſtändig vorgelegt und zwar in vortrefflicher Überſetzung. Die Übertragung der „Kindheit" iſt von Ernſt Röttger, „Knabenalter" und „Jünglingsjahre" hat der Herausgeber ſelbſt überſetzt. Die „Lebensſtufen" ſind keineswegs, wie man wohl in Deutſchland oft las, eine Selbſtbiographie Tolſtojs, ſie ſind vielmehr, wie uns der Herausgeber in einer kurzen Einleitung erläutert, ein ganz ſelbſtändiges Dichtwerk, in dem natürlich die Lebenserfahrungen des Dichters einen weſentlichen Anteil bilden.

Man darf aber keineswegs das von dem Helden dieser Geschichten, Nicolaj Irtenjew, Erzählte als die Schicksale Tolstojs ansehen. Die „Lebensstufen“ sind bereits vor nun 40 Jahren erschienen!

Das Rolandslied. Ein altfranzösisches Epos, übersetzt von Ernst Müller. (Hamburg. Verlagsanstalt, vorm. J. F. Richter.) Es ist eine sich möglichst genau an das Original haltende gereimte Übersetzung, die vollständiger und feinsinniger, als es Wilhelm Herz mit seiner 1861 erschienenen Übersetzung gelungen ist, diese fränkische Perle aus den Karlsepen uns näher bringt.

Die Kunst geht nach Brot! Zumal die unserer Lyriker. Die anspruchsvollen Dichter, siehe das Liliencronsche Kapriccio im Maiheft! Und nun vergleiche man damit die Einkünfte der Geistesarbeiter in der Industrie oder im Bankfach. Von den geradezu wahnsinnigen Gehältern der Leiter großer Banken ist schon oft die Rede gewesen. Noch bedeutender sind aber die Tantiémen, welche ihnen jährlich zufließen. So hat die Diskontogesellschaft vier Direktoren; jeder erhält beiläufig 553000 Mark; Berliner Handelsgesellschaft hat drei Direktoren, jeder erhält ungefähr 235000 Mark, Dresdener Bank hat vier Direktoren, jeder erhält 193000 Mark; Internationale Bank zu Berlin hat zwei Direktoren, jeder erhält beiläufig 175000 Mark; Nationalbank für Deutschland hat zwei Direktoren, jeder erhält 160000 Mark; Bank für Handel und Industrie hat acht Direktoren, jeder erhält 93000 Mark; Deutsche Bank hat dreizehn Direktoren, jeder erhält 60000 Mark; die deutsche Genossenschafts-Bank hat fünf Direktoren, jeder erhält beiläufig 40000 Mark Tantiémen. — Was wollen daneben die paar Bühnenkünstler, Komponisten oder Maler bedeuten, die es nach einem langen aufregenden Leben auf einige lumpige Millionen gebracht haben? Und wieviel Übles müssen sie sich dafür nachsagen lassen! Der Bettlerstandpunkt unserer Kritiker kann ja heute dem fleißigsten und genialsten Dichterkomponisten des Jahrhunderts, dem Bayreuther Meister, im Grabe noch seine paar seidenen Schlafröcke und sein bischen Wahnfried-Villa nicht verzeihen! F. H.

Der Berliner Kunstkritiker Franz Hermann über den Münchener Meister Spitzweg, der wie wenige Maler seiner Zeit ein kennzeichnendes gutes altes Stück Deutschtum in seine Werke gebannt hat: „In Spitzweg verkörpert sich die gute alte Zeit, die gute alte deutsche Romantik in einer etwas philiströsen, aber trotzdem friedvoll anheimelnden Ausgabe. Der Künstler war bis zu seinem dreißigsten Jahre Apotheker. Ein schnurriger, weltfremder Kauz war Spitzweg sein Lebelang. Als sein erstes Bild „Der arme Dichter“ von einer Ausstellung zurückgewiesen wurde, war er nicht zu einer späteren Beschickung zu bewegen und hat auch meines Wissens nie wieder ausgestellt. Ein einsamer, still beobachtender Träumer und das Erschaute in sonniger Seele verarbeitender Mensch, war Spitzweg mehr Poet als Maler. Der Vorwurf an sich, als Gedicht, Novelle, Skizze ist zunächst das Anziehende, das immer Erquickende, oft auch mit einem phantastischen Anreiz Versetzende in seinen Bildern. Nachher aber wirken auch malerische Eigenschaften, mit denen er den goldigen Humor seiner Vorwürfe, oder auch die Phantastik derselben so fein darstellte, daß man sich oft wundern muß, wie reich an Ausdruck der Künstler innerhalb der nicht eben weiten Grenzen seines malerischen Gebiets war. Die starke, in sich abgeschlossene und ohne Zimperlichkeit sich gebende Individualität gießt über den Kreis seiner Darstellungs-

welt jene poetiſche Weihe, die uns befreiend aufhebt zu ihr, ſo fern wir ihr auch als moderne Menſchen ſtehen. Sind es nun landſchaftliche Motive, wie das Irrlicht, oder Sittenſtücke fröhlichen oder etwas karrikierenden Inhalts, wie die Rückkehr des Urlaubers in die kräuterduftige, welteinſame Bergalm, und der gähnende Mönch, der ‚tappere Landſoldat‘ von Anno Toback und die Heimkehr des beutebeladenen Eremiten in ſeine Klauſe, — der Geiſt der Vergangenheit ſchaut uns mit thränenſeligem Lächeln als charakteriſtiſches Kennzeichen des Deutſchtums vor 30—40 Jahren daraus an.“ —

Man ſchreibt uns aus Stuttgart: „Es war jedenfalls ein kühner Schritt, eine neue Zeitſchrift wie „Aus fremden Zungen“ (herausgegeben von Prof. Joſeph Kürſchner, redigiert von Otto Baiſch, Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt), die von vornherein mit dem verzeihlichen Vorurteil zu kämpfen hatte, nationale Wege nicht zu verfolgen, mit einem Roman von Zola zu eröffnen. Die bisher erſchienenen Hefte haben indes bewieſen, daß eine beſtimmte Tendenz damit nicht angedeutet werden ſollte, ſondern daß es dem Herausgeber vor allem darauf ankam, die hervorragendſten Autoren des Auslandes ohne Rückſicht auf ihre politiſche, ſoziale, religiöſe und künſtleriſche Richtung darin zu Worte kommen zu laſſen. Es erſchienen aus dem Franzöſiſchen: Zola „Das Geld“, Coppée „Eiferſucht“, Daudet „Der Affe“, aus dem Engliſchen: Ouida „Syrlin“, Whitman „Deutſche Kultur“, Bret Harte „Das Erbteil in den Deblow-Marſchen“, Stockton „Der Seeteufel“, aus dem Ruſſiſchen: Tolſtoj „Wandelt im Lichte“, Turgenjew „Genug“, aus dem Italieniſchen: Serao „Phantaſie“, Verga „Ländliche Ritterlichkeit“, aus dem Schwediſchen: Geijerſtam „Schneewinter“, aus dem Isländiſchen: Pálſſon „Sigurd der Bootsführer“ und aus dem Ungariſchen: Kabos „Vogel ohne Schwingen“. Der neuen Zeitſchrift wäre eine weite Verbreitung dringend zu wünſchen. Die neueſte deutſche Litteratur bedarf einer Auffriſchung durch neues Blut. Sie bewegt ſich nur noch auf ausgetretenen Pfaden und krankt an einem bedenklichen Mangel an Mut, Überzeugungstreue, Originalität und Schöpferkraft; keiner ſchreibt und ſpricht, wie ihm ums Herz iſt, friſch von der Leber weg, ſondern wartet auf Direktiven von unten und oben. Vielleicht trägt „Aus fremden Zungen“ dazu bei, der ſich vorbereitenden Wandlung die Wege zu ebnen; denn die ausländiſche Litteratur hat die deutſche in den letzten zwanzig Jahren nach jeder Richtung hin überflügelt, und es wäre ja nicht das erſte Mal, daß die deutſche Litteratur vom Ausland her epochemachende Anregung empfinge.“

Hierzu einige Bemerkungen.

Alles angenommen: Trifft aber nicht gerade die großen kapitalsmächtigen Verlagsfirmen in Stuttgart und anderwärts ein weſentlicher Teil der Schuld am Rückgange unſerer ſchöngeiſtigen Litteratur? Welche Autoren wurden denn von dieſen Herrſchaften mit Vorliebe auf den Schild gehoben und als belletriſtiſche Größen und Dichter-Helden dem deutſchen Volke mit dröhnendem Reklame-Poſaunenſchall vorgeführt? Wo haben dieſe Verlagsfirmen der jungen nationalen Kämpfergeneration, die nicht an „Mangel an Mut“ u. ſ. w. krankte, nicht „auf ausgetretenen Pfaden“ ſich bewegte, ſondern ihrer „Überzeugungstreue“ und „Originalität“ bis zur Selbſtvernichtung mörderiſche Opfer brachte, jemals ihre reichen Geſchäftsmittel zur Verfügung geſtellt? Sind nicht gerade von den alten Firmen diejenigen jungen und jüngſten

deutſchen Schriftſteller, die „ſprechen und ſchreiben wollten, wie's ihnen ums Herz iſt, friſch von der Leber weg", am konſequenteſten abgelehnt worden, eben weil mit ihnen noch kein Geſchäft zu machen war wie mit den berühmten alten Herren und Damen, die „auf Direktiven von oben und unten warteten?" — Sicherlich verdient das neue Kürſchnerſche Unternehmen „Aus fremden Zungen" lebhafte Unterſtützung, inſoweit es geeignet iſt, der geknebelten einheimiſchen Zunge die Freiheit erringen zu helfen. Wir erwarten ſogar von Herrn Kürſchner ſelbſt, daß er zur rechten Zeit ſeinen großen Einfluß direkt geltend mache, damit der vaterländiſche Geiſt im modernen Schrifttum endlich jene reiche buchhändleriſche Unterſtützung zugebilligt erhalte, die man längſt dem fremden Geiſte als ſelbſtverſtändliches Recht bei uns gewährt. C.

H. Wigger, „Die Monarchen kommen!" (Verlag von F. G. Fricke in Berlin.) — Mit dieſem Titel bezeichnet H. Wigger ein kleines Geſchichtchen, das dieſem Buche, einer Sammlung Skizzen, vorangeſtellt iſt und ihm den Namen giebt. Wir begrüßen in der Verfaſſerin, um ihr Geſchlecht bei dieſer Gelegenheit gleich zu verraten, ein äußerſt friſches und lebendiges Erzählertalent, das ſeine Feuerprobe — und das iſt nun einmal die Skizze, die ihrem Weſen nach an die Technik größere Anforderungen ſtellt als der Roman — in dieſer Sammlung glänzend beſtanden hat. In der Erfindung mehrfach wohl noch ein bischen konventionell, zeigen die Arbeiten durchgängig eine handgreifliche Plaſtik, eine vortreffliche Beobachtung und die nötige dramatiſche Konziſion, dies das eigentlich notwendige Ergebnis der retroperſpektiven Darſtellung, wie ſie die Verfaſſerin faſt überall zur Anwendung bringt. Am ſchwächſten iſt unbedingt die Skizze: „Der Alte"; da ſind Flüchtigkeiten und Unrichtigkeiten. Am beſten iſt: „Der Herr Amtsverwalter", ein Muſter in dieſer Gattung der Erzählungskunſt und ein prächtiger Beitrag zu dem Lafontaineſchen Wort: „Erſchöpfen ſoll den Stoff man nicht; die Blume nehm' man nur davon." H. L—r.

Über die alte und moderne Fechtkunſt veröffentlicht ſoeben Hauptmann a. D. Carl A. Thimm eine „Vollſtändige Bibliographie aller europäiſchen Nationen, das Duell, der Gebrauch des Säbels und des Bajonetts ꝛc. inbegriffen mit einem klaſſifizierten Inhaltsverzeichnis." (London, Franz Thimm & Co.) Der Vorrede dieſes gediegen ausgeſtatteten, einem praktiſchen Bedürfnis entſprechenden Buches entnehmen wir: Schon lange haben Studenten und Sammler von Büchern über die Fechtkunſt, über den Gebrauch des Degens und des Bajonetts und über das Duellieren, den großen Mangel einer vollſtändigen und zuverläſſigen Bibliographie, mit einem klaſſifizierten Verzeichnis aller über dieſen Gegenſtand in allen europäiſchen Sprachen und in allen Ländern publizierten oder im Manuſkript vorhandenen Werke, gefühlt. Manche ältere und neuere Autoren, welche über das Fechten geſchrieben, erwähnen zwar Werke, die ihnen in die Augen gefallen, aber keine von dieſen ſind vollſtändig, einige derſelben ſogar in manchen Fällen ungenau, und obgleich für den Bibliographen von Nutzen, ſind ſie doch für Studenten und Bücherſammler der heutigen Zeit von geringem Wert. In der vorliegenden Arbeit (XVI, 261 Seiten) habe ich verſucht, alle Bücher und Manuſkripte über dieſen Gegenſtand aufzuzählen, um mein Buch ſo vollſtändig wie möglich herauszugeben; auch laſſe ich die Definition gelten, daß das Gebiet dieſer Wiſſenſchaft alle Werke in ſich ſchließt, welche das Fechten mit allen in der Hand

geführten Waffen behandeln. Ich hoffe, daß das klassifizierte Inhaltsverzeichnis sich als nützlich erweisen und daß dies Werk nicht bloß für See- und Land-Offiziere, sondern auch für Studenten, Bücherſammler, Bibliothekare und Bibliophile von nicht geringem Werte ſein werde.

Memoiren des Fürſten Talleyrand. (Deutſche Original-Ausgabe von A. Ebeling. Verlagshandlung von Albert Ahn in Köln und Leipzig.)

Der erſte Band hat die großen Erwartungen der Leſerwelt vollauf gerechtfertigt und den Beweis geliefert, daß es ſich hier wirklich um ein Memoirenwerk von hoher geſchichtlicher und politiſcher Bedeutung handelt. Die Mitteilungen über die Kindheit und Jugend des Verfaſſers ſind allerdings nur flüchtig ſkizziert und auch nur eine Einleitung in das Werk ſelbſt, obwohl die Schulzeit und das Leben im Seminar bereits einen Einblick in die geiſtige Entwickelung des jungen Prieſters geſtatten. Bald darauf erſcheint Talleyrand als Mitglied der Generalſtaaten und der Nationalverſammlung, und hier zeigen ſich ſofort ſeine eminenten politiſchen Fähigkeiten, die ihn zu einem Hauptführer der Reformpartei machen. Zugleich lernen wir die wahren und tieferen Urſachen der großen Revolution kennen, und zwar unter gar vielen neuen Geſichtspunkten. Dasſelbe gilt von einer eingehenden Charakteriſtik des berüchtigten Herzogs von Orleans (Egalité), wo auch die Figur des unglücklichen Ludwig XVI. in den Vordergrund tritt.

Die eigentliche Schreckenszeit der Revolution brachte Talleyrand bekanntlich in England und Nordamerika zu, und die Schilderungen ſeines dortigen Aufenthaltes, namentlich in den kaum gegründeten Freiſtaaten, bilden ſehr intereſſante Epiſoden. Erſt i. J. 1796 kehrt er nach Frankreich zurück, faſt wie ein ſehnlich Erwarteter, denn die Wege ſind ihm bereits geebnet. Er wird ſofort Miniſter des Äußeren unter dem Direktorium, und bleibt auch in dieſer Stellung unter dem Konſulat und dem Kaiſerreich. Sein Verhältnis zu Napoleon iſt ein ganz eigentümliches. Er bekämpft die unerſättliche Eroberungspolitik des Kaiſers und tritt auch ſonſt ſeinen maßloſen Plänen vielfach entgegen, was oft zu Zerwürfniſſen zwiſchen beiden führt, und doch kann Napoleon den erfahrenen Miniſter und gewandten Diplomaten nicht entbehren. Als er aber ſeinen ſchmählichen Feldzug gegen Spanien ins Werk ſetzt, „der mit Verrat beginnt und mit Verrat endigt", legt Talleyrand ſein Portefeuille nieder. Das umfangreiche Kapitel über die ſpaniſchen Angelegenheiten zeigt die napoleoniſche Politik von ihrer verwerflichſten und leider nur zu wahren Seite.

Vom litterariſchen und künſtleriſchen Eigentum haben bekanntlich nicht nur die Nationalökonomen, ſondern auch die Autoren ſelbſt eine geſetzlich feſtgelegte Meinung, die weſentlich von jener des Hofrats Maximilian Schmidt in München abweicht, welcher Herr bekanntlich es als ſeine „Gepflogenheit" erklärt, ſein Gut zu nehmen, wo er's gerade findet, weil dies „bequemer" ſei ꝛc.

Belgien und die Schweiz haben Frankreich die Verträge über das Eigentum an Schrift- und Kunſtwerken gekündigt, und zwar war dies die Antwort auf die franzöſiſche Kündigung der Zollverträge. Die Verleger und Schriftſteller fürchten nun, wenn dieſe Verträge nicht erneuert werden und auch andere Staaten die ihrigen kündigen, der unerlaubten Vervielfältigung ihrer Werke in der ganzen Welt ausgeſetzt zu ſein. Die gleiche Beſorgnis hegen die Tondichter und bildenden Künſtler aller Art. Eine Verſammlung von Beteiligten ſetzte einen Ausſchuß nieder, welcher eine Denkſchrift

über die Frage ausarbeiten, und diese sowohl der Regierung als den Kammern überreichen soll. Eine Umfrage ergab, daß die französischen Schriftsteller und Künstler für die Vervielfältigung ihrer Werke vier- bis fünfmal so viel vom Auslande beziehen, als ans Frankreich selbst, und das durch die Kündigung der Handelsverträge mit Frankreich betroffene Ausland hat somit in der von seiner Seite erfolgten Kündigung der Verträge über den Schutz des litterarischen Eigentums ein Kampfmittel gefunden, das zwar weder vom litterarischen, noch vom moralischen Standpunkte aus empfehlenswert, dafür aber desto wirksamer ist und von unserer Regierung gegenüber der fortgesetzten Ungezogenheit der Franzosen ernstlich in Erwägung genommen werden sollte. Der Eifer, mit dem die französischen Blätter alles gethan wissen wollen, damit Belgien die Kündigung zurückziehe, ist sehr charakteristisch. Bei den französischen Ministern Freycinet, Bourgeois, Ribot und Roche erschienen bereits Deputationen der Gesellschaft der dramatischen Autoren und Schriftsteller, sowie des Verbandes der republikanischen Journalisten, ferner Abgeordnete aus den Kreisen der Autoren und Komponisten überhaupt, sowie der Herausgeber und anderer Interessenten, um die französische Regierung auf die Gefahren hinzuweisen, welche aus der Kündigung und Nichterneuerung dieser Verträge entstehen würden. Weitere Mitteilungen fehlen einstweilen noch. XYZ.

„Die deutschen Städte und das Jugendspiel" betitelt sich ein bei Carl Manz in Hannover-Linden erschienenes Buch, welches für die deutsche Leserwelt von allgemeinem Interesse sein wird. Kaum ein Thema hat in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit weiterer Kreise so auf sich gelenkt, wie die Reform unseres höheren Schulwesens, und unter allen damit zusammenhängenden Fragen besonders die der körperlichen Entwickelung unserer Jugend. Von allen Seiten wird es jetzt als richtig anerkannt, daß unsere Schulen auch dieser Seite der Ausbildung ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Vor allem ist es unser junger, thatkräftiger Kaiser, welcher seine Kraft dieser schwierigen Frage widmet. Mit dem Kaiser sollen an der Lösung derselben nicht nur alle Unterrichtsverwaltungen und Lehrer, sondern alle patriotisch gesinnten deutschen Männer und Frauen arbeiten. Die vorliegende Schrift dürfte unserer Ansicht nach das Verdienst haben, in nicht unbedeutendem Maße zu der glücklichen Lösung dieser zeitbewegenden Frage beizutragen. Sie ist entstanden aus einer großen Anzahl von amtlichen Berichten deutscher Städte über den Stand des Jugendspiels und ähnlicher Leibesübungen. Die Berichte sind die Antworten auf Anfragen, welche eine Anzahl patriotisch gesinnter Männer unter der Leitung des durch seine gemeinnützige Thätigkeit rühmlichst bekannten Abgeordneten v. Schenckendorff im April und September vorigen Jahres an die Städte erließen.

Allen denjenigen, welche sich Rats über die Jugendspiele und verwandte Leibesübungen holen wollen, kann das vorliegende Werk warm empfohlen werden. Ein Regulativ für Spielplätze, Statuten von Vereinen für Jugendspiel, Fußballregeln und ähnliches sind aus diesem Grunde mit abgedruckt worden. Ein angefügtes Sach- und Namenregister giebt jedem Gelegenheit, sich leicht in der reichhaltigen Schrift zu orientieren.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

September 1891.

Hochsommer-Politik.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Hätte ich den Zahlen-Aberglauben, würde ich vielleicht auch einmal das blödsinnig-französierende Fin de siècle, das unsere Allerneuesten so sehr lieben, in die Feder nehmen und die Ereignisse der 1891er Hochsommer-Politik mit Fin de siècle-Politik berlinerisch verdeutschen. Aber ich habe den Zahlen-Aberglauben nicht und das berlinerische Französisch-Deutsch ist nicht nach meinem oberdeutschen Geschmack. Die vielseitigen Herren Bahr und Genossen mögen mir diese Beschränktheit zu gute halten. Ich glaube nicht, daß uns das Heil aus französischer Nachbeterei und Nachfühlerei kommt. Wenn es uns überhaupt kommt, so wird es aus eigenem Blute und eigener Kraft und eigenem Gefühle geschehen. Einen Aberglauben hege ich, und das ist der, daß Deutsche Deutsche sein sollen, wenigstens heute noch und morgen und übermorgen. Damit läßt sich auch das Grauen vor der Jahrhundertwende, das sich die französisch-berlinerische Entnervung so gerne angrufelt, fröhlich überwinden.

Der Hochsommer 1891 hat in der sogenannten großen wie in der viel bedeutenderen kleinen Politik eine Reihe von Erscheinungen gebracht, die unleugbar für nervöse Naturen etwas von dem Mischdufte eines absterbenden, leichenhaft anmutenden Weltzustandes und der frischen Gährung einer umfassenden Neubildung im Staaten- und Gesellschaftsleben ausströmt. Dieser Mischduft der Reife, der Überreife, der Zersetzung und Erneuerung mit einem Strich, wie ihn der Morgenwind bringt, wenn er über eine Flur

weht, wo neben schnittfälligem Ährenfeld frischgedüngte und frischgepflügte Äcker liegen, hat für gesunde Nerven etwas hochsommerlich Reiches und Kräftiges. Der tüchtige Mensch, der noch nicht vom Großstadt-Rauch und -Dunst verdorben ist, atmet diese Hochsommermischung mit vollen Lungen ein, ohne Schwindel oder Bruststechen davon zu bekommen. Der Hochsommer ist etwas, Jahreszahlen sind nichts. Darum sage ich Hochsommer-Politik und lache über das nichtige Fin de siècle.

Hochsommer-Politik zunächst im diplomatischen Sichelwetzen. Der alte Herr im Vatikan, Frankreich — die römisch sogenannte älteste Tochter der Kirche, la fille ainée de l'église — und Rußland Arm in Arm, die Sicheln prüfend in dem göttlichen Glauben, daß ihnen von heute auf morgen die reichsten europäischen Ähren von selbst in die Schneide fallen: Die Herrschaft über das alte, zu einem neuen sich häutende Europa, sobald Deutschland mit seinem Dreibunde niedergesäbelt ist. Ich denke, die merkwürdigen Herrschaften vom Vatikan, vom republikanischen Paris und vom halbasiatischen Zarentum überschätzen ihre bundesbrüderliche Schnitterkraft und berechnen ihre Erntezeit nach veralteten Bauernregeln. Vorläufig ist's aber ein belustigendes Bild: Schulter an Schulter die päpstliche Heiligkeit, die Pariser Frivolität und die russische Barbarei, Brust an Brust der Träger der Tiara, die den reaktionärsten Glaubenskopf deckt, mit dem Träger der revolutionstollen Jakobinermütze, unter welcher die Ideen von 1789 spuken, und der rechtgläubige, selbstherrliche Zar, der in seinem Herzen die Papstkirche und die Republik als die Greuel aller Greuel verabscheut und als autokratischer Kaiser-Papst in seinem Reiche die unerbittlichste Tyrannei übt. Gleiche Brüder mit so ungleichen Kappen! Aber Haltung haben die Leute im kritischen Moment, wie sie der genialste Schauspieler der Welt nicht besser und sicherer haben könnte: Der russische Kaiser läßt sich mit der Marseillaise huldigen, mit dem verhaßten Sturmliede der Revolution, er hört die französische Nationalhymne, welche Fremden- und Tyrannenmord aus voller Kehle brüllt, stehend und entblößten Hauptes an, ohne mit der Wimper zu zucken; der Papst gestattet seinem Erzbischofe Lavigerie, das nämliche blutige Mordlied zur musikalischen Verherrlichung von Kirchenfesten in seinen frommen Gemeinden aufspielen zu lassen, zwischen gregorianischen Chorälen und Litaneien.

Das Ohr ist ein lumpiges Ding, hat Richard Wagner gesagt, es gewöhnt sich an alles.

Und Vatikan, Frankreich und Rußland gewöhnen sich zusammen, weil sie von der nämlichen unersättlichen Rache- und Machtgier, von dem nämlichen Größenwahn erfüllt sind.

Ich höre ihr Sichelwetzen — und ich suche ihr Bild, und wenn ich

über die friedlichen Fluren Europas einen Blick sende, finde ich nur eine neue groteske Vogelscheuche, einen riesigen „Spatzenschreck". Und ich sehe den entkanzlerten Bismarck, den Schöpfer des Deutschen Reiches und des Dreibundes, in Kissingen ruhig in seine Badewanne steigen und gedenke seines Wortes: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt". Und als alter Protestant höre ich dabei den Luthervers aus den Tiefen der Jahrhunderte herauf mitklingen:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen — —
Das Reich muß uns doch bleiben!"

So sehr es mir wider den protestantischen Strich geht, will ich einmal das heutige Papsttum ernst nehmen und zu seiner Hochsommer-Politik einige ernste Betrachtungen eines ernsten Zeitkenners einschalten, anknüpfend an die Enzyklika Novarum rerum.

Zu den Zeichen der Zeit, die allenthalben verkünden, daß wir an einem wichtigen Wendepunkt der geschichtlichen Entwicklung stehen, gehört auch die veränderte Stellung, die das Papsttum neuerdings gegenüber den sozialen und politischen Fragen einnimmt. Die Enzyklika „Novarum rerum" in der sich das Oberhaupt der katholischen Kirche vor zwei Monaten über die soziale Frage aussprach, weicht erheblich von der Auffassung ab, die früher in Rom herrschend war. Einst galt dort die christliche Charitas für genügend, die Arbeiterfrage zu lösen; in der Enzyklika erklärt der Papst feierlich, daß nicht die Kirche allein durch ihre Gnadenmittel und die Werke christlicher Nächstenliebe der schreienden Not abzuhelfen vermöge, sondern daß auch Staat und Gesellschaft neben der Kirche berufen seien, dem Übel zu steuern. Es heißt in dem Rundschreiben ausdrücklich: „Die Arbeiter sind vom naturrechtlichen Standpunkte nicht minder Bürger, wie die Besitzenden, d. h. sie sind wahre Teile des Staats, die am Leben der aus der Gesamtheit der Familien gebildeten Staatsgemeinschaft teilnehmen, und sie bilden zudem, was sehr ins Gewicht fällt, in jedem Staat bei weitem die größere Zahl der Einwohner. Wenn es also unzulässig ist, nur für einen Teil der Staatsangehörigen zu sorgen, den anderen aber zu vernachlässigen, so muß der Staat durch öffentliche Maßregeln sich in gebührender Weise des Schutzes der Arbeiter annehmen. Wenn dies nicht geschieht, so verletzt er die Forderung der Gerechtigkeit, welche jedem das Seine zu geben befiehlt." Im Einzelnen stellt sodann Leo XIII. die Grundzüge einer staatlichen sozialen Reform fest bis zur Regelung der Lohnfrage, der Errichtung von Arbeiterausschüssen und

dem Höchstarbeitstag. Das klingt ganz verschieden von der bisher herrschenden kirchlichen Ansicht, welche dem Staate lediglich die Rolle des Gensdarmen und Nachtwächters zuwies und, wie noch auf dem Lütticher Kongreß Bischof Freppel zeigte, der Sozialreform durchaus unfreundlich gegenüberstand. Die Kirche empfand mit wachsendem Mißbehagen, wie ihr die erstarkende Staatsgewalt Schritt um Schritt den Boden einflußreicher Thätigkeit entzog, so namentlich im Schulwesen, in der Armen- und Krankenpflege, und wenn sie über „heidnische Staatsomnipotenz" klagte, so war das von ihrem Standpunkte aus wohl verständlich. Der Staat griff nach ihrer Auffassung in die Sphäre der christlichen Liebesthätigkeit ein, wenn er dem Armen und Schwachen statt des kirchlichen, um Gottes willen gegebenen Almosens einen weltlichen Rechtsanspruch auf Hilfe und Unterstützung gewährte. Indessen der Papst blickt weiter. Er erkennt, daß auch innerhalb der vom modernen Staate gezogenen engeren Schranken ein fast übergroßes Schaffensgebiet der kirchlichen Thätigkeit verbleibt, zumal nach der ethischen Seite hin, welcher der Staat allein nur in unvollkommener Weise gerecht zu werden vermag. Der Papst erkennt ferner mit scharfem Blick, daß dem sozialen Gedanken die Zukunft gehört, und so lenkt er den Kurs in ein neues Fahrwasser. Daß das Papsttum, in vieler Hinsicht die konservativste öffentliche Gewalt, der Idee des Sozialismus, wenn auch selbstverständlich mit mancherlei Vorbehalten, seine Huldigung darbringt, ist sicherlich einer der bedeutsamsten Vorgänge unserer Tage.

Doch Leo XIII. entdeckt neben dem sozialen Gedanken noch andere geistige Strömungen unserer Zeit, denen seiner Meinung nach eine große Zukunft bevorsteht: die demokratische und die mit ihr verbundene republikanische Idee. Wir wissen nicht, wie der Papst über die Befähigung des Staates der Hohenzollern zur Lösung der sozialen Frage denkt, gewiß aber ist, daß er zu sehen glaubt, wie die katholischen Monarchien dieser Aufgabe nicht gewachsen sind, und wie sie langsam der Demokratie und der Republik verfallen. Er löst darum die Bande, die so lange Jahrhunderte das Papsttum mit der Monarchie verknüpften, und bietet seine Hand der demokratischen Republik Frankreich. Der Entschluß dazu mag dem alten Papste nicht leicht geworden sein. Leo XIII. hat, wie der „Figaro" erzählt, drei Stunden lang am Grabe des heiligen Petrus gebetet und „Haupt an Haupt, Herz an Herz mit dem Apostelfürsten den Stimmen der Tiefe gelauscht". Was sie ihm zugeflüstert haben, zeigt die Haltung des Kardinals Lavigerie und des Bischofs von Grenoble, Fava, welche im Namen des heiligen Vaters die Versöhnung mit der Republik und die Abwendung vom Royalismus erfolgreich predigen. Auch der neue Nuntius in Paris, Msgr. Ferrata, hat

sich über die Ideen, welche den Papst leiten, ausgesprochen. Dem „Eclair" zufolge erklärte er: „Die über alle Parteien gestellte Kirche beansprucht die göttliche Einrichtung für sich allein. Ich weiß wohl, daß die entgegengesetzte Meinung in Frankreich sich vom 17. Jahrhundert an geltend machte. Das göttliche Recht dehnte sich damals in der nämlichen Weise auf die königliche Macht aus, und eine gewisse Schule bemühte sich, das Königtum jeder Bewachung zu überheben. In Wirklichkeit erneuerte man den Typus des asiatischen Herrschers. Ihre Thesis stützte sich auf viele Texte des Alten Testaments und sehr wenig auf das Evangelium. Es gelang ihr, die Geister zu verführen, und Katholizismus und Royalismus wurden gleichbedeutend in Frankreich. Meiner Ansicht nach war das ein Unglück sowohl für Ihre Nation als auch für die Kirche. Ihre Könige wurden unumschränkte Herrscher, verloren aber ihre Volkstümlichkeit. Sie traten dem Blitz zu nahe und wurden niedergeschmettert. Kardinal Rampolla gab in seinem Schreiben den französischen Katholiken den Rat, ihre Sache von den alten politischen Parteien zu trennen, das heißt, einfach in die Republik einzutreten, weil sie sonst ihre Kraft in einem hoffnungslosen Kampfe vergeuden würden. Dieser Rat ist nicht nur klug, sondern stimmt auch überein mit der göttlichen Lehre. Non est potestas nisi a Deo. Diese Wahrheit ist ewig und Nebeninteressen können ihr gegenüber nicht bestehen."

Wenn die päpstlichen Pläne auch zunächst im Hinblick auf die für die Zukunft vermutete Entwickelung der europäischen Staatenverhältnisse gefaßt sein mögen, so stehen sie doch sicher auch in engster Beziehung zu dem noch näherliegenden Wunsche einer möglichst baldigen Wiederherstellung des Kirchenstaates, die, wenn auch kein Dogma, so doch als eine Forderung gilt, deren Ableugnung dem gläubigen Katholiken beinahe als Ketzerei angerechnet wird. Es ist indessen nicht zu ersehen, wie diese Wiederherstellung anders erfolgen könnte, als durch gewaltsame Zertrümmerung des Königreichs Italien, d. h. also durch einen Krieg Frankreichs mit dem Dreibunde.

Darum gilt auch das Sichelwetzen der schönen Augenblicksbrüderschaft Vatikan-Frankreich-Rußland dem verhaßten Dreibund. Ist dessen Zersetzung oder Beseitigung einmal erreicht, dann können sich die lateinischen Republikaner unter dem Protektorate des Papstes die Hand reichen, mit den Resten der Monarchien in ihren Landen aufräumen und den Bund der vereinigten lateinischen Völker von Europa (Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Rumänien) in Scene setzen. Je demokratischer diese große Zukunfts-Republik sich auswächst, desto freier kann sich der Klerikalismus oder Papismus in ihr entfalten und sich die Oberherrschaft sichern. In einer aristokratischen Republik, wie einst in der von Venedig, wird immer das weltliche

Patriziat herrſchen und den Klerikalismus zwingen, ſich auf ſeine geiſtliche Domäne zu beſchränken; in einer religiöſen Demokratie hingegen werden die päpſtlichen Prieſter immer Mittel und Wege ausfindig machen, ſolche Männer ans Ruder zu bringen, welche ſich der kirchlichen Macht willig fügen. Und fügen ſie ſich einmal nicht, ſo werden ſie mit Gottes Hilfe einfach hinausgeſchmiſſen. Dies iſt der ſchöne Zukunftstraum des Vatikans und ſeines Anhangs. Die katholiſchen Monarchien wiſſen alſo, weſſen ſie ſich vom Statthalter Gottes auf Erden zu verſehen haben. Es beſteht für ſie nur noch die kurze Friſt bis zur Einrichtung der päpſtlichen Republik in Europa ... Und dann? Ja, der Humor wird trotzdem nicht ausſterben in der Geſchichte. Denn auch die republikaniſche Papſtherrlichkeit wird nur ein Interregnum bedeuten, und wenn es die Herren Prieſter ſo getrieben haben werden, wie ſie es immer zu treiben pflegen, wenn ſie die Zügel vollſtändig in der Hand haben, bis zum Widerſinnigen nämlich und Unerträglichen, dann werden ſich die republikaniſchen Völker irgend einen ſtarken König oder Kaiſer ſuchen, der die übermütige Kleriſei zu Paaren treibt und die Kirche gründlich bändigt, damit ihre Bäume nicht allzu üppig in den Himmel wachſen. Dann kann der alte Tanz aufs neue beginnen ...

Der alte Tanz? Das heißt, wenn nicht die unterdrückten Stände im alten Europa bis dahin ihre Feſſeln brechen und durch die Sozialiſierung der Erwerbs-Geſellſchaft eine Rollenverteilung herbeiführen, von der ſich ſogar die klugen Herren im Vatikan, die heute ſo kühn mit dem Feuer ſpielen, noch nichts träumen laſſen.

Es hat ſich nämlich inzwiſchen auch noch das Merkwürdige ereignet, daß in immer weiteren Kreiſen die Anſicht in Fleiſch und Blut der beſſeren Menſchen übergeht, daß die Völker von der Politik allein und von der politiſchen Machtverſchiebung der herrſchenden Häuſer und Stände untereinander nicht leben können. Daß die wirtſchaftliche Umgeſtaltung der Welt viel intereſſanter und ergiebiger iſt, als die formaliſtiſch-politiſche, ſehen ſogar ſchon die gutmütigſten Kannegießer ein, weil hier Faktoren auf das Gehirn mitwirken, die, ganz unabhängig von Kirche, Religion und Politik, ihren feſten Punkt in der Welt gefunden und von da aus ſchon einen beträchtlichen Siegeslauf ſich geleiſtet haben: Handel und Verkehr im Zeichen der neuen Technik und Wiſſenſchaften. Und kommt dazu ein neuer Idealismus, der nicht wie der alte die Sachen auf den Kopf ſtellt, ſondern alle Dinge an ihre natürliche, fruchtbare und ſchöne Stelle rückt, der nicht die Geiſter in Träumereien bannt, ſondern zu kraftvollem, löblichem Thun entfeſſelt und anſpornt, der in Wiſſenſchaft, Litteratur, Kunſt und Dichtung dem reichen Individualismus der ſchöpferiſchen Geiſter das höchſte Maß

von Freiheit gewährt und jede büreaukratische Zensur beseitigt: könnte dann der Menschheit nicht auch ein neuer Begriff vom Leben, ein neuer Begriff von menschlicher, lebendiger Moral und Pflicht aufgehen, gleich wie nach Öl und Gas, die ja zu ihrer Zeit auch ganz respektabel waren, der Menschheit die wunderbaren, alles überstrahlenden elektrischen Sonnen aufgegangen sind? Politische Freiheiten und Formveränderungen sind nichts für den, der in wirtschaftlicher Sklaverei schmachtet; wirtschaftliche Befreiung ist nichts, wenn die Geister dumpf und die Gemüter ohne Feuer und Schwung bleiben. Wie nun, wenn es sich fügte, daß aus der Zersetzung der alten Welt, an der Priester und Politiker so emsig arbeiten, ein Gebilde sich entwickelte, das Leibliches und Geistiges zugleich in die rechte Sonne der Freiheit erhöbe und mit mächtigem Segen all das Blut und die Thränen befruchtete, die von der geknechteten Menschheit in der alten Welt vergossen werden mußten?

Ich schenke Euch Euer Fin de siècle und Eure Hochsommer-Politik, laßt mir meinen heißen, kräftigen, sonnigen Hochsommer-Glauben!

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche.

Von Paul Schubring.

(Marburg.)

Das Zutrauen zu der erfolgreichen Mitarbeit der evangelischen Kirche an der Lösung der sozialen Frage ist in den letzten Jahren erheblich gewachsen. Seit die bedrohliche Nähe des roten Schreckgespenstes die gebildeten Kreise etwas aus ihrer Gleichgültigkeit aufgeschreckt hat, hat man sich die Mühe gegeben, sich nach Bundesgenossen und Rettern in der Not umzusehen, die vielleicht die beängstigende Gefahr noch abwehren könnten. Und da war man denn angenehm überrascht, einen bisher übersehenen, aber nichts destoweniger stark gerüsteten Kämpen in einem bescheidenen Seitengange aufzufinden, der mit mutigem Blick und fester Hand am Schwert in den Kampf zu ziehen sich bereit erklärte. Ich will nicht davon sprechen, was die Kirche versäumt hat und wodurch sie das Herz des Volkes verloren hat; freuen wir uns, daß es zu tagen beginnt, daß man sich seiner Pflicht wieder erinnert und statt abgegriffener Formeln Worte und Thaten

des Geiſtes und der Kraft von Hand zu Hand zu reichen beginnt. Bisher bot auch die evangeliſche Kirche dem bequemen Philiſter nur zu oft die Aſſekuranzanſtalt für ſeine ewige Seligkeit. Sie war die Kapitalshüterin, die mit dem Bruſtton der Entrüſtung jeden Angriff auf gottgewollte Obrigkeiten und Klaſſenunterſchiede mit dem Hinweis auf göttlichen Zorn drohend zurückwies. Es ſcheint anders werden zu wollen: Man findet endlich den Rückweg aus den Salons in die Bauernhütten; man buhlt nicht mehr um den blaſierten Beifall einer die Extreme liebenden jeunesse dorée, ſondern man bittet um einen ſtillen Dankesblick des gemilderten Elends, des leidenden Bruders in der Hütte. Ein teilnehmender, alles teilender Freund und Berater in der in Liebe geſcharten Gemeinde, deren Haupt der Paſtor ſein darf, möchte man werden, wo Vertrauen Vertrauen lockt und der liebliche Ampelſchein eines weiten Familienkreiſes die dunkeln Gewalten und Schatten der Eigenliebe bannen hilft. Von der geheimnisvollen Höhe der unnahbaren Kanzel ſteigt man herab an den Familientiſch, an dem die Brüder und Schweſtern im Liebesmahl den Segen traulicher Gemeinſchaft feiern und erleben, um ein Gleicher unter Gleichen, mit den Seinen hinzutreten vor den Thron des Allmächtigen, der keinen Unterſchied macht, ſondern alle willkommen heißt.

Es ſind keine leeren Traumbilder, die das von der Gegenwart betrübt ſich abkehrende Auge ſich wünſcht. Die Apoſtel der Liebe und der Kraft, die Sendboten hoher Menſchlichkeit und unverzerrter Natürlichkeit, ſind von der Not der Zeit aus den Irrbahnen der Zeit zurückgerufen und ſind kühne Pfadfinder geworden auf bisher unbekanntem, aber völlig ſich ergebendem Boden. Solch einen Mann, der das Herz offen, warm und auf dem rechten Flecke hat, deſſen helle Augen ſich den klaren Blick für das Echte und Bleibende gewahrt haben, möchte ich heute — einen für viele — nennen. Ich meine den Generalſekretär des evangeliſch-ſozialen Kongreſſes, cand. theol. Paul Göhre. Früh in das Studium der ſozialen Frage hineingeführt, iſt er bald an der Grenze angekommen, die jeder antreffen muß, der ſich nicht durch den Augenſchein überzeugen kann, ſondern auf litterariſche Orientierung angewieſen iſt. Da hat er denn eines Morgens, als Handwerksburſche gekleidet, ſeinen Berliner aufgepackt, iſt nach Chemnitz gewandert und hat dort drei Monate lang unerkannt in einer Maſchinenfabrik von morgens bis abends gearbeitet, mit den Leuten gelacht und geweint, gegeſſen und geſchlafen, geredet und geſtritten und dabei immer die Augen weit offen gehalten, um in der kurzen Zeit ſoviel wie möglich zu ſehen und zu durchblicken. Und wenn wir heute das oben in der Überſchrift citierte Buch aufſchlagen, das ſeine Beobachtungen und Erlebniſſe ent-

hält, so staunen wir über die Fülle des Materials, das uns hier in authentischer Zuverlässigkeit geboten wird. Schon die gewandte, lebendige, farbenprächtige Darstellung bietet einen künstlerischen Genuß. So manche Scene in der Fabrik, wie die Mittagspause oder die Lohnstunde, oder die Beschreibung des großen, einer Kirche geschickt verglichenen Arbeitsraumes, in dem das Dröhnen der Hämmer den Glockenklang und das geschäftige Sausen der Maschinen die Orgeltöne zu dem Gottesdienst ehrlicher Arbeit abgiebt, lenkt unser lebhaftes Interesse auf sich. Aber auch abgesehen von der Form muß der Inhalt, der uns zugleich in eine ganz unbekannte und doch dicht neben uns sich abspielende Welt versetzt, uns gewaltig anziehen. Nicht daß er eigentlich viel Neues brächte für den, den seine volkswirtschaftlichen Studien längst hier orientiert haben; aber ein desto überraschender und doch liebenswürdiger Führer ist er dem Laien, der sonst sich scheut, den Fuß in das rußige Revier zu setzen. Der Schwerpunkt des Buches liegt aber in der Schilderung der sittlich-religiösen Anschauungen der Arbeiterkreise, die wohl am tiefgreifendsten von der modernen Reaktion umgestaltet sind, viel energischer als die politisch-wirtschaftlichen Ideale. Stehen nun diese Anschauungen — so frägt Göhre — im Widerspruch mit den Ideen des Christentums, liegen die Motive, welche die Arbeiter der modernen Weltanschauung in die Arme treiben, im Kampfe mit dem Wesen des Christentums selbst oder vielleicht nur mit einer derzeitigen veralteten, überwundenen kirchlichen Form desselben? Drei Bevölkerungsgruppen unterscheidet Göhre bei den Arbeitern seiner Fabrik: es sind die ländlichen Arbeiter oder Tagelöhner, die großstädtischen Industriearbeiter, bei denen Fabrikarbeit Familientradition ist, endlich die Angehörigen kleiner Handwerker- und Beamtenfamilien. Diesen drei Gruppen entspricht eine dreifache Art der geistigen Schulung und Bildung: die Volksschule des Tagelöhners mit ihrer lähmenden Betonung des religiösen Faktors hält von ihrer kindlichen Froschperspektive aus, so lange sie irgend kann, ihre Opfer in dem engen Kreise einer von der Bildungsweise der Bibel durchaus abhängigen geistigen Bildung und bietet ihnen die Heilsthatsachen des Evangeliums nicht als persönliche Lebenswahrheiten, sondern als Lern- und Memorierstoff an. Nicht ganz so unbedingt in religiös-moralisierender Sphäre werden die Söhne der kleinern Beamten in der Bürgerschule großgezogen; aber der Religionsunterricht ist auch hier ein Bestandteil des Unterrichts, nicht der Erziehung. Man wendet sich eben an den Kopf, nicht an das Herz des Kindes. Wenn diesem später die Augen aufgehen, so lehrt man es einige notwendige Abstriche vom dicksten Dogma machen; aber die religiösen Überzeugungen werden nicht kräftig ins Leben übersetzt, sondern wie etwas besonderes Heikles mit Peinlichkeit iso-

liert. Korreſpondiert nun in dieſen zwei genannten Fällen mit der Schulatmoſphäre doch meiſt noch der in patriarchaliſcher Pietät konſervierte und von den Geiſtern des Großvaters und Urgroßvaters beſchützte Herd des Heimathauſes, ſo fehlt dieſe Übereinſtimmung ganz bei der Klaſſe der großſtädtiſchen Arbeiterkinder. Jedenfalls erhellt ſofort, daß bei allen drei Klaſſen die karge und zweifelhafte Wegzehrung auf der Wanderſchaft durch das Leben nicht lange vorhält. Man ſehnt ſich darnach, eine läſtige, beengende, wertloſe Schranke abzudrängen — die Macht des Augenblicks tritt an die Stelle der alten kraftvollen Sitte. Und nicht nur die charakterloſen Schwächlinge, die ſich zum Spielball der Laune gebrauchen laſſen, ſatteln um, gerade die kraftvollen, ſelbſtbewußten, energiſchen Geiſter ſchleudern bei der erſten Gelegenheit die hemmende Feſſel unwillig ab, die ſie davon abhalten will, den brennenden Durſt nach Bildung, nach Höherkommen, nach Licht, Wahrheit und Wiſſen zu ſtillen. Und dieſer ſo rührende, ſo beſchämende und doch ſo erhebende Ruf: „Mehr Licht" läßt ſich durch nichts übertönen. Kein Hemmnis der langen Arbeitszeit, der engen Wohnungen, keine Gelegenheit zu Genuß und Vergnügen kann dieſe Sehnſucht erſticken. Und da tritt nun die Sozialdemokratie auf, die mit ſo kundiger Kenntnis und feinem Benutzungsvermögen die neue geiſtige Koſt bereitet und ſchmackhaft darbietet. Sie populariſiert die moderne Wiſſenſchaft und macht ſie ſo dem Bildungstrieb der Arbeiter zugänglich. Aber freilich, ehrlich hat ſie dabei nicht gehandelt. Sie hat gefärbt und entſtellt, verſchwiegen und addiert; ſie hat auf die Abneigung der jungen Gemüter gegen den bittern Ernſt des Chriſtentums ſpekuliert und im Wunſch nach haſtiger Propaganda den Glauben an eine rein natürliche Weltordnung mit allen Farben und Klängen, die ſie in Geſchichte und Kunſt, in Litteratur und Naturkunde auffand, gepredigt.

Hier iſt nun der Punkt, wo ſich die Waſſer ſcheiden. Wer im Chriſtentum, einerlei aus welchem Grunde, nur die pädagogiſche Züchtungsanſtalt von zwei Jahrtauſenden ſieht, der wir nun endlich entwachſen, um uns phantaſtiſchen Träumen zu entſchlagen und mit dem poſitiv Greifbaren allein zu rechnen, der wird ſich über den begeiſterten Enthuſiasmus, mit dem das ganze Arbeiterheer mit vollen Segeln in den neuen Hafen eingezogen iſt, freuen. Wer dagegen noch an die Kraft perſönlichen Geiſteslebens in ſeinem Sieg über die ehernen Naturgeſetze, in ſeiner Erhabenheit über das Kauſalitätsgeſetz glaubt, wer der ganzen Erklärbarkeit der Sinnenwelt zum Trotz doch noch ſich das Recht wahrt, zwiſchen den Zeilen leſen zu dürfen und in dem Zug nach dem Ewigen, Überweltlichen, das er in ſeinem Herzen klingen fühlt, kein leeres Wähnen, ſondern eine reale Macht erblickt, der wird den

armen Bruder herzlich beklagen, dem die Aussicht auf eine Kraft völlig zerstört ist, die in sein Herz Friede und Freude, Vertrauen und Geduld senken kann. Wer nicht will, braucht ja jenen „Zug nach der Höhe" nicht Christentum zu nennen. Vielleicht denkt er dabei unwillkürlich an moderne Karrikaturen. Die Grenze liegt aber auch nicht in dem Bekenntnis zu einer historisch gewordenen Religion, sondern in der Anerkennung einer thatsächlich in uns und über uns waltenden Macht, deren Fülle und Herrlichkeit uns am Deutlichsten in den Wundern der Natur und in den Menschen entgegen tritt, die dazu berufen sind, uns eine Stufe höher zu bringen. Vor allem wird sich jedem liebevollen, unverbildeten Beobachter der Eindruck einer Gottesnähe, bei der Betrachtung Jesu aufdrängen. Wem Buddha, Sokrates, Franz von Assisi, Luther u. a. mehr zu sagen haben, möge sich an sie halten, wenn er eine andere Bevorzugung vor dem Forum der Geschichte auch wohl schwerlich verteidigen könnte. Es handelt sich eben letzthin doch nur um das Bewußtsein bewußt-persönlichen Geisteslebens, das unabhängig und selbständig über den Naturgesetzen als zielbewußter Wille steht.

Was haben wir, was hat die evangelische Kirche aus den oben geschilderten Erfahrungen zu lernen? Sollten wir nicht aus der Christenbewegung Englands soviel gelernt haben, daß wir aufhören müssen, die Kirche als die Vogelscheuche anzusehen, die hungrige Vögel aus dem Saatgarten verjagt, wie sich F. Lange in seinem Drama: „Der Nächste" ausdrückt? Es gilt also in erster Linie, das Vertrauen der Kreise wieder zu gewinnen. Wir müssen es offen und frei bekennen, daß ein Sozialdemokrat durchaus ein Christ sein kann. Die Kirche ist nicht an eine bestimmte Staatsform gebunden; sie findet sich in einem Feudal-, Manchester- oder Sozialstaat gleich gut zurecht. Aber der sozialdemokratischen Weltanschauung muß ihr materialistisches Rückgrat ausgebrochen werden. Das ist die Aufgabe aller Gebildeten. Es gilt wieder die echte, keusche Wissenschaft in ihren Ehrenplatz einzusetzen und jene Halbwissenheit zu verbannen, die sich mit dem erborgten Flittergold äußeren Blendens schmückt. Aber die höchste und letzte Aufgabe bleibt: den modernen Arbeitern ein modernes Christentum zu predigen. Die evangelische Kirche ist keine statutarische Hierarchie, kein juristischer Körper in unbeweglicher Ruhe; sie ist die Gemeinschaft kräftiger, frischer, froher Geister, die sich im Kampf um das Höchste die Hände reichen und sich eins wissen in dankbarem Vertrauen einem liebenden Vater gegenüber. Sollte sie nicht lebensfrisch und lebenskräftig genug sein, um auf die immer dringendere Forderung nach Neugestaltung, nach Umgießung der antiquierten religiösen Formeln reagieren zu können? Oder wollen wir uns noch immer unter evangelischer Kirche den Kreis der Stillen im

Lande denken, die von der Milch der frommen Denkungsart groß geſäugt allen Lebensfragen mit zweifelhafter Genügſamkeit fein ſachte aus dem Wege gehen? Wenn wir überhaupt noch eine Rolle in dem Leben unſeres Volkes ſpielen wollen, dann müſſen wir willig und froh den kräftigen Strömen uns öffnen, die durch unſere Zeit fluten. Nicht ummodeln und abſtreichen wollen wir unſer Chriſtentum nach der Laune einer unzufriedenen Gegenwart; ſondern im feſten Vertrauen auf die ſiegreiche Kraft unſerer Überzeugung wollen wir ohne Zaudern die vergängliche Schale preisgeben, damit der echte Kern deſto klarer und deutlicher zu Tage trete.

Die evangeliſche Kirche erlebt in ſich augenblicklich eine ernſte Kriſe. Die Spannung zwiſchen Kanzel und Katheder hat ſich ſo ſehr vergrößert, daß an einem Ende der Bogen einmal brechen muß. Die Gleichgültigkeit der Gebildeten und die Entfernung des vierten Standes ruft laut und dringend nach Reformation. Fangen wir unten an, damit das Gebäude wieder feſt und ſolide fundiert werde. Bismarck bemerkte einmal achſelzuckend über die altkatholiſche Bewegung: „Sie haben keinen Pöbel hinter ſich.“ Den Armen, den Mühſeligen und Beladenen gehört vor allem das Evangelium von der helfenden, lindernden Liebe. Die Not verſchafft da noch am leichteſten Eingang, wenn man ihn ſich nur nicht mit brutaler Gewalt erzwingen will. Vielleicht ſchenkt uns Gott einen zweiten Luther; unſere Aufgabe iſt es, zu wirken, daß die Zeit erfüllet werde.

Moral, Kritik und Kunſt.

Von Johannes Schlaf.

(Berlin.)

Dem Verfaſſer dieſer Zeilen kam einmal ein Büchlein zu Händen, von dem ihm ein Laienkritikus, auf deſſen Kompetenz er mit Grund nicht viel geben konnte, ſagte, es ſei obſcön. Verfaſſer las das Büchlein und mußte jenes Urteil um ein bedeutendes limitieren. Wie? Das ſoll das folgende darthun.

Es ſtanden in beſagtem Büchlein ein paar Geſchichten, die für „Liebhaber“ gewiß recht „pikant“ waren — — — gewiß! Das war nicht zu läugnen! Und dieſe „Liebhaber“ hätten die Verfaſſer allerdings ſchonen

sollen; sie hätten nicht um alles nicht dazu beitragen sollen, das bischen Moral, das bei ihnen vielleicht noch in irgend einem Seelenwinkelchen vegetierte, ganz zu vernichten: sie hätten dann doch lieber, wenn auch auf Kosten ihrer persönlichen und künstlerischen Freiheit, in diesem recht beachtenswerten Lebensmosaik en miniature ein paar Steinchen auslassen sollen. — — — Aber brauchten, ja durften sie denn das? Unsere Kritikasterchen allerdings — die besser thäten, wenn sie einmal ernstlich über wahre Kunstzwecke nachdächten, noch besser aber, wenn sie Schuhe flickten oder sonst etwas Gescheites machten! — weisen allerdings mit wichtiger Miene auf den Moralkodex und schlagen ihre Pygmaeen- und Homunculushändchen über dem Kopfe zusammen, wenn so ein Ausbund von dichterischem Feuerkopf, so ein enfant terrible wie Emil Zola z. B., sich so gar nicht an diesen approbierten Kanon der modernsten „Ästhetik" zu kehren scheint. —

Das ist jedenfalls origineller, als dem antiquierten Gotthold Ephraim Lessing seligen Angedenkens nachzubeten, daß die Kunst keine moralischen Absichten, höchstens derartige Folgen haben könne. Origineller! Jenun! — Aber (und das ist die Hauptsache!) wahrer?? — — — Nein, ihr Herrn, es ist wirklich wahr: Ihr dürft die großartigen, gigantesken Ausbrüche und Bethätigungen wahrsten, vollsten Menschenlebens, wie sie die wahre Kunst bietet, nicht mit der Schneiderelle eures hausbackenen Moralkodexes messen! Und deshalb braucht die reine, läuternde Wirkung der Kunst, der wahren Kunst, keine Fabel zu sein; deshalb kann sie doch moralische Folgen haben — und bedeutsamere als eure Schulweisheit euch träumen läßt! — ohne gerade moralische Absichten zu haben. Das ist ja auch schon, um gleich einmal zum ersten besten zu greifen, erklärlich aus dem formalen Schönheitsmoment der Kunst. Die Schönheit affiziert zunächst die Sinne, schafft ihnen Behagen, angenehmen Reiz. So entsteht Befriedigung auch geistiger Art; wir empfinden eine wohlthuende innere und äußere Harmonie. Das der Moral Widerstrebende aber hebt die äußere Harmonie unserer Lebensverhältnisse auf: es schafft Unbehagen, Unruhe, Disharmonie. Wer nun aber bei geschärftem ästhetischen Gefühl ein Bedürfnis nach der schönen, wohlthuenden Form seiner äußeren Lebensverhältnisse hat und somit auch nach der inneren Harmonie, welche sie gewährleistet: der wird schon aus Widerwillen gegen die unbequeme äußere Disharmonie, gegen das Unschöne des sittlich Schlechten. diesem abgeneigt sein. Das wäre schon ein Gewinn, wennschon dieser Beweggrund zum Guten auch noch nicht der edelste, wertvollste ist, so beruht er doch immerhin auf einem natürlichen, gesunden Egoismus. Aber diese Wirkung des Kunstschönen auf die Läuterung der sittlichen Affekte wird noch ergänzt, erhöht durch das direkt ethisch-fördernde Moment der Idee, des

Ideals, durch den höheren Lebensinhalt, seine letzten Ziele menschlichen Strebens, welche die Kunst in ihrer ganzen Bedeutung auffaßt. So wirkt die Kunst sittlich veredelnd ohne einen kategorischen Imperativ aufzustellen, indem sie die Bedeutung der Dinge zu erfassen sucht, wenn auch nicht mit der präzisen Abstraktion der Philosophie — deshalb auch nicht nach deren einseitigen Systemen — so doch viel wirkungsvoller eben durch die von der geahnten Idee durchgeistigten Formen der Lebenserscheinungen.

Der Mikrokosmos der Künstlerseele soll ein Abbild des ganzen, gewaltigen Makrokosmus des Lebenskomplexes der Menschheit sein; der Künstler und Dichter soll mit der Allgewalt, der Urkraft des Genies die ganze Welt umarmen. Er soll sich mit dem Flammenschwerte des Ideals eine Siegesbahn ringen durch die schmutzigen Realien des Lebens. Da dürft ihr ihm nicht mit eurer superklugen Schulmeistermiene entgegentreten. Im Grunde ist ja eure Mühe auch vergebens: denn könnt ihr die unwiderstehliche, aus geheimen, unbewußten Lebens- und Empfindungstiefen hervorströmende Urkraft des Genius auf die Dauer niederzwängen? Über die Thorheit! Sie wird sich — und dem Himmel sei Dank dafür — immer wieder emordrängen, immer wieder im allmächtigen Gestaltungsdrange aller Lebenserscheinungen sich bemächtigen. Freilich, darin liegt viel Leid, viel Schmerz, niederdrückendes Daseinsweh und wir kleinen Geister können uns glücklich (oder unglücklich?) preisen, daß wir es nicht in dem Maße zu empfinden brauchen, wie die Vorkämpfer im großen Menschheitskampfe. Aber es liegen auch Freuden, Paradieseswonnen auf der Bahn des Genius, von deren Intensität wir uns kaum eine Vorstellung machen können. — — Nein! Macht euch nicht lächerlich, indem ihr diesen Lebensstrom dämmen, indem ihr das Unmögliche möglich machen wollt, in kleine Bächlein zu zerteilen, welche die Mühlen treiben sollen, auf denen ihr euer Alltagsgebäck für den täglichen Gebrauch zusammenmengt! Glaubt es nur, es ist eure Schuld, daß ihr den ringenden Künstlergeist nicht verstehen könnt. Der Lebensernst, die Unmittelbarkeit des Empfindens, die gewaltige, heiße Sehnsucht nach dem Ideal ist bei euch erstickt, erdrückt unter dem Wuste der Halbheit und Schalheit des Alltäglichen. Würdet ihr statt im Halben und Kleinen, im Ganzen leben, würdet ihr euch zu Charakteren heranbilden wollen — und des Menschen Wille ist keine so erbärmliche Kraft wie euer halbverdauter Materialismus euch vorfabelt — dann würdet ihr nicht so auf der Oberfläche schweben, daß ihr über die Kühnheit des Genies das Näschen rümpft, die es wagt selbst durch die Sumpfwüsten menschlichen Lasters das Banner des Ideals zu tragen, dann würdet ihr den Künstlergeist verstehen, der wie ein welterlösender Heiland in die Hölle herniedersteigt aus seinen reinen Sphären

und den Herrscher der Finsternis selbst in seinen Höhlen anzugreifen wagt, dann würdet ihr nicht über die Gedankenstriche Goethes in der Walpurgisnacht den Bettlermantel eurer christlichen Liebe decken. — — Lernt den Genius erst verstehen in seinem heilig-ernsten Streben, dann braucht ihr euch nicht vor seinen Himmel- und Höllenfahrten zu fürchten mit so jämmerlichem Kleinmut; dann dürft ihr sie vielleicht auch wagen und hoffen mit ihm geläutert zu werden, übermenschliches Leid und übermenschliche Wonnen zu ertragen. — — — Aber eure Furcht ist eure Schuld! — Aus dem Geiste des Genius kommen die wirklichen Lascivitäten und Schandflecken in Litteratur und Kunst nicht: sie kommen aus dem Geiste der Halbheit und des Dilettantismus, der erbärmlichen Stückelei, zu der euch das schwache, lebensmüde Flämmchen eures hausbackenen Alltagsverstandes erwärmt — — derjenige freilich, der mit kühner Unverschämtheit die Schleier der Schönheit dem Gemeinen überwirft, daß seine schmutzigen Reize blasierte, sittlich wahrhaft impotente Geister prickeln, der, welcher es schlau vermeidet, jedes Ding bei seinem rechten Namen zu nennen, der teuflische Vernichter wirklicher Sittlichkeit, urwüchsiger, gesunder Menschlichkeit, erhält Generalpardon, wahrscheinlich weil man ihn für ungefährlich hält?! — — Aber freilich: für Backfische, unreife Personen, Leute, die noch nicht im ernsten Lebenskampf zu Charakteren kristallisiert sind, für geistige Rekonvaleszenten ꝛc. paßt die nährkräftige Kost wahrer Kunst nicht! Gewiß nicht! Aber soll ihre Unreife dem ringenden, strebenden Künstlergeist deshalb Schranken gebieten? Der Genius ist für die Reifen, die Kämpfer, für das Salz der Menschheit, er ist für die gesamte lebenskräftige und lebensfrische Menschheit auf die Welt gekommen, für sie ist seine Mission. Mögen die zarten Knospen und Nachwüchse der Menschheit an stillen, geweihten Plätzen erst Kraft und Nahrung gewinnen — aber auch für sie hat das allseitige Genie Lebensbrot — bis sie den großen Grundakkord der Menschheit verstehen lernen, bis ihre Seelen in ihm mitzuklingen vermögen. —

Nein, du geifernder Dilettantismus, du geistige Impotenz: sieh dir nur deine halbe Welt, dein jämmerliches Stückwerk an: die läßt die armen Seelen im Seichten verkommen; du bist es, der sie geistig und am Ende auch gar sittlich herabbringt. Sieh dir nur erst deine jämmerliche Krüppel- und Kretinwelt an! Wenn erst die Zeit der großen Genien und starken Geister wieder da ist, dann wird man auch sittlicher sein, trotzdem man dann ohne Prüderie — allemal ein Zeichen sittlicher und geistiger Impotenz — dem „Fluge nach dem Ideal" des Künstlers folgen kann.

Der gute Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt

hat einmal Goethe-Fauſt geſagt: und das iſt wahr, gewißlich wahr! Ein reines, urwüchſiges, echt-menſchliches, volles Streben iſt reiner als euer Phariſäerhochmut! Der wahre Künſtler iſt der wahre Menſch, und der wahre Menſch das Ideal der nach Vollkommenheit ringenden Menſchheit. — Er ſtrauchelt oft auf ſeinem Wege, denn er „irrt ſo lang er ſtrebt", ſo lang er lebt, aber er iſt nicht das Jammergeſchöpf, zu dem ihr ihn machen wollt, das auch nur auf einer Station dieſer elenden Alltäglichkeit, durch die er ſich winden muß, mit Behagen verweilt: das thut ihr vielleicht: er dringt unverwandt zum Ideal. Er faſelt nicht mit eurer faulen Gedankenloſigkeit dem großen Goethe ſein „Greif nur hinein ins volle Menſchenleben" nach, er plappert nicht in halbtoter, ohnmächtiger Kokketterie mit den „großen Männern" die Kernſprüche ihrer göttlichen Weisheit nach; er ſcheut es nicht mit eurer elenden Feigheit ſich an den Realien des Lebens „die Finger ſchmutzig zu machen": er lebt das Leben, ſo ſchwer es ihm auch oft wird, zu ſeinem und — auch zu eurem Frommen! — Der arme Märtyrer!! — — Er neigt ſich auch zu dir, du armer, kleiner Homunculus, und ſucht dich aus den engen Banden deines toten Lebens, deines toten „Moralkanon" zu erlöſen zu der wahren Moral echter, wahrer Menſchlichkeit. — Du armer, kleiner Homunculus mit deiner armſeligen Verſtandesunfehlbarkeit, laß dich von dem großen „Irrer" Genius zu wahrer Freiheit erlöſen! — — Wenn du doch wieder irren könnteſt! — Wenn doch unſre Kritiker erſt wieder auch nur einen leiſen Hauch echter Menſchlichkeit verſpürten, ihn zu ſpüren wagten: der Tag wäre zu ſegnen! —

Aber es ſoll uns nicht bang werden: der Genius wird wieder ſeine Generation von Stürmern und Drängern ſenden, von ſolchen, die auch zu irren wagen, von Kämpfern, die mit Engels- und Teufelsgewalt zugleich eure Flitterwelt in Trümmer ſchlagen und der idealdürſtenden Menſchheit freie Bahn ſchaffen. Und ſie werden mit jauchzendem Triumph einen neuen Heiland in die ſtaubige Arena des Menſchheitskampfes führen! — — — —

Auf silberner Schale.

Moderne Geschichten von Oscar Linke.

I. Die Zigeunerkönigin.

(November 1877.)

1.

An einem sonnig klaren Herbstnachmittage — wie manche schöne Geschichten, beginnt auch diese so! — fuhr eine seltsame Karawane durch die Chausseestraße Berlins. Alles, was Muße und auch nicht Muße hatte, blieb für einige Augenblicke stehen, um den phantastischen Zug vorüberfahren zu sehen: es waren Zigeuner, deren nächstes Ziel das Dorf Tegel war. Wer von den Zuschauern gerade eine Liebhaberei für Pferde besaß, sah nur mit einem Lächeln der Verachtung auf diese kleinen, mageren, langgeschwänzten, mit Klingeln behangenen Klepper, welche die plumpen Wagen hinter sich herzogen.

Die Kinder auf der Straße, welche sich bei solchen Gelegenheiten anzusammeln pflegen wie Spatzen um eine Droschkenhaltestelle, richteten ihr Augenmerk besonders auf die schmutzigen Zigeunerrangen, meist auf dem hinteren Ende der Wagen sitzend. Jene riefen ihnen allerlei höhnische Worte nach. Diese aber verstanden die Sprache nicht und blickten stolz von ihrer Höhe auf die Straßenbuben herab, als wenn sie damit sagen wollten: Wir können fahren, und ihr müßt gehen!

Nur ein sechsjähriges, dickes Bürschlein flößte selbst der cynischen Straßenjugend bedeutende, mit Neid untermischte Hochachtung ein: Weltunbekümmert saß es da mit lang herabhangenden Beinchen, deren natürliches Rot von einer Kruste Schmutz sorgfältig verhüllt war, und blies aus einer großen, braunen Tonpfeife mächtige Rauchwolken in die Luft. Der darf schon roochen — seufzte mancher von den herumlungernden Gamins — keen Kartoffelkraut oder Nußbaumblattinlage, nee, echten Varinas! —

Von den meist häßlichen Zigeunerweibern mit ihrem lüstern gierigen Gesichtsausdruck erweckte nur eine junge Mutter Mitleid: sie hielt an den unbedeckten Brüsten ein mageres, frierendes Würmchen, auf das sie mit bekümmerten Blicken hinabsah.

Jedoch am meisten angesehen, angestaunt und bewundert wurde die sogenannte Königin, welche auf dem ersten Wagen saß. Majestätisch gleich einer echten Herrscherin saß sie da mit ihrem weithin über den Rücken wallenden, glänzenden Rabenhaare. Die dunklen Feueraugen schauten freundlich

nach allen Seiten umher, während die linke Hand mit der goldenen, bis auf den Busen niederhangenden Goldkette nachläſſig ſpielte. Es machte ſie nicht befangen, daß ihr ſo viele fremde Menſchen ins Antlitz ſchauten. Wer ſie anlächelte, dem ſchenkte ſie ein freundliches Lächeln zur Erwiderung.

Und fürwahr, ſie hatte es nicht nötig, das Lächeln ihres reizenden Mundes hinter ſchützender Handfläche zu bergen gleich manchem hochmütigen Stadtfräulein; denn ihre Zähne waren echt, von zierlicher Kleinheit und von der ſchimmernden Weiße des Elfenbeins.

Während die bezaubernde Königin des phantaſtiſchen Zuges ſo harmlos lächelnd nach allen Seiten hinſchaute, richtete ſie auch zufällig ihre Blicke nach oben, nach einem Hauſe, wo am geöffneten Fenſter ein junger Mann ſtand. Er ſchien auf den vorüberfahrenden Zug kaum zu achten. Wenigſtens blickte aus ſeinem Antlitz nicht jene dumme, teilnamsvolle Neugier, wie ſie bei derartigen Gelegenheiten der große Haufe zu zeigen pflegt. Das Mädchen ſchaute zu ihm empor und warf ihm lächelnd einen bedeutungsvollen Gruß zu. Der junge Mann von oben dankte wieder mit einem verbindlichen, flüchtigen Lächeln — und der Zug fuhr vorüber.

2.

Noch ſtand der junge Offizier, als ſolchen kennzeichnete ihn ſeine kleidſame Tracht, am Fenſter, in Gedanken verloren.

Fiel das nicht wie ein Lichtſtrahl in mein dunkles Leben? ſeufzte er. Hat dieſes Dirnlein mit den Feueraugen aus meinem Antlitz herausgeleſen, wie leer es tief in meinem Herzen ausſieht? Unmöglich. Sie lächelte mir nur wie jedem anderen Manne ihren Gruß zu, hinter dem ſich wer weiß welche neue Lockung verbirgt. Und doch — warum berührte mich gerade dieſes Lächeln ſo ſeltſam? Ich wünſchte, ich wäre gleich den anderen. Dann ſchnallte ich mir den Degen um, ſetzte die Mütze auf, lief der Sirene nach und — erlebte eine kleine Heyſeſche Novelle. Doch ach, wo ſchwere Wolken hangen, da leuchten keine Sterne. Und mein Leben iſt ein ſolcher wolkenſchwerer Himmel. Wäre ich ein Dichter, ich glaube, ſelbſt dann würden mir die unendlich vielen Gleichniſſe fehlen, um dieſe ganze Öde, dieſe reiche Kümmerlichkeit zu veranſchaulichen. Ein Leben voll Kränkungen und Mißgeſchick! Und was das ſchlimmſte iſt, ich darf mein Leiden Niemandem klagen. Was würde wohl ein Offizier ſagen, wenn er hört, daß ein Offizier in ſeinen Mußeſtunden den Leopardi und Schopenhauer lieſt? Und meine Kameraden nennen mich einen „Streber", blicken kalt auf mich, weil ich an ihren Zerſtreuungen nicht teilnehme. Dieſe leichtſinnige, ſchuldenreiche Unſchuld weiß

nicht, daß die Menschen von Natur schon verschieden geartet sind, daß die Menschen nicht die Schuld tragen, wenn sie es sind. Ihnen ist die Arbeit ein Gespenst, das sie in die Flucht jagt, und mir? Ein vom Schicksal auferlegtes Muß, hart und bitter. Doch auch wieder ein Trost — als Betäubungsmittel. Aber wie lange soll es, kann es noch dauern? Und das Herz, das drinnen so laut pocht wie eine Totenuhr, — ohne Antwort zu hören? Mir bangt vor mir selber . . .

So sprach der junge Offizier, der als Pessimist fühlte, ohne damit zu prahlen. Er trat vom Fenster zurück und vertiefte sich wieder in topographische Zeichnungen, sonstige Karten und Berechnungen. Allein diese Arbeiten schafften ihm heute keine Befriedigung, kein Lethe, wie er zu sagen pflegte. Er ertappte sich selber darauf, daß er zerstreut war. Die Zahlen däuchten ihm bald wie Löckchen, bald wieder wie winkende Augen. Er konnte sich nicht von dem Bilde der jungen Zigeunerin befreien.

So viel, dachte er für sich, vermag der Gruß zweier Augen aus der Ferne, das Lächeln zweier Lippen: was vermag wohl erst ein Lippenpaar, dir so nahe, daß es deine Augen nicht mehr sehen?

Und ihm, der ein Freund sauberster Reinlichkeit war, kam in diesen Augenblicken nicht ein einzigesmal die abkühlende Vorstellung, daß jenes heimatlose Wandergeschöpf im Grunde genommen, vom Kopf bis zu den Füßen, aus jeder Pore des Leibes nach Staub, Straßenschmutz und noch einem halben Dutzend Mißgerüchen duften mußte, nicht empfindlich nur für Nasen, deren Empfänglichkeit durch Fusel und Vierradener längst erstickt worden ist.

3.

Schon hatten die dunklen Schwingen des Abends sich über die Straßen Berlins niedergesenkt — wenn ein solches „Bild" noch erlaubt ist unter dem Szepter der Naturwissenschaft. Der Mond und die Sterne schienen zu schlafen hinter dem eintönig grauen Wolkenmantel; dieser selbst war von einem fahlroten Glanz umhaucht, dem Widerschein unzähliger Straßenlichter. Seltsam ist der Schimmer, welchen diese Gaslampen ausstrahlen, zumal an einem Herbstabende. Bei ihrem Anblick fühlt man nicht die milde Glut der Sonne, nicht das zutrauliche Blinken der Sterne, auch nicht das erinnerungsvolle Leuchten des Mondlichts. Kalt starrt ihr rötlicher Glanz die Menschenseele an. Man glaubt durch ein Inferno hinzuschreiten. Erblickt man sie von ferne, so winken sie wie tanzende Irrlichter im Sumpfe; näher angesehen, scheinen sie Gesichter zu schneiden und höhnisch zu grinsen; denn sie haben

viel geſehen und gehört bei Nacht. Und wenn ſie ſprechen könnten, ſo würden ſie ſchweigen vor Verachtung der ſchwachen, oft boshaften, ſelten edelgeſinnten, ſtets blind hintappenden Menſchennatur.

Und doch jene Geſtalt, welche dort über das Granitpflaſter huſchte, wußte dieſen Schildwachen des Inferno Dank. Sie war in einen langen dunklen Mantel eingehüllt, das ſchöne Haupt mit einem blauen, grobwollenen Stück Tuches bedeckt. So ging oder vielmehr ſchwebte ſie dahin. Denn die Füße, auf denen ſich der leichte Bau des Körpers wiegte, ſchienen nicht zu einem ruhigen Gange, ſondern zu einem ewigen Tanze geboren zu ſein.

Wer war die Dahinwandelnde?

Jene ſogenannte Zigeunerkönigin, welche am Vormittag auf dem erſten Wagen geſeſſen, ſo unſchuldig frei umhergeblickt und jedem, der ſie anlächelte, einen lächelnden Gruß erwidert hatte.

Lange ging ſie die Straße dahin. Sie blickte nach allen Häuſern empor, endlich blieb ſie vor einem ſtehen. Es war gelb angeſtrichen, und dort oben neben einem Fenſter im zweiten Stockwerk ſah ſie noch die Stelle, wo ein großes Stück Putz herabgefallen war: einen häßlichen, grauen Fleck.

Dieſes Haus muß es ſein! murmelte ſie vor ſich hin. Sie trat in den Hausflur und ſtieg dann behutſam haſtig die erleuchteten Treppen hinauf. Mehr dem Inſtinkte folgend, welchen dieſes Naturkind als eine Stimme des Göttlichen höher ſchätzte als den meiſt unverſtändigen Verſtand, blieb ſie endlich vor einer Thür ſtehen. An die Thür war eine kleine weiße Karte geſchlagen mit der Inſchrift: Georg v. P. Dieſe Inſchrift beachtete die Zigeunerin weiter nicht. Sie bemerkte nur den blanken Meſſingknopf des unſichtbaren Klingelzuges und drückte daranf. Ein Herr öffnete. Weil er noch im Dunkel ſtand, konnte ſie ihn nicht ſogleich erkennen. Allein ohne auf ſeine Frage, was ſie wünſche, Rede zu ſtehen, drängte ſie ſich an ihm vorbei nach dem offen ſtehenden Zimmer. Der Offizier — ſie hatte ſeine Wohnung nicht verfehlt — ließ mechaniſch die Thür ins Schloß fallen und folgte ihr, über das ſonderbare Benehmen der vermummten Geſtalt verwundert.

Zu anderer Zeit und Stunde wäre ſicher eine barſche Frage und ein feſter Griff ins Genick die Antwort auf dieſes ſeltſame Gebaren geweſen; allein eine Stimme des Innern, eine Ahnung, ſagte ihm, daß ſich hier ein Rätſel löſen ſollte, welches die Zigeunerin anginge.

Größer wurde ſein Staunen, als er wieder in ſein lichtſchimmerndes Zimmer trat. Da ſtand vor ihm die Zigeunerkönigin; lange, ſchwarze Locken, auf welchen ein kleines, in tauſend Farben funkelndes Diadem ſchwamm, umfluteten Nacken und Buſen; ein ſchwarzes Samtröckchen umſchloß den ſchmieg-

sam blumengebrechlichen Leib. Und die schneeweiße Hemdenkrause über dem blauen, silberdurchstickten Mieder ließ das, was sie verbergen sollte, nicht bloß erraten, sondern zum größeren Teile sehen — wie zwei Rosenknospen, die in einem halbgeöffneten Schächtelchen liegen, von weißem Seidenpapier umgeben. Auch das große goldene Halsband fehlte nicht.

Vor allem waren es die beiden dunklen Feueraugen, die jetzt in wundersam feuchtem Glanze schimmernd auf ihn gerichtet waren, und deren unaussprechlicher Zauber ihm fast die Zunge lähmte. Blitzgleich, um wie der Blitz wieder zu vergehen, schoß ihm durchs Gehirn die Erinnerung an ein anmutiges Dichtermärchen, wonach einst der Teufel das Weib erschaffen hatte, aber vergaß, ihm zwei Augen einzusetzen; da sei Gott schnell herzugekommen und habe ihr diese eingesetzt; der Teufel aber hätte gesagt: Meinetwegen! sie wird auch so noch Unheil genug anstiften! —

Der Offizier erkannte das Zigeunermädchen wieder. Ehe er sich noch von seinem Erstaunen erholen konnte, trat schon die Zaubererscheinung auf ihn zu und sagte:

„Setzt Euch, Herr, dort auf das Sofa, ich bitte! Denn ich will Euch wahrsagen!“ —

Verblüfft über diese unvermutete, naive Aufforderung in seinem eigenen Zimmer und doch neugierig auf das Kommende, setzte sich der Offizier nieder.

Mit der ernsthaftesten Miene von der Welt stellte sich nun das junge Mädchen vor ihn hin, ergriff seine Rechte und fing an, geheimnisvolle Worte in einer fremden Sprache zu flüstern, ihre dunkeln Feueraugen beständig auf die Furchen der Innenfläche seiner Hand richtend. Nach einer Weile blickte sie auf, sah ihn mit ihren großen dunkeln Feueraugen an und sagte:

„Herr, Ihr seid unglücklich, doch Ihr werdet glücklich, glücklich für immer werden.“

Der Offizier sah sie betroffen an. Er konnte nicht einmal lächeln. Weil diese Prophezeiung zu abgebraucht, zu trivial war? Gewiß nicht. Diesem Schüler Schopenhauers in Uniform erschien in diesem Augenblicke die Zigeunerin wie das marmorschöne, lebensglühende Kind Fortuna, von seiner grauen Mutter Schicksal zu ihm gesendet.

„Herr,“ fuhr das Mädchen fort, „Du hast einmal geliebt, aber keine Gegenliebe gefunden, weil Du zu ernst, zu schweigsam, zu stolz, zu rein warst!“

Mit diesen Worten beugte sie sich nieder, und mit den Knieen auf einem Teppich liegend, küßte sie seine Hand. Wie seine Hand eine neue Wärme, so durchglühte auch sein Herz plötzlich ein neues Feuer. Dem sprachlos Gewordenen kehrte die Sprache wieder. Aus jenem verzückten,

gewiſſermaßen lunatiſchen Zuſtande des Gefühls kehrte ſein Geiſt wieder zurück in den zauberloſen Augenblick des Gegenwärtigen. —

„Aber, Kind,“ fragte er ſcherzend und ſah ſie an, „woher weißt Du das alles? Unglück, Unglück — wie kann ſolch zentnerſchweres Wort über die Lippen eines holden Kindes kommen? Leider iſt wahr, was Du da geſagt haſt, aber von wannen kam Dir dieſe Weisheit?“

„Herr, Dein Schweigen hat es mir offenbart,“ entgegnete ſie mit feierlicher Miene.

„Und weißt Du auch ſchon, was Liebe iſt, von der die Menſchen ſo viel Aufhebens machen?“

Das Mädchen ſchlug errötend die Augen nieder.

„Herr,“ antwortete ſie halb unwillig, halb ſchmeichleriſch bittend, „ich bin kein kleines Kind mehr. Vor ſiebzehn Jahren ſah ich ſchon die Pußta, und damals war ich gerade anderthalb Jahre alt. Auch haben mich manche ſchon — Fräulein Roſa genannt!“

„Nun, Fräulein Roſa, und was iſt denn die Liebe?“

„Was die Liebe iſt?“ —

Das Mädchen blickte wieder zur Erde. Darauf ſah es ſcheu und verſtohlen umher. Dann erhob es ſich, und ihn mit beiden Armen umfaſſend, ſchier erdrückend, küßte ihn die Zigeunerin, dazu ſtammelnd:

„Das iſt die Liebe!“ — —

Übrigens hatte ſich der Offizier keinen gewöhnlichen Scherz erlauben wollen. Seine Frage entquoll einem großen, immer ſuchenden Gemüte: Konnte nicht einmal eine ſprechende „Volksſeele“ vielleicht mehr Aufſchluß geben als alle geſchriebene Philoſophenarbeit ſeit dreitauſend Jahren?

Und nun? Das iſt die Liebe! — — —

4.

Als der junge Offizier am andern Morgen erwachte, blickte er im Zimmer umher. Er rieb ſich einmal, zweimal, dreimal und immer wieder die Augen: er war allein, er blieb allein. Hatte ihm ein klarer Herbſtnachtstraum die Sinne verwirrt? Doch von ſolchen Dingen träumte er nicht, und halt — da ſtanden ja noch die beiden Schuhe vor'm Bette, die ſie ihm als Gegenandenken hinterlaſſen hatte. Er nahm ſie in die Hand und betrachtete ſie genauer: ſie waren — einer kaiſerlichen Prinzeſſin würdig! — aus weißer, glänzender, marmorähnlicher Atlasſeide und ſo klein ſchier wie die Länge ſeiner inneren Handfläche. Auf jeden Schuh aber ſah er geſtickt

eine goldene Sonne, darunter einen Mond aus blauer Seide und unter dieſem drei ſilbergeſtickte, fünfſtrahlige Sterne.

Der junge Offizier ſpielte mit ihnen wohl den ganzen Vormittag und kümmerte ſich wenig darum, daß ihn gegen Mittag noch die helle Sonne im Bette liegend fand. Und dabei däuchte ihm, als ob ihn noch immer das ſchelmiſche Liedchen umklinge, das ſie ihm in dieſer märchenhaften Herbſtnacht vorgeſungen hatte, während ſie in jenen weißen Atlasſchuhen vor ihm tanzte und ein raſſelndes Tambourin dazu ſchwang. Leiſe ſummte er das ſchelmiſche Liedchen mit ſeiner übermütig kecken Weiſe vor ſich hin:

O wie ſchön die weite Welt
Unter'm blauen Sternenzelt!
Ruhen wir im dunkeln Wald,
Spendet uns die Nacht ſo bald
Ihrer Sternenlämpchen Schein.
Und am Feuer in der Runde,
Während dampft die Pfeif' im Munde,
Klingt's zu nächtlich heller Stunde:
Heiſſa he, juchheiſſa ha!
Kind, wer uns hier lagern ſah,
Möchte wohl Zigeuner ſein!

Heda, Burſch! Erwecket ihn!
Mädchen, nimm Dein Tambourin —
So! Wie ſchwebt ſie ſchön im Tanze!
Selbſt der Mond in gold'gem Glanze
Scheint vor Luſt entflammt zu ſein.
Laßt die Flaſche laut und leiſe
Wandern rings im trauten Kreiſe,
Trinkt und ſingt dazu die Weiſe:
Heiſſa he, juchheiſſa ha!
Mann, wer uns beim Zechen ſah,
Möchte wohl Zigeuner ſein!

Und die Roſa kennſt Du nicht
Mit dem ſchelmiſchen Geſicht?
Mit den dunklen Schlangenlöckchen,
In dem ſchwarzen Sammetröckchen,
Augen wie ein Feuerſchein?
Schon ihr Lächeln iſt Gekoſe;
Ihr Geflüſter, ſchalkhaft loſe,
Weht wie Duft von einer Roſe ...
Heiſſa he, juchheiſſa ha!
Jüngling, wer die Roſa ſah,
Möchte wohl Zigeuner ſein!

Echoähnlich glaubte er fern die Worte verklingen zu hören:

Schon ihr Lächeln iſt Gekoſe,
Ihr Geflüſter, ſchalkhaft loſe,
Weht wie Duft von einer Roſe ...

Aber wahrgeſagt hatte ihm die wie in einem Märchen erſchienene Wunderfee, welche er trotz ſeines Suchens in den nächſten Tagen nicht wiederfand. Ward ihm auch das ſogenannte Eheglück nicht zu teil — an der modernen, zu ſeinem Stande paſſenden Mädchenwelt fand er wenig Verlockendes — ſo genügte doch die Erinnerung an dieſe eine ſeltſame

Nacht, an dieſes waldfriſche Naturkind, um die trüben Schatten einer Stunde auf Tage zu verſcheuchen. Er wurde zwar ernſter als je, aber auch milder gegen jedes Thun der Menſchen. Er ſtieg gleichſam herab von der einſamen Berghöhe ſeiner Weltbetrachtung, die ihm das Menſchengetriebe ſo verächtlich, unbedeutend, kleinlich hatte erſcheinen laſſen. Er maß ſich wieder Schulter an Schulter mit dieſer Menſchheit und fand, daß er nicht größer war als all die andern.

Wollte er ſich einmal zu zweien gleichſam glücklich fühlen, dann holte er aus dem Geheimfache ſeines Schrankes die beiden weißen Atlasſchühchen und ſtellte ſie vor ſich hin auf den Tiſch. Und während er auf dem Sofa dalag, die blauen Duftwolken einer Zigarre vor ſich hinblaſend, betrachtete er traumſelig, wie ein Frommer ſein Heiligenbild anſchaut, auf den beiden weißen Atlasſchuhen die goldne Sonne, darunter den blauen Mond und unter dieſem die drei ſilbernen, fünfſtrahligen Sterne . . .

Und ſeltſam, ſeltſam, überſeltſam: je älter er an Jahren wurde, um ſo wunderlicher geſtaltete ſich ihm das Erinnerungsbild an dieſe Begegnung: aus der verwirrenden Erſcheinung des Zigeunermädchens erwuchs ihm das Phantom eines erosähnlichen Weſens. Freilich hütete er ſich wohl, offen davon mit dem erſten beſten zu reden. Nur einem bewährten, gleichalterigen Freunde vertraute er einmal in ſelten vorkommender Weinlaune ſein Seelengeheimnis an. Dieſer lächelte, nickte mehrere Male mit dem Kopfe und ſchwieg; nur zu gut verſtand er dieſe allmähliche Herzenswandlung ſeines Freundes, des Majors Georg v. P . . . .

II. Der Seelenretter.

Februar 1889.

Ich war — ſo erzählte mir an einem Sommerabend ein jüngerer Stadtpfarrer des oberſchleſiſchen Städtchens U., mit dem ich in einem Gartenlokal unter ſchattiger Geisblattlaube bei einer Flaſche feurigen Ungars zuſammenſaß — ich war vor einigen Jahren als junger Kaplan hierher gekommen, zur Unterſtützung des alten Pfarrherrn, der leider mit der Zeit ſtark kurzſichtig geworden war und auch — nun, die böſe Welt eben laufen ließ, wie ſie wollte. Noch auf dem Breslauer Theologen-Seminar hatte mir unter den vielen unſagbar ſchönen Bildern, welche das Neue Teſtament unſerer Phantaſie, unſerem demokratiſch fühlenden Gemüte gewährt, immer — wie ſoll ich ſagen? — das Verhältnis Jeſu zu den ſchönen, reuigen Sünderinnen am öfteſten und dauerhafteſten vor Augen geſchwebt. Es

wurde mir gleichsam zur fixen Idee, auch einmal in meinem Berufe eine solche verlorene Seele dem Himmel wiedergewinnen zu können. Ein Fanatiker bin ich nicht; Sie sehen, ich liebe den Wein und eine gute Zigarre für den Reiz des Schönen bin ich nicht unempfänglich, und ich verstehe es, kann es entschuldigen, wenn das Verlockende der Sünde den Mann zum Sklaven erniedrigt; im Mythos von Simson und Delila habe ich für diese Lebenstragik stets das tiefsinnigste Symbol gefunden. Nun, daß ich dieser Versuchung nicht erlegen bin, will ich nicht meiner Thatkraft zu gute schreiben — das wäre anmaßender Hochmut — ich bin eben so veranlagt und deshalb vielleicht eben zu dem schweren Amte eines Seelenverwesers mehr geeignet als mancher, mancher selbst meiner Kollegen, die heute wie ihre protestantischen Genossen heimlich nach der Ehe sich sehnen, die ich gerade als nicht im Einklang mit dem Dienste des Geistlichen stehend erachte.

Dies nebenbei — auch ich habe das Recht freier Meinungsäußerung — nun, eine solche verlorene Delilaseele zu retten, dazu sollte mir bald Gelegenheit geboten werden, nachdem ich mit dem kleinen, kaum 1500 Einwohner zählenden Städtchen vertrauter geworden war.

Wenn ich, von einem Spaziergange aus der bescheidenen Umgegend heimkehrend, des Abends über den Ring kam, den von einem weiten Häuserviereck gebildeten Marktplatze mit seinem Rathaus in der Mitte, da pflegte mir schon zu wiederholten Malen ein Wesen zu begegnen, dessen Tracht und Kleidung in auffallendem Gegensatze zu der ortsüblichen Dürftigkeit und Geschmacklosigkeit stand. Sie sah wie eine polnische Gräfin aus, allein diese pflegen am Tage und auf der Gasse eines solchen Städtchens nicht so auffällig zu gehen.

Sehr bald erfuhr ich, weß Geistes Kind die schöne Josepha war. Was mich mit besonderer Empörung erfüllte, war, daß über diese Circe Jung und Alt in seiner Unbildung sprach, als handelte es sich um die gleichgültigste Geschichte der Welt. Doch Ekel erfaßte mich, wenn ich sah, wie Kinder, zumal Mädchen, diesem Wesen mit eigentümlichen, neugierig fragenden Blicken nachschauten; in ihren blumenreinen Seelen war noch kein Verständnis für dieses unsaubere Handwerk, sie ahnten nur dunkel, daß es nicht mit rechten Dingen zuging, wenn sich Josepha schöner kleiden konnte als ihre Mütter und älteren Schwestern. Und wer einmal fragte bei der Mutter, bekam wohl einen Schlag auf den Mund und ein paar derbe Worte über das „Saumensch“ zu hören, welche noch weniger die Frage des Kindes lösten ...

Das durfte nicht so weiter gehen. Eines Nachts kam mir der Gedanke, zu erproben, ob es mir nicht mit meiner Überredungskunst gelingen sollte, auch dieses Wesen wieder auf den rechten Pfad zu leiten.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages begab ich mich geraden Weges in das Haus der Schönen. Es lag am Marktplatz, dicht an einer schmutzigen Quergasse, welche hinanführte zu einem halb zerfallenen Schloßbau, an dessen verwitternden, weißgrauen Kalkwänden just um diese Stunde die Sonnenstrahlen in unaufhörlich ineinander verzitternder Wellenbewegung wie dampfend auf- und niederrannen. Der Marktplatz lag fast öde und unheimlich still. Nur einige Verkäuferinnen von Sämereien hockten träge auf der bloßen Erde hinter dem groben Stück Linnen, auf welchem sie ihre Erzeugnisse ausgebreitet hatten. Nur eine schaute mir nach, als ich, im schwarzen Cylinder und Gehrock, in der Hausthür verschwand. Was mochte sie wohl gedacht haben? Ja, als ich die Treppe hinaufsteigen wollte, kamen mir einige Schulkinder entgegen, die mir ehrerbietig die Hand küßten. Wie ein Stich ging es durch meine Seele, als ein kaum elfjähriges Mädchen mit großen, rehbraunen Augen zu mir aufblickte und dann die Worte herunterhaspelte, ohne daß ich doch irgend etwas erfragt hatte:

„Ja, Herr Kaplan, hier wohnt die Josepha. Gestern Abend kamen vier Offiziere und fragten auch nach ihr. Und ich habe ihnen gesagt, daß sie da wohnt. Ganz gewiß, ich lüge nicht, das weiß ja auch jedes Kind."

Bei Gott, so weit war es gekommen: wegen dieser Dirne hatte das Städtchen einen gewissen Ruf bekommen: sogenannte lebenslustige junge Offiziere aus dem benachbarten Garnisonstädtchen fuhren oft in größerer Anzahl hierher, um sich bis in die Nacht hinein bei der wilden Josepha zu amüsieren, ein für solche Herren sehr billiges und darum gewiß noch unanständigeres Vergnügen . . . Und im Laufe des folgenden Tages küssen oft dieselben Lippen eines solchen Herren ganz gehorsamst die Hand einer „Gnädigen" — unerträgliche Vorstellung! Nicht einmal, wenn ich Eisenhandschuhe anhätte, ertrüge ich eine solche Demütigung. Sie lächeln? Vielleicht bin ich in solchen Dingen als Geistlicher und prädestinierter Junggeselle nicht — kompetent! Meinetwegen! —

Nachdem ich die beiden Stiegen erklettert hatte, klopfte ich an. Eine Dienstmagd öffnete mir; mit sichtlicher Bestürzung hieß sie mich eintreten und sagte, das Fräulein würde gleich kommen — das Fräulein!

Ein einziger Blick überzeugte mich, daß in diesem Gemach noch gestern Abend eine Art von Bacchanal gefeiert worden war. Übrigens war das Zimmer bescheiden ausgestattet. Beim Ofen an der Wand standen noch geleerte Weinflaschen, während über dem abgeblaßten, rotbraunen Plüschsofa ein Öldruckbild der Madonna hing, mit einem vertrockneten Ährenkranze eingefaßt.

Plötzlich aus der nebenanstoßenden Kammer kam die schöne Josepha

auf mich zugestürzt, sie war übrigens nicht schön im Sinne der gebildeten Welt: nur ein gesundheitstrotzender Viehmagdstypus, eine „Wasserpolakin" niederster Herkunft. Sie sank zu meinen Füßen hin und küßte unter unaufhörlichem Schluchzen meine Hände; so widerlich mir diese Berührung im Augenblicke war, ich mußte sie ertragen.

Ja, Herr Kaplan, ich weiß ja, ich weiß ja, Sie wollen mich aus dem einstigen Höllenfeuer erretten. Ach, ich folgte so gern, doch ich kann nicht, kann nicht mehr. Ich bitte Sie, gehen, gehen Sie und vergessen Sie mich — ein Kaplan bei mir: mein Gott, niemand wird sich wieder hertrauen!

Ich faßte ruhig ihre Hand und hieß sie aufstehen. Ich wich ein wenig zurück und lehnte mich mit dem Rücken gegen das Fensterkreuz, unbekümmert darum, daß ich da vom Marktplatz aus gesehen werden konnte.

Was ich in jenen Augenblicken gesprochen habe, kann ich nicht mehr Wort für Wort angeben. Ich entsinne mich nur, daß ich ihr das Bild ihrer verstorbenen Mutter, so lebhaft, als ich vermochte, vor Augen führte, daß ich ihr ausmalte, welche Schmerzen die Arme wohl empfinden müßte, sähe sie aus ihrer himmlischen Höhe herab auf das schandbare Treiben ihrer Tochter. An kräftigen Gleichnissen und Bildern habe ich es auch nicht fehlen lassen — wer mit dem Volke redet und es überzeugen will, dessen Sprache darf nicht nach der Studierlampe riechen. Jedenfalls muß sie sehr aufmerksam zugehört haben; denn sie stürzte plötzlich auf mich zu, als hätte sie lange mit sich gerungen und nun einen Entschluß gefaßt, und sagte:

Lassen Sie mir Bedenkzeit bis morgen. Und Sie versprechen mir auch, daß Sie für mich —

Natürlich. Zunächst müssen Sie hinweg von hier nach einem anderen Städtchen. Ich werde sorgen —

O, o, hinweg von hier, seufzte sie und blickte zum Erdboden und sah mich nicht an.

Doch ich ging, ohne weitere Worte zu verlieren, und gewährte ihr die Bedenkzeit. —

Am andern Mittag stand ich wieder vor ihr. Aber was war ihr in den Kopf gefahren? Ich sah eine Teufelin, eine verlockende Todsünde. Josepha hatte sich geschminkt, sie trug ein bordeauxweinrotes, weitausgeschnittenes Seidenkleid, die dunkelbraunen Haare rochen nach einer billigen Pomadensorte, und von ihren Lippen wehte mir der Hauch von Zigarretten entgegen; mit dem Genusse der letzteren hatte sie wohl die Fühlbarkeit eines vorangegangenen Bacchusopfers verscheuchen wollen.

Sie sah mich mit verführerischem Lächeln an, sprach kein Wort und

blickte dann zum Stubenboden nieder und auf den kleinen Schuh, der unter dem Seidenkleide sich hervorschob, lugend wie ein Mäuschen.

Josepha, was soll das? fragte ich erstaunt.

Nur Dich will ich lieben, nur Dich allein, nur in Deinen Armen liegen — jede Nacht — Nacht — o das ist schön! hauchte sie und suchte mir um den Hals zu fallen.

Ich will ehrlich sein: einen Augenblick, eine flüchtige Sekunde wallte mein Blut heißer auf, während sich mein Kopf sagte, eine schlaue Katze will mit dir ein ruchloses Spiel treiben; — aber war es Zufall oder himmlischer Wink? — mein Auge fiel auf das Madonnenbild mit dem Ährenkranze über dem Sofa, ich war neu gewappnet, gleichsam geheiligt. Mit tiefem Schmerze empfand ich jetzt nur noch das Gebaren dieser armen Dirne; ich hatte zwiefaches Mitleid mit ihr.

Josepha, wozu dies einfältige Spiel? Nur Deinen Heiland sollst Du lieben. Weißt Du, daß Du verworfen bist? Schämst Du Dich gar nicht, nicht einmal vor den Kindern draußen auf der Gasse?

Ich will so — gerade die Reichen —

Ich ließ sie nicht ausreden, sondern sprach weiter:

Noch einmal komme ich morgen wieder. Höre, was ich verlange, bei Deinem Seelenheil: All diesen Putz sollst Du verbrennen! Hörst Du, ja wohl, verbrennen mit eigener Hand — auf dem Küchenherde: Dann wird auch der böse Geist von Dir weichen. Ich werde Dir schlichtes Dienstmädchengewand kommen lassen. Und damit Du leben kannst, ich weiß, Du hast nähen gelernt, werde ich Dir vom Kaufmann Landsberger am Ringe ein Dutzend Hemden zuschicken lassen. Bleibe dabei, daß Deine schmutzige Seele wieder rein wird, noch ist es nicht zu spät, aber sonst bist Du erbarmungslos den Krallen des Teufels verfallen, und Deine Mutter aus himmlischen Höhen wird sehen und klagen und nimmer helfen können. Nimmer, nimmer —

Hören Sie auf, o hören Sie auf! rief Josepha mit lautem Schluchzen, und wieder lag sie vor mir auf der Erde — wie mich dieses bordeauxweinrote Seidenkleid in seiner Formlosigkeit angrinste! O dieses Rauschen und Knistern — ich hätte am liebsten mit meiner Stiefelspitze hineinfahren mögen — Seide und Satan — ist diese Alliteration so rein zufällig?

Mein Heilmittel war vielleicht etwas drastisch; indessen unreine Gassen fegt man mit grobem Besen und nicht mit einem Federbüschel.

Der dritte Mittag kam. Mir selber wurde etwas bänglich zu Mute. Mitten auf dem Markte kam mir weinend Josephas Dienstmädchen entgegen. Sie war entlassen, mit, den Verhältnissen entsprechend, reichen Geschenken

bedacht. Josepha wollte abreisen, nach einer andern Stadt ziehen, und das Mädchen sollte zu ihren Eltern nach dem Dorfe zurückkehren.

Ich ging die Treppe hinauf, pochte an und öffnete mir dann selber die Thür. Und jetzt? Hätte ich das arme Wesen in meine Arme schließen und küssen mögen: eine weihevolle, überselige Stimmung überkam mich. Seit jenen Augenblicken habe ich erst verstanden, welche Hochgefühle so oft durch die Brust des heiligen Franziskus geflutet sein mögen, ein Strom von glühenden, und doch weich anschmeichelnden Rosendüften!

Vom Markte aus unsichtbar, saß sie am Fenster, in schlichtem, braunem Kleide ohne irgend welchen falschen Schmuck am Leibe und nähte, vor sich auf dem Boden eine weiße Wolke von zurechtgeschnittenem Linnenzeuge. Sie schob die Fußbank bei Seite, trat auf mich zu und sah mir in die Augen, um selbst rasch wieder niederzublicken. Sie vergoß keine Thränen, küßte mir auch die Hand nicht. Sie schien um zehn Jahre älter geworden; von ihrer neusilbernen Schönheit waren wenig Spuren übrig geblieben. Aber sie machte den Eindruck der saubersten Reinlichkeit, äußerlich sowohl wie zumal auch dem Inneren nach, das sich in der Ruhe ihres Angesichtes wiederspiegelte.

Herr Kaplan, sagte sie, ich danke Ihnen. Von Ihnen habe ich diese Nacht geträumt, und mir war, als sah ich in Ihnen unseren Heiland selber. Die gleichen, so ruhig und unerbittlich leuchtenden Augen mit ihrer stummen Sprache. Das klingt wohl seltsam? Es ist so. Ja, diese Augen haben es mir angethan.

Ich setzte mich neben sie auf einen Stuhl. Wir plauderten sogar ein Stündchen allein. Und ist Dir die Umkehr wirklich so schwer geworden?

Allein, allein wäre ich nie dazu gekommen. Ja, auch schwer geworden ist es mir. Aber die Erscheinung meiner verstorbenen Mutter —

Der Mutter?

Ja, sie trat an mein Bett in der Nacht im Traume. Sie schlug mich, schimpfte, zerkratzte mir das Gesicht, riß mir Haare aus — wo? darf ich gar nicht sagen — ich schrie und erwachte. Gegen Morgen sah ich im Halbtraum, wieder Sie, Herr Kaplan, und Ihre Augen, so starr und doch so licht. Diesen bin ich gefolgt, um zu leben —

Zu leben wirst Du haben. Gedulde Dich, auch Du sollst wahre, echte Freude wieder kennen lernen.

Freude giebt es für mich hier nicht mehr.

So arbeite.

Ja, um gut zu machen, was ich gesündigt habe.

Ich kehrte heim, Offiziere begegneten mir auf der Gasse, ich sah ihnen

nach und blieb ſtehen. Nach einer Weile ſah ich ſie mit wahrhaft göttlich dummen Geſichtern zurückkehren.

Verrücktes Weibsbild, ſprach einer.

Sie wird alt! der zweite.

Steckt wohl ein Pfaffe dahinter, der dritte.

Es geſchehen Zeichen und Wunder! ſpottete der letzte dieſer vierſtimmigen Sippſchaft!

Ja, es geſchehen noch immer Zeichen und Wunder, ſagte ich halblaut und raſch im Vorübergehen. Die grünen Jungen — ſie waren in Civil — mögen herrliche Geſichter geſchnitten haben.

Joſepha hatte Wort gehalten. Sie lebte als Nähterin in Oppeln, kaum zu ſehen. Aber ſie ſtarb frühe an der Schwindſucht —

Und, frage ich —

Und, lieber Doktor und Freund, ich wollte Ihnen das Eine, Alte ausdrücklich ans Herz legen zum Trotze gewiſſer Auswüchſe Ihrer allerneueſten Naturwiſſenſchaftsheiligen. Ich bin, nebenbei bemerkt, kein Feind der fortſchreitenden Kultur; Sie ſehen, wir befreunden uns auch mit einem Präſidenten als Leiter eines Staates — doch ich halte es für gedankenloſe, ruchloſe Oberflächlichkeit, zu erklären, gegen Vererbung, Angewohnheit und wie all die ſchönen Schlagworte heißen, gebe es kein Mittel. Ich meine, auch heute noch kann ein Menſch mit ſeinem Willen den eines anderen gleichſam zerbrechen, neugeſtalten, umwandeln. Es kommt eben darauf an, wen man vor ſich hat und wie es gemacht wird! —

Die Flaſche Ungar war leer; wir ſchieden mit herzlichem Handdruck voneinander.

Das bürgerliche Geſetzbuch und die Sozialreform.

Von Ludwig Fuld.

(Mainz.)

Unter den zahlloſen kritiſchen Betrachtungen und Beſprechungen des Entwurfes eines bürgerlichen Geſetzbuches für das Deutſche Reich verdienen diejenigen eine beſondere Aufmerkſamkeit, welche denſelben vom Standpunkte der Sozialpolitik und Sozialreform prüften. Es entſpricht der Richtung unſerer Zeit und den die Geſetzesbildung der Gegenwart beherr-

schenden Gedanken, daß man auch bei der Kodifikation des bürgerlichen Rechtes mit Entschiedenheit das Verlangen nach weitgehender Berücksichtigung der sozialen Anschauungen erhebt. Kein Gesetz, welches von dem Staate erlassen wird, der zuerst das Panier der Sozialreform entfaltet hat, kann sich der Pflicht entziehen, den sozialen Verhältnissen jede nur irgend mögliche Beachtung angedeihen zu lassen, keines darf daran vergessen, daß es die oberste und höchste Aufgabe des Staates und insbesondere des monarchischen Staates ist, sich des Schutzes der Armen und Schwachen gegen die Reichen und Starken mit allen Kräften anzunehmen. Wenn bisher das bürgerliche Recht, auf den Anschauungen des römischen Rechtes fußend, das allerdings in seiner Starrheit und Herzenshärte für die sozialen Aufgaben der Gesetzgebung kein Verständnis hatte, diese Seite seiner Thätigkeit zum guten Teile übersah und unbeachtet ließ, so hat das bürgerliche Recht der Gegenwart und nächsten Zukunft durchaus keinen Anlaß, auch in diesem Punkte den Überlieferungen früherer Zeiten Gefolgschaft zu leisten. Wie im öffentlichen Rechte der soziale Gedanke mehr und mehr zum Durchbruch gelangt, wie er alle Zweige desselben beherrscht und durchdringt, so muß auch im bürgerlichen Rechte der neuen Zeit ihr Recht zu Teil werden; das bürgerliche Recht kann und darf nicht in den Tagen der Sozialreform sich damit begnügen, ein Spiegelbild der wirtschaftlichen und sittlichen Anschauung längst hinter uns liegender Zeiten zu sein, es muß vielmehr mit aller Kraft danach streben, daß auch in ihm die Meinungen der Gegenwart deutlichst zum Ausdrucke gelangen. Es kann nun nicht verkannt werden, daß der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches, welcher jetzt einer zweiten Beratung und einer ziemlich weitreichenden Um- und Durcharbeitung unterzogen wird, diesen Gedanken bei weitem nicht entspricht; die soziale Aufgabe des bürgerlichen Rechtes hat in ihm nicht die genügende Anerkennung gefunden, ja man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß die kenntnisreichen Verfasser des Entwurfes den Beruf des bürgerlichen Rechtes, auch zu seinem Teile an der Lösung der sozialen Aufgaben unserer Zeit mitzuarbeiten, überhaupt bestreiten, was einer in juristischen Kreisen sehr verbreiteten Anschauung entspricht; manche Äußerungen in der Begründung der einzelnen Gesetzesvorschriften berechtigen zu der Schlußfolgerung, daß die Verfasser sich zu der Meinung bekennen, daß nur das öffentliche Recht in der Lage sei, auf die Lösung sozialer Fragen einen Einfluß ausüben zu können. Nun ist es allerdings richtig, daß die Hauptarbeit bei der Behandlung der sozialen Angelegenheiten nicht dem bürgerlichen, sondern dem öffentlichen Rechte anheim fällt, allein ebenso unzweifelhaft ist es, daß die Vorschriften des bürgerlichen Rechtes für die Entwicklung der sozialen Zustände von der allergrößten

Bedeutung ſind. Was iſt denn das bürgerliche Recht anders als die äußere Ordnung der durch das Gemeinſchaftsleben — Kant ſprach von einer Koexiſtenz freier Weſen — und aus demſelben entſtehenden Zuſtände und Verhältniſſe, was enthält es anders als Satzungen, welche mit zwingender Gewalt die Daſeinsbedingungen der in einem Verbande lebenden Menſchen regeln? Es iſt eine Verkennung des Zweckgedankens im Rechte, wie ſie nicht größer gedacht werden kann, wenn man deſſenungeachtet dem bürgerlichen Rechte die Einwirkung auf die Geſtaltung der Lebensbeziehungen der im Staate lebenden Menſchen zu beſtreiten und es lediglich auf die Herſtellung der formellen Rechtsgleichheit zu beſchränken ſucht; die Thatſache, daß das bürgerliche Recht den am meiſten zurückgebliebenen Zweig des Rechtes bildet, die Thatſache, daß es durchaus nicht auf der Höhe der Zeit und unſerer Kulturentwickelung ſteht, was ja von allen Rechtsgelehrten anerkannt wird, die den Zuſammenhang der Rechtsbildung mit der Entwickelung der Volkswirtſchaft zu würdigen verſtehen und nicht in dem römiſchen Recht das für alle Zeiten nachahmungswürdige Muſter eines Rechtes erblicken, muß vor allem hierauf zurückgeführt werden. Soll nun das deutſche Volk am Schluſſe des neunzehnten Jahrhunderts ein Geſetzbuch erhalten, welches ohne Verſtändnis den großen Aufgaben der Zeit gegenüberſteht, ſoll es ſich mit einem Geſetzbuch begnügen, das im Weſentlichen ein Abklatſch der Satzungen des römiſchen Rechtes iſt, mit einem Geſetzbuche, das in Bezug auf den Schutz der Armen und Schwachen im Großen und Ganzen den Anſchauungen huldigt, welche Ulpian und Papinianus, Paulus und Modeſtinus vor faſt zwei Jahrtauſenden vertraten? Wir glauben nicht, daß dies der Wille des deutſchen Volkes iſt, wir ſind vielmehr der feſten Überzeugung, daß das bürgerliche Geſetzbuch nur dann die Nation beruhigen, daß es nur dann ein beliebtes und volkstümliches Geſetz werden wird, wenn es erkennen läßt, daß es durch die ſozialen Anſchauungen unſerer Zeit befruchtet worden iſt. Einer der geiſtvollſten Rechtsgelehrten unſerer Tage, dem wir eine ausgezeichnete kritiſche Beſprechung des Entwurfes verdanken, Otto Gierke, hat dieſen Gedanken in einer kleinen Schrift, welche ſich mit den ſozialen Aufgaben des bürgerlichen Rechtes befaßt, in ebenſo treffender, wie warmer Weiſe näher ausgeführt und wir glauben, daß die gewaltige Arbeit, welche man auf die Herſtellung der Rechtseinheit in Deutſchland ſchon verwendet hat und noch verwenden wird, mit Nichten durch einen angemeſſenen Erfolg gekrönt wird, wenn man es verſäumte, den Forderungen nachzukommen, welche daſelbſt aufgeſtellt werden. Natürlich ſoll und darf keine Rede davon ſein, das bürgerliche Geſetzbuch zu einem Verſuchsfeld für ungereifte Gedanken zu machen, wie ebenfalls von Manchen gefordert wird, demgemäß kann es nicht gebilligt

werden, wenn man verlangt, daß das Gesetzbuch beispielsweise das Erbrecht in einer Weise umforme, welche den sozialistischen Forderungen entspricht, oder daß es bei der Ordnung der Erbberechtigung den Unterschied zwischen ehelicher und unehelicher Geburt beseitige. Gegen die Verwirklichung dieser und ähnlicher Vorschläge, welche zum Teile nicht nur in rechtlicher, sondern auch in sittlicher Beziehung als höchst bedenklich zu bezeichnen sind, muß entschiedenste Verwahrung eingelegt werden, auf sie bezieht sich auch das Verlangen nach einer sozialrechtlichen Umbildung des Entwurfes mit Nichten, wir haben hierbei vielmehr nur solche Vorschriften im Auge, welche in sich gerechtfertigt sind und vielfach in den Gesetzgebungen anderer Staaten bereits bestehen.

Es kann selbstverständlich nicht unsere Absicht sein, in einer Zeitschrift, welche sich nicht an die Fachgelehrten wendet, die Vorschriften in erschöpfender Weise aufzuzählen, bei welchen die Verfasser des ersten Entwurfes das soziale Interesse nicht in ausreichendem Maße berücksichtigt haben, es muß genügen, wenn wir an einigen Beispielen, welche den verschiedenen Teilen des Entwurfes entlehnt sind, den zur Rechtfertigung dieser Behauptung erforderlichen Nachweis erbringen. Zu den schwierigsten sozialen Fragen unserer Zeit gehört bekanntlich die Wohnungsfrage; schier unübersehbar ist die Litteratur, welche darüber in den letzten Jahren entstanden ist, zahllos sind die Vorschläge, welche zur Beseitigung des großstädtischen Wohnungselendes gemacht werden und fast ebenso zahllos sind die Vereine und Versammlungen die in angestrengter Arbeit die Klärung der darauf bezüglichen Ansichten herbeizuführen versucht haben. Man hätte nun erwarten dürfen, daß auch das bürgerliche Gesetzbuch seinen auf das Wohnungswesen sich beziehenden Vorschriften einen Inhalt gäbe, welcher den Anforderungen entspricht, die in dieser Beziehung gestellt werden müssen; es ist bekannt, daß die Bestimmungen des bürgerlichen Rechtes über die Wohnungsmiete von großem Einfluß auf die Wohnungsverhältnisse sind und man weiß auch, daß dieselben für die Verschärfung der Wohnungsfrage zum guten Teile verantwortlich gemacht werden müssen. Diesen Erwartungen hat aber der Entwurf so gut wie nicht entsprochen. Der einzige Fortschritt, den seine, die Wohnungsmiete regelnden Bestimmungen enthalten, ist in der Beseitigung der barbarischen Vorschrift zu erblicken, daß das Zurückbehaltungsrecht des Vermieters sich auf diejenigen Sachen des Mieters erstreckt, welche im übrigen unpfändbar sind; noch einen Schritt weiterzugehen und das Zurückbehaltungsrecht ganz zu beseitigen, hat man leider nicht den Mut gehabt, trotzdem die Beibehaltung dieses Rechtes in keiner Weise gerechtfertigt ist und im Widerspruch mit der gesamten Rechtsbildung der Gegenwart steht. Dagegen hat man den traurigen Satz, daß

Kauf Miete brechen soll, diesen durchaus undeutschen Rechtssatz, in den Entwurf aufgenommen und dadurch das bürgerliche Recht hinter das preußische Landrecht zurückgeführt; für die sozialen Nachteile dieser herzensharten Bestimmung hat man kein Verständnis gehabt, die Millionen Deutscher, welche nicht Hausbesitzer sind, wurden ebenso behandelt wie das römische Kaiserrecht die besitzlose Proletariermasse der Siebenhügelstadt behandelte. Von einem Schutz des schwächeren Mieters gegen den stärkeren Vermieter ist in dem Entwurf keine Rede, die unselige „Fiktion" der Juristen alten Schlages, daß beide vertragschließenden Teile einander völlig gleich gegenüberstehen und deshalb der Gesetzgeber keinen Anlaß habe in den von ihnen abzuschließenden Vertrag einzugreifen, hat den Entwurf verhindert, die wahre Rechtsgleichheit dadurch herzustellen, daß man gewisse Bestimmungen des Mietvertrages, durch welche der Mieter in ungebührlicher Weise in seiner Freiheit beschränkt wird, für ungültig erklärte; auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes hat die Gesetzgebung schon längst mit dieser „Fiktion" gebrochen, wir erinnern in dieser Beziehung nur an die Bestimmungen der Gewerbeordnung über den Inhalt des Arbeitsvertrages, warum räumt nicht endlich auch das bürgerliche Recht mit dieser Überlieferung der römischen Juristen auf, warum verschließt es sein Auge noch länger dagegen, daß der Mieter ebensowenig die völlige Freiheit bei der Vertragschließung besitzt wie der Arbeiter? Die Zeit der „Fiktionen" ist vorüber, dieselben haben in den Tagen der Sozialreform keinen Platz mehr, sie gehören in die juristische Rumpelkammer, die Rechtsbildung der Gegenwart hat sich mit der Wirklichkeit, nicht mit „fingierten" Verhältnissen zu befassen. Wie soll aber die Wohnungsfrage ihre Lösung finden, wenn das bürgerliche Gesetzbuch des Verständnisses für sie so gänzlich entbehrt?

Nicht minder groß ist die Verletzung der sozialrechtlichen Anschauungen, welche der Entwurf bei Regelung des Ehescheidungsrechtes begangen hat; wir wollen an dieser Stelle nicht weiter darauf eingehen, daß der Entwurf im Grunde genommen die Ehescheidungsgründe gar nicht festgesetzt hat, sondern es dem Ermessen der Richter überläßt zu beurteilen, ob die Verhältnisse darnach angethan sind, die Trennung der Ehe als angemessen erscheinen zu lassen, dagegen muß daran erinnert werden, daß in der Regel nicht auf sofortige Scheidung der Ehe dem Bande nach, sondern auf eine längere Trennung von Tisch und Bett erkannt werden muß; diese Bestimmung mag für die oberen Zehntausend, wo die Ehegatten in der Lage sind, sich räumlich zu trennen, ausführbar sein, für die unteren Schichten ist sie mit den größten Übelständen verbunden; der Gesetzgeber zwingt die Ehegatten, noch miteinander in denselben Räumen zu leben, trotzdem das sittliche Band der

Ehe zerstört ist. Daß die Vorschrift außerdem zu unsittlichen Verhältnissen führen muß, mag hier nur angedeutet werden; der Arbeiter, welcher Kinder hat, bedarf einer weiblichen Person, um für dieselben und seinen Haushalt zu sorgen; nimmt er sie in sein Haus, so wird sie alsbald seine Geliebte werden, so teilt sie nicht nur seinen Tisch, sondern auch sein Bett, wir haben also zu erwarten, daß die Vorschrift, welche der Entwurf im Interesse eines Grundsatzes aufgestellt hat, dessen innere Berechtigung zweifelhaft ist, das außereheliche Zusammenleben befördern wird. Man kann eben das Ehescheidungsrecht nicht in einer angemessenen Weise ordnen, wenn man, anstatt die wirklichen Zustände in Betracht zu ziehen, sich mit „fingierten" Verhältnissen beschäftigt, die nur in den Köpfen der Rechtsgelehrten vorhanden sind, und auf die Stärke menschlicher Leidenschaften keine Rücksicht nimmt.

Seit Jahren ist die Einführung des Anerbenrechtes im Interesse der Erhaltung eines leistungsfähigen Bauernstandes in lebhafter Weise erörtert worden, die Litteratur darüber besitzt einen großen Umfang und auch die berufenen Vertretungen der landwirtschaftlichen Bevölkerung haben es nicht an Bemühungen fehlen lassen, die Reichsgesetzgebung zu der Einführung desselben zu bewegen; auch hierbei hat sich der Entwurf ablehnend gegen die sozialpolitischen Forderungen verhalten, er führt das Anerbenrecht weder in der fakultativen, noch in der obligatorischen Form ein, sondern überläßt alles in dieser Hinsicht der Landesgesetzgebung. Dieselbe Haltung beobachtet er bei anderen agrarpolitischen Fragen, deren Wichtigkeit von Tag zu Tag eine größere wird; die Einführung des Rentengutssystems als Mittel, den besitzlosen Tagelöhner mit der Zeit zu einem kleinen Grundbesitzer zu machen, hat gleichfalls in dem Entwurfe nicht die wünschenswerte Beachtung gefunden; daß das Fideikommißrecht und das adlige Erbrecht in keiner Weise mit den Gedanken der Gegenwart in Einklang gebracht wird, kann bei der übergroßen Ängstlichkeit des Entwurfes gegen die Regelung jeder mit dem öffentlichen Rechte nur irgendwie zusammenhängenden Frage leider nicht erstaunen.

Ganz unbegreiflich ist die Vernachlässigung der sozialen Interessen in den Bestimmungen des Entwurfes über den Lohn- und Dienstvertrag; in der dürftigsten Weise hat man diesen wichtigen Gegenstand, welcher für eine nach Millionen zählende Schicht der deutschen Bevölkerung von der größten Bedeutung ist, geregelt, überall hat man Lücken gelassen, welche der richterlichen Auslegung freiesten Spielraum gewähren; während man erwarten durfte, daß der Reichsgesetzgeber wenigstens einige Hauptgrundsätze für das Gesinderecht aufstellen werde, um dem Gesinde doch annähernd die Rechtsstellung zu verschaffen, auf welche es in der modernen Gesellschaft Anspruch hat, hat der Entwurf das gesamte Gesinderecht von dem Inhalte des

Reichsgeſetzes ausgeſchloſſen und die in ihm enthaltenen Vorſchriften über den Dienſtvertrag werden nicht zu hart beurteilt, wenn man ſie im Vergleiche zu dem Arbeiterverſicherungsrechte und Arbeiterſchutzrechte als anachroniſtiſche Rechtsbildungen bezeichnet, welche unmöglich in die endgültige Abfaſſung des Geſetzbuches übergehen dürfen. — Auch die Regelung des Familienrechtes läßt bei zahlreichen Punkten die notwendige Berückſichtigung der ſozialen Seite ſchmerzlichſt vermiſſen; wir erinnern an die Regelung der Rechtsverhältniſſe unehelicher Kinder, an die mangelhafte Fürſorge, welche der Entwurf den Kindern angedeihen läßt, an die in verſchiedener Hinſicht zu berechtigten Ausſtellungen Anlaß gebende Stellung, welche man der Ehefrau in der Ehe eingeräumt hat und ſo manches andere. Es würde zu weit führen, wollten wir die angegebenen Beiſpiele noch vermehren, dieſelben werden gewiß genügen, um die Eingangs aufgeſtellte Behauptung als nicht übertrieben erſcheinen zu laſſen. Die Umarbeitung des Entwurfes in der Richtung, welche ſich aus dem Vorſtehenden ergiebt, iſt deshalb ein unabweisliches Bedürfnis, dem unter allen Umſtänden genügt werden muß; lieber gar kein einheitliches Geſetzbuch als ein Geſetz, das die ſozialen Anforderungen in ſchroffſter Weiſe verletzt. Die Männer, welchen die Ausarbeitung des erſten Entwurfes oblag, haben für die ſoziale Seite ihrer Aufgabe nicht das erforderliche Verſtändnis gezeigt, hoffen wir, daß die Mitglieder der neuen Kommiſſion das Verſäumte gut machen und das Unterlaſſene nachholen. Wenn wir die Erwartung ausſprechen, daß dies in der That auch geſchehen wird, ſo veranlaßt uns hierzu ganz beſonders der Umſtand, daß der Vorſitzende der neuen Kommiſſion, Staatsſekretär von Boſſe, die vor allen geeignete Perſönlichkeit iſt, um den ſozialen Anforderungen Berückſichtigung in dem zukünftigen Geſetzbuche zu verſchaffen. Herr von Boſſe hat um das Zuſtandekommen der ſozial-politiſchen Geſetze ſich ein hochbedeutſames Verdienſt erworben; die ſchwierige Arbeit, welche dieſe neue Geſetzgebung verurſachte, iſt zum großen Teile ſein Werk, er iſt ein Juriſt, welcher mit vollſtem Verſtändnis die neuen Bahnen betreten hat, die unſere Zeit der Rechtsentwickelung ſtellt, und er wird deshalb auch dahin wirken, daß Deutſchland ein Geſetzbuch erhält, welches der Zeit angemeſſen iſt, die die Kranken- und Unfall-, die Invaliden- und Altersverſicherung geſchaffen hat; das deutſche Volk will keinen Abklatſch der Pandekten zu ſeinem künftigen Geſetzbuch, ſondern es verlangt ein Geſetz, das in jeder ſeiner Beſtimmungen erkennen läßt, daß es in einer Zeit geſchaffen wurde, in welcher der Schutz der ſchwächeren Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft von dem Träger der Krone des großen Karolingers als die vornehmlichſte Aufgabe des neuen Reiches bezeichnet worden iſt.

Unſer Dichteralbum.

Orgien und Andachten.

I.

Das Seidenkleid ſchmiegt ſich um weiche Glieder,
Dein brünſtig Auge atmet Sündenluſt,
Schwül brennt Parfumgeruch von ſanftem Flieder
Und wie im Rauſch hebt ſich die Marmorbruſt.

Der Walzer raſt in ſteilen Schwungakkorden
Hinauf ins Träumerreich der Phantaſie,
Die ſüßen Töne all mein Denken morden
Und uns umbrandet heiße Luſtmagie.

Es ſpinnt die Nacht aus weichen Silberkiſſen
Brautſchleier übers weite Sternenall,
Die Wolken hängen ſchwarz und wirr zerriſſen,
Und Fieberorgien ſingt der Töne Schwall.

Und deiner Lippen leiſes Liebesbeten
Spricht auch die Weiſe dieſer ſchwülen Nacht,
Des Wohllauts Schmeichelmelodien ſchweben
Um unſ're ſcheue, heiße Weltandacht.

II.

Die heiligen Ähren ſinken,
Vom Senſenſchnitt geknickt,
Noch hat das Abendblinken
Darüber hingeblickt.
Es hängen die roten Funken
An den Halmen ſtill und ſchwer,
Die Fluren haben getrunken
Des Himmels Sonnenmeer.
Nun fällt auf reife Garben
Der Sterne Silberlicht
Und heiße Venusfarben
Blenden das Angeſicht

Der Erde, die nun geborgen
In weichen Flocken liegt,
Die grauen Menſchenſorgen
Ein Friedensengel umfliegt. —
Es naht auf großen Schwingen
Nachtrauſchend ein ſtiller Traum,
Und wie ein Amenſingen
Bebt's hin durch Gras und Baum.
Die Luft liegt wie in Roſen
So üppig, voll und weich,
Ein brünſtiges Liebeskoſen
Zittert durchs Erdenreich.

III.

Und nackte Dornen umzacken ein Haupt
Am hölzernen Wegepfahl,
Von Schmutz und Wetter überſtaubt,
So ſteht er ſteif und kahl.

Die Stürme treiben darüber her
Und die Sonne brütet darauf —
Nicht weckt der Dornen Stachelheer
Aufs neue des Blutes Lauf.

Es iſt nur ein altes, hölzernes Bild,
Geſunkenen Glaubens Symbol,
Von fern her locken ſehnſuchtswild
Spottdroſſel und Pirol.

Am Fuße wuchert das Wieſenkraut
Und die Glockenblume ſtarrt,
Der Nordwind bläſt mit kaltem Bart
Und die Eiche ſtöhnt und knarrt.

Digitized by Google

IV.

Frauengeſchmeide umblitzen die weichen,
Üppigen Polſter der Sommernacht,
Durch den Ahorn wühlen und ſtreichen
Die lauen Winde ſchwül und ſacht.

Es ſpannt ein Schweigen ſein Lichtgefieder,
Mit leiſem, ſchwerdumpfem Flügelſchlag
Senken die grauen Nebel ſich nieder
Und flüchten vor dem erwachenden Tag.

Mählig fallen hellſilberne Schleier,
Von den Wolken rinnt perlender Tau,
Das Schilf rauſcht auf am Gartenweiher
Und die Rohre klirren hart und rauh.

Die dunkeln Kaſtanienwipfel zittern
Und glänzen von Goldſtaub überglaſt,
Den Wolkenteppich im Oſten gittern
Rote Flammen in heißer Laſt.

V.

Der letzte Ton ſchwingt ſich durch unſer Zimmer
Bis er in weicher Träumerei verhallt,
Auf der Tapete malt das Gasgeflimmer
Den Schattenriß der ſüßen Lichtgeſtalt.

Nun iſt es ruhig! Nur ein Uhrenticken
Geht dumpf und ſchwebend hin und wieder her,
Aus ſtarrem Rahmen Liebesgötter blicken,
Und uns umrauſcht ein heißes Wogenmeer.

Der Südwind bauſcht die weißen Tüllgardinen
Und trägt den Wieſenduft zu uns herein,
Ein helles Lächeln ſpielt auf Deinen Mienen,
Die Sünde lockt, nun wir mit uns allein.

Und wie im Fieber ſchlägt die Hand die Taſten,
Es ſchrillt ein Sturm in greller Diſſonanz,
Die heißen Töne ſchluchzen wild und haſten
Und ſchreien auf in tollem Wahnſinnstanz.

Und wieder ſchweigt's! Auf nackte Schultern fallen
Die Haare Dir, gelöſt in Wellenpracht,
Mit lautem Dröhnen Echoſtimmen hallen
Und in den Ecken rings die Sünde lacht.

Halle a. S. A. v. Sommerfeld.

Lunas Schwermut.

(Nach Baudelaire.)

Nachläſſiger als ſonſt, in Träumen ruht
Der Mond. Sein Traum iſt hold, wie eines Weibes,
Das mit zerſtreutem Sinn, unwiſſend was es thut,
Liebkoſt die Reize ſeines eignen Leibes.

Auf ſchnee'ger Berge atlaßweißen Bug
Dehnt er ſich in dumpfem, ſtummem Brüten
Hinſtarrend auf den bleichen Geiſterzug,
Der auf zum Himmel ſteigt in weichen Blüten.

Wenn manchmal — niederwärts auf dieſe Welt —
Ein flücht'ger Tropfen ſeinem Aug' entfällt:
Ein frommer Dichter, der ihn fallen ſeh'n,

Holt ihn hervor, aus ſeinem Erdengrab
Und ſenkt ihn tief ins eig'ne Herz hinab,
Wo ihn kein Strahl der Sonne kann erſpäh'n.

Berlin. J. Bettelheim.

Der Geiſt.

Bei Betrachtung eines Wahnſinnigen.

Wo biſt Du hin, der ſich ſo kühn vermaß,
Hin durch der Welten weiten Raum zu ſchweben,
Indes der Körper auf der Scholle ſaß
Und friſtete ſein kümmerliches Leben.

Du träumteſt Dich in lichten Ätherſtrom,
Vermeinteſt manches dort im Traum zu ſehen,
Du träumteſt Dich in Gottes ewgen Dom
Wo um den Herrgott ſeine Engel ſtehen;

Dort ſchufſt Du künſtlich Dir ein prunkend Haus
Von Wünſchen, Folgerungen, Phantaſien . . .
Da ſiehſt — Auf einmal! — Deine Kraft iſt aus,
Die ſchönen, hohen, ſtolzen Träume fliehen! —

Ein Rieſe einſt, nun ſo entſetzlich klein! —
Der Ton der edlen Harmonie verklungen!
Und Du willſt mehr als unſer Körper ſein? —
Nein, Geiſt, Du biſt nur ſeiner Kraft entſprungen!

Berlin. Wolfgang Hercher.

Tanzmuſik.

Die ganze Woche
In dumpfer Fabrik —
Befreit vom Joche:
Zur Tanzmuſik.

Im leichten Kleide,
Die Locken gebrannt,
Wird hin zur Welde
Der Luſt gerannt.

Im vollen Sprunge,
Mit tobendem Blut
Erfaßt die Junge
Des Tanzes Wut.

Die Glieder beben,
Es wirbelt der Geiſt;
Ihr ganzes Leben
Im Taumel kreiſt.

Sie will vergeſſen
Die tägliche Not:
Die Männer preſſen
Die Sorgen tot.

Mannheim. Adam Heid.

Im Atelier.

Ein fahles Mondlicht ſpielte
Durchs offene Fenſter herein;
Dein nackter Leib erglänzte
Wie mattes Elfenbein.

Die bräunliche Lockenflut tanzte
Verwirrt um Dein bleiches Geſicht,
Und wenn Du ſie zehnmal auch ordneſt,
Für lange hält ſie nicht.

Die halbgeſchloſſenen Augen,
Sie blinzen glückſelig mich an,
Dann flüſterſt Du innig und leiſe:
„Du lieber, Du teuerer Mann!“

Und Deine kühlen Arme,
Sie reißen mich an die Bruſt,
„Und ich küſſe die wogende, heiße!
Und wilder erfaßt uns die Luſt.

Von Deinen Lippen ringt ſich
Ein jauchzender Liebesſchrei,
Und achtlos wallen die Stunden
In endloſen Küſſen vorbei.

Wien. Felix Dörmann.

Stützen der Geſellſchaft.

Der alte Gründer an ſeinen Sohn.

Üb' immer Treu und Redlichkeit!
Dabei kommt gar nichts raus;
Doch gründe fleißig jederzeit,
Dann lachſt Du alle aus.

Dann kannſt Du Dir Paläſte bau'n
Und Villen wunderſchön,
Dann kannſt Du ohne Furcht und Graun
Zum Rathaus auch eingehn.

Dann hältſt Du Diener und Lakai'n
Und edle Roſſe viel,
Dann ſtreichſt Du Millionen ein,
Als wär's ein Kinderſpiel.

Haſt einmal Du die Mittel bar,
Mach ein Fideikommiß,
So kriegſt Du auch den Titel gar
Als Reichsrat erblich g'wiß.

Dann ſchreibſt Du Dich Herr Von und Zu,
Was ſchert Dich Abraham?
Du nimmſt Dir eine Frau dazu
Vom alten Adelsſtamm.

Dem kleinen Tropf wird alles ſchwer,
Er thue, was er thu',
Der Geldſchrein bleibt ihm immer leer,
Und ſtets drückt ihn der Schuh.

Üb' darum Treu und Redlichkeit!
Dabei kommt zwar nichts raus,
Doch gründe fleißig jederzeit,
Dann lachſt Du alle aus!

Würzburg. A. B. L.

Ein Wiederſehen.

So ſah ich wieder Dich — es war ſo Vieles,
Seit wir uns nicht geſehen, vorgegangen
Des ſonderbaren Menſchenſchickſalsſpieles,
So ſah ich wieder Dich mit Luſt und Bangen.

Als ob zu heilig uns die Dinge ſchienen,
Die uns doch jedem gleich im Herzen pochen,
Nach kühlen Worten gingen wir von hinnen,
Des Herzens Worte blieben ungeſprochen.

Ich ſah Dir nach . . . und ſiehe, plötzlich wandten
Auch Deine Blicke ſich nach mir im Gehen,
Mir ſagend, daß wir ſelbſt uns nicht verſtanden,
Und daß einander wir doch ganz verſtehen.

Wien. Joſef Kitir.

Letzter Wunſch.

Ich wollt ich läg im Grabe,
Wo Ruh und Frieden wohnt,
Wo man uns notgedrungen
Mit Lug und Trug verſchont.

Ich habe nicht den Himmel,
Die Hölle nicht verdient —
Ich bin ein Menſch geweſen,
Wie's hunderttauſend ſind.

Mir ward im Leben vieles
Vom Schickſal zugedacht,
Was je den Menſchen glücklich
Und elend hat gemacht.

Ich war als Kind zufrieden,
Als Jüngling froh und frei,
Und lernt erſt ſpäter kennen,
Daß alles Schwindel ſei.

Mir bleibt von allen Wünſchen
Nur noch der eine Reſt:
Daß man in meinem Grabe
Mich ruhig ſchlafen läßt.

Berlin. E. Thomas.

Martha.

Wie ſenkten ſich ſo heimlich leiſe nieder,
Schlaftrunk'ne Blume, Deine Augenlider,
Umſpielt von wunderſel'gem Glanz!
Wie ruhvoll wogt die Bruſt, wie blühn die Wangen,
Wie glühn auf nacktem Arm die goldnen Spangen,
Der goldnen Flechten eine, losgegangen,
Berührt des Teppichs bunten Kranz.

Geſpenſterhaft des Mondes Lilienſtrahlen
Sich auf den dunkelblau'n Tapeten malen
Und auf des Spiegelrahmens Gold;
So laut am Fenſter in der üpp'gen Schwüle
Die Blumen flüſtern: Und in dem Aſyle
Ruhſt du auf Deines Divans grünem Pfühle,
Wie Kypris in der Muſchel hold.

Wen magſt Du wohl im Traum, o Martha, ſehen?
Hörſt Du auf zarter Minne Seufzerflehen,
O wonnemüde Schläferin?
Ich glaub' es kaum, der ich ſo nah' als ſtummer
Betrachter ſeh' auf dieſen Himmelsſchlummer,
Dem weder Liebesluſt noch Liebeskummer
Umgaukelt Augen, Herz und Sinn.

Schon neig' ich meine glüh'nden Lippen nieder,
Um wach zu küſſen dieſe Augenlider,
Darunter funkelt Sonnenlicht:
Nein, mag ſich auch das Blut in mir empören,
Nicht will ich dieſer Sonne Schlummer ſtören
Mag ſie dem liebſten Traumbild angehören,
Doch welchem? Ach, ich weiß es nicht.

Indes wer ſo kann atmen, ſo kann ſchlafen,
Den ſchaukelt ſanft der Traum zu jenem Hafen,
Beflaggt mit Wolken, roſigrot,
Wo wir nicht fühlen mehr des Herzens Schlagen,
Wo wir nicht jauchzen mehr, doch auch nicht klagen —
Wo wir nur ſehnſuchtbang von ferne fragen:
Iſt dieſes ſchöne Land der Tod?

1876.

Lyriſche Ekſtaſen.

I.

Das Beſte.

Einmal noch auf fabelſchnellem Roß
Durch die Erdenflur zu jagen,
Daß die Funken zu dem Wolkenſchloß
Auf wie Feuerblitze ſchlagen —

Einmal noch in Deinem weichen Arm,
Wilde Minne, ſtumm zu liegen,
Wie auf Flammenroſen, liebewarm,
Selbſtvergeſſen ſich zu wiegen —

Einmal noch beim hohen Freundesmahl,
Das Geſpräch und Lieder würzen,
Nieder einen vollen Goldpokal
In des Halſes Meer zu ſtürzen

Ha, und gerne ſtürb ich, auch ein Held:
Hätt' ich doch im vollſten Zuge
Das genoſſen, was die ſchale Welt
Bietet im Vorüberfluge!

* * *

II.

Mein Evangelium.

Mag das Leben unſ're ſchönſten Träume
Wie die Blumen knicken;
Mag das Aug' in weite Sternenräume
Nur mit Schauder blicken;

Mag der Tod uns an dem Sterbelager
Noch zuletzt verhöhnen;
Mag er mit dem Leben einen Frager
Nimmermehr verſöhnen;

Mag in Wellentiefen ruhn begraben
Längſt der Hoffnung Taube —
Du bleibſt über Alles mir erhaben,
Heil'ger Schönheitsglaube!

1880.

Geweihte Stelle.

Durch Wipfel, düſter rauſchend,
Ertönt ſo bang
Ein müdes Sterbeſeufzen
Wie Grabgeſang.

Still ſtille Haideblumen
An dieſem Ort
Vernahmen eines Abends
Ein letztes Wort.

Sie ſahen Thränen fließen
So perlend ſchön,
Wie Tropfen Himmeltaues
Aus Mondnachtshöh'n.

Und krachend durch die Stille
Erſcholl ein Schuß:
Ans laute Leben draußen
Der letzte Gruß . . .

Siehſt Du, wo blutig prangend
Noch Blumen ſtehn,
Und höreſt dumpf erbrauſend
Die Winde wehn,

Entweiche nicht, gedenkend
Der grauſen That,
Scheu fliehend hier im Walde
Den ſtillen Pfad,

Wo noch ein Sterbeſeufzer
Wie Grabgeſang,
Durch Wipfel düſter rauſchend,
Ertönt ſo bang.

O bleibe ſinnend ſtehen
Wie hingeſtellt
Zum ernſten Totenrichter
In dieſer Welt.

Und dann? Bekenn' erwägend
In heil'gem Schmerz:
Hier fand einſt ew'ge Ruhe
Ein Menſchenherz.

Es haben Menſchenthränen
Für alle Zeit
Auch dieſen Fleck der Erde
Dereinſt geweiht.

1889.

Liebesblätter.

I.

Du warſt ſo ſanft, ſo freundlich ſtill und ſchön,
Wie die Madonna über Wolkenhöhn.

Welch Sehnen weckte voller Leidenſchaft
In mir Dein Auge blau und mondenhaft.

Dich haben, halten, küſſen ſtürmiſch wild —
Ach, meinen Traum zerſtört der Mutter Bild.

Dir glich ſie auf ein Haar, einſt ſchön wie Du:
Und leiſe ſchließt mein Herz ſich wieder zu.

1886.

* * *

II.

O wie lief ſo zierlich ſchnell das Feldhuhn
Durch der Ackerfurchen nebelnd Grau;
Morgenkühle Stille, wunderheimlich,
Lag halb träumend rings noch auf der Au.

Einſam wandernd, mußt' ich Deiner denken
In dem apfelblütenfarb'nen Kleid —
Wann beſchwingt auch Dich einmal, Du Schlanke,
Ach, der Sehnſucht ſüßer Widerſtreit?

1891.

Konzertarie.

Flammengeborene,
Irdiſche Liebe,
Einſt ſang ich Dir Hymnen,
Feſſellos ſtürmend
Und rollend und brauſend
Wie glühende Lava,
Und ach, ich ſtand erſt
Im Frühlingsaufgang
Des goldenen Lebens!
Wehe, wie haſt Du
Mir markverzehrend
Die Glieder durchwühlt,
Selig unſelig
Bin ich geworden:
Sucht' ich doch immer
Stets nur das eine
Hoheitsvolle
Bild der Vollendung!

Nun iſt erklommen
Die Mittagshöhe
Des flüchtigen Lebens;
Flammengeborene,
Irdiſche Liebe,
Geiſt der Umnachtung,
Weiche von mir! —
Fragend, verzweifelnd,
In Sehnſuchtthränen
Heiß ringend bitt' ich:
Heilige Liebe,
Himmliſche Du,
Blick' auf mein Herz!
Darf es noch hoffen
Auf Deiner Gnade
Todſühnenden Hauch
Und welterlöſende Ruh'?

1891.

Gangesblumen.

I.

Ureinſamkeit.

Es trennen Millionen Meilen
Den einen Stern vom andern;
Durch blaue Himmelsfluren
Muß jeder einſam wandern.

Und doch, betrachte die Fülle
Der zahllos blinkenden Sterne,
Gleich Blumen in einem Garten —
Sie ſtehn ſich nicht ſo ferne.

Wie wallender Weihrauchsnebel
In hoher Tempelhalle,
Durchzittert ein einziger Wille,
Ein einziger Geiſt ſie alle.

Was willſt Du klagen, o Träumer,
In mondnachtleuchtender Zelle:
Troſt winken und blinken die Sterne
Auch Dir, einſamer Geſelle.

Ein Stern, ſo webſt Du ſchwebend
Im rauſchenden Erdengetriebe,
Dich eint dem Größten und Kleinſten
Der heilige Geiſt der Liebe.

Und ſenkt ſich des Todes Fittich
Auf Deine Wangen nieder,
O Stern, o Menſchenſeele,
Du findeſt in Allem Dich wieder.

Du findeſt Dich wieder in Allem,
Dem Kleinſten und Größten gemeinſam —
O Wunder ohne Worte,
Und doch und dennoch ureinſam!

1891.

* * *

II.

Sieh den reizvoll prangenden Kelch der Roſe
Mit dem andachtsfrommen Gemüt des Beters,
Und Du ſchauſt ein Wunder: des ſchönen Lebens
Ewig Geheimnis.

Ihrem Dufthauch, ehe ſie wieder hinſinkt,
Neige dann Dein lauſchendes Ohr: was hörſt Du
O wie troſtvoll? Atmen das leichtgelöſte
Rätſel des Todes!

1890.

Lotosblüten.

Der Feuerhauch des ewig Gegenwärtigen kreiſt
In abertauſend dumpfen Rieſenſonnen:
Doch größ'res wirkt und höh'res ſchafft ſein Geiſt
Schon in des kleinſten Vögleins Leidenswonnen.

Will ich begründen Gottes Daſein,
Wird leicht ein Gegengrund auch nah ſein;
Doch mußt Du ſchweigen, wenn ich ſinge:
Gott iſt der Urgrund aller Dinge.

Gedankenloſigkeit den „lieben Gott" uns preiſt,
Den Schatten, erdfern, mehr kaum wert als altes Eiſen;
Erſt, ſei's auch noch ſo ſchwach, im Fünkchen Menſchengeiſt
Läßt ſich ein Gott — das Wort der That und Kraft — beweiſen.

Stehſt Du geruhig im Herzen der Welten
Mit Deinem Empfinden und Wollen,
Kann dröhnend und donnernd vorüberbrauſen
Der Schickſalsräder Rollen!

Blick' in Dein eigen Herz zu ſternenſtiller Stunde,
Da tönt herauf zu Dir urälteſter Weisheit Kunde:
Wie Blüten aus dem Teich, aus menſchlichem Gemüt
Noch manches Götterbild emporſteigt und verblüht.

Wollten die Menſchen doch immer bedenken, der Roſe vergleichbar,
Leuchtet und blüht auch und ſchwebt zwiſchen den Sternen entlang
Selber die Erde, gewiegt und genährt vom himmliſchen Äther,
Bis ſie wie eine doch nur unter den Roſen verblüht.
Aber das flüchtige Leben, die Nähe des Todes, ſie bannen
Nimmer das hohe Gefühl, das ſie im Ringen beſeelt:
Möge die Erde verblühn, fortlodert die Flamme des Geiſtes
Dann ſelbſt, wann in Nacht wieder die Erde verſank!

1890—1891.

Moraliſche Fabeln.

I.

Die Kinder der Welt.

Es kamen einſt viel wilde Rangen
Zu einem finſt'ren Hain gegangen.

Wie düſter auch der Waldnacht Flor,
Sie gingen mutig weiter vor.

Da plötzlich, halb vom Mond beſchienen,
Sah'n ſie ein Bild mit ſtarren Mienen;

Ein ſchreckend Rieſenbild aus Stein,
Geſpenſterhaft im bleichen Schein;

Faſt wie ein König anzuſchauen,
Doch hart und herzlos voller Grauen.

Die Augen totenhaft und fahl
Und auf der Stirn ein Bagnomal.

Die plumpe rechte Hand umkrallte
Ein kleines Bündel, draus erſchallte

Lockrufend, wunderheimlich hold
Das alte Zauberlied: Gold, Gold ...

Aufſtaunte zu dem Wunderbündel
Das kleine, wandernde Geſindel.

So ſtand es vor dem Bildnis lang,
Wie in Gebet und demutbang.

O gieb ein wenig uns, den Armen,
Von Deinem Reichtum, hab' Erbarmen!

Das taube Steinbild regt ſich nicht,
Der Sack voll Gold bewegt ſich nicht.

Da — ein Gedankenblitz! — ſchon faßte
Der ganze Schwarm zum nächſten Aſte.

Am Boden bald er krachend lag,
Der Steinarm folgte donnernd nach.

Bei Jubelſang und Goldesklingen
Die Kleinen aus dem Walde gingen...

Und die Moral? Errät man leicht:
Durch Bitten wird kein Stein erweicht.

* * *

II.

Ein Kind Gottes.

Sie ging, ein echtes Gotteskind,
Durch Sonnenſchein und Sturm und Wind.

Zum Reichen ſprach ſie freundlich mild,
Als wie der Liebe wandelnd Bild:

Ach, nicht verdau' ich jene Koſt,
So Motten freſſen und der Roſt.

In harmlos blumenreinem Sinn
Leb' ich wie eine Lilie hin. —

Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt:
Der Fürſt, zugleich ein Siegesheld,

Erſtaunte drob. Indes ſo ging
Wie Schmetterling auf Schmetterling

Auch Jahr an Jahr — umſonſt vorbei
An ihrer Seele Blütenmai.

Da eines Tages mild und weich
Sprach einſt ein Kaiſer: Kind, mein Reich,

Mein ganzer, goldner Schatz ſei Dein,
Willſt Du mein Weib, mein eigen ſein.

Und ſie? Schlug ſeine Hand nicht aus,
Sie folgt' ihm in ſein Marmorhaus.

Sie ward wie andre Weiber juſt
Zum Seelentroſt, zur Augenluſt.

Doch was ſie auf der Gaſſe ließ
Für immerdar, ſo himmliſch ſüß,

Das war mit ihrer Armut Kleid
Der echten Liebe Göttlichkeit.

1891.

Am 15. Juli 1890.

Sechsunddreißig Jahre rollten wie die Perlen von der Schnur.
Reicher um die Schläfen spielet schon des Alters graue Spur.

Kranz der Rosen, blütenschwerer, sinke nieder in den Staub!
Was mir blieb von Hochgefühlen, sei nicht mehr der Stunden Raub.

Was mir blieb, ein heilig Feuer, sei dem Ganzen zugewandt:
Euch, ihr Armen, tief im Elend, dir, o teures Vaterland!

Gleich dem Adler will ich fliegen, nisten nur auf höchsten Höhn,
Doch nicht menschenferne singen: O wie ist die Welt so schön!

Nein, voll glühn'der Mitempfindung immer stehn voran im Streit
Mit den Waffen, wie sie ziemen für des Dichters weißes Kleid.

Jugendrosenkranz, nun welke! Stirn, von Thatendrang so heiß,
Möge rauschend dich umschatten vaterländisch Eichenreis!

Wähnt' ich schon doch zu verarmen, weil die Jugend mählich sinkt —
Welche neue Morgenröte, wie sie kampfverheißend blinkt!

Aus der Ferne hör' ich brausen dumpf millionenfachen Laut,
Über Millionen Menschen neu ein neuer Himmel blaut.

Strömt in fesselloſen Wogen, strömt, ihr Edlen, all' herbei!
Wiederklingt mir schon im Herzen eurer Lippen Jubelschrei.

Stehen will ich wie ein Wächter auf der Zinnen höchstem Dach,
Eins nur rufen, nimmermüde: Deutscher Geist, o bleibe wach!

Berlin 1890. O. Linke.

Lichtmorgen am Deich.

Naturstück von Intuens.

(Stettin.)

Leuchtend kaltes Licht war durch die Luft geweht worden und füllte nun jede Schicht des vor Kälte erstarrten Raumes an.

Es war nur fraglich, ob auch die dichte feuchte Lage unmittelbar über dem Boden durchleuchtet war.

Alle Tage hatte ein weißer milchiger Nebel die Ferne verhüllt, und nur spät hatte die Sonne den Schleier von ihrem Gesichte genommen.

Heute nun lag alles frei im Lichte, in der Kälte — daß es den Augen weh that. Aber er ließ sie schnell die ganze Gegend überfliegen — und je mehr seine Pupillen sich verengten infolge der Lichtschärfe, desto weiter suchte er sie zu öffnen, desto größer wurden seine Augen.

Er sog das Licht, das schmerzhaft stechende, in vollen durstigen Zügen ein — man kann sich auch durch Licht berauschen. Aber er war durstig, dem Verschmachten nahe.

Und er war überrascht!

Langweilig, trübe standen die Bäume, schwarztorfgrau, noch gestern im Garten. An ihrer rissigen Rinde glitt wie von verwesenden Tintenpilzen giftig glitzerndes Wasser zu einzelnen, schwer und schlaff herabhängenden Tropfen zusammen: ein Bild des Todes, der Öde, der trostlosen Verkommenheit. Die Zweige hingen in Muskelstarre wie die in den Knieen gebrochen herabhängenden Beine einer Leiche. Schwarz alles, düster, mit verwesendem Atem. —

— Und heute!?

Heute lachte und glänzte die Rinde in sprühenden Lichtfunken; kräftig und strotzend von verborgenem Lebensblut, traten die Stämme kühn aus dem feuchteren Dämmer der noch umdunsteten Sträucher hervor ins Licht hinein, das vorne und zu beiden Seiten in den tieferen Raum vorstrebte.

Und dort die Birke — sie beugte ihren Leib, der weiß und mattschimmernd wie ein Weib sich rundete, leicht vornüber, der Sonne entgegen, freundlich lächelnd, dem bange erwarteten Bräutigam entgegen.

Das Leben jauchzte in das jubelnde Licht hinein, und wie von Stahlsaiten ertönend erklang die härter gefrorene Luft, wenn der Wind leicht sausend hindurch klirrte.

Ihm tönte es im Ohr, und durch die Haare hinter demselben pfiff es hindurch.

Durch die Ohren, durch die Augen wanderte das Licht, die leuchtende Strahlenwelt in sein Gehirn, das wie ein Schwamm alle Poren damit ausfüllte und aufschwoll und sich weitete.

Voll sog er sich voll Licht, als ob er niemals das Licht gesehen hätte.

Allerdings so wie heute hatte er es nie gesehen!

War denn das die alltägliche Welt? War das noch die Misère des Lebens, unter der er litt und dahinkroch wie ein überladener Gaul?

Das Licht kam so wie heute gewiß zum ersten Male zur Erde! Es mußte wohl etwas passiert sein! Eine Änderung der Welt! Ohne Zweifel! Ja, dann hörte doch auch das alte Leben auf!

Oh — nun war das Glück vor der Thür, und wenn er nicht tanzte und ſang, ſo jubelte doch ſein ganzes Weſen wie die Bäume und die Luft.

Ein Taumel der Freude, ſtill und groß, ihn loslöſend vom Bitteren, ergriff ihn — er ſchwebte im ſicheren Genuß der Freude, des Glückes, des Lichtes.

Er fühlte die Erde nicht mehr unter ſeinem Fuße; und die grüne Fläche dort vor ihm bis weit über den Fluß und die Gräben hinaus und bis zum ſäumenden unklaren Gebüſch dort hinten, die war durchſichtig und leicht wie weißſeidene Spitzen.

Die Erde feierte ein Feſt!

Oder war es die Auferſtehung des Leibes im Jenſeits, wovon er als Knabe gehört hatte? — Das mochte wohl ſein — die Welt war ja auch anders heute — und er ſelber fühlte ſich ebenfalls als neuer Menſch, ſchwellend von Glück, trunken. —

Aufwärts wandte er ſein durchgeiſtigtes Auge zum Licht, zur Sonne.

Ein breiter Lichtſtreifen, ein Kegel mit gewölbten Seiten floß, nach unten breiter werdend, von der Sonne zum Horizonte hinab.

Das war ein magiſches Licht! Wie Zodiakallicht in Alabaſterglätte ſchimmernd, und Lichtpunkte ſprühend wie der ſorgfältig bearbeitete, geglättete, körnige Marmor jener wunderbaren Frauenbüſte — oh, dieſen Zauber zu benennen, zu beſchreiben, zu faſſen mit ſeinen Sehnerven, ſeinem Gehirn — das war doch unmöglich!

Er verſenkte ſich mit heiligem Schauer in den Anblick. —

Es war dasſelbe Gefühl, das ihn vor der Sixtiniſchen ergriffen hatte: eine Lichtflut umwogt ſie wie ein Mantel, und dieſe Glorie ſingt und jauchzt und jubelt und tönt in tauſend Engelſtimmen.

Und das Licht floß, wallte in breiter, flutender Bahn faſt horizontal über den Boden hin und durchtränkte jedes und alles mit Lichtwaſſer.

Hier ſtieß es gegen die Hecke und umhüllte, umſchmiegte die dünnen Stämme und Zweige einzeln, und es wurde von denſelben reflektiert.

Eine dichte Schicht von Lichenen hatte ſich unter dem Einfluß der Feuchtigkeit der vergangenen Tage gebildet und war nun noch ſtrotzend von Jugendkraft und elaſtiſch grün.

Wie Smaragd im aufleuchtenden Strahl zitterte das Grün mit wunderbarer Leuchtkraft. Im jungen, friſchen Morgen aus dem vielfarbigen Sonnenſtrahl das dunkle Spektrum abſorbierend, ſtäubte es den Farbenreſt grün reflektierend um ſich her, ſo daß eine ſtark leuchtende, faſt weiße Glorie den Blick ungewiß und taumelnd machte.

Überſchwellend von Empfindung, unklar im Denken und Fühlen, das

Thatſächliche mit dem Gewünſchten vermengend, ſah er die Welt durch die Brille der Glückshoffnung an. Die Lichtflut draußen ließ die Schatten der Erde verſchwinden und die Sorgen und das Bangen und die Erbitterung ſeines Innern verdampfen ſpurlos — ohne Rückſtand.

Und ſo ging er tiefer atmend und ſtolz den Kopf gehoben die Hecke entlang, über die ſchmale Brücke, die Blicke, von außen Sonnenlicht einſaugend, nach innen gerichtet, hinein in die lichte gemalte Zukunft.

* * *

Ein ſchmaler Weg, an beiden Seiten Gräben bis zum Rande mit ſtill ſtehendem Waſſer gefüllt; die Grashalme zum Teil aus dem Waſſer hervorſtrebend. Den ganzen Weg entlang traten wenig vorſpringende Grasbüſchel mit kürzeren und längeren Blättern auf die Wegbreite hinüber und leckten mit langen Schatten noch weiter auf den Weg hinauf.

So warfen die Mondgebirge ihre zackigen ſcharfen Schatten auf den entſeelten Trabanten.

Es war alſo doch nicht alles Licht lebenzaubernd und lebenbeſcheinend. — Ob das Licht heute nur und morgen nicht mehr ſo glorienhaft leuchtet? Ob es wirklich immer nun auf dem Planeten ſo jubeln würde?

Wenn die neue Zeit begann, ja — dann mußte doch wohl alles in der Natur von Luft durchbrauſt ſein! auch die Gräben, das Waſſer in ihnen! Dann gab es keinen Schatten!?

Wieder das ewige, leidige Fragen! War er denn ſo ſehr von der Krankheit der Zeit ergriffen, daß er es nimmer unterlaſſen konnte?

Und was war es denn, das ihn plötzlich ärgerlich und nachdenkend machte? Ein jämmerlicher Grashalmſchatten ſtürzte ſeine Gedanken von der Zinne ſeines Luftſchloſſes herab?

Ja — ja — ſo war es ihm oft ergangen. — Er hatte naturwiſſenſchaftliche Hypotheſen aufgeſtellt nach vielen ſchönen Beobachtungen; dann flog ihm in der Abenddämmerung eine Eintagsfliege auf den dunklen Rock, und ſiehe da — ſie machte den ſchönſten Riß durch ſein Gebäude im Moment. Es ſtimmte nicht!

So oft hatte er dieſe Erfahrung gemacht, zu oft, als daß er nicht hätte prompt reagieren ſollen, als der Halm ihm ſeinen Schatten in den Weg warf und die ſchwarzen Gräben totenſchwarz kaltruhig die Flamme in ihm löſchten.

Er war ein feines Reagenz auf Licht und Schatten geworden.

Und nun ſaß er wieder in der böſen Stimmung, und ſie packte ihn und zog ihm einen ſchwarzen Sack über den Kopf, daß er die Sonne nicht

mehr ſah und nur den langen Deich entlang blickte, der ſich vor ihm hinzog — ohne Ende.

Durch eine Öffnung desſelben trat er auf die Chauſſee hinaus.

Links, wo die Sonne geweſen war, hatte er nun den Deich, und die Sonne vermochte nicht, ihn zu überſchauen. Allzu niedrig noch ſtand ſie über dem Horizont.

Im Schatten des Deiches, immer in gleicher, kaum gekrümmter Richtung wanderte ſein Schritt.

Auch hier zur Seite ein breiter, ſchwarzer Graben. Rohr, mannshoch — einzelne Halme, braunweißlich, graugelblich, die langen, ſchmalen Blätter wie abgebrochen herabhängend, ſteif wie aus Hobelſpähnen.

Jeder Halm unter dem Einfluß des regelmäßig ſchräg über den Deich herwehenden Windes vorwärts geneigt. Dichter traten ſie zuſammen, immer dichter, ſo daß jeder Halm ſich gegen ſeinen Vordermann lehnte, und ſie alle wie eine neugierige Menſchenmaſſe einander über die Schulter ſahen.

* * *

Nun arbeitete es ununterbrochen in ihm weiter. Es grübelte in ihm. Er ſchaute in die Natur hinein und deutete ſie mit kundigem Blick. Aus einem Bilde wurde ein anderes geboren, ein Gedanke erzeugte den andern — weiter ging es in ſicherer Bahn — ſeine Gedanken kannten den Weg ſo genau, es war immer derſelbe, wie ſchon ſeit Jahren. Da gab es kein Ausweichen links oder rechts — ſicher die Bahn entlang.

Als Naturforſcher hatte er eifrig Pflanzen und Tiere beſtimmt, die individuellen Manifeſtationen von Kraft und Stoff — das hatte ſein Auge geſchärft für jede unbedeutendſte Kleinigkeit und ſeinen Geiſt geſchult im anhaltenden, ſicheren Denkprozeß.

Zwar die Jagd nach Pflanzen und Tieren hatte er längſt als Spielerei und Sammelwut aufgegeben. Nun aber ſah er ſcharfäugig jede kleinſte, ſchwächſte Regung und Veränderung und Erſcheinung in der Natur — und phantaſiebegabt und philoſophiſch grübelnd erſchien ihm nun alles ſprechend, redend, denkend.

Nicht etwa daß er ſeine Gedanken hineinlegte und ſeine Stimmung in die Erſcheinung der Natur — nein! ſein Gehirn war ein feiner Goldblattelektrometer, der auf jede feinſte elektriſche Strömung antwortete, eine Nadel, die links und rechts, nach oben und unten und all den tauſend Richtungen ausſchlug, die den Veränderungen von Licht und Schatten, von Luft und Waſſerdampf und Wolken und Nebel und Himmelsblau und aller Farben in den irdiſchen Körpern entſprechen und durch ſie erſt hervorgerufen werden.

Die Natur machte seine Stimmung; er gab sich ihr hin und hatte träumerisch derselben ihre Geheimnisse abgelauscht, abgefragt — sie war seine Freundin geworden, und ihr hatte er sein Empfinden und Denken eröffnet.

Sie hatte ihn belehrt und ihre Zauber ihm entschleiert, ein liebendes Weib hatte sie sich ihm hingegeben. Beide hatten eine Ehe geschlossen, sie verstanden sich; und sie war so sehr eine Herrscherin geworden, daß er aus ihr sich Stimmungen holte und dann erst handelte.

Mit der liebevollsten Sorgfalt hatte er dies Weib studiert, ja! wirklich studiert, er kannte sie und nahm von ihr, empfing von ihr Stimmung, Gefühl, wahres Gefühl, feinste Empfindung.

Daher war er so unberührt, so rein natürlich und aufrichtig, naturwüchsig offenherzig in jeder Gefühlsäußerung geblieben. Man hatte ihm gesagt, er falle aus einem Extrem ins andere — Natur war es, die sich niemals verleugnet.

* * *

Lange Zeit hatte er nun schon traumverloren vor den Rohrhalmen gestanden, sein Denken war durch den Äther hinüber getragen worden zu den Halmen, und sie hatten ihn verstanden.

Sie raschelten unter einander.

Sie waren wieder unzufrieden mit ihm. Ja! er gehörte ihnen, der Natur überhaupt, und er war ihnen so treu, daß ein Gedanke an eine Untreue Wahnsinn wäre.

Aber es gab in seinem Innern eine Stelle, die war und blieb unberührt von ihren Lehren. Dort war er krank und siech, und wenn zufällig das geringste diese wunde Stelle traf — dann schmerzte ihn plötzlich der ganze Leib.

Und sie, die Halme, und das Wasser, der Schatten, sie trafen jetzt alle mit jedem Blick in diese wunde Stelle hinein.

Nun waren sie unzufrieden mit ihm, die Halme. Denn sie waren ja nicht krank an Vorurteilen, falschen Voraussetzungen. Sie litten nicht an dem ganzen vererbten und immer wieder neu eingeimpften Giftstoff, der immer sein Blut dick und schwer und trübe machte, so sehr sich auch sein Erkennen und seine gemißhandelte Natur dagegen auflehnte.

Er vermochte sich nicht ganz der Decadence seiner Zeit zu entziehen; er mußte ihr seinen Tribut entrichten. Er mußte — und wollte nicht. Entsetzlicher Kampf — aussichtsloses Ringen!? —

Sollte er denn nie sich frei machen können von der Krankheit des Jahrhunderts? von der Krankheit, welche die Menschheit allmählich wieder einmal herangezüchtet hatte von Generation zu Generation? Die Decadence war

ein siegreicher starker Unterwerfer des Menschengeschlechtes geworden, und die menschliche Natur erlag immer mehr und war im Sterben begriffen.

Er aber wollte nicht sterben. Er hatte sie ja erkannt, die Decadence, welche die alten wahnsinnigen Römer getötet hatte, und die nun die Neuzeit ins Grab legen wollte.

Erkennen war doch sonst schon halber Sieg. Hier nicht? Rückkehr zur Natur! War er nicht seiner ganzen Anlage nach mit diesem Heilmittel ausgerüstet? Er erkannte, er wollte! Und doch konnte er nicht?

Immer hatte er sich in die Natur geflüchtet — und dennoch war er krank geblieben.

Er war und blieb decadent. Vorhin überflutender Jubel, als die Natur ihm überirdisch entgegensprang — plötzlich schmerzliches Verzichten auf alles, als die Schattenstimmung kalt und schwarz sich mit seiner trüben Stimmung deckte.

Das alte Blut der vergangenen Menschheit pulsierte in ihm; der treue redliche Pessimismus, der sich zu nichts aufraffen kann, löste Gedankenreihen in ihm los, welche unter dem Einflusse der Schattenlandschaft ihn zu Boden drückten. —

* * *

Was er da vor sich sah — das waren Tropfen, Wassertropfen im Graben, schwarz und gleichförmig, einer neben dem andern; keiner unterschied sich vom andern, sie waren so in einander gewachsen, gegen einander gepreßt, daß alles nur eine Masse bildete. Nichts Unterscheidendes war da.

Das war eine Welt, eine eigene, dumpfe, stumpfe Welt, die sich um nichts anderes kümmerte, als nur im ewigen Gleichgewicht zu bleiben. Er konnte auch keinen einzelnen Tropfen erkennen. Aber er wußte, es seien Tropfen, seine Erfahrung sagte es ihm, experimentell konnte er es erkennen, wenn er mit Gewalt die Masse zerteilte. Dann sprangen wohl einzelne leuchtende Tropfen heraus, und nun, da er sie unter neue Lebensbedingungen gebracht hatte, führten sie ein eigenartiges, sonderbares Leben, das aber nutzlos für sie selber, nutzlos für alle Umgebung verdunstete, verdampfte, dahin welkte und starb. —

O! diese Menschheit! Alles gleich! Welch eine addierte Unsumme von Blödheit und Stumpfsinn, zu einem Brei verkocht, so daß es nur künstlich noch möglich war, die einzelnen Summanden durch vorgestellte willkürliche Bezeichnungen aus einander zu halten! Da gab es einen Schustermenschen, einen Professormenschen, einen Doktormenschen, einen Nr. 32 menschen!

Und ohne diese künstlichen Benennungen waren sie so gleich wie die Tropfen im Wasser. Und sie wollten sich nivellieren.

Und doch waren es auch Einzelwesen wie die Tropfen. Das wußte er auch aus der Erfahrung, daß hin und wieder einzelne dieser Menschheitstropfen unter anderen Existenzbedingungen ein bemerkenswertes Dasein geführt hatten.

Die hatten Pläne geschmiedet und hatten alle Tropfen sondern wollen, und die Tropfen hatten nicht gewollt, sie fühlten sich nur wohl in ihrem Sumpfe, in ihrem Hand in Hand gehen, wo niemand wußte wohin, und alles eigentlich still stand.

Die hatten die Menschen erhöhen wollen, hinaufführen zu den lichten Höhen, von denen man ausschaut auf Welt und Geist. Die Menschen aber schrieen und schimpften, weil sie aus ihrem Glück herausgerissen wurden; schließlich kochte in ihnen die Wut auf, und sie kreuzigten und töteten die Geistesgewaltigen.

* * *

O ihr Rohrhalme, die ihr mich neugierig und unzufrieden anschaut! Ihr könnt es nicht verstehen, daß ich diese Geistesgewaltigen beneide um ihr Geschick? ihr versteht es nicht, daß ich hervorragen will aus dem Gesindel? daß ich nichts mit dem Pöbel gemein haben will? Ach! seht, ich kann es ja nicht ertragen, daß ich unter diesem Volk leben muß als einer der ihrigen!

Habt ihr doch Mitleid mit mir! Ich klettere, ich kämpfe, ich will hinaus, heraus aus dem Sumpfe, und ich kann doch nicht — es hängt an mir zuviel von dem Schmutz der Menschheit, zuviel von ihren Vorurteilsgewichten.

Das zieht und zieht mich nieder. Die Macht der Finsternis ist zu groß, ich kann mich nicht frei machen von ihr. Und doch möchte ich mit sehnendem Herzen! —

Wir erwarten eine kommende Zeit des Lichtes — vorhin glaubte ich, sie sei da, sie sei gekommen, die Morgenröte der neuen Zeit! Aber ich fand gar bald, wir sind noch immer vor Sonnenaufgang! —

Und auch ich werde mich legen in das Grab — nutzlos für mich, nutzlos für alle die armen Menschen, die armen alten Unwissenden.

O ihr kommenden Menschen! Gedenket mein, des armen Strebenden, wenn ihr wandelt im rosigen Lichte, und denket, ich habe das Friedensfest feiern wollen. — Ich scheiterte — oder habe ich es falsch angefangen!? ging mein Wünschen wieder ins Extrem?! Hätte ich mich begnügen sollen mit meinem abstrakten Erkennen?

O qualvolles Denken! — Ach wie werdet ihr uns bemitleiden, ihr

ſtrahlenden Menſchen der Zukunft, mit dem Lächeln ſiegesfroher Zuverſicht auf den ſtolzen Lippen! — —

* * *

Was lächelt und ziſchelt ihr? ihr Rohrhalme ſeid doch auch tiefwurzelnd im Waſſer, im Schlamm, ihr wurzelt feſt, vielfach verſchlungen zu ſtarkem Geflecht im Moder des Sumpfes.

Aber ihr habt euch losgerungen von dem Elend des ſchwarzen Schlammes und ſeid hinaufgeſtiegen in die lichten Höhen. Auch ihr verachtet die verſumpfte Menſchheit; aber auch ihr werdet abgeſchnitten werden, und kurz iſt euer Leben, und man wird euch zuſammenbinden, daß nichts von euch zu erkennen iſt noch von euren Ideen, und dann werdet ihr mit des großen Cäſar und des bravſten deutſchen Profeſſoren Staub verkittet Wände und Dächer der Menſchenwohnungen vor dem ſcharfen Winde der neuen Zeit verkleben müſſen.

Aber ich ſehe, ihr wollt mich nicht verſtehen! Oder habt ihr noch andere Gedanken, die ich nicht verſtehen kann? Bin ich denn ſo erbärmlich, daß ich euch doch nicht ganz erfaſſen kann? — — —

* * *

Und er grübelte weiter und ſetzte ſich an den Fuß einer Weide und ſchaute und ſchaute ins Waſſer und ſah am Grunde den Humus vergangener, geſtorbener Pflanzen und Tiere ruhen, ausruhen von der Lebensarbeit. Dicker, zäher Schlamm hatte ſich aus ihnen gebildet und überlagerte nun den Boden fußtief.

Das alſo war aus dem blühenden Leben geworden — ein Nichts!? Schlimmeres als nichts!!?

Nun moderte es alles da drunten in ekelhaftem Geſtank und in Fäulnis. Verweſung iſt die Rätſellöſung der Welt.

Und der Schlamm war zähe und ließ keinen Stein, der hinab fiel, los. Er verſuchte es mehrere Male, aber die Steine bohrten ſich tief hinein; und kaum hatten ſie den Schlamm berührt, da ſchloß er ſchon über ihnen zuſammen.

Unheimlich, heimlich verſchwiegen war es unter dem Waſſer, unter dem Schlamm. Dort nur konnte man erfahren, warum die Rohrhalme ſo gerade, ſo kräftig nach oben wuchſen, und was ſie denn eigentlich meinten.

Da unten, da war Ruhe — Ruhe für ſeinen gequälten Geiſt.

So verſuchte er denn, ſeinen Kopf hinabzutauchen in die dunkle Flut — er griff mit den Händen in den ſchwarzen Schlamm hinein und taſtete nach dem Wurzelgeflecht des Rohrs.

Dann ſenkte er ſeinen Kopf tiefer, immer tiefer hinab. Er ſchloß die Augen und legte ſich mit ſeinem Leibe hinein in das feuchte, ſchwarze, weiche Lager und ſchlief ein, während die Rohrhalmwurzeln ihm erzählten, daß ſie immer neue Kraft da unten aus den verweſenden Tier- und Pflanzenleibern zögen und alljährlich dieſe Kraft hinaufſchickten in die Lichtwelt da oben als Halme, welche die ozonige Lichtflut und Luft einatmeten und immer klüger würden von Jahr zu Jahr; denn ſie nähmen ja die ganze Weisheit der Vorwelt mit ans Tageslicht. Dazu aber müßten Generationen ins Grab ſinken und abermals Generationen und wieder Generationen, und jede Generation würde ſo klüger und weiſer als die vorangegangene eben durch deren Vergehen. Aber niemals könne eine Generation ſo klug oder gar klüger ſein als die kommende. — — —

* * *

Und nun wuchs aus ſeinem Gehirn eine wunderbare Blume empor, welche ihre Knospe geſchloſſen hielt, bis die Sonne hoch genug empor geſtiegen war und mit ihrem erſten Lichtſtrahl über den Deich hinweg ſie zur wunderbaren Blüte erküßte.

Und dann floß die Lichtflut über den ganzen langen Deich hinweg und ſtrahlte in eine wieder neue, junge Welt hinein.

Die Blüte aber wartete auf ihre Frucht, welche unter neuer Sonne gezeitigt, wieder bringen ſollte eine neue Generation.

Anſelm Kynaſt.

Skizze von Benno Rüttenauer.

(Mannheim.)

Aus einer engen Waldſchlucht, wie ſie der Muſchelkalkformation eigen ſind, führte ein ſteiniger ſteiler Weg durch alten Buchenbeſtand zur Hochebene hinauf.

Hier ſtieg Anſelm Kynaſt langſam in die Höhe, ein Mann in den letzten zwanziger Jahren, ein Maler, dem man auch hier im Wald den langjährigen Bewohner der Großſtadt anſah.

Er kam von dem kleinen Gebirgsſtädtchen drunten im Salmerbachthal.

Seine Mutter wohnte dort, er hatte ſie auf die Oſtertage beſucht, ſeit vier Jahren wieder zum erſtenmal.

Und die alte Frau, eine Drechslerswitwe, hatte ihren Sohn ſehr verändert gefunden. Sie täuſchte ſich hierin nicht. Anſelm war aus einem ungeſtümen, überſchäumenden jungen Menſchen ein ſtiller ernſter Mann und Arbeiter geworden, etwas zu ernſt faſt. Er hatte viele Täuſchungen erlebt, das Leben hatte ihm ſoviel verſprochen und bis jetzt ſo wenig gehalten. Er begriff immer klarer, daß mit hohen Gefühlen und Worten noch gar nichts gethan iſt. Seine Freunde, Leute, welche nur die Außenſeite der Dinge ſehen und für welche alle Wörter der Sprache nur einen oberflächlichen Sinn haben, fingen bereits an, ihn einen Philiſter zu heißen.

Weil er ſich doch einmal in der Gegend aufhielt, wollte er auch ſeinen Bruder ſehen, wenn auch nur der Mutter zu Liebe. Derſelbe war zehn Jahre älter und Pfarrer in Aachdorf, weit droben auf der Ebene.

Der Maler befand ſich auf dem Wege dahin.

Die Wanderung hatte ihn am Anfang etwas verſtimmt, die Steige war zu ſteil und holperig. Aber allmählich gewannen andere Empfindungen in ihm Raum.

Die Schönheit der armen Natur um ihn her ging ihm auf. Er war allerdings gewöhnt, ſie in dieſer Erſcheinung arm zu nennen, er huldigte hierin der faſt allgemeinen Anſchauungsweiſe ſeiner Kunſtgenoſſen.

In dieſem Punkt ſind die Dichter durchwegs gerechter, ſie ſehen tiefer.

Anſelm aber, der lange ſtumpf geblieben, ſpürte jetzt den Zauber. Es war, als ob derſelbe erſt nach und nach ſich um ihn her ausgebreitet habe, leiſe, unvermerkt, wie wenn, gerade in dem Augenblick, der Frühling vom Schlaf aufwachte.

Die alten Buchen ſtanden noch kahl, wie tot, gegen den blauen Himmel und ſchienen fühllos gegen Licht und Wärme, die ſie umfluteten; aber in dem jüngern Buſchwerk, noch vom dürren Laub des vergangenen Herbſtes goldbraun leuchtend, kniſterte es hörbar. Das kam nur von den verdorrten Blättern, die ſich unter den Sonnenſtrahlen krümmten; aber das Ohr glaubte die braunen glänzenden Knospen berſten zu hören von dem ſich darin regenden jungen Leben. Auch ſchwankten ſchon Zweige mit zart grünen Blättern dazwiſchen. Zweige von Weißdorn und Geisblatt. Auf dem Boden lag die Aprilſonne über dem Silbergrau des letztjährigen Waldgraſes. Dazwiſchen ſtachen die erſten grünen Spitzen hervor. An einzelnen ſonnigen Stellen wuchs das Windröschen darüber empor, häufchenweiſe, und öffnete ſeine zarten roſafarbenen und weißen Kelche dem Licht. An andern Punkten, wo die Erdkrumme aufhörte und die nackten weißen Kalkplatten zu Tage

traten, leuchteten die tiefblauen Sterne der Frühlings-Genziane neben den goldenen Kelchen einer dem Wanderer unbekannten Blume.

Und die Aprilsonne stieg höher am wolkenlosen Himmel empor und durchflutete immer wohliger und wärmer den erwachenden Wald; immer häufiger und vernehmbarer wurde das Knistern im dürren Gras und Laubwerk. Dem Wald lag der Frühling im Blut, und auch den großen rotbrüstigen Vögeln mit den himmelblauen Flügeldecken, die märchenhaft bald hier, bald dort in dem kahlen Gezweig aufrauschten und dabei jedesmal einen übermütig lustigen Schrei ausstießen.

Und auch dem Wanderer lag es im Blut. Seine Augen nahmen einen höheren Glanz an; er spürte eine Empfindung in seiner Seele erwachen, die er lange nicht gekannt. Die Allgewalt der Natur in ihrer ärmsten Gestalt berückte ihn. Er entdeckte in sich, was er längst tot geglaubt, das erschauernde Gefühl des Frühlings, er fühlte sich wieder jung, zum erstenmal wieder, seit langer Zeit.

Er fand, die Welt und das Leben seien schön, und er dachte dabei nicht an die Kunst.

Eine tiefe Sehnsucht erfaßte ihn, Sehnsucht nach etwas Unsagbarem, vielleicht nach einer Verkörperung und Vermenschlichung der Weltschönheit.

Er hatte solange nur gearbeitet. Diese Zeit kam ihm jetzt wie verloren vor; er meinte, nicht Arbeit, sondern Genuß sei Leben. Und er dachte an frühere Jahre und wie er da das Leben so leicht genommen, wie ihm alles ein Genuß geworden.

Er trat unterdessen aus dem Wald ins Freie hinaus. Und hier schaute der Frühling ihn noch sieghafter an. Die Saatfelder leuchteten von lebhaftem hellem Grün und in der sonnigen Luft schmetterten die Lerchen. Er hörte sie zum erstenmal in diesem Jahre.

Dann schritt er durch die Gasse eines kleinen armseligen Dorfes. Der Weg war schmutzig von zerstreutem Dünger, den die Bauern links und rechts von der Straße auf ihre Karren luden. Die Kühe vor den unsaubern Fahrzeugen, ebenfalls schmutzig und ärmlich aussehend, schlecht genährt, benützten dennoch die Zeit der Ruhe zum Wiederkäuen. In der sonnigen Luft geigten die ersten Frühlingsmücken und auf den schön getrockneten Hofplätzen spielten kleine Kinder, die kaum gehen konnten, zwischen Hühnern und Enten. Ihnen sah man den Frühling an, nicht den Bauern und Zugtieren.

Aus einer Hausthüre trat ein etwa zwanzigjähriges Mädchen mit einem einzigen groben Rock angethan, mit einem roten Leibchen, das bis zum Hals hinaufging und die Brust breit drückte.

Anſelm Kynaſt ſah ihr unwillkürlich nach, das war auch ein Stück Frühling. Nicht nur ihre Augen mit den geſunden Rändern, jede Bewegung ihres plumpen Körpers ſprach es aus.

Dem Maler kam eine erſte dumpfe Erinnerung . . . Daran hatte er gar nicht mehr gedacht.

Mit einem plötzlichen Ruck wandte er ſich, kehrte einige Schritte zurück und ſtieg eine ſteinerne, ſehr ſchadhafte Staffel von vier bis fünf Stufen in die Höhe. Er trat in einen mit ausgetretenen Backſteinen belegten Hausgang und von da in die Stube, die Wirtsſtube des Dorfes.

Sie war noch ungekehrt. Böſe Dinge lagen auf dem Boden umher; die Dielen waren ſchwarz von Schmutz. Auf dem Tiſch am Ofen lag eine beſchmutzte Kleinbubenhoſe hart neben einem Teller mit einem Reſt von bräunlicher Suppe und einem Löffel darin. Ein paar andere, unabgewiſchte Löffel lagen umher, einer auf dem Boden unter dem Tiſch. Am Ofen hing ein verſchwitztes Hemd. Ein zweiter Tiſch ſtand in der vordern Ecke des Zimmers; er ſah leerer aus als der andere. Nur ein paar Lachen verſchütteter Flüſſigkeit ſtanden darauf, und am untern Ende ein alter verſchleißter Strohnapf; derſelbe war mit Kartoffelſchälig gefüllt, worauf ein Häuflein halbvertrockneten Bohnenbreis ſaß, dem Anſchein nach der Ausputz einer Schüſſel.

Hier ſetzte ſich der Maler, der ſich umſonſt nach jemand umſah. Nur aus der anſtoßenden Kammer drang Menſchengeräuſch, Stimmenlaute von Alten und Jungen.

Anſelm Kynaſt ſaß nicht zum erſtenmal an dieſem Platz, obwohl ihm die Stube ſo ſeltſam fremd erſchien. Nur von der Wand her ſchaute es ihn bekannt an. Dort hingen vier Bildertafeln, welcher er ſich ſofort wieder erinnerte. Es waren uralte, ſeltene Sachen, keine mechaniſchen Reproduktionen, ſondern Gemälde, eine Art Glasmalerei, Heiligenbilder natürlich. Von den Rahmen konnte man die urſprüngliche Beſchaffenheit vor Schmutz nicht mehr erkennen, und ebenſo ſahen die Ecken aus; in der Mitte aber wirkten die Farben blank und friſch; denn die rückſeitig gemalten Glasplatten konnten mit Waſchen leicht ſauber gehalten werden.

Anſelm Kynaſt machte von neuem die Bemerkung, um wieviel die alten Dinger künſtleriſch höher ſtunden, als die neueſten Dorfſtubenkunſtwerke. Es hingen deren einige daneben: Das Kaiſerpaar mit kleinen und großen Prinzen und Prinzeſſinnen. Sie prangten im vollen Ornat oder in Uniform, und die Kronen, Ordensſterne, Ketten, Armbänder, Degengriffe, Knöpfe u. ſ. w. waren nicht gemalt, ſondern waren körperlich vorhanden und beſtunden aus aufgeklebten Papierpreſſungen in Gold und Silber.

Nicht lange verweilten die Gedanken des jungen Mannes bei den Bildertafeln. Er gedachte der Zeit vor vier Jahren, da er auch hier saß. Er dachte, wie ein ganz anderer er damals noch war. Mit besonderer Lebhaftigkeit vergegenwärtigte er sich das Mädchen, das ihn bediente. Die andere, die von vorhin, draußen auf der Gasse, hatte wieder die erste Erinnerung an sie erweckt. Gerade so hatte sie ausgesehen und war auch ganz so bekleidet; sie hieß Karline.

Er sah sie wieder, wie sie vor ihm stand, ein wenig grobknochig, aber auch voll im Saft stehend, mit frischer reiner Haut, Gesundheit aus jeder Pore atmend, dabei mit Bewegungen und Manieren, die auf gänzliche Ahnungslosigkeit ihres weiblichen Wesens und Wertes zu deuten schienen, die ihn vor allem reizten.

Alles, was damals in ihm vorgegangen, bis in die feinsten Regungen hinein, wie er sie angestaunt in ihrer gesunden Ungeschlachtheit, zuerst als Künstler, sie in Gedanken malend, unverschönert und unabgeschwächt, ein Stück strotzendes Leben. Mit den Gedanken ging es leichter als mit dem Pinsel.

Aber war denn das da, um gemalt zu werden? Er vergaß zuletzt den Künstler in sich. Sie kam ihm einigemal nahe, zu nahe. Ihr praller Schenkel berührte ihn. Durch den einfachen Rock fühlte er die Wärme ihres gesunden jungen Körpers.

Darin lag keine Frechheit ihrerseits. Sie war nur eine naturrohe, vielleicht etwas dumme Dirne. Sie hatte die unverfeinerten, ganz gesunden Nerven der Natur, sie wußte nicht, was sie für eine Wirkung ausübte. Sie war ein ehrliches Blut.

Anselm Kynast stand das alles deutlich vor den Sinnen, als ob es gestern gewesen wäre. —

Da ging die Kammerthüre auf, und der Wirt, ein Bauer mit blödem Gesicht, schlürfte mit schweren Holzschuhen in die Stube. Er bemerkte jetzt erst den Gast. „Einen Schoppen Wein?“ fragte er.

Anselm Kynast nickte mechanisch mit dem Kopf.

Erschrocken starrte er in die offen gebliebene Kammerthüre. In der Kammer saß die Wirtin auf einem niedern Schemel, ein Weib, von dem man nicht sagen konnte, ob es alt oder jung sei, ein häßliches, grobes Gesicht, eingefallen und verwettert, mit vorstehenden Backenknochen, mit häßlichen, dazu unsauberen Mundwinkeln; mit schlumpiger schmutziger Kleidung.

Das Weib sah dennoch dem Mädchen ähnlich, welches Anselm im Geist noch gerade vor sich gesehen; er hatte sie auch sofort erkannt und darum war er so erschrocken.

Auf ihren Knieen lag ein mächtiges Bündel von Kissen, an dessen oberem

Ende ein unverhältnismäßig großer Kinderkopf hervorſah. Ein älteres Kind von etwa anderthalb Jahren mit ähnlichem Waſſerkopf und blödſinnigem Ausdruck hockte am Boden und zerrte eine junge Katze am Schwanz, die einigemal laut aufſchrie.

Neben der Mutter, auf einem zweiten Schemel, ſtand ein Teller weißen Brotbreis. Damit fütterte ſie das Jüngſte. Mit dem Löffel ſtopfte ſie ihm den Brei in den Mund und half mit einem Schnuller nach, indem ſie das, was an den Mundwinkeln herunterrann, damit auftunkte.

Von Zeit zu Zeit ſchob ſie dem am Boden einen Löffel voll zu. Sie lachte ihn dann freundlich an, wobei ſie ganz beſonders häßlich wurde. Auch das blöde Geſicht des Kindes verzog ſich zu einem entſetzlichen Grinſen.

Der Wirt kam mit dem Wein zurückgeſchlurcht. Er führte zugleich ein drittes Kind an der Hand, einen Knaben von ungefähr drei Jahren, dem offenbar die Hoſen auf dem Tiſch gehörten, denn er hatte nichts an als Hemd und Strümpfe.

Er ſah aber ſeinen beiden Geſchwiſtern nicht ähnlich. Er hatte weder ihren dicken Kopf noch ihr ſtrohgelbes Haar, und am wenigſten ihre waſſerfarbenen blöden Augen. Er war braun und hatte auch braune Augen, die lebhaft und klug blickten.

Anſelm Kynaſt erbleichte vor dieſen Augen, es waren ſeine eigenen.

„Vatta, mi Hös," ſagte der Junge, und dem Gaſt ging das Wort durch Mark und Bein.

Der Wirt zog den Knaben mit in die Kammer, deren Thüre er anlehnte.

Anſelm Kynaſt ſaß wieder allein mit ſeinen Gedanken, die bald auf das Vergangene zurückkehrten.

Damals, vor vier Jahren, beſuchte er auch ſeinen Bruder. Er kam am Nachmittag hier an; das Wirtshaus betrat er nur, weil es zu regnen begann. Und der Regen hörte nicht auf, Anſelm Kynaſt mußte ſich entſchließen, die Nacht zu bleiben.

Es war langweilig, es wäre langweilig geweſen ohne die Karline, mit welcher der junge Maler ſich mehr einließ, als er es unter andern Umſtänden gethan hätte.

Als ſie ihn am Abend auf ſein Zimmer begleitete, ließ ſie ſich leicht zurückhalten, um noch ein wenig zu plaudern. Sie hatte ihre Arbeit gethan und die andern ſchliefen ſchon, die alte taube Mutter nebenan, wo auch Karline ihr Bett hatte, und der Jörg drunten neben dem Hausgang. Der Jörg war ein Vetter und zugleich der Knecht im Haus. Die Karline erzählte, daß er ſie heiraten wolle. Auch die Mutter wünſche es. Karline

mochte ihn aber nicht recht und doch paßte auch sonst nicht leicht einer ins Haus; große Wahl hatte sie nicht.

Anselm Kynast machte einige Bemerkungen über den Jörg, und Karline lachte. Sie zeigte dabei gesunde, schöne Zähne, etwas groß. Dem jungen Maler klang dieses Lachen in seiner augenblicklichen Sinnesverfassung übermütig und herausfordernd. Es reizte ihn. Er sprach nun von ihren Armen, deren kräftige Gestalt bewundernd; er habe nie solche Arme gesehen. Und wie zu einer Maß- oder Kraftprobe umfaßte er beide mit seinen Händen, oben gegen die Schultern. Das Mädchen stand mit dem Rücken gegen das Bett, er war selber außerordentlich stark, er bog sie rückwärts über, sie lachte.

* * *

Anselm Kynast überkam ein plötzliches fröstelndes Gefühl. Die Kammerthür öffnete sich und die Wirtin, ihr Kleinstes auf dem Arm, trat heraus. Sie legte den dicken Wickel in eine Wiege am Ofen mit schmutzigem Bettzeug. Sie kauerte sich daneben auf eine niedere Bank und schaukelte den Kleinen, indem sie ihm dabei herzliche Koseworte zuflüsterte. Der dreijährige Knabe kam auch heraus und stellte sich still nachdenklich daneben. Er hatte jetzt seine Hose an, aber so, daß ein nicht ganz weißer Zipfel hinten am Schlitz herausragte.

Anselm Kynast betrachtete die Gruppe, er wußte selber nicht wie ihm zu Mute war.

Die Wirtin richtete dann einige Fragen an den Gast. Ihre Sprache war schleppend, faul. Der Maler hatte dabei das Gefühl, als ob die Worte schmutzig wären, klebrig schmutzig; wie die ganze Umgebung. Er wollte eine Probe machen; er sagte, daß er schon einmal hier gewesen sei.

Sie konnte sich nicht erinnern. Er beobachtete sie genau, sie war in der That ahnungslos.

Schon hatte er's auf der Zunge, er sei sogar zu Nacht dagewesen. Aber er vermochte das Wort nicht auszusprechen. Halb war's ihm, als ob er damit eine Roheit sage, halb, als ob er ein keusches Geheimnis vor Uneingeweihten aussprechen würde.

Er brach auf.

Draußen glänzten die jungen Saatfelder in sonnigstem Grün, und am Himmel schmetterte noch die nämliche Lerche, wie vor seiner Einkehr.

Anselm Kynast hörte sie nicht, er blickte dumpf und trüb; ungeheuerliche widersprechende Empfindungen stritten in ihm. Der Wein hatte seinen Gang nicht elastischer gemacht; er schritt müder dahin als vorher.

* * *

Mehr als ein Jahrzehnt iſt unterdeſſen vergangen. Anſelm Kynaſt hat noch manche Täuſchung erlebt. Er wohnt nicht mehr in der großen Kunſtſtadt; er hat ſich in die biſchöfliche Reſidenz ſeiner Provinz zurückgezogen, wo ſein Bruder Domherr geworden iſt. Es würde ihm ſogar ſchlecht gehen, wenn er ſich nicht auf die religiöſe Malerei verlegte. So erhält er durch die Vermittlung ſeines Bruders viele kirchliche Aufträge und verdient ſchweres Geld.

Aber es iſt ihm nicht wohl dabei, ſeine Arbeit giebt ihm keine Befriedigung, geſchweige denn Glück. Nicht hohe Anforderungen muß er an ſich und die Kunſt ſtellen, um ſeine Arbeitgeber zu befriedigen, er muß, um den Geſchmack derſelben nicht allzu ſehr vor den Kopf zu ſtoßen, unter ſich ſelbſt hinunterſteigen.

Er muß oft genug den Künſtler in ſich verleugnen.

Manchmal ekelt ihm vor ſich ſelber; denn er iſt zwar weit abgekommen von den hohen Träumen ſeiner Jugend; aber ein Lump iſt er doch nicht geworden. Er hat nichts gemein mit den meiſten ſeines neueſten Handwerks.

Und er hat noch Gelegenheiten genug, ſeine häufigen künſtleriſchen Selbſtverleugnungen in einzelnen Fällen zu rächen. Er trifft noch manchen Pfarrherrn, der ihn gewähren, der ihn Künſtler ſein läßt.

Dennoch triebe er dieſes Handwerk nicht, wenn er allein in der Welt ſtünde, er ſchöſſe ſich lieber eine Kugel vor den Kopf. Er hat aber, irgendwo auf dem Dorf, wo er wahrſcheinlich in einer Kirche beſchäftigt war, einen Knaben mit auffallendem Zeichentalent entdeckt und zu ſich genommen. Für ihn ſchafft und lebt er. Und er darf es wohl der Mühe wert halten; denn das Talent des Jungen zeigt ſich von Tag zu Tag deutlicher. An ihm hat Anſelm Kynaſt ſeine einzige Freude.

Er iſt ein kräftiger, wohlgebauter Junge, der ſeinem Lehrer und Beſchützer ſogar ähnlich ſieht. Schon ſteht er am Anfang des Jünglingsalters und bald wird ihn ſein väterlicher Freund auf die Akademie ſchicken. Derſelbe hegt große Hoffnungen für ihn und zweifelt nicht, daß ſein Georg das wirklich erreichen wird, was er ſelber einmal ſchon errungen zu haben glaubte. Und in dieſem Glauben iſt er faſt glücklich.

Rebekkas Jaune.

Humoreske von Rudolf Eichfeld.

(Baden-Baden.)

I.

Rebekka Rosental war ein leuchtender Stern am blendenden Himmel der Geldaristokratie Berlins.

Sie säete nicht, sie erntete nur, und deshalb war sie schöner anzuschauen als Salomo in all seiner Herrlichkeit; denn sie bezog ihre Toiletten aus Paris und zwar von Worth und von Felix, während die neuesten Forschungen erwiesen haben, daß der große Judenkönig sowohl, als seine Weiber und Kebsweiber, alles in Jerusalem selbst machen ließen.

Wie jedermann weiß, ist der Luxus aber nur dann wirklich brillant, wenn er weit herkommt und sehr viel kostet.

Beides war bei dem Glanze, der die Baronin Rosental umgab, im vollsten Maße der Fall.

Die entferntesten Weltteile legten ihren Tribut zu den Füßen der kleinen Frau. Sie bezog Morgenkleider aus Japan, Sommerstoffe aus Indien und Persien, alle Wohlgerüche Arabiens auf dem Umwege über England, und in ihrem Bade- und Toilettezimmer ward nur Schlangenbader Wasser verwendet.

Letzteres erhielt sie zweimal wöchentlich direkt zugeschickt. Mit Hilfe anderer Schönheitsmittel verlieh es ihr jenen marmorklaren Teint, welcher so große Bewunderung erregte.

Jakob Rosental von Anno Dazumal, der Stammvater des Geschlechts, hatte gesäet, spärlich gesäet; aber überaus reichlich geerntet, und mit den Jahren war das Rosental'sche Vermögen schier unverwüstlich geworden. Alle Extravaganzen der sehr extravaganten Frau wurden reichlich eingebracht durch eine einzige glückliche Börsenspekulation, und das Haus Rosental machte nur in glücklichen Spekulationen.

Ja, sie hatte es sehr gut, die schwarzäugige Tochter Israels, zu gut; deshalb schien sie nicht befriedigt.

Ihr Gatte war das Ideal eines galanten Ehemannes, der erste ihrer Anbeter; aber sie verachtete die sklavische Unterwürfigkeit desselben, und machte ihm das Leben sehr sauer.

Sie hatte einmal irgendwo gelesen, daß Potemkin, der allmächtige Günstling Katharinas II., zeitweise mit großem Erfolge, seine kaiserliche Geliebte

geprügelt habe. Das machte einen tiefen Eindruck auf die blasierte Phantasie der verwöhnten Frau und versenkte sie in einen Abgrund von Träumereien.

Geprügelt zu werden! Welch' eigentümlicher Reiz liegt doch in diesen Worten. Es war ihr nie passiert. Welche Wonne, welche Wollust für den raffinierten Feinschmecker! Denn warum hätte die geniale Herrscherin Rußlands solches zugelassen, wenn es nicht etwas ganz Besonderes wäre?

Von jener Zeit an that sie alles, was in ihrer Macht stand, um den Baron zu veranlassen, sich an ihr zu vergreifen; aber leider erfolglos.

Je toller sie es trieb, je unterthäniger ward er; denn es imponierte ihm. Er fand ihr Gebahren sehr aristokratisch, sehr chic, und war stolz darauf, der Gatte einer der exzentrischsten Lebedamen der Reichshauptstadt zu sein. Wäre ihr diese seine Anschauungsweise bekannt gewesen, so hätte sie ihre Taktik wahrscheinlich geändert, doch sie verstand es nicht, im Herzen des Barons zu lesen, und somit befand sie sich im Nachteil.

Die schöne Rebekka war also unbefriedigt und nicht glücklich. Sie hatte einen Ehemann, den sie kaum höher achtete als die Teppiche unter ihren Füßen und einen Wunsch, den all ihr Reichtum ihr nicht zu gewähren schien. Sie hätte freilich von dem ersten besten Dienstmann, um ein Billiges, das Ersehnte bekommen können; aber sie wollte den echten Artikel haben, keine Imitation. Sie wollte richtig und gehörig, aus innerem Antrieb, in einem Wutanfall geprügelt werden, und zwar von ihrem Moritz.

Es schien ein ganz hoffnungsloses Verlangen und zeigt sonnenklar, daß des Lebens ungemischte Freude keinem Irdischen zu teil wird.

Allein die Baronin hatte die zähe Natur ihres Volkes und obgleich es wunderbar erscheint, daß eine Frau ein so heftiges Verlangen nach etwas hegen mochte, das ihren Voreltern so oft und so freigebig zugesprochen ward, wenn dieselben es keineswegs wünschten, so beweist dies eben nur, daß die Zeiten andere geworden waren und das menschliche Herz sich immer nach dem sehnt, was es am schwersten zu erlangen vermag; seien es orientalische Perlen oder eheliche Prügel.

Es standen ihr allerdings noch verschiedene Feuerproben zu Gebote, die vielleicht die Kraft besitzen mochten, den Faden der Geduld ihres Eheherrn zum Reißen zu bringen, die sie aber nur im äußersten Notfall anzuwenden gedachte.

Sie konnte zum Beispiel, statt bloß über die Maßen mit ihren Courmachern zu kokettieren, sich wirklich einen Liebhaber anschaffen. Es wäre dies sehr leicht für sie gewesen. Sie hätte nur zu winken brauchen und einer der bunten Schmetterlinge, die um das glänzende Licht flatterten, würde

ſich kopfüber in die Flamme geſtürzt haben; aber eben weil es zu leicht war, verſchmähte ſie dieſes Mittel. Es machte ihr keinen Spaß. Deshalb mußte ſie etwas anderes erſinnen oder ſich vielleicht bei einer erfahrenen Freundin Rats erholen.

Zuerſt wollte ſie es aber noch eine Zeit lang ſelbſt verſuchen; denn nicht nur heißt es: „Selbſt iſt der Mann", ſondern auch: „Selbſt iſt die Frau" und zwar beſonders die Frau Roſental.

Zu dieſem Zwecke zog ſie ſich eines Tages in ihr, mit dem originellſten Geſchmack eingerichtetes Boudoir zurück, legte ſich in eine daſelbſt angebrachte Hängematte und verſank in ein Meer blauer Gedanken.

Sie wiegte ſich leiſe und träumte von allerlei Unerreichbarem; aber plötzlich fuhr ſie empor.

„Heureka," rief ſie begeiſtert und war dermaßen entzückt über ihre Idee, daß ſie, in der Freude ihres Herzens, auf ſo animierte Weiſe im Zimmer herum zu tanzen begann, daß dieſe choreographiſchen Exzentrizitäten viel beſſer in Krolls Etabliſſement gepaßt hätten, als in die Prachträume einer Weltdame.

Nachdem ſie ſich allmählich wieder etwas beruhigt hatte, hüpfte die ſchwarzlockige Sylphide an den Schreibtiſch, ſchrieb eilig einige Zeilen auf ein Blatt Papier, klingelte und beauftragte den Diener, das geſchloſſene Kouvert, welches ein Inſerat enthalte, in dem Annoncenbureau des Berliner Tageblatts abzugeben und zu bezahlen.

Ihr Angeſicht ſtrahlte, ſie rieb ſich vergnügt die kleinen, mit Juwelen geſchmückten Hände und wäre faſt, als ihr Gatte bald nachher bei ihr eintrat, dieſem um den Hals gefallen, hätte ſie ſich nicht noch rechtzeitig erinnert, daß er keinerlei Liebkoſungen verdiene und ſie ihn prinzipiell ſchlecht zu behandeln gewohnt ſei.

„Süße Rebekka," ſagte der Börſenbaron mit Schmunzeln, „Du biſt ſchön heute, Dein unvergleichliches Augenpaar elektriſiert, Dein Teint hat den Schmelz der Roſe, welche ‚la France' heißt . . ."

„Und was weiter?" unterbrach ihn die kühl gewordene Gattin.

„Was weiter, was weiter . . . ſie frägt was weiter?"

„Nun ja, was weiter? Willſt Du mir nicht lieber gleich das ganze hohe Lied vordeklamieren?"

„Rebekka, Du biſt ſchön, aber ſtreng. Was ſoll ich thun, um Dich zu beglücken?"

„Mich in Ruhe laſſen," erwiderte die zärtliche Gattin trocken, indem ſie hoheitsvoll hinausſchritt und den verblüfften Baron allein zurückließ . . .

Kurz darauf drangen melodisch klagende Töne aus dem Musikzimmer. Mit intensivem Gefühl sang eine unbefriedigte Nachtigall:

„Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß was ich leide . . . . ."

II.

Am darauffolgenden Tage konnte das erstaunte Publikum folgendes Heiratsgesuch im Berliner Tageblatt lesen:

„Eine junge, hübsche Frau mit großem eigenem Vermögen, die gegenwärtig in unglücklicher Ehe lebt, sucht behufs späterer Verehelichung, die Bekanntschaft eines vorurteilsfreien Herrn zu machen.

Gefällige Offerten unter Chiffre R R postlagernd Berlin."

Glücksritter und Abenteurer der Reichshauptstadt, welche diese Annonce sahen, witterten da ein Geschäft, müßige Handlungsreisende eine Gelegenheit zu pikantem Zeitvertreib, und sentimentale Jünglinge eine romantische Liebesaffaire.

Gleich am ersten Tage, als die Baronin ihre Antworten an der Post in Empfang nahm, wurden ihr deren eine solche Menge eingehändigt, daß sie Mühe gehabt hatte, ein passendes Versteck für dieselben ausfindig zu machen.

Lange schwankte sie. Endlich fiel ihre Wahl auf eine im Boudoir stehende Sänfte. Dieselbe war reich vergoldet, mit Malereien verziert und hatte erwiesenermaßen der Gräfin Aurora von Königsmark gehört. Jetzt diente sie im oberen Teile zur Aufbewahrung kostbarer Meissener Figürchen, während der untere, nicht offene Raum meistens leer war. Dahinein kamen vorerst die Briefe.

Sie befanden sich hier in Gesellschaft mehrerer deutscher und besonders französischer Romane, die man nicht gern in der Bibliothek aufstellt oder auf Tischen und Möbeln liegen läßt.

Sobald die Dokumente in Sicherheit waren, traf Frau von Rosental die nötigen Anordnungen, um den Rest des Tages ungestört zu sein, schützte eine Migräne vor, und Miß Loyd, ihre Gesellschafterin, erhielt den Auftrag, sie bei etwaigen Besuchen unwohl zu melden. Dann zog sie sich in ihr Boudoir zurück, verschloß sorgfältig die Thüren und holte ihre Briefe hervor.

Ein ungewohntes Entzücken, einem Schauer ähnlich, durchrieselte die schöne Rebekka, als sie das verheißungsvolle Packet hervorholte. Sie hatte es ja gewußt, es gab jenseits ihrer Kreise eine andere Welt, voll kaum geahnter, unbekannter Genüsse. Das eigenartige Gefühl, das sie schon jetzt empfand, noch ehe die Antworten gelesen waren, bewies es.

Langsam und feierlich erbrach sie den ersten Brief und las:

„Wohlgeborene Frau R R, Berlin.

Bezugnehmend auf Ihre Annonce in der heutigen Nummer des Berliner Tageblatts, erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen:

Ich bin dreiunddreißig Jahre alt, kinderloser Wittwer und Agent einer bekannten Feuerversicherungsgesellschaft.

Konvenierenden Falls bitte um Angabe Ihrer näheren Verhältnisse und zeichne inzwischen

Achtungsvollst und ergeben

Anton Weber."

„Pfui! Wie nüchtern! Wie abscheulich!"

Die abenteuerliche Baronin war sehr enttäuscht und gelinde empört.

Um den unangenehmen Eindruck zu verwischen, öffnete sie rasch einen zweiten Brief. Er begann ohne direkte Anrede und lautete wie folgt:

„Auch ich bin unglücklich, auch ich suche Liebe und Sympathie. Was ist das Leben ohne jene Güter? Eine trostlose Einöde! Ach, möge sich doch das Herz zum Herzen finden! Meines schlägt Ihnen warm entgegen, noch ehe ich Sie kenne. Zwar hat mir Fortuna, die launische Göttin, nie gelächelt, sie, die ihr Füllhorn so verschwenderisch auf Ihr Haupt ausgeschüttet; aber, was ist Reichtum ohne Liebe, was der Himmel ohne sie? . . .

Wie schön könnte sich unser Leben gestalten! Schon sehe ich ein Bild an meiner Seele vorbeiziehen: Zwei liebende Menschen schreiten Arm in Arm unter schattigen Bäumen, sie schauen sich beseeligt in die liebetrunkenen Augen. Ja, sie verstehen sich, sie gehören zusammen und sind beglückt — nicht im Besitze der herrlichen Villa, der zahlreichen Dienerschaft, der eleganten Equipagen — nein; sondern im gegenseitigen Vertrauen, in der Wahlverwandtschaft ihrer Gemüter, in dem siegreichen Bewußtsein, Eins zu sein.

Oh! wann kann ich Sie sehen? Wann Ihnen persönlich zu Füßen fallen? Sprechen Sie, befehlen Sie. Ich gehorche jedem Winke. Ich bin der Ihre, jetzt und immerdar. Ich küsse im Geiste Ihre weiße Hand und breite sehnend meine Arme nach dem teuren Schattenbild!

Möge es doch zu berauschender Wirklichkeit erblühen

einem Suchenden in der Wüste

Ladislaus Belinsky."

Das war nun allerdings schwungvoll; aber weiter nichts. Der edle Pole kannte Schiller. Es ging zweifellos aus seinem Schreiben hervor. Wer und was er aber eigentlich sei, blieb völlig dunkel. Auch er war nicht der Rechte.

Der dritte Brief lautete wieder geschäftsmäßig:

„Madame,

Ich habe Ihr Heiratsgesuch gelesen und kann Ihnen nur zu Ihrem Scharfsinn gratulieren, der Ihnen den guten Gedanken eingiebt, sich erst einen Beschützer zu suchen, ehe Sie sich daran machen, Ihren ersten Eheherrn los zu werden. Es wird letzteres nicht so leicht sein; denn wenn Sie wirklich ein bedeutendes Vermögen besitzen, dürfte er sie nicht ohne einige Nachhilfe ziehen lassen. Ich bin Rechtsanwalt und kann Ihnen bei Ihrem Scheidungsprozesse jene Nachhilfe zu teil werden lassen; auch wenn es sich herausstellen sollte, daß zärtlichere Bande uns nicht vereinigen werden.

In meinem Büreau kann ich Ihnen die Akten mehrerer Prozesse vorlegen, die ich brillant gewann; obgleich das Recht scheinbar nicht auf der Seite meiner Klienten war. Ich glaube also auch Ihnen, unter allen Umständen, meine Dienste erfolgreich widmen zu können.

Verfügen Sie über mich und genehmigen Sie die Versicherung
vorzüglicher Hochachtung

C. W. Alldorfer."

Verdrießlich schob die kleine Frau das Gelesene beiseite. Der Barometer ihrer guten Laune war mit jedem neuen Briefe um einige Grad gesunken und stieg erst wieder, als sie von folgendem Schreiben Einsicht genommen hatte. Da stand nämlich:

„Gnädiges Frau,

Bin ich Böhm, adeliges Böhm. Hab' ich große Güter, weites Land; aber fühl' ich mich einsam auf altes Schloß ohne Liebe. Hab' ich gehabt Freundin mehrfaches auf Besitztum meiniges; aber ist durchgebrannt, teils in Begleitung, teils alleinig.

Hab' ich beschlossen zu heiraten Weib liebevolles, vorzüglich Weib unglückliches, weil lustiges bei mir traurig wird; aber trauriges nicht und Weib sicherer ist, als Freundin veränderliches.

Will ich Ihnen Rendezvous geben in Kaffee Kranzler, unter den Linden, Morgen Abend um 9 Uhr. Will ich tragen kleines Tulpe in Knopfloch meiniges und schwarzes Schnurrbart großmächtiges.

Küß ich die Hand von gnädiges Frau
Baron Wenzel Swoboda."

Endlich etwas Vernünftiges! Die Baronin atmete erleichtert auf. Ihr feiner, angeerbter Spürsinn sagte ihr, daß von all diesen Offerten die des Böhmen die einzige sei, die es ehrlich meine. Sie wollte ein verwegenes Spiel treiben, sich gleichzeitig auf andere, originellere Art als gewöhnlich,

amüſieren; aber ſie wollte keinem Schwindler oder Abenteurer in die Hände fallen.

Es wurden noch einige Briefe geöffnet; aber keiner behagte ihr ſo wie dieſer. Deshalb beſchloß ſie endgiltig, den galanten Wenzel Swoboda zum Helden ihrer Unternehmung zu machen. Ihre Migräne wurde offiziell als verſchwunden erklärt, und als der zärtliche Gatte ſich zum five o'clock bei ihr melden ließ, hatte er die Genugthuung, vorgelaſſen zu werden.

Während er ſeinen Thee ſchlürfte und der ſchönen Rebekka anzeigte, daß er ihr eine Loge zur Premiere von „Sodoms Ende" verſchafft habe, betrachtete ſie ihn lange und aufmerkſam. Ihre dunkeln Augen ſprühten förmlich von Malice und plötzlich brach ſie in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Was iſt Dir, Rebekka? Was ſtimmt Dich ſo heiter?"

„Die Fröhlichkeit! Bin ich nicht zu beneiden, eine Loge zur Premiere von ‚Sodoms Ende' zu haben?"

„Du biſt in jeder Hinſicht zu beneiden, unvergleichliche Rebekka."

„Beſonders die Gattin eines ſolchen Mannes zu ſein, nicht wahr?"

„Soll ich erröten, mein Täubchen?"

„Erröte nicht, erblaſſe lieber — es ſteht Dir beſſer . . . Apropos, erkundige Dich doch heute Abend in Deinem Klub, ob jemand einen reichen, böhmiſchen Gutsbeſitzer, Baron Wenzel Swoboda, kennt, der gegenwärtig in Berlin weilt und was an ihm iſt. Es intereſſiert mich."

„Willſt Du ſeine Frau beſuchen?"

„Ja, ja ſo etwas . . . und nun mache Dich liebenswürdig, erzähle mir Neuigkeiten. Das Sprechen ermüdet mich."

Und der Baron machte ſich liebenswürdig, erzählte Neuigkeiten, hochbeglückt, ſeine Gattin in ſo huldvoller Stimmung gefunden zu haben.

III.

Eine milde Frühlingsnacht warf ihre Schatten über die glänzend erleuchteten Straßen und Plätze Berlins. Reges Treiben herrſchte unter den Linden. Omnibuſſe, Wagen und Equipagen rollten vorüber. Wie in einem geſchäftigen Ameiſenhaufen wogte es hin und her; nur daß hier, um dieſe Stunde, nicht mehr wie dort die Arbeit, ſondern das Vergnügen der Zweck der Bewegung war.

Die Baronin Roſental, in einer dunkeln Toilette, von der ſie ſich einbildete, daß ſie einfach ſei, und das Geſicht hinter einem doppelten Schleier verſteckt, fuhr dem ihr von dem böhmiſchen Landedelmann gegebenen Stelldichein zu.

Unweit des bezeichneten Kaffees, am Hause einer Bekannten, verließ sie ihr Coupé und schickte dasselbe zurück.

Sie war nun allein. Zum ersten Male in ihrem Leben, zu so später Abendstunde, allein — im Herzen Berlins. Oh, es war herrlich, unbeschreiblich herrlich! Ein Gefühl von Glück und Freiheit überkam die kleine Frau; sie atmete in vollen Zügen die weiche Nachtluft und dachte daran, wie so sehr thöricht es sei, die großen Geldfürsten zu beneiden. Was sie beneidete, waren die Künstler, die Maler, alles was ungebunden, uneingeengt ist, sich nicht nach vorgeschriebenen Regeln und Gesetzen bewegt.

Sie hatte es gar nicht so eilig. Ihr Böhme konnte warten. Sie wollte das nächtliche Treiben der Hauptstadt etwas beobachten und ahnte nicht, daß vor allem sie selbst würde beobachtet werden.

Nur zu bald sollte sich jedoch herausstellen, daß die Vorzüge der Freiheit mit gewissen Nachteilen verknüpft sind.

Das Beobachten des nächtlichen Treibens ward ihr schnell verleidet.

Rasch eilte sie nun weiter und hatte in wenigen Minuten das Kaffee erreicht. Vor demselben waren Tische angebracht, um welche eine Menge Leute saßen, die alle die hochelegante, verschleierte Dame zu betrachten schienen. Es war sehr unangenehm; aber als nun gar zwei junge Offiziere ihr zunächst Platz genommen hatten und sie ganz ungeniert einluden, sich zu ihnen zu setzen, fing sie an, gleichzeitig ungeduldig und befangen zu werden.

Zweifelhaft was jetzt thunlich sei, schaute sie sich um. Sie würdigte ihre Nachbarn keiner Antwort, war aber nahe daran, in die erste beste Droschke zu steigen und die so schön angefangene Unternehmung, samt ihrem böhmischen Heiratskandidaten, wieder aufzugeben, als sie sich plötzlich anders besann.

Ein ungewöhnlich großer, stattlicher Mann von ungefähr fünfunddreißig bis vierzig Jahren, mit imposantem, schwarzem Schnurrbart, eine kleine, rote Tulpe am Knopfloch seines modernen Überziehers, war aufgestanden und schritt langsam in ihre Richtung. Er hatte angenehme Gesichtszüge, schien eine vertrauenerweckende Persönlichkeit.

Rasch entschlossen eilte sie auf ihn zu, nahm seinen Arm und hauchte mit vor Erregung etwas zitternder Stimme:

„Ich bin Frau RR. Führen Sie mich fort von hier."

Der Fremde antwortete nicht gleich, sondern begnügte sich vorerst damit, den der ganzen Person der verschleierten Dame entsteigenden, feinen Parfüm mit Wohlbehagen einzuatmen und sie aufmerksam zu betrachten.

Sie war klein. Also in dieser Beziehung jedenfalls seinem Ideale ent-

ſprechend; denn da er ſehr groß war, hatte er eine ausgeſprochene Vorliebe für zierliche Frauen.

„Befehlen kleines Elfenkönigin, wohin wir gehen ſollen. Wollen wir ſoupieren oder ſoll ich entführen augenblicklich Frauenzimmer holdſeliges, auf altes Schloß meiniges?"

„Soupieren," hauchte die ſchöne Rebekka, welche in der Aufregung des Moments nicht ſofort bedachte, zu was ſie eigentlich ihre Einwilligung gab. Es überlief ſie heiß, als es ihr kurz darauf klar ward. Die Verhältniſſe ſchienen ihr über den Kopf zu wachſen; aber ſie hatte es gewollt. Bald war ſie jedoch wieder ganz ſich ſelbſt und beſchloß, keinen Augenblick die Zügel aus der Hand zu geben und nichts zu thun, das ihr nicht wirklich zuſagte.

Sie beobachtete jetzt ihrerſeits den neugewonnenen Kavalier, der ſich vergeblich Mühe gab, den doppelten Schleier zu durchſchauen, aus welchem nur zwei große, glänzende Augen hervorleuchteten. Ihr ſtattlicher Begleiter konnte kein Abenteurer ſein. Gutmütig und etwas naiv ſchien er ihr; aber jedenfalls ein Ehrenmann, von dem nichts zu befürchten war, als höchſtens, daß er ſich wirklich in ſie verlieben könnte.

Immerhin zog ſie es vor, einſtweilen ihr Inkognito zu bewahren und das ganz überflüſſige Soupieren, als zu gefährlich, aufzugeben.

Sie lud deshalb den neugewonnenen Freund ein, auf einer am Wege befindlichen Bank Platz zu nehmen und hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ſie es ſich überlegt habe, daß ihre Stellung nicht erlaube mit einem andern als dem Ehegatten um dieſe Stunde in einem öffentlichen Lokale zu ſoupieren.

„Wo iſt Ehegatte Ihriges? Will ich mich mit ihm ſchlagen!" rief der Böhme voll Feuer, den die ſeither ſichtbar gewordene wunderhübſche Hand der Baronin, von welcher dieſe eigens den Handſchuh abgezogen hatte, begeiſterte.

Wenn er ſich für die Hand ſchon ſchlagen will, was wird geſchehen, wenn er das Geſicht ſieht? dachte die ſchöne Frau und verſicherte ſich, daß ihre Schleier feſt ſaßen.

„Lieber Baron," hob ſie mit ihrer melodiſch-tiefen Stimme an, welche oft dem wunderbaren Organe der „göttlichen Sarah" verglichen ward und direkt zum Herzen des empfänglichen Slaven drang. „Sie wiſſen nicht, welchen Rückſichten und Beſchränkungen eine Frau von Welt in Berlin unterworfen iſt. Auch ſind wir uns noch fremd, noch iſt uns unbekannt, ob wir zuſammen paſſen. Vielleicht gefalle ich Ihnen gar nicht, vielleicht werden Sie mich ſehr häßlich finden."

Kaum hatte ſie jedoch dieſe Befürchtung ausgeſprochen, als ſie es auch ſchon bereute; denn der begeiſterte Ritter drängte ſtürmiſch darauf, ihm ihre Züge nicht länger vorenthalten zu wollen.

„Nicht jetzt, nicht hier bei Nacht. Sie müſſen mich im hellen Lichte der Sonne erblicken. Kein Fältchen, kein Flecken in meinem Geſichte ſoll Ihnen verborgen bleiben."

„Haben gnädiges Frau viele Fältchen?"

Frau von Roſental lachte.

„Wer weiß," erwiderte ſie zweideutig, und dann wußte ſie durch geſchickte Fragen und Redewendungen den Baron zu beſtimmen, ſeine ganze Vergangenheit, ſeine Verhältniſſe genau darzulegen.

Er erzählte ihr, wie er, durch eigentümliche Umſtände gezwungen, bisher immer auf dem Lande gelebt habe, ſtets nur vorübergehend und in Geſchäften in größeren Städten ſich aufgehalten, und erſt jetzt etwas freier und ungebundener ſei. Es ward ihr dadurch klar, warum dieſer gewiß nicht beſchränkte Mann, ſcheinbar ſo naiv ſein konnte und er der deutſchen Sprache, welche den Czechen ſonſt ſo geläufig iſt, nicht beſſer mächtig war.

Noch lange lauſchte ſie gefeſſelt ſeinen originellen Erzählungen; aber als die Reihe an ſie kam zu berichten, war es ſchon ſpät geworden. Die in unglücklicher Ehe Schmachtende mußte jetzt nach Hauſe. Ihr Gatte war ſo ſtreng, ſo eiferſüchtig. Nicht einmal begleiten durfte ſie der enttäuſchte Liebhaber. Es war ihm nur geſtattet, der eleganten Unbekannten in eine Droſchke zu helfen. Im übrigen hatte er ſich damit zu begnügen, daß ihm für den folgenden Morgen um halb zwölf Uhr, ein Stelldichein im Tiergarten gewährt ward, wo er alsdann des Glückes teilhaftig werden ſollte, ſeine Dame von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen.

Ein letztes Winken mit der entzückenden Hand, ein letztes, helles Schimmern der glänzenden Augenſterne durch die doppelte Hülle hindurch, und der liebliche Nachtſchmetterling ſank in den Wagen zurück, entſchwand den Blicken des ihm ſehnſüchtig Nachſchauenden ... .

Die Tochter Israels ſowohl, als der ſlaviſche Ritter, fanden in der auf dieſe Zuſammenkunft folgenden Nacht keinen ruhigen Schlaf.

Die Baronin dachte darüber nach, wie ſie das begonnene Abenteuer am beſten in ihrem Sinne ausnützen könne, ohne ſich zu kompromittieren, und der verliebte Böhme träumte von ſchönen Prinzeſſinnen, welche er wilden Banditen oder fabelhaften Ungeheuern ſtreitig zu machen hatte.

IV.

Kitty Loyd war nicht nur die Geſellſchafterin, ſie war auch die Freundin und Vertraute der ſchönen Rebekka und beſaß alle Eigenſchaften, um derſelben zu gefallen.

Sie war jung, hübſch, ſtets guter Laune, immer geneigt, auf die tollen Streiche ihrer Gebieterin einzugehen, hatte keinerlei Vorurteile und der Luxus des Roſental'ſchen Hauſes imponierte ihr nicht.

Dies alles gefiel der Baronin. Ihre brünette Schönheit ward in keiner Weiſe durch die Nachbarſchaft der blonden Engländerin beeinträchtigt. Im Gegenteil, ſie ſah dieſelbe dadurch nur gehoben, und daß auch Kitty dabei gewann, war gleichfalls angenehm; denn Frau von Roſental hatte einen ſehr äſthetiſchen Geſchmack, liebte ſowohl das Harmoniſche als die originellen Kontraſte und wollte nur hübſche Geſichter um ſich haben.

Am Morgen nach der vorerwähnten Begebenheit, ließ ſich die Baronin wieder unwohl melden und Kitty bitten, nicht, wie gewohnt, unten im Speiſeſaal, ſondern oben bei ihr zu frühſtücken. Es war dies nämlich ein ſehr probates Mittel, den Gatten bald aus dem Hauſe zu bringen; denn wenn keine der beiden Göttinnen ſichtbar war, übten ſtets ſeine Büreaus und die Börſe eine unwiderſtehliche Anziehungskraft, welche ſonſt, durch die Repräſentantinnen des Ewig-Weiblichen, oft bis nach elf Uhr in Schach gehalten ward . . .

„Kitty, kleine Kitty, blonde Perle von Aberdeen!" rief die geſunde Kranke, fröhlich lachend, der Eintretenden entgegen. „Ich habe große Dinge mit Ihnen vor; aber erſchrecken Sie nicht; denn mein Plan iſt kühn, verwegen, abenteuerlich, wie es im Don Carlos heißt."

„Soll ich als Geiſt Karls V. umgehen?"

„Nein, reizende Britin. Sie ſollen ganz die allerliebſte, kleine Kitty bleiben, die Sie ſind; aber dennoch eine Rolle ſpielen."

„Sie werden rätſelhaft, Baronin. Mein ſchwacher Geiſt vermag den Sinn Ihrer Worte nicht zu deuten."

„Die Sache iſt allerdings etwas kompliziert und will erklärt ſein."

Daraufhin ſteckten die beiden Damen die hübſchen Köpfe zuſammen und es erfolgte ein langes, aber ſehr eifriges Geflüſter, untermiſcht mit einem gelegentlichen Ausruf des ungeheucheltſten Erſtaunens von ſeiten Kittys.

Da die diplomatiſche Rebekka alles vertraute, nur nicht den wirklichen Grund der Unternehmung, indem ſie mit Recht befürchtete, daß die Geſellſchafterin kein Verſtändnis für ihr eigentümliches Verlangen haben werde, ſo kam dieſer die Geſchichte um ſo toller vor; aber einen verliebten Narren an der Naſe herumzuführen, war ſchließlich kein Verbrechen, ſondern etwas

ganz Luſtiges, das auch ihr Spaß machte, wenngleich ſie nie daran gedacht hätte, ſich den Helden durch die Zeitung zu ſuchen.

Einige gerechtfertigte Zweifel und Befürchtungen, die auszuſprechen ſie nicht unterlaſſen wollte, wußte die Baronin ihr auszureden, indem ſie feierlich gelobte, alle Verantwortung, alle etwaigen Folgen auf ſich zu nehmen...

Am gleichen Vormittag um halb zwölf Uhr, führte ein elegantes Coupé in raſchem Tempo zwei Damen, wovon die eine dicht verſchleiert war, dem Tiergarten zu. In einer ſtillen Allee hielt der Wagen. Die Inſaſſinnen desſelben nahmen ihre Lorgnetten zur Hand und ſpähten hinaus.

Richtig, da wartete auch ſchon der ſtattliche Böhme. Er ſah wirklich ſehr ſympathiſch aus. Die junge Engländerin bedauerte faſt, daß dieſer intereſſante Mann gefoppt werden ſollte. Doch ſie hatte einmal ihre Einwilligung gegeben und ſomit mußte das unternommene Spiel fortgeſetzt werden.

Die verſchleierte Dame ſprang graziös aus dem Wagen und das Herz ihres Kavaliers ſchlug ſtärker, als er ſie von weitem erblickte. Sie trug dieſelbe Toilette wie am vorhergehenden Abend, derſelbe berauſchende Duft entſtieg ihrer ganzen Perſon; wie am vorhergehenden Abend legte ſie mit einer leiſe geflüſterten Begrüßung ihren Arm auf den des beglückten Ritters und ſchritt dann ſchweigend an ſeiner Seite, einer noch einſameren Nebenallee zu.

„Hab' ich geträumt die ganze Nacht von kleines Fee. Bin ich verliebt und ſehr traurig, daß ich noch nicht geſehen habe Angeſicht himmliſches."

„Ach," erwiderte die Angeredete lachend. „Es iſt gar nicht himmliſch. Machen Sie ſich auf eine große Enttäuſchung gefaßt."

Die Stimme kam dem Baron bei Tage anders vor. Sie war jetzt kryſtallhell und friſch, ſehr lieblich; aber am vorhergehenden Abend hatte ſie ihn ſtärker bewegt. Dagegen bemerkte er mit angenehmem Erſtaunen, daß, wenn er ſich auch in dem Organe geirrt haben mochte, die Füßchen ſeiner Dame noch zierlicher waren, als geſtern geſchienen. Wie recht hatte ſie gehabt, ihm erſt bei Tage den Anblick ihrer Züge zu gewähren: bei Nacht ſcheint alles anders.

Mit einer anmutigen Bewegung des Armes entfernte die geheimnisvolle Schöne ihre Schleier und ein roſiges Geſicht, blondgewelltes Haar, blaue Augen, ein kirſchroter Mund und herrliche Zähne lachten ihm entgegen.

„Nepomuk heiliges!" rief der Baron entzückt. „Kleines Fee iſt nicht Fee, iſt Engel!"

Die Engländerin, welcher die originelle Situation viel Spaß machte, lachte wieder, und zwar recht herzlich.

„Schönes Engel, aber nicht trauriges," bemerkte der Baron.

„Es ist die Freude, einen Beschützer gefunden zu haben, der es gut mit mir meint," erwiderte Kitty, die sich plötzlich erinnerte, daß sie ja in unglücklicher Ehe lebe.

„Ist keine Fältchen auf Gesicht Ihriges."

„Nicht im Gesicht, aber im Herzen. Der Kummer hat es gealtert," meinte Kitty, indem sie sich auf die Lippen biß.

„Herz kann wieder jung werden, Gesicht nicht. Besser so . . . Wann gehen kleines Engel mit mir auf altes Schloß meiniges?"

„Aber lieber Baron, Sie scheinen sehr ungeduldig. Bedenken Sie doch, daß wir erst sehen müssen, ob unsere Charaktere harmonieren, daß mein Mann vielleicht Schwierigkeiten machen wird. Ich bin ja noch nicht einmal von ihm geschieden!"

„Nehme Mann auf mich. Mit Mann werde Duell haben."

„Wir ordnen dergleichen lieber auf weniger gewaltsame Weise . . . und dann sollten Sie mich doch vorher einigermaßen kennen lernen. Ein Gesicht ist nur die Etikette, lieber Baron. Das Herz mit seinen Falten und Fältchen will auch gekannt sein."

„Herz riskiere ich."

„Sehr wohl; aber Sie sollten doch bedenken, daß — wie schmeichelhaft es immer für mich sein mag, meinen Freund so bereit zu sehen — mir doch gerade dies wenig Garantie für die Zukunft bietet. Sie sehen später ein anderes Gesicht, das Ihnen besser gefällt und die arme Frau ist von Neuem getäuscht und kann ihre Tage trost- und hoffnungslos verweinen."

„Nein, Engel unvergleichliches, nicht weinen, wird nicht vorkommen. Bin ich leidenschaftlich; aber sehr treu. Hat mich Frauenzimmer immer zuerst verlassen."

Kitty konnte ein halbes Lachen nicht zurückhalten. Entzückt und gleichzeitig erstaunt, schaute sie der Baron an. Er hatte ein unglückliches Weib erwartet und fand ein zum mindesten sehr resigniertes, das seinen Kummer leicht zu nehmen schien. Doch es war wohl die Aussicht auf baldige Erlösung, welche sie so heiter stimmte.

Die lebenslustige Tochter Albions hatte unterdessen empfunden, daß sie nicht in den richtigen Geist ihrer Rolle eindringe und nahm einen gewaltigen Anlauf, ernst zu sein.

„Und noch eins, mein Herr: Wenn es sich nun herausstellen sollte, daß ich, durch die Intriguen meines Mannes, durch irgend welche dunkle Machination, statt sehr reich zu sein, sehr arm bin — was dann?"

„Macht nix; bin ich reich genug für zwei, für mehr als zwei, für kleines Regiment.“

Das „kleine Regiment“ wäre wiederum im ſtande geweſen, die Lachluſt der hübſchen Kitty zu reizen, wenn ſie ſich nicht noch rechtzeitig beherrſcht hätte.

„Ach, mein Herr,“ ſeufzte ſie mit gut geſpieltem, träumeriſchem Sinnen. „Wenn nur auch alles gut endet! . . . Es giebt ein engliſches Sprichwort, das ins Deutſche überſetzt, alſo lautet:

Zwiſchen Lipp' und Bechersrand
Schwebt der finſtern Mächte Hand . . .

Würden Sie ſehr enttäuſcht ſein, wenn unſere Hoffnungen ſcheiterten?“

„Enttäuſcht ſein? Würde ich ſehr, ſehr desperat ſein. Würde ich nie mehr verſuchen mit anderes Frauenzimmer glücklich zu werden,“ entgegnete der Angeredete, indem ein ſo entſchiedener Ausdruck des Schmerzes auf ſeinen ſympathiſchen Zügen ſichtbar ward, daß Kitty Mitleid empfand und beſchwichtigend erwiderte:

„Aber ſeien Sie doch vernünftig! Wie kann eine Empfindung, die erſt von geſtern datiert, ſchon ſo tiefe Wurzeln gefaßt haben, daß ein Fehlſchlagen unſerer Wünſche Sie wirklich unglücklich machen könnte?“

„Weiß nicht. Iſt ſo. Auch ich kenne Sprüchlein:

Frag' nicht, woher kommt Liebe?
Sie kömmt, und ſie iſt da!“

Überraſcht blickte ihn Kitty an. Sie hatte keine ſo treffende Antwort erwartet und blieb ſtumm . . .

Es iſt eigentlich empörend, dachte ſie, daß Frau von Roſental mit dieſem liebenswürdigen Manne ein ſo verwerfliches Spiel treiben will. Und warum? Nur einer vorübergehenden Laune wegen!

Als er aber kurz darauf um ein neues Stelldichein bat, ſchlug ſie ihm dieſes doch nicht ab, ſondern beſtimmte dasſelbe auf den morgenden Vormittag; nicht ohne ihrer Weiſung zufolge, ſich als Baronin Rebekka Roſental, geborene Mohnſtern vorgeſtellt zu haben.

Zweimal wiederholte er langſam „Rebekka Roſental“, warf einen langen, prüfenden Blick auf das goldblonde Haar und das feine nordiſche Geſichtchen ſeiner Dame; aber enthielt ſich jeder Bemerkung.

Der Name, das war die wirkliche, unbedeutende Etikette, nicht das Geſicht. Was lag ihm daran, ob dieſes kleine Meiſterwerk der Natur Rebekka Roſental oder Giſela von Lichtenſtein hieß. Ihm galt es gleich. Der Kunſtkenner frägt nicht, wie der Künſtler ſein Bild getauft hat. Wenn

ihn dasſelbe nur entzückt und zur Begeiſterung hinreißt, ſo ſucht er es zu erwerben, heiße es wie es wolle.

V.

Nach jedem Stelldichein erhielt die Baronin getreulich Bericht. Sie war entzückt und ſehr befriedigt von dem Gang der Ereigniſſe. Dieſes Abenteuer amüſierte ſie mehr als alles andere.

Die hübſche Kitty dagegen hatte angefangen ſich wirklich für ihren Kavalier zu intereſſieren und war etwas rebelliſch geworden. Der arme Böhme ſchien ihr genug gefoppt. Im Stillen mochte ſie auch befürchten, bei dieſem gefährlichen Spiele, am Ende ſelbſt Feuer zu fangen. Sie geſtand dies zwar nicht ein; doch die ſcharf beobachtende Freundin hatte ſie bereits durchſchaut, und eines Tages, als wieder von jenem Bedenken die Rede war, ſagte Rebekka plötzlich:

„Geſetzt der Fall, es würde Herrn von Swoboda gelingen Ihnen, mit der Zeit, eine ernſtere Neigung einzuflößen, ſo ſtände Ihrer Verbindung jedenfalls nichts im Wege.“

„Davon kann gar keine Rede ſein; denn er würde mir nie verzeihen, ihn ſo ſchmählich getäuſcht zu haben,“ erwiderte Kitty mit leichtem Erröten.

„Ich meine, die Täuſchung ein unbeſcholtenes, junges Mädchen zu ſein, ſtatt eine mit Eklat geſchiedene Frau, könnte man ſich immerhin gefallen laſſen.“

„Es bleibt aber dennoch eine Täuſchung. Auch iſt der Baron romantiſch. Wäre ihm je eingefallen, einer armen Geſellſchaftsdame den Hof zu machen?“

„Warum nicht? Wenn er nur die Gelegenheit dazu gehabt hätte. Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß man Sie ſchon zweimal uns entführen wollte; aber die Betreffenden hatten nicht verſtanden das wunderliche, kleine Herz meiner Kitty zu rühren.“

„Allerdings,“ erwiderte dieſe mit einem matten Lächeln, „aber ich meine doch, die Zuſammenkünfte müßten jetzt aufhören. Wir können irgend eine Entſchuldigung erſinnen, eine notwendige Reiſe vorſchützen . . . Was ſoll denn aus all' dem noch werden? Ich ſchaudere, wenn ich daran denke, daß ich Ihren Namen genannt habe. Wir gehen einem Abgrund entgegen. Wohin ich blicke iſt Verderben.“

Über die maleriſchen Züge der glutäugigen Rebekka glitt das überlegene Lächeln einer Sphinx. Sie antwortete nicht; aber ſchrieb noch am gleichen Tage, ohne Vorwiſſen Kittys, folgendes Billet an den Baron Swoboda:

„Teurer Freund!

Der Moment ist gekommen. Treten Sie vor meinen unwürdigen Gatten, erklären Sie ihm, daß wir uns lieben, daß ich den Beschützer gefunden, dessen ich bedarf und er wohl oder übel in eine Scheidung zu willigen habe. Sagen Sie ihm, daß mein ganzes Herz Ihnen gehört und ich jetzt und immerdar sein werde

Ihre Sie treu liebende
Rebekka Rosental."

Am folgenden Morgen, beim Frühstückstisch und nach demselben, entfaltete die Baronin, welche in einem neuen Pariser Morgenkleide entzückend aussah, eine Staunen erregende Liebenswürdigkeit. Rosig, wie ihr Gewand, war ihre Laune. Sie sprudelte förmlich von Witz und gelungenen Einfällen und warf dem Gatten, von Zeit zu Zeit, so zärtlich verführerische Blicke zu, daß sich dieser in den siebenten Himmel versetzt glaubte.

Dergleichen war seit Menschengedenken nicht in den Annalen des Hauses Rosental vorgekommen; denn irgend ein böser Dämon hatte es gefügt, daß die männlichen Glieder der Familie stets unter dem Drucke des weiblichen Teiles zu leiden gehabt hatten. Die Damen konnten zwar sehr bestrickend sein; aber sie waren es nur für die Welt und nicht für den Hausgebrauch.

Der Baron schlürfte in vollen Zügen den ungewöhnten Nektar und vergaß bei der seltenen Extase seine Bureaus, vergaß den Geldmarkt und vergaß sogar — horribile dictu — daß seine jüngsten Spekulationen, infolge eines diabolischen Börsenmanövers eines noch mächtigeren Geldfürsten, durchkreuzt zu werden drohten.

Er lauschte der pikanten Unterhaltung, dem perlenden Lachen der angebeteten Ehehälfte; er weidete sich an ihrem süßen Mienenspiele, ihrer schlangenartigen Grazie und unwillkürlich gedachte er jener Strophe eines Hugo'schen Liedes:

„Pourquoi me faire ce sourire
Qui tournerait la tête au roi?" . . .

So muß Esther den Ahasveros zu bestricken gewußt haben, so Judith den Holofernes.

Minuten häuften sich auf Minuten und versanken im Stundenglas der Zeit. Der Baron beachtete es nicht. Er fühlte nur den unwiderstehlichen Zauber des Augenblicks. Er war festgebannt durch den magischen Blick der Circe, die ihn so wonnetrunken zu machen verstand.

Diese herrliche Fata Morgana nahm leider ein jähes Ende.

Ein Diener trat ein und präsentierte dem Hausherrn, auf einem silbernen Teller, eine Visitenkarte und eine Depesche. Verstimmt über die unwill-

kommene Störung, erbrach er letztere und warf sie alsbald, mit einem halbunterdrückten Ausruf der Verwünschung, in eine Ecke; dann ergriff er die Karte und las laut:

Baron Wenzel Swoboda.

„Unbekannt, wohl Geschäftssache," murmelte er, und sich zum Diener wendend:

„Führen Sie den Herrn in den kleinen Salon neben meinem Arbeitszimmer."

Hätte der ungünstige Inhalt der Depesche den Chef des Hauses Rosental nicht plötzlich sehr gedankenvoll und zerstreut gemacht, so wäre ihm nicht entgangen, das Miß Loyd, als er den Namen auf der Karte las, erblaßte, und mit dem Ausdruck äußersten Schreckens in ihren Sessel zurücksank.

„Ist das nicht der Name des Herrn, nach welchem ich mich im Klub für Dich zu erkundigen hatte?"

„Derselbe," erwiderte Rebekka ruhig, indem sie aufstand, sich auf eine Chaiselongue ausstreckte und in einem Buche blätterte.

„Was mag er wollen?"

„Nun, Du wirst es ja bald genug erfahren."

Kaum hatte sich der Baron entfernt, als seine Gattin aufsprang, und die geängstigte Kitty beschwor, sich in ihre Zimmer zurückzuziehen.

Widerstrebend gehorchte diese; während die schöne Rebekka, nicht ohne ein berauschendes Gefühl der Aufregung, der Dinge harrte, die da kommen sollten. Es war so weniges im stande die blasierte Frau aufzuregen, daß sie dieses Gefühl jetzt als einen ihr selten zu teil werdenden Hochgenuß empfand.

Bald unterschied ihr feines Ohr, bei der nur angelehnten Thüre des Gemachs, einen lebhaften Wortwechsel, der aus den unteren Räumen des Hauses zu ihr drang.

Der Baron konnte anfänglich das Ansinnen seines Besuchers gar nicht begreifen. Er glaubte es mit einem Verrückten zu thun zu haben; aber das ganze Auftreten dieses Mannes war so sicher, so bestimmt — er ließ sich nicht abweisen.

„Sie sind jedenfalls im Irrtum, mein Herr. Der Name Rosental ist ein weitverbreiteter, und durch ein gewiß leicht erklärliches Versehen sind Sie an die unrichtige Adresse gelangt."

„Kein Versehen.. Hat mir gnädiges Frau selbst aufgeschrieben Straße und Hausnummer."

„Selbst aufgeschrieben! Diese Schriftzüge möchte ich sehen!"

Der Böhme holte gelassen seine Brieftasche hervor und überreichte dem

Hausherrn das duftende Billet. Hastig öffnete es dieser und fuhr entsetzt zurück. Das kam zweifellos von seiner Frau: es war ihr Parfüm, ihr Papier, ihre Schrift.

Starr blickte er auf das verhängnisvolle Blatt in seiner zitternden Hand ... Seine Rebekka, sein Leben, sein alles, sie, die noch vor wenigen Minuten eine berückende Rolle gespielt, sie war also falsch, untreu, eine ganz Verworfene!

Wie vom Blitz getroffen sank er auf den ihm zunächst stehenden Sitz. Mühsam atmete er und hielt, keines Wortes mächtig, die Hand an den wirren Kopf, in welchem die Gedanken wild durcheinander zuckten.

Es war entsetzlich! Eine Schmach, ein öffentlicher Skandal, der bald in allen Zeitungen stehen und ihn zur Zielscheibe des allgemeinen Spottes machen werde. Nicht genug, daß er zum erstenmal in seinem Leben schwere, materielle Verluste tragen sollte, er mußte auch gleichzeitig den Kummer, die Schande erleben, von seiner Gattin verlassen zu werden; von ihr, die, wie jedermann wußte, stets nur zu sehr von ihm vergöttert worden war! Es schien zum toll werden. Ein nervöses Zittern durchbebte seinen ganzen Körper, er ballte das unheilbringende Billet in seiner Faust zusammen und als ob der Bann, der einige Augenblicke auf ihm gelastet und ihm jede Bewegung unmöglich gemacht hatte, jetzt gewichen sei, sprang er jäh auf, stieß seinen Stuhl in eine Ecke und indem er dem Baron Swoboda zähneknirschend zurief:

„Wir seh'n uns wieder, mein Herr!" eilte er hinaus, die Treppen hinan und in das Gemach, wo er seine Gattin zurückgelassen hatte.

Diese lag noch immer auf der Chaiselongue und schaute den verstört Eintretenden mit großem Gleichmut an.

Keuchend warf er ihr das zusammengeballte Schreiben in den Schoß und stieß ein heiseres:

„Hast Du dies geschrieben?" hervor.

„Gewiß habe ich es geschrieben," erwiderte seine Frau ruhig, indem sie das Papier leicht mit der Hand berührte und es zu Boden gleiten ließ.

„Gott meiner Väter! Sie gesteht es!" rief Herr von Rosental in unbeschreiblicher Entrüstung, und wutschäumenden Mundes faßte er Rebekka gewaltsam am Arme und schleuderte sie, mit vor Aufregung verdoppelter Kraft, in die Mitte des Zimmers.

„Du machst mich zum Gespött der Welt! Du ruinierst mich! Du bist die Schmach unseres Hauses: Du Falsche, Du Elende!" schrie er ihr entgegen, und dann packte ihn von neuem die wildeste Verzweiflung und ohne recht zu wissen was er that, zerbrach er die Stühle, die Möbel, schlug wie

beſeſſen um ſich, auf ſeine Gattin, und wer weiß was geſchehen wäre, wenn nicht in demſelben Augenblicke von der einen Seite Kitty hereingeſtürzt wäre und ſich zu ſeinen Füßen geworfen hätte, während von der andern der Böhme, der den Lärm gehört hatte, haſtig eintrat.

Verblüfft blieb letzterer unter der Thüre ſtehen: Die, welche er zu verteidigen hatte, war erſt jetzt ſichtbar geworden, und doch ſchien der Zorn des beleidigten Gatten nicht auf dieſe, ſondern auf eine andere, ſich mühſam vom Boden erhebende Frau gerichtet.

„Vergebung, Verzeihung!“ rief die Engländerin händeringend. „Es war ein ſchmähliches Spiel; aber nicht Ihre Gattin, ich bin die Schuldige!“

„Nicht meine Frau!“ rief der Baron mit unheimlichem Lachen. „Nicht ſie! Und wer hat denn dieſe Zeilen geſchrieben?“

„Sie mag den Brief geſchrieben haben . . . aus irgend welchem Grunde. Weiß ich warum? Vielleicht um Ihre Liebe zu erproben . . . Aber das weiß ich, daß ich allein die bin, welche dieſen Herrn kennt, mit ihm verkehrt, ihn — liebt.“

Baron Roſental wiſchte ſich, immer noch ſtürmiſch atmend, den Schweiß von der Stirne, während ſein Ehegeſpons, in reſpektvoller Entfernung, auf ein Sofa geſunken war und die blauen Flecken an Armen und Beinen rieb.

„Sie hat recht!“ rief Rebekka ſchmollend und doch hochbefriedigt herüber. „Erproben wollt ich Dich! Aber Du haſt die Feuerprobe beſtanden. Komm her, gieb mir Deinen Arm und bringe mich in mein Zimmer. Ich muß zu Bett . . . Wer hätte gedacht, daß ſoviel Wildheit in Dir ſteckt!“ bemerkte ſie nach einer Pauſe, dem Gatten bewundernde Blicke zuwerfend.

Dieſer ſtarrte ſie eine Weile ſprachlos an; dann eilte er auf ſie zu, ſank vor ihr nieder, und ſeine aufs äußerſte geſpannten Nerven erholten ſich in einem Weinkrampf.

Er barg das Haupt im Schoße der heißgeliebten Frau, welcher er nie zuvor ſo ſchön und ſo liebenswürdig vorgekommen war. Ja, die große Kaiſerin mußte eine feine Kennerin des menſchlichen Herzens geweſen ſein. Einer ſolchen Verſöhnung halber konnte man ſchon einige Beulen mit in den Kauf nehmen.

Sanft ſtreichelte Rebekka das dunkelgelockte Haar des vor ihr Liegenden. Sie fühlte ſich wirklich beglückt; denn nicht allein war ihre Laune befriedigt worden, ſondern es hatte ſich auch durch dieſe Scene offenbart, daß ſie dem Gatten mehr ſei als nur ein elegantes Spielzeug, ein teurer Luxusartikel.

Nach einer überaus zärtlichen Umarmung hinkte ſie an ſeinem Arme fröhlich der Thüre entgegen, reichte im Vorbeigehen dem Böhmen die Hand und ſagte leiſe:

„Unsere teure Kitty wird Ihnen alles erklären. Sie ist das liebenswürdigste Mädchen, das ich kenne," und lauter fügte sie hinzu: „Ich hoffe, mein Herr, daß Sie uns die Freude machen, morgen, den Tag über, unser Gast zu sein. Heute würde die geprügelte Frau doch nur eine sehr unvollkommene Wirtin abgeben."

Herr von Swoboda verneigte sich tief und küßte die ihm dargereichte Hand, während der Hausherr ihm gleichfalls zurief:

„Wir rechnen auf Sie, lieber Baron."

Dann verschwand das Paar.

Miß Loyd und ihr Ritter waren nun allein.

„Was werden Sie von mir denken, mein Herr!" rief Kitty, indem sie das errötende Gesicht in den Händen verbarg. „Ich bin gar keine Baronin, ich bin nur eine arme Gesellschaftsdame. Ich bin auch keine Frau, ich bin ein Mädchen, und ich heiße nicht Rebekka Rosental, sondern Kitty Loyd."

„Mädchen kann Frau und Baronin werden. Name ist nur Etikette, unbedeutende Etikette. Gesicht und Herz sind Hauptsache; gefallen mir sehr. Nehme beides mit. Soll sein schönste Schmuck auf altes Schloß meiniges."

Josef Israels,

ein holländischer Genremaler.

Von J. L. Windholz.

(Wien.)

Ich trete in den kleinen Pavillon des Künstlerhauses:

Vor mir senkt sich ein Abend langsam über den spärlich gedeckten, weitgedehnten, gelben Dünenboden.

Fern am Horizonte heben sich die Häuser und Baumgruppen eines Dorfes in weichen, dunklen Silhouetten vom Himmel ab.

Im Westen vergeht mit blassem, fahlem Scheine ein Tag, und legt seinen kargen Schimmer einem Weibe auf das Haupt, das auf tiefgefurchtem Wege von harter Arbeit heimkehrt. Mit der Linken hält sie einen schweren Korb, während auf ihrer Rechten ihr in ein dürftiges Tuch gehülltes Kind ruht, das sein Köpfchen in tiefem, sicherem Schlummer an die Schulter der Mutter gesenkt hat.

Sie ist müde, — so schrecklich müde, daß sie umsinken möchte, — doch

ſie kann — ſie darf nicht raſten: ſie muß eilen, — nach Hauſe, — zum Manne und zu den Kindern, die ihrer harren; ſie muß eilen, damit dem Kleinſten, das im Schlafe ſich an ſie ſchmiegt, der rauhe Abendwind nicht ſchädlich werde, — und ſie hält es feſter an ſich, — und ſie rafft ihre letzte Kraft zuſammen, daß ihr ganzer Körper vor Anſtrengung leiſe erbebt, und mit großen, breiten Schritten ſchreitet ſie hinein, im Dünenſande — in das Zwielicht des Abends. — — — — Ich fuhr auf. — Daneben ſchnatterten zwei Gänslein in ſeidenen Roben.

Das Täfelchen zeigte die Nummer 193 und der Katalog fügte erläuternd hinzu: Iſraels, Joſef, im Haag. „Heimkehr vom Felde".

— — — — — — — — — — — — — — —

Es iſt Abend. — Purpurſatte, maſſive Wolkengeſchiebe ſtarren zwiſchen den grauen Häuſern der Großſtadt empor und tragen auf breiten, bauchigen Säulenkronen die kryſtallblaue Wölbung. — Und wir gehen daran vorüber und wir ſehen ſie nicht.

Und doch ſind es dieſelben Wolkenmaſſen, welche die Zeit der wiedererwachten Antike als die einzigen ſah und verſtand, — welche Raffael an den Himmel ſeiner Madonnenbilder ſetzte und Michelangelo aufeinandertürmte, — auf deren üppiggeſchwellten Polſtern die Juno des Paolo Caliari, des Veroneſen, ruht, und auf die glückliche Venezia des Lorbeers Ruhm und der Krone Macht und des Goldes Reichtum herunterſchüttet. — Und jetzt gehen wir an ihnen vorüber und ſehen ſie nicht.

Und wenn wir einmal ihrer doch gewahr werden, wie ſie in einfach ſtolzer Pracht am Rande des abendlichen Himmels ruhen, und wir bei ihnen verweilen, dann muten ſie uns an, wie etwas, das nicht von heute, ſondern von geſtern und vorgeſtern iſt, — von jenem längſt entſchwundenen Geſtern, das mit ſeinem einfachen ſtarken Willen in eindeutigen Menſchenbildern ſeine eigenen, ſelbſtgeſchaffenen Zwecke in ruhiger Sicherheit erfüllte.

Wenn wir jene Wolken hinter den Bauwerken von heute auftauchen ſehen, dann empfinden wir es wie einen ſchmerzlichen Anachronismus, — wir — mit dem Willen des Gebärens und dem doppelt ſtarken Willen des Empfangens und den vielerlei Anfechtungen und Anwandlungen des Willens, wir — mit unſerem Hang zur Hiſtorie und unſerer Hingabe an den Augenblick. Denn unſer Wille zur That iſt wie der zackige Weg des Blitzſtrahls, der von ſeiner Richtung ablenkt und von einer Höhe der Empfindung des Augenblicks zur anderen überſpringt, um laut ziſchend in das Waſſer zu ſchlagen, und in mächtigem, glitzerndem, tönendem Strahle jene Augenblicksſenſationen emporzutreiben, und gleich auch in ſeinem Schoße ſpurlos zu verſchwinden.

Eine neue Kunst ist es, welche der Künstler unserer Zeit übt, — eine Kunst, die in neuen Worten spricht, in neuen, ungekannten Harmonien tönt, in neuen, fremden Farben leuchtet, — eine Kunst, die der ganzen Stufenleiter des Empfindens folgt und für jede Nuance desselben ihren Ausdruck findet, — von den Anwandlungen des Empfindens, die zart und flüchtig sind, wie der Strahl der letzten Sonne, der über die grünen Blätter huscht, bis zu jenem traumhaften Versinken, das uns ganz umfangen hält, wie die Erzählung von Buddhas Leben, und jenem nervösen eigensinnigen Beharren, und jenen harten, starken Schlägen, die wie des Dampfhammers Wucht, das glühende Metall unserer Seele treffen, und einen sprühenden Funkenregen um uns verbreiten, und doch ihre Spuren hinterlassen, wenn die Glut auch verloschen und das Eisen kalt und grau geworden ist.

Ein Künstler dieser Kunst ist Josef Israels, er ist der Künstler der Empfindung. Ich sehe noch sein Aquarell: „Auf der Düne".

Ein Schattenriß nur — —

Im blassen, veilchenblauen Dunst des Abends liegt die Düne und das Meer, auf dessen leicht gewelltem Plan der Sonne spärlich letztes Gold verrinnt.

Im hohen Gras der Dünen sitzen zwei Mädchen und blicken auf die wie unter dichten Schleiern erglänzende Fläche. Zart und sanft, — schier körperlos erscheinen die beiden, jugendlichen Köpfe, — einer vor den anderen geschoben.

Draußen auf dem Meere ruht ein Schiff. — Man sieht nicht, ob es heimwärts seinen Kiel lenkt, oder ob in weite, schimmernde Fernen sein Steuer gerichtet ist.

Leise, — ganz leise rauscht das Meer. — Tiefer Abendfrieden. — — Wunschloses Insichversinken, das von allem Seienden den Schein des Wesens nimmt. —

Leise, — ganz leise rauscht das Meer. — — — —

Israels ist im Lande geboren, — und der Strand, — das Meer ist die Heimat des Künstlers geworden. Er ist eine jener Individualitäten, — zwischen gestern und heute, — welche mit den Vorzügen einer untergegangenen Epoche, die Empfindungsart und Denkweise der jetzigen vereinigen. Es ist das Kräftige und Natürliche in Israels Empfindung, welches ihn zur Schilderung des Lebens der Strandbewohner führte, welches ihn jene reizenden Scenen aus dem Leben der Kinder der See schaffen ließ. Es ist dies derselbe geistige Vorgang, wie wenn ein Erzähler von starkem Wollen und großem Können in die Vergangenheit zurückgreift und historische Novellen schreibt. Auch Israels Weg ging über die Historie zur Darstellung des

Lebens jener Leute, die in ſtetigem Kampfe mit dem gewaltthätigen Elemente unbeeinflußter und freier in ihrem Empfinden geblieben ſind.

Joſef Iſraels iſt mitten in Holland geboren, in der kleinen Univerſitätsſtadt Groningen im Jahre 1824. Im Alter von 18 Jahren bezog er die königliche Akademie in Amſterdam, wo er hauptſächlich bei Cornelis Kruſemann ſtudierte. Von da ging er nach Paris und verbrachte einige Jahre im Atelier von Picot. Dann arbeitete er zwanzig Jahre in Amſterdam und ſeit abermals zwanzig lebt er im Haag an dem Wege, der nach dem Fiſcherdorfe Scheveningen führt.

Ein Leben voll ſtiller, ruhiger Arbeit iſt es, das Iſraels führte. Es mangelt ihm die Poſe und es fehlen ihm die lärmenden Erfolge, und nichts darüber iſt in die Öffentlichkeit gedrungen. Und doch wie reich muß das Innenleben des Mannes geartet ſein, und was muß der an eigener Seele erlebt haben, um Werke ſchaffen zu können, von ſo erſchütternder Tragik, wie „Aus Nacht zum Licht“ und „Allein auf der Welt“ und ſo liebenswürdigem Behagen, wie „Der Imbiß“ oder „Die Mahlzeit“ oder „Frauen aus Scheveningen Netze flickend“, von ſo köſtlicher Naivetät, wie „Die Kinder der See“ und ſo tiefem Gedankeninhalt, wie „Der Sohn eines alten Volkes“.

Sein „Aus Nacht zum Licht“:

Durch die geöffnete Thür der Stube heben drei Männer einen ungefügen, ſchweren Sarg. An dem leeren Bette ſitzt die Gattin deſſen, der da herausgetragen wird. Sie hat die Hand vor das Geſicht gedrückt und verhaltenes Schluchzen zittert durch ihren Körper. An der andern Hand hängt ihr kleines Töchterlein. Das macht ſo große, ſchmerzerfüllte Augen. Es kann es ja nicht begreifen, daß der Vater nie wiederkomme und daß er jetzt ſelig und zufrieden ſei, — und dann die vielen weinenden Leute, — und des Paſtors ernſtes Geſicht. — Es ſieht nur, daß die Mutter traurig iſt, und ohne aufzuhören ſchluchzt und weint. — —

Wie der Abglanz einer emporgeſtiegenen Seele ruht es auf des würdigen, alten Paſtors weißem Haare, der mit geſchürztem Talare dem Sarge folgt. —

Leiſe ſchluchzt die Mutter in ihre Hand hinein. — — — —

Man hat es der modernen Malerei, — man hat es Uhde ſowohl wie Iſraels vorgehalten, daß ihr die Fähigkeit, klar und korrekt zu zeichnen, überhaupt abgehe. Der beſte Beweis dagegen ſind wohl einzelne Bilder dieſer Meiſter ſelbſt, wie die ſowohl in der Anſpruchsloſigkeit des Vorwurfes, wie in der Farbengebung gleich reizende Idylle von Iſraels: „Nachbarn“. Ein größeres Mädchen ſitzt mit einem kleinen Kinde auf dem Schoße vor einem Schweineſtalle und ſtreichelt mit einem Blätterzweige den Rüſſel des ob ſolcher Gutthat behaglich ſchmunzelnden Dickhäuters, deſſen mit hellgelben

Borsten besetzter Körper zwischen den Bretterlücken seiner primitiven Behausung hervorschimmert. — — Doch das wäre noch kein Beweis dafür, nämlich, daß die Art, wie von modernen Künstlern gezeichnet wird, in diesem Falle auch die richtige sei.

Bis jetzt wurde nur Gesichtsmalerei getrieben. Jede Gefühlsregung wurde auf dem Gesichte registriert, der übrige Körper jedoch wurde nach der altbewährten Schablone gearbeitet, die für jede Empfindung ihre conventionelle Pose hatte, — nie aber aus einer Empfindung heraus. Das mag vielleicht für jene Zeiten Giltigkeit gehabt haben, wo die Gefühle freier und unmittelbarer zum Ausdrucke gelangten, — Zeiten, die freilich hinter der Gegenwart jener Kunst weit zurücklagen, wo, um das Naheliegendste ins Auge zu fassen, Grobheit die Art und Höflichkeit eine Unart war. Unsere Gefühle und Empfindungen gelangen auf Umwegen zur Sichtbarkeit. Sie gehen in die Tiefe, um in ungewissen, allmählich aufsteigenden Blasen die Oberfläche unseres Körpers zu treffen und sich in Wellenlinien über denselben zu ergießen. Und wenn eine neue Kunst die Reihe unserer Empfindungen darstellen will, so muß sie den Linien ihrer Entäußerungen folgen, sie muß in halben, gebrochenen Tönen und Linien malen, was in halben und gebrochenen Schwingungen die Netzhaut unseres Auges trifft.

Die alte Kunst kannte nur Typen der Individuen, aber keine Individuen selbst, sie kannte nur Charaktertypen, aber keine Charaktere. Und wenn man sagte, dieser Mensch habe diesen Charakter, so wußte man auch genau, was er in diesem bestimmten Falle thun werde, wie er sich in Scene setzen, und welche Pose er einnehmen werde. Wir aber wissen, daß es ebensoviele Charaktere giebt, als es Mischungsverhältnisse der Triebe, daß es ebensoviele Charaktere als Individuen giebt. Wir wissen, daß zwischen Individuum und Individuum Berge und Thäler aufgerichtet sind, Höhen und Tiefen, undurchdringlich wie der Sockel des Himalaya und unüberbrückbar wie der Weg zum Sirius.

— — — — — — — — — — — — — —

Israels ist einer der wenigen Künstler, die nicht nur durch ihre Kunst, sondern auch durch ihren persönlichen Umgang einen mächtigen Eindruck hinterlassen. Er ist einer der wenigen, die ungeachtet hohen Alters und eines überaus arbeitsamen Lebens frisch in der Mitteilung ihrer Eindrücke geblieben sind, und der Entwickelung auf allen Kunstgebieten mit dem regsten, lebendigsten Interesse folgen. Trotz seiner scharfen Kritik liegt jenes mutbeflügelnde in der Atmosphäre seiner Persönlichkeit, wie es nur eigenartigen, denkgewaltigen Individualitäten und großen feinfühligen Künstlern eigen ist.

Die größte Verbreitung genießen die Bilder von Israels in Holland, Belgien und Amerika. Das Museum in Amsterdam besitzt einige seiner

beſten, ſo „Der Tag des Scheidens“ und die bereits früher erwähnten „Kinder der See“ und „Der Sohn eines alten Volkes“.

Es giebt wohl keinen Maler, der zwei gegenſätzlichere Bilder geſchaffen hätte als „Die Kinder der See“ und „Der Sohn eines alten Volkes“.

Eine Schar am Strande ſpielender Kinder hat Iſraels auf dem erſten Bilde dargeſtellt. Sie haben ein ſelbſtgemachtes Schifflein in die ſeichte Flut geſetzt. Ein größerer Junge trägt ſein kleines Brüderchen, das ſeelenvergnügt auf ſeinem Rücken kutſchiert, dazu in das Meer hinein. An die über das Knie geſchlagene Hoſe des großen hält ſich ein kleinerer Burſche. Er macht ein ſo ängſtlich verzagtes Geſicht, und getraut ſich gar nicht mit der Rute, die er in der Hand hält, auf das Waſſer zu ſchlagen. Neben dem Schifflein ſteht ein kleines Mädchen. Das hat die Hände nach Weiberart über den Bauch gelegt, und ſieht mit mütterlicher Sorge im Blicke auf das Werk ihrer Hände hinab, das in den leichten Wellen ſchaukelt.

Dagegen „Der Sohn eines alten Volkes“.

Ich ſehe nur dieſe beiden Augen, den ſtarren, totmüden, melancholiſchen Blick auf mich gerichtet, des alten Juden, welcher vor ſeinem Trödlerladen ſitzt. Einmal ſchon ſah ich dieſen Blick, als ich an einem regentrüben Pfingſtſonntage die Stufen der Sukienica hinaufſtieg. Oben in den Räumen des Kunſtvereins promenierte bei elektriſchem Lichte und den Klängen der Regimentsmuſik die Geſellſchaft Krakaus. Dort ſah ich ſie, in lichtem blauen Kleide mit ihrer Mutter, wie ſie mit der ganzen Genußfreudigkeit der Polin in geläufigſtem Franzöſiſch an den Bildern herumſchnäbelte. Doch wenn ſie einen Augenblick ausſetzte, dann zeigten ihre Augen denſelben ſtarren, müden Blick. — Ich ſchritt hinunter durch die nebelfeuchten Straßen, den Stradom entlang, auf den Kaſimirz. Leer und finſter waren die Plantationen. Im Nebel erhöht lag der Wawel, die Königsburg, mit der großen Glocke Zygmunt, die nur einmal in jedem Jahre läutet. Unten auf dem freien Platze, der die beiden Stadtviertel von einander ſcheidet, drehte ſich unter lärmenden, quietſchenden, pfeifenden Tönen ein Ringelſpiel im matten Scheine einiger Laternen. Die Läden in den Straßen waren geſchloſſen, denn es war Pfingſtſonntag. Nur auf der Schwelle eines geöffneten Flures ſaß ein alter Jude. Ich blieb ſtehen. Es war derſelbe Blick, mit ſeiner Sterbensmüdigkeit und ſeiner Todesſehnſucht. Der ganze Leidensgang der Ahasverusſöhne ſtand darinnen und die vernichtete, gebrochene Kraft eines auf ſich beruhenden Volkes. — Der Alte blickt nach dem Wawel hinüber. Und plötzlich ſchien es ihm, als ob ſich der Berg öffne, und heraus auf leuchtenden Pferden kam ein glänzender Zug, voran der wiedererſtandene König Polens, ſeiner zweiten Heimat. Und des Greiſes keuchende Bruſt legte ſich weit vor, und

seine Augen vergruben sich darin. Der Zug begann sich in Kreise zu ordnen, und mit einem Male begann ein tolles, gespenstisches Jagen. Und wie der Greis hinstarrte, da saßen auf hölzernen Pferden Narren und zerfetzte Herren, und der Hanswurst prügelt den Juden, und der besoffene Edelmann den schmutzigen Bauer, — und der Mißhandelten Augen waren auf ihn gerichtet, er fühlte ihren heißen, traurigen Blick, aus dem die gebrochene, vernichtete Lebenskraft nach Erlösung schrie. Da begannen die Glocken auf dem Wawel zu läuten, so laut und schrecklich, wie er sie noch nie gehört hatte durch die langen Jahre, da er seine alten Glieder durch die schmutzigen Straßen Krakaus schleppte. Vernichtung! — Vernichtung! — dröhnten die Glocken, — — — und in der Finsternis versank der Zug und der Berg und die Königsburg. — Das Ringelspiel hatte eben mit einem Glockenzeichen seinen Lauf beendet. Ungewisse Farben und Lichter zeichneten die Laternen auf den Flanken der hölzernen Pferde. — — — —

Das New-York Metropolitan-Museum besitzt ebenfalls zwei hervorragende Bilder von Israels: „Die zukünftige Mutter" und „Junge Leute, die spazieren gehen und sich lieben". Einen seiner größten Erfolge erzielte er im Jahre 1862 in England mit seinen Gemälden „Die Schiffbrüchigen" und „Die Kinder der See", von welchen ersteres mir leider unbekannt geblieben ist. Im Jahre 1883 erhielt er in München für sein Bild „Wenn man alt wird" die goldene Medaille zweiter Klasse. Die meisten seiner Werke waren in Paris ausgestellt. In den heurigen Salon auf dem Champ de Mars sandte er ein Interieur, auf welchem eine Frau auf einem Herde das Essen kocht und zwei Männer dabei sitzen und plaudern.

Zugleich mit den Gemälden von Israels sah ich eine Kollektion Radierungen nach seinen Werken von Wilm Steelink, die ich ob ihrer Vortrefflichkeit nicht unerwähnt lassen möchte. Wilm Steelink entstammt einer holländischen Künstlerfamilie. Sein Vater gleichen Namens war einer der besten, modernen holländischen Radierer. Er wurde im Jahre 1856 geboren. Den Unterricht in der Malerei empfing er an der Reichsakademie zu Amsterdam, sowie in dem Atelier seines Vaters. Er arbeitete zuerst im historischen Fache und in dem modern-eleganten Genre. Erst bei der Wiederbelebung der Radierkunst in den letzten fünf bis sechs Jahren wandte er sich größtenteils der letzteren zu. Außer der Israels-Serie radierte er große Platten nach Gemälden des holländischen Landschaftsmalers Theophile de Bock. Gegenwärtig arbeitet er an einer Serie von 30 Radierungen nach hervorragenden Gemälden der altholländischen Schule im Privatbesitz (Kollektion Six, Steengracht, de Stuers ꝛc.), sowie an einer Serie von zwölf Radierungen nach Gemälden und Aquarellen des holländischen Kircheninterieurs-

und Landschaftsmalers Johannes Bosboom. Seine Radierungen zeichnen sich durch große Klarheit und Feinfühligkeit in der Wiedergabe, sowie durch eine sublime, an Rembrandt gemahnende Technik aus. Möge es diesen selten schönen Reproduktionen gelingen, Israels auch in Deutschland jener allgemeinen Würdigung zuzuführen, deren sich dieser große Künstler sonst überall zu erfreuen hat.

Zum Kapitel „Die Sozialdemokratie und die Moderne".

Von Otto Julius Bierbaum.

(München.)

Vorbemerkung der Schriftleitung: Zu unseren beiden Aufsätzen über das vorwürfige Thema sind uns eine Menge von Ergänzungen, Erwiderungen, Kritiken, Glossen u. s. w. zugegangen. Die Mehrzahl derselben zeichnete sich durch stürmische Leidenschaftlichkeit im Für und Wider aus; einige waren bis zur Gehässigkeit persönlich. Eine freundliche Dame glaubte sich uns ritterlich erweisen und Paul Ernsts hochnäsige Absprecherei über unsere eigene Produktion, die nicht über den „guten Willen" hinauskomme, mit dem Nachweise abfertigen zu müssen, daß die sozialistische Presse Amerikas, welche doch gewiß in der Auswahl des Guten und Besten nicht beschränkt sei, ganze Roman- und Novellenbände von Conrad nachgedruckt, d. h. gestohlen habe. — Indem wir für all diese Teilnahme danken, gehen wir zur Tagesordnung über und geben Herrn Bierbaum das Schlußwort.

Also auch die Roten mögen uns nicht ... Es ist schrecklich. Weder dem alten Herrn Liebknecht noch dem jungen Herrn Ernst machen wir es recht. Nicht einmal den Namen jungdeutsch wollen sie uns lassen. Papa Liebknecht hält uns beinahe für Greise.

Wie wäre es, wenn man uns die „Litteraturwaisen" nennte?

Denn das sind wir doch ohne Frage, und die „Gesellschaft" ist unser Waisenhaus. Nirgends sonst finden wir Unterschlupf!

Der Bourgeois entsetzt sich vor uns, denn bekanntlich ist es unsere Haupt- und Lieblingsbeschäftigung, seine Töchter seelisch zu vergiften. Diese schneeigen Lämmer, ach, gewöhnt Vergißmeinnicht zu zupfen und Lindenblüten zu kauen in der Gartenlaube, — wenn sie bloß an ein lyrisches Gedicht von heute riechen, werden sie schon schwarz wie Höllenböcke. Sie haben halt so eine schwache Konstitution.

Und die Frommen, die Hirten der gläubigen Herden, mögen sie Bäffchen

tragen oder Meßgewänder, — die mögen uns erſt recht nicht. In ihren Augen unterſcheiden wir uns von den Sozialdemokraten (ich bitte, drei Kreuze zu ſchlagen) lediglich durch glattere Hände und beſſere Garderobe. Sozialdemokraten im Frack nennen ſie uns, und ihr Lieblingsbild iſt: Wie wir mit den Sozialdemokraten in der Blouſe „Arm in Arm gehen“.

Aber ach! Nun haben wir auch da unſeren Korb weg.

Gehen wir liebevoll auf eine Bourgeoiſe zu und liſpeln in klaſſiſcher Höflichkeit „Schönes Fräulein, darf ich's wagen,“ ſo ſauſt uns ein entrüſtetes „Pfui!“ an den Kopf, und dem Herrn Papa tanzt vor Entſetzen die dicke Uhrkette auf dem dicken Bauche.

Reichen wir einem Blouſenmanne die Hand, wir aufdringlichen Liebeswerber, ſo beaugenſcheint er wild unſeren „Frack“, ſchlägt begeiſtert auf ſeine Blouſe, zieht die „Volkstribüne“ aus der Taſche und verſetzt uns einen Artikel von Paul Ernſt.

Da haben wir's, das kommt davon, wenn ſich einer an alle anſchmieren will.

Denn, nicht wahr, das wollen wir doch? —

Es iſt zum Lachen!

Papa Liebknecht, Volkstribun Ernſt, Ehrwürden Schwarzrock, Kommerzienrat Sicherheitsſchrank und auch Sie, hochwohlgeborener Junker Blechklinge, ihr alle miteinander, ihr Klaſſenmenſchen und Schrankenſeelen, ihr ſeid uns ja ſo unendlich ſchnuppe, denn ihr alleſamt ſeit Philiſter, da ihr es nicht vermögt, aus der Haut eurer Standesborniertheit zu kriechen und Menſchen, Menſchen, Menſchen zu werden mit Auge und Herz für das, was über allen Parteien, über allen Schranken, über allen ſozialen Unterſchieden iſt: für die Kunſt.

Zwiſchen euch und uns iſt eine Kluft wie zwiſchen zwei Welten. Für keinen von euch allen ſchreiben wir in Farbe, Ton, Stein oder Wort, ſondern einzig für uns ſelber und unſere Sehnſucht. Lebt dieſe Sehnſucht noch in anderen Herzen, ſo werden wir ja das finden, was eure parteiverkalkten Herzen uns verſagen: Anerkennung, d. i. Mitfühlen in Jauchzen und Schluchzen, Mitgenießen in Gleichklang und Verſtändnis. Wir laſſen's darauf ankommen, und wir hoffen. Wir Werdenden hoffen auf Werdendes. Auf euch haben wir nie gehofft, denn wir lernten euch kennen, als wir durch die harte Schule des Naturalismus gingen. Und da ſahen wir: Ihr ſeid Hefe einer alten Kultur, und es giebt bloß einen Unterſchied unter euch: träge Hefe und gährende. Unſere Sehnſucht aber iſt der neue Menſch, und wir ahnen ihn voraus in einer neuen Poeſie. Für euch haben wir nur eines übrig: Mitleid.

Mitleid. Denn ihr kennt ja das eine nicht, daß das Einzige für uns ist: die Natur in ihrer Schönheit und Wahrhaftigkeit, die Natur auch des reinen, fesselloſen Menſchentums. Leider, leider iſt das letztere jetzt nur in der Poeſie zu finden, in unſeren Herzen nämlich, die wir darum kämpfen, es frei hinzuſtellen auf höchſte Poſtamente, euch gegenüber, euch armen Gefangenen im Sklavenzuge der Standesintereſſen.

Ich denke, damit arbeiten wir auch an der Erziehung des Menſchengeſchlechtes, an ſeiner Befreiung nämlich von euch und dem, was ihr darſtellt.

Ihr ſeid die Knechtung, die Sozialdemokraten nicht minder, als Pfaffen, Junker und Kapitaliſten. Frei einzig iſt der moderne Künſtler mit ſeinem neuen Ideale des „ſtärkſten Mannes, der allein ſteht".

Wer Augen hat, zu ſehen, der ſieht, wie dies Ideal Geſtalt gewinnt in dem ſiegreichen Vorwärts des Individualismus. Wirklich: Das iſt der neue Idealismus, daß mitten in dem Herdenzuge unſerer abplattungswütigen Epoche Einzelmenſchen ſich aufrecken wenigſtens als ſelbſtherrliche Künſtlernaturen.

Die ſiegende Sozialdemokratie, ſo ſehr auch ihren Intelligenzen ſelber davor Verſtändnis und Grauen aufdämmert, wird alles überwalzen. Die alte Kultur wird ſie zu einer Düngerſchicht des Neuen machen, die Keime aber, welche im fin de siècle noch ſtecken, die Märtyrer der Übergangszeit, werden von der großen, blutſchlammumſpritzten Gleichmachungswalze nicht vernichtet werden, ſondern aus ihnen werden die Halme des Zukunftsvölkerfriedens aufgehen, den wir in der That mit den Sozialdemokraten erhoffen.

Das ſchickt ſich nicht.

Von H. von Alten.

(Dresden.)

Vor einiger Zeit kam ich einmal im Hauſe von Bekannten mit zwei jungen Damen zuſammen, einer Norddeutſchen, Klotilde, und einer Amerikanerin, Lizzie.

Es waren hübſche, junge Mädchen, voll Heiterkeit und Lebensluſt. Nachdem man alles Mögliche geſprochen, geſcherzt, gelacht und auch ein wenig muſiziert hatte, entſtand eine jener unheimlichen Geſprächspauſen, von denen man zu ſagen pflegt, daß ſie eintreten — ſobald ein Geiſtlicher in

den Himmel kommt oder ein Leutnant ſeine Schulden bezahlt. Die Wirtin aber war eine reſolute Frau und wußte ſich zu helfen. Sie brachte einen großen Kaſten voll Photographien herbei, über die man ſich alsbald voll Eifer hermachte, ſie zu beſehen. Der Bann war gebrochen und die Unterhaltung glücklich wieder in Fluß geraten. Da gab es Familienmitglieder und Freunde, Kinder mit und ohne Bonnen, Fürſtlichkeiten, Schauſpieler, bekannte und unbekannte Kanzelredner, berühmte Raſſehunde u. ſ. w. Von allen ließ ſich etwas fragen, etwas erzählen. Es war ganz amüſant.

Plötzlich rief Klotilde:

„O, welch ein ſchönes Geſicht! Wer iſt die Dame?“

Und ſie betrachtete mit Entzücken das wohlgelungene Bildnis einer Frau, die wir alle kannten.

„Das iſt ja Frau von B.,“ ſagte ich. „Haben Sie die noch nicht geſehen?“

„Frau von B.? Die Schriftſtellerin?“

„Ohne Zweifel! Frau von B., die berühmte Verfaſſerin von — —“

Klotilde ließ mich nicht ausreden.

„Ach ja,“ ſagte ſie und ein kalter, abweiſender Ausdruck zeigte ſich in ihrem Geſichte, „ich habe von ihr gehört, ſie ſoll ſehr emanzipiert ſein, und hat ja wohl ein ganz abſcheuliches Buch*) geſchrieben.“

Lizzie lachte.

„Nun, was Ihr Deutſchen emanzipiert und abſcheulich nennt, das kennt man ſchon,“ ſagte ſie. „Ein Schriftſteller, und gar erſt eine Schriftſtellerin braucht nur ein ganz klein wenig die Wahrheit zu ſagen, ſo werdet Ihr deutſchen Frauen ſchon dunkelrot und empört Euch!“

„Aber, Lizzie,“ rief Klotilde, „Du verſtehſt gar nichts von der Sache, denn erſtens biſt Du drei Jahre jünger als ich, und dann werde ich, mit Deiner Erlaubnis, wohl Recht haben, da Mama mir geſagt hat, das Buch ſei ſo abſcheulich, daß keine anſtändige Frau es in die Hand nehmen könne, und ein junges Mädchen erſt gar nicht.“

„Hat es denn Deine Mama geleſen?“

„Bewahre Gott! Da hat Mama mehr zu thun, als ſolches Zeug zu leſen.“

„Dann kann ſie ja aber nicht wiſſen, was drin ſteht!“

Klotilde nahm eine überlegene Miene an und richtete ſich ſteif auf.

„Wie kindiſch Du ſprichſt, Lizzie; man merkt Dir wirklich Deine ſiebzehn Jahre an. Mama hat nicht nötig, das häßliche Buch zu leſen, nachdem viele Zeitungen Kritiken darüber geſchrieben haben. In dieſen Kritiken wird

*) „Die Gleichſtellung der Geſchlechter“ von Irma von Troll-Borostyáni, mit einem Vorwort von Prof. Ludwig Büchner. Verlag von J. Schabelitz in Zürich.

ja gesagt, was das Buch enthält, ob es gut oder schlecht, passend oder unpassend sei!"

Lizzie schüttelte sich vor Lachen.

„O, Ihr Deutschen seid eine kostbare Nation! Mein Papa sagt mir immer: ‚Lizzie, mein Mädchen, mache Deine eigenen Augen auf, und verlaß Dich nie auf anderer Leute Augen! Selbst ist der Mann!'"

„Ja, der Mann!" spottete Klotilde, „aber eine deutsche Dame ist doch kein Mann!"

„Nun, wenigstens ein Mensch ist sie, denke ich, ebenso gut wie er, und wenn sie sich über ein Buch unterrichten will, ist es der kürzeste Weg, sie liest es selbst."

„Aber, Lizzie, wenn es nun unpassend wäre — — —?"

„Papa sagt, die Wahrheit sei nie unpassend; sie könne wohl schmerzlich und bitter sein, aber es sei trotzdem heilsam, sie zu kennen. Übrigens, ich entsinne mich jetzt, die Kritiken über das Buch der Frau von B. waren sehr lobend; weshalb hat es also Deine Mama nicht gelesen?"

Klotilde schwieg verlegen.

„Nun, also," rief Lizzie, „weshalb hat sie es nicht gelesen, und hat Dir doch gesagt, es sei so abscheulich, daß keine anständige Frau es in die Hand nehmen könne?"

„Weil," stotterte Klotilde, „weil es von der Frauenemanzipation handelt, und Mama haßt das und will durchaus nicht, daß ich mich damit beschäftige."

„Frauenemanzipation? Aber Du bist doch selbst eine Frau, und Deine Mama auch, und wir alle sind es!"

„Ja, aber Mama sagt, es sei für ein junges Mädchen gar nicht nötig, über diese Dinge nachzudenken, und außerdem sei es gefährlich, denn man macht sich leicht in Gesellschaft damit lächerlich, und — — wir Frauen würden doch niemals Männer werden!"

Jetzt lachten wir alle zusammen, und die arme Klotilde kämpfte mit den Thränen.

„Allerdings sollen Sie kein Mann werden, liebes Kind," sagte die Wirtin freundlich, „aber ich glaube, das hat auch noch niemand, selbst Frau von B. nicht, von den Frauen verlangt."

„Ach, ich möchte sie kennen, diese gefährliche, schöne Frau!" rief Lizzie und drückte mit der ganzen Exaltation ihrer siebzehn Jahre einen Kuß auf das Bild.

„Dazu kann Rat werden," meinte die Wirtin gütig. „Frau von B. wird morgen Abend hier bei mir sein; darf ich die Damen bitten, auch zu kommen?"

„O, goldene, liebe Frau von S., Sie sind ein Engel!“ jubelte Lizzie. „Natürlich komme ich, aber dann muß ich jetzt sofort nach Hause, um das berühmte ‚abscheuliche Buch‘ zu studieren. Du kommst doch mit, Klotilde?“

„Nein, ich danke!“ erwiderte Klotilde mit harter Stimme, „ich werde das Buch niemals lesen und wünsche auch Frau von B. nicht kennen zu lernen, denn — — das schickt sich nicht für mich!“ —

Schlußbemerkung der Schriftleitung.

Die ganze konventionelle und offizielle Weltanschauung und Moral in jenem Volksteile, den man die „herrschenden Klassen“ oder, französierend, die „Bourgeoisie“ zu nennen pflegt, ist bekanntlich für die Mehrzahl nur eine Parademaske, mit der man in der Öffentlichkeit herummarschiert, die man jedoch lüftet oder ganz ablegt, sobald man sich im Spiel der Leidenschaft der Natur allein gegenübersieht und von keinem Tugendwächter beobachtet glaubt. Darüber sind alle Soziologen und Moralphilosophen längst einig — und in dem betreffenden Volksteile selbst giebt man sich darüber gar keiner Täuschung hin, es ist gemeingültiger Augurenwitz, uralte Komödie in der Komödie. Wahrhafte Sittlichkeit im Sinne der christlichen Askese oder des reinen Menschentums ist von jeher nur bei wenigen gewesen. Wie für Künste und Wissenschaften sind auch für die Tugend in dieser höheren Auffassung die Anlagen verschieden, die stümpernde Durchschnittsbegabung herrscht vor, die Zahl der Talente ist gering, Genies sind seltene Ausnahmen. Diese Thatsache muß uns milder stimmen und die biblische Mahnung verstehen und beherzigen lehren: „Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet, denn mit dem Maße, mit dem Ihr messet, werdet Ihr wieder gemessen werden.“

Es ist schon ein Fortschritt von der brutalen zur gezähmten Raubtiernatur, d. h. zum herrschenden vulgären Menschentum, daß überhaupt eine Maske vorgenommen werden muß, daß die Bestialität nicht durch nackte Gemeinheit die Minderzahl des edleren Menschentums zu beleidigen wagen darf. Es ist kein geringer Triumph der Moralgenies, auf diese Weise die Masse der Moralkretins einigermaßen in Schranken gehalten zu sehen. Hinweis auf die Maske und Maskenabreißen wird nur dann notwendig, wenn die Kretins sich für Genies ausgeben und aus dieser Vorspiegelung und Anmaßung ihre Herrschaftsrechte ableiten wollen, denn das würde zur Vermengung verschiedener Gebiete führen und die Linie der geschichtlichen Entwickelungsreihen verrücken: die Begründung der Herrschaftsrechte eines Menschheitsteiles über die anderen ist bekanntlich nicht auf dem moralischen, sondern lediglich auf dem physischen Gebiete zu suchen. Die Stärke herrscht,

nicht die Moral, der materiell Mächtigere ist Herr, nicht der moralisch Feinere und Höhere. Es ist purer und seltenster Zufall, wenn der materiell Mächtigere zugleich auch ein moralisch Feinerer und Höherer ist und durch sittliche Genialität die übrigen Menschheitsstufen überragt. Die Prüderie ist in die Welt gekommen und Mode geworden eben infolge Verdunkelung dieser Einsicht in die herrschaftverleihenden Elemente. Alle wollten herrschen und alle wollten mit Moralitätsausweisen ihre Herrschaftsbegierden legitimieren — und so wurde die Heuchelei allgemein. Es ist eine der allerschwierigsten, zugleich aber auch der allernotwendigsten Aufgaben moderner Kulturpolitik, in dieses Wirrsal wieder Ordnung zu bringen und den naiven oder bewußten Unverstand gründlich mit der Nase auf den Fels der natürlichen und geschichtlichen Thatsache zu stoßen.

So lange die Maskenmoral in geistigen, vornehmlich also in wissenschaftlichen, künstlerischen und dichterischen Dingen, die öffentliche Zensur an sich reißen, das große Wort führen und uns die Ohren mit ihren blödsinnigen Lügen und pathetischen Tiraden vollplärren will, so lange wird auch das Maskenlüften und Maskenabreißen unangenehme Gepflogenheit, ja ein Akt der humanen Notwehr bleiben.

Wie es z. B. mit der so hochfahrend zur Schau getragenen „Moral" der Frauen und Töchter der „Bourgeoisie" in den großen Kulturzentren bestellt ist, hat sich jüngst wieder im „Lande der Gottesfurcht und frommen Sitte", in der Reichshauptstadt gelegentlich des Abs-Rummels, welcher in den letzten Wochen „ganz Berlin" in Atem erhielt und zuletzt geradezu widerliche Formen annahm, in einem eigentümlichen Lichte gezeigt. Karl Abs, der „Meisterschaftsringer und stärkste Mann der Welt", läßt in einer eilig zusammengeschriebenen Broschüre, die „sein Leben und Wirken" behandelt und mit der lächerlich-kleinlichen Ausführlichkeit der Lebensgeschichte gekrönter Häupter abgefaßt ist, Reklame für sich machen. Zum Schluß heißt es: „Das Interesse an Karl Abs ist durch die letzte Zeit wieder in allerhöchstem Grade geweckt worden. Abs ist verheiratet —, aber so manche Dame hat der Moralität ein Schnippchen geschlagen, duftende Briefe erreichen täglich „den starken Mann", wo ihm die allerunmöglichsten Vorschläge gemacht werden und zeitweis ein Ton angeschlagen wird, der so das Mittelding zwischen vertraulich und intim ist. Nun, Abs ist ein guter Ehemann — derartige Versuche werden ihn erst recht „unbesiegt" lassen."

Es darf als sicher angenommen werden, daß das keine bloße Prahlerei ist. Es ist ja bekannt, daß jeder halbwegs hübsche Mann, der in öffentlichen Schaustellungen auftritt, denselben „Anfechtungen" von seiten „begeisterter" Damen ausgesetzt ist. Das passiert nicht nur den Artisten, welche im Zirkus

und Spezialitätentheatern auftreten, sondern auch Schauspielern, Sängern und Konzertvirtuosen. In Berlin nimmt von alters her der Pistonsolobläser des Konzerthauses die Stelle des am meisten verhätschelten Lieblings der „Damenwelt" ein. Der vor kurzem verstorbene Solist Türpe wußte sich, als er im Konzerthause beschäftigt war, vor der Zudringlichkeit seiner Verehrerinnen kaum zu retten, und selbst sein gegenwärtiger Nachfolger, welcher durchaus nichts von dem geckenhaften Wesen seiner Vorgänger an sich hat, sondern ein ganz simpler Mensch ist, wird oft genug durch „duftende Briefe", manchmal sogar durch kompaktere Liebesbeweise, als z. B. Stickereien, Malereien, Eßwaren u. s. w., „erfreut". Den Klavierlehrern der Bourgeoistöchter geht es genau so, und wir behaupten, daß bei den meisten Sittlichkeitsvergehen von Musiklehrern gegen ihre Schülerinnen die letzteren nicht ganz unschuldig gewesen sind. Werden doch selbst wissenschaftliche Lehrer durch die Verliebtheit ihrer Schülerinnen in die gefährlichste Lage gebracht, und zwar nicht bloß Hauslehrer, sondern auch Klassenlehrer. Vor Jahren erregte ein „pikanter" Skandal in Berlin Aufsehen. Mehrere Schülerinnen der Sophienschule hatten einem jungen Lehrer brieflich die denkbar weitestgehenden Anträge und zwar in den denkbar gemeinsten Redewendungen gemacht. Der Lehrer war so klug, die züchtigen jungen Damen sofort dem strafenden Arme des Direktors zu überliefern, um nicht durch Ignorieren der über alle Maßen unsauberen Angelegenheit in irgendwelchen Verdacht zu kommen.

Die Bourgeoistöchter nehmen übrigens, wenn sie keines durch körperliche oder geistige Vorzüge hervorragenden Mannes habhaft werden können, auch mit weniger bedeutenden Personen vorlieb. Im Juli 1887 mußte in München-Gladbach eine Anzahl Schülerinnen der höheren städtischen Töchterschule im Alter von 14—18 Jahren relegiert werden, weil sie in männlichen Kleidern mit Schülern des dortigen Gymnasiums am Abend die Kneipen besucht hatten. Und als im vorigen Jahre die Geheimnisse des Salons der „Frau Oberamtmann" Heuser in Berlin ans Tageslicht kamen, stellte sich, laut Schilderung eines früheren Polizeioffiziers im „B. T." heraus, daß sich an den Gelagen der „durch Geburt und Reichtum hervorragenden Männerwelt" auch die 16jährige Tochter eines „hochachtbaren pensionierten Offiziers" beteiligt hatte. Dieselben „Damen" gründen, wenn sie später in die Jahre kommen, Vereine zur Hebung der Sittlichkeit der Frauen und Mädchen des arbeitenden Volkes.

Und das ist dann der Humor von der Geschichte.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Oskar Welten hat vor Jahren keine geringe Rolle in der naturalistischen Bewegung gespielt. Zur Zeit der Begründung unserer „Gesellschaft“ war er der erste und einzige Kritiker in Berlin, der mit rücksichtsloser Entschiedenheit die neue Richtung vertrat. Hätte der Mann nicht stets mit Not und Entbehrung und schwerer Krankheit zu kämpfen gehabt, er würde heute noch in Berlin der berufenste, d. i. der kenntnisreichste, charaktervollste und ehrlichste Kritiker des vaterländischen Realismus sein. So haben ihn widerliche Lebensschicksale früh vom Schauplatze verdrängt und in ein abgelegenes schlesisches Nest gewiesen, wo er fern von allen Kämpfen der Litteratur ein stilles Patientenleben führen muß. Sein Name wird aber für immer mit der Geschichte des deutschen Realismus verknüpft bleiben, wenngleich Welten noch nicht aus dem strikten Zolaismus herauszukommen vermochte. Sein Buch „Zola-Abende“ ist ein Markstein in der deutschen Ästhetik.

Gar nicht wieder zu erkennen ist der alte Oskar Welten in seinem Bühnenstück „Der Tugendwächter“, das nach langen Irrfahrten und Ablagerungen in den Kanzleien unserer deutschen Theatergewaltigen endlich in München das Licht der Rampen erblickte. Gar nicht wieder zu erkennen, so harmlos und nach ältester Coulissenschablone ist hier das Motiv behandelt, wie ein zum Tugendwächter bei einer schönen, launischen Frau bestellter Freund schließlich selbst in die Schlinge gerät und an der Nase herumgeführt wird. Für den modernen Dichter durften hier nur zwei Möglichkeiten der Ausgestaltung in Betracht kommen: entweder die derbe Posse voll Kraft und Saft mit stärksten Geißelhieben und betäubendem Schellengeläute oder das feine Charakterlustspiel mit raffinierter psychologischer Analyse, sprühend von Geist und Witz. Welten hat unglücklicherweise sich eine dritte Möglichkeit ausgedacht: die harmlose Schaukel zwischen den beiden andern. Und so ist trotz einiger pikanter Anläufe und geistvoller Höhenmomente ein Durchschnittsstück zustande gekommen, das bei geschickter Darstellung dem Publikum, welches sich auch einmal harmlos und bescheiden unterhalten will, gar nicht übel gefällt, aber sonst nicht bedeutungsvoller ist als jede beliebige Dutzendware für den theatralischen Alltagsgebrauch. Der Weltensche „Tugendwächter“ wurde denn auch, dank der geeigneten Darstellung durch tüchtige Hofschauspielkräfte, vom Publikum mit freundlichem Lächeln aufgenommen.

Deutschlands künstlerische Schlachten wurden in diesem Sommer nicht an irgend einer Hofbühne, auch nicht in Berlin, sondern im königlichen Glaspalast in München von den bildenden Künstlern, in der Isarlust von der „Gesellschaft für modernes Leben" und auf dem Festspielhügel Bayreuths von dem Meister aus Wahnfried geschlagen. Damit hat der deutsche Süden wieder einmal seine Stärke und Frische auf dem Gebiete des Phantasielebens den niederdeutschen Rembrandtsleuten glänzend bewiesen.

Die von der Münchener Künstlergenossenschaft veranstaltete dritte Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen ist fraglos die reichste und interessanteste internationale Kunstschau, die jemals auf deutschem Boden stattgefunden. Das ist ihr großer Vorzug und ihre große Schwäche: üppigste Internationalität. Käme je einmal die vielbefehdete Sozialdemokratie in ihrem Zukunftsstaate, in welchem bekanntlich National- und Heimatsgefühle als ataviſtischer Blödsinn überwunden sein sollen, dazu, eine richtige Kunstausstellung großen Stils ins Werk zu setzen, sie könnte sich kein besseres Muster wählen als die Leistung der Münchener Künstlergenossenschaft vom Jahre 1891 in allem, was die Aufopferung des Nationalen, Volksmäßigen und Einheimischen vor dem Ausländischen, Allerweltsmäßigen und Fremden betrifft. Niemals, in keinem Kunstlande der Welt ist etwas Ähnliches dagewesen. Die Bereitwilligkeit der Münchener Künstlergenossenschaft, den Fremden als getreue Gelegenheitsmacher auf Kosten der eigenen Landsleute zu dienen, übersteigt diesmal alle Begriffe von nationalem Selbstgefühl, von nationalem Stolz und nationaler Verantwortlichkeit. Wie gesagt, in keinem anderen Kunstlande der Welt, nicht in Frankreich, nicht in Italien, nicht in England, nirgends, nirgends hat man jemals diese Schilderhebung des künstlerischen Internationalismus erlebt und wird sie wohl auch in den nächsten hundert Jahren nicht erleben.

Ach — und da träumen und ersehnen wir, wir böse „Modernen", daß sich einmal „eine starke, eigenschüssige, tiefwurzelige Kunst erheben möchte, die deutsch wäre in allen Fasern und deren duftbeladene Riesenblüte die Welt mit Licht übergösse!"

Da ist es freilich kein Wunder, daß man uns Münchener „Modernen", die wir deutsch sein wollen bis ins Mark, verfehmt als Umstürzler und uns destruktiver Tendenzen in Litteratur und Kunst bezichtigt! Ja, angesichts dieses üppigen Internationalismus der Künstlergenossenschaft sind wir Umstürzer der internationalen Charakterlosigkeit, Umstürzer der internationalen Gehirnverbreiung, Aufrufer des nationalen Gewissens, Aufrichter der nationalen Selbstachtung und des nationalen Stolzes! Ja, unsere Tendenzen sind destruktiv gegenüber diesem internationalen Cliquenwesen, das in aller Herren

Länder herumſchmarotzt und auch noch aus der einheimiſchen Schüſſel die beſten Brocken herausfiſcht, um ſich dann in ſatter Verdauung als die ruhmvollen und wohlgenährten Stützen des Staates und der ſtaatlichen Kunſt aufzutrumpfen und dem gutmütigen Volk Sand in die Augen zu ſtreuen!

Bayreuth — ja, das bliebe uns als Troſt in dieſer gottverlaſſenen Zeit, ſchöſſe nicht auch dort der Geſchäftskunſtwucher immer geiler ins Korn, machte man nicht auch dort an weihevoller Stätte aufs ſchamloſeſte in Senſation und Reklame. Tannhäuſer — ja, der könnte unſertwegen auch dort ſeine Verirrungen und ſeine Buße zur Schau ſtellen, obwohl er, ſtreng genommen, als Übergangsoper nicht dahin gehört, am wenigſten in Pariſer Bearbeitung und mit italieniſchen Tanz- und Mimikkünſteleien.

Ein reiner Lichtpunkt in dieſer Trübung und Verwelſchung der deutſchen Kunſtpflege war das herrliche Sommerfeſt, das die „Geſellſchaft für modernes Leben" in München in der „Iſarluſt" in Scene ſetzte mit Parodietheater, Karikatur-Salon, Ketzergericht und anderen übermütig luſtigen Veranſtaltungen zur Verſpottung der zeitgenöſſiſchen Verirrungen und Lächerlichkeiten. Und zwei bedeutſame litterariſche Unternehmungen ſind übrig geblieben, nachdem die Wogen des Feſtes verrauſcht waren, zwei Unternehmungen, die großen Beifall gefunden und für die Zukunft beſten Fortgang verſprechen: der „Moderne Muſenalmanach" und das Sammelwerk „Modernes Leben" mit charakteriſtiſchen Beiträgen der erſten Vertreter des vaterländiſchen Realismus. Wir werden an anderer Stelle auf dieſe Werke zurückkommen.

Mene tekel.*)

Skizze von Paul Bliß.

(Berlin.)

Erich war für heute zu einem Diner geladen. Gern hätte er's abgelehnt, aber unmöglich, — der Gaſtgeber, einer der einflußreichſten Männer ſeiner Bekanntſchaft, meinte es gut mit ihm, er hatte ihm Empfehlungen gegeben, wohin er nur immer gewünſcht hatte — es war nicht möglich, er mußte hin.

*) Dieſe Skizze iſt aus meinem demnächſt erſcheinenden ſoz. Roman „Des Übels Wurzel".

Er blickt auf die Uhr. Mittag. — Hm. Was nun anfangen? Zum Arbeiten hat er keine Ruhe mehr. — Einen Spaziergang? — Ja! Frische Luft, bummeln, planlos, ziellos. Ja!

Er nimmt Hut und Mantel und geht.

Zum Arbeiten hat er keine Ruhe mehr — nein, seit lange schon nicht mehr, seit lange. Und warum nicht? Ja, das ist's eben, er selbst weiß es nicht genau zu sagen, aber er empfindet, fühlt es, — sicher, ganz sicher, er täuscht sich nicht. Es lodert etwas in ihm, eine Hast, eine Gier, Zorn, Wut, Groll, Empörung, mächtig und gewaltig. Ja! Ja!

Jetzt geht er über eine Brücke, unten fließt die Spree, trüb und grau, träge treiben die Fluten weiter. An den Kastanien zu Seiten der Ufer rüttelt der erste Herbstwind und die gelb-rötlichen Blätter fallen ins Wasser, hin und wieder auch plätschernd eine grüne Frucht.

Da drüben plötzlich wird ein Auflauf. Was ist's? Alles rennt dahin, Große und Kinder, Arbeiter und feine Leute. Nun —?

Ein Mann will sich ertränken.

Da, er kämpft mit den Fluten, — hm, das Wasser ist kalt, armer Mann! — er macht Rettungsversuche, — schwimmen kann er nicht, — nun schreit er um Hilfe. —

Zum Donnerwetter, ist denn kein Schiffer da?!

Der Ärmste kann sich fast nicht mehr über Wasser halten; — wie, und kein Mutiger von all den Gaffern ringsum?

Aber oh, welch eine Zumutung! Bei dieser kühlen Luft, — und dann um den Selbstmörder, — wie leicht hat man eine Erkältung weg, sie kann der Keim eines schlimmen Übels sein — oh, und man hat ja doch auch Verpflichtungen. — Natürlich! Natürlich!

Endlich ein Schiffer — der Kahn erreicht den Armen, er klammert sich mit der letzten Kraft an, — der Schiffer zieht ihn nach, — endlich haben sie die Steintreppe erreicht.

Nun liegt der Ärmste, zitternd vor Kälte, oben am Ufer auf dem Rasen. Eine dicke Hökerfrau nimmt ihr graues Shawltuch ab, und hüllt den Frierenden ein. Die Andern stehen und starren ihn an. Die Augen hat er geschlossen, aber es müssen furchtbare Augen sein, die Gesichtszüge lassen es vermuten, diese Züge, aus denen eine Leidensgeschichte spricht, so klar, so deutlich für Jeden, der zu sehen versteht.

Einige ringsum bedauern ihn, — so jung noch, kaum über die dreißig, der arme Mann. — Andere wenden sich ab, — ihnen verursacht dieser Anblick Entsetzen. — Wieder Andere sprechen im Brustton der Überzeugung, — eine Feigheit, natürlich, wie jeder Selbstmord! — Die aber, die so

ſprachen, trugen warme Kleider und ihre Backen waren feiſt und rot. — Endlich ſagt gar Einer, daß der Mann dort ein rotaufgedunſenes Geſicht habe, — er rieche ſogar nach Branntwein. —

Das hat er gehört, und nun ſchlägt er die Augen auf.

Ein Blick, — ein Blick — und alle ſchweigen ſie, alle weichen ſie zurück, alle, alle, — dieſer Blick hat ſie alle entwaffnet.

Man ſoll ihm etwas warmes zu trinken geben, ſagt jetzt eine alte Dame.

„Nein! Nein! Hunger! Hunger! Eſſen!"

Der Mann hat es hervorgeſtoßen, mühſam, unter den fürchterlichſten Qualen.

Dieſe Augen, dieſe Augen —

Endlich iſt der Budiker von drüben gekommen. Der kennt den Mann. Schweigend nimmt er ihn in ſeine Arme, trägt ihn in ſein Haus und ſchließt die Thür.

Und die Menge geht auseinander.

Auch Erich geht weiter. Aber dieſe Augen verfolgen ihn, — immer und immer nur dieſer Blick: Groll, Wut, Haß, Rache, Gier — ja, ja, er verſtand dieſen Blick.

O, hütet euch, hütet euch, ihr, ihr —!

Mehr in der Stadt waren die Straßen belebter. Drängen, Stoßen, Vorbeieilen, Haſten und Jagen, ruhelos, raſtlos.

Warum? Warum?

Der Magen! Ja, er kennt keine Rückſicht. Er will Befriedigung! Fülle!

Und Erich geht immer weiter, und wohin er geht, immer verfolgen ihn dieſe Augen: Haß, Groll, Gier und ſtumme, ſtumme Wut! O, er hätte weinen, aufſchreien mögen, wenn er an dieſen Blick zurückdachte.

Mittagszeit. In den Werkſtätten wird pauſiert, die Arbeiter gehen zu Tiſch.

Das drängt und ſchiebt und ſtößt ſich durch die Straßen, unaufhaltſam, weiter, immer weiter.

Nun kommen die Frauen der Maurer, — ſie tragen ihren Männern das Mittagbrot zu. Und dann eſſen ſie, in den Thorwegen, unter den offenen Hallen, und auf den rohen Balken, allerorten wo ein freies Plätzchen iſt, und die Vorübereilenden achten ihrer nicht, ſie ſelbſt drängt es nach Hauſe, weiter, immer weiter. Plötzlich muß Erich ſtill ſtehen. Die Gruppe wenige Schritte vor ihm feſſelt all ſein Intereſſe. Unbeachtet kann er zuſehen.

Ein bärtiger Maurer mit wetterhartem finſteren Geſicht hat eben den braunen Topf aus dem Korb gehoben, und löffelt nun heißhungrig die dampfende Erbſenſuppe hinein. Ihm zur Seite ſteht das bleiche Weib, das

ihm eben das Essen gebracht hat, und ihr an der Hand ein Bürschchen von 4—5 Jahren: Vater, Mutter und Kind. Während der Alte löffelt, blickt das Weib auf die vorübergehenden Damen in den eleganten Herbsttoiletten. Kein Wort sagt sie, — aber dieser Blick, — er sagt alles. Und das Bürschchen schaut unausgesetzt nach dem Vater, gierig, heißhungrig. Er begleitet die Handbewegungen des Vaters, — wie er den Löffel an den Mund führt, — immerzu, immerzu. Endlich sieht der Vater auf. Er winkt. Der Kleine rennt zu ihm hin. Und nun füttert der Vater sein Kind, sein hungriges kleines Bürschchen, so lange bis nichts mehr im Topf ist. Dann umfaßt er den Jungen und drückt ihn an sich. Und dann gehen Mutter und Kind wieder fort, und der Alte ist allein und blickt den Fortgehenden nach, so lange er sie sehen kann. Er hat noch Appetit, aber es war nichts mehr da, der kleine Bursche hat alles aufgegessen. Ach! Und der Mann seufzt tief auf.

Dem Neubau gegenüber ist ein feines Restaurant mit großen Spiegelscheiben. Da geht's lebhaft zu. Zahllos viele Gäste, — und verführerisch, lockende Speisen werden aufgetragen.

Und der Maurer sieht hinüber, unausgesetzt, und um seinen Mund kommt ein bitteres, höhnisches Lächeln, als wollte er sagen: wartet nur, wartet nur. Und seine Blicke lodern auf, finster, drohend, unheilkündend, verzehrend: Haß, Groll, Gier und stumme, stumme Wut! Erich wendet sich ab und geht weiter.

Und nun, wo immer er nur einen Arbeiter sieht, sieht er ihn wieder, diesen Blick, diesen Blick.

— — — — — — — — — — — — — — —

Fünf Uhr. Erich ist bei seinem Gastgeber angekommen. Die Gesellschaft ist schon vollzählig.

Erich kennt sie alle und ist auch von allen gekannt. Grüßend geht er von einer Gruppe zur andern. Man kommt ihm sehr höflich, fast mit Begeisterung entgegen. Er aber sucht sich all den trivialen Schmeicheleien zu entziehen. Doch umsonst.

„Ihre Symphonie ist ja entzückend!" —

„Oh" —

„Aber wenn ich Ihnen doch sage — bewundernswürdig!"

„Gnädige Frau" —

Ein anderer Gast tritt heran, ein dicker Kommerzienrat mit breiter, Orden geschmückter Brust, und mit funkelnden, blitzenden Steinen im Vorhemd und an den Ringen.

„Natürlich, Doktorchen —! Die Baronin hat ganz recht! Sie sind ja ein Genie!"

Erich nimmt die ihm dargebotene Hand, schüttelt sie, und sieht dann den Kommerzienrat fest an. Ah! Er hat sich also nicht getäuscht. Dieser Mann wußte gar nicht, was er sagte. Seine Gedanken waren anderswo, — drinnen im Speisesaal, wo im jungfräulichen Weiß die herrlich gedeckte Tafel prangte. Das war's, die Sehnsucht nach dem Genuß, die Gier nach dem Diner, — das war's! Und nicht nur bei dem Kommerzienrat, nein bei allen war's das gleiche, — keiner konnte die Zeit erwarten, aber keiner will sich verraten, und darum heuchelt man ein Interesse, das gar nicht vorhanden ist, nie gewesen ist, — so sind sie alle.

Erich wendet sich ab: Wieder dieser Groll, diese Wut im Herzen.

Endlich sitzt man.

Immer unruhiger werden diese Blicke, immer nervöser diese Züge, — noch einige Gleichgültigkeiten, — man bewundert die Tischkarten, — studiert das Menu, — eifrig, sehr eifrig. — Allgemeines Schmunzeln.

Endlich! Endlich!

Die großen Flügelthüren werden aufgerissen, die Lohndiener erscheinen. Ein befreiendes Seufzen.

Es beginnt.

Lautlose Stille.

Austern — Rheingold-Sekt.

Hm, sehr gut, — natürlich nehmen!

In den Krystallschalen perlt der goldhelle Wein.

Alles ist in großer Geschäftigkeit, ein ruckweises Schlürfen geht durch die Stille, — die geleerten Muschelschalen klappern auf den Tellern, — man nickt sich zu — befriedigt, glücklich.

Der Gastgeber trinkt das Wohl seiner Gäste.

Jetzt kommt Stimmung in die Gesellschaft.

Prächtiger Sekt!

Erich gegenüber sitzt ein alter Geheimrat. Er leidet an Podagra. Erich kennt ihn, er sieht, wie der alte Herr auf die Gläser starrt — wie er in heimlicher Wut die Hände ballt. Ach, wie gern möchte er — aber dies verfluchte Reißen!

Brühsuppe mit jungen Gemüsen.

Allgemeine Gleichgültigkeit.

Der Geheimrat wird immer erregter — wenn er es wagte — ein Gläschen nur — ach was — man riskiert's.

Rehrücken nach Chambord — Erdener.

Das findet Beifall. — Prächtig! Oh vortrefflich! —

Die Schüſſeln ſind bald geleert.

Die erſte Rede.

Man läßt ſie über ſich ergehen, — nickt manchmal beifällig — ja, ſehr treffend, — wohl wahr — aber man ißt ruhig weiter. Beim Trinken aber wird's lebhafter, da nehmen alle Teil.

Rheinſalm mit holländiſcher Sauce — Hochheimer.

Brr — das wird genommen, — aber natürlich! — ſieht ja brillant aus.

Der Geheimrat zögert — na, ein Stückchen.

Die Unterhaltung iſt inzwiſchen lebhafter geworden. Man trinkt einander zu — die Geſichter bekommen ſchon Farbe, die Herren werden aufmerkſamer, zärtlicher, — die Damen wollen geiſtreich ſein. Es iſt angenehm ſchwüle Luft im Raum, man fühlt ſich ſo mollig — hat das große Gefühl der Harmonie, der Zuſammengehörigkeit.

Und Erich lacht ſtill für ſich.

Vom Kapaun das Beſte mit Erd-Schwämmen — St. Julien.

Wieder allgemeines Beifallsnicken — und wieder einige Sekunden lautloſe Stille.

Der Geheimrat denkt: Gott ſo'n unſchuldiges Geflügel — na, auch ein Stückchen; — aber der Wein! — na, nur mal nippen. — Und er nippt, einmal, nochmal und wieder, — ach was! Es ſchmeckt ja doch!

Hummer nach Nelſon — Schwediſcher Punſch.

Nun wird's erſt lebendig rings umher. Nein dieſer Gaſtgeber! — Prächtig, — prächtiges Menu!

Heidſiek Monopol.

Champagner! Alles jubelt heimlich, die Geſichter glänzen, die Augen glühen. Schwüler und ſchwüler wird's in dem Raum. Das Zimmerparfüm, die Wohlgerüche der Damen, die würzigen Speiſen, der Kerzengeruch — eine dichte Atmoſphäre lagert in der Luft.

Der Geheimrat ſitzt da, ſtarr, wie leblos, und ſieht auf die ſpitzen Kelchgläſer. Ach, wenn er es doch wagen dürfte, nur ein Glas. Jetzt kommt ſein Nachbar zu ihm, will anſtoßen; — alſo? Na natürlich! Aber nur ein Glas.

Eis nach Neſſelrode. Mehlſpeiſe. Deſſert.

Die Heiterkeit hat den Höhepunkt erreicht. Man kennt all dieſe Leute gar nicht wieder. Welch köſtliche, einzige Stimmung, — jetzt kann keiner dem andern einen Wunſch verſagen, — Freundſchaften werden geſchloſſen, — Brüderſchaft getrunken, — alles eine große, große Einigkeit.

Der Geheimrat iſt ſelten ſo luſtig geweſen, — man ſieht ihm ſeine Jahre nicht an.

Zum Deſſert kommt feuriger Wein, ſchwerer Wein.

Nur die Mutigen wagen ſich heran.

Und der Geheimrat auch. — Ach, das iſt Feuer, Kraft, Jugend — Jugend, — ach wie ſchön, wie ſchön iſt doch die Welt!

Die Tafel iſt aufgehoben, — die anliegenden Räume laden zum Ausruhen, zur Erholung nach dieſen Strapazen.

Erich läßt ſie alle gehen. Er hat wenig, faſt nichts gegeſſen, noch weniger getrunken, nur ein paar Gläſer Sekt. Er ſteht jetzt in einer Niſche und ſchaut dem Treiben zu.

Wohlſtand, üppiger, überüppiger Wohlſtand. Alle die Räume hier, koſtbar ausgeſtattet, verſchwenderiſcher Luxus, die raffinierteſten Ideen. Und dieſe Geſellſchaft, jetzt ſo glückſelig zufrieden, ſo angenehm betäubt, und ſatt, ſo ſatt — ach! Und er denkt an die Erlebniſſe vor wenigen Stunden.

Da in einer Ecke ſitzt der Geheimrat. Von allen unbeachtet hat er ſich hierher geflüchtet. Er ſitzt da, ſchlaff und matt, kraftlos und gebrochen.

Erich fragt ihn teilnehmend, ob er ſich nicht wohl fühle.

Darauf ſieht er ihn an und flüſtert, dabei auf ſein Knie deutend: ach, dies verfluchte Podagra. Erich hatte es kommen ſehen. O, die Genußſucht, die Genußſucht, — ſie iſt die Wurzel alles Übels!

Da wird es auf einmal lebendig rings umher, laut und lauter die Stimmen, — man ruft nach Erich. — Was denn —? Was ſoll er denn —? Doch wohl nicht gar —?!

„Aber Doktorchen, wo ſtecken Sie denn?!“

Der dicke Kommerzienrat iſt es, ſein Geſicht iſt purpurrot, die Adern geſchwollen, er ſchnaubt vor Erregung.

„Sie müſſen uns was ſpielen — hilft alles nichts, — wir laſſen nicht nach!“

Und Erich wird ſpielen.

Er iſt an den Flügel getreten, hat ſich einen Augenblick beſonnen, — plötzlich durchzuckt es ihn, ein Gedanke — er ſieht rings um ſich, wie geiſtesblind — ja, ja, er will es thun!

Man reicht ihm Noten zu, er ſchiebt ſie zurück.

Ah, er will phantaſieren — ſagt man ſich — um ſo beſſer; und man läßt ſich ringsum nieder, jeder trachtet nach einem Sitz, nur möglichſt bequem. Erwartungsvoll lauſcht alles.

Und er beginnt zu ſpielen.

Langſam, würdevoll, erhaben beginnt er. Die Töne zittern durch die

Luft, leiſe, vornehm, ſchüchtern, einſchmeichelnd. Dann ſpielt er kräftiger — wunderbare Melodien, wunderbare Töne, wunderbare Stimmung — ach, er iſt ein Genie! — Plötzlich — was iſt das?! Es grollt, wie aus weiter Ferne, aber furchtbar, furchtbar; — es kommt näher und näher, immer näher, — es zuckt auf, mitten durch wie ein grelles Leuchten; — was ſoll denn das?! — jetzt tobt es, immer tiefer grollend, immer wilder ſtürmend, — es pocht an, begehrt Einlaß — Widerſtand? Giebt es nicht! — Durch dringt es, durch! durch!

Ja, was fällt denn dieſem Menſchen ein?! — Das iſt doch keine Muſik, die Verdauung zu fördern.

Erich hat die Stimmung um ſich erraten, von all den Geſichtern ringsum lieſt er ſie, klar und deutlich; ja! und heimlich lacht er auf und greift von neuem in die Taſten.

Immer gefahrdrohender werden die Töne, immer gefahrdrohender. Jetzt hat er den Höhepunkt erreicht. Es brauſt durch den Raum, wild und gewaltig, ein entfeſſelter fürchterlicher Orkan, und er reißt mit ſich fort, wer es wagt ihm entgegenzutreten, und die Töne zittern, jauchzen, ſtöhnen, ſtürmen, wild und ungeſtüm durch die Luft, — das iſt kein Spiel, das iſt Sturm, Sturm, das iſt wilder entfeſſelter, wütender Sturm.

Er iſt verrückt geworden, flüſtern Einige, — aber leiſe, — Keiner wagt es, ihn zu ſtören.

Plötzlich bricht er ab.

Grell, ſchreiend, verletzend zucken die Töne auf. Atemloſe Stille ringsum.

Und er ſteht und ſieht mit ſtarrem Blick auf die Wand ihm gegenüber — immerzu, — er kann den Blick nicht abwenden von dieſer Stelle, wo mit flammenden, glühenden Buchſtaben das Mene tekel in die Wand eingebrannt iſt.

Sieht er allein es denn nur — —?!

Ringsum regt es ſich nun, man ſieht ihn entſetzt an, wie er ſtarr die Blicke immer nur auf den einen Punkt richtet — — —

— Sollte er wirklich — — — das wäre doch fürchterlich — — —

— Bewahre! Er hat eine neue Idee bekommen, ganz plötzlich — er komponiert. — Ja, ſo ſind dieſe Künſtler.

Erich aber ſieht ſie alle an mit demſelben glanzloſen, ſtarren Blick und entflieht — hinaus! nur hinaus!

Kritik.

Romane und Novellen.

Wozu? Roman von Robert Byr. 2 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Die Frage: „Wozu das alles? Wozu dieses Leben voll Wirrsal und Kampf, hier um die Güter der Welt, dort um idealeren Besitz, der noch öfter als jene sich dem darnach Ringenden versagt?" — diese Frage drängt sich in unserer Zeit wider Willen auf die Lippen. Sie bildet die Achse, um die auch der Konflikt des vorliegenden Romans sich dreht, der — ganz bezeichnend für die dramatische Gewalt, mit welcher Robert Byr mitten in die bewegte Handlung hineintritt — gleich mit der Aufhebung eines Verlöbnisses und dem tötlichen Sturz eines verwegenen Reiters anhebt. Das ist das Vorspiel. Der eigentliche Konflikt ist ungleich tiefer liegend und wird mit Scharfblick und Kraft in seinen Steigerungen von Stufe zu Stufe verfolgt, bis jene aufgeworfene Frage nach dem Wozu? sich in ebenso überraschender als wohlthuend befriedigender Weise löst, ganz nach der beliebten Familienblätter-Melodei. Die werten Musikdirigenten in den Familienblatt-Redaktionsstuben haben sich bekanntlich den beleidigenden Unsinn in den Kopf gesetzt, die dummen deutschen Ohren vertrügen keine andere Musik! Wenigstens nicht von deutschen Musikmachern, von den norwegischen, russischen, französischen u. s. w. schon. Nur die deutschen Autoren sollen immer die alten Fugen und Koloraturen auf dem lieben alten Dudelsack pfeifen . . . Donnerwetter, haut ihnen allen miteinander doch einmal den Dudelsack um die Ohren, laßt euch wegen Sachbeschädigung einsperren und ergreift dann einen anständigeren Beruf. Zum Tensel mit der Bettelmusikantenwirtschaft.

X. Y. Z.

Eine schöne, süße Geschichte zum Entzücken der Weiblein: Unter südlichem Himmel. Roman von Ferdinand Schiskorn. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Das schöne Triest und seine Umgebungen bilden den Schauplatz der fesselnden Vorgänge, für welche der Verfasser hier unser ganzes Interesse zu fesseln weiß. Natürlich! Eine vielfältig verzweigte Herzensgeschichte bildet den wesentlichen Inhalt des Romans, dem es aber nicht an wirksamem Gegengewicht durch äußere Stürme und Bedrängnisse fehlt, denn dafür sorgt das bewegte Leben der schönen Hafen- und Grenzstadt mit ihren verschiedenartigen politischen Strömungen und ihren tausendfälligen offenen und verborgenen Umtrieben hinlänglich. Natürlich!! Spielt doch selbst jene verhängnisvolle Bombe, die seinerzeit aus verbrecherischer Hand mitten unter die dichtgedrängten Teilnehmer eines festlichen Fackelzugs geworfen und die Welt als ein Zeichen der Zeit so sehr in Schrecken gesetzt hat, unmittelbar in die hier erzählten Vorgänge herein, die durch ihren Gemütsgehalt erwärmen, durch die Eigenartigkeit ihrer mannigfaltigen Wendungen unsere Teilnahme für die handelnden Personen des Romans immer erneut anregen und festhalten. Natürlich!!! Wo habe ich doch gleich diesen „Schmarrn" schon einmal gelesen? — X. Y. Z.

So — und nun sollen jene deutschen Mitmenschen, die noch das gesunde Bedürfnis haben vor einem deutschen Roman und seinem Verfasser Hochachtung zu empfinden und den Hut zu ziehen, auch erfahren, vor wem sie dieses Bedürfnis in höchst anständiger Weise befriedigen können: Otto Mora heißt der Schreibersmann und „Überreif" sein neuester

Roman. Eine Alltagsgeschichte aus dem heutigen Leipzig und fast ausschließlich aus seinen studentischen Kreisen. Ich kenne im vaterländischen Schrifttum keinen Mann, der mehr Respekt vor der Wahrheit, mehr Befähigung sie zu ergründen und mehr Kunstkraft besäße, sie interessant und ergreifend in zutreffenden Lebensbildern vorzuführen.

M. G. Conrad.

Lyrik.

An Deutschlands Lyriker! Die Unterzeichneten haben sich vereinigt zur Herausgabe eines Sammelbandes deutscher Lyrik von 1891.

Jeder, dem im abgelaufenen Jahre ein gutes Lied gelungen, wird aufgefordert, sich an unserem Unternehmen zu beteiligen. Wir fragen nicht nach Lebensalter und nach Schule: für uns gilt allein die Originalität und die Begabung.

Selbständige Kräfte regen sich in unseren Tagen zur Genüge. Ihnen allen gewähren wir hier einen Sammelpunkt. Es wird keine uniformierte Vereinigung werden. Keck und bunt werden die Gestalten von einander abstechen. Und so soll es sein. Wo Widersprüche sind, mögen Widersprüche reden. Wo Kampflust ist, mag sie froh sich bethätigen. Jeder stehe mutig ein für seine Persönlichkeit und seinen Wert. Das ist Leben, das ist Geschichte, das ist Bewegung.

Die Verlagsbuchhandlung F. & P. Lehmann wird unsere Sammlung um die Jahreswende zur Ausgabe bringen und bürgt durch ihren Ruf für eine würdige Ausstattung.

Franko-Sendungen mit voller Namensunterschrift und Angabe des Geburtsdatums beliebe man an den unterzeichneten Dr. Franz Servaes, Berlin W., Linkstraße 39, zu richten.

Die Herausgeber:

C. G. Bruno. Felix Montanus.
Franz Servaes.

Max Hoffmann. Irdische Lieder. — Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert & Ronge. 1891. — 163 Seiten. 1,50 M.

„Schon wieder ein neues Gedichtbuch! Was soll uns das? Was sollen uns überhaupt heutzutage Gedichte?" So hört man jetzt bei einer derartigen Ankündigung vielfach sagen. „Soziale Dramen — soziale Romane: das sind Losung und Feldgeschrei im litterarischen Kampfe um das Banner der neuen Kunst!" — Und viel Wahres ist daran! Der Umschwung in unserem gesamten öffentlichen Leben ist zu gewaltig, daß es sich in die alten Grenzen einschränken lassen könnte. In allen Ventilen pfeift es und zischt es und zeigt dem kundigen Beobachter, daß eine elementare Kraft dahin strebt, den Kessel alter Anschauungen und Meinungen zu sprengen. Und gerade die Dichtkunst ist bisher immer der sicherste Gradmesser geistigen Hochdrucks gewesen. Soll ihr denn aber dieser Beruf heute nur noch zu zwei Dritteilen eingeräumt werden, sollte denn gerade der ursprünglichste Teil derselben zur Zeit so antediluvianisch geworden sein, daß Gedichte nur noch für die Unmündigen einerseits und für die Stammler andererseits da sind? Ja, es läßt sich kaum leugnen, daß die Meinung fast so weit gekommen ist. Von der Masse der Gebildeten wird eine neue Gedichtsammlung kaum noch ernsthaft genommen. Fragen wir nun nach dem Grunde jenes Zustandes, so können wir nicht umhin, der Dichtung der Gegenwart selbst einen großen Teil der Schuld aufzubürden. Tendenz und Nichtigkeit! — das sind die Feinde moderner Poesie, die das Interesse des Publikums vernichtet haben. Freilich muß man vom Dichter fordern, daß er mitten im bewegten Leben stehe — aber soll er deshalb durchaus nur Volksredner oder gar Agitator sein? Künstler sei er — Künstler im edelsten Sinne des Wortes, und wer diesen Be-

ruf nicht in sich fühlt, der verschone gefälligst seine armen Mitmenschen. Dann werden wir auch von den vielen schalen Nichtigkeiten verschont werden, von denen O. J. Bierbaum so treffend sagt: „Meistens sind die Sachen ganz nett für den Familienkreis, wo sie selbstverständlich Furore machen. Aber daß jeglicher sofort mit Heft und Leinwand auf den Markt rennt, das ist tragisch." Von letzterer Sorte Dilettanten giebt es freilich leider nur zuviel, und diese sind es, welche einem die Durchsicht der neuesten Erscheinungen auf unserem Gebiete so sehr verleiden, und wenn man nicht hoffen dürfte, wenigstens hin und wieder auf eine echte Perle zu stoßen, so würde man den litterarischen Taucherberuf bald aufgeben.

Umsomehr ist man natürlich erfreut, wenn diese Ausdauer einmal belohnt wird. Jeder, der die „Irdischen Lieder" von Max Hoffmann in die Hand nimmt, wird sofort erkennen, daß hier endlich einmal wieder ein ganzes, echtes Dichterherz Gehör fordert, ein Dichterherz, das sich seines künstlerischen Berufes vollkommen bewußt ist. Alle Seiten des Lebens behandelt Max Hoffmann mit verblüffender Meisterschaft. Selbst auf dem am meisten betretenen Wege der Lyrik, dem Liebeslied, hat er noch viele unendlich zarte und anmutige Blüten zu finden gewußt, und er vereinigt dieselben in dem letzten Teile des Buches zu einem frisch und kräftig duftenden Strauße. Eine besondere Klangfarbe erhalten diese Gedichte durch die klar hervortretende Persönlichkeit des Dichters. Max Hoffmann ist keiner von denen, die Gefallen finden an den alten „Blaublümelein" und „Treuringelein", er zeigt sich überall als ein echter „Neutöner" in der Dichtkunst, mit welchem Ausdruck Detlev v. Liliencron (dem Max Hoffmann seine „Irdischen Lieder" gewidmet hat) die Anhänger der modernen Richtung in der Kunst zu bezeichnen pflegt. Überall warme Empfindung und reines edles Gemüt. Das zeigt sich besonders da, wo die in der Anordnung der 28 Gedichte hervortretende Steigerung des Liebesempfindens die Grenze des sittlich Reinen erreicht hat. Hoffmann scheint die Klippe erkannt zu haben, an der so mancher moderne Dichter gescheitert ist, und er greift urplötzlich in dem Gedichte „Zögernd sinkt das Gewand" zu dem altklassischen Versmaß und erzielt dadurch eine hochkünstlerische, fast weihevolle Stimmung, welche selbst niedere Seelen in Bann legen muß. Dieses feine künstlerische Gefühl macht sich in dem „Impressionen" überschriebenen Teile nach anderer Seite hin geltend. Dieser Abschnitt offenbart uns einen offenen urdeutschen Sinn für die Natur, welcher in Verbindnng mit der dem Dichter eigenen Beherrschung des Ausdrucksmittels uns eine Reihe köstlicher Bilder vor Augen zaubert. Das prächtige „Waldnacht", ferner „Mondlicht", „Sonnenaufgang", „Frühling", „Sturm" gehören zu dem besten, was auf diesem Gebiete geleistet ist. Neben anderen vorzüglichen Gedichten, welche das menschliche Leben betreffen, wie die „Krankenlieder", „Fünf Treppen hoch", „In der Bibliothek" und „Aufschrei", der mit Herzblut geschrieben zu sein scheint, finden sich freilich auch zwei Gedichte, welche am besten fortgeblieben wären: „Hymnus des Sturmes" und „Indianisches Lied". Ihr Vorhandensein erklärt sich nur aus der natürlichen, zu großen Selbstpietät eines jungen Dichters. Der bei weitem schwächste Teil des Buches ist nach meiner Meinung „Heimat und Fremde". Mit Ausnahme des zarten „Libelle" und des patriotischen „Germania" machen diese Gedichte einer so kräftigen Dichternatur, wie sie uns in den anderen Abschnitten entgegentritt, keine sonderliche Ehre. „Ausfahrt" und „Reiseraft" sind einfache Baumbachiaden.

Diesen Mangel wiegt jedoch der erste

Teil der Sammlung vollkommen auf. In „Welt und Zeit" liegt gewiſſermaßen der Schwerpunkt des Ganzen. Wer dieſen Abſchnitt mit Aufmerkſamkeit durchlieſt, der wird erſtaunen über die Fülle und Schärfe des Geiſtes, mit welchem der Dichter alle Verhältniſſe des Lebens durchdringt. Hier finden wir auch die von unſerer Zeit geforderte Tendenz, das Eintreten für all' die berechtigten Beſtrebungen, welche eine zeitgemäße Geſtaltung des künſtleriſchen und ſozialen Lebens bezwecken. Aber die Waffe, welche Max Hoffmann in dieſem Kampfe führt, iſt kein gewöhnlicher Kavalleriefäbel, ſondern eine fein geſchliffene und künſtleriſch geſchmückte Klinge. „Schlachtgeſang", „Epigonenlied", „Den Reichen", „Geld verdienen" ſind poetiſche Hiebe, die auch dem Gegner Achtung einflößen müſſen. Mit welcher Meiſterſchaft iſt in dem Gedichte „Geld verdienen" dieſes ſcheinbar ſo triviale Motiv zu einem wahren Kabinettſtück tiefer poetiſcher Stimmung verarbeitet worden.

— — — — — — — — — —

Wie ſie rennen, traben, taufen
Über Berg und Thal!
Wie ſie rechnen, raffen, raufen
Bis zur Herzensqual!
Und es ſteht auf allen Mienen
Ob ſie blühend oder fahl!
Geld verdienen! Geld verdienen!

— — — — — — — — — —

Auch da, wo der Dichter die Nachtſeiten des menſchlichen Lebens nach dem Geiſtigen und Sinnlichen hin berührt, wie in „Ein Beſuch", „Ein Leben", „Die Kneipe", „Dunkle Materie", verſteht er ſtets anzuregen und zu packen, ohne roh und abſtoßend zu werden. Hier zeigt ſeine Kunſt einige Verwandtſchaft mit derjenigen Max Klingers; wobei allerdings eingeſchaltet werden muß, daß ſeine Auffaſſungsweiſe noch mehr von der Beimiſchung des Seltſamen haben müßte, um die des genialen Radierers zu erreichen.

Wenn ich im vorſtehenden bereits hervorhob, daß Max Hoffmann ein echter Deutſcher ſei, was ſich in ſeinem tiefen Gemüte gewinnend kund giebt, ſo findet dieſes noch nach anderer Seite hin ſeine volle Beſtätigung. In den Gedichten „Parade", „Der richtige Berliner", „Ein Weltverbeſſerer", „Satans Liſt" zeigt ſich nämlich, mit leichter Neigung zur Satire, ein urkräftiger geſunder Humor, der einem das Buch nur noch lieber macht.

Man darf auf die Weiterentwickelung dieſes Dichters geſpannt ſein.

E. Börnicke.

Dramen.

Die Hochzeit des Achilleus. Drama in vier Aufzügen von Hermann Schreyer. Preis 1,60 M. (Gütersloh 1891. Verlag von C. Bertelsmann.)

Dieſe Dichtung iſt aus der eingehenden Beſchäftigung des Autors mit Homer und dem Fragment des Goetheſchen „Achilleus" erwachſen. Bei dem von Goethe ſelbſt „herrlich tragiſch" genannten Stoff bedarf die Wahl der dramatiſchen Form anſtatt der epiſchen keiner näheren Begründung, ſchon das ſchnelle Forteilen der Handlung zur Kataſtrophe ladet dazu ein. Der Verfaſſer hat ſich in der Geſtaltung des Stoffes an die antike Sage angeſchloſſen, die pſychologiſch in anerkennenswerter Weiſe vertieft worden iſt. Die Charaktere ſind möglichſt in der homeriſchen Zeichnung feſtgehalten, wodurch eine Reihe ſcharf ausgeprägter Typen entſteht. Die Liebesſcenen zwiſchen Achilleus und Polyxena ſind beſonders gelungen.

*** Ein Idol. Soziales Drama in fünf Akten. Berlin, Klotz & Co., 1891. M. 1,50. In einem beigelegten Waſchzettel ſteht geſchrieben, daß „Ein Idol" einen Markſtein in der Entwickelung unſeres modernen „Dramas" bedeutet. Wenn das wahr wäre, könnte man die geſamte dramatiſche Litteratur der Gegen-

Digitized by Google

wart einſargen. „Ein Idol“ behandelt ein wenig allzudurchſichtig Laſſalles Liebe und Tod. Abgeſehen von den rein lyriſchen Partien, in denen Dr. Ferdinand Steinert ſeine „modernen, ſozialen“ Ideen mit deutlicher Benutzung Laſſalleſcher Worte („Dem ſozialen Königtum gehört die Zukunft“) klarlegt, iſt nichts „Modernes, Soziales“ in dem Drama. Perſonen, deren Exiſtenz ſchemenhaft-unwahrſcheinlich wirkt, eine eintönige Jambenversſprache, eine Geiſterſcheinung, die wieder einmal die Wahrheit enthüllt, eine Schlußviſion, die allzubillig ſich in Prophezeiungen ergeht, all das ſind Antiquiertheiten dieſes ſozialen Dramas, das „ſozial“ und „Drama“ ſein möchte, und beides nicht iſt. Die dem Buche angefügten Reklamen verraten allzudeutlich den Verfaſſer. Dr. Ludwig Jacobowski.

Franzöſiſche Litteratur.

Armand Silvestre, Le célèbre Cadet-Bitard. (Paris, Flammarion.) Mit unermüdlichem Eifer hegt und pflegt Silveſtre, der würdige Nacheiferer Meiſter Rabelais, das Feld der Gauloiſerie und ſchier unerſchöpflich iſt er in der Hervorbringung jener graziöſen Schnurren und pikanten Kleinigkeiten, die er ſo vollendet zu erzählen weiß, daß man oft vermeint, Meiſter Rabelais in eigener Perſon ſprechen zu hören. Daß der luſtige Schwerenöter und übermütige Herzensbrecher Cadet-Bitard an Unwiderſtehlichkeit im Laufe der Zeit nichts eingebüßt hat, beweiſen die neueſten Liebesaventiuren, von denen Silveſtre diesmal zu berichten weiß. Wer noch an einem geiſtvollen Spaß Gefallen findet und nicht gleich aus dem Häuschen gerät, wenn dabei einmal über die Schnur gehauen wird, der gehe hin und kaufe ſich den von Fraipont hübſch illuſtrierten Band. — Von der im gleichen Verlage erſcheinenden Romanbibliothek „Auteurs célèbres“ liegen uns neuerdings vor: Eugène Chavette, „Le Procès Pictompin“ — P. Brétigny, „La petite Gabi“ — Alex. Dumas, „Les Massacres du Midi“ — René de Pont-Jest, „Divorcée“ — P. Ginisty, „La seconde Nuit“ und Pierre Maël, „Pilleur d'Epaves (Band 190—195. Preis des Bandes 60 Cts.

An die breiten Schichten jener Leſer, die die Werke der erzählenden Litteratur nur als Lückenbüßer zur angenehmen Ausfüllung ihrer vielen müßigen Stunden anſehen und dementſprechend taxieren, wendet ſich ein Roman, den Alfred Bonſergent unter dem Titel „Trop tard!“ bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erſcheinen ließ. Flüſſig und unterhaltend geſchrieben dient der Roman dem beſcheidenen Endzweck, den er erſtrebt, aufs beſte, ebenſo wie „Amours simples“, die der fruchtbare Pierre Maël neuerdings bei Flammarion veröffentlichte.

Journal du canonnier Bricard (Paris, Delagrave). Der Verfaſſer dieſes Kriegstagebuchs iſt der Typus eines braven Soldaten der Revolutionsarmee, der er von 1792—1802 angehörte. Wenn man die ſchmuckloſen Aufzeichnungen des braven Kanoniers durchlieſt, bekommt man eine wahre Hochachtung vor den idealbegeiſterten Streitern der jungen Republik, die, ſchlecht bekleidet und ſchlecht ernährt, Wunder von Tapferkeit verrichteten und im geduldigen Ertragen von Strapazen Unglaubliches geleiſtet haben. Alfred und Jules Bricard, die Enkelſöhne des tapfern Revolutionskämpfers, haben wohl daran gethan, dieſe Familienpapiere der Öffentlichkeit nicht vorzuenthalten. Die warme Aufnahme, die das „Journal“ gefunden, wird ihnen wie auch dem trefflichen Loredan Larchey, der der Publikation ſeine wertvolle Unterſtützung lieh, ein Zeichen ſein, daß das große Publikum ihrer Arbeit Intereſſe und Verſtändnis entgegenbringt.

Die verdienſtvolle Sammlung litterar-

hiſtoriſcher Monographien, die unter dem Titel „Les grands Ecrivains français“ bei Hachette & Cie. in Paris fortlaufend zur Ausgabe gelangt, hat den Beſtand ihrer Bände um zwei weitere Arbeiten vermehrt, die das trefflich geleitete Unternehmen auf der Höhe ſeiner Aufgabe zeigen. Es ſind dies eine biographiſch-kritiſche Studie über Mirabeau von Edmond Rouſſe und eine gehaltvolle textkritiſche Arbeit, die Léon Clédat dem mittelalterlichen Troubadour Rutebeuf widmete. Der Verfaſſer der Mirabeau-Biographie hat das Kunſtſtück fertig gebracht, auf knapp bemeſſenem Raum ein faſt erſchöpfendes Bild des Lebens und Schaffens des vielſeitigen Mannes zu bieten, bei weitem wertvoller aber iſt das Clédatſche Werk, das allerdings nicht recht in den Rahmen dieſer populär gehaltenen Einzelbeiträge zur Geſchichte der franzöſiſchen Litteratur hineinpaſſen will. Rutebeuf iſt ein Dichter aus dem Zeitalter des heiligen Ludwig, der ſprachlicher Schwierigkeiten wegen bisher dem Publikum ein völlig Unbekannter geblieben iſt. Clédat hat ſich bemüht, durch eine eingehende Würdigung des litterariſchen Wirkens des Dichters und durch Mitteilung und Überſetzungen ſeiner Dichtungen weitere Kreiſe für den warmblütigen Poeten, dieſen „Villon des XIII. Jahrhunderts“, zu intereſſieren.

„Le Testament d'un Antisémite“ betitelt der franzöſiſche Antiſemitenapoſtel Édouard Drumont, ſein neuſtes, bei Dentu in Paris erſchienenes Buch, in dem er ſeinen erbitterten Kampf gegen das internationale Judentum mit ungeſchwächten Kräften fortſetzt. Manch zweifelhafter Poſten wird hier wieder in das Sündenregiſter der Semiten eingetragen. Aber noch ſchlimmer wie dieſe ſelbſt kommen die böſen Judengenoſſen fort, ein Sammelbegriff, unter dem der blindwütige Fanatiker ſo ziemlich alles zuſammenfaßt, was noch Namen und Anſehen im öffentlichen Leben der Gegenwart genießt. Was Wunder, daß auch Meiſter Zola von dem grimmen Antiſemiten an den Schandpfahl geſchleppt wird, um dort als abſchreckendes Beiſpiel eines durch ſemitiſchen Sinnenkitzel korrumpierten Litteraten Aufſtellung zu finden. Die moderne, realiſtiſche Litteratur iſt dem ſittenſtrengen Drumont überhaupt ein rechtes Ärgernis. Zola wird kurzweg Pornograph genannt, und das Pariſer Verlagshaus Hachette muß böſe Worte hören, daß es ſich nicht entblödet, die Bücher dieſes und anderer „Pornographen“ auf den Bahnhöfen feilhalten zu laſſen. So wird das reiſende Publikum ariſcher Raſſe — an den jüdiſchen Reiſenden iſt ſo wie ſo nichts mehr zu verderben — um des ſchnöden Mammons willen um ſeine Unſchuld gebracht und in Grund und Boden demoraliſiert. Schrecklich! Man ſieht, der franzöſiſche Antiſemit hat das Weſen der modernen Litteratur wie Einer erkannt und verſteht ſich nicht übel auf die geiſtigen Forderungen unſerer Zeit.

In dem modernen antiſemitiſchen Spektakelſtück beſorgt Drumont aufs beſte die Geſchäfte eines erfindungsreichen Pyrotechnikers. Auch ſeine neueſte Geiſtesſchöpfung iſt nichts mehr als ein effektvoll fabrizierter Feuerwerkskörper, der mit gewaltigem Geraſſel und Geknatter explodiert, ein paar blendende Leuchtkugeln in die Luft ſchleudert und am Ende nichts weiter hinterläßt als ein wenig ſtinkigen Rauch.

Maurice Albert, La Litterature française sous la Révolution, l'Empire et la Restauration (1789—1830) [Paris, Lécène, Oudin & Cie.] Ein fleißig und gewiſſenhaft gearbeitetes litterarhiſtoriſches Kompendium, welches den Studierenden gute Dienſte leiſten wird. Der Band enthält Aufſätze über die Revolutionsſchriftſteller Mirabeau, Desmoulins, André, Chénier, Mad. Roland, und die nachrevolutionären Klaſſiker und Roman-

tiker Chateaubriand, Staël, Lamartine, Vigny, Viktor Hugo, Thiers, Delavigne, Dumas und A. de Musset.

Ein interessantes Werk über Neufundland hat Prof. J. Thoulet, unter dem Titel „Un Voyage à Terre-Neuve" veröffentlicht. (Paris, Berger-Levrault & Cie.) Der verdienstvolle Gelehrte berichtet darin über die Ergebnisse einer Reise, die er im Interesse der wissenschaftlichen Erforschung der Insel unternommen hat. Vier landschaftliche Ansichten, Reproduktionen der an Ort und Stelle bewirkten photographischen Aufnahmen des Verfassers, erhöhen die Anschaulichkeit des fesselnd geschriebenen Reiseberichts.

Eine neue Sammlung der beliebten Crafty'schen Karikaturen und Bilderhumoresken gelangte bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris zur Ausgabe. (Album Crafty. Les Chevaux).

A. G-tze.

Englische Litteratur.

„Jerry". By Sarah Barnwell Elliot (London, 1891). Es sollte mich gar nicht wundern, wenn diese Novelle englischen Lesern von vornherein mißfallen würde, denn zunächst spielt darin die Liebe überhaupt keine Rolle und ferner kommen nicht einmal weibliche Charaktere von irgend einer Bedeutung vor. Das ganze Buch bildet nämlich eigentlich die romanhafte Geschichte einer Goldmine im fernen Westen, wovon selbstverständlich die Biographie des Entdeckers den Hauptteil ausmacht. Die Geschichte des jungen Burschen, der infolge der Heftigkeit und Mißhandlungen seines Vaters sich veranlaßt sieht, fortzulaufen und in die weite Welt zu wandern, ohne recht zu wissen wohin, bis er dem gutmütigen alten Goldsucher Joe in die Hände gerät und sich allmälig entwickelt zu „Jeremiah P. Wilkerson Esq.", einem der reichsten Leute in Amerika, ist von Stufe zu Stufe und nicht ohne Schwung erzählt. Viele sozialistische und philanthropische Lehren werden geschickt gestreift, ohne daß der Autor sich in ein zu ausführliches Detail einließe. Der lebenslang dauernde Streit zwischen „Jerry" und Paul Henley, dem Vertreter der Zivilisation des Ostens, wird in einer für einen Engländer schwer verständlichen Weise entwickelt. Jeder von beiden ist nämlich der Führer und fast autokratische Beherrscher einer jener Minenstädte, welche bei den Goldgräbern überall in der Welt so schnell empor wachsen. Zudem ist das Buch in amerikanischer Sprache, wie Orthographie geschrieben, wobei wir bemerken wollen, daß sich der dabei verwendete Dialekt ganz bedeutend von demjenigen unterscheidet, welchen Mr. Bret Harte seinen Helden aus dem fernen Westen in den Mund zu legen pflegt. —

„Miss Harringtons Husband". By Florence Marryat (London, 1891). Der vorliegende Roman hätte nach der Gepflogenheit früherer Zeiten den Untertitel „Amantium Irae" führen können, denn das einzige Thema, das mit unendlichen Variationen darin abgehandelt wird, ist Liebe und Eifersucht, wenn auch gelegentlich einige Scenen mit unterlaufen, die dazu dienen, den leidenschaftlichen Wunsch einer Frau, in die gute Gesellschaft Eintritt zu erlangen, mit wirksamen Farben zu schildern. Ohne die vielfach verwickelte Handlung und ihre Überraschungen und damit das Interesse des Lesers vorweg zu nehmen, wollen wir nur bemerken, daß die Moral, welche die Verfasserin uns in ihrer Geschichte nahe legt, daß nämlich eine Frau alles verzeihe, wenn ihr Gatte ihr nur gelegentlich sage, daß er sie liebe, doch wohl nur auf sehr relativen Wert Anspruch erheben dürfte. Im übrigen ist das Buch gewandt und auch stilistisch mit ungesuchter Natürlichkeit geschrieben, auch sind hier die Charaktere bedeutend

beſſer gezeichnet als in verſchiedenen Werken der Verfaſſerin, welche mit größeren Anſprüchen in die Welt traten als dieſes.

Ein weiterer Roman derſelben Verfaſſerin iſt „The Risen Dead“. „Der wiedererſtandene Tote“ (London, 1891). Dieſer Roman weiſt im Vergleich zu dem beſprochenen eine bedeutend bewegtere, dramatiſchere Handlung auf. Um aber zu den Höhepunkten der Wirkung zu gelangen, gerät die Verfaſſerin hier und da, für den, welcher ſich den Gang der Geſchichte etwas genauer überlegt, in das Gebiet der Unmöglichkeiten. Was die Charaktere anbetrifft, ſo ſind ſie meiſt gut beobachtet und der Wirklichkeit entnommen, doch kommen auch ſolche vor, welche, wie der alte Familien-Rechtskonſulent, in ihren Eigenheiten nicht verleugnen können, daß ſie Bühnenreminiscenzen ihr Daſein verdanken, jedenfalls nicht urſprünglicher Beobachtung entſtammen. Wie es häufig vorkommt, ſo iſt auch hier der Held der Geſchichte am ſchwächſten geraten, mindeſtens thut er nichts, oder herzlich wenig, um die leidenſchaftliche Zuneigung, deren Gegenſtand er iſt, zu rechtfertigen. In der Scene, welche zu dem Duell führt, ſteht Anthony offenbar die Wahl der Waffen zu und er hätte daher nicht nötig gehabt, den unvermeidlichen Ausgang dadurch ſelbſt herbeizuführen, daß er ſeinem Gegner, einem Meiſter in der Fechtkunſt, geſtattete, Säbel zu wählen. Alles in allem aber iſt die Erzählung von großem Intereſſe, beſonders auch die Schlußſcene, wo das unvermutete Erſcheinen des Totgeglaubten und das Staunen, das es bei allen Anweſenden hervorruft, an die ähnliche Scene in „Guy Mannering“ erinnert.

„A Life's Devotion“. By Lady Virginia Sandars (London, 1891). Die Heldin dieſes in der Zeit des Krimkrieges ſpielenden Romans iſt eine reizende junge Irländerin Sheila, welche nach ihres Vaters Tode von ihrer alten Amme Britget, deren Charakterzeichnung ganz beſonders gelungen erſcheint, und von Hugh Carmichael, einem wackern Kriegsmann, in jeder Weiſe gehütet, gepflegt und erzogen wird. Und da ſchöne, junge Damen ihres Schlages, welche auf ſich ſelbſt angewieſen ſind, ſehr leicht ihrem eigenen Kopf zu folgen gewohnt werden, ganz beſonders wenn ihre männlichen Beſchützer in ſie verliebt ſind, ſo iſt dasjenige, was aus dieſer Lage mit Notwendigkeit folgen muß, recht geſchickt vorbereitet. Zu bedauern iſt, daß die Verfaſſerin ſich die Gelegenheit entgehen ließ den iriſchen Sommer mit ſeinen Schönheiten zu ſchildern, ein Verſäumnis, das allerdings das Intereſſe an der Erzählung nicht beeinträchtigt, inſofern ihr Plan darauf angelegt iſt, uns fort von Irland nach London und weiter zu fremden Seeplätzen zu führen. — Sheila wächſt heran an Alter, Schönheit und Charakter. Die ritterliche Zuneigung ihres Beſchützers iſt anſprechend dargeſtellt. Vor allem aber iſt der Kontraſt, der zwiſchen dem unſchuldigen Sinn, mit dem ſie die ihr überall zu Teil werdenden Huldigungen und Werbungen aufnimmt und dem ganzen Leben und Treiben um ſie her, mit packender Anſchaulichkeit zum Ausdruck gebracht. Zu erinnern wäre, daß das Viktoriakreuz erſt nach Ende des Krimkrieges geſtiftet wurde.

Dr. Bieſendahl.

Rechts- und Staatswiſſenſchaftliches.

„Vom Rechte, das mit uns geboren ward — — —.“
Goethes Fauſt I. Teil.

„Das Recht iſt ein Produkt der kulturellen Entwickelung eines Volkes, es ruht mit tauſend Wurzeln im Leben der Nation, es iſt aufs innigſte verknüpft mit dem ganzen geſellſchaftlichen Aufbau. Es iſt ſelbſt ein Stück nationales Leben

und Werden.“ Von diesem Standpunkt aus erscheinen Rechts- und Staatswissenschaften weder als ausschließlich konservative noch als ausschließlich fortschrittliche Wissenschaften. Es giebt eben keine absolute Methode, keine absolute Theorie. Es ist das durchaus kein neuer Satz. Schon Acollas negiert jede absolute Wahrheit. Das Absolute ist ihm nur ein Relatives, und was er inbezug auf einen bestimmten Zeitpunkt das Absolute einer Wissenschaft nennt, ist nichts als die höchste Stufe der Wahrheit, zu welcher diese Wissenschaft in dem fraglichen Zeitpunkt gekommen. Dasselbe behauptet Tissot: „Le relatif humain seulement est donc l'absolu de l'homme, de même que le relatif individuel est son relatif propre.“

Aus diesem Grunde und als Feind aller Schlagworte habe ich es vermieden, dieser Rubrik (die von nun an über sämtliche neuere Erscheinungen aus den Rechts- und Staatswissenschaften berichten wird, falls sie allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen) etwa die Überschrift zu geben: „Zum Realismus in der neueren deutschen Rechtswissenschaft“. Einmal möchte ich in meine Besprechungen auch noch verschiedene andere neuere Richtungen mit hereinziehen, die man nicht als realistische bezeichnen kann, die aber als gegenwärtige Strömungen innerhalb der Rechts- und Staatswissenschaften sicher Beachtung verdienen. Und auf der andern Seite halte ich es überhaupt für eine große Einseitigkeit, wenn man nach dem raschen Emporwachsen des sogenannten Realismus in der schönen Litteratur, nun in allen möglichen Disziplinen, gleichviel ob berechtigt oder nicht, ebenfalls von einer realistischen Bewegung sprechen wollte, in der Musik, Malerei, Bildhauerkunst, Philosophie und so weiter. Für solche Einseitige würde sich empfehlen der Hinweis auf die Abhandlung von Kisch: „Gegen den Naturalismus in der Gesellschaftswissenschaft“, in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 1889.

Sicher aber ist, daß, wie auf jedem Gebiete, so auch in den Rechts- und Staatswissenschaften eine neue Bewegung sich zu entfalten beginnt, den gegenwärtigen Anschauungen Rechnung tragend, mit alten Vorurteilen brechend, ererbte Begriffe umwertend. Wie das Volk und sein Rechtsbewußtsein die Schöpfer alles Rechtes sind, so soll sich in der Verwirklichung dieses Bewußtseins das geistige Leben, die sittlichen Ideen der Vergangenheit und der Gegenwart, — mit einem Worte, nicht nur die ganze historische, sondern auch die ganze gegenwärtige Entwickelung der Nation wiederspiegeln: und dasselbe gilt für die wissenschaftliche Behandlung des Rechts. Ansätze, um diesem Ziel näher zu kommen, zeigen sich allerorten. Man vergleiche nur die Rede von Rümelin: „Über die Fortschritte der Rechtswissenschaft“, Freiburg 1891.

Denen endlich, die trotz alledem noch geneigt sein sollten, alles, was ihnen unter die Hände kommt, in das Schema einer bestimmten Schule zu pressen, möchte ich die trefflichen Worte Springers aus der Festrede zur Eröffnung der Straßburger Universität am 1. Mai 1872 entgegenhalten: „Als ihr erstes und heiligstes Recht behauptet die Wissenschaft die Unabhängigkeit und Freiheit der Forschung. Niemand soll ihr das Ziel vorschreiben, niemand kann vorherbestimmen, wohin sie ihr vielfach verschlungener Weg führen wird. Sie darf es nicht von sich weisen, Zweifel zu erregen, Überlieferungen zu erschüttern, die liebsten Überzeugungen, wenn sie sich als Wahn darstellen, zu brechen, den teuersten Empfindungen nahe zu treten, wenn sie dem Irrtum Vorschub leisten.“

Umrisse zur Naturlehre des Cäsarismus, von Wilhelm Roscher.

Abh. d. kgl. sächs. Gesellschaft d. Wiss., phil.-hist. Klasse. X. Bd. Nr. IX. Leipzig, Hirzel. 1888.

Umrisse zur Naturlehre der absoluten Monarchie. Tübinger Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. 1889. Heft I und II. Von Wilhelm Roscher.

Umrisse zur Naturlehre der Demokratie, von Wilhelm Roscher. Abh. d. kgl. sächs. Gesellschaft d. Wiss. XI. Bd. Nr. VII. Leipzig, Hirzel. 1890.

In dieser Zeitschrift über wichtigere Abhandlungen und Werke aus besonderen Wissensgebieten eingehend zu berichten, erscheint wohl nur dann als angemessen, wenn die behandelten Fragen gleichzeitig auch allgemeineres Interesse bieten, — wenn sie nicht bloß Antiquitäten, juristische oder staatswissenschaftliche „Pfahlbauten" schildern. Roschers Ausführungen bieten hierin des Interessanten so viel, daß ich mir nicht versagen kann, summarisch darüber zu berichten. Roscher selbst bezeichnet diese Trilogie als der von Bacon „historia ruminata" genannten und sehr empfohlenen Wissenschaft angehörig. Schon die Überschriften muten den Leser ganz eigentümlich an. Doch will ich hier nicht — wozu Titel und Inhalt allerdings sehr anreizen würden —, die Frage nach der dem Wesen der rechts- und staatswissenschaftlichen Forschung allein oder bescheidener ausgedrückt — denn es giebt kein allein selig machendes System — am besten entsprechenden Methode wieder in den Vordergrund drängen, noch den aktuellen Streit zwischen dem idealistischen und realistischen Standpunkt in den Rechts- und Staatswissenschaften von neuem traktieren. Roscher hat sich hier weder für eine materialistische Auffassung, wie sie Knapp und Post vertreten, noch für die sogenannte physiologische Auffassung, wie bei Kuntze, Dankwardt, Stricker, noch für die naturwissenschaftliche Auffassung der sittlichen Welt, namentlich von v. Ihering vertreten, ausgesprochen — worauf allerdings für einen Unkundigen der Titel hindeuten könnte. Schon die einleitenden Worte des Verfassers lassen erkennen, ganz abgesehen von der weiteren Durchführung der Grundgedanken, daß Roscher der orthodoxen, d. h. geschichtlichen Schule auch hier treu geblieben ist. Allein wenn irgendwo, so ist die „Schule" ganz gewiß einflußlos auf wissenschaftlichem Gebiet. Gute Gedanken brechen sich überall durch, schlechte Gedanken werden auch unter dem Schutze der alten Schulen nie zu Gedankenblitzen.

Den „Umrissen zur Naturlehre des Cäsarismus" geht zunächst eine Vorerinnerung voraus. Hier wird gegenüber Aristoteles, Polybios, Machiavelli die Entwickelung der Souveränetät bei den Kulturvölkern des Mittelalters geschildert: zuerst das patriarchalisch-volksfreie Königtum; an seine Stelle tritt eine ritterlich-priesterliche Aristokratie; die nächste Stufe ist eine neue Monarchie, die sogenannte absolute; es erfolgt dann ein Umschlag nach der demokratischen Seite, die sich wieder spaltet in zwei extreme Richtungen, die Plutokratie mit der Kehrseite des Proletariats; den ganzen Kreislauf beschließt eine neue Monarchie, der „Cäsarismus". Daß Ausnahmen und Mischungen vorkommen, ist selbstverständlich. Die letztere Erscheinung ist es nun, die Roscher in den folgenden neun Kapiteln einer eingehenden Untersuchung unterzieht. Zunächst werden die Eigentümlichkeiten des Cäsarismus im allgemeinen besprochen, es folgt eine Betrachtung über die römischen Vorläufer des Cäsarismus, Cäsar und die späteren Cäsaren schließen die Reihe, die dem römischen Cäsarismus gewidmet ist. Schade, daß dieser geschichtlichen Betrachtungsweise keine psychologische parallel läuft!

Unwillkürlich muß man hier an die Worte von Gregorovius denken, der in der Ergründung des Despotismus der ersten römischen Kaiser „eine der riesigsten Aufgaben sieht, an welche die Psychologie sich überhaupt machen könne". Es folgt dann die Schilderung der Militärtyrannis der Hellenen und der Anläufe zur Militärtyrannis in Karthago. Die letzten drei Kapitel gehören der neueren Zeit an. Der Cäsarismus im neueren Italien, in England (Cromwell) und Frankreich (Napoléon) bildet ihren Inhalt.

Dieselbe Behandlungsweise ist auch in den Umrissen zur Naturlehre der „Demokratie" und der „absoluten Monarchie" zur Anwendung gekommen. Ich schließe nach diesen kurzen Ausführungen mit einer Verweisung auf die Schriften selbst.

Die Demokratie, von Julius Schvarcz. Zweiter Band, erste Abteilung. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1891.

Das ganze Werk von Schvarcz ist seiner äußeren Anlage und seinem Inhalte nach von einem ganz besonderen Schlage. Man vergleiche nur dagegen die obige Schrift Roschers über die Demokratie! Am Schlusse seiner 85 Seiten umfassenden Vorrede spricht Schvarcz die Hoffnung aus, daß die unvoreingenommene staatswissenschaftliche Kritik mindestens mit der allgemeinen Gedankenrichtung, welche sich in der Würdigung der „römischen Massenherrschaft" ausspricht, einverstanden sein dürfte (der kritischen Geschichte der römischen Massenherrschaft ist zunächst der zweite Band gewidmet, worauf die der Demokratie in den italienischen Republiken sowie in der Schweiz folgen soll). Diese Zuversicht dürfte wohl nicht getäuscht werden. Aber ob dann, wie Schvarcz meint, „das übrige sich von selber ergiebt", scheint mir doch fraglich. So energisch, als in dem Buche die Ideen des Verfassers zum Ausdruck kommen, so energisch fühlt man sich auch zum Widerspruch veranlaßt. Im ganzen möchte ich aber die Arbeit, gerade weil sie von einem eigenartigen, selbständigen Gesichtskreise aus geschrieben ist, in unserer staatswissenschaftlichen Litteratur nicht missen. Der Hauptwert scheint mir darin zu liegen, daß sie den Leser selbständig zu machen sucht, ihn zum eigenen Weiterdenken anspornt. Eine eingehende Würdigung der einzelnen Partien ist bei dem Mangel an Raum ausgeschlossen. Über den Inhalt orientiert ein „Entwurf der Abhandlung über die römische Massenherrschaft". Beigefügt ist ein Nachtrag zum ersten Band: Aristoteles und die Ἀθηναίων πολιτεία auf dem Papyrus des British Museums.

Ættleithing. Ein Rechtsgeschäft, mittels dessen in Norwegen vordem unecht geborene Kinder in das Geschlecht eingeführt werden konnten. Inauguralabhandlung zur Erlangung des Doktorgrades überreicht der philosophischen Fakultät der Universität Zürich von Mathilde Wergeland. München, Kaiser, 1891.

Eine juristische Doktordissertation aus der Feder einer Dame! Eine Kollegin von Mlle. Sarmisa Bilcesco, die 1890 an der faculté de droit de Paris mit der thèse: „de la condition légale de la mère, étude de droit positif et de législation" die Doktorwürde erwarb. Wergelands kleine Schrift über die „ættleithing" ist um so bemerkenswerter, als sie sich mit einem Gegenstande befaßt, den man als einen dem weiblichen Ideenkreise ganz besonders fernliegenden anzusehen pflegt, mit der abstrakten Rechtsgeschichte. Im ganzen ist die Abhandlung ein an sich interessantes Zeugnis von energischer Arbeit und umfassendem Wissen. Neue und selbständige Gesichtspunkte bietet sie aber dem Forscher nicht. Mir scheint, als passe die weibliche Natur doch nicht zu so abstrakten Studien!

Das Reichsgesetz betreffend die Gewerbegerichte vom 29. Juli 1890.

Mit Erläuterungen, Vollzugsvorschriften und Statutenentwurf von Dr. Matthaeus, kgl. Regierungsrat. Ansbach, C. Brügel und Sohn. 1891. 8°. 126 S.

Mit dem ersten April 1891 ist durch Einführung des neuen „Reichsgesetzes betreffend die Gewerbegerichte" (vom 29. Juli 1890) auf dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung ein erheblicher Fortschritt angebahnt. Fachgerichte können jetzt gewerbliche Streitigkeiten entscheiden und zugleich als Einigungsämter thätig werden, zwischen Arbeitgebern und Arbeitern vermittelnd. Bei der Wichtigkeit des Gesetzes war es vorauszusehen, daß eine stattliche Reihe von Ausgaben und Kommentaren fast gleichzeitig erschien: so die Ausgaben von Rechtsanwalt Bachem (Köln 1890), Regierungsrat Zeller (Mainz 1890), Regierungsassessor Mugdan (Berlin 1890) u. a., so die Kommentare von Landrichter Haus (Göttingen 1891), Rechtsanwalt Schier (Kassel 1891) u. a. Dem Umfange nach der größte Kommentar ist der von Wilhelmi und Fürst (Berlin 1891). Für den praktischen Handgebrauch am meisten zu empfehlen ist die oben angezeigte Ausgabe von Matthaeus. Auf einen kurzen geschichtlichen Rückblick folgt der Text des Gesetzes, von kurzen Anmerkungen begleitet, hierauf die bayrische Vollzugsverordnung. Angefügt sind hierher einschlägige Auszüge aus dem Gerichtsverfassungsgesetz, der Zivilprozeßordnung, der Gewerbeordnung, aus dem Gesetz betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter, aus dem Gerichtskostengesetz, aus der Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige. Angehängt ist auch ein Statutenentwurf. Den Schluß bildet ein sorgfältig gearbeitetes alphabetisches Sachregister. Die übersichtlich gearbeitete Ausgabe giebt über alle wichtigen Fragen in den Anmerkungen zum Text genauen Aufschluß und bietet einen sicheren Ratgeber für alle mit der Durchführung des Gesetzes betrauten Organe. Die Ausstattung ist eine sorgfältige.

In demselben Verlage ist auch erschienen eine handliche Textausgabe der „Gewerbeordnung für das Deutsche Reich in der diesem Gesetze nach Erlaß des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1891 (sog. Arbeiterschutzgesetz) zukommenden Fassung". Mit textgeschichtlichen Anmerkungen und Sachregister. Ansbach, C. Brügel und Sohn. 1891.

Dr. L. H.

Soziale Litteratur.

Der Darwinismus gegen die Sozialdemokratie. Von Otto Ammon. (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vormals J. F. Richter] in Hamburg.) Preis 1 M. Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß die gegenwärtigen Zustände nicht bloß „geschichtlich", sondern auch, wenn wir so sagen dürfen, „naturgeschichtlich" gewordene sind und in der Darwinschen Lehre, die bei ihm ein ganz neues Gesicht gewinnt, ihre wirksame Stütze finden. Zu diesem Behufe werden außer den schon angeführten beiden Lehrsätzen Darwins besonders die Naturgesetze der „Vererbung" elterlicher Eigenschaften auf die Nachkommen herangezogen, die wir noch nie so klar und überzeugend dargestellt gefunden haben, wie in dieser an Umfang kleinen, aber an Inhalt reichen Schrift.

Studien über Proudhon. Ein Beitrag zum Verständnis der sozialen Reform von Dr. Arthur Mülberger. (Stuttgart, G. J. Goeschensche Verlagsbuchhandlung. 1891.) — Dr. Mülberger, der seit Jahrzehnten für seine, durch Proudhon bestimmte sozial-reformatorische Überzeugung wirkt, hat seine in Zeitschriften abgedruckten Abhandlungen gesammelt. Proudhon ist, wie man auch die Resultate seiner Lehre würdigen mag, interessant genug, um eine nähere Be-

kanntschaft zu verdienen; er bildet in der Entwickelungsgeschichte des modernen Sozialismus eine Etappe, die man kennen muß. Der erste Aufsatz, welcher „Proudhons Theorie des allgemeinen Wahlrechtes" erörtert, hat mehr ein historisches Interesse. Der folgende: „Ein Projekt Proudhons zur Organisierung und Centralisierung des Handels" bietet mehr ein theoretisches Interesse. In dem dritten Aufsatze: „Christianismus und Cäsarismus" lernt man die geschichtswissenschaftliche Auffassung Proudhons kennen. Den Schluß bilden zwei Kritiken über Werke deutscher Proudhon-Schriftsteller.

Bei den Elenden ist eine neue Schrift von Curt Abel betitelt. (Verlag von Fr. E. Fehsenfeld in Freiburg i. Br. Pr. 80 Pf.) Der durch seine sozialpolitischen Veröffentlichungen allgemein bekannt gewordene Verfasser schildert in diesem neuesten Werke die Erfahrungen, die er während des letzten Winters als Unterassistent der Universitätspoliklinik in Zürich gesammelt hat. An der Hand von 50 Fällen aus seiner Armenpraxis giebt er ein ergreifendes Bild von Armut und Elend und giebt dann kurz das Fazit der von ihm erwähnten Thatsachen.

Man muß es dem Verfasser lassen, daß er auf eigene Art sein Thema zu behandeln weiß. Er liebt keine Phrasen, liebt nicht viele Worte, sondern läßt die Thatsachen selbst sprechen und will durch diese den Leser zum selbständigen Denken anregen. Würden andere dem Beispiel Abels folgen, so würden wir bald ein naturgetreues Bild der Armut größerer Städte haben und untrügliche Beweise des Elends, die durch keine Schönfärberei entkräftigt werden können und darlegen, wie berechtigt die Forderung ist, daß namentlich die vermögenden Klassen sich über die Verhältnisse der Massen unterrichten. Abel betont ganz richtig, daß die fortschreitende Kultur die vermögenden Klassen unter allen Umständen zwingen wird, ihrer Pflichten gegen die Mitwelt zu genügen. Er sagt ausdrücklich, daß er sich nicht zur Sozialdemokratie bekennt, daß er dieser Lehre vielmehr nur soweit huldigt, wie sie bestrebt ist, wahres Christentum zur Ausführung zu bringen.

Ein mit Wärme und Verständnis geschriebener Aufruf an die besitzenden Klassen, die materielle Lage und die sittliche Haltung der untersten Klassen zu verbessern, sollte jetzt mehr wie je auf Beachtung Anspruch machen dürfen. Einen solchen enthält das von der belgischen Akademie mit dem Guinardschen Preis von 10000 Franken gekrönte Buch: Der Kampf um die Wohlfahrt. Von E. Gilon. (Leipzig, Findel.) Eines der besten Bücher über die soziale Frage, besteht sein Verdienst einerseits darin, die Aufmerksamkeit derer, welche die obersten Stockwerke der gesellschaftlichen Pyramide bewohnen, auf die gefahrvolle Lage unserer gesellschaftlichen Zustände hinzulenken, andererseits darin, die Wertlosigkeit der vielfach angewendeten oder empfohlenen wirtschaftlichen Heilmittel darzulegen, zugleich mit dem Nachweis, daß die Gedrückten an der Verbesserung ihrer Lage auch selber mit Hand anlegen müssen.

Die Verwickelung der sozialen Aufgaben ist so groß, daß sie von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachtet werden müssen. Ihre richtige Lösung ist zweifellos eine Lebensfrage der Gegenwart und nächsten Zukunft, so daß niemand ungestraft einer Belehrung sich entziehen darf. Da nun das Gilonsche Buch einem wirklichen Bedürfnisse entspricht, glaubte der Lessingbund deutscher Freimaurer, der schon früher eine auf den gleichen Gegenstand bezügliche Preisfrage ausgeschrieben hatte, sich der Pflicht nicht entziehen zu dürfen,

diese vorzügliche Schrift, den deutschen Verhältnissen angepaßt, dem deutschen Volke zugänglich zu machen und so seinerseits an der Verbreitung richtiger Einsichten mitzuwirken. Er rechnet bei Herausgabe derselben auf die thatkräftige Unterstützung der weitesten Volkskreise. Der erste Teil enthält: Einleitung. I. Der Kampf der Interessen. II. Die Nähe der Gefahr. III. Der Mangel an Gerechtigkeitssinn. IV. Die Größe des Elends. V. Der Mangel an Belehrung. VI. Der Mangel an Charakter.

Der erste Teil ist von Dr. Harmening, der zweite soll von Gustav Maier bearbeitet werden.

Vermischtes.

Die religiöse Reformbewegung nimmt ihren Lauf mit wachsender Kraft. Der offizielle Bericht über den Pfingstkongreß des Herrn von Egidy ist nunmehr erschienen. (Verlag des Bibliographischen Büreaus Berlin C., Alexanderstraße 2.) Er enthält die wörtliche Wiedergabe der prächtigen Rede, mit welcher der Verfasser der „Ernsten Gedanken" die Versammlung eröffnet hat. Die Darstellung einiger Gedankengänge, welche in den Ansprachen anderer Redner zum Ausdruck gelangten, sowie ein zusammenfassendes Schlußwort. Als der Zweck des Zusammenkommens wird bezeichnet: „Der Welt kund zu thun, daß eine Anzahl deutscher Männer fest entschlossen ist, das einige Christentum als beseligendes Eigentum für die Menschheit wieder zu gewinnen, in kurzem Gedankenaustausch die sehnenden Wünsche des bei weitem größten Teiles unseres Volkes niederzulegen und die Grundzüge festzustellen, die unser Handeln fortan leiten werden." Die Gedankenfolge der Eröffnungsrede ist kurz folgende: Jeder ehrliche Blick in das Weltgetriebe sagt uns: wir gehen falsch; jede Frage an unser Gewissen ruft uns ein kräftiges „Halt" und „Umkehr" zu. Der Nation muß die Religion wiedergegeben werden, Religion, d. h. nicht Unterordnung unter menschliche Satzungen, sondern Gewissenhaftigkeit. Seit lange haben wir eine gemachte, einseitige Religion; wir müssen zu der allseitigen übergehen. Das erste Erfordernis ist, alle Versuche aufzugeben, die Erscheinung des Heilands in eine Reihenfolge von allein giltigen Sätzen zu fassen. Nicht die Frage „Wer war Christus?" ist der Kernpunkt des Christentums, sondern die Verkörperung des Christentums in uns selbst. Nur die Übetragung der Religion auf unser Thun macht den Christen. Zweitens müssen wir einen Staat schaffen nach Christi Lehrsätzen. Dann haben wir alles in einem Begriff: Religion, Christentum, Kirche; Vaterland, Staat, Leben. Dann ist auch der Fürst des Landes nicht mehr oberster Bischof nur der Kirche, zu der er sich bekennt, dann vielmehr einigen sich Krummstab und Szepter im Kreuze. Der Fürst wird Stellvertreter Gottes auf Erden. Es soll kein neuer Sonderverband gebildet werden, der christliche Gedanke soll gleichzeitig in den Herzen von Millionen und Abermillionen Wurzel fassen, und dann wird, wie mit einem Zauberschlage, das Christentum da sein. Nur keinen Verein und keine Beiträge. Beschlüsse sind tönende Worte, zu Entschließungen wollen wir — innerlich — gelangen. Von durchschlagender Bedeutung ist das baldigste Aufhören der Sekten, es würde sich darin ein erster Sieg des christlichen Gedankens zeigen. Zur Verwirklichung der Ideen soll jeder sein Wahlrecht auf das Entschlossenste zum Heil des Vaterlandes, das ist zur Schaffung eines wahren christlichen Staates einsetzen. — In dem weiteren Bericht hebt Herr v. Egidy noch einmal ausdrücklich hervor, daß er neben den „natürlichen" Verbänden: Familie, Ge-

meinde, Staat — die Kirche für unnötig halte. Was den verschiedenen Kirchen als „Behörde" bisher oblag, übernimmt der Staat. Was den Austritt aus der Landeskirche betrifft, so hält Herr v. Egidy unbedingt an der Hoffnung fest, daß die Zukunft uns sanft überleitende Zustände schaffe, die dem einzelnen einen Entschluß ersparen, der ihm selbst der größte Schmerz sein müßte. Zum Schluß bekräftigt Herr v. Egidy noch einmal seinen Glauben an das Werden idealerer Zustände, sowie seine Zuversicht auf die eigene Kraft. T. R.

Rembrandt hat seine Extra-Litteratur, die „ernsten Gedanken" des Herrn v. Egidy haben nun auch einen ganzen Schwall von Broschüren veranlaßt, die teils begeistert den Reformideen zujubeln, teils gegen den neuen Reformator energisch Protest erheben. Dieser Broschüren-Litteratur gehört an: „Auch ernste Gedanken". Von Geh. Kirchenrat Prof. D. Fricke in Leipzig (Leipzig, Verlag von Karl Braun) Preis 40 Pf. Der Stand des Verfassers sagt eigentlich schon, was die Broschüre sagen will. Egidy wird auf Grund der alten christlichen Theorien lehrväterlich zurechtgewiesen. Lehrväterlich, das ist der rechte Ausdruck. Anders könnte ich diesen erhaben-gutmütigen, in Weisheit lächelnden Stil nicht nennen, der den Gedanken des Herrn Kirchenrats Fricke Ausdruck verleiht. Daß die „Ernsten Gedanken" des Herrn v. Egidy zu spät geborene Gedanken, daß sie nebenbei zu seicht, zu inhaltsleer, zu widerspruchsvoll waren, trotz all des Mutes, dem sie Ausdruck gaben — das hat Herr Fricke nicht allein durchschaut, das haben selbst viele Anhänger dieser Schrift zugegeben. Wenn aber Herr Fricke zum Schluß sagt: „Wir sind in einem Zeitalter des kühnen Dilettantismus fast auf allen Gebieten, und das ist sehr verderblich," so dürfte das ein Satz sein, der den Herren Theologen aus der Seele gesprochen ist. Wenn aber die Theologie nur für Theologen da ist, dann mögen sie schließlich auch dieselbe für sich behalten, sonst werden sie nicht verhindern können, daß der Dilettantismus das Recht des gesunden Menschenverstandes für sich in Anspruch nimmt.

—d.

Aus dem im Märzheste besprochenen Vortrage des Reformtheologen Prof. Dr. Pfleiderer in Berlin tragen wir noch folgende Stellen nach: Es ist das Recht des heutigen Geschlechts, den ewigen Gehalt des Evangeliums in seiner Sprache und in seinem Verständnis darzustellen; das ist nicht Auflösung, sondern Erfüllung. Die ganze Welt ist jetzt von den Wehen der Wiedergeburt ergriffen; viel alte Gedanken, viel alter Glaube wird bei Seite geworfen, allüberall ein mächtiges Sehnen und Suchen nach Freiheit und Wahrheit. In solcher Zeit tasten leicht rohe Hände auch die Heiligtümer der Menschheit, ihre kostbarsten Ideale an. Das zu verhüten und die ewigen Ideen und Ideale der Liebe, der Heiligkeit und Gerechtigkeit als göttliche Leitsterne menschlichen Strebens dem Geschlecht unserer Tage vorzuhalten, ist die große Aufgabe der Kirche. Sie kann es nur, wenn sie, statt in abgelebten altertümlichen Formen und Formeln, in der Sprache unserer Zeit zu den Kindern unserer Zeit spricht. Dazu will ihr die theologische Wissenschaft verhelfen, deshalb soll man sie achten und ehren. Es wäre ein Verbrechen, wollte die theologische Wissenschaft sich binden lassen an die Formeln der Vergangenheit und die Sprachweise der Väter; sie muß vorwärts in Einsicht und Erkenntnis in stetem lebendigen Zusammenhang mit dem Geistesleben ihrer Zeit, eingedenk des Apostelworts: „Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische An-

ſchläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindiſch iſt." —

Das Urevangelium. Studien zur Entwickelungsgeſchichte der chriſtlichen Lehre und Kirche von Ernſt Solger. (Jena, Fr. Mauke [A. Schenk]. 1890.) — Es verdient vor allem beachtet zu werden, daß der Verfaſſer ein Arzt iſt — er wirkt als Amtsphyſikus in Königsberg in Franken — und einen Beitrag zur Verſöhnung von Glauben und Wiſſen liefern möchte. Er ſagt: „Die Kirchenlehren trennen die Menſchen, Jeſu Lehre vereinigt ſie." Indem die letztgenannte in ihrer urſprünglichen Einfachheit dargeſtellt wird, bietet uns der gelehrte Verfaſſer zugleich einen Blick in die apoſtoliſchen und anderen Zuthaten und übt, ohne jede Abſichtlichkeit, eine Kritik, die ſehr wertvoll iſt. Von Einzelheiten, die mir auffielen, ſeien folgende erwähnt. Auf Petrus ruht der Verdacht, um den Verrat des Judas gewußt zu haben. Der Verräter ging durch einen Unfall zugrunde, nicht freiwillig. Markus, der urſprünglich den Namen Johannes führte, ſchrieb das Urevangelium als junger Mann nicht für andere, ſondern für ſich ſelbſt. „Naturgemäß intereſſiert ihn das Thatſächliche viel mehr als das Dogmatiſche an Jeſu Auftreten, weshalb er den Wundern einen hervorragenden Anteil in ſeinen Aufzeichnungen zuwies, während die Lehre Jeſu im allgemeinen ſehr kurz wegkommt, teilweiſe ſogar unverſtanden und kunterbunt vorgetragen wird." Inwiefern die Wunder mit Thatſachen zuſammenhängen können, iſt in einer Anmerkung kurz erwähnt. Die Lehre von der Auferſtehung wird in Verbindung damit gebracht, daß der Körper Jeſu heimlich aus dem Grabe entfernt worden iſt. Jakobus berührte die Auferſtehung nirgends; Petrus faßte ſie in ſeinem Briefe nur als geiſtige auf, ebenſo Paulus und Johannes. Die Erzählungen von der Geburt Jeſu in Bethlehem, von der Reiſe Joſephs mit Maria nach Egypten, von den Weiſen aus dem Morgenlande u. a. werden als erfunden bezeichnet.

Über das Evangelium des Matthäus ſind kritiſche Bemerkungen gemacht, die von unſeren Theologen berückſichtigt werden ſollten. Der Gegenſatz zwiſchen Petrus und Johannes iſt äußerſt intereſſant. Die Beziehungen des Apoſtels Paulus zu den Jüngern werden eingehend erörtert.

Der Verfaſſer zeigt überall die Gelehrſamkeit eines philo- und theologiſchen Forſchers und zugleich den Scharfblick des naturwiſſenſchaftlich gebildeten Mannes. An der Hand eines ſolchen Führers mögen ſelbſt freidenkende, moderne Menſchen den Pfad durch das geheimnisvolle Gebiet der religiöſen Urſchriften kühn betreten. Es iſt ein ſehr erfreuliches Zeichen der Zeit, daß Nichttheologen, wie Egidy und Solger, ihre Stimmen erheben, um eine Erneuerung des kirchlichen Lebens zu fördern. Wenn jener, als Offizier, einen gewaltigen Anlauf nimmt und ſeine Anhänger in Scharen ſammelt, will dieſer, als Arzt, „nur einer Reihe von Gedanken Ausdruck geben, welche ſich ihm bei Befolgung des Schriftwortes ἐρευνᾶτε τὰς γραφάς ergaben". Beide Männer handeln ihrer Überzeugung gemäß und dürfen bei allen, welche die Gewiſſensfreiheit achten, der größten Anerkennung gewiß ſein. H. S.

Ludwig Windthorſt in ſeinem Leben und Wirken. Von Johann Menzenbach, Pfarrer der Diözeſe Trier. Verlag der Paulinus-Druckerei Trier. Nach einer kurzen motivierenden Einleitung zeichnet uns der Verfaſſer im 1. Kapitel die Jugend- und Studienzeit in gedrängten Zügen, im 2. die Vermählung und das öffentliche Leben und Wirken als hannoverſcher Staatsbürger. Bald erweitert ſich das Feld der Thätigkeit

der „kleinen Excellenz" in den zwei großen Parlamenten, worüber uns der 3. Abschnitt: „Sein öffentliches Wirken als preußischer Staatsbürger" einen prägnanten Überblick gewährt. Das folgende Kapitel behandelt Person und Charakter und bringt unter anderem ein höchst lehrreiches Dokument zum Abdruck, nämlich Windthorsts deutschen Aufsatz beim Abiturientenexamen, ein Programm der Arbeitsamkeit, das er durch seinen nie rastenden Fleiß in ungeahntem Maße verwirklicht hat. „Wie gelebt, so gestorben", lautet die Überschrift des 5. Abschnittes, welcher Krankheit und Tod des Zentrumsführers behandelt. Kapitel 6: „Dem Toten folgt die gebührende Ehre" bringt einen ausführlichen Überblick über die gewaltige Teilnahme und Trauer am Grabe der „Perle von Meppen", die Rede des Fürstbischofs Dr. Kopp ihrem Wortlaute nach u. s. w.

Religionskrieg in Sicht? Ein Wort zum Frieden unter den christlichen Konfessionen in Deutschland. Von Dr. W. Höhler, Domkapitular zu Limburg. 1891. Verlag der Paulinus-Druckerei Trier. Zweite verbesserte und mit einem Sach- und Personenregister versehene Volksausgabe. 181 S. Preis 1 Mark.

Diese neueste Schrift des Limburger Domherrn ist ebenso zeitgemäß als lehrreich. Zeitgemäß ist sie, weil sie einen Gegenstand behandelt, der in ganz Deutschland die Geister bewegt und vielfach bis in die Tiefe aufregt; lehrreich ist sie, weil der Verfasser mit großer Gründlichkeit und Allseitigkeit gehandelt hat.

Betrachtungen über Baukunst. Zum Verständnis moderner Architekturfragen. Von Hans Schliepmann. (Berlin, Polytechn. Buchhandlung von A. Seydel) Die einzelnen Abschnitte dieses Büchleins sind bereits als gesonderte Aufsätze in hervorragenden Tageszeitungen erschienen und erregten dort nicht wenig Aufsehen durch die mannhafte und sachlich unanfechtbare Art, in welcher der Verfasser gegen das Schwindelwesen moderner Spekulationsbauerei die Waffen schwang. In dieser Vereinigung der zerstreuten Arbeiten merkt man erst recht, wie positiv und reich an modernen fruchtbaren Anschauungen Schliepmanns Kritik ist. Kurz gesagt, es ist ein meisterhaftes Werk, das hier einer der tiefsten, kenntnisreichsten und begeistertsten jungen Künstler leistet. Mögen die Worte dieses charaktervollen, edlen Schriftstellers nicht nur flüchtige Anregung bieten, sondern allerwärts auf fruchtbaren Boden fallen. M. G. C.

Das Heroentum in der deutschen Musik. Von Dr. Heinrich Pudor. (Dresden-N., Verlag von Oskar Damm.) Dr. Heinrich Pudor hat sich an „Rembrandt als Erzieher" gebildet. Ausgehend von dessen Satze, daß „Individualismus, d. h. Unterschiedlichkeit, Kunstschöpfung zur Folge hat und die Deutschen das unterschiedlichste und somit kunstbegabteste Volk sind, also in dem großen Jahrhundert der Eigenart die Führung übernehmen werden", hebt er folgendermaßen an: „Deutsch sein heißt Künstler sein. Aber welches ist die deutsche Kunst? Der Deutsche singt." Da Herr Dr. Pudor, der, wie auf dem Titelblatt zu lesen ist, ehemals Direktor eines Konservatoriums war, so hat er die Erfahrung gemacht, daß die gegenwärtigen Deutschen schlechte Sänger sind. Also stellt er die Forderung auf: „Wir müssen uns an unseren Musikheroen erziehen." Weiter heißt es: „Wer sind diese Heroen? Darüber ist man sich noch nicht recht klar." Durch längere Auseinandersetzungen, bei denen es nicht ohne logische Seiltänzereien abgeht, gelangt er zu dem Resultat, daß diejenigen, welche die charakteristischen Eigentümlichkeiten des deutschen Wesens, Gemüt, Schwermut und Sehnsucht, am

vollkommensten in ihrer Musik offenbaren, auch die Haupterzieher sein müssen. Dies sind Bach, Beethoven, Wagner. — Viele Behauptungen des Schriftchens sind gut und ehrlich gemeint, aber nicht immer richtig. Dr. Pudor schwört auf alles, was in dem Evangelium „Rembrandt als Erzieher" steht. Beispiel (S. 20): „Hamlet atmet allerorten Schwermut und Hamlet ist größer als Faust (!), wie Schwermut größer als Genußsucht. Das hat uns zuerst „Rembrandt als Erzieher" gelehrt. Derselbe sagt: „Die nächtige Farbe und die gesenkten Wimpern sprechen von der Schwermut Hamlets. Das dunkle Samtkleid, in welchem der Prinz auf der Bühne erscheint, steht ihm gut; denn seine Seele ist dunkel." — Wer nun überzeugt ist, der wird selig!! Herr Dr. Pudor, der manchmal zu sehr für die Göttlichkeit des Deutschtums schwärmt, kommt S. 25 zu folgender Erkenntnis: „Die Sehnsucht ist für den Deutschen so bezeichnend wie das viele Trinken und Rauchen. Wenn man eine gute Havanna mit Verständnis rauchen will, so muß man schmecken, der Geschmackssinn kommt in Thätigkeit. Darum ist es aber dem Deutschen gar nicht zu thun. Er will nur immerfort Rauch einziehen und ausstoßen. Ganz im Gegensatze zu der Art des Rauchens bei den Romanen kann man den Sinn des Rauchens bei den Deutschen mit den Worten ausdrücken: ‚Der Deutsche liebt es als echter Mystiker, sich im Dunste zu baden'." (!!) Ja, ja, auch Herr Dr. Pudor ist ein großer Mystiker! Hugo Grothe.

Zur Lage des Welthandels. Herausgegeben von Alfred Brennwald. I. Teil. Die Aussichten des Kaufmanns im Welthandel. Illustriert durch 160 Konsulatsberichte deutscher, österreichischer, ungarischer und schweizerischer Konsulate in Europa, Afrika, Amerika, Asien und Australien. (Verlag der Stuhrschen Buchhandlung in Berlin. Preis 2 Mk.) — Der Hauptzweck des vorliegenden Buches ist, indem es auf die Fragen: ob die Stellung der kaufmännischen Angestellten in finanzieller Beziehung mit Bezug auf die Lebensverhältnisse günstig ist, und ob es an kaufmännischen Arbeitskräften mangelt, eine klare nnd bündige Antwort giebt, den Tausenden und Tausenden von jungen Kaufleuten klar darzulegen, welche Anforderungen an sie im Welthandel gestellt werden, sie ferner vor übereilter Auswanderung zu warnen und ihnen das unvermeidliche Weiterarbeiten an ihrer Ausbildung nahe zu legen: während der selbständige Geschäftsmann knappe, gleichwohl zuverlässige, weil auf Konsulatsberichten beruhende Mitteilungen über Handel und Verkehr, Ein- und Ausfuhr ꝛc. findet. Späterhin beabsichtigt der Verfasser, Mittel und Wege vorzuschlagen, wie den trostlosen Aussichten der jungen Kaufleute, welche in einem steten Rückgang der Gehälter und in einem übergroßen kaufmännischen Proletariat in die Erscheinung treten, Abhilfe werden könne, wenn sein Unternehmen seitens der beteiligten Kreise die nötige Unterstützung findet.

Die Geheimnisse der Tonkunst von Dr. Alfred Schütz. (Preis 4,50 Mk. Verlag von J. B. Metzler in Stuttgart, 1891.) Ein ausgezeichnetes Buch, welches das Wesen der Musik in deren Beziehungen zur Natur, Wissenschaft, Kunst, Ethik, Pädagogik, Politik, Religion und Philosophie gründlich, klar, geschmack- und geistvoll bespricht. Dr. A. Schütz ist selbst ein sehr feinsinniger Komponist und weiß bei seiner umfassenden Bildung, bei seiner genauen Bekanntschaft mit allen großen Schriftstellern der Gegenwart, welche über die Tonkunst geschrieben haben, und bei der Selbständigkeit des eigenen Urteils immer fesselnd, anregend

und überzeugend seine Ansichten vorzutragen. Dabei schreibt er gemeinverständlich, flicht muntere Anekdoten in seine ernsten Untersuchungen ein und versteht es mit großem dialektischen Geschick die Stellung der Tonkunst unter den übrigen Künsten, sowie deren große Bedeutung unter den Kulturmächten der Gegenwart klarzustellen.

Wagners Tannhäuser und Sängerkrieg auf der Wartburg. Sage, Dichtung u. Geschichte. Von Alexandra von Schleinitz. Preis 4 Mk. 50 Pfg. (F. W. Ellmenreichs Verlag, Meran.) Diese auf sorgfältigsten Quellenstudien beruhende Schrift hat sich die Aufgabe gesetzt, die Resultate ernster Forschung weiteren Kreisen zu vermitteln und den Besuchern der Festspiele eine Vorbereitung zu bieten, die ihnen zum gründlichen Verständnis des Wagnerschen Kunstwerkes, zum tieferen Eindringen in Bedeutung und Sinn desselben dienen möge. Durch die Darlegung der verschiedenen in die Wagnersche Dichtung hineinspielenden Sagen und mittelalterlichen Poesien gewinnt der Leser eine kurze, aber übersichtliche historische und litterarische Orientierung über die im Tannhäuser-Drama auftretenden Minnesänger, einen Einblick in die thatsächlichen Zustände, in Geist und Wesen der Blütezeit des Mittelalters. Deshalb sei, außer den Verehrern der Wagnerschen Kunstgebilde, auch jedem, der sich für mittelalterliche Poesie interessiert, dieses Buch bestens empfohlen.

„Die Europäische Angst und die neue Politik", Geständnisse und Ideen, nennt sich ein hochinteressantes Werk, das im Verlage von E. Pierson (Dresden und Leipzig) erschienen ist. Der Verfasser hat sich hinter Anonymität versteckt — (für jeden „Kenner" hat er sich durch den Stil verraten) — und ich will den Mantel der Anonymität nicht lüften. Er schreibt im Vorwort: „Das ist und soll nichts anderes sein als Ideen für und gegen Ideen, als Sache für und gegen Sache. Mein Name hat infolgedessen mit der Öffentlichkeit nichts zu schaffen." Warum die große Rembrandtziererei, die auf einmal Mode zu werden scheint, warum den Größenwahn ins andere Extrem hineingejagt? Was sollen die namenlosen Menschen? Diese geistreiche Arbeit entschädigt wenigstens durch eine Fülle von modernen Ideen und ist eine der interessantesten und wertvollsten Publikationen ihrer Art, Gedankenkonglomerat von durchaus vollwertiger Beschaffenheit. Dem Verfasser, einem geistreichen Kritiker, den eine kleine Gemeinde kennt, wird kaum mit einigen nichtssagenden Kritikworten gedient sein und ich will mir eine genaue Würdigung des Buches vorbehalten. Hier der Hauptfehler: Zuviel Wertlegung auf das Materielle, zuviel Bankrott — die Menschheit besitzt noch einige Banknoten, auf denen gewichtige, geistige Werte stehen — zuviel bohrender, nagender Verstand, just als ob der Verstand das einzige wäre in der Welt — und das Hauptlob: Geistreich, Gedanken sprühend, Gedanken gebend für jeden, der in diese Welt gesetzt ward, ohne daß ihm ein gnädiges Geschick die Augen geschlossen. Ein weiteres Wort an anderer Stelle. Für denkende Leser ist „die europäische Angst" ein hochinteressantes Werk, auch wenn sie des Verfassers Meinungen nicht teilen.

A. v. Sommerfeld.

Von den neuesten Heften der Philipp Reclamschen Universal-Bibliothek können wir unsern Lesern die folgenden empfehlen:

Nr. 2821—2825. Arthur Schopenhauers sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Vierter Band: Parerga und Paralipomena: kleine philosophische Schriften.

Erſter Band. Das populärſte Werk des Philoſophen erſcheint hier in einem korrekten Abdruck, der durch bisher unbekannte, aus dem handſchriftlichen Nachlaß geſchöpfte Zuſätze vermehrt iſt — ein Vorzug, der allen übrigen poſthumen Ausgaben abgeht. Der zweite Band, im Satz nahezu vollendet, wird ohne Verzug nachfolgen.

2827. C. Crome-Schwiening, Allerhand humoriſtiſche Kleinigkeiten. Novelletten und Skizzen. Inhalt: Der Menſchenkenner. — Die Chemie in der Küche. — Die Überraſchung. — Xenophon. — Die Manöverkarten. — Force majeure. — Mißlungene Rache. — Das Eheprotokoll. — Der Apoſtel der Humanität. — Der gerettete Geldbrief. — Die Faſtnachtskrapfen. — Auf der Hochzeitsreiſe. — Geheilt. — Klexels Rache. — Frau Dröge. — Reporterſtreiche. — Nero. — Leutnants Chriſtkind. Dieſe luſtigen Geſchichten des gewandten Redakteurs des Witzblattes „Schalk" erſcheinen rechtzeitig zur Reiſeſaiſon und werden allen erheiterungsbedürftigen Gemütern willkommen ſein.

2828. Max Kretzer, Der Millionenbauer. Volksſtück in vier Aufzügen. Bühneneinrichtung des Thomastheaters in Berlin. Die Eigenart des rühmlich bekannten Verfaſſers tritt in dieſem Werke klar hervor; nicht in ausgetretenen Bahnen, neu und ſchöpferiſch eigenartig ſucht und verfolgt Kretzer ſeinen Stoff. Dabei iſt das wirkungsvolle Stück leicht darſtellbar, iſt nach ſeinen monatelangen, erfolgreichen Aufführungen am Thomastheater in Berlin bereits von einer Reihe größerer Bühnen zum Sommer und Winter acceptiert und es wird ebenſo das Intereſſe der Leſerwelt erregen, wie es den Bühnen willkommen ſein wird.

•

Mit der 8. Lieferung der von F. A. Brockhaus in Leipzig veranſtalteten Lieferungsausgabe von Schopenhauers Sämtlichen Werken iſt der 1. Band von Schopenhauers Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorſtellung" zu Ende geführt worden. In der ſoeben erſchienenen 9. Lieferung beginnen die den 2. Band des Werkes bildenden Ergänzungen. Wir werden Gelegenheit haben, auf dieſe empfehlenswerte Lieferungsausgabe noch öfters zurückzukommen.

Jüdiſches Leben in Wort und Bild. Von Leopold von Sacher-Maſoch. Mit vielen Originalilluſtrationen. Neue Subſkriptionsausgabe in zehn Lieferungen à M. 2,50 (Verlag von J. Bensheimer, Mannheim.) Um die alten jüdiſchen Sitten mit ihrem bibliſchen Charakter, ihrem naiven Aberglauben, ihren poetiſchen Legenden und ihrem für das patriarchaliſche Leben ſo lebhaften Gefühl wieder zu finden, muß man ſie in den Dörfern und kleinen Städten des ſlaviſchen Oſtens, im Elſaß, im öſtlichen Deutſchland, in Öſterreich, England und Spanien, d. h. ſo ziemlich überall, nur nicht in den großen Städten des Weſtens beobachten.

In jenen Ländern nun hat Sacher-Maſoch, der berühmte Dichter des „Vermächtnis Kains" und vieler anderer nicht minder origineller und reizvoller Werke, die Studien gemacht, welche ihm ſeine bekannten „Jüdiſchen Geſchichten" ebenſo inſpiriert haben, wie ſein „Jüdiſches Leben in Wort und Bild", das uns heute vorliegt.

Es wird hier für Alt und Jung ein reichfließender Quell ernſten und heiteren Genuſſes dargeboten, der zur Unterhaltung und Belehrung in jeder jüdiſchen Familie willkommen ſein wird.

Acht Tage in Räuberhänden mit Beleuchtung der Zuſtände auf der Balkan-Halbinſel. Mit den Bildern der Gefangenen, einer genauen Karte und der faksimilierten Quittung des Räuberchefs Anaſtas. Nach genauen Berichten der

Gefangenen von Karl Stangen. Preis 1 M. (Leipzig, Schmidt & Günther.)

Der Inhalt der hochintereſſanten und elegant ausgeſtatteten Broſchüre iſt in vier Abſchnitte zerlegt und zwar 1) Beraubung und Ausplünderung eines Orient-Schnellzuges. 2) Erlebniſſe von Orient-Reiſenden in Gefangenſchaft von Räubern. 3) Auslöſung und Heimkehr der Gefangenen. 4) Zuſtände auf der Balkanhalbinſel und Vorſchläge zur Sicherung des internationalen Verkehrs.

Der Imperator. Kriegsphiloſophiſche Studien von Karl Bleibtreu. (Leipzig 1891. Verlag von Wilh. Friedrich.) Nach ſeinen zahlreichen Militärnovellen ſeit „Dies Irae“ und ſeinen mannigfachen Einzelwerken über Napoleon I., hat Bleibtreu diesmal ſein ganzes Können zuſammengefaßt, um zugleich ſeine allbekannte Divinationsgabe zur Aufhellung militäriſcher Verhältniſſe und ſeine unvergleichliche Darſtellungskraft für kriegeriſche Ereigniſſe mit einer erſchöpfenden Analyſe Napoleons I. zu verbinden. Im I. Teil führt er uns den großen Meiſter der Kriegskunſt bei der Arbeit vor, im Winterfeldzug 1814, wo er mit ganz Europa um ſeine Exiſtenz ringt. Geſtützt auf ganz neue Dokumente und kritiſche Unterſuchungen, entrollt er ein Bild dieſes großen Kampfes, welches einerſeits den Militär und Hiſtoriker durch völlig neue Beleuchtung überraſchen wird, andrerſeits jeden Leſer — auch ſolche, die ſich für ſolche Dinge gewöhnlich nicht intereſſieren — feſſeln und begeiſtern muß. Denn infolge einer künſtleriſch hochvollendeten Kompoſition lieſt ſich das Ganze wie ein aufregender Roman, in welchem wir Napoleon in ſeinen innerſten Gedanken belauſchen und ihn in ununterbrochenem Fluß der Erzählung bis zu Ende begleiten. Im II. Teil redet Bleibtreu nicht mehr als Erzähler, ſondern als kritiſcher Philoſoph. Er zergliedert an Napoleon das Weſen des Genies, beſonders in ſeinem Verhältnis zur herkömmlichen Moral. Hierbei läßt er ironiſche Streiflichter auf die ſogenannte „Moderne“ und die Pſeudodemokratie fallen, deren nur zu begreiflicher Widerwille gegen jede Heroenverehrung auch jene ſyſtematiſche Verzerrung und Beſchimpfung Napoleons des „Tyrannen“ beeinflußt hat, welche neuerdings in Taine ihren billigen Triumph feierte. Dieſer voreingenommenen Pſeudowahrheit ſtemmt ſich Bleibtreu mit der ganzen Wucht ſeiner durch andauernde Napoleonſtudien genährten Überzeugung entgegen. Er weiſt nach, daß die Weltpolitik Napoleons eine völlig richtige war, daß alle ihm vorgeworfenen Fehler auf einer falſchen Auffaſſung der Thatſachen beruhen, daß der Imperator eben nicht anders konnte. Die jüngſterſchienenen Memoiren Talleyrands werden als „Politik der Mittelmäßigkeit“ beleuchtet und ihre Trugſchlüſſe aufgedeckt. Von fataliſtiſchem Glauben an die innere Notwendigkeit der Dinge beſeelt, weiſt Bleibtreu in einem Kapitel „Der Gott der Schlachten“, wo auch 1866 und 1870 militärkritiſcher Prüfung unterzogen werden, nach, daß auch das Genie gegen den Willen des Weltgeſetzes ohnmächtig bleibt, falls es mit demſelben kollidiert, und daß der Sieg ſtets durch unüberwindliche Schickſalsmächte der hiſtoriſch gerechten Sache zufällt, daß man alſo ruhig und gefaßt in großen Kriſen, wie ſie heute Europa bedrohen, die Entſcheidung dem unſichtbaren Wirken der Vorſehung anheimſtellen müſſe, ob man nun ſiegen oder beſiegt werden mag. Von welthiſtoriſcher Rotunde aus, die Entwickelung der Menſchengeſchichte überſchauend, verteidigt Bleibtreu den angeblichen „imperialen Märchentraum“ als eine echte Wahrheit. Europa könne erſt dann ſich zu Frieden und Ruhe aufraffen, wenn Frankreich und Deutſchland ihren Hader vergeſſen und ſich im Gegenteil innig verbinden, um die einzigen Feinde Europas abzuſchütteln. Dieſe ſucht Bleibtreu

in ganz neuer Beleuchtung nicht nur in Rußland, sondern auch in England und Amerika, und bezeichnet als Erben der wahren napoleonischen Politik (nicht jener äußerlichen Eroberungspolitik, zu welcher Napoleon nur durch die Umstände gezwungen wurde) die Hohenzollern.

Unter den Gedankenwerken Bleibtreus ist „Der Imperator" das tiefste und reichste, und wird dies Werk daher umsomehr berechtigtes Aufsehen machen, als es Fragen behandelt, die gerade heut die Zukunft Europas bestimmen.

Als ein Seitenstück zu diesem größeren Werke erscheint „Letzte Wahrheiten", Studien von Karl Bleibtreu, gleichfalls im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Hier wird im ersten Abschnitt die naturwissenschaftliche Anschauung untersucht und fallen da besonders auf den sonst natürlich als feststehende Thatsache gewürdigten Darwinismus scharfe kritische Streiflichter. Im zweiten Abschnitt wendet sich Bleibtreu teilweise gegen Schopenhauer, d. h. gegen den Begriff des „Willens" als primären Urgrund, wie ihn heut auch Wundt verficht, und sucht im Gegenteil den Intellekt als Grundursache der Welt zu erweisen. Im dritten Abschnitt untersucht Bleibtreu die bekannten Studien Lombrosos über Genie und Wahnsinn, indem er nachweist, wie jener zögernd auf halbem Wege stehen bleibt, und weit über dessen Folgerungen hinausgeht. Es geschieht dies in fortschreitender Begründung des großen Grundgedankens, der diese Untersuchungen verbindet: daß das Genie die eigentliche Grenzscheide des Menschentums vorstellt und die Natur hier der sogenannten Entwickelungslehre ein Halt zuruft, indem sie das geniale Individuum zur Unfruchtbarkeit und zum Aussterben seiner Gattungsart verurteilt.

Gedichte von Alexander Petöfi. Aus dem Magyarischen übertragen von Heinrich Melas. Zwei Bände. (Hermannstadt, 1891. Verlag von W. Krafft.) Diese neue Ausgabe der Gedichte des talentvollen, im Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes am 31. Juli 1849 gefallenen ungarischen Dichters Petöfis, wird sicherlich vielen willkommen sein, trotzdem der Übersetzer nicht sämtliche Gedichte veröffentlicht, sondern eine weise Auswahl getroffen hat, wodurch dem Leser nur Dichtungen von wirklich poetischem Wert geboten werden. Da die Anordnung der Gedichte eine chronologische ist, so tragen sie sehr viel bei zur Kennzeichnung des Dichters, seiner Entwicklung, und seiner Lebensverhältnisse, sowie des Volkes, aus dessen Seele er schrieb, und der Zeit, in der er lebte.

Memoiren der Marquise von Pompadour. Deutsch von H. Georg Rochstede. (Berlin, 1891. Verlag von Georg E. Nagel.) Wer in diesem zuerst 1764 in Lüttich erschienenen Buche eine pikante mit erotischen Abenteuern gewürzte Lektüre suchen wollte, würde sicher enttäuscht werden, denn es ist weiter nichts, als ein Versuch, die Pompadour von den gegen sie erhobenen Anklagen und Vorwürfen rein zu waschen. Die Schuld an der Sittenlosigkeit und der Verschwendung des Hofes Ludwigs XV. weist die Marquise mit Entrüstung zurück, und will nur als der gute Engel des Königs erscheinen, der ihn vor viel schlimmeren Thaten zum Heile seiner Unterthanen bewahrt habe. Wer Geschmack an den Hofintriguen des 18. Jahrhunderts und der aller höheren Gesichtspunkte baren dynastischen Kabinetspolitik jener Tage findet, mag bei dem Buche auf seine Rechnung kommen.

Die Tierquälerei in der Strafgesetzgebung des In- und Auslandes von Dr. jur. Robert von Hippel. (Berlin, 1891. Verlag von Otto Liebmann. Preis 6 M.) Gegenstand dieser fleißigen

Arbeit ist das gesamte strafrechtliche Vorgehen gegen Tierquälerei; insbesondere behandelt der Verfasser auch die Fragen der Vivisektion und des Schächtens. Außerdem nimmt derselbe Stellung zu den Bestrebungen der Tierschutzvereine. —

Ausgehend von der Ansicht, daß nur eine genaue Kenntnis und Beherrschung des vorhandenen Stoffes zu sicher begründeten legislativen Ergebnissen führen kann, hat der Verfasser das Recht des In- und Auslandes, wie es historisch geworden ist, und wie es heute besteht, in möglichster Vollständigkeit zur Darstellung gebracht. Auf Grund dieser Darstellung und unter Berücksichtigung der Litteratur über die Frage hat derselbe sodann seine persönliche Ansicht entwickelt und Vorschläge zur Ausgestaltung des heutigen Rechts gemacht.

Als solche strebt Verfosser praktisch erreichbare und berechtigte Ziele an, wie er sich überhaupt als „entschiedener Anhänger einer gesunden und maßvollen Tierschutzbewegung" bekennt.

Inner-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen von Henry Drummond. Mit einer Karte und zehn Abbildungen. Zweite Auflage. Gotha, Friedrich Andr. Perthes, 1891. Preis: M. 2,40. Daß bei dem lebhaften Interesse, welche die gesamte Bildungswelt dem dunklen Erdteile zuwendet, ein Werk wie dos Drummondsche in weiten Kreisen mit Freude begrüßt werden wird, ist vorauszusehen. Die vorliegende, auf eigenen Erlebnissen und Beobachtungen beruhende Schrift des bekannten englischen Gelehrten ist vorzugsweise geeignet, eine warme Teilnahme für den der europäischen Hilfeleistung so dringend bedürftigen Weltteil zu erwecken. Der Hauptwert des Werkes liegt darin, daß der Verfasser für den dringenden Notschrei der Kinder Afrikas ein offenes Ohr und ein warmes Herz hat, daß er den Kolonialvölkern die Pflicht einschärft, für die schweren Wunden der hartbedrängten Völker die allein wirksame Hilfe zu bringen und die Kolonien zu Saat- und Pflanzstätten segensreicher Einflüsse zu gestalten. Das freundliche Zusammengehen Deutschlands und Englands wird von Drummond mit warmer Sympathie begrüßt.

Andreas Schlüter. Von Cornelius Gurlitt. (Berlin, 1891. Verlag von Ernst Wasmuth.) Diese Biographie des größten Künstlers Berlins, der vor bald zwei Jahrhunderten die Hauptstadt des Kurfürsten von Brandenburg betrat, ist ein sehr verdienstliches Werk, denn das große Publikum wußte bisher sehr wenig von dem Leben und Wirken dieses Mannes. Wohl steht von den Bauwerken und Denkmalen jener Zeit noch die Mehrzahl, wohl sind ihre Inschriften erhalten, aber von dem Leben auf dem Bauplatz und in den Arbeitsstuben der Werkleute, von dem Denken, Ringen und Sorgen der Künstler hat sich nur spärliche Kunde erholten. Der Verfasser lehrt uns im Gegensatz zu der falschen Auffassung Nicolais die künstlerische Thätigkeit Schlüters aus seiner Zeit heraus verstehen. Er zieht Schlüters Werke nicht vor den Richterstuhl seiner individuellen Kritik, sondern mißt sie an den Leistungen und Meinungen seiner Zeitgenossen. Er will dadurch nicht die Zahl der Lobschriften auf Schlüter vermehren, sondern er will erklären, warum sich seine Zeitgenossen von ihm abwendeten, warum der große Mann zu Fall kam und kleinere über ihn triumphierten.

Unter fünf Königen und drei Kaisern. Unpolitische Erinnerungen einer alten Frau. Von Thekla von Schober, geb. von Gumpert. (Glogau, Verlag von Karl Flemming.) Es ist ein merkwürdig interessantes Buch, das sich uns da in dem harmlosen Ge-

wande von „unpolitiſchen Erinnerungen einer alten Frau“ bietet. Hohe Politik treibt Thekla von Gumpert, die treffliche Erzählerin und weit berühmte Jugendſchriftſtellerin, allerdings nicht. Aber was ſie in ſchlichter Form aus vergangenen Jahrzehnten berichtet, iſt vielfach ſo charakteriſtiſch und intereſſant, daß ein Hiſtoriker, der jetzt ein abgeſchloſſenes Bild der Geſchichte Preußens und Deutſchlands ſchreiben will, auch zu den Memoiren der „alten Frau“ wird greifen müſſen, wo er Aufſchlüſſe und Andeutungen über Vorfälle findet, die trotz ihrer großen hiſtoriſchen Tragweite bisher ſo gut wie unbekannt geblieben ſind. Dieſe Aufſchlüſſe erhalten dadurch ihren eigentlichen Wert, daß ſie nicht etwa vom Hörenſagen herſtammen, ſondern durchgehends ſelbſt miterlebt ſind. Durch Geburt und Erziehung, beſonders durch ihre ſehr intime Stellung zu dem Hauſe Radziwill, ward es der ausgezeichneten Schriftſtellerin vergönnt, vielfach in nahe Verbindung mit jener großen Welt zu treten, deren höchſte Spitzen die Krone Preußens und Deutſchlands bedeuten.

Der Dichter Hieronymus Lorm, Abkömmling einer jüdiſchen Bankiersfamilie in Wien, der mit ſeinem wirklichen Namen Heinrich Landesmann heißt und ſeit dem Jahre 1873 in Dresden wohnt, feierte am 9. Auguſt ſeinen 70. Geburtstag. Unter den verſchiedenen Auszeichnungen, die man für die 70. Geburtstagsfeier Lorms plante, iſt als eine der drolligſten die Ernennung zum Ehrenmitgliede der Grillparzer-Geſellſchaft in Wien zu bezeichnen. Lorm pflegte ſich zu Zeiten auch als großer Realiſtenhaſſer aufzuſpielen.

Breslau, den 28./7. 1891.

Hochgeehrter Herr!

Sie ſind in der Beſprechung meines Buches „Wer iſt Rembrandt?“ in Ihrer geehrten Zeitſchrift ſehr vorſichtig zu Werke gegangen. In vielen Redaktionen wird man vielleicht mit der Zeit bedauern, allzu vorſchnell mit dem Urteil über dieſes Buch vor die Welt getreten zu ſein. — Es wird Ihnen bekannt geworden ſein, daß ſich meine Herren Gegner nicht geſcheut haben, mich teils verblümt, teils ganz offen der Fälſchung zu zeihen und meine Perſon ſowohl als mein Werk dem Publikum zu verdächtigen.

Das inliegende Blatt, welches ich mir Ihnen zu überreichen erlaube, wird Sie überzeugen, daß ich durchaus loyal in meinem Verhalten geweſen bin. Sie werden aus den Protokollen der „Schleſiſchen Geſellſchaft von Freunden der Photographie“ erſehen, daß mein photographiſches Verſtärkungsverfahren ſowohl, als auch die von mir erbrachten Namensinſchriften F. Bols von Männern der Wiſſenſchaft nachgeprüft werden, die ſich ſelbſt der Photographie für ihre wiſſenſchaftlichen Zwecke bedienen. Die betreffende Kommiſſion beſteht aus 18 Mitgliedern und iſt aus Profeſſoren und Dozenten der hieſigen Univerſität, Doktoren der Medizin, aus Chemikern, Phyſikern, Botanikern ꝛc. zuſammengeſetzt. Dieſe Herren würden ihren Ruf doch wahrlich nicht auf das Spiel ſetzen, um etwa eine unhaltbare Sache, eine verunglückte Beweisführung mit ihrer Autorität zu decken und mit ihrer Arbeit zu unterſtützen. Indem ich Sie bitte, den weſentlichen Inhalt der beigefügten Protokolle um der wiſſenſchaftlichen Wahrheit willen Ihren Leſern bekannt zu geben, zeichne mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenſt

Max Lautner.

Bemerkung der Schriftleitung: Die vorgelegten Protokolle lauten durchaus günſtig für Lautners photographiſches Verfahren.

Edward Bellamy, der durch seinen „Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887" so schnell berühmt gewordene Bostoner Lehrer, hat aus dem Vertrieb seines sozialistischen Romans bisher nicht weniger als 37000 Doll., d. h. über 150000 Mk. Tantiemen bezogen. Hätte Bellamy dieses Buch als deutscher Lehrer in Deutschland geschrieben, wäre er jedenfalls statt zu Berühmtheit und Vermögen bloß um seine Stelle gekommen. Als smarter Amerikaner ist er klug in der Wahl seines Geburtslandes gewesen. Hochachtung!

Erklärung.

Mein Artikel im kritischen Teil des Januarheftes der „Gesellschaft" mit der Unterschrift „Die Ungespundeten" hatte nur den Zweck, auf den Widerspruch hinzuweisen, welcher nach meiner Ansicht zwischen den litterarischen Schöpfungen des Verfassers von „Das Vermächtnis Kains" und seiner kritischen Thätigkeit an der „Neuen badischen Landeszeitung" besteht.

Eine Absicht Herrn Bensheimer oder Herrn von Sacher-Masoch zu beleidigen, lag mir vollständig fern. Ich bedauere lebhaft, daß der scherzhafte Ton meines Artikels zu Mißdeutungen Anlaß gegeben hat.

München, Juli 1891.

Dr. M. G. Conrad.

Druckfehler-Berichtigung.

In Heft 8 der „Gesellschaft" auf Seite 1059, Zeile 5 v. o. muß es in dem Gedichte „Klimax" entzückt statt entzündet heißen.

Preisausschreiben.

Die Schriftleitung der „Gesellschaft" setzt drei Preise aus im Betrage von 200 Mk., 150 Mk. und 50 Mk. für die beste Satyre auf die Prüderie in Kritik, Litteratur und Kunst. Namentlich soll die kritikasternde Anmaßung der Weiber und Weibischen bis aufs Blut gegeißelt werden. Die Form (ob novellistisch, feuilletonistisch, dramatisch, in gebundener oder ungebundener Rede u. s. w.) wird vollkommen freigestellt. Der Umfang darf höchstens 8 Druckseiten der „Gesellschaft" erreichen. Die Manuskripte, aus denen in keiner Weise der Name des Verfassers erkenntlich sein darf, sind verschlossen, mit einem Kennwort und einem Briefumschlag, welcher Name und Adresse enthält, zwischen dem 25. und 30. Oktober dieses Jahres an die Redaktion der „Gesellschaft" in München einzusenden. Die Entscheidung des Preisgerichts wird am 1. Januar 1892 in der „Gesellschaft", in den „Modernen Blättern" und in der „Täglichen Rundschau" veröffentlicht. Die Zusammensetzung des Preisgerichts wird im Oktoberheft der „Gesellschaft" bekannt gegeben. Die Auszahlung der Preise erfolgt gleichzeitig mit der Veröffentlichung des Bewerbungsergebnisses. Die preisgekrönten Arbeiten bleiben Eigentum der „Gesellschaft". Die nicht preisgekrönten Werke werden den Verfassern wieder zur Verfügung gestellt werden. Wir laden die vaterländischen Schriftsteller zu reger Beteiligung ein.

München.

Die Schriftleitung der „Gesellschaft".
Dr. M. G. Conrad.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Digitized by Google

Die Gesellschaft

Monatsschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.

Jahrgang 1891. Viertes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich

K. K. Hofbuchhändler.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Basedow, Hans von, Doch ein Verbrecher 1386
Bierbaum, Otto Julius, Ibsen auf der Flucht 1320
Conrad, M. G., Erster offener Brief an die Deutsche Nation 1289
Zweiter offener Brief an die Deutsche Nation 1427
Dritter offener Brief an die Deutsche Nation 1561
Croissant, Eugen, Dominik Meisler 1597
Dautheudey, Max, Barmherzige Schwestern 1591
Dichteralbum, Unser (mit Beiträgen von Hans von Basedow, Julius Brand, B. Buchwald, Carl Busse, M. G. Conrad, H. Fischer, Arnold Garde, Theodor von Grienberger, Hugo Grothe, Franz Held, Leopold Hörmann, Ferdinand Jansen, F. H. Kanowski, Albert Kohl, Lorenz Kroidl, G. Ludwigs, John Henry Mackay, Wilhelm Moritz, Wilhelm Müller-Weilburg, Max Neal, Fritz Pichler, Julius Rissert, A. v. Sommerfeld, Emil Thomas, Valentin Traudt, Uhlmann-Byterheide, Axel Winckler, Ernst Ziel 1347, 1453
Duboc, Julius, Kants ethische Hinterlassenschaft 1299
Egestorff, Georg, Glück 1463
Eisner, Kurt, Friedrich Nietzsche und die Apostel der Zukunft . . 1505, 1600
Halm, Margarethe, Realistisches über Ideen und Ideale 1314
Hammer, Fritz, Sacher-Masochismus 1578
Held, Franz, Tiroler Reisebrief 1321
Herold, Max, Aus der Zeit, für die Zeit 1336
Herzfeld, Marie, Salzburger Feste 1329
Jerschke, M., Sein einzig Glück 1381
Kilian, Eugen, Ein Wort zur Münchener Reform der Schauspielbühne . 1430
Kohlenegg, Viktor von, Von unseren Prüden 1589
Kunow, Ewald, Eine Wohlthätigkeitsbescherung 1499
Liliencron, Detlev Freiherr von, Otto Ernst Schmidt's „Aus verborgenen Tiefen" 1586
Mackay, John Henry, Der Unglücklichste 1379
Mann, L, Der Feuerstoff 1569
Manz, Gustav, Abendgänge 1481
Marlet, Mara Cop, Gott schütze Dich 1370
Merian, Hans, Cavalleria rusticana 1448
Gedanken über G. Carducci 1582
Neuschoy de Jassy, Oswald, Der Tolstoianer 1664
Panizza, Oskar, Stoßseufzer aus Bayreuth 1361
Pilf, Traugott, Musketier Gibault 1477
Reuter, Gabriele, John Henry Mackay 1804

Seite

Schwann, M., Zur Lösung der sozialen Frage 1294
Solger, Heinrich, Erinnerung an Schubart 1393
Sommerfeld, A. von, Der Pessimismus als Weltanschauung 1390
Strecker, Karl, . . . gieb uns heute 1497
Vanselow, Julius, Schifferruh 1380
Zehren, Claus, Moderne Mütter 1489
Kritik 1405, 1536, 1671

Dramen 1412, 1546. Englische Litteratur 1418. Französische Litteratur 1414, 1546. Holländische Litteratur 1554. Polnische Litteratur 1683. Portugiesische Litteratur 1552. Skandinavische Litteratur 1674. Spanische Litteratur 1419. Theater 1673. Lyrik 1411, 1538. Romane und Novellen 1405, 1536, 1671. Vermischtes 1421, 1556, 1685.

Portraits:

John Henry Mackay.
Pietro Mascagni.
Giosuè Carducci.

☞ Alle Rechte bezüglich des Inhalts dieser Zeitschrift behält sich die Verlagshandlung ausdrücklich vor. ☜

Abonnementspreis der Gesellschaft pro Quartal (3 Hefte) 3 Mark. Der Einzelpreis des Heftes ist Mark 1.50, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1.50.

☞ **Jahrg. 1886 Preis Mk. 4,—. Jahrg. 1887 Preis Mk. 10,—. Jahrg. 1888 Preis Mk. 12,—. Jahrg. 1889 Preis Mk. 12,—. Jahrg. 1890 Preis Mk. 12,—.**

☞ **Zur Beachtung.** Honorarforderungen müssen bei der Einsendung von Manuskripten genau genannt werden, die Verlagshandlung muß es ablehnen, sich auf nachträglich geltend gemachte Honoraransprüche einzulassen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit.

Erster offener Brief an die Deutsche Nation.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Sehr geehrte Deutsche Nation! Ich nehme mir die Freiheit zu glauben, daß wir allezeit und allewege neben wunderherrlichen Dingen die kapitalsten Dummheiten gemacht haben. Wir sind unter uns und können uns die Wahrheit sagen. Wir sind im großen und ganzen noch stark genug, daß wir uns diesen Luxus sogar öffentlich gestatten können. Die Verfälschten und Verwälschten und Hysterischen, die sich zu schwach dafür fühlen, können ja so lange hinausgehen, ins Pfefferland oder nach Schlaraffien oder in eine andere angenehme Gegend, wo sie sich schonen können. Wenn's ihnen zu lange dauert, können sie auch gleich draußen bleiben und sich häuslich und vollkommen nach ihren intimsten Bedürfnissen und Liebhabereien einrichten. Wir Zurückgebliebenen sind uns dann immer noch zahlreich und achtbar und mannhaft genug, uns als Deutsche Nation unserer derberen Art zu erfreuen und uns vor Gott und der Welt in Geltung zu erhalten, so kraftvoll als irgendwer.

Trotz unserer Dummheiten! Unserer neuesten Dummheiten!

Und über dieses Kapitel wollen wir uns einmal aussprechen.

Ich erachte es nämlich als einen kerndeutschen Zug, daß wir unter Umständen uns unserer Dummheiten zwar schämen, daß wir jedoch unter keinen Umständen dieselben vor uns selbst verheimlichen, oder gar für auserlesene Gescheidtigkeiten ausgeben wollen. Der Wahrheit die Ehr' — das ist und soll deutsch bleiben, daran soll man uns erkennen, so hoch wir

auch steigen, so tief wir uns auch verirren mögen im Werdegang unserer weltgeschichtlichen Entwickelung. Für die Ehre der Wahrheit eintreten heißt sich selbst und den Volksgenossen die Treue wahren. Treulosigkeit ist Selbstentfremdung, Selbstberaubung, Seelenmord.

Es ist keine nationale Überhebung, keine Selbstberäucherungsphrase, es ist naive Gewissens-Offenbarung seit Urzeiten, wenn wir glattweg sprichwörtlich von deutscher Treue reden. Unserer Nation Sein oder Nichtsein haftet an der Treue, sie ist unser nationales Lebensprinzip.

Das gilt unter uns.

Für Chinesen, Botokuden, Buschmänner und Buschklepper mag das unverständlich geredet sein, zu ihnen spreche ich nicht, selbst wenn sie zufällig vorübergehend als geheime Kommerzienräte oder offenkundige Steuerhinterzieher und Staatsbeschummler in Deutschland existierten. Kein standesamtlicher Eintrag, keine polizeiliche Paßkarte, nicht Titel noch Orden, nicht Juden- noch Christentum genügt, aus einem Barbaren oder Schuft einen richtigen Deutschen zu machen oder einen Haufen Gold und Unrat in eine deutsche Tugend und Achtbarkeit (respectability nennen's, glaub' ich, die stolzen Engländer) zu verwandeln. Damit ist eine deutliche, reinliche Grenze gezogen und jedes Mißverständnis ausgeschlossen. Wenn ich als Deutscher zu Deutschen rede, soll sich kein Gesindel gemeint fühlen. Und in Not und Tod, in den bittersten Enttäuschungsstunden soll mir's Trost und Labsal sein, daß niemals ein Undeutscher auf deutschem Grund Anlaß gefunden, mich zu loben oder als Seinesgleichen anzusprechen, denn stets ist Unnatur mir das einzig Hassenswerte gewesen. Unnatur ist gleich der Sünde wider den heiligen Geist, von der die Bibel sagt, daß sie nicht vergeben werden könne weder in dieser noch in jener Welt.

Unnatur ist es, wenn der Deutsche nicht deutsch, der Franzose nicht französisch, der Russe nicht russisch, der Engländer nicht englisch, der Ochs nicht ein namhafter Ochs, die Eiche nicht eine Eiche und knorrig, die Tanne nicht eine Tanne und schlank, das Gold nicht Gold und lauter und probehaltig ist. Aber der Franzose, der Engländer, der Ochs, die Eiche, die Tanne, das Gold pflegen stets und unveräußerlich das zu sein, was sie von Natur-, d. h. von Gottes- und Rechtswegen sind und sein sollen, der Deutsche — im Einzelnen und als Nation — gestattet sich mehr Ausnahmen, als zur Bestätigung der Regel gut und notwendig ist. Diese zahllosen und unberechenbaren Ausnahmsspiele sind die Quellen unserer Dummheiten, und da auf Dummheit immer Strafe steht, die Quellen unserer Leiden.

Ein Zitat — und dann los!

„Der Inhalt der deutschen Geschichte der letzten vierzehn Jahre ist so

unerfreulich und geringfügig als möglich. Wir haben wirklich etwas Beſſeres zu thun als die ewigen Zänkereien der Regierungen und Abgeordneten mitanzuhören: wir erheben auch den Anſpruch, in ein Definitivum zu kommen, nicht fortwährend mit Palliativmittelchen hingehalten zu werden. Mache die Regierung eine Politik, welche uns ermöglicht ein Jahrhundert Ruhe und Gedeihen vor uns zu haben, ſo wird ſie keine Oppoſition mehr vor ſich finden. Jetzt ſind wir ein unfrohes, fortwährend in Atem erhaltenes, zwiſchen unſinnigem Luxus und bettelhafter Armut umgetriebenes Geſchlecht, das die Segnungen des Deutſchen Reiches ſich an jedem zweiten September vorerzählen läßt, um ſie ja nicht zu vergeſſen, das aber den ſtillen Frieden nicht beſitzt, in welchem allein wie der einzelne Menſch, ſo auch ein Volk glücklich iſt."

Mache die Regierung eine Politik, welche u. ſ. w.!

Das kann nur heißen, ſie ſpiele nicht den Herrn und nicht den Vater des deutſchen Volkes, ſondern erweiſe ſich als treuer, kraftvoller Diener der Ideale dieſes Volkes, und ſie wird bei allen tüchtigen und richtigen Gliedern dieſes Volkes bedingungsloſe Heerfolge finden.

Aber Heerfolge auf den phantaſtiſchſten Zickzackwegen, wo man allerlei Unbeſtimmbares in der Luft flimmern, nur nicht den ewigen Glanz eines deutſchen Ideals leuchten ſieht — nach Canoſſa z. B. und darüber hinaus, nachdem der führende Staatsmann kurz zuvor mit der Überzeugung des genialen Hellſehertums verkündet hat: „Nach Canoſſa gehen wir nicht"? Ja, guter Herr, wenn man einmal für genial hellſeheriſch gelten will, ſo muß man auch nicht einen Kulturkampf mit vollkommen unzureichenden Mitteln und dazu noch im gehäſſigſten Polizeiexerierſtil unternehmen wollen, denn ein ſolches Unternehmen führt immer nach Canoſſa ſeit uralten Kaiſerzeiten. Und hinter Canoſſa liegen die pontiniſchen Sümpfe — und unſere kirchenpolitiſche Entwickelung ſteckt jetzt richtig darin und wird in Jahrzehnten noch darin ſein, zum größten Schaden unſeres religiöſen Nationallebens, und ſelbſt das ſozialdemokratiſche Radikalmittel „Die Religion iſt Privatſache" würde zwar die Stränge durchhauen, aber den Karren im Dreck ſitzen laſſen. Und alle, die damals in blindem Vertrauen und Eifer dem genialen Staatsmann Heerfolge geleiſtet, konnten ſich am eigenen Schopf aus dem Sumpfe ziehen und zwar ſo ſchleunig als möglich, wenn ſie nicht von ihrer eigenen Leitung und Regierung mit den veränderten Geſetzen und Maximen auf den Kopf geſchlagen werden wollten.

An der Dummheit dieſer Kulturkampfaffaire werden wir noch lange zu zehren und zu verdauen haben, und unſer nationales Anſehen im Auslande wird dadurch nicht fetter und glänzender werden und unſere nationale Stärke

im Innern von Land zu Land, von Partei zu Partei, von Konfession zu Konfession keinen Zuwachs erhalten. Der ultramontane und ultrareaktionäre Wind bläst scharf über das Stoppelfeld unserer deutschen Religiosität, und was die Päpstlichen gewonnen, ging dem Herrgott verloren. O du allerheiligster Rock von Trier, nicht einmal die 30 Millionen von den Vatikanisten verspielter Petrospfennige gewähren dafür den Trost einer kurzen Heiterkeit. — —

Und ich frage wieder: Aber Heerfolge auf den phantastischen Zickzackpfaden einer Politik, wo man allerlei Unbestimmbares in der Luft flimmern, nur nicht den ewigen Glanz eines deutschen Ideals leuchten sieht — die „turmhohe Freundschaft" mit Rußland z. B., infolge deren heute hunderttausend kleiner deutscher Kapitalisten ihr sauer erworbenes Geld mit einem Glückslächeln in russischen Werten anlegen durften, um morgen mit heller Verzweiflung zu erfahren, daß sie ihr gutes deutsches Vermögen zum Fenster hinausgeworfen und daß nur die Leute von der internationalen Hochfinanz, die bekanntlich mit der goldenen (auch mit Reichspatent geschützten) Couponsschere als geborene Krösusse auf die Welt kommen, sich die Verluste im Handumdrehen wieder abzwicken konnten? Und wie steht es heute, nach den Kronstadter Demonstrationen und der frankorussischen Allianz, mit der „turmhohen Freundschaft", du preußischer Säkularmensch und Hellseher? Es könnte nicht schiefer mit ihr stehen, wenn unsere große Russen-Politik statt von diplomatischen Genies von Subalternbeamten gemacht worden wäre, die als Geschichts- und Menschenkenner nicht über die Realschul-Sekunda hinausgekommen. Doch haben wir nicht das mindeste Recht, nach Oben Sündenböcke zu suchen, da wir selbst, wir das Volk, unser deutschnationales Ideal verleugnet, mit harten Herzen seit einem Jahrzehnt der barbarischen Verfolgung des Deutschtums in Rußland und der systematischen Abschlachtung unserer Brüder in den baltischen Provinzen zugesehen, ohne eine Miene zu verziehen.

Und ich frage wieder: Aber Heerfolge auf den phantastischen Zickzackpfaden einer Politik, wo man allerlei Unbestimmbares in der Luft flimmern, nur nicht den ewigen Glanz eines deutschen Ideals leuchten sieht — die Wallfahrten und Bittgänge nach Paris und London z. B., nach Paris, um durch Umschmeichlung der Künstler und Ateliers-Chauvins, nach England, um durch Darangabe der besten Teile deutschafrikanischer Weltgebiete für unsere mit allen Kühen pflügende und mit allen Winden segelnde Eintags-Politik Gunst zu erwerben, die sich im Nu in eitel Dunst verwandelte?

Hier ist der Punkt, wo wir die diplomatischen Pfade, die mit Mißerfolgen gepflastert sind, wie der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen, ver-

laſſen wollen, denn wir hätten weder Zeit noch Raum, alle Zickzacke mit ihren negativen Ergebniſſen in der äußeren wie inneren Politik auch nur anzudeuten, verlaſſen wollen, um zum Schluſſe von einer unſerer unſeligſten Dummheiten zu reden, von der Art und Weiſe, wie Künſtler und Kritiker, Dichter und Denker ſich vor dem Auslande proſtituieren, um in deutſchen Kulturzentren internationale Kunſtausſtellungen mit Glanz in Scene zu ſetzen und unſerem vaterländiſchen Schöpfergeiſte reicheres Blut und reichere Einnahmen zuzuführen und damit, weil ſie zugleich in ſkandalöſer Weiſe alle deutſchen Ideale verleugnen, das ſchnurgerade Gegenteil von dem erreichen, was ſie ſich angeblich als Ziel vorgeſetzt. Wahrlich, unſere Künſtler und Ritter vom Geiſte haben keine Urſache, unſern Diplomaten und Politikern Vorwürfe zu machen, es wird innerhalb wie außerhalb der Mauern von Ilion gleich ſtark geſündigt.

Ja, bis zur Selbſterniedrigung treiben wir's, bis zur Aufopferung alles Nationalſtolzes und wurzelhaften Sondergefühls in den öffentlichen Veranſtaltungen unſerer Kunſt, unſerer Kritik, unſerer Dichtung, unſeres Theaters. Konzeſſion um Konzeſſion machen wir den Fremden ringsum, ſeit wir ein Reich ſind, nicht achtend der vollkommenen geiſtig-nationalen Charakter-Verlumpung, der wir bei ſolchem Gebahren unrettbar anheimfallen müſſen.

Sicherlich, ſie kommen zu uns, die Franzoſen und Engländer und Ruſſen und tutti quanti mit ihren Werken, weil wir ihnen die Hände unter die Füße breiten, weil wir ihnen die beſten Plätze auf unſerem Markte einräumen, weil wir ſie den eigenen Landsleuten vorziehen und ſie als die hehren Muſter preiſen — und nachdem ſie alle Vorteile eingeheimſt und unſer trauriges Laſter der Auslandsſucht, der Fremdenverhimmelung und Fremdengeiſtesnachahmung gründlich ausgebeutet, zahlen ſie uns in ihrem Herzen mit Spott und Hohn und Verachtung dafür. Wie weit muß es mit uns gekommen ſein, wenn ſelbſt ein ſo geruhſames, in allen geiſtigen Fragen ſchläfriges, im zahmſten Nationalliberalismus ſatt gewordenes Blatt wie die „Augsburger Abendzeitung", das Leiborgan unſerer alles gottwohlgefällig findenden Beamtenkreiſe, angeſichts der dritten Jahresausſtellung der Münchener Künſtlergenoſſenſchaft ſich zu einer umfangreichen und ſehr lauten und deutlichen Philippika aufrafft und ein „peinliches Aufſehen" konſtatiert! Nur ein paar Stichproben:

„In einer Zeit, in der rings um uns her unſere Neider und Widerſacher ihr Haupt, wie nie zuvor, erheben und faſt ſportsmäßig Deutſchenhaß und, wo es die Verhältniſſe geſtatten, Deutſchenhetze getrieben wird, dürfen wir uns wohl für befugt halten, den deutſchen Künſtlern, denen wir ſonſt

manches Vorrecht in Behandlung idealer Dinge manchen praktischen gegenüber einräumen, anzuempfehlen, in ihren Beziehungen zum Auslande sich vorherrschend von patriotischen Gesichtspunkten leiten zu lassen. Sie werden dadurch ihrem Vaterlande mehr nützen, als durch eine gut beschickte internationale Ausstellung, wenn diese durch Preisgebung internationaler Interessen zustande kam." — Sodann spricht das Blatt von „den widerlichsten Formen der Streberei", welche sich selbst derjenigen Klasse von Menschen bemächtigt habe, in deren Hand Schiller die Würde der Menschheit gelegt sieht. — Endlich wird auf die Gefahr für das nationalkünstlerische Denken und Empfinden der jungen Künstler aufmerksam gemacht, welche kritiklos der Beeinflussung durch die fremde Kunst ausgesetzt werden, ja, dieselbe durch die internationale Ausstellung „gewissermaßen als Allheilmittel angepriesen bekommen."

Summa: Dieses von Jahr zu Jahr sich steigernde internationale Durcheinander auf unsern deutschen Geisteskampfplätzen mit der geflissentlichen und systematischen Bevorzugung der fremden Produkte und Produzenten vor den vaterländischen wächst sich zur größten Gefahr unseres Nationallebens aus. Wir sind mit unserer jetzigen Kulturpolitik, die eigentlich keine Politik, sondern die kapitalste Dummheit des Laissez faire-Regimes zugunsten einer kleinen Minorität von internationalen Faiseurs ist, auf dem infamsten Holzwege. Kein anderes Kulturvolk Europas ist vernagelt genug, uns auf demselben nachzufolgen, aber jedes pfiffig und flink genug, die Vorteile unseres internationalen Narrenstandpunktes für sich einzuheimsen. Was unserer Nation hierdurch am Marke ihres Lebens verloren geht, können wir mit all' unsern teuern Soldaten und Kanonen nicht mehr zurückerobern.

Damit schließe ich mein erstes Schreiben. Gott befohlen! —

Zur Lösung der sozialen Frage.

Ein Vorschlag von M. Schwann.

(Fürstenfeldbruck.)

„Das Wirtschaftliche ist das Grundlegende, die wirtschaftliche Abhängigkeit die Grundursache zur Abhängigkeit und zum Elend in allen Formen. Diese Abhängigkeit aber entsteht durch die Trennung des Arbeitsmittels von der Arbeit. Die Arbeiterklasse ist nicht im Besitze des Arbeitsmittels

in dessen weitester Bedeutung: der Werkzeuge, der Maschinen, des Grundes und Bodens — alles dessen, wodurch die Arbeitskraft erst nutzbar gemacht werden kann. Die Gesamtheit der Arbeitsmittel, oder mit einem Wort, das Kapital ist das ausschließliche Eigentum einer Klasse geworden, welche hierdurch die besitzlosen Arbeiter in wirtschaftlicher und damit auch in politischer und geistiger Abhängigkeit hält." So schrieb Vollmar im Aprilheft der Gesellschaft, und jeder, der sehen kann, wird zugestehen, daß er die Sache im Kerne getroffen. Der stille Beobachter, der in jeder Lebensäußerung Kraft sieht und eine Kraft, welche gerade so gut positiv und segnend wirken kann, als daß sie zum Unheil vieler an der unrechten Stelle explodiert, fragt nach dieser Ansage sofort, wie der Arbeiter in den Besitz des Fehlenden kommen kann?

Nun, die Frage ist längst aufgeworfen worden, und man hat die verschiedensten Antworten zu geben versucht. Nur die eine, welche das Leben selbst täglich giebt, ist, soviel wir wissen, bisher nur in sehr verschrobener Form oder gar nicht gegeben worden. Wir bieten also eine Antwort. Mag man sie prüfen!

Jedes gewaltsame Mittel zu irgend einem Zweck ist ein Unding; es entspringt einem krankhaften Zustand und kann daher nicht selbst Heilmittel für denselben sein. Deshalb wirkt ein solches vielleicht für den Augenblick entladend, niemals aber positiv fördernd und dauernd. Denn wer in Tobsucht fällt, muß der Zwangsjacke gewärtig sein. Ebenso ist jedes Mittel, welches nur diesen oder jenen Zweig, diese oder jene Clique berücksichtigt, ein Mittel der Unproduktivität. Hilft es einen Augenblick, später wird es versagen. Ist der Egoismus auch eine treibende Kraft, vielleicht die einzig treibende Kraft in der Völkerentwickelung, so ist er doch nur berechtigt, d. h. eine gesunde Kraft, wenn er den Egoismus des andern anerkennt, also aufhört, das zu sein, was wir heute mit üblem Beigeschmack unter Egoismus verstehen. Kein negatives Mittel führt je zum Ziel. Arbeitseinstellungen, Versicherungen u. s. w. sind unproduktiv. Produktiv und fördernd allein für alle und den einzelnen, nicht nur für die Arbeiter, ist die positive That, die Arbeit. Sie ist die Hauptwaffe der Arbeiter, muß es sein und bleiben, nicht indem man sie verweigert, sondern indem man sie leistet. Und so gut man die Grundlage schaffen kann, auf der eine Arbeitseinstellung stattfinden soll, so gut kann man die Grundlage schaffen, auf der erst recht eine Arbeitsmöglichkeit ersteht.

Es handelt sich darum, dem Arbeiter die Arbeitsmittel zu verschaffen. Kapital braucht man dazu. Wo nimmt man das her? Man hat von Expropriation geredet. Gut, man expropriiere! Das haben die andern, die

jetzt Kapital haben, auch gethan. Also man expropriiere — aber nicht mit Gewalt, sondern durch die Arbeit! — Ja, dazu braucht man ja gerade das Kapital. Wir haben es aber nicht. — Doch, wir haben es. Das Kapital ist da. Jeder kann es da holen, wo es ist; es fließt für alle. Und daß es fließt, ist gut. Der Arbeiter hat es nicht, aber die Arbeiter haben es. Also nehmt, was ihr habt und gebraucht es! Laßt es fließen, es gräbt sich seine Rinne, und wenn sie gegraben ist, fließt anderes, vieles nach.

Unser Vorschlag ist der der Selbstbesteuerung. Wir nennen es so. Aber es ist nicht so. Jeder Arbeiter, kurz jeder, der will, daß das Kapital und mit ihm Grund und Boden aus dem Besitze einzelner wieder in den Besitz des Volkes zurückgeführt werde, dem es gehört, verpflichte sich, zu dem Ende jährlich eine bestimmte Summe dem allgemeinen Fond zuzuführen. Führen wir ein Beispiel an! Nehmen wir an, es gäbe 2 Millionen Zahler, die sich sofort zu zahlen verpflichten. Von diesen 2 Millionen wird auch die ärmste Näherin freudig 10 Mark im Jahre beisteuern, wenn sie weiß, daß es dazu dienen soll, auch das Kapital für sie wieder in Fluß zu bringen. Das sind im ersten Jahre oder schon früher bei der ersten, zweiten, . . . fünften, sechsten Löhnung 20 Millionen Mark. Diese 20 Millionen werden sofort in Thätigkeit gesetzt und in irgend einer Weise fruchtbringend angelegt. Für jede Beisteuer wird ein Anteilschein am Allgemeinbesitze ausgestellt. Zinsen werden nicht ausbezahlt, sondern dieselben in der Weise verwertet, daß man den Mitgliedern der Gesellschaft gegen Vorweisung des Anteilscheines nach und nach billigere Bezugsquellen für ihre Lebensmittel eröffnet. Diese Zinsen in natura werden bessere Wirkung thun und popularisierender wirken, als 30 Pfennige in Geld. Im zweiten Jahre arbeitet die „Volksaktiengesellschaft" bereits mit 40 Millionen und so fort. Auf diesem Wege und nur auf diesem Wege lenkt man das Kapital zurück und läßt dem großen volkswirtschaftlichen Prozeß, vor dem wir stehen, Zeit, sich langsam, ruhig und in gedeihlicher Ordnung zu vollziehen.

Also nur fruchtbringende, positive Anlage! Keine negativen Mittel, keine Unterstützungen, als z. B. nur dort, wo ein Meister zur positiv erzeugenden Arbeit einer solchen bedarf. Er haftet mit seinem Besitze dafür der Gesellschaft, mit seiner Ehrlichkeit und Geschicklichkeit, die in der Höhe des Darlehns sich am Gewinne beteiligt.

Damit nun aber das Kapital im Besitze der Allgemeinheit bleibe und fungiere, läßt man nicht etwa die Arbeiter, welche in dieser oder jener Fabrik, in diesem oder jenem Werke beschäftigt werden, allmählich zu Ankäufern derselben werden, sondern aller Besitz bleibt allen, alle Werke arbeiten zu einem Ziele, zu einem Mittelpunkt, und von ihm aus geht der

pulsierende Strom durch alle Adern bis zur äußersten und letzten des großen lebendigen Körpers wieder hinaus. So können große Betriebe in den Besitz der Arbeiter gelangen. Es können mit dem Wachstum des Besitzes die bisher außerhalb beschäftigten Arbeiter hereingezogen werden, kurz und gut, alle und jegliche Produktion wird sehr bald mit dieser Konkurrenz aus den Arbeiterkreisen zu rechnen haben, und man gezwungen sein, in gesundere volkswirtschaftliche Bahnen allmählich zurückzulenken. So werden die Arbeiter die wirtschaftliche Macht, die nicht nur Bedingungen empfängt, sondern stellt, denn nur die Selbstbefreiung im ethischen Sinne führt zur allgemeinen Freiheit.

Sollen wir auf weitere Vorteile verweisen? Es ist ja sehr schön, eine sogenannte moralische Macht zu sein. Aber jede Macht wird unmoralisch, sobald ihr die reelle Macht fehlt, und man mit Praktiken zu arbeiten gezwungen wird. Schafft man sich selbst diese reelle Macht, so kann man moralisch weiter wirken. Und sehr bald würde sich an der Zusammensetzung des Reichstags erweisen, wie diese Erweiterung der moralischen und realen Macht, die in positiv schöpferischer Weise zur Geltung kam, in die weitesten Volkskreise hinaus zu wirken vermag. Es werden weitere Gesichtskreise geschaffen und der unfruchtbaren und engherzigen Kirchturmswirtschaft endlich einmal der Boden abgegraben. Es wird der Blick auf das Ganze gerichtet und eine Bevölkerung von redlichen Arbeitern herangebildet, die in realer Lebensschule erzogen, wissen, was sie wollen und was der Allgemeinheit dient. Es wird ein lebensfreudiges und lebensstarkes Volk sich bilden, das in der Wahrung der Interessen aller das eigene Interesse gewahrt sieht, und die Arbeit wiederum aus solchen Kreisen heraus wird Frucht bringen und gedeihen, da die Freude aller am Gedeihen des gemeinsamen Werkes dieselbe weiht. Der täglichen Not wird ein Stückchen ihres äußeren Schreckens nach dem andern abgekauft werden, und so wird die Schranke des Indifferentismus und der Teilnahmlosigkeit der großen Massen, an der jedes Reformwerk scheitern muß, durchbrochen werden, durchbrochen durch die Möglichkeit einer Selbstbethätigung, eines Mitthuns am großen Werke. Keine Agitation wird das jemals in der Weise und in dem Umfange zu erreichen vermögen. Und zuletzt die Egoisten mit üblem Beigeschmack werden infolge ihres Egoismus gezwungen werden mitzuthun. Mit ihrer eigenen Waffe werden sie geschlagen.

Oberster Grundsatz in allem muß sein: Offenheit, Wahrheit und Belehrung bis zum letzten Mann. Als Mittel dazu hat in erster Linie eine absolut freie Presse zu dienen, die nicht in Anfeindungen und Anrempelungen ihre Stärke sucht, sondern mit ruhigem Gleichmut die Wacht hält über alle

Gebiete menſchlichen Fortſchritts und dieſe Fortſchritte beſpricht, bis ſie zur Adoption reif und nützlich erſcheinen. Das Lebendige und Lebensfähige ſoll Zielpunkt aller geiſtigen Arbeit ſein, die ſich mehr in poſitiver Produktivität, als in negativer Kritik zu äußern hat. Totgeborenes beſpricht man nicht, ſondern begräbt es ſtillſchweigend. Es muß für die geiſtigen Vor- und Mitarbeiter Sorge getragen werden, nicht indem man ihnen Penſionen und Ehrengeſchenke bezahlt, ſondern indem man für ihre Werke und Arbeiten Abnehmer und Leſer ſchafft. Überhaupt alle und jede Ausgabe, jedes Thun muß darauf berechnet ſein, durch den Einzelnen das Ganze zu fördern, und durch das Ganze wieder den Einzelnen. Nicht der Arbeiter ſoll zunächſt Beſitzer werden, ſondern die Arbeiter, und indem ſo das Ganze zum Beſitztum aller ward, wird es dem Einzelnen ſchon ſeine Zinſen tragen. So kauft und arbeitet ſich der heimatlos gewordene Beſitzloſe wieder in ſein Vaterland hinein, und beide werden inniger mit einander verwachſen, als ſie es jemals waren.

Für den Anfang würde es ſich nötig erweiſen, das zuſammengeſchoſſene Kapital nicht zu zerſplittern. Wenige große Betriebe, damit man am großen Gewinn, den dieſe abwerfen, Teil nehmen kann. Erſt nach und nach, wenn man ſtärker geworden iſt, könnte eine größere Verteilung vorgenommen werden. Und das Stärkerwerden wird bei glücklicher und ſteter Arbeit, bei dem Streben jedes Einzelnen, ſeine Pflicht zu erfüllen und eine wahre Muſteranſtalt mit begründen zu helfen, nicht lange auf ſich warten laſſen. Der Staat mag dann entſcheiden, ob er dieſe pflichtbewußten und ruhig und froh arbeitenden Menſchen lieber mag, als die Egoiſten aller Sorten alten Stils. Was das Volk als ſolches allein durch dieſe Zurückführung zu einer ruhigen und wirklichen Freiheit, die in dem Bewußtſein eigenen Könnens und eigener Kraft wurzelt und ſich in dieſer allein berechtigten Selbſthülfe bethätigt, gewinnt, welchen Nutzen der Staat durch dieſen Erguß lebendiger Kräfte in ſeine erſtarrenden und verdorrenden Formen auf allen Gebieten davonträgt, wird ſich ſchon zeigen. Sein Mißtrauen, wenn eins vorhanden, wird ſich bald in Vertrauen umwandeln, er wird ſchützen und helfen, ſtatt zu hemmen, und wir lenken in ein Leben zurück, das durch das fröhliche Zuſammenwirken Aller an Geſundheit, Kraft und Schönheit nur gewinnen kann. Die politiſche Einigung Deutſchlands iſt erfolgt. Es fehlt die ſoziale. Schaffen wir ſie!

Auf einen Punkt wollen wir noch aufmerkſam machen. Oben ward von Belehrung geredet. Wir meinen nicht die agitatoriſche, die polemiſche, die ſich in freudiger Kurzſicht, mit Dogmen abgiebt, wir meinen die ruhige und ſachliche. Oder glaubt man es an der Hand der Beiſpiele nicht fertig

zu bringen, dem Seiler klarzumachen, daß ihm nicht nur geholfen wird, wenn man die Seilerei unterſtützt, ſondern auch wenn das erſte große Etabliſſement eine Kammmacherei wäre? So verſchroben ſind unſere Arbeiter noch nicht, daß es ihnen nicht einginge, nur hier und dort könne der Anfang gemacht werden, nicht aber überall zu gleicher Zeit. Wenn nicht direkt, ſo doch indirekt wird er den Nutzen ſchon erkennen und ſpüren, und laßt ihn nur erſt ſpüren, dann glaubt er auch, weil er ſieht und gelernt hat und verſteht und weiß. Das iſt die Belehrung, die wir meinen. Sie iſt die allein Fruchtbringende, da ſie zugleich den Geſichtskreis nach innen und außen erweitert.

Das wären ſo einige flüchtig ſkizzierte Punkte. Zu ihrer Ausführung im einzelnen müſſen die Praktiker her! Wir rekapitulieren: Schaffung eines Kapitals durch Zahlung kleiner Summen gegen Anteilſcheine; Anlage in poſitiv ſchöpferiſcher Arbeit; Belehrung; geregelter Umſatz der Einzelkraft zum Vorteil des Ganzen und Erhaltung und Wachstum der Einzelkraft durch das Ganze.

Wir wiederholen zum Schluſſe: nur poſitive Arbeit fördert und trägt Frucht; jede jugendliche Bewegung, wenn ſie wirklich eine ſolche iſt und dem Leben entſtammt, bricht ſich auch Bahn und erzeugt ſich die Waffe der Offenſive; ſie bleibt nicht in der Defenſive. Hier iſt die Waffe! Man ſchleiſe und verwende ſie! Sie heißt für den Arbeiter — Arbeit!

Kants ethiſche Hinterlaſſenſchaft.

Von Julius Duboc.

(Dresden.)

Die ungemein große Fruchtbarkeit, die ſeit geraumer Zeit auf dem ethiſch-ſpekulativen Gebiet herrſcht, ſchreibt ſich — nicht ausſchließlich, denn es ſind auch andere Gründe mitwirkend, aber zum teil — aus dem Weſen der Kantſchen ethiſchen Hinterlaſſenſchaft her. Dieſe Hinterlaſſenſchaft gleicht etwa einer Erbſchaftsmaſſe, in der ein großer, aber von manchen Seiten beſtrittener und nur ſchwer klar zu ſtellender Wert ſteckt und ſo iſt denn auch die Üppigkeit in der litterariſchen Produktion nicht ganz unähnlich einer in Eingaben, Repliken und Dupliken, die ſchließlich zu ganzen Akten-

ſtößen anſchwellen, im Lauf eines verworrenen Erbſchaftsſtreites ſich ergießenden Flut von Beweiſen und Gegenbeweiſen geworden.

Noch immer gilt Kant bei vielen als derjenige, der wie er die neuere Philoſophie geſchaffen, auch den feſten Grund der Ethik gelegt habe — wie dies z. B. Steinthal in ſeiner „Allgemeinen Ethik“ ausdrücklich hervorhebt — und er gilt als ſolcher, hauptſächlich, weil er den guten Willen, den lapis lydius der Geſinnung, um Pfleiderers Worte zu gebrauchen, an die Spitze der Ethik geſtellt habe. Der bekannte Satz, in dem er dies angeblich gethan: „Es iſt überall nichts in der Welt, ja auch außerhalb derſelben zu denken möglich, was ohne Einſchränkung könnte für gut gehalten werden, als allein ein guter Wille“, betont zwar weniger den Gegenſatz von Geſinnung zur Geſinnungsloſigkeit als den von einfacher, unberührter Natur zur Bildung. Er erinnert in dieſem Sinn an Rouſſeau und wird durch die Worte Kants kommentiert, daß der ſittliche Menſchenwert unabhängig ſei von aller intellektuellen Veredelung, von allen Fortſchritten der Wiſſenſchaft und Verſtandesbildung, die nicht im ſtande ſei, den Menſchen gut zu machen. Aber es iſt richtig, daß im geſchichtlichen Verlauf und durch den weiteren Ausbau der Kantſchen Ethik der ganze Nachdruck auf die Seite der energiſch hervorgehobenen Geſinnung zu liegen kam und daß gerade dieſer Punkt als der bleibende und charakteriſtiſche Zug ſeiner ethiſchen Poſition ſich behauptet hat. Nur in bezug auf dieſen Punkt kann und darf von ihm noch heute geſagt werden, daß er den feſten Grund der Ethik gelegt habe.

Gerade dadurch wird aber die Stellung dem ganzen Kant gegenüber nur um ſo ſchwieriger und verworrener und dies Verhältnis ſpiegelt ſich in der eigentümlichen Thatſache ab, daß derſelbe Philoſoph, den man als grundlegend für die Ethik rühmend hervorhebt, wegen ſeines „dürren Pflichtbegriffs“ längſt für beſeitigt erklärt worden iſt. Nach Paulſen (Syſtem der Ethik. Berlin 1889) iſt „der die Pflicht allein um der Pflicht willen erfüllende Mann die hölzernſte Gliederpuppe, die jemals von einem philoſophiſchen Syſtembauer gezimmert worden iſt“. Man wird zugeben, daß das nicht allzu achtungsvoll klingt und daß, wo die Achtung einmal ſo tief geſunken iſt, die Gefahr nahe gerückt erſcheint, daß dem Mantel auch der Herzog, dem dürren Pflichtbegriff auch der ganze Pflichtbegriff, d. h. deſſen Fundamentlegung aus der Geſinnung, alſo gerade, was bleibend an Kant ſein ſollte, über Bord nachfolgen wird.

Ich beziehe das nicht ſpeziell auf den eben zitierten Schriftſteller, wohl aber auf die Situation im allgemeinen und wenn man dieſe unbefangen nach der Seite deſſen, was augenblicklich am meiſten ethiſch gangbar erſcheint,

unterſucht, ſo wird man finden, daß in dem Geſagten keine ſonderliche Übertreibung liegt.

Kant hat mit dem Zurückgehen auf die Geſinnung gewiſſermaßen drei Signalſtangen errichtet, welche in der Ethik die richtige Fahrſtraße angeben. Wo ſie nicht mehr erblickt werden, hat man ſich von ihr abgewendet. Die erſte Signalſtange iſt eben das Erfordernis der Geſinnung als Quelle der Echtheit im Moraliſchen, im Gegenſatz zur äußerlichen Accomodation. Hierin iſt im Grunde nur die allgemeine Wahrheit enthalten und nur auf das Gebiet des Ethiſchen angewandt, daß nur das Thun, welches ein zu Grunde liegendes Innerliches unmittelbar verkörpert, ihm einen unmittelbaren Ausdruck verleiht, dasſelbe echt und mit vollem Gehalt darſtellt. Wer laut pfeifend und ſcheinbar mutig aufſtampfend durch einen dunklen Wald einher ſchreitet, während ihm bange das Herz klopft, iſt nicht mutig, wenn er ſich auch äußerlich mutig geberdet. Und ebenſo alſo: wer aus irgend einem Nebenmotiv ſtatt aus einer — man geſtatte den Ausdruck — pflichtverlangenden Geſinnung ſeine Pflicht thut, hat keine echte Pflichtthat verrichtet und ſich ſelbſt nicht als moraliſch im Sinne von pflichtgetreu erwieſen.

Dieſe erſte Signalſtange hat ſofort zwei andere im Gefolge: den heroiſchen, allem Schwerſten und ſelbſt unter Umſtänden dem Tod Trotz bietenden Charakter des Gewiſſens, den Kant wiederholt hervorhebt und die Reinhaltung von jeder Art von mechaniſcher Dreſſur. Daß, wenn man von der Geſinnung ausgeht, das Gewiſſen, als Wächter der Pflichtthat, eine heroiſche Stärke zu entwickeln vermag, iſt durchaus naturgemäß und begreiflich. Das Gegenteil würde unbegreiflich ſein. Die Geſinnung läßt ſich, ihrem Weſen nach, nicht von dem, worin ſie wurzelt, abdrängen. Sie wird alſo unter Umſtänden — nämlich je nach der Nervenſtärke ihres Trägers, die Tendenz wird ihr immer innewohnen — auch der Bedrohung mit dem Tode trotzen und das Gehäuſe, in dem ſie thront, den Menſchen, zwingen, lieber ſeinem leiblichen Verderben entgegen zu gehen, als ſeine Seele, d. h. ſeine Geſinnung, aufzugeben. Die Reinhaltung des Begriffs der Pflichtthat von jeglicher Art von mechaniſcher Dreſſur andererſeits iſt eine ebenſo ſelbſtverſtändliche Folge aus der zu Grunde gelegten Thatſache der Geſinnung. Geſinnung läßt ſich nicht andreſſieren und auch das Syſtem von Zuckerbrot und Peitſche ergiebt nur eine Fertigkeit, keine Geſinnung, folglich auch keine That und kein Thun, das aus pflichtverlangender Geſinnung hervorgegangen, die echte Pflichtleiſtung darſtellt und folglich — ſoweit hierin die Moralität geſetzt wird — auch keine Moralität. Talmi anſtatt Gold iſt alles, was auf dieſem Wege erlangt werden kann.

Und gerade dieser Weg ist die heute am meisten gangbar befundene Fahrstraße. Sehen wir uns nach den erwähnten Signalstangen um, so finden wir, daß eigentlich keine einzige mehr den ihr rechtlich zukommenden Platz behauptet. Stuart Mill lehrte mit Beifall und vielfacher Zustimmung in seiner Assoziationspsychologie, daß der Anfang *sittlicher* Bildung auf der gewohnheitsmäßigen Vergesellschaftung von Rechtthun mit Lust und Unrecht mit Schmerz beruhe, obwohl eben diese gewohnheitsmäßige äußerliche Verknüpfung — Zuckerbrot und Peitsche — die Sittlichkeit mehr oder minder als ein Ergebnis mechanischer Dressur erscheinen läßt. Hiermit ist also die dritte Signalstange aufgegeben und es bereitet das um so weniger Schwierigkeit, als wir dadurch in die angenehme Lage versetzt werden, auch bei den Tieren ein Gewissen oder, wie Agassiz, dem Darwin zustimmt, meint, „etwas, was dem Gewissen äußerst ähnlich ist", anzuerkennen. Ist einmal die mechanische Dressur, auch nur annähernd, zugelassen, so haben wir in der That auf diesem Gebiet einen so großen Schritt gegen das Tierreich gethan, daß die Unterschiede schwindend werden.

Das Gewissen ist alsdann aber nicht mehr die heroische agierende Gesinnung, das beseelte Gesetz, das Bewußtsein einer *rechtlichen* Verpflichtung, von der nichts entbinden kann, sondern es ist auf Darwinschem Standpunkt, d. h. auf dem Standpunkt der gesamten Descendenz-Lehre nichts weiter als ein *Mißbehagen*, welches dadurch entsteht, wenn die ausdauerndere und daher auf ausdauernde Befriedigung durch ihre Erfüllung veranlagten sozialen Instinkte einmal von einem weniger ausdauernden, aber zeitweise besonders heftig auftretenden Instinkt zurückgedrängt und überwunden werden.*)

Damit ist auch die zweite Signalstange gefallen und über sie hinweg geht es in jene biologisch-evolutionistische Auffassung, welche „gesittet" mit „sittlich" zusammenwirft, den ursprünglichen Inhalt der Pflicht als bloße „Sitte" erklärt („der Sitte gemäß zu leben") und die Sitte wiederum aus den *zweckmäßig* strebenden „*Instinkten*" des ursprünglichen Menschen hervorgehen läßt.

Bliebe nun noch die erste und hauptsächlichste Signalstange: die Gesinnung. Aber diese ist schon mit der Ableitung aus einem Zweckmäßigkeits-Streben unverträglich. Hier beginnen verschiedene Welten. Das Zweckmäßigkeits-Streben richtet sich auf den *Nutzen*, der Nutzen aber fragt nichts nach der Gesinnung, so wenig wie die Gesinnung jemals etwas nach dem Nutzen fragt und fragen darf. Jedes hält für sich Haus. Wer den Nutzen

*) Darwin, Descent of man. cap. 3.

ſucht, fragt ſich bei ſeinem Handeln: „was kommt für mich dabei heraus?“ Hier iſt das „dabei“ charakteriſtiſch. Denn dadurch wird die Pflichtthat die Pflichterfüllung, wenn es ſich um dieſe handelt, eben zu einem Beiwerk, während dieſelben für den, der aus pflichtverlangender Geſinnung handelt, die einzige Hauptſache iſt, um die es ſich handelt, ſo daß für ihn jene Frage gar keinen Sinn hat.

An dieſem Grundverhältnis, wonach jegliche Art von Utilitarismus und Geſinnung geſchieden ſind, wird auch durch alle Goldverbrämungen des erſteren, auf die nicht hier erſt eingegangen werden kann, nichts geändert. Ob man den Spalt zwiſchen beiden mit der allgemeinen Wohlfahrt, welche die private in ſich aufnehmen, mit dem Egoismus, der, wenn er ſich richtig bedenke, eigentlich Altruismus ſei u. ſ. w. zudecke oder nicht — er bleibt beſtehen. Entweder Geſinnung oder Nutzen und damit der Geſichtspunkt des Gewerbes. Und wie Leuthold ſagt:

Wir leben in einer praktiſchen Zeit,
Und alles treibt ſich gewerblich,

auch die Sittlichkeit als Pflichterfüllung.

Was bedeutet nun demgegenüber die Kant dargebrachte Huldigung ſeiner ethiſchen Grundlegung? Er nimmt dabei etwa die Stellung eines Alters- oder Ehrenpräſidenten ein, der nur noch formell geehrt wird, in Wirklichkeit aber nichts mehr zu ſagen hat.

Der Dammbruch von Seiten der die Naturthatſachen ſummierenden und verarbeitenden und einheitlich zu beſtimmten Geſichtspunkten, auch für das ethiſche Gebiet, zuſammenfaſſenden Disziplinen würde bei der Gewalt der Strömung wohl immer erfolgt ſein. Erleichtert hat den Vorgang aber Kant ſelbſt. Denn dadurch, daß er die Geſinnung gewiſſermaßen entmannte oder entſeelte, indem er ſie rein abſtrakt faßte, dadurch, daß er die moraliſche (pflichterfüllende) Geſinnung rein vom Willen, was bei ihm nichts anderes heißt, als rein von der praktiſchen Vernunft, mit Ausſchluß aller Luſt- und Unluſt-Motive, abhängig erklärte, dadurch ſchuf er eben den verrufenen „dürren Pflichtbegriff“. Und da dieſer ſchon zu Kants Lebzeiten und in immer ſteigendem Maße bei der nachfolgenden Generation allen Kredit verlor, ſo war es nur eine ganz natürliche Folge, daß dieſer Kreditverluſt allmählich auf das ganze, ohnehin ſo verwickelte Verhältnis der Grundlegung der Pflicht mittels der Geſinnung übertragen wurde.

Eine natürliche — nicht eine unvermeidliche, durch die Logik des inneren Verhältniſſes gebotene. Es iſt Kants bleibendes geſchichtliches Verdienſt, daß das Verlegen der Echtheit alles Thuns in den Urſprung aus dem innerſten Heiligtum der Geſinnung für das ethiſche Gebiet durch die

Wirkung seiner Philosophie eine schärfere Betonung wie je vor ihm erlangt hat. Zog er hierbei auch eine — für unseren Stundpunkt — unmögliche Folgerung, indem er den Kitt des Selbstinteresses preisgab (was sich übrigens durch die vielen Widersprüche in seiner Metaphysik des Sittlichen schwer genug gerächt hat), so liegt es doch in ihm begründet, daß das Tafeltuch zwischen Utilitarismus und dem Gebiete des Sittlichen ein=für allemal entzwei geschnitten ist. Und wenn er selbst dabei ein Stück zu weit und in den Eudämonismus hineingeschnitten hat, statt nur den Utilitarismus als Gegensatz der Gesinnung von der Auffassung zu trennen, welche diese vertritt, also auch von dem Eudämonismus, der an ihr festhält, so ist es unsere Sache, diesen Fehler zu verbessern. Das geschieht, indem wir die Gesinnungs-Position auch für den Eudämonismus behaupten; nicht, indem wir uns, offen oder verschleiert, einem utilitarischen Prinzip anbequemen, wodurch wir die Gesinnung nur vollends preisgeben, statt daß wir dem dürren Pflichtbegriff Saft und neues Leben einflößen sollten. Meines Erachtens ist einerseits der Eudämonismus nur haltbar, wenn er sich vom Utilitarismus befreit und der kategorische Imperativ nur, wenn er auf die Lust gegründet wird. Eine Trieblehre, die beides leistete, würde auch im stande sein und es würde ihre Aufgabe sein, was ich vorher als pflichtverlangende Gesinnung bezeichnet habe, in seiner konkreten anthropologischen Bedeutung zu entwickeln und festzustellen.

John Henry Mackay.

Eine litterarische Studie von Gabriele Reuter.

(München.)

Unter den modernen Poeten mit ausgeprägter Eigenart nimmt J. H. Mackay unstreitig eine hervorragende Stellung ein. Es dürfte nicht ohne Reiz sein, dem Werden dieser Dichter=Individualität nachzuspüren. Zwar das persönliche Leben, welches in jedem Falle gewaltig auf die Werke eines Mannes zurückwirkt, kann hier natürlich kaum gestreift, und also kein plastisches, sondern nur ein Reflexbild gegeben werden.

Mackays Dichtungen sind bis jetzt, mit wenigen Ausnahmen, so ganz lyrisch, sind so ganz Ausdruck innerer Stimmung und so wenig an das Publikum gerichtet, daß sie eigentlich nur in ihrer Gesamtheit verstanden

und gewürdigt werden können. Man muß sich ernst und vorurteilslos in sein Gedanken- und Gefühlsleben vertiefen, um durch seltsame Schönheit erfreut, durch originelle und erlösende Ideen überrascht zu werden. Besonders gilt dies von Mackays letztem und für den gewöhnlichen Leserkreis unverständlichstem Buche: „Das starke Jahr". Die hier gegebene Studie soll zunächst als Einführung in den Geist dieser merkwürdigen Gedichtsammlung dienen.

J. H. Mackay wurde am 6. Februar 1864 zu Greenock in Schottland geboren. Nach dem Tode des Vaters kehrte die Mutter, eine Hamburgerin, mit dem dreijährigen Knaben nach Deutschland zurück. Dieser erhielt eine deutsche Gymnasialerziehung, welche den ererbten britischen und hamburgischen Unabhängigkeitssinn zu so zorniger Auflehnung entflammte, daß sie die Urheberin des köstlichen Lieder-Cyklus „Moderne Jugend" wurde. (Dichtungen bei O. Heinrichs 1886.)

Eine Studienzeit in Leipzig, ein Aufenthalt in Berlin, Reisen nach Schottland, England, Spanien und Frankreich gaben dem jungen Manne einen Überblick über das europäische Kulturleben unserer Tage. Jetzt hält Mackay sich meist in Zürich auf.

Es ist charakteristisch für den Dichter, daß die Geburt und die Verhältnisse ihn zum Weltbürger machten, sehr lange bevor er sich aus Prinzip als ein solcher erklärte. Welchem Lande sollte er auch seine patriotischen Gesinnungen zuwenden? Er gehört zu den Menschen, die überall Ausländer sein werden. Man kann ihn nicht um seiner Abkunft und seines Namens willen unter die englischen Sänger zählen. Trotz seiner meisterhaften Beherrschung unserer Sprache ist er in gewissem Sinne auch kein deutscher Dichter. Um diese Behauptung zu erklären, genügt als Gegensatz zu ihm ein Hinweis auf Bleibtreu und Wildenbruch. Sie sind in Vorzügen und Fehlern echte Deutsche, bei aller Verschiedenheit einig in der Begeisterung für das Nationale. Dieses Element ist Mackay völlig fremd, ja er tritt ihm feindlich gegenüber. Zu einer Zeit, in der das Vaterlandsgefühl die öffentliche Meinung beherrscht, wird hier schon einer der Gründe zu suchen sein, die eine Anerkennung Mackays beim besseren Publikum noch lange hindern werden.

Daß dem Dichter indessen warme Liebe für die Heimat, für den Boden, auf dem das Kind Sonne, Luft und Erdenschönheit zuerst genoß, in reichem Maße eigen ist, hat derselbe durch sein Erstlingswerk, „Die Kinder des Hochlands, eine Geschichte aus Schottlands Bergen", bewiesen. Auch den Zoll jugendlicher Dankbarkeit für die Befruchtung des Poetengeistes durch unsere

Klassiker verstand Mackay in einem Heftchen „Thüringer Lieder" zartsinnig abzutragen.

In Ilmenau findet er ein melodisches Echo jener unsterblichen Weise: „Über allen Gipfeln ist Ruh". Und im Gefühl der auch ihm eingebornen Kraft scheidet er von den, der Erinnerung an vergangene Größe geweihten Stätten mit dem Ausruf:

— — „Doch ich trage voll von Hoffen
Eine Welt in mir mit fort."

Die Begeisterung für Goethe und Schiller in Ehren — von englischen Poeten: Byron, Shelley, Swinburne scheint Mackay in der Form des Ausdrucks doch noch mehr gelernt zu haben.

Seine eigene Welt erschließt sich uns zuerst in den 1886 gedruckten „Dichtungen".

Eine reizvoll jugendliche Welt!

Abgesehen von einigen mit der Intuition des echten Dichters erfaßten Lebensbildern („Unschuldig verurteilt", „Martha", und „Einsames Sterben") schildert das Buch die naturgemäßen Empfindungen eines eben dem Knabenalter entwachsenen Jünglings. Die Liebeslieder tragen den unverkennbaren Stempel der ebenso schwärmerischen als vergänglichen Schülerneigungen. Das Gedicht „Glückliche Fahrt" gilt dem schmerzlichen Abschied der Mutter von dem in die Welt hinaustretenden Sohn. Die Gefühle eines Mutterherzens in dieser schweren Stunde sind mit so zarter Wahrheit ausgesprochen, daß danach wohl auf ein besonders inniges Verhältnis zwischen Mutter und Sohn geschlossen werden darf. Ist es der unbewußt ausgeströmte, unbewußt eingeatmete Einfluß einer kindlich geliebten Frau, der dem Manne später die edle Form, das reine Empfinden verlieh, welches Mackay gerade dann bekundet, wenn er die heikelsten Motive mit freiem Mute behandelt?

In den „Dichtungen" sind bereits alle Eigenschaften seiner Individualität zu finden. Die Neigung zum Krassen, Grausigen, der leidenschaftlich-fanatische Haß gegen jede tyrannische Macht und damit gepaart ein tiefes Gemütsleben, ein Sinn für Natur, der ihren verborgensten Schönheiten nachspürt, ein Können, welches die feinsten Schattierungen des Undefinierbaren, was wir Stimmung nennen, entzückend wiederzugeben versteht. Vor allem besitzt Mackay ein Fühlen und eine Sprache für menschliche Qual, welche ihn den größten Sängern des Weltelends an die Seite stellt.

Aber dies alles ist bis jetzt nur angedeutet, wie man auch die Züge des gewordenen Mannes in einer alten Kinderphotographie herauskennt.

In den „Dichtungen" ist noch nichts enthalten, was gute Väter und Mütter, gebildete Tanten und getreue Staatsbürger einem feurig aufstreben-

den jungen Talent nicht verzeihen könnten. Es wetterleuchtet darin, aber das Gewitter kann sich nach und nach in sanftem, wohlthätigem Landregen auflösen.

Bedenklicher grollen die Donner schon in dem 1887 erschienenen sozialen Gedicht „Arma parata fero“. Mit ihm mag Mackay manchen Freund und Gönner gründlich von sich abgeschreckt haben. Wohl flammt eine zündende Kraft in den schwungvollen Versen, die alles, was der Dichter bis hierher geleistet, weit übertrifft — aber darum sind sie ja doppelt gefährlich.

Er nimmt mit diesem Liede die Waffen auf, um sie nicht wieder aus der Hand zu geben; er wird ein zielbewußter Kämpfer für die Rechte aller Unterdrückten, er nennt sich selbst: der Freiheit Sprecher.

Zwischen den besprochenen Büchern, zu denen noch der Versuch eines Trauerspiels „Anna Hermsdorf“ und die novellistischen Studien „Schatten“ zu zählen sind, und den späteren Werken Mackays liegt ein bedeutsamer Abschnitt. Augenscheinlich stehen wir hier vor einer jener geheimnisvollen Wendezeiten, die in der Entwicklungsgeschichte jedes hervorragenden Menschen eintreten und in denen so jähe Verwandlungen mit ihm vorzugehen scheinen, wie mit dem Pflanzenkleid der Erde nach gewissen feucht-warmen Frühlingsnächten. Freilich — wird alles plötzlich grün, so sind die Knospen eben zum Aufbrechen reif. Im Jahr 1888 gab Mackay bei Baumert und Ronge in Großenhain und Leipzig eine Novellensammlung „Moderne Stoffe“ und einen zweiten Band Gedichte heraus. Den letzteren nannte er „Fortgang“. Zugleich erschienen bei Schabelitz in Zürich zwei Bücher, welche keinen Autornamen trugen: „Helene“ und „Sturm“. J. H. Mackay hat sich sehr bald als ihren Verfasser bekannt.

Man steht hier vor einer so verblüffend reichen Ernte, daß man kaum begreift, wie ein einziges Jahr sie reifen konnte. Das müssen Höhepunkte des Erlebens, der Schaffenskraft gewesen sein!

Die vier Bücher gehören zusammen, wenn sie auch in der Form jedes ein für sich bestehendes Ganze bilden.

Das Gelübde: Arma parata fero! wird gehalten.

Was Anderen aus fernen Weiten verworren entgegendämmert, vor dem hellseherischen Auge des Propheten steht es wie klare, nahe Wirklichkeit. Und er mißt die Gegenwart an dem Ideal einer freiheitumleuchteten Zukunft. Er wagt zu sehen, was Menschen leben müssen, und ist stärker als der Schillersche Jüngling vor dem Bilde von Sais. — Paralisiert hat ihn der Anblick der Wahrheit nicht. Er findet mächtige Worte, um in alle Welt hinauszurufen, was die eine Hälfte der Menschheit leiden muß, damit

die andere ſich freuen kann, um aufzurütteln aus trägem Genießen und dumpfem Ertragen, um zu ſchrecken und zu ermutigen.

Charakteriſtiſch für dieſe Epoche iſt der Epilog, mit dem der „Fortgang“ ſchließt:

„Freudig kämpfend bis zum Ziele!“
Freund, das ſind ja Worte nur.
Nicht mit leeren Tönen ſpiele,
Willſt Du folgen klarer Spur.

Wann hat je ein Ziel ein Streben,
Wenn es ſchrankenlos die Welt
Seinem eignen kurzen Leben
Kühn und kräftig unterſtellt?

Und wozu ein Kampf auf Erden,
Wenn er nicht ein Ziel gewinnt:
Daß wir alle froher werden,
Als wir waren, als wir ſind?!

„Freudig“ — kämpft der Wahnbethörte
Und der Knecht auf blinder Spur.
Wer des Mitleids Stimmen hörte,
Kämpft in herben Schmerzen nur.

Über Sterbende und Leichen
Wird vielleicht ſein Wünſchen gehn,
Und ſein Ziel — er wird es weichen
Weit und immer weiter ſehn ....

Ein unendlich tiefes Mitleid hat die Schilderung der Frauenſchickſale geboren, die „Moderne Stoffe“ und „Helene“ enthalten.

Dieſe Mädchen haben nichts von dämoniſcher Sinnlichkeit, nichts von der Sentimentalität der „gefallenen Unſchuld“, womit die meiſten Schriftſteller derartige Geſtalten zu umkleiden lieben. Es ſind arme, geplagte, bebende, verzagende Sklavinnen der Sünde Anderer. Mir ſcheint, es würde manchem Fräulein unſerer Bourgeoiſie recht gut thun, die Geſchichte dieſer „Hedi“, dieſer Maxl' und der Tingeltangelſängerin Helene zu leſen, um ihr das hochmütige Zurückzucken vor ſolchen armen, ſtaubbedeckten Geſchöpfen ein wenig abzugewöhnen.

Mackay verſteht die Mädchen aus dem Volke mit den einfachſten Mitteln äußerſt anmutig zu zeichnen. Die Geſchichte der tapferen kleinen Kellnerin Maxl' und ihres tragiſchen Unterliegens iſt ein Kabinetſtück moderner Erzählungskunſt. Der kalte Hohn, mit dem der wohlerzogene Held Hans Grützmeier geſchildert wird, läßt auf dem Gebiet der Satire noch manches von dem Verfaſſer erwarten.

Größer im Wurf, wertvoller durch die Form und hinreißender durch die darin glühende Leidenſchaft iſt das in reimloſe Jamben gefaßte epiſche Gedicht „Helene“.

Es handelt von der Liebe eines jungen Mannes der höheren Stände zu einem Mädchen, welches ihm nach flüchtiger Begegnung entſchwindet.

Und dann findet er sie in dem oben erwähnten traurigen Berufe wieder, zu dem sie nicht ihr Wille, sondern trostlose Verhältnisse getrieben haben.

Liebe, Liebe, nichts als Liebe! Jauchzen des jungen Glückes, Seufzer verschmachtender Sehnsucht, Ringen mit der Verzweiflung und neu erwachende Hoffnungspein bis zum Rasen der wildesten Leidenschaft! Und dann Trennung und ihr Untergehen — schlimmer als Tod — und ein hinausgeschrieener Fluch des Mannes, der sie den dunklen Strom hinabtreiben sieht — immer weiter und weiter — und am Ufer steht und ihr nicht helfen kann. —

Was soll ich von der Schönheit der Verse, von der Glut der Empfindung, von der wechselnden Stimmung, von der Steigerung darin reden? — Wer die Höhen und Tiefen einer großen Leidenschaft durchlebt hat, der wird an dem Erwachen aller qualvollen Erinnerungen fühlen, wie wahr dies Buch ist, und wer sie nicht kennt — der lese „Helene" nicht, denn ihr Inhalt wird ihm Wahnsinn scheinen.

Man könnte einwenden, daß der Gegenstand so herrlichen Gefühls ein wenig würdiger sei — aber wann hat Liebe jemals den Maßstab bürgerlicher Ehrbarkeit angelegt? Vermutlich haben seinerzeit auch die Leviten und andere vornehme Leute des Volkes Israel die Hirtin, welcher der königliche Sänger Salomon sein Lied weihte, dessen nicht würdig befunden. Und doch war es ein hohes Lied und Sulamit wurde zum Symbol der Himmelsbraut. Jede Zeit hat ihre typische Heldin. Das Mittelalter, in welchem die Feudalherrschaft blühte, besang Königinnen, Beatrice und Laura waren wenigstens Edelfräulein. Als das Bürgertum sich seiner Rechte erinnerte und die Vorboten der Revolution von 1789 am Horizont aufstiegen, entflammte Lotte, das reine Bürgermädchen, alle Herzen in Rührung. — Helene, die schmutzbefleckte, die unschuldig zu Grunde gerichtete Proletarierin — wird sie nicht die Heldin der drohenden Zukunft sein?

Daß einem Sohn der herrschenden Kaste, der Kaste, die ihr Elend nicht zum wenigsten verursachte, das Herz um sie bricht, verleiht dem Gedichte tiefe Tragik.

„Ich bin gestorben, doch ich werde leben!" läßt Mackay seinen Helden sprechen, nachdem derselbe mit Jugend und Glück abgeschlossen hat. In diesen Worten liegt ein Sinn von weitgreifender Bedeutung.

Eine Anzahl der Männer, die heute mit Stift und Feder, mit Wort und Pinsel die Bourgeoisie untergraben, die das Recht des vierten Standes, sei es durch künstlerische Darstellung seines Daseins, sei es durch unzweideutige Kriegsrufe, zu Ehren bringen, sind die trotzigen lebensvollen Kinder eben jener fett und alt gewordenen Bourgeoisie. Das ist Nemesis der Weltgeschichte. Cäsar starb durch Brutus — die Alleinherrschaft der katho-

liſchen Kirche wurde durch einen Mönch gebrochen und Mirabeau war ein Sprößling der franzöſiſchen Ariſtokratie. Meiſt ſind die Aufrührer mit den beſten Kräften der abſterbenden Gewalten genährt und tüchtig gemacht zu ihrem Vernichtungswerk.

Auch unſre naturaliſtiſchen, ſozialen Künſtler und Schriftſteller haben von der Bourgeoiſie die Reſultate der Wiſſenſchaft und gerade den verfeinerten Sinn bekommen, der ſie, nun ihnen die Zeit die Augen geöffnet hat, befähigt, die Leiden ihrer Brüder ſo ſtark zu fühlen und ſo eindringlich zu ſchildern.

Ein Dichter, der mit ſchöpferiſcher Phantaſie und mit dem Herzen des Menſchenfreundes die Studien gemacht hat, deren Reſultate „Moderne Stoffe“ und „Helene“ ſind, der muß zu wütender Empörung hingeriſſen werden.

Nachdem Mackay eine „Helene“ ſchreiben konnte, mußte er den „Sturm“ ſchreiben. Und die Gedichte des „Fortgang“ ſind nur die ſtilleren Momente zwiſchen dem Orkan, die Ausklänge desſelben.

Mackay hat mit ſeiner Vergangenheit und mit der alten Welt gebrochen. In titaniſchem Zorn rüttelt er an den Grundfeſten, auf denen die Geſellſchaft ſicher zu wohnen glaubt. Mächtige Kampfgeſänge ſchleudert er mit grandioſer Kühnheit einer verhaßten Weltordnung entgegen.

Natürlich wurde das Buch verboten.

Es iſt das Recht der bürgerlichen Geſellſchaft, ſich gegen einen Feind, der in ſo herrlicher Sprache die Umwälzung alles Beſtehenden predigt, mit jedem Mittel zur Wehr zu ſetzen.

Die düſtere Schwermut, welche über den Liedern des „Fortgang“ brütet, die Klage über die eiſige Einſamkeit, in der die Wahrheitſucher wohnen, wird nun ſehr verſtändlich. Wir begreifen, daß ſie für dieſen Dichter, der zu tiefgründig, bei allem menſchlichen Mitleid zu ſtolz iſt, um ſich der ſchnell wechſelnden Gunſt der Maſſen hinzugeben und der mit dem Beifall der eigenen Kaſte für immer gebrochen hat, keine poetiſche Phraſe iſt, ſondern bittere Wirklichkeit.

„Fortgang“ iſt ein ernſtes, reiches Buch, ein Schatz für beſondere Menſchen. Der einſame Beobachter bekommt einen ſcharfen Blick für die Vorgänge um ihn her, an denen er nicht mehr thätigen Anteil nimmt. Die Ergebniſſe ſolcher Wahrnehmungen werden dem Dichter des „Fortgang“ zu geiſtvollen, pſychologiſch intereſſanten kleinen Zeichnungen. Ich nenne von dieſen die beſten: „Ehe“ — „Die Knechtin“ — „Der Wahre“ — „Frühlingswind“ — „Liebe“ — „In der Geſellſchaft“.

Eigentümlich vereint ſich bei Mackay ein klarer ſkeptiſcher Verſtand

mit einer in das Unbegreifliche hinaus schweifenden Phantasie. Sie hat Erscheinungen, die an das Gebiet des Krankhaften streifen. Dennoch zeigt sich, wenn er diese Erscheinungen zu bannen versucht, die Darstellungskraft des Dichters vielleicht am größten. —

Ein Jahr nach den besprochenen vier Büchern gab Mackay ein Heft Übertragungen englischer und amerikanischer Poesien heraus. Es findet sich viel Schönes und Gelungenes darunter, dennoch kann ich sie — Joaquim Millers „Arizonian" ausgenommen — nicht auf gleiche Höhe mit Mackays eigenen Dichtungen stellen.

Inzwischen hat Mackay eine Bekanntschaft gemacht, die von dem größten Einfluß auf ihn gewesen ist. Die neue Auflage des „Sturm" von 1890, welche von der Polizei unbeanstandet blieb, ist dem Andenken Max Stirners gewidmet.

Die hochbedeutende, jetzt fast vergessene Schrift dieses Philosophen „Der Einzige und sein Eigentum" muß als Erlösung auf Naturen wirken, die an einem Übermaß von Menschenliebe erkrankt sind und doch einsehen, daß eine Aufopferung der eignen Persönlichkeit nicht nur niemand nützt, sondern zu Lüge und Heuchelei führt. Wer hätte je das eigne Selbst ganz überwunden?

Jeder groß angelegte Charakter mit künstlerischem Talent ist im Grunde Individualist. Will er ungewöhnlich wahr gegen sich und andere sein, so wird er dies offen bekennen, und ist er zugleich Denker, so wird er es in ein System zu bringen versuchen. Stirner mit seiner geistvollen Begründung des Rechtes des Egoismus konnte Mackay nur zusammengefaßt bieten, was dieser schon längst empfunden und hier und da in seinen Schriften auch bereits ausgesprochen hatte.

Die begeisterte Dankbarkeit, mit der er den Meister anerkennt, zeigt nur, daß der vielgeschmähte Egoismus seine Jünger nicht notgedrungen unfähig zu jeder sogenannten edlen Regung machen muß.

Mackay sagt in der Vorrede zur zweiten Auflage des „Sturm":

„Und langsam fand ich mich. Ein Jahr zerrann
In letzten Kämpfen, bis ich mich gewann,
Vom Nebel-Schleier war ich dicht umhüllt,
Von Rufen aus der Tiefe wild umbrüllt,
Von Lockungen der Höhen süß umklungen,
Höhen und Tiefen habe ich bezwungen."

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dem Dichter des „Sturm" die Versuchung, in den sozialen Bewegungen unserer Tage eine thätige Rolle zu spielen, nahe getreten ist.

Doch Mackay glaubt nicht mehr an Utopien. So lange die Menschen sich nicht selbst innerlich frei von Wahn und Vorurteilen jeder Art machen, so lange wird ihnen äußere Freiheit nicht viel nützen:

„Wenn Ihr die Stärk'ren geworden seid,
So seid Ihr in Eurem Rechte",

ruft er den Träumern zu.

Der Aussicht, daß Sozialisten und Kommunisten den Völkern einen glückseligen Zustand schaffen könnten, tritt er aufs schärfste in folgenden Versen entgegen:

— „Wo ist dann Freiheit noch und wo Entfaltung,
Wenn Keiner sich mehr an dem Andern mißt?"

Was Staat jetzt heißt, wird dann Gemeinde heißen,
Der Einzelne wird mehr und mehr umengt,
Ihm ist versagt, sich los- und freizureißen,
Er ist in — Rosen-Ketten eingezwängt!

Die „Liebe" breitet ihres Mitleids Schwingen
Über der Tage unentschiedene Schlacht!
Sie lähmt dein Leben, meines Geistes Ringen;
Mein Lachen und dein Weinen sind bewacht.

Und bleigrau-öde, trübe Langeweile
Sinkt auf die Welt herab ein Leichentuch,
Erfüllung hemmt des letzten Wunsches Eile
Und schließt des Lebens unverstandnes Buch . . . "

— — Diese Worte wird man Mackay dort, wo man sich getroffen fühlt, schwerlich verzeihen.

So ist er denn von allen Parteien geschieden und sein Schicksal wird es sein, viel gehaßt und wenig verstanden zu werden. Er steht allein, wie es sein Wille ist: ein Einzelner, ein Starker.

Das letzte Werk, welches uns John Henry Mackay geschenkt hat, trägt den Namen „Das starke Jahr". (Schabelitz, Zürich 1890.)

Die Widmung der Gedichte lautet:

„Dem gehaßten Gefährten gehöre sein Werk".

Der „Sturm" giebt uns darauf die Antwort:

„Das ist der Kampf, den allnächtlich
Bevor das Dunkel zerrinnt,
Einsam und gramvoll auskämpft
Des Jahrhunderts verlorenes Kind".

Oder ist es jener finstere Freund, zu dem der Dichter spricht:

„Reich mir die Hand, meiner Jugend Genosse, gewaltiger Schmerz!"

— Das Buch besteht aus genialen Variationen über das Thema: „Der Einzige und sein Eigentum". Stirner dürfte sich freuen über die Früchte seiner Lehre. Doch die Ernte ist nicht mehr sein, sie ist Mackays Eigentum geworden.

Nur er allein — ein Idealist des Materialismus — vermochte so gedankentiefe Phantasien über das Recht des Einzelnen zu schreiben. Es gehört Mackayscher Wahrheitsmut dazu, die letzten Konsequenzen seiner Weltanschauung mit einem so grausig-großartigen Humor zu ziehen, wie in dem Gedicht: „Krähengekrächz" — ihre dunkle Seite durch ein Bild wie „Der Trinker" zu illustrieren.

— Einige Gesänge, in denen das Ringen mit dem Unaussprechlichen noch nicht von Sieg gekrönt ist, oder die sich direkt auf Erlebnisse beziehen, welche der Leser nicht kennt und die ihm aus diesem Grunde, trotz redlichem Nachdenkens, dunkel bleiben, hätte der Verfasser besser zurückgelassen. Die reiche Einsamkeit des Poeten, die wechselnden Stimmungen des schaffenden Geistes sind mit wundervollem Wohllaut besungen. Auch für wilde Lust und die ewig-wache Sehnsucht nach Glück findet Mackay ergreifenden Ausdruck.

Wie schön ist das Lied: „Frühlingsnacht"! Doch der Liebe wird nur beschränkter Raum gewährt. Es ist der gereifte Mann, der hier redet, der Weise, der uns wie seinen Schüler Walther in des Lebens üppiges Fest einführt, und dessen „letzte Erkenntnis" der Welt lautet:

„Einst wähnte ich sie zu verachten —
„Ich verachte sie nicht mehr —
„Ich kann nur noch betrachten —
„Ich schaue um mich her —

„Ich betrachte das Sein wie ein Haben,
„Von dem kein Teil ich bin —
„Ich bin mein — ich kann mich geben
„Nicht mehr den Andern hin."

Warum soll ich weiter Einzelnes anführen?

Wer erkannt hat, wie morsch sich die Stützen erweisen, die man gemeiniglich „Ideale" nennt, wenn die Erfahrungen der Wirklichkeit sich ihnen brutal entgegenstemmen — und wer dabei den unstillbaren Hang in sich trägt, den Rätseln menschlichen Seins, dem großen Weltenschicksal nachzusinnen — der wird in diesem Buche viel finden, was ihn bewegt und durch hohe Formvollendung in ein Reich ernster, wahrer Schönheit führt. Die Menge wird „das starke Jahr" nicht erobern, aber wer es gewonnen hat, dem wird es ein treuer Freund bleiben und sein Einfluß wird wachsen im Laufe der Zeit. —

— Auf der letzten Seite des „starken Jahres“ kündigt der Verleger das baldige Erscheinen des Romanes „Die Anarchisten“ von J. H. Mackay an. Der Dichter tritt darin zum ersten Mal mit einem Prosa-Werk dieser Gattung vor die Öffentlichkeit. Man darf gespannt sein, wie ein so selbstständiger, mutiger und gewissenhafter Denker die Frage der anarchistischen Bewegung behandeln wird. Und interessant wird es sein, zu sehen, ob der Lyriker, der Novellist auch zum Meister des großen Kulturgemäldes herangereift ist.

Realistisches über Ideen und Ideale.

Von Margarethe Halm.

(Wien.)

I.

— und daß wir einstmals die Naturgesetze der Seele zu erforschen im Stande sein werden, so wie wir gegenwärtig die der materiellen Welt beherrschen.

W. W. Meyer.

„Ideen und Ideale sind Vorstellungen von etwas Übersinnlichem“. So lernten wir's in der Schule. Aber — kann man Übersinnliches denken, ohne übersinnlich veranlagt zu sein? „Es giebt nichts, was nicht eingezogen wäre durch das Thor der Sinne.“ Diese Wahrheit stünde fest, wenn auch Moleschott sie nicht in so bündigem Satz ausgesprochen hätte. Haben wir aber heute noch das Recht zu sagen, daß der Mensch, jeder ohne Ausnahme, fünf und nur fünf Sinne hat?

Lächerlich! Mit demselben Rechte könnten wir auch behaupten, daß es vier Elemente giebt: Feuer, Wasser, Luft und Erde, wie man dies vor etlichen Jahrhunderten annehmen zu müssen glaubte.

Ideen und Ideale sind demnach übersinnliche Vorstellungen, nämlich sie sind Vorstellungen, die nur im geistigen Organismus solcher Menschen auftauchen können, die mehr Sinne haben als fünf, deren Sinnvermögen ein überfünfsinnliches ist. Eine Idee aber, ein Ideal müssen, wenn auch bedingungsweise — realisierbar sein.

Alles was existiert ist real, und Gedanken oder Gefühle, die nicht auf etwas Mögliches ausgehen, sind entweder Irrtümer oder Krankheitserschei-

nungen. Eben so sind alle der Wahrheit (Wissen) und der Liebe (Humanität) zuwiderlaufenden Ideen und Ideale Irrtümer und können bis zu Geisteskrankheiten und Verbrechen führen.

Ideen und Ideale sind fast so mannigfach geartet als es Individuen giebt. Sie verändern sich auch nach Zeitaltern und Nationen, aber in ihrer tiefsinnersten Bedeutung sind sie naturgesetzlich zu allen Zeiten und bei allen Völkern die gleichen geblieben, wie die Gottesidee und der Unsterblichkeitsgedanke. Die Idee der Nächstenliebe aber wurde erst klar ausgesprochen und begründet von dem wunderbarsten aller höheren Menschen: Jesus.

Immer herrlicher und wirksamer werden sich Ideen und Ideale darlegen lassen, je mehr das Bewußtsein seiner Anlage zu höherem Dasein im Menschen auftauchen wird. „Wie Du im Busen sie trägst, so prägst Du in Thaten sie aus", sagt Schiller von der individuellen Menschheit. Jene freilich, die in fauler Glaubensseligkeit gedankenlos dahin vegetieren, oder ihre Gegenfüßler, die nur den Affen als ihren Urahn feiern, blind für die immer reicher werdende Entwicklung im geistseelischen Organismus Vieler, für die ist das Ergebnis der unbewußt idealen Zuchtwahl in der Gattung, wie sie sich bereits in ihren Folgen entzückend zu enthüllen begonnen hat, nicht da: Das höhere Menschentum.

Mit der, auf den ersten Blick hin, etwas humoristisch anmutenden Entdeckung der Seele Jägers, hat es teilweise seine Richtigkeit. Jäger meint gewissermaßen den Bodensatz der Seele, das Gröbste und Derbste daran, während wir die Seele des Menschen, namentlich des höheren, auch bereits als Intelligenzträgerin erkannt haben. Aber die Seele ist gewiß Stoff, so wie alles Stoff ist, nur ein imponderabler, und sie hat sicher ebenso ihre chemische, als physische Beschaffenheit wie unser Körper, den wir durch die groben fünf Sinne wahrnehmen. Die Sinne aber sind die Funktionäre der Seele.

Zur Beweisführung dessen, daß es Menschen giebt, die eine reichere, bereits aus imponderabler Materie bestehende Seele besitzen, aus dieser reichere und vielfacher thätige Sinne, diene das folgende, allerdings noch sehr primitive Schema:

I. Das Gesicht.

Leibliches Schauen — kennt jeder Mensch.	Geistseelisches Schauen: Vorstellung, am deutlichsten beim Denker, Dichter, Seher, Erfinder und Entdecker. Vision, Traum, Dichtung, Ahnung, Fern- und Hellsehen Somnambuler ꝛc.

II. Das Gehör.

Leibliches Hören — kennt jeder Menſch.

Geiſtſeeliſches Hören: Vorſtellung, am deutlichſten beim Muſiker und Tondichter, auch beim Dichter, der ſeine Perſonen ſprechen hört. Das Stimmenhören Irrer und Somnambuler, der Dämon des Sokrates ꝛc. ꝛc.

III. Der Geruch.

Leibliches Riechen — kennt jeder Menſch.

Geiſtſeeliſches Riechen: feinerer Geruchsſinn bei höheren Menſchen bis zum Nichtertragen gewiſſer Düfte. Entſcheidend bei Liebeswahl. Geruchsverklärung durch die Liebe. Riechen durch Vorſtellung und erregte Phantaſie. Fern- und Vorausriechen von Leichen durch Senſitive ꝛc. ꝛc.

IV. Der Geſchmack.

Leibliches Schmecken — kennt jeder Menſch.

Geiſtſeeliſches Schmecken: Appetit. Vorſtellung einer Citrone bis zum Zuſammenlaufen des Speichels im Munde. Geſchmacksverklärungen bei Somnambulen ꝛc. ꝛc.

V. Das Gefühl.

Leibliches Gefühl — kennt jeder Menſch.

Geiſtſeeliſches Gefühl. Kennt jedermann. Es iſt ja kaum zu trennen vom leiblichen. Krankheit, Liebe, Furcht, Schreck, Sterben — welche Skala von geiſtſeeliſchen Bewegungen in ihrem Gefolge! Jede weitere Erklärung iſt hier überflüſſig, man denke ſelbſt nach.

* * *

Indem wir nun das immer reicher werdende, ſich in vielfache, abnorm ideale Abzweigungen ausbreitende überſinnlich-ſinnliche Vermögen des menſchlichen Organismus dargethan haben, müſſen wir daran denken, daß es auch bis zur Unzählbarkeit verſchiedene Vertreter dieſer höheren Sinnenbeſchaffenheiten und Verſchiedenheiten in der Menſchheit giebt. Haben ſchon höhere Tiere, Hund, Pferd, manche Haus- und Stubenvögel ein Aufdämmern von edlerem Sinnengefühl in der Anhänglichkeit zu ihrem Herrn, oder in der Liebe einzelner Tierindividuen zu einander; um wie viel mehr verändert ſich

die Beſchaffenheit und der Wert der geiſtigen Sinnlichkeit in den unzählbaren verſchiedenen menſchlichen Individuen?

Schon die Farbenblindheit mancher Menſchen beweiſt uns, daß der erſte Sinn, das Geſicht, nicht bei allen gleich funktioniert, denn der Farbenblinde ſteht unter dem Niveau des normalen Geſichtsſinnes; wie ſteht es aber um den Maler, der die Welt der Farben in einer Weite ſehen muß, da er ſie ſchöpferiſch beherrſcht, wie es der Normalmenſch nicht im ſtande iſt.

Und das Gehör! Stumpfſinnig laſſen Viele die falſchen Töne ſchlechter Muſik an ihren Ohren vorübergehen, ja ſie ſingen ſelbſt, „daß es Steine erbarmen" könnte; der muſikaliſch veranlagte Menſch zuckt ärgerlich und ſchmerzlich berührt zuſammen, wenn ein Mißton ſein Ohr trifft. Und welchen Reichtum an zweitem Sinn muß der Tondichter beſitzen, der eine Muſik hört, die noch gar nicht iſt, indem er ſie dichtet? Iſt hier das Hinausſchreiten des ſinnlichen Sinnes von Geſicht und Gehör nicht deutlich genug auf das Gebiet des ſogenannten Überſinnlichen gebracht?

Geruch und Geſchmack ſpielen heute noch eine untergeordnete Rolle als Diener der Seele; doch gewinnt hier der Ausſpruch Liebigs: „Willſt Du wiſſen wer er iſt, ſchaue was er ißt", Bedeutung. Je höher organiſiert der Menſch iſt, deſto empfindſamer iſt er gegen unreine, ſchädliche Koſt, profane Feinſchmeckerei, oder gar Völlerei ausgeſchloſſen, die der ſtupiden Beſtialität zufallen, nicht dem zu höherem Leben von Natur Auserwählten. Ebenſo kann der höhere Menſch nicht in ſchlechter Luſt leben und mehr als beim Normalmenſchen iſt ihm die Naſe Wächterin ſeiner Geſundheit. Von ganz abnormem Geruchsſinn muß der junge K. geweſen ſein, der ohnmächtig wurde, wenn jemand eine Nelke ins Zimmer brachte. Die heutige auffallende Bewegung des Vegetarismus könnte kaum in Scene getreten ſein, wenn ſie in ihrem tiefſten Grunde nicht auf verändertem Geſchmacksſinn beruhte und ſei er nur durch moraliſchen Ekel am Tiermord herbeigeführt.

Was aber den Gefühlsſinn, vielmehr die Gefühlsſinne anlangt, wo wäre da eine ſcharfe Grenze zwiſchen dem ſogenannt moraliſchen, geiſtigen und dem phyſiſchen Gefühl? Alles was Gefühl heißt, nimmt Leib und Seele zugleich in Anſpruch. Schrecken kann zu Krankheit und Tod führen; hingegen erregen Krankheit, der nahende Tod den davon Betroffenen geiſtig auf das fürchterlichſte.

Liebe — wo fängt da die Scheidewand zwiſchen phyſiſch, ſeeliſch oder geiſtig an? Die Macht des Gemütes macht krank oder geſund und was Stimmung iſt, weiß der Dichter am beſten. Ein Wort, ein Blick, eine Blume, nur ein aus dunkeln Wolken brechender Sonnenſtrahl waren ſchon Urſache, daß ein herrliches Gedicht entſtand. Geiſt, Seele, Leib und Sinne ſind eins. Das zum Gemeinplatz gewordene Wort: „Nur in einem geſunden

Körper kann eine gesunde Seele wohnen", entbehrt aber jede Berechtigung, so lange man sich des Wortes Seele als einer Phrase bedient, so lang man sich die Seele nicht als etwas Wirkliches vorstellt. Die Seele ist Stoff, wie der Leib, nur ein unwägbar feiner, nur selten und unter besonderen Umständen wahrnehmbarer. Beim Dichter und Künstler wird der Überschuß an Seele zur Dichtung, zum Kunstwerk, beim Denker zum Werke der Wissenschaft oder der Entdeckung und Erfindung; beim Seher zur Vision, zum Verkehr mit Phantomen, zur Mediumität; viele leben ihre höheren Anlagen nur als einfache gute Menschen aus, die aber heute schon — um mit Kant zu sprechen — fühlen, daß sie „im Tode die Anschauung verändern" und fortbestehen.

Je reicher der Mensch von Natur aus an Seele begabt ist, je mehr Sinne er infolge dessen hat, desto idealer ist er, ohne dabei just an das Praktische und alltäglich Notwendige zu vergessen. Er ist ja auch Normalmensch neben seiner höheren Anlage und kann sich dem normalmenschlichen im Allgemeinen nicht entziehen. Aber der Normalmensch lebt ohne Ideen und Ideale zu haben, während der höhere Mensch ohne Ideen und Ideale nicht leben kann. Mancher trägt diese Bedingung unbewußt in seinem Organismus, so daß ein solcher oft bei wenig Bildung doch Gutes und Schönes anstrebt, ohne recht zu wissen warum. Auf diese letztgenannte Gattung höherer Menschen, auf die unbewußt höheren, bezieht sich Goethes Wort: „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt".

So wie das Talent zur Kunst, zur Wissenschaft, so ist auch das Talent zu höherem geistigen Leben angeboren. Es ist begründet in einer reicheren organischen Innennatur, vererbt durch unzählige sexuelle Mischungen und Kreuzungen in der Menschengattung, seit sie besteht. Es ist dies jedenfalls die lichtere Seite des Weltprozesses in der Gattung, die zu immer höherer Entwickelung Einzelner und Vieler führen muß, bis sich mit voller Idealität eine neue Gattung aus der Menschengattung herausgerungen haben wird. Die Descendenztheorie beglaubigt fundamental, was dem einzelnen Seelen- und Sinnlichkeitsaristokraten von heute die Erkenntnis seiner eigenen Natur bereits offenbart.

Wenn es schon jedem einleuchten muß, daß ein Bauer, ein Wilder, Wucherer, Diebe, profane Spekulanten, Säufer und Salonpuppen nicht auf einer Stufe mit dem gebildeten, rechtschaffenen Normalmenschen stehen, wie muß sich dieses Bewußtsein eines natürlichen Aristokratismus in jenen Individuen steigern, welche zu der angeborenen höheren Stellung in der Natur noch einzelne, individuelle Vorzugstalente besitzen, die ähnlich nur wenigen

ihresgleichen, aber nicht einmal allen höheren Menſchen beigegeben ſind? Und wie müſſen die Ideen und Ideale ſolcher Übermenſchen geartet ſein, die ſo unbeſchreiblich hoch über der Geiſtesrichtung und oft auch über dem ſittlichen Alltagsmaß der gewöhnlichen ſtehen?

Solche Menſchen haben immer für alle vorgedacht und vorgedichtet, was zur That werden ſollte in künftigen Zeiten. Sie ſchufen Kulturſtrömungen, Geiſtepochen, ſie lebten, entweder über ihrer Zeit thronend, wie auf politiſchem Gebiete Napoleon, auf poetiſch muſikaliſchem, nach langem Kampfe mit kritiſchen Pygmäen Wagner, oder ſie werden von denen, für deren Heil und Aufklärung ſie geſandt waren, getötet, wie der edle Sokrates, wie der göttliche Nazarener, deſſen ſymbolreiche Lehre dereinſt mit den letzten Konſequenzen der Naturwiſſenſchaft zuſammenfließen wird.

Solche überhöhere Menſchen, Einzelne, die es von Zeitalter zu Zeitalter immer gab und geben wird, in deren Hirn iſt jenes Fleckchen, von welchem Goethe ſagt, daß die Natur es bei jedem Menſchen leer gelaſſen hat, mit den höchſten Ideen und Idealen erfüllt. Das Genie — ich meine das wirkliche, nicht das was man heute von jedem Talentchen zu ſagen ſich erfrecht, kommt immer zu früh. Es muß zu früh kommen, denn die Stumpfſinnigkeit der Normalen iſt immer dieſelbe und wenn es auf ſie ankäme, gäb's außer Spitzbuben und Verbrechern kaum mehr als Kohlbauern und Hirten. Wenigſtens bildlich geſprochen.

Die Reformer, namentlich die Dichter-Denker, ſind die höchſten Menſchen, aber ihre Lage iſt jederzeit die ſchwierigſte geweſen. Die Normalen werden immer gedankenlos dahinwandeln, jede Störung ihrer beſchränkten Anſichten durch neue Ideen und Ideale abweiſend, welche ſie nicht zu begreifen vermögen. Immer wieder aber ſtellt die unaufhaltſam fortſchreitende Natur Leuchttürme auf im Meer des Lebens, Wegweiſer auf den Irrwegen des ſozialen Sumpfbodens: Das Genie.

Es ſoll hier nicht geſagt werden, welches Bild von der Welt und von der Menſchheit ſolch ein höchſter Menſch von heute im Gehirne tragen mag; aber er hat Ideen und Ideale, die denen ſelbſt der höher veranlagten Menſchen um vieles voraus ſein müſſen. Denn höchſte Menſchen von heute haben viel mehr Sinne als fünf, und ihre Ideen und Ideale ſind demnach nicht bloß Vorſtellungen, ſondern ſie ſind Hypotheſen.

Die Vererbung hat den modernen höheren Menſchen zu einem Wendepunkt geführt, von wo aus er an eine genialere Anpaſſung für ſich und ſeine Gattung — das iſt die der höheren Menſchen — denken muß.

Auf denn zu den höchſten Ideen und Idealen!

Ibsen auf der Flucht.

Von Otto Julius Bierbaum.

(Dießen am Ammersee.)

Die Phantasien unserer guten Freunde (ach, ihr armen Schächer, zappelt ihr noch immer?) werden immer grotesker. Sie sind unserem Humor ein ständig neuer Reiz. Sie sind unbezahlbar komisch.

Ihre neueste Erfindung ist der vor den Modernen von München nach dem Nordkap fliehende Ibsen.

Seht ihr die Zipfel seines schwarzen Leibrockes in den nordischen Winden wimpeln? Den Seidenhut hat er unter den Arm genommen, daß er den Fluchtlauf nicht hindere, und nun flattert die graue Mähne gespenstig durchs falbe Licht der Mitternachtsonne.

Hussah! Conrad hinterdrein im Jägerrock mit den Trikothosen, ganz rot vom Rennen: „Der Bauch! Ja, der Bauch! Ibsen thut sich leicht, der Dünne! Aber ich, ich! Hilf, heiliger Michel!“

Und kurz vor Hamburg bleibt er erschöpft liegen. Ibsen mit einem Satz über die Salzflut, schwupp! Nun kauert er befriedigt am Nordpol.

Conrad wird von Liliencron gefunden, auf die Schultern geladen und zu Pfordte geschleppt. Im Sekt ist Trost, und die Rettung im Beefsteak à la Meyer.

„Zwar bleibt verschieden immer der Geschmack.
Der liebt die Wittwe, jener Silberlack.“

Ach du arme Münchener Moderne! Was ist aller Pommery bei Pfordte gegen Ibsen im Café Maximilian?

Und ihr habt ihn vertrieben, ihr, ihr, ja, was soll ich denn gleich finden, was recht Scheußliches, also kurz: ihr Modernen!

Wie war Henrik so glücklich, als es nichts gab als die berühmten Münchener lyrischen Konventikelchen. Es war ein so angenehmes Klimpern um ihn von 100 leisen Leyerchen, und es ließ sich so angenehm schlafen dabei — vielleicht auch träumen, vielleicht auch dichten. Aber dichten weniger.

Nun aber der Spektakel der Modernen! Hedda zwar liebt die jungen Männer mit Weinlaub im Haar, aber eine ganze Gesellschaft Weinbelaubter ist störend, zumal, wenn man alt wird und sei' Ruh' haben will.

So machten unsere guten Freunde aus dem alten Helden Henrik einen müden, nervösen Großpapa, der vor der Jugend Reißaus nimmt.

Wären wir wirklich, wie man gerne zu sagen pflegt, Korybanten des

Ibsentums, begeistert tanzend vor dem scharfen Problem-Dramatiker, nichts gelten lassend außer ihm, seine „Gemeinde", so mußten wir diese Verzerrung als Heiligtumsschändung zornig empfinden, und, eine ganze Schar von Petrussen, hieben wir vielleicht jenen blasphemischen Heulern die Eselsohren ab.

Aber nein. Unser Ideal war Ibsen nie. Herzliche Verehrung hatten und haben wir für ihn als den Helden der ersten Bresche, der uns errettete von den leeren Dramawitzlern, den Rabulisten der Tragödie, die sich schielende Probleme zusammen klügelten und kraftlos verlogene Fabeln durch gespreizte Dialoge zu banalen Aktschlüssen trieben. Er wäre unser Ideal geworden, wenn zu dem eminenten Techniker des Dramas, zu dem genialen dramatischen Handlungsbaumeister, zu dem bohrenden und findenden Denker der Dichter gekommen wäre. Aber unsere Sehnsucht nach neuer Poesie ließ Ibsen ungestillt. Wenn es einen Ibsenrausch gegeben hat, so war es ein Gehirnrausch, dem Herzen gab der eisige Alte nichts.

Eine Bewegung der Jugend, wie es die unsere ist, hat andere Ideale, Geister wie Ibsen können ihr nur leuchtende Sterne, nicht wärmende Sonne sein. Aber nach Sonne schweift unsere Sehnsucht.

Ibsen ist ein kalter Stern aus Nebeln. Wir freuen uns seiner, wir verehren ihn, halten ihn hoch immerdar, aber unsere Liebe hat er nicht.

Seinem Scheiden klagen wir nicht nach, kläglich könnte uns nur zumute sein, wenn wir hören, welch' unerquickliche Unken seinen Abschied umwimmern.

Tiroler Reisebrief.

Von Franz Held.

(Innsbruck.)

Tripp-trapp! Es bringt mich fast um. Es macht mein Gehirn zu einem Sieb tückischen Bohrens, zu einer gottverlassenen Tropfsteinhöhle. Was kann ich bei diesem kompendienartig umfangreichen Regenwetter Tröstlicheres thun, als mich zu Ihnen hinter den Maßkrug träumen?

Der Geist „Geben" des Herrn Haus von Gumppenberg hat die Güte, den Kontakt herzustellen. Sämtliche Seidelbeckel klappern fasciniert. Die Kellnerinnen, Genien der Moderne, sausen dienstwillig herbei. Sie werden

abgewunken, denn ihre Unschuld könnte gefährdet werden durch meinen Bericht. Und da fragen mich diese verderbten „Modernen" natürlich zunächst nach meinen „Reiseabenteuern" im schönen Land Tirol — und sie zwinkern bei diesem plastischen Wort so frivol mit den Augenlidern, daß selbst der vielerfahrene Geist Geben, der u. a. das neue Vaterunser durch seinen Astralleib hat hindurchfiltrieren lassen müssen, wie eine Konfirmandin errötet. Im schönen Land Tirol! Die Modernen, in ihrer beklagenswerten Erotomanie, denken sich natürlich gleich die bedenklichsten Dinge von Sennerinnen, Fensterln, Melkkübeln zwischen rundlichen Knieen. Ist aber Essig damit. Tirol ist in Bezug auf „Vorberge" noch mehr Plattland, als Berlin. Die würdige Geistlichkeit hat nämlich schon vor Alters ein besonderes sinnreiches Panzer-Korset erfunden — das tridentiner Konzil von 1545 hat sich um diese Angelegenheit besonders verdient gemacht, bitte nachzuschlagen! — an welchem, wie am Bug eines Panzerschiffes, die Wogen sündiger Begier entsetzt zurückprallen. Es ist hier auch der tiefere Grund für das hervorragende Talent der Tiroler zum Zeichnen zu suchen. Von Jugend auf sind die Tiroler Buben ja von wandelnden Zeichenbrettern umgeben.

Zum Ersatz liege ich an den üppigen Brüsten der Natur und vergesse das kärgliche Menschenweib. Ach, welch berauschendes Waldarom schlägt mir entgegen, Sprühregen der Klamm und Schwüldufstöhnen der Heumahd, wenn ich in den berühmten „Blättern" meines Gedächtnisses stöbere —!

Aber fangen wir als ordnungsliebende Leute mit dem Titelblatt an. Das war nämlich das vielbelobte Gasthaus zur Klause bei Kufstein, noch genauer: dessen Fremdenbuch. Da stand z. B. aufmunternd vermerkt:

Tirol is a Perl!

und dicht darunter von anderer Handschrift:

O du dummer Kerl!

Ferner zeugt folgende Elegie von entschiedenem Talent:

Da Haring in Wassa,
Der mokt si' nix draus —
Obber woaßt, weg'n an Reg'na
Samma in d' Klaus'n nöt 'raus.
Famos is da Wein,
In da Klaus'n is's fein,
Obber woaßt, an da Näß'n
Host di' satt halt schnell g'freßn.

(Feuchthausen, 19. Pluvius 1890.)

Endlich nahm ich mir folgenden Wahrspruch fürs Leben mit:

Im Winter giebt's Kletzen,
Im Summa giebt's Birn' —
Und die allerschönst' Arbet
Wär's Privatisiern!

Damit ich aber auf der Schwelle Tirols den Norden nicht so schnell vergäße, schickten mir neidische Götter in Kufstein die bucklige alte Jungfer mit den schlotterigen Eselskinnbacken und der Stilet-Nase wieder 'mal in Sicht, die sich seit dem Anhalter Bahnhof an die Sohlen meines Schnellzuges geheftet hatte. Wenn man sie von Weitem sah, erinnerte sie an eine wandelnde Sandhose in der Sahara. Ihre graugrünen Schweineäuglein waren unergründlich, wie die höchst romantische Mistlache bei Berlin, welche der spreeathenienische Lokalpatriotismus „Halensee" nennt. (Ich habe mir diesen Kosenamen immer von hâler ableiten müssen; es liegt dort etwas in der Luft, als ob ein Verschmachtender, in den Sand eingescharrt, dumpf herauf röchelte; die Berliner machen tieferquickt ihre Sonntagsausflüge dahin.) Ich gönn's ihnen.

Auch der Buckel der Halensee-Nixe erinnerte an den „Wasserkopf" Berlin. Wenn ich den Buckel lange ansah, schien er von innenheraus anzuschwellen, wie ein Luftballon. Es war bedrohlich.

Sie fuhr nach Tirol, um einen Konditor aus Innsbruck, der ehemals in Berlin konditioniert hatte, an eine alte Rechnung zu mahnen. Von Leipzig ab fragte sie jeden Reisenden im Koupee, ob er über Leben und Sterben, Familienverhältnisse und Vermögensumstände dieses Konditors Auskunft zu geben vermöge.

* * *

Mit welschlandwilder Sehnsuchtskraft flog ich über den Brenner. Denn Herr Heinrich von Reder hatte vor zwei Jahren, auf der Rottmannshöhe, meinen Mund wässern gemacht nach dem Magdalener Bozens Und wer so süffige Verse macht, dem kann man in Weindingen glauben.

Bozen —!! Welch ein Schiboleth ist dieser Name jetzt für mich geworden! Wenn ich den holden Namen leise und zärtlich vor mich hinspreche, wie den zum Privatgebrauch erfundenen Miniaturnamen eines recht lieben Mädels — Bozen, so mit recht genußfaul gedehntem hellem o — dann ist mir's, als ob ich die Ouvertüre zu Carmen hörte und Hermann Bahr mir unter dem blassen Affenbrotfruchtbaum sein kritisches Wohlbehagen an den Gitanas von Sevilla auseinandersetzte, mit mattgelbem Aranka-Griff des schwedischen Schwefelhölzchens, schiefgeflegelter Virginia, brünstig wallender Stirnlocke in tribbelnden Verzückungen voll schleimiger Güte des Absynths.

Wahrhaftig, dies Schmuckstück aus altem Silber (ich meine nicht Bahrs

Prosa, sondern Bozen —), im grünsamtenen Etui der angeschmiegten Bergwände, ist wert, das Denkmal Walters von der Vogelweide zu beherbergen! Und es muß ein schier außerordentliches Kunstverständnis unter der Einwohnerschaft Bozens grassieren. Denn in richtiger Würdigung des Verhältnisses zwischen Dichter und Publikum hat man die Denksäule so aufgestellt, daß sie den Hotel-Terrassen des Johannesplatzes ihren minnesängerlichen Allerwertesten zuwendet.

Da sitzen sie vor dem Hotel d'Europe und dem schwarzen Greifen, die Waräger des Rundreisebillets, kreuzen Bein auf Beine, schlürfen purpurnen Magdalener, verbeißen sich mit Teckelwut in strotzende tiroler Knödel — und unterhalten sich im grünkristallenen Mondschein von ihren Leibesgebresten. Schimpfen auch wohl, wenn die sesche Kellnerin Peppi mit der Wollustbürste ihrer Titus-Frisur vorbeifegt, auf die verrottete jüngst-deutsche Litteratur — klauben aus dem Bädeker biographische Krumen über den Walter zusammen, während die rhythmischen Taubenflügel auf Wellen des Mondmeeres schwimmen und segeln und der gackernde Brunn am Säulenfuß alles zusammen und sich selbst auslacht.

Nicht am wenigsten lacht er über die Halensee-Nixe, die natürlich mitten im dichtesten Knäuel der Soupierenden das Spinnennetz ihrer Häkelei aufgeschlagen hat, weil sie dort den Konditor abzufassen hoffte. Er hat Grund zum Lachen, der Brunnen. Denn die Bozener hätten ebensogut der Nixe des Halensees ein Denkmal setzen können, wie dem Walter. Der Walter ist nämlich nur aus Versehen nach Bozen gekommen, so etwa wie ein in Gedanken stehengebliebener Regenschirm. Die Bozener Bürgerschaft hat ursprünglich eine Heiligensäule auf ihren Marktplatz haben wollen, wie sich das für einen rechtschaffenen tiroler Marktplatz auch gebührt. Und da wurde denn ein geschickter Bildnermeister aus Wien beauftragt, für nicht zu teures Geld eine Statue des hl. Ingenuin fein säuberlich zurecht zu klopfen. (Dieser Heilige soll nämlich seiner Zeit für die Kommune Bozen sehr viel gethan haben, besonders für den Weinkonsum. In der Sakristei der steinblumig koketten, mit ihrem grün-weißgescheckten Dach boakonstriktorartig schillernden Pfarrkirche zeigt man heute noch eine ganz respektable Anzahl von Schläuchen, deren Versuchung er widerstanden hat. Auch sein Skelett wird dort in einem Schrein aufbewahrt, und ich kann aus eigener Anschauung bezeugen, daß es keine rote Nase hat.)

Nun war der Bildnermeister unglücklicherweise ein Künstler (die sehr schöne Statue weist es aus) — Gott und der Magdalener wissen, wie 's zuging — genug, er setzte seinem Ingenuin statt des Heiligenscheins die bedenklich schiefe Kappe eines fahrenden Scholaren auf. Der löbliche

Magiſtrat von Bozen hatte den berühmten Bildner praenumerando bezahlt. Was war zu machen? Die ſkandalöſe Bildſäule hatte man einmal —

Wir haben uns genommen,
Können nicht voneinander kommen —

wie's im alten Volkslied heißt. Die Säule ließ ſich nicht abſchütteln wie eine Raupe. Man hatte ſie bezahlt — —

Da kam ein ingeniöſer Stadtrat auf den Einfall — ſie für den Walter auszugeben. So einem Dichter, einem außerhalb der wohlanſtändigen Bürgerſchaft ſtehenden Subjekt, konnte man eine ſchiefe Mütze allenfalls noch hingehen laſſen — unbeſchadet der Reputation der guten Stadt Bozen.

Flugs wurde der übermütige Bildhauer bewogen, auf den Sockel der Statue noch ein Kanarienvögelein zu modellieren. Auch ein Paar Gänſe, die den göttlichen Schwung der Frau Lyrica verſinnbildlichen ſollen. Und die Walterſäule war fertig. Der Magiſtrat aber, befangen und ſchamrot ob der Niederlaſſung des Vaganten im Stadtfrieden, drehte vorſorglich die ganze Geſchichte herum — und ſo kommt es, daß Ingenuin-Walter heute das Reiſepublikum mit dem zweiten Geſicht betrachtet.

In den düſterſten Kneipen und in den welkſten Schank-Buſchen geht aber heute noch ein grollend Räunen und Rauſchen und es wird arg räſonniert auf den ſakriſchen Magiſtrat, der den ſchönſten Platz Tirols mit der Bildſäule ſo eines Maleſiz-Litteraten verſchimpfierte, womöglich ſogar eines Journaliſten, der in liberalen Schundblättern ſeine Pamphlete auf die heilige Kirche abgelagert haben mochte. Denn dieſer Walter ſoll ſich gegen die Unfehlbarkeit des Papſtes in ſehr unehrerbietigen Ausdrücken ergangen haben.

Die Welſchen in Trient aber ließen den ſchönen Marmorklotz nicht ruhig auf ſich ſitzen. Es wurmte ſie, daß er weit und breit gerühmt wurde. Der zehn Jahrhunderte alte Grenzhader zwiſchen Welſchen und Tirolern glimmt nämlich immer noch unter der Aſche.

Die guten Welſchen mußten jetzt unbedingt auch ihr Dichter-Spielzeug haben. Und demnächſt wird in Trient die Dante-Statue enthüllt werden. Dante wider Walter. Wurſt wider Wurſt.

Hätte die Weinlaune eines fröhlichen Künſtlers nicht der Stadt Bozen ihren Walter wiedergeſchenkt (das Geld dazu kam übrigens aus ganz Deutſchland zuſammen), ſo würden die Trientiner den hl. Ingenuin mit einem hl. Nepomuk oder hl. Pankrazius übertrumpft haben.

Dantes und Walters einige Manen aber hätten dann von der Dolomiten-Zinne des Schlern herab wahrſcheinlich noch mitleidiger auf das prächtige, pfaffenverſeuchte Eiſackthal hinabgelächelt.

Ah! Der Schlern!

Wie ein Geierhals reckt er ſich aus der grünplüſchenen Träumerei der tieferen Berge empor, mit fleiſchrotem Geſtein, runzlig ſpähend, mordgierig. Und weißes Schneegefieder wächſt auf ſeinem äonenjährigen Haupte, aber ſchon ſpärlich und dünn, daß halb die Glatze heraus grinſt. Und wenn ich am Abend in einem zurückſpringenden Rondell der Talferbrücke Raſt machte, zwiſchen heimſchwankenden, hoch mit narkotiſchem Heu oder üppig ſchwarzköpfigem Schilf befrachteten Wagen, vor denen die monumentale Falbheit pathetiſcher Stiere einherſchritt, dann ſah ich — und unten ſang die Talfer ihren rauſchigen Hymnus dazu — dann ließ ich mein Auge hinauf fliegen, über die erkertrauliche, von Lauben geſäumte Fleiſchgaſſe weg, hinauf zu dem aufflammenden „Roſengarten“ da droben, dem Roſengärtlein Laurins. Die Fleiſchgaſſe ſcheint direkt in den Roſengarten einzumünden und Laurin hätte unter ihren Bögen wohl auch eine liebreizende Künhild finden können, auf ihren Knien niedergekauert an der klar rieſelnden Bergwaſſerleitung, Ritſche genannt, das köſtliche Linnen zu waſchen.

Da droben war Künhild gefangen und ſpäter auch er, der edle Held von Berne, mit ſeinen guten Geſellen, gefangen von der femininen Argliſt des kleinen, roſenhegenden Zwergenkönigs. Zwiſchen den zierlichen Roſen erſchlaffte Dietrichs Schwert — er vermochte ſeine liebe Schweſter Künhild nicht herauszuhauen aus der Gefangenſchaft. Aber ſchließlich überwand er ihn doch, dank der Schlauheit ſeiner Schweſter. Hei! Wie da ſeine treuen Waffenbrüder Wittich und Dietleib kühn mit Kernſchlägen drauf und dran fuhren! Haut uns heraus, ihr werten Recken, aus dem Roſentand einer verweibiſchten, genußfrechen, verzwergelten Zeit! Fort mit dem fin de siècle-Brodem ihrer zötchenſtachligen Miſtblüten! Wir wollen Alpenroſen, Enzian, Edelweiß und gletſcherherbe Düfte der Matten! Nur mit Föhn-Streichen kann die Künhilde „Lebensfriſche“ befreit werden aus Drang und Dunſt und vom Zwerggeſchlecht fäulnisfroher Würmer!

— — Ich klopfte ganz reckenmäßig auf den Erkertiſch des Weinſchanks „Batzenhäusl“, wie ich dieſen ſtreitbaren Phantaſien nachhing. Da trat der Wirt Trebbo zu mir hin, Cajus Sempronius Johann Trebbo, ein echter Nachkomme des alten Trebonius, der laut Livius XXIII. als Erſter in der antiken Welt die Kunſt erfand, Wein aus Zuckerwaſſer und dem Saft der Purpurſchnecke zu keltern. Profeſſor Wilhelm Scherer hat dieſe genealogiſche Entdeckung gemacht — und Wirt Trebbo betrachtet ſie als einen Adelsbrief. Scherer kehrt nämlich mit Vorliebe dort ein und außer ihm noch viele alte Herren, faſt ſo alt wie der Livius, aber noch langweiliger. Der Wein iſt ſanft und bringt nicht auf Abwege der Phantaſie, Dank den ataviſtiſchen Fähigkeiten C. S. J. Trebbos. Und das iſt für dieſe alten

Häuser grade das Richtige. Deshalb rühmen sie ihn hoch in saubern Verslein des Fremdenbuchs, rühmen wohl auch sich untereinander, und im Bädeker steht infolge dieses Humbugs zu lesen, es gäbe im Batzenhäusl den besten Wein von ganz Bozen. Ich aber versehe hiermit (und ich bin kompetent —) den „Pfauen" in der Bindergasse mit einem * und den „Lanzinger Buschen" in der Rauschgasse mit **. Zu des wackern Hans Hoffmann Preise sei es gesagt, daß er häufiger im „Mauracher" als im „Batzenhäusl" zu finden war.

Dieser Wirt Trebbo also trat zu mir hin und bedeutete mich, daß in diesen vom Geist der ältesten Litteraturgeschichte durchschwebten Hallen das Aufschlagen mit den Fäusten nicht üblich sei. Denn die lendenlahmen Dichtergreise, die hier einkehrten, hätten schwache Nerven vom lebenslangen Reimgebimmel und Novellen-Fiedeln. Ich machte ihm klar, daß auch ich zur Schreiberzunft gehöre. Da reichte er mir ganz ergebenst das Album, in das sich alle diese abgestandenen Herren eingetragen hatten. Ich verabsäumte nicht, mir noch einen Magdalener kommen zu lassen, obgleich er mir nicht schmeckte. Denn ich mußte doch die hübsche Anthologie um ein paar Verslein vermehren. Ich setzte sie Heyse direkt auf die Hacken. Das war erst der richtige Faustschlag. Sie werden sich freuen, die alten Herren, wenn sie im nächsten Lenz liedergeschwellten Busens wieder einziehn ins Batzenhäusl und das Kukuksei entdecken in ihrem flaumigen Musen-Nestlein. Wohl bekomm's!

Der klassische Wirt Trebbo aber dankte mir überschwenglich für meine Gewogenheit. Freilich, als ich später daraufhin auf Pump bei ihm zechen wollte (in der Not trinkt der Teufel Fliegengift!), war er nicht zu haben.

Weitere Kunstgenüsse verschaffte mir der biedre Volkssänger Doppler-Sepp aus Wien, mit seinem alten Klavier, seinen jungen Söhnen und dito Töchtern. Besonders als „Dalketer Kineser" (Chinese) errang er meinen ganzen Beifall. Diese höchst anmutigen Tingeltangelweisen verfolgten mich acht Tage lang, wie wütende Hunde. Denn ich war, um still zu wohnen, ahnungslos in dasselbe Gasthaus gezogen, in dem er allabendlich Konzerte gab. Niemals war meine Produktion so angeregt.

Zum Glück gab's im Gasthaus zum Rosengarten außer dem schrillen Hahnenkrähen des wiener Paulus noch einen relativ stillen Garten mit sanftblau blühenden Polonienbäumen, gehüllt in Veilchen-Arom, wahre Edenwipfel, mit Durchblick auf Weinreben, Eisack-Brodeln, verklärte Gletscherkronen. Das mildträumende Blau dieser großen Blütenkerzen ist charakteristisch für Bozen. Auch die Glycinien haben dieselbe Farbe. Überall im lachenden Gefild zwischen Reben, Mandel- und Feigenbäumen, umschluchzen

sie das jämmerlich entstellte Holzbild des Heilands. Feldkreuze, mit Recht Marterl genannt, weil sie in all dieser Pracht die Augen unverantwortlich martern, giebt's nämlich im bozener Kessel fast noch mehr als Rebstöcke. Die Rebstöcke hat diesen Winter der Frost arg mitgenommen. Es ist ein Jammer, von der „Wassermauer" herab die Reihen von toten Stöcken zu sehn. Den Bildstöcken hat der Frost aber nichts anhaben können. Nun, vielleicht geht die Geduld der Talfer und des Eisacks mal zu Ende, sie lassen sich Dämme und Regulierungen nicht mehr gefallen — wenn sie schnaubend über die Ufer treten, dürften auch die Bildstöckl herausgewühlt werden und zu den toten Reben geworfen.

Hier und da kommt ein bozener Kruzifix auch jetzt schon zum alten Eisen. Ich habe einer Auktion beizuwohnen den Vorzug gehabt, im alten Merkantilhaus, wo der Heiland der Welt für $2^1/_2$ Silberlinge, gleich 1 Gulden 16 Kreuzer, schnöd verschachert wurde. Und zwar aus dem Nachlaß eines geistlichen Herrn. Nachdem sich lange kein Käufer für ihn hatte finden wollen (er war schon sehr wurmstichig), schlug endlich meine unvermeidliche Nixe vom Halensee zu. Sie will ihn mit nach Berlin nehmen . . . Diese trostlose Mißgeburt folgte mir allenthalben, wie ein Mitglied der Vehme. Es war kläglich. Kaum hatte ich ein lauschig Plätzl entdeckt, einen guten Tropfen und ein saubres Kellnerdirndl, so konnte ich gewiß sein, sie vom rebenumsponnenen Balkon in Fisteltönen herunter schrillen zu hören: „Sie! den Konditor hätt' ich gestern fast gefunden. Ist es übrigens nicht schrecklich heiß hier? Halensee ist doch viel kühler. Und der Kaffee hier —! Wenn ich doch erst wieder in den Zelten bei einer Tasse Kaffee mit Spritzkuchen säß'!"

Ihrem letzteren Wunsch schloß ich mich von ganzem Herzen an. Es sollte mir aber nichts helfen. Sie und der Doppler-Sepp, dies schreckliche Geschlecht der Nacht, blieben während meiner ganzen Reise wie Alpinisten-Nägel an meine Sohlen geheftet. Der Halensee-Nixe geklöckelte Haube zauberte mir in den paradiesischsten Thälern augenblicklich das griesgrämige Gesicht Berlins herauf, dessen bleierner Nüchternheit ich selbst in der Erinnerung entflohen zu sein gehofft hatte.

Und der „dalkete Kineser" verfolgte mich bis in die Messe des Fronleichnamsfestes. Es muß sich wohl in irgend einem Winkel meines Ich eine gleichkarätige Blechkugel vorfinden, die ihn magnetisch anzieht. Immer wieder stürze ich aus den ernsten Höhen der Seelenerhebung in den Sumpf dieser sogenannten „Gemütlichkeit" hinab, zu meinem dalketen Kineser. Aber ich will kein Theekessel sein, sondern eine Lokomotive. Am Fronleichnamstag konnte ich mir wieder einmal nicht helfen. Es kam mir Alles unsagbar

merkwürdig vor. Die Landesschützen mit den verwegenen Federbüschen und den hitzeroten Bierbrauergesichtern in Reih und Glied aufmarschiert auf dem lichttrunkenen Johannesplatz, sodaß General Walter v. d. Vogelweide die Parade über sie abzuhalten schien — die schwitzende hohe Obrigkeit im Regierungsfrack, mit Kerzen am hellen Tag, als ob sie Menschen suchte — die protzenden Buntfahnen und Goldtalare — dazu die wie ein unmäßiges Gelächter allenthalben losplatzenden Böllerschüsse — und Alles das zur größeren Ehre Gottes — — welche pyramidale Stillosigkeit!

Ich erholte mich beim Weißen in Terlan. Dort fand ich den uralten Glockenturm eingestürzt. Man war grade dabei, die Fundamente zu einem neuen solchen Zwinguri zu legen — aber da waren die Grundwasser tief aus grollendem Gebirgsschacht hervorgeschossen, gestiegen, ausgetreten, hatten einen kleinen See auf dem Friedhof gebildet, die Knochen der alten Hochwürdigen aus ihren Gräbern gewühlt — und eine Dampf-Pumpe pustete zornig über den anmaßenden Grabsteinen. O du gesegnete Melodie des Dampfs! Dabei schmeckte mir der Terlaner doppelt.

Nun fliege über den Brenner, leichtes Blatt, denn der dich schrieb, ist durch die Erinnerung ans Eisack-Rauschen seinem alten sündigen Adam verfallen — er verspürt hölliſchen Durst nach einem Viertel Roten. Wenn Sie sich's nicht inzwischen verbitten, Herr Doktor, so berichte ich Ihnen demnächst von den Gefahren und Freuden meiner Expedition ins Pusterthal und hauptsächlich von meiner Adlerjagd.

Inzwischen juh — dihuh — ho —

vom Held Franzl
(mit der Adlerfeder am Hut!).

Salzburger Feste.

Von Marie Herzfeld.

(Wien.)

Festtage im Zeichen Mozarts, Festtage im Weichbild von Salzburg, — Aug' und Ohr und Sinn und Herz in einer Schönheit schwelgend, die nicht von unserer Welt, dieser Welt der Schlote und der Schienen, der inneren und der äußeren Unrast ist, — in einer reinen harmonischen Schönheit, welche jede Wolke von goldenem Licht umsäumt, den Regenschauer

von Sonne durchleuchtet zeigt und die Größe durch liebliche Anmut uns näher bringt ... Echte Mozartfeste, in welchen die Musik nichts anderes schien, als dieſe Landſchaft zu Klang verwandelt und die Landſchaft in ihrer Stimmung und ihrem Leben Mozart ſelbſt, aus dem Perſönlichen ins All zurückgekehrt.

Am 5. Dezember 1891 ſind es hundert Jahre her, ſeit der große Meiſter in Wien die Augen ſchloß. Seiner Geburtsſtadt kam die Ehre zu, als die erſte die Erinnerung an den Unſterblichen mit grünen Kränzen zu umwinden. Wie haben doch die Zeiten ſich geändert! Trotz ſeines Rieſenfleißes, trotz einer unerhörten Fruchtbarkeit — 626 vollſtändige, 772 unvollſtändige, 12 verloren gegangene, d. h. 1410 Werke in 30 Jahren! — war Mozart dennoch niemals der Sorgen und der Schulden ledig geworden; für den „Don Juan“ bezahlte man ihm 100 Dukaten; eine Hofcapellmeiſterſtelle war für ihn unerreichbar; er brachte es nur zum „k. k. Hof-Kompoſitoren“, mit der Verpflichtung, für die Maskenbälle in den Redoutenſälen neue Tänze zu ſchreiben, wofür er 800 fl. Jahresgehalt bezog, — „zu viel für das, was ich leiſte, zu wenig für das, was ich leiſten könnte“, wie er voll bitteren Unmuts auf dem Steuerbekenntnisbogen bemerkte; als er ſtarb, verſenkte man ihn in ein Maſſengrab; es regnete und ſchneite; kein Freund folgte ihm bis auf den Friedhof; niemand weiß mit voller Sicherheit, wo man Wolfgang Mozart beſtattet hat. Und nun? Deutſche, Franzoſen, Engländer, Ruſſen eilten herbei, um Mozart zu ehren; man überzahlte die Feſtkarte um das vierfache; man ſchmückte ſich mit Abzeichen; man war voll Enthuſiasmus für das verſtorbene Genie, was nicht ausſchließt, daß man ein lebendiges auch heute noch in wohlerzogenen Formen zu kreuzigen bereit iſt; der Fürſt-Erzbiſchof Haller celebrierte in eigener Perſon die Totenmeſſe; — ſein Vorfahr Hieronymus, doch auch ein „Kunſtfreund“, ließ den jungen Mozart, ſeinen Hoforganiſten, der ſchon den „Idomeneo“ komponiert hatte und einen europäiſchen Ruf beſaß, mit dem Geſinde ſpeiſen, — am unteren Tafelende; obenan ſaßen die Kammerdiener, die Köche und der Zuckerbäcker; er jagte ihn mit Schmähungen aus ſeinen Dienſten und ſein Oberſtküchenmeiſter Graf Arco wagte es, ihn mit einem Fußtritt zur Thür hinauszuwerfen ...

Das Requiem, welches am 15. Juli im Dome zur Aufführung kam, eröffnete die Reihe der Feſte. Wer dieſes Werk niemals in einer Kirche gehört hat, macht ſich nur einen ſchlechten Begriff von deſſen Wirkung. Das ſchwarze Tuch mit dem nackten weißen Kreuz, welches faltenlos das Altarbild verhängt, der düſtere Rieſenbau des Katafalks, der rötliche Schein der dünnen gelben Wachskerzen in den hohen Silberleuchtern, das gedämpfte

Tageslicht, der feierliche Gottesdienſt, das alles bereitet die Seele vor, ſich widerſtandslos dem Myſterium der Muſik dahinzugeben. Von dem Augenblick an, da die erſten Töne des zerlegten Dmoll-Dreiklangs ſchneidend die Luft durchziehen, ſind wir gefangen, ſind wir gläubig. Wir lauſchen der rührenden Klage dieſes zitternden Flehens und unſer Herz beginnt mitzupochen, immer ſtärker, in unregelmäßigen Doppelſchlägen, wie der Rhythmus der Muſik es will. Und das Kyrie ſchwillt empor; das iſt das Flehen eines Volkes, der ganzen Menſchheit Flehen um Barmherzigkeit, ein Flehen, ſo gewaltig, daß es mit Stolz und Kraft erfüllt und mit der frohen Zuverſicht auf Erhörung. Plötzlich zwei Schläge über einem Tremolo: das Dies irae, der Tag des bebenden Entſetzens und der Verwirrung, welcher die Welt in Aſche auflöſt, der Tag, wo die Poſaune ertönt, welche die Gräber öffnet und die Toten aufweckt und ſie vor den König der Schrecken führt, welcher zu Gericht ſitzt. Wie ſchüchtern erhebt ſich die Seele zum Recordare Jesu pie, zu der Bitte, um des eigenen Leidens, um des Kreuzes willen zu vergeben, zu begnadigen! Welch' ein Gemiſch von Verzweiflung und geheimem Hoffen, — welch' Gefühl innerer Unwürdigkeit und äußeren Anſpruchs hineingepreßt in tauſend Seufzer! Und dann wieder das grauſenvolle Abſtandnehmen von den Verdammten im Confutatis und ſchließlich das thränenerſtickte Schluchzen des Lacrymosa, welches das Bangen löſt und das Herz mit tröſtlicher Gewißheit erfüllt. Darum klingt das Offertorium ganz anders. In ruhiger Feſtigkeit ſteigt das Domine Jesu zum Himmel empor; es erinnert in einem kurzen, kühn hinaufkletternden fugierten Thema Gott an die Verſprechungen des alten Bunds; es bietet das Meßopfer dar, Gebete und Lobpreiſungen; doch fordert es mit drohendem Ungeſtüm zum Dank die Ruhe und das ewige Licht für ſeine Toten. Und dies geheimnisvolle Sanctus, die ſüße Innigkeit des Benedictus mit dem triumphierenden Hoſianna, die ziehende, ſchmeichelnde, zauberiſche Begleitungsfigur der Geigen im Agnus Dei! Das hat Mozart erfunden, und nur Mozart; was ein Anderer daran that, war Füllſel und Erinnerungsarbeit ... Die Aufführung im Dome leitete der Direktor des Mozarteums, J. F. Hummel; Orcheſter und Chor beſtand aus Salzburger Muſikern; die Soli ſangen Wiener Künſtler: Herr von Reichenberg den Baß, Guſtav Walter den Tenor, Frau Kaulich die Altpartie und Frau E. Brandt-Forſter den Sopran. Die Aufführung war nahezu tadellos und von ergreifender Schönheit.

Am Nachmittag begrüßte uns der Bürgermeiſter von Salzburg in der Aula academica. Was er ſagte, das weiß ich nicht; ich ſah mir die Büſte Mozarts an, welche den Saal beherrſchte: Tilgner hat ſie modelliert und

ſie hierher geſtiftet. Das iſt Mozart, — nicht der herkömmliche mit ſeiner leeren, maskenhaften Schönheit, ſondern der Komponiſt des „Don Juan“, des „Figaro“, der „Zauberflöte“, voll zarter Geiſtigkeit, liebenswürdig und fein und ſchlicht und achtzehntes Jahrhundert ... Dr. Robert Hirſchfeld ſprach die offizielle Feſtrede. Ich liebe Feſtreden nicht. Sie ſind Deklamation und faſt immer ungerecht. Dr. Hirſchfeld ließ für den armen Beethoven nichts mehr übrig. Ich hielt mich lieber an den Text, den Tilgner uns in Gips gegoſſen hat.

Am Abend Fackelzug; ich ſah ihn nicht; es regnete; ich fuhr lieber nach Golling heim.

Am nächſten Tag das erſte Feſtkonzert. Ich aber hatte den Zug verſäumt. Was konnte ich thun, als zu Wagen nach Salzburg fahren, zwei Stunden lang in friſcher Morgenluft durch das ſchöne Salzachthal, links grüne Berggelände, rechts ein gewaltiges Felſenmaſſiv mit grauem Geſtein und weißen Schneeſtreifen, an Hallein vorbei, durch Dörfer und Kuhherden und blumige Wieſen und reifende Saaten und prächtige Wälder, von all dem würzigen Duft berauſcht, — hinter mir das Tännen- und Hagengebirge, neben mir der hohe Göll und rückwärts die Watzmannſpitzen, vor mir der Untersberg und die eleganten Formen der Reichenhaller Berge und über mir die Sonne, welche die ganze Welt in blonden Schimmer tauchte ...

Es ſchlug elf Uhr, als ich durch die Doppelreihe befrackter Herren, welche des Erzherzogs Ludwig Victor harrten, die Aula betrat. Ringsum erwartungsvolle Geſichter, lichte, zarte, duftige, blumengeſchmückte Toiletten, Schönheit und Anmut, wohin man blickte, ein Bild voll Jugendreiz und Sonnenzauber. Dort rückwärts, in einem Palmenbosquet die edle Mozartbüſte. Vor ihr, auf den Staffeln des Podiums, die Philharmoniker, ein Stück Künſtler jeder von ihnen und alle zuſammen ein Künſtlerganzes. Nun tritt Hofoperndirektor Jahn hervor, er hebt den Taktſtock und feierlich erſchallen die erſten Accorde der „Zauberflöte“. Wie die Ouverture geſpielt ward, das ſage ich lieber nicht; das Vollkommene will genoſſen, nicht beſchrieben ſein. Da eine Aufführung dieſer Oper in Salzburg techniſch unmöglich war, bot man uns die berühmteſten Nummern des Werks: das Duett „Bei Männern, welche Liebe fühlen“, die Arie: „In dieſen heiligen Hallen“, die andere: „Dies Bildnis“, die große Pamina-Arie und die Arie mit Chor: „O Iſis und Oſiris“, welche die Herren Ritter, Reichenberg, Walter und Frau Brandt-Forſter ſehr ſchön ſangen. Hierauf ſpielte Frau Eſſipoff-Leſchetizky Mozarts Dmoll-Konzert. Man kennt Frau Eſſipoff. Man weiß, daß die dämoniſche Leidenſchaftlichkeit, welche manchesmal in den gelben Lichtern ihrer dunkeln, raſtloſen Augen aufblitzt, die Unterſtrömung

ihres Charakters bildet. Über dieser schwebt die slavische Melancholie, die von unruhigen Träumen geplagt ist. Doch Leidenschaft und Träumerei beherrscht ein kühler Verstand, der die Mittel erwägt, und ein Geschmack, welcher in französischer Schule gebildet scheint. Diese Frau läßt niemals ohne Absicht sich die Zügel schießen. Sie wirkt in überlegener Ruhe durch alle Künste des Raffinements. Alle Geheimnisse moderner Virtuosität, alle Effekte des Pedals sind ihr kund; sie ist eine Gelehrte in den Nuancen des Anschlags, und die Mannigfaltigkeit des gewischten, gestoßenen, „gespuckten", gehämmerten Staccato ist ihre eigenste Spezialität. Mit solchen Künsten spielt man Chopin und Tschaikowski und Navratil und dergleichen mehr; aber Mozart —? . . . Nie habe ich Frau Essipoff mehr bewundert, als am 16. Juli 1891. Sie vergaß aller Künste. Sie spielte mit einer Einfachheit, welche die höchste Kunst ist. Im zweiten Satz, wo nach der menuettmäßigen Einleitung die Romanze anhebt, dieser süße Gesang, den die rechte Hand ganz allein ausführt, da wurde das Klavier zur menschlichen Stimme; man konnte nichts Edleres, Ausdrucksvolleres, besser zum Herzen dringendes hören als dieses Solo. Und dann diese natürliche Anmut im Rondo! O, Frau Essipoff! Hast Du da Dich nicht besser gefühlt, dem Göttlichen näher, menschlicher, freier als sonst in dieser Kunst ohne Schminke? . . . Frau Essipoff legte keine Cadenzen ein; sie wollte keinen Ton spielen, der nicht Mozart war, keinen Beifall haben, der ihr allein galt. So huldigt eine große Künstlerin dem Genius der Kunst.

Die herrlich gespielte, herrliche Gmoll-Symphonie beschloß das Konzert.

Am Nachmittag wallfahrtete man zum Kapuzinerberg und besuchte das Gartenhäuschen, in welchem Mozart 1791 die „Zauberflöte" vollendet hat. Es stand damals, wie man weiß, im Freihaus auf der Wieden zu Wien; 1875 schenkte es Fürst Starhemberg der „Mozart-Stiftung" und 1877 hat man es ins Grüne gesetzt, wohin es gehört. Man besah die Bilder an den Wänden, die Briefe Mozarts, die aufgehängten Kränze; man verlor sich in Gedanken und in Träumereien . . .

Das Nachtfest im Mirabellgarten wurde verregnet. Salzburger Feste! Warum hat man auch all die reizenden Illuminationsobjekte: die Lichtkegel, die in der Luft zu schweben, die Feuerkreise, die im Wasser zu schwimmen schienen, die kleinen Pavillons und den anderen großen, den mit der Kaiserkrone, die sich aus Glutpünktchen zusammensetzte, mit den lämpchenumwundenen Säulen und den hochflammenden Opferschalen und der lichtüberstrahlten Mozartbüste in der Mitte, warum hat man all das nicht unter Schirme gestellt und die Alleen mit Marquisen bedeckt . . .

Am 17. wieder Sonnenschein. II. Festkonzert. Erst das Dmoll-

Quartett, vom Hellmesberger Quartett fein, doch ein wenig temperamentlos gespielt. Gott verzeih' mir die Sünde: aber als ich das Adagio des Gmoll-Quintetts vom ganzen Streichorchester ausführen hörte, da kam mir das ordinäre Gelüsten, es wäre auch das Quartett drei-, viermal besetzt gewesen, um moderne Nerven vibrieren zu machen — von Philharmonikern, natürlich, denen allen eine Seele innewohnt und ein Wille: der des Dirigenten ... Gustav Walter sang die Arie „Wie schön ist die Liebe" aus „Cosi fan tutti" mit einem Schmelz, einer Innigkeit, einer zarten Kunst, welche zu stürmischem Beifall hinriß. Dieses Können ist eine ewige Jugend. Wenn Walters Stimme nur mehr ein Hauch sein wird, da wird er Lieder atmen, mit einem Wohlklang, einer Poesie ...!

Frau Marie Wilt trug „Martern aller Art" aus der „Entführung aus dem Serail" vor. Die alte Kraft ist noch da und der große Stil im getragenen und im kolorierten Gesang; jedoch die Stimme ist scharf geworden und die Treffsicherheit ist dahin. Das Notenblatt zitterte in der Hand der armen Frau; sie hörte sich singen und sie sah das tausendköpfige Ungetüm, das Publikum ... Man applaudierte; man rief sie ... Hierauf eine Kunstnovize, Fräulein Friedrike Mayer, welche das „Veilchen", „Vergißmeinnicht" und das „Wiegenlied" von Mozart mit Schalkhaftigkeit, Empfindung und feiner Grazie vortrug.

Und dann brauste die göttliche Jupiter-Symphonie mit der unsterblichen Schlußfuge majestätisch durch den Saal.

Am Abend fanden wir uns im Theater ein. Ein kleiner Raum, kaum beleuchtet, entsetzlich heiß. Die Bühne schmal, das Orchester verdeckt. Hummel dirigiert. Die ersten Takte aus dem Lacrymosa des Requiems, dann schnurrt der Vorhang empor. Gartendekoration. In der Mitte die Büste Mozarts. Hofschauspieler Reimers tritt vor und spricht sehr gut einen Epilog, welchen Alfred Freiherr von Berger, eine der bekanntesten litterarischen Persönlichkeiten Wiens, gedichtet hat. Kein Dutzendmachwerk. Nicht gereimte Stanzen, sondern fünffüßige Jamben; ein geistreiches Opus, welches daran anknüpft, daß Mozart kein Grab hat; wozu auch; er ist nicht tot, er lebt, wo seine Musik erschallt. Es ist eine hübsche Stelle drin vom Gegenwartsmenschen, der sich scharf abhebt von dem Menschen aus Mozarts Zeit. Mozart ist sehr poetisch verherrlicht und aus der Heimat erklärt, aus diesem Österreich, dem hart geschmähten, verkannten, dessen Wesen Musik ist. Es sind auch Spitzen darin, welche der modernen Kunst gelten; Berger preist, wohl nicht ohne Absicht, jene andere, die „sich nicht naht, alles Trübe in uns aufzuregen, in blindem Grau'n die Herzen zu ersticken, in wirrem Rausch die Geister zu betäuben" ... Ach, wie hat

er recht, dieſer Baron Berger! Wie ſehnen wir uns alle nach einer Kunſt der reinen Schönheit, die, aus der Gegenwart geboren, uns emporzieht und die verlorene Harmonie uns wieder ſchenkt! Wohlan, er mache ſie uns, dieſe Kunſt, und wir wollen die Knie beugen und ihm Tempel errichten und zu ihm beten. Doch ich fürchte, er kann es nicht. Das kann kein Sohn der wirren Gegenwart . . . Hierauf gab man „Figaros Hochzeit", ungekürzt und vortrefflich. Herr Joſef Ritter war ein origineller Graf Almaviva — ein bischen Böſewicht, wie es für einen Grandſeigneur des „ancien régime" ſich ſchickt, und dabei ausgezeichnet im Geſang. Auch die Gräfin war originell. Frau Ende-Andrießen dachte ſie ſich anders als Mozart, allzu brunhildenhaft. Mit ſo viel Leidenſchaft hilft man ſich ſelbſt und braucht die Zoſe nicht. Den Figaro ſang Herr Krolop ſehr gut. Beſonders gefiel mir die Arie: „Ach, öffnet euere Augen". Der Figaro will aber vor allem geſpielt ſein. Und dazu fehlt Herrn Krolop alles: die Jugend, die Geſchmeidigkeit, die Liebenswürdigkeit, die Eleganz. Figaro ein Bauernlümmel? Das iſt unmöglich. Der Suſanne brachte Fräulein Bianchi ihre ganze muſikaliſche Kunſt zu; von der Soubrette beſitzt ſie allerdings nichts als die Zungen- und Kehlfertigkeit. Frau Brandt-Forſter war ein wunderſchöner Cherubin, nur zu ſchön: in allem Schmachten iſt's ja doch ein Knabe, ein zukünftiger Mann. Genial war die Figur nicht aufgefaßt, und es liegt doch ſo viel Ahnungsvolles drin. Baſilio, Bartolo, Gusmann e tutti quanti thaten ihre Pflicht; man vergaß der Hitze und der Zeit.

Der nächſte Tag gehörte einer Partie nach Berchtesgaden-Königſee. Ich habe alles mitgemacht (nur in umgekehrter Folge; kein Komiteemitglied ſagte uns, in welcher Reihe wir genießen müßten); ich bin auf dem ſmaragdgrünen Spiegel des Königſees dahingeglitten und zum Oberſee gegangen und zurückgefahren; ich habe mir Bergknappentracht angezogen und bin ins Bergwerk hinein, Stufe auf, Stufe ab, bin über den ſchwarzen, ſtillen Salzſee gerudert und habe Charons gedacht; bin auf Balken in die Tiefe gerutſcht und auf einer Rollbahn ans Tageslicht geſauſt. Ich habe in Berchtesgaden um $^1/_2$7 Uhr diniert und geſchaut und geſchaut: der Watzmann mit ſeinen Steinkegeln, die eine roſa Wolke umſchmeichelte, das große Schneefeld mit den bläulichen Schatten in der Mulde drin — dann rechts der Hochkalter, links die Funtenſeetauern, zur Seite der hohe Göll, und vor ihm grüne Berge und grüne Hügel und grüne Matten, und darüber der Himmel, azurblau, türkiſenblau, mit Silbertönen, mit Goldtönen. Und dann ſaß ich im Wagen und es ſank die Nacht herab. Das Geſpräch verſtummte; nichts als das Zirpen der Grillen, der Hufſchlag der Pferde, das Rauſchen des Wildbachs. Am Horizonte zeichnete ſich blaß und grau die

phantaſtiſche Silhouette des Watzmann ab; die Bäume ſpannten das Firmament in ihr launiſches Netzwerk ein; es ſtieg der Mond empor; die ganze Luft flimmerte in zartem Silberdunſt . . . ich aber ſchlief . . . „Lieber durch Leiden möcht' ich mich ſchlagen, als ſo viel Freuden des Lebens ertragen . . .!"

Aus der Zeit, für die Zeit.

Soziale und pſychologiſche Dokumente, geſammelt von Max Herold.

(Berlin.)

Über die Gefahr des franzöſiſch-ruſſiſchen Bündniſſes dürfen wir uns nicht täuſchen. Wir brauchen ſie nicht zu fürchten, weil das ſtolze Wort Bismarcks ſich nach Ausweis der Geſchichte immer an uns Deutſchen bewährt hat, wenn wir einig waren, — aber wir müſſen ſie erkennen, erkennen wollen. Das Trefflichſte, was ſich zu dieſem Zwecke leſen läßt, iſt eine Folge von Aufſätzen die wir in der „N. Züricher Ztg." finden. Sie ſchöpfen aus der Tiefe, aus dem Seelenleben des ruſſiſchen Volkes und ſind unſeres Erachtens unwiderleglich. Darum mögen folgende Stellen hier Platz finden.

Der Verfaſſer hält es für einen großen Irrtum, wenn man gemeinhin das ruſſiſch-franzöſiſche Bündnis für unnatürlich ausgeben möchte — wegen der ganz entgegengeſetzten Staatsverfaſſung. Unnatürlich iſt es nur vom Geſichtspunkte des ruſſiſchen Staats-Oberhauptes, aber was bedeutet der Zar? „Der Zar nennt ſich allerdings auch heute noch Samodierſchez, Selbſtherrſcher; das hindert jedoch nicht, daß ſeit Niederwerfung des polniſchen Aufſtandes, die ihrerſeits ſchon das Werk der moskowitiſchen Nationalpartei war, ſämtliche Angelegenheiten der großen Politik von unten her, von der öffentlichen Meinung, die ihrerſeits vollſtändig den Slawophilen unterthan iſt, behandelt und inſzeniert werden. Überall und immer ſehen wir die Volksſtimme das Ziel weiſen, Private die Politik engagieren und den Zar endlich nach langem Zaudern nachfolgen. Die Slawophilen entwerfen das Programm, und die Nummern werden, gern oder ungern, über kurz oder lang unvermeidlich ausgeführt. Der ſerbiſche Krieg, der türkiſche, die Anzettelungen mit Bulgarien, Rumänien, mit Abyſſinien, die Expeditionen gegen Indien (eine Zukunftsnummer, von

welcher wir einstweilen bloß das Stimmen der Instrumente vernommen haben), die Judenhetze, die Deutschenhetze, die Vergewaltigung der Finnländer, der Austritt aus dem Dreibund und jetzt endlich das französische Bündnis, das ist Alles aus Privatinitiative hervorgegangen.

Von der schrankenlosen Macht der öffentlichen Meinung in Rußland, von der Kühnheit und spontanen Kosaken-Lust der Privatinitiative macht man sich überhaupt bei uns schwer eine Vorstellung. Wie der Sturm über eine Steppe, so brausen die nationalen Schlagwörter in Rußland durch die nivellierte Nation, Alles wegfegend, was ihnen widersteht; die Presse beherrscht die Generalität, die Ministerien und den Hof; jeder General (er wäre denn ein Deutscher oder Finnländer) ist Politiker und Groß und Klein spürt sich von der öffentlichen Meinung abhängig, die ihm Ehre oder Schmach austeilen wird, während ihm der Zar bloß Orden zu verleihen vermag. Die populären Helden und Staatsmänner, die Skobelew, die Ignatiew, die Gurko und Dragomierow kommen immer wieder nach oben, und ob sie zehnmal bei Hofe unbeliebt wären, die „Deutschen" dagegen, ein Totleben z. B., werden unerbittlich kalt gestellt, ob sie auch ein paar Mal das Reich vom Untergange retteten. Darum besinnt sich auch kein Russe, jemals sich in Gegensatz zum Zar zu stellen, wofern er der Billigung der nationalen Partei sicher ist . . . Schon im Jahre 1871 hörte man allgemein prophezeien, ein Zar, der sich ein zweites Mal den Scherz erlauben würde, bei einem deutsch-französischen Kriege sich auf Seite Deutschlands zu stellen, würde im Moment der Kriegserklärung vom Throne fliegen. Das ist der russische „Absolutismus".

Und das russische Volk? Von diesem weist unser Verfasser mit, wie uns scheint, schlagenden Gründen den demokratischen Charakter nach. „Einstweilen ist die russische Sitte und Gesellschaft durch und durch demokratisch: die Gemeinde seit undenklicher Zeit kommunistisch, der russische Bauer zum Mittelpunkt eines mystisch romantischen Kultus erhoben, ein wahrer „Knecht Gottes", der Europa mit seiner transzendentalen sittlichen Gesundheit erlösen soll. Vornehme Herren und Damen, die im bäurischen Kostüme paradieren, Fürsten, die sich in Ackerbauer verwandeln, darunter der erste Schriftsteller der Nation: Tolstoj; die Bauernsprache in der Litteratur, in der vornehmen Gesellschaft maßgebend, mustergiltig und vorbildlich, so sehr, daß Derjenige das reinste und feinste Russisch spricht, der sich am innigsten der bäurischen Aussprache anschmiegt, wobei allerdings gesagt sein muß, daß der russische Bauer seine schwierige Sprache dialektfrei und fehlerlos mit erstaunlicher Sicherheit und mit prächtigem Wohlklang spricht. Neben ihm die gebildeten Klassen mit einem merkwürdigen Instinkt, den ich

Ritterlichkeit oder Brüderlichkeit oder Höflichkeit nennen möchte, alle gesellschaftlichen Ranges- und Standesunterschiede geflissentlich vermischend, hiermit das gerade Gegenteil von Deutschland bildend: der Fürst, ja der Großfürst, der General, der Minister, stolz darauf, in privater Gesellschaft nicht ausgezeichnet zu werden, jeder Mensch mit absichtlicher Umgehung des Titels mit dem Vornamen angeredet von den Eigenen, von den Fremden, von den Dienstboten, jeder Gast, jeder Fremde, jeder anständig Gekleidete als gleichberechtigt mit Jedermann anerkannt, ehe, sogar ohne daß er vorgestellt worden wäre, Jeder Jeden auf Reisen unbefangen als Kameraden ansprechend mehr noch als sonst in Frankreich und der Schweiz, nirgends ein Ranges- oder Standesgefühl, selbst nicht im Offiziersstand, der sich vielmehr auf sein Nationalgefühl etwas zu gute thut; der Adel, der zwar thatsächlich existiert und gewichtige Vorrechte verleiht, weder im Benehmen noch im Titel sich vom Bürgerstande unterscheidend, so sehr, daß in Rußland kein Mensch weiß oder auch nur fragt, was adelig sei oder nicht — im Verkehr mit dem niedern Volke zwar viel Grobheit und Rohheit, aber daneben auch viel patriarchalische Gemütlichkeit. Nichts von der systematischen beleidigenden Demütigung, wie sie der polnische Schlachtiz und wie sie der Junker gegenüber den niederen Klassen grundsätzlich übt. Und, was wir ja nicht vergessen wollen, ein nationales Brüderlichkeitsgefühl von solcher phänomenalen Stärke, daß der letzte russische Hausknecht sich dem fremden Baron oder Lord durch sein bloßes Russentum übergeordnet fühlt. Als höchste Ehre in Rußland gilt es, ein Russe zu sein. Man kann Ähnliches leider nicht von allen Ländern melden.

Das ist die Nation, mit welcher sich zu verbünden die französische Republik Bedenken tragen sollte!

Wenn man von Natürlichkeit redet, dann kommt schließlich auch die Natur und das Naturell mit allem was daran hängt zur Frage. Es ist nun keineswegs bloß aus dem jahrhundertlangen feindnachbarlichen Verhältnisse zu erklären, daß der Slawe von jeher dem Deutschen ein neidischer Feind, dem Franzosen ein vergötternder Anbeter und Nachäffer war. Das ist angeboren; das liegt im Blut, in der Zunge, im Gehirn, überall; man lasse einen Slawen als Robinson aufwachsen, er wird den ersten Deutschen, dem er begegnet, hassen, und dem ersten Franzosen um den Hals fallen. Ist es eine gemeinsame Schnellgeistigkeit und Schmiegsamkeit oder eine gemeinsame Frivolität oder Berauschung von französischer Sprache, kurz die Thatsache ist vorhanden und sie zählt in der Politik mit. Ob Völker sich lieben oder hassen, dies nicht in Betracht ziehen zu wollen, wäre politischer Aberwitz.

In einem Punkte freilich ſtehen Rußland und Frankreich ſich extrem gegenüber, in dem Punkte der höheren Bildung. Frankreich, wenn man es gründlich ſtudiert, ſteht keineswegs als die frivole Nation, ſondern vielmehr als die pietätvollſte Nation Europas da. Kein anderes Volk gründet ſeine idealen Werte und ſeine Erziehung in ſolchem Maße auf die Vergangenheit wie dieſes; es iſt dort noch etwas von verſteinertem Renaiſſancegeiſt vorhanden, wie denn auch thatſächlich alles Antike bis zu Semiramis hinauf in Frankreich heilig gehalten wird. Die griechiſche Mythologie z. B. zählt noch zu den wichtigſten Erziehungsfächern. Dagegen hat Rußland, gleich dem fröhlichen Saufbruder „ſein Sach auf nichts geſtellt“. Entweder er macht mit jakobiniſcher Logik tabula rasa, alle Vergangenheit unter den Tiſch wiſchend, oder er byzantiniſiert ſich aus dem Mittelalter ein myſtiſches ſlawiſch-tatariſches Kulturevangelium zurecht, das er als Magenbitter gegen alle europäiſchen Breſten anpreiſt. In jedem Falle verhöhnt, verachtet und haßt er Alles, was dem Weſteuropäer teuer und was insbeſondere dem Franzoſen das Heiligſte iſt, das was das Weſen des Begriffs Europa ausmacht: die europäiſche Vergangenheit mit ſamt ihrer Bildung: Rom und Hellas. Marathon, Perikles, Homer und Phidias, Horaz, Scipio und Cäſar, das ſind ihm lächerliche „kleinliche“ Mäuſeangelegenheiten, die er ſamt und ſonders von der überlegenen Höhe ſeiner ukrainiſchen Steppen belächelt.

Dieſen Gegenſatz nun hält der Verfaſſer nicht für ſtark genug, daß er die ſtärkere Neigung der ähnlichen Volkstemperamente ſtören könnte. Für den Augenblick, da die Franzoſen keine Empfindung außer der Racheluſt zu kennen ſcheinen, gewiß nicht. Aber auch auf die Dauer? Das iſt die Frage! In Frankreich ſpielt gerade der Kulturſtolz eine große Rolle, er iſt der größte Stolz, den die „grrrande nation“ kennt, und von der Höhe dieſes Stolzes bleibt der Ruſſe dem Franzoſen immer ein — Barbar.

* * *

Einen neuen Beweis dafür, wie auch in klaſſiſch-philologiſchen Kreiſen die Berechtigung einer Schulreform anerkannt wird, bietet ein ſoeben im Druck erſchienener, am 19. Mai d. J. in der 17. Generalverſammlung des Vereins von Lehrern höherer Unterrichtsanſtalten der Provinzen Oſt- und Weſtpreußen in Danzig gehaltener Vortrag des Profeſſors am Königl. Gymnaſium zu Danzig, Dr. Fr. Bahnſch: „Die Zukunft des griechiſchen Sprachunterrichts auf den Gymnaſien“.

Der Verfaſſer geht von der nicht wegzuleugnenden Erſcheinung aus, daß nach der durch die Lehrpläne vom Jahre 1882 herbeigeführten Ver-

minderung der griechiſchen Stundenzahl die Unſicherheit in den grammatiſchen Kenntniſſen eine derartige geworden iſt, daß ſie die Möglichkeit einer fruchtbringenden Lektüre ſehr in Frage ſtellt. Die Benutzung von Überſetzungen für die Dichter werde geduldet, oft ſogar empfohlen; ſomit ſei der Unterricht nicht mehr fern von dem Güßfeldtſchen Ideal: Lektüre des Originals mit Hilfe einer nebenbei liegenden Überſetzung. Der Verfaſſer ſieht ſich daher zu der Frage veranlaßt: Steht ein ſo geringer Grad des Könnens in einem auch nur erträglichen Verhältnis zu der darauf verwandten Zeit? Und ferner: Iſt die Formendrillerei, wie ſie heute den größten Teil des griechiſchen Unterrichts in den Tertien in Anſpruch nimmt, die rechte Weide für den Geiſt dreizehn- oder vierzehnjähriger Knaben? Iſt dieſe „Plackerei mit den Formen“ überhaupt eine angemeſſene Übung der Geiſteskraft? Oder ein Mittel, ſie zu erproben?

Nachdem der Vortrag dann die Thatſache erwähnt, daß von der griechiſchen Sprache ſo gar wenig ſpäterhin in dem Wiſſen der gelehrten Stände zu finden ſei, daß das Griechiſche in keinem Studium — abgeſehen von dem theologiſchen und dem philologiſchen — eine weſentliche Förderung bringe, ſpricht der Verfaſſer die Überzeugung aus, die ſich bei ihm ſeit vielen Jahren feſtgeſetzt habe, daß der obligatoriſche Betrieb des griechiſchen Sprachunterrichts ſich auf die Dauer nicht werde halten laſſen, „er wird in die weniger anſpruchsvolle, aber keineswegs mißachtete Stellung eines fakultativen Unterrichts zurücktreten und fortan eine ſtille Gemeinde von freiwilligen, glaubenstreuen und deshalb um ſo eifrigeren Jüngern um ſich verſammeln.“

Sodann bemüht ſich der Verfaſſer, die Einwände der Gegner zu widerlegen. Er zeigt zunächſt, daß der ſo ſehr gefürchtete „Bruch mit der Vergangenheit“ nicht ſo tragiſch zu nehmen ſei. Tritt doch erſt in der preußiſchen Prüfungsordnung von 1812 das Griechiſche als unumgängliche Vorbedingung zu Univerſitätsſtudien auf. Fr. Aug. Wolf, der Begründer der preußiſchen Gymnaſialpädagogik, war durchaus ein Gegner des obligatoriſchen griechiſchen Unterrichts. Somit würde die Beſeitigung desſelben an die glorreichſte Epoche deutſchen Geiſteslebens anknüpfen, wo man die Griechen verehrte und nachahmte, ohne daß die Kenntnis ihrer Sprache eine weit verbreitete war. Schiller, der ein Herold griechiſcher Schönheit geworden iſt, verſtand nicht Griechiſch; er kannte das Griechentum nur aus Überſetzungen. Auf dieſem Wege will der Verfaſſer ſämtliche Schüler der oberen Gymnaſialklaſſen zukünftig in das Verſtändnis der griechiſchen Litteratur eingeführt wiſſen. Die Widerlegung der gegen den Gebrauch von Überſetzungen geltend gemachten Bedenken iſt vortrefflich. Zugegeben, daß

Übersetzungen niemals das Original ersetzen können, so wird andererseits nimmermehr aus der „mühselig weiterschleichenden Pensenarbeit, aus der langsam und stückweise vordringenden und dadurch das Interesse abschwächenden Schanzarbeit und Maulwurfswühlerei im fremden Idiom" ein Verständnis der griechischen Schriftsteller erwachsen, wie es sich durch gute Übersetzungen ermöglichen läßt, an denen, wie Professor B. nachweist, die deutsche Litteratur reich genug ist. Wie wir uns daran gewöhnt haben, Shakespeares Dramen in der Schlegel-Tieckschen Übersetzung ganz wie deutsche Geisteswerke zu lesen, so werden auch die griechischen Schriftsteller — was bei Homer dank der trefflichen Voßschen Arbeit bereits der Fall ist — unserer Nation näher treten, wenn bei ihrer Lektüre „der anheimelnde, seelenerwerbende Zauber der Muttersprache" auf uns wirkt. Dem gegenüber wird man auf den „gediegenen Vollklang griechischer Laute", auf die „eingeborene Musik griechischer Rhythmen", die unsere Seele männlich und hoch stimmen sollen, gern verzichten, zumal wir eingestehen müssen, daß wir gar nicht recht wissen, wie die alten Griechen ihre Konsonanten und Vokale ausgesprochen haben. Gegen das von Schulmännern erhobene Bedenken, daß durch Übersetzungen der Unterricht den Schülern gar zu leicht gemacht werde, daß „die Gedanken der Schüler vom deutschen Text abgleiten wie das Rad von der glatten Schiene", weist der Verfasser auf die Verkehrtheit der Annahme hin, daß die bloße Schwierigkeit des Ausdrucks für den Inhalt interessiere. Wolle man solche Beweisführung in Bildern gelten lassen, so könne man gute Übersetzungen mit geebneten Wegen vergleichen, auf denen uns der Genuß der Natur ermöglicht werde, während der mühsame Pfad durch Unterholz und Dorngestrüpp, der gewiß viel Interessantes biete, dem passionierten Touristen oder dem Forscher überlassen werden müsse. Daß den Schülern das Leben nicht allzuleicht gemacht werde, dafür sorgen nach des Verfassers Ansicht andere Unterrichtsfächer, vor Allem ein energischerer Betrieb des Deutschen. Dieser werde wesentlich dazu beitragen, den Einfluß des klassischen Altertums auf die Erziehung unserer Jugend zu vertiefen, da der altgriechische Geist in den Schöpfungen unserer Dichter fortlebe. „In Lessings Laokoon, in Schillers und Goethes Dichtungen finden wir die Ideale der griechischen Religion, Kunst und Lebensanschauung wohl geborgen. Je eifriger also unsere großen Dichter auf den Schulen gelesen werden, um so lebendiger wird unsere Fühlung mit dem klassischen Altertum sich erhalten." An derselben Stelle heißt es: „Ich mache mich anheischig, aus den Werken unserer Dichterheroen die ganze griechische Mythologie, und zwar — wohlgemerkt! — in ihren lieblichsten und tiefsinnigsten Zügen zusammenzustellen." — Wenn also die Einführung des obligatorischen Unter-

richts im Griechiſchen durch die Anſicht veranlaßt wurde, daß die Jugend in die Gedankenwelt der Griechen nicht ohne deren Sprache eingeführt werden könne, ſo war das ein Irrtum. Wenn aber die griechiſche Sprache an ſich ohne Rückſicht auf den Inhalt für ein nicht zu entbehrendes Unterrichtsmittel angeſehen und deshalb der obligatoriſche Unterricht im Griechiſchen verteidigt wird, ſo iſt das ein zweiter Irrtum, von dem wir mit dem Verfaſſer wünſchen, daß er ſich gerade im Intereſſe der Erhaltung des Einfluſſes altgriechiſcher Litteratur auf die Jugenderziehung recht bald verlieren möge.

Als Folgen der von ihm vorgeſchlagenen Reform verſpricht ſich Prof. Bahnſch zunächſt die Beilegung des alten Streites zwiſchen Gymnaſium und Realgymnaſium, ſodann aber — was ihm beſonders am Herzen liegt — eine volkstümliche Ausgeſtaltung des ganzen Lehrplanes, die die höheren Lehranſtalten in dem Vertrauen der Nation von Neuem zu befeſtigen vermag.

„Von den Bitterkeiten, welche unſer Beruf uns zu koſten giebt, habe ich von jeher keine ſo peinlich empfunden, wie die, welche an der Wahrnehmung haftet, daß ſich in unſerm Volke viele wiſſenſchaftliche, wohlmeinende Männer finden, welche an dem Werte deſſen, was wir der Jugend bieten, ernſtlich zweifeln."

Die klare, ruhige und ſachliche Unterſuchung des Verfaſſers wird weſentlich dazu beitragen, ſeine Hoffnung zu erfüllen. Worte, aus ſolchem Munde geſprochen, Gedanken, ſo ernſtlich und reiflich erwogen, ſolche Anſchauungen, in philologiſchem Lehramt großgezogen, können nicht ohne Wirkung auf die Geſtaltung des Unterrichtsplanes unſerer höheren Schulen bleiben. Seine Worte haben zunächſt in der Pfingſtverſammlung des Vereins der Lehrer höherer Unterrichts-Anſtalten Oſt- und Weſtpreußens lebhaften Beifall gefunden. Der Verfaſſer iſt überzeugt — wie er dem Berichterſtatter mitteilt — daß ſchon jetzt die Mehrheit ſeiner Amtsgenoſſen ihm zuſtimmt. —

Die 32. Hauptverſammlung des 7000 Mitglieder zählenden Vereins deutſcher Ingenieure hat ſich zur Schulfrage folgendermaßen geäußert: Der Verein deutſcher Ingenieure beſtätigt ſeine früheren auf ſeiner 27. Hauptverſammlung in Koblenz 1886 beſchloſſenen Ausſprüche zur Schulreformfrage und hebt nochmals ausdrücklich hervor, daß die höheren Schulen eine der Gegenwart entſprechende allgemeine Bildung, nicht die Fachbildung irgend eines beſonderen Berufes, alſo auch nicht des techniſchen, zu gewähren haben; daß bei der jetzigen Geſtaltung des höheren Schulweſens das Realgymnaſium, und zwar mit vermehrten Berechtigungen, erhalten werden muß; daß aber ſchließlich eine allſeitig befriedigende Löſung der Schulreformfrage nur durch einen allen höheren Schulen gemein-

samen Unterbau auf neusprachlich-naturwissenschaftlicher Grundlage herbeizuführen ist.

Der Beschluß der Dezember-Konferenz, wonach nur „rein humanistische“ und „rein realistische“ Anstalten von Sexta an getrennt nebeneinander bestehen sollen, ist ohne schwere Schädigung zahlreicher und wohlbegründeter Interessen nicht durchführbar. Viel zu wenig ist bei allen bisherigen Verhandlungen über die Schulfrage die Wichtigkeit des höheren Schulwesens für die gewerblichen Kreise, für die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie zur Geltung gekommen. Auf dieser Leistungsfähigkeit beruht aber zum großen Teil Deutschlands Weltstellung in Frieden und Krieg. Deshalb ist es Aufgabe der Schulreform, in viel höherem Maße als bisher durch Pflege der neusprachlichen und naturwissenschaftlichen Bildungsmittel die gewerblichen und arbeitenden Kreise der Bevölkerung zu hohen Leistungen zu befähigen.

* * *

Der englische Elektriker Prof. Oliver Lodge in Liverpool mahnt zu wissenschaftlicher Unbefangenheit auf einem Gebiete, wo man sie noch häufig vermißt. In seinem unlängst auf der Versammlung der britischen Gesellschaft in Cardiff gehaltenen Vortrage kam er u. a. auch auf die Gedankenübertragung zu sprechen. „Die große Mehrheit der Gelehrten,“ sagte er, „steht diesen Untersuchungen feindselig gegenüber. Sie schauen sich vielleicht eine öffentliche Vorstellung an, aber damit halten sie die Sache für abgethan und betrachten sie als Schwindel. Ist es möglich, daß ein Gedanke von einer Person auf die andere übertragen wird, mittels eines Prozesses, welchen die meisten von uns noch nicht geübt haben und den wir auch nicht kennen? Ich muß sagen, ja. Ich habe es gesehen und bin überzeugt, daß es möglich ist. Viele Andere wissen auch, daß die Sache wahr ist. Warum müssen wir aber immer mit angehaltenem Atem darüber sprechen? Müssen wir uns einer Wahrheit schämen? Die Übertragung des Lebens mag in gewisser Weise der Übertragung des Magnetismus ähnlich sein. Alle Magneten sind sympathisch mit einander verbunden. Befinden sie sich in geeigneter Lage, so stört die Schwingung des einen den andern, selbst wenn sie 92 000 000 Meilen von einander entfernt sind. Einige behaupten, daß die Gedankenübertragung oder Telepathie freilich eine Thatsache ist, daß sie aber den niedrigeren Lebensformen angehört und schwindet, sobald das Gehirn entwickelter geworden ist. Können wir deshalb aber minder viel daraus lernen? Sonst müßte man auch gegen das Studium der

Embryologie Einwand erheben. Andererseits kann die Gedankenübertragung auch sehr wohl eine höhere Form der Mitteilung sein, als die übliche. Bis jetzt ist das ganze Gebiet unerforscht. Hoffentlich aber werden die Schranken fallen, so daß wir einen weitergehenden Begriff von der Einheit der Natur bekommen, wie ihn die Philosophen schon geträumt haben. Mir ist es nicht gleichgültig, ob wir die Untersuchung aufnehmen. Mögen wir uns freihalten von der Schande, nur ausgetretene Wege zu wandeln, und nicht Außenstehenden die Arbeit, die Lächerlichkeit und die Befriedigung überlassen, den widerspenstigen Augen eine neue Welt eröffnet zu haben."

* * *

Es ist eine seit langer Zeit anerkannte, wenn auch bisher noch nicht wissenschaftlich genügend scharf nachgewiesene Thatsache, daß Stumpfheit in den Sinnesorganen stets die Stumpfheit des moralischen Sinnes begleitet. Die Untersuchungen Cesare Lombrosos und S. Ottolenghis an Verbrechern haben nun, nach der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane", in dieser Hinsicht zu ganz überraschenden Ergebnissen geführt. Zunächst zeigte es sich, daß schon das Empfindungsvermögen überhaupt, die sinnliche Wahrnehmung durch die Haut mittels des Tastsinnes u. s. w. beim Verbrecher nur halb so entwickelt ist, wie beim normalen Menschen, daß das Gefühl für Schmerz in den meisten Fällen sogar die Hälfte nicht erreicht, ja bei manchen Verbrechern überhaupt nicht vorkommt. Da sich auch unter jugendlichen Verbrechern zwischen 10 und 14 Jahren mehrere Fälle von vollkommenem Mangel des Schmerzgefühls fanden, so ist die Annahme hinfällig, daß es nur eine Erscheinungsform der Alkoholwirkung, der Altersschwäche oder der Berufsthätigkeit sei. Für eine herabgesetzte Schmerzempfindung bei Verbrechern spricht schon die unter denselben allgemein verbreitete Sitte des Tätowierens, die Fälle von Selbstverstümmelung in Gefängnissen zur Erlangung irgend welcher Vorteile u. s. w., sie zeigte sich aber je nach der Verbrechergattung etwas verschieden; bei sogenannten Messerhelden und Schwindlern war die Gefühllosigkeit verdoppelt, sie nahm zu an Häufigkeit bei Dieben und Straßenräubern, während sie sich vervierfachte, ja verfünffachte bei geschlechtlichen Verbrechern, Mördern und Brandstiftern.

Ob diese Erscheinung, ebenso wie die besser entwickelte Sehkraft, als eine Äußerung des Atavismus aufzufassen ist, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls ist die Empfindlichkeit für Schmerz bei Haustieren, besonders Hunden, bedeutend größer, als bei Tieren derselben Gattung im wilden Zustande, und es ist ja auch bekannt, daß die wilden Völkerschaften gegen

Schmerzen fast unempfindlich sind, und daß die Zivilisation die Empfindlichkeit verfeinert, aber auch bis ins Krankhafte steigern kann. Gegen magnetische und meteorologische Einflüsse sind Verbrecher außerordentlich empfindlich; Einzelne, die vor Eintritt von Witterungsumschlägen stets streit- und händelsüchtig wurden, konnten dadurch für ihre Genossen förmliche Wetterpropheten sein. Auch der Geschmacks- und Geruchssinn zeigte erhebliche Abweichungen; beide waren etwa halb so fein, wie beim normalen Menschen, daneben fehlte Geschmacks- und Geruchsempfindung bei Manchem völlig. Im Allgemeinen ist man geneigt, zwischen Geruchsvermögen und geschlechtlichen Trieben einen Zusammenhang anzunehmen, und man müßte deshalb bei geschlechtlichen Verbrechern einen mehr oder weniger hoch entwickelten Geruchssinn vermuten, aber aus den Untersuchungen ging gerade das Gegenteil hervor. Der Gehörsinn war wohl wegen der meist nachweisbaren Erkrankungen des inneren oder mittleren Ohres mangelhaft entwickelt. Wenn also hiernach die meisten Sinne erheblich abgestumpft sind, so war immer die Sehschärfe und namentlich bei den Mördern schärfer als beim normalen Menschen; das Gesichtsfeld zeigte allerdings Unregelmäßigkeiten an den Rändern, Einbuchtungen, Verdunkelungen u. s. w., was die Forscher als besonderes Kennzeichen des geborenen Verbrechers betrachten. Diese auffällige Sehschärfe leiten sie daraus her, daß, wie auch bei den Wilden, durch den Gebrauch und die gewerbsmäßige Übung eines Organs seine Leistungsfähigkeit außerordentlich erhöht wird; denn ohne höhere Entwickelnng des Sehvermögens könnten sie sich nicht den Armen der Gerechtigkeit entziehen oder zahlreiche Diebstähle und Einbrüche ausüben. Die Sinne der Frauen fanden sie im allgemeinen nicht so abgestumpft, und sie führen diese Beobachtung darauf zurück, daß auch die Stumpfheit des moralischen Sinnes bei den Frauen seltener sei, mithin auch die Häufigkeit der Verbrechen bei Frauen geringer. In ihren Untersuchungen glauben die Forscher noch die Bestätigung der epileptischen Natur des moralischen Irrsinns und des angeborenen Verbrechertums zu finden. Allerdings haben die Untersuchungen Agostinis völlig sicher gestellt, daß beim Epileptiker auch in den Perioden, die den Anfällen fern liegen, eine außergewöhnliche Stumpfheit der Sinne, sowohl des allgemeinen Empfindungsvermögens, als auch des Gemüts, Geschmacks, Gehörs, Gefühls und der Schmerzempfindung vorhanden ist, während allein Wärmeempfindung und Sehvermögen unverändert bleiben. In seiner Nutzanwendung hat dieses Verfahren, das, wie die Forscher für sich in Anspruch nehmen, zum erstenmal wissenschaftlich die Beziehung zwischen Stumpfheit der Sinnesorgane und moralischer Stumpfheit darlegt, dazu geführt, daß unter mehr als 7 Personen, die wegen eines

Vergehens angeklagt waren, der Schuldige an den Tätowierungen und sonstiger vollkommener Empfindungslosigkeit für Schmerz erkannt wurde.

* * *

Miß Alice Mabel Bacon hat ein fesselndes Buch über das japanische schöne Geschlecht erscheinen lassen (Japanese Girls and Women), die Frucht eines längeren Aufenthaltes in Tokio. Es heißt in diesem Werke von der Japanerin: „Als kleines Mädchen schon findet sie das Leben eng eingezäunt von allen möglichen Schicklichkeitsregeln. Es wird ihr klar, daß sie von der Kindheit bis zum Alter der Aufsicht eines Vertreters des stärkeren Geschlechts unterliegt. Keine Laufbahn steht ihr offen, sie ist immer abhängig, entweder vom Vater, Gatten oder Sohn ... Sobald die Japanerin etwa sechzehn Jahre alt ist, betrachtet man es als etwas Selbstverständliches, daß sie heiratet. Gewöhnlich erlaubt man ihr, eine Wahl nach Belieben zu treffen, aber man erwartet, daß sie überhaupt Jemanden heiratet und nicht lange Zeit zum Aussuchen braucht. Romantische Liebe ist in Japan unbekannt. Ein Kuß wird als eine tierische und ekelhafte Art der Zuneigungsbezeugung betrachtet ... Die Ehe selbst gilt gegenwärtig in Japan keineswegs als dauernde Verbindung, sie kann vielmehr auf Antrag des einen oder des anderen Teils gelöst werden. Aber obwohl — oder vielmehr gerade weil — die Trennung so leicht ist, halten die Eheleute in den meisten Fällen treu zusammen, ist die Frau eine hingebende Gefährtin oder vielmehr nach den Landessitten Dienerin des Mannes. Darum fürchten sich die jungen Leute auch nicht vor der Heirat, wie in Europa. Junggesellen sind in Japan eine spärlich vertretene Gattung, und alte Jungfern ebenso selten.

* * *

Eine Tochter Amerikas, Miß Dorsey, stößt einen Schmerzensschrei aus über die entwürdigende Trauungsformel, in welcher die Braut verspricht, dem Manne zu gehorchen und unterthan zu sein. Die genannte Dame ist höchlichst entrüstet, daß im neunzehnten Jahrhundert „Geistliche sich nicht entblöden, jener verwerflichen Trauungsformel sich zu bedienen", und um zu beweisen, daß die „Reverends" nicht bloß aus Gewohnheit, sondern aus fanatischer Verstocktheit an der veralteten Formel festhalten, veröffentlicht sie die Antwort, welche ihr von einem höheren Geistlichen zu teil geworden. Der Mann Gottes giebt ihr zu wissen: „Ich bin nicht ermächtigt, die Worte: ‚unterthan zu sein und zu gehorchen' aus dem Gelöbnis des zu trauenden Weibes wegzulassen, und würde es nicht,

auch wenn ich dazu berechtigt wäre. Noch mehr: Ich erkläre feierlich, daß jedes chriſtliche Weib, welches für die ehelichen Beziehungen richtiges Verſtändnis beſitzt und die göttlichen Gebote ehrt, das Gelöbnis, ‚unterthan zu ſein und zu gehorchen‘, nicht nur willig leiſten, ſondern es auch redlich und getreu halten wird. Ein Weib, das ſich dagegen ſträubt, hat vor Gott kein Recht, eine Ehe zu ſchließen.“ Das iſt für die Proteſtlerin ſo ſtarker Tabak, daß ſie vorſchlägt, ſolche Geiſtliche, wenn es ſich um eine Trauung handelt, zu „boycotten“ und die oft ſehr ausgiebigen Trauungsgebühren „Reverends“ zukommen zu laſſen, welchen die Weglaſſung jener Formel keine Skrupel verurſacht.

Unſer Dichteralbum.

Könnt' ich, Geliebte ...

Könnt ich, Geliebte,
Entfliehen mit Dir
Der dumpfigen Stadt.
Im Hochgebirge,
Umgeben von Gletſchern
Und eiſigen Firnen,
Am dunkelſten See
Da ſchlügen wir auf
Die kleine Hütte,
Die Ruheſtatt.
Wenn nächtlich der Mond,
Der Liebenden Freund,
In den Wellen zittert,
Dann hielte ich ſelig
Dich in dem Arm
Und küßte Dich innig
Und küßte Dich warm
Und freute mich Deiner,
Deiner allein.
Mit Sonnenaufgang
Küßt' ich Dich wach
Und wandert' mit Dir
Die Felſen hinan.
Im einſamen Walde
Hielten wir Raſt,
Mein liebender Arm
Deine Hüfte umfaßt.
Es flattern Dir Falter
Aufs blonde Haar,
Des Graſes Halme
Umwogen Dich ſchwer
Und Schlummerlieder
Und luſtige Weiſen
Sing ich Dir liebend
Der Liebenden vor.
Wir lagern zuſammen
Im dichteſten Wald
Und jubelnd der Nachtigall
Liebeslied ſchallt.

München. Julius Brand.

Die Erinnerung an große Zeit.

„Dös war da was — bei Orleanß i!“
So ſchreit da Schuſta-Baua Hans
Und haut in' Tiſch nei, daß grad pumpert.—
Im Wirtshaus hocken's bei anand:
Aa Stadtherr und da Muſikant,
Dazwiſch'n unſa Hans, da krumpert.

„Dös war da was — bei Orleanß! — —
„Koan warmes Flecki, net aa kloans,
„Am ganzen Leib; und d'Stiefl z'riſſen.
„Nix z'freſſen; und von in da Fruah
„Bis in dö Nacht: Schiaß' zu — Hau zua! —
„Und dengerſt allwei z'rücka g'ſchmiſſen.“

„Do, — Leutln, — thuat oan d'Freid vergeh'n.
„So'n Rückzug hot da Teifl g'ſeh'n. —
„Und alle Aug'nblick aa Granaten . . .
„An' Leitnant hot's an' Fuß wegg'ſprengt,
„Als waar' er leichter no d'ro g'hängt,
„Wia ſo aa Wurſt am Kreuzafaden.“ —

„Mei Gott — verzähl'n ko' ma's net! —
„Dös war aa Not, dös war aa G'frett,
„Daß d'Aug'n uns vor Wuat hamm' g'runna.
„Und bet' is worn und knirſcht und g'flucht,
„Und rumma g'ſtochen wia verrucht —
„Und doch hamm dö Franzoſen g'wunna!“

München.

„Und allwei: „Z'rück!“ — hot's g'hoaßen — „Z'rück!“ —
„Bis unſan Hauptmo worn is z'dick:
„‚I geh' net z'rück mehr, um koan Stecken!‘
„Hot er da g'ſagt, hot er da brüllt.
„‚Jetzt is ma gleich — jetzt bin i wild!‘
„‚Oanmal müß' ma ja do verrecken!‘“

„Do ſan' ma ſteh'n blieb'n wia oan Mann
„Und hamm' von vorn g'fangt wiada an,
„Und ſan' da 'rum g'fahr'n wia dö Teifl. —
„Doch ob ma uns aa tot hamm' g'hunzt:
„S'war All's umſunſt, s'war All's umſunſt —
„Wir waaren hing'wen ohni Zweifl.“ —

„Af oanmal ſan' dö Preißen da,
„Und ſchrei'n uns zua: ‚Hurra, hurra‘
„Und lupfen ihre Pickelhaub'n!!! — —
„Wia do uns worn is, liebe Leut' —
„Do hamm' mer g'woant vor lauta Freid,
„Da Hauptmo aa — ös derft's ma's glaub'n!“ —

„Dös war da was — bei Orleanß!“ —
Und — ganz Begeiſt'rung, trinkt da Hans
An' Stadtherrn s' Krüglaus — aa voll's! —
Und wiſcht an' Bart und iacht net ſchlecht:
„Selm war'n uns halt die Preißen recht.
„I mog's ſunſt net — der Teifl hoi's!!!“ —

Lorenz Kroidl.

Von dem blonden Engelsköpfchen.

Von dem blonden Engelsköpfchen,
Deſſen Huld mich nicht betrogen,
Hab' ich mich in nächt'ger Stunde
Heute liſtig fortgelogen.

Durch die Mitternacht ich eilte
Zu dem Platz, dem ſtillen, trauten,
Wo zwei große dunkle Augen
Sehnend mir entgegenſchauten.

Jauchzend hob die ſchilmme Kleine
Sich auf ihres Füßchens Spitzen —
Und durch meine Seele fühlt' ich
Ihre tollen Küſſe blitzen.

— Ach — die alte Liebe ſtürmte
Durch mein Herz mit tauſend Pferden —
Und nun ſteh' ich wieder ratlos,
Wie ich ihr ſoll untreu werden!

München.

F. H. Kanowski.

Regen, Sturm und Sonnenſchein.

Matt grauend liegt es über'm Feld,
Nur in der Sonne feuchtem Reich
Zieht ſich ein ſchmaler, blaſſer Streif
Zitronenwaſſerfarben gleich.
Vom dunklen Tannenwaldes Haupt
Es ſich in kleinen Wolken ründet,
Bald hier bald dort, wie Feuerdampf,
An naſſem, ſchwerem Laub entzündet.
Das Ährenfeld das Haupt geſenkt,
Die Wieſen rings ein ſchwüles Meer,
Bewegungslos, erſtickt, erſäuft,
Wie Sterbensblick ſo weit und leer.
Und nieder rinnt es, immer gleich,
In ewig feuchtem Einerlei,
Als ob des Himmels ſtete Loſung
Nur Regen, Regen, Regen ſei.
Auch auf der Menſchheit banger Bruſt
Liegt es ſo grau, ſo trüb und weh,
Bewegungslos, ertränkt, erſäuft
Im Alltagsleid, im Sorgenſee . . .

Da ballt es grollend ſich zuſammen,
Da türmt ſich's drohend mit Gewalt,
Und mit wild zuckendem Geſinger
Es ſich am Firmamente krallt.
Aufbrauſt's, ein Fall mit dumpfem Rollen,
Reckt immer näher ſchon die Hand,
Und niederprallt's, ziſcht's und wirbelt
Gell pfeifend alles durcheinand.
Das Alltagsleid, die Sorgen ſtumpf,
Heil wie es wirbelnd wogt und fließt,
Wie hier ein Baum, dort eine Hoffnung
Weit klaffend tot am Boden liegt . . .

Und dann? Wie herrlich prangt die Welt,
So luftdurchſchwängert, frühlingsrein;
Wie Freudenthränen perlt's am Baume,
Der ſich bewährt im Wetterſchein.
Den Schmutz, das alte Weh und Leid,
Der wilde Sturm hat's weggefegt,
Und lachend ſtrahlt die neue Sonne
Still ſegnend, was ſich atmend regt . . .

Noch regnet's ſchläfrig, müde fort
Im alten Trott, im alten Gleis,
Mit Kleinlichkeit, voll enger Sorgen,
Die alte Zeit, der welke Greis.
Doch ſchon vernimmſt Du fernes Toſen,
Und ausgereckt iſt ſchon die Hand,
Die niederſchmettert das Gezücht,
Das ſie voll Eigennutz nur fand.
Und dann? In neuem Glanz erſteht
Die Welt, um eine Stufe weiter;
Dann neuer Regen, neuer Sturm,
Stets aufwärts der Entwicklung Leiter.
Und du? . . Und ich? . . Wir ſtehen feſt,
Wir werfen ab das Alltagskleid,
Frei wogt die Bruſt, hoch ſchlägt das Herz,
Wir ſind zum Sturme wohl bereit.
Wie er auch tobt, wie er auch blitzt,
Wie es auch ringsum kämpft und ringt,
Wir wiſſen, daß des Himmels Bogen
Bald ſiegreich durch die Wolken dringt.

Wiesbaden. H. Fiſcher.

Erinnerung.

Im Walde war's, wir gingen Hand in Hand,
's iſt lange her, Du denkſt nicht mehr daran —
Wo einſam eine graue Buche ſtand,
Dort bliebſt Du ſtehn und ſahſt mich zweifelnd an.
Indes ich ſcheuchte jedes bange Wort
Dir lachend von den roten Lippen fort,
Und grub — war's Wahrheit oder Scherz?
Ich weiß noch kaum, nur tief empfind' ich's noch —
In ihre Rinde ein, ein feurig' Herz,
War's Liebe nicht, Empfindung war's wohl doch?

Digitized by Google

Du lachteſt leis, und dann mit einem Mal
Erhellte Dein Geſicht ein Purpurſtrahl,
Und als ich grub ins Herz zwei Namen ein,
Verglomm im Buſch der letzte Abendſchein. —

's iſt lange her, Du weißt es wohl noch kaum,
Schnell flieht die Zeit, aus Kindern werden Leute,
Und wieder ſchreite ich zum Waldesſaum,
Und doch ums Herz ſo anders iſt mir heute! —
Ach ja, 's wär ſchön, ach ſo unendlich ſchön,
Könnt' ich nun in des Lebens Müh'n und Plagen
Noch einmal ſtill mit Dir zum Walde gehn,
Das Herz mit den zwei Namen anzuſehn
Und dann für ewig wieder zu entſagen! —
Nun ſteh' ich ſtill! — Ein Haufen Buchenholz
Hat mir den Fuß im Gehen aufgehalten,
Und obenauf — da liegt mein Glück, mein Stolz,
Mein Herz — von einer rauhen Axt durchſpalten! —

Sundwig (Weſtfalen). Uhlmann-Bixterheide.

Sommer.

Ich wirble jauchzend meinen Hut
Hoch in die Luft, die ſchattenloſe,
Der Sommer rollt in meinem Blut
Und mich berauſcht die junge Roſe.
Und mich berauſcht ein Angeſicht —
Aus meiner Bruſt, der übervollen,
Iſt es wie weißes Sonnenlicht
Hinaus in alle Welt gequollen.

Es treibt in meiner jungen Bruſt,
Wie Knospen in den Gärten treiben,
Der Falter junger Liebesluſt
Pocht ſehnend an die Fenſterſcheiben.
Die Sonne webt wie goldnes Haar,
Der Flieder winkt wie Frauenbrüſte,
Mir iſt ſo wild und wunderbar,
Als ob ich küſſend ſterben müßte.

Der Südwind wiegt ſich überm Ried
Und beugt die Gräſer kaum im Schreiten,
Es dringt ein weiches Hirtenlied
Fernher aus lichtdurchträumten Weiten.
Nun juble hell, du Glückspoet,
Du lerchenfroher, weltenfrommer,
Ein heißer Kuß ſei dein Gebet
In dieſem vollen Liebesſommer!

Vom Parke ſeh' ich ein Gewand
Sich zwiſchen dunklen Zweigen wiegen,
Und eine ſchlanke Mädchenhand
Das Laubwerk auseinanderbiegen.
Am Wege neigt ſich golden-weiß
Das Blütenhaupt der Scabioſe,
Der Park iſt ſtill — nun dufte heiß,
Nun küſſe mich, du junge Roſe!

Augsburg. Carl Buſſe.

Elend.

Stumm liegt die Nacht auf blumenbeſätem Grunde,
Vom weißen Mondlicht den ſchwarzen Leib bedeckt.
Auf weichen Sohlen ſchwebt durch die Geiſterſtunde
Die Einſamkeit, die tief in mir ein Sehnen weckt.

Ein Sehnen ſo heiß nach Liebe und Kinderſtimmen,
Ein Sehnen ſo wild nach Freiheit und Lebensglut! . . .
Im trüben Äther der Sterne Strahlen ſchwimmen,
Und die fiebernden Träume wehn in des Vollmonds Flut.

Das Sehnen wächſt . . . und die Häupter der ſchlafenden Roſen
Nicken mir zu ſo mahnend und deutungsſchwer — —
O Erde, o Himmel, gebt Friede dem Ruheloſen
Und taucht meine Seele in des Vergeſſens Meer! —

— — Und ich ſinke hinab in die Tiefe, unermeſſen,
Und die Geiſter des Styx hallen im ſchaurigen Chor,
Und tief am Grunde blühen und duften Cypreſſen —
Und elend bin ich — elend, ach! wie zuvor.

Emden. Albert Kohl.

Kehrſeite.

I.

Herrn Walter von der Vogelweid'
Ward ein Denkmal geſetzt in Bozen.
Zu Beiträgen zeigten ſich hochbereit
Die ſämtlichen deutſchen Protzen.

Denn einmal kommt man ſo ins Licht,
Man wär' germaniſtiſch gebildet,
Und dann: Die Litteraturgeſchicht'
Hat den Walter ja eingegildet!

Sie ſitzen vor dem ſchwarzen Greif,
Die öden Weltdurchflieger —
Frau Phantaſie erſtickt ein Reif,
Das Portemonnaie blieb Sieger.

Sie haben die halbe Welt durchjagt
Mit Gähnen, Nörgeln, Kauen;
Sie haben an tauſend Knochen genagt —
Doch wiſſen ſie nichts zu verdauen.

Der Mai iſt hier heiß; vor dem ſaubern Hotel
Sitzt man am Abend im Freien;
Laternen unter Akazien hell
Ihre gelben Striemen ſtreuen.

Man plaudert beim „Viertel" und Cotelette —
Der Walterbrunnen riſchelt —
Die Kellnerin Peppi, rotblouſig und fett,
Mit dem alten Börſenſchuft ziſchelt.

Herr Walter ragt weiß, wie Ewigkeit,
Im weißen Strahlenrinnen.
Ein Backfiſch zirpt: „O wüßt man heut
Uns Damen ſo zart zu minnen!"

Herr Walter zeigt dem Hotel d'Europe
Ganz majeſtätiſch den Rücken,
Den faden, blaſierten Reiſe-Mob
Mit dem Hintern nur zu erblicken.

Herr Walter in die Berge ſchaut,
Von dorther flattern Tauben
Und tummeln ſich auf dem Platze traut,
Ein Körnlein Futter zu klauben.

Der Sänger denkt: mein nom de guerre
War gut gewählt. Ich mußte
Mich äßen gleich der Vögel Heer —
Doch traur' ich nicht ob dem Verluſte.

Die Tauben leiden wohl Hunger hart —
Doch flattern ſie nur um ſo lichter:
Mir hat entſagend die Seele gekarrt —
Doch durchdrang's mich: Du biſt ein Dichter!

Aber die Lieder voll Schwung und Schmelz,
Ich hätte ſie nimmer geſchaffen —
Hätt' ich geahnt, daß ich drob vor Hotels
Würd' gepflanzt für Monocle der Affen.

II.

Auf dem Getreidemarkt in Bozen
Käufer ſich um die Kübel bücken,
Wiegen die Ware, füllen die Säcke —
Walter dreht dem Feilſchen den Rücken.

Flügel-tändelnd die Tauben ſchweben
Zwiſchen den Säcken, aufzupicken
Körnlein Mais, die geſprungen daneben —
Walter dreht dem Feilſchen den Rücken.

Stets um den Nährſack ſchwirren die Dichter,
Gleich bleibt die Welt in allen Stücken:
Rechner hier — dort Träumergelichter.
Walter dreht dem Feilſchen den Rücken.

Mit ovalen Kieſeln gepflaſtert
Iſt der Platz, die wie Tauben zu blicken,
Roſiger, weißer, bläulicher Eibruſt —
Walter dreht dem Feilſchen den Rücken.

Ob die Tauben auch darben, ſie wandeln
Über den bunten Weg mit Entzücken,
Halten die Kieſel für Denkmal-Tauben.
Walter dreht dem Feilſchen den Rücken.

Walter träumt verloren hinüber
Zu des Gebirgs ſchroffſamtenem Rücken,
Wo die Adler mit Sturmſang thronen,
Die ſich um Weide vor Säcken nicht bücken.

Innsbruck. Franz Held.

Epitaph.

Er war ein Menſch, ſo las ich oft geſchrieben,
So hörte ich geſprochen, wenn gefallen
Bakterien-durchſeucht der Unſern einer.
„Er war ein Menſch!" — ach ja in Haß und Lieben,
In Schmutz und Leiden, Feigheit und in allen
Schwächen wie wir, nicht größer und nicht kleiner.

Er war ein Held, auch ſo hab' ich vernommen
Des Leichenredners Wort ſich ſchwunghaft ſteigern,
Das Menſchentum ſchien manchmal ungenügend.
Nicht ohne Schwindel aber iſt und trügend
Der Titel und am klügſten zu verweigern,
Denn ſein Begriff iſt ſchwankend und verſchwommen.

Er war ein Mann, das klang mir immer beſſer
Als letzter Gruß vor jenem Loch der Erde,
Er war ein Mann, war ehrlicher als wir;
Ein Mann, das heißt er rang und kämpfte hier,
War kühn und frei und hob ſich aus der Herde,
Er war ein Mann, das heißt er war auch beſſer.

Er war — was ſagt von mir ihr, ſehr Verehrte?
Das Menſchentum hab grauſam ich verſchworen,
Zum Heldentume fehlte das Geſtirn,
Die ernſte Kraft zu Mannes vollem Werte.
Spart euren Witz und laßt mich ungeſchoren,
Auf meinen Stein ſchreib ich: — Hier liegt ein Hirn.

Wien. Theodor von Grienberger.

Frühlingsnacht in Brüſſel.

Auf Brüſſel ruht mildweiche Frühlingsnacht —
Der Boulevard d'Anspach flirrt im Glühlichtglanz —
Geſtein und Schmuck blitzt in den Läden hell. —
Karoſſen flieh'n vorbei in wilder Haſt,
Doch langſam ſchlendert der Flaneure Schwarm. —
— Vor den Cafés weit auf das Trottoir hin,
An kleinen Tiſchen ſitzt die Lebewelt ...
In mancher Sprache ſchwirrt manch keckes Wort
Und leiſes Lachen ſpendet Beifall ihm. —
— — — — — — — — — — — —
Matt von des Tages ſommerſchwüler Glut,
Müd von dem Schweifen durch das Reich der Kunſt,
Durch Ateliers und die Muſeen all,
Ein Reſtaurant betretend, nehmen Platz
Im Veſtibule wir, wo die Lenznachtluft
Uns kühlend um die heißen Schläfe ſtreicht. —
— — — — — — — — — — — —
Grad gegenüber ruht ein Mädchenpaar,
Auf rotem Samtpfühl läſſig hingeſchmiegt —
Zur rechten Seite lehnt ein jüng'rer Mann,
Ein Offizier, ſo ſcheint es, in Civil. —
— Der Einen Hand führt dem Begleiter zu
Die volle Schale, drin der Schaumwein perlt,
Ein Goldtopas mit weißem Silberhaupt —
Indes die Andre achtlos, wie im Traum,
Ins Weite ſchaut — zwei Tubaroſen blüh'n
Am Buſen ihr — und wie im Traume rinnt
Ihr von den Lippen leis ein ſüßes Lied,
In Frankreichs Süden hört ich's oftmals ſchon,
In der Provence fern an der Rhone Strand. —
— — — — — — — — — — — —
Denkt ſie der Heimat wohl, der ſchönen jetzt?
Des Vaterhauſes im Kaſtanienhain?
In Schuld und Sünde noch des Kindheitsglücks?
Doch horch, der Sang verſtummt! von draußen klingt's
Wie Klippenbrandung, durch die Thüren drängt
Sich raſch herein, was vorher weilt im Frei'n.
Aus aller Mienen ſpricht die bleiche Furcht. —
— — — — — — — — — — — —
Öd liegt der Platz im hellen Lichtglanz nun. —
— — — — — — — — — — — —
Da wogt's heran, ſchwarz wie ein Leichenzug,
Ein Schattenheer tief aus des Hades Reich,
An tauſend ſind's in langen dunkeln Reihn ...
Die roten Banner wehn im Nachtwind hoch
Wie Blutgeleucht auf trüber Meeresflut. —

— Hin durch die Scheiben fliegt manch banger Blick,
Und mancher blaſſe Mund, er flüſtert ſacht:
„Das ſind die Collen aus dem Streikgebiet
Von Mons und Berniſſart, Ougrée, Seraing!“ —
— — — — — — — — — — — — —
In Schweigen kommt und wallt vorbei die Schar,
Nur manchmal dröhnt's: „Réforme, vive l'anarchie!“ —
— — — — — — — — — — —
O ſchöne Stadt, auch hier der alte Fluch,
Der wüſte Kampf des Knechtes und des Herrn ...
Auch du ein Krater, der wohl zeitweis ruht.
Doch bald der Lava glüh'nde Schlacken ſtreut. —
Zuſammen geht hier Not und wilde Luſt
Des Menſchenſchickſals uralt ew'ge Bahn,
Und drüber breitet ihren Frieden aus
Die weiche, holde, blaue Frühlingsnacht. —

Brüſſel. Wilhelm Müller-Weilburg.

Am neuen Ufer.

I.

Lange ſtand am ſchwanken Bug ich
Meines Lebensſchiffes. Leer
War die Weite ... Nicht ertrug ich
Dieſes wehe Warten mehr.

Um mich mit den Flügeln ſchlug ich. —
Übers grenzenloſe Meer
Meine letzte Hoffnung trug ich
Hier zu dieſem Ufer her.

II.

Senke Deine Flügel nieder,
Die der weiche Wind beſchwingt:
Hier beginnt der Reigen wieder,
Den die große Freude ſchlingt.

Neue Ufer, neue Lieder! ...
Wem der Flug bis hier gelingt,
Taucht ſein wegemüd' Gefieder
In den Quell, der hier entſpringt.

III.

Das ſind wunderbare Töne,
Die, von Jugend-Luſt geſchwellt,
Aus der Bruſt der Freiheitsſöhne
Rauſchen durch das weite Feld!

Brauſet! — Euer Klang verſöhne
Mich mit dieſer feilen Welt!
Unerreicht iſt Eure Schöne —
Hier errichte ich mein Zelt!

IV.

Und die Freude ſchlang den Reigen,
Schlang um Mann ihn, Weib und Kind;
Und es flüſterten die Geigen
Mit dem lauen Sommerwind.

Lange ſaß ich ſo. Und ſteigen
Sah ich Flut und Luſt — geſchwind:
Lebe! — bald beginnt das Schweigen,
Dem kein Sterblicher entrinnt ...

Die Lieder des Volkes.

„Was hilft es, die Bücher der Weisheit zu leſen!
Die Lieder des Volkes gilt's zu verſteh'n:
Was ewig Du ſein wirſt und was Du geweſen,
In ihrem Spiegel wirſt Du es ſehn.

Sie ſind ſo einfach, wie Blumen am Raine,
So ſchlicht, wie des Vogels Geſang im Wald —
Belauſche ſie einmal beim Tanz und beim Weine,
Belauſche ſie achtſam, wie ſüß das ſchallt!

Du tauchſt in ein Bad und kühlſt Deine Glieder . . .
Es lauſcht Dein Ohr, weil es lauſchen muß —
Das ſind Deines Volkes unſterbliche Lieder,
Der Weisheit erſter und letzter Schluß!" —

So ſprach er wie träumend in ruhloſem Schlafe;
Wie wehrend hob er die blutende Hand,
Und ſchleppte erwachend — ein ewiger Sklave —
In ärmlicher Freude ſein Ketten-Gewand . . .

Zürich. John Henry Mackay.

Aus Abend- und Morgenland.

I. Der vereitelte Kreuzzug.

Hin zum blauen Adria-Meere
Zogen blanke Scharen,
Wollten nach dem heiligen Land
Wohlbewaffnet fahren.
Manch ein harter Alpenpaß
War noch zu beſchreiten;
Schroffe Felſen, ſpitzbezackt,
Sperrten keck die Weiten.
Allgemach der Fluß Rienz
Wurde uferenger.
Und im Pilgerheere wach
Ward ſo mancher Sänger.
Eine Hochthal-Gaſſe noch,
Noch ein Tag der Wanderer,
Dann, ja dann wird Schritt und Tritt,
Blick und Hauch ein anderer!
Vor dem Thor des Grenz-Gebirgs
Nächſt dem Waldgeſenke
Aber ſtand ſeit alter Zeit
Eine alte Schänke.

Niemals ruhte dort ein Gaſt,
Denn der Wirt, ein gelber
Neider, der nur Sauren goß,
Trank den Rotwein ſelber.
Weit und breit kein linder Quell
Sickerte im Thale,
Nur ein Brünnlein d'rin im Hof
Floß in Faß und Schale.
Alſo ſchrecklich war der Ruf
Dieſer Gift-Herberge,
Daß das Kreuzzug-Heer entfloh
Und verließ die Berge,
Und die Schritte lieber heim
Lenkte im Verſchmachten,
Statt bei ſündhaft-ſaurem Wein
Je zu übernachten.
Seither hörſt du vom Gewänd
Durch die Lüfte fluchen,
Geiſter ſchweben in der Luft,
Die da Labung ſuchen.

II. Osmanen-Rache.

Und dieweil an jenem Tag,
Als in Paläſtina
Sollt' erſcheinen die Armee
Aus Rienz-Cortina,
Ging verloren Aſkalon,
Gaza, Arſuf, Saphet,
An den Chowaresmier
Sultan Abd-ul-Japhet.
Auch Tiberias obendrein,
Jaffa und ſo weiter —
Alſo ward verhängt ein Fluch
Auf die zagen Streiter. —
Und gar viele hundert Jahr
Später, als die Türken
Donau-aufwärts ziehend ſah'n
In den Drau-Bezirken
Jenes ſteile Felſenthor,
Stand am Waldgeſenke
Immer wie vor alter Zeit
Noch die alte Schänke.
Und es floß dem Enkeldurſt
Hundertfach verfüßert
Noch der alte Höllenwein,
Nur ein Stück verteuert.

Sieh, da ging dem Türken-Heer
Abgeſandt entgegen
Unſer Wirt und bot den Trank
Dar dem Feind verwegen.
„Ha, Dich kenn' ich, rief der Scheich,
Weiche Du von hinnen;
Unſren Roſſen aber ſoll
Wein aus Fäſſern rinnen."
So geſchah's. Der Berberhengſt
Und Arabiens Fohlen
Und manch andres Edeltier
Waren jach verſchollen.
Bis die Sonn' ihr Angeſicht
Hintern Berg gewendet,
Lag die Kraft der Reiterei
Im Geklipp verendet.
Baren Fußes aber zog
Heim der Turkomane,
Schrecklich eilig, ohne Sang,
Ohne Klang und Fahne.
Nimmer wieder kommt der Feind
Je ins Land zur Tränke,
Denn es ſteht noch bis zur Stund'
Die verfluchte Schänke.

Graz. Fritz Pichler.

Kein Maien war's!

Kein Maien war's, kein holder Frühlingstag
Mit blauem Himmel, ſüßen Lenzesdüften!
Nein, ſtürmiſch war's und ſtrenge Kälte lag
Unfreundlich rauh ringsum in allen Lüften.
Auf glatter Bahn, bei hellem Dämmerſchein,
Da haben unſ're Herzen ſich gefunden,
Und ſchöner konnte das gewiß nicht ſein
Bei Lerchenſchlag in duft'gen Frühlingsſtunden!

Wie wonnig war's doch da, mein herzig Kind!
Wenn auch die Nachtigallen nicht mehr ſangen,
Um Deine blonden Locken ſpielt' der Wind,
Und Roſen blühten licht auf Deinen Wangen.
Da ſtanden wir ſo traulich Hand in Hand
— Von Ferne klang die Abendglocke leiſe —
Dort einſam an des Tannenwaldes Rand,
Du ſpracheſt eine herzig fromme Weiſe.

Ich lauſchte ſtill, mich faßt mit Allgewalt
Ein ungekanntes, wehmutvolles Leben —
Tief aus dem Thal ein einſam Lied erſchallt,
Und mir ward neue Luſt zu neuem Leben.
Und wenn auch aus des Geiſtes Phantaſien
Der Ernſt des Lebens mir lacht rauh entgegen,
Dein Zauberwort in neuen Melodien
Begleitet mich auf meinen ſtillen Wegen.

Ich möcht' Dir lauſchen ſtets beim Abendſchein!
Welch' ſüßen Frieden hab' ich doch empfunden!
Da drang Dein Wort mir tief ins Herz hinein
Wie Mutterlaut aus früher Kindheit Stunden.
Ich ſchau empor zu Dir, Du Einzigſchöne!
— Im Herzen wird mir da gar traurig bang,
Von Ferne klingen grad' die letzten Töne
Der Abendglocke leis das Thal entlang.

Sundwig (Weſtfalen). Uhlmann-Byterheide.

Im Zweifel des Lebens.

(Auf dem Krankenlager.)

Iſt es Dein Wille, ja dann laß mich enden,
Allmächtiger Herr der Erde und des All's,
Iſt es Dein Wille, mir iſt er nicht ſchrecklich.
Ich trotzte einſt und trug die Feder kecklich
Auf meinem Hut und dachte kühn zu wenden
Nach meinem Wunſch die Gunſt des Würfelfalls.

Ich hab' geliebt, gehaßt, gehofft, gerungen
So menſchlich heiß vom Trieb des Kampf's beſeelt,
So gut war ich und auch ſo ſchlecht wie andre.
Und wenn ich jetzt verbraucht zur Tiefe wandre,
So reut mich alles, was ich nicht bezwungen,
Doch nichts bereue ich, was ich gefehlt.

Ich könnte klagen nur, daß mir zerronnen
Des Lebens Spanne ohne große That,
Daß ich ſo oft dem Gipfel nah' im Wähnen
Blieb im Erfolge fern, doch Klage, Thränen
Ziemt nur der Weiber waſſerreichen Bronnen,
Die Saat war ſchön, verdarb mir auch die Saat.

Damit genug. Je ſtürmiſcher das Wetter
Auf meiner Fahrt, ſo mehr behagt die Raſt,
Die lange Raſt, die ungeſtörte Ruhe.
Noch haß' ich zwar die holzgebaute Truhe,
Doch legt ſich das, gewiß Freund Hein, Herr Vetter,
Gleichgültig wird ſie mir, ich glaube faſt.

Iſt es Dein Wille, Herrſcher aller Weiten,
Daß mir geſteckt ſei ein ſo nahes Ziel,
Daß mit dem bischen Leben ich ſoll gelten
Des Lebens Freude und des Atems Spiel.
Iſt es Dein Wille, o dann laß mich grüßen
Auch dieſe Lenkung Deiner hohen Kraft,
Laß mich bekennen Deine Meiſterſchaft,
Ich habe nichts zu ſcheuen, noch zu büßen.

Und einmal noch will ich zuſammenraffen
Des Geiſtes Glut, des Geiſtes helle Macht,
Die Du mir gabſt, die Du zum Brand entfacht;
Und im Bewußtſein meines Ich's erſchaffen
Will ich mir noch den holden Truggedanken,
Es ſei unſterblich meines Geiſtes Pracht . . .
Dann breite dämmernd nieder ſich die Nacht,
Bis alle Höh'n in ihrem Schoß verſanken.

Wien. Theodor von Grienberger.

Reue.

Einen Trank aus des Vergeſſens Schale,
Einen Funken Luſt zum Henkersmahle,
Einen frommen leiſen Glaubensſchimmer,
Einen thränennaſſen weichen Flimmer,
Ein geheimes Reueatmen nur
Gieb mir, gieb mir gütige Natur! . . .

Einmal möcht' ich nur die Hände falten,
Büßend ſtumme Andacht bei mir halten,
Einmal mit der Unſchuld mich vermählen,
Einen Tropfen ſüßen Frieden ſtehlen,
Ein geheimes Reueatmen nur
Gieb mir, gieb mir gütige Natur! . . .

Wien. Hugo Grothe.

Xenien.

Was habe Gott dein Glück, ſo wähnſt du keck,
Im Auge?
Er fragt nur, wie Dein Sein zum Weltenzweck
Ihm tauge.

Du fühlſt dich auf der Ideale Flur
Als Jünger
Und biſt nur auf dem Miſtbeet der Kultur
Der Dünger.

* * *

Weiſe in der Tage
Tropfenfall
Flüſtert dieſe Klage
Durch das All:

Sag, wozu dein Glühen,
Born des Lichts?
Beſſer wär's, verſprühen
In das Nichts.

Kannſtatt. Ernſt Ziel.

Ein Kämpe der Armut.

Mir war die Armut
Stete Gefährtin,
Mein Lebenspfad,
Den ich gewallt
Und weiter immer
Wandern muß,
Führte durch Arbeit,
Kampf und Entſagen.
Nicht ſorglos ſpielend
Verlebt ich die Jugend;
Die Göttin der Arbeit
War meine Geſpielin.
Im Kampf ums Daſein
Lernte des Lebens
Kleinliches Treiben
Frühe ich kennen,
Frühe verſtehen —
Und bald verachten.
Mir war die Armut
Stete Gefährtin.
Sie goß mir die Liebe
Zur unterdrückten
Leidenden Menſchheit
Ins Herz. —
In früheſter Jugend
Gelobte ich mir
Im Kampf für die ewigen
Güter der Menſchheit
Das Banner zu tragen,
Für Freiheit und Recht!
Ein Kämpe der Arbeit,
Ein Kämpe der Armut,
Der unterdrückten
Leidenden Menſchheit
Zu ſein und zu bleiben
Nun und immerdar!
— Und halten will ich
Den Schwur der Jugend;
Mag ich auch ſelber
In leichten Stunden
Thöricht mich ſcheiten,
Oder in trüben
Tagen verzweifeln
An der Menſchheit
Ewigem Recht.
Mag auch nutzlos
Mein Streben und Ringen
Im Sande verlaufen:
Einer von Vielen,
Einer für Viele!
Wo am heißeſten tobt
Die Schlacht,
Hin ſtürz ich mich,
Mich opfernd
Für der Menſchheit
Ewiges Recht.
Lehrt doch mein Beiſpiel
Andere folgen:
Und dereinſt
In künftigen Tagen
Ein ganzes Geſchlecht
Von Kämpen der Armut
Erwecken,
Die ſiegreich den Kampf
Führen zu Ende.

Kiel. Ferdinand Janſen.

Im einfach ſchlichten Rocke.

Im einfach ſchlichten Rocke,
So laſſe ich mich ſeh'n:
Ich will ja nichts bedeuten,
Ich will nur was erſpäh'n.

Und juſt im ſchlichten Rocke
Und nicht im Würdenkleid,
Umgeben nicht von Laffen —
Gehört mir alle Zeit.

Juſt da kann ich erwägen
Und finden Gut und Recht —
Und ohne Furcht auch meiden
Den, der mir dünkt zu ſchlecht.

Mir ſcheint von hohem Werte,
Daß ich im Rocke ſchlicht:
Ich iern' euch alle kennen —
Und ihr? — Nun, ihr mich nicht!

Wien. Leopold Hörmann.

Programm eines deutſchen Hoftheaterintendanten.

Alles fein zierlich,
Glatt und manierlich,
Vorſichtig, ſchüchtern,
Verſtändlich und nüchtern,
Salonmäßig fein
Muß es ſein!
Extravaganzen
Mußt Du meiden,
Alles im Ganzen
Dich löblich beſcheiden!

Kräftige Bewegung
Auf der Scene,
Heftige Erregung
Arg verpönt!
Und gar ein Kuß
Der Melpomene
Dich beleidigen muß!
Und vor allem das nie:
Poe—ſie!

Leipzig. Julius Riffert.

Von der Selbſtzucht.

Ein Zarathuſtralied.

Müd bin müd des Glücks, des ſchweren Sonnenglückes, das wie ein warmes ſtilles Leuchten um die Becher meines Überfluſſes floß, und der Leiden, die wie hüpfende Schatten des gleitenden Glanzes in all das Goldleben geſprenkelt waren.

Daß doch der große Schmerz über mich käme, mit ſeinem tobenden Strahl des Überfluſſes; und in die Glut meines Weines ſchlüge, den die Sonne durchwärmt, daß er aufgiſchtet ſchaumlicht und ziſchend zerflattert in feuchte Kühle, oder abklatſchend auf das Erdreich ſchweigend verſickerte.

Und daß ich einen großen Kampf kämpfen dürfte, der meiner Kraft beſtimmt, mit herrlichen Feinden, die ich liebe ob ihres Zornes Glühen.

Daß ich Feinde hätte, die ich dürfte lieben und ehren!

Aber meine Kraft — gräbt mir nur ein zu tiefes Grab.

Und mein Kampf, mein kleiner Kampf macht mich verächtlich vor mir ſelbſt, weil meine Feinde klein ſind, klein und meine Feinde, die ich doch nicht darf ungerührt laſſen, weil ſie mir ans Leben wollen.

Niemand lebt, mit dem ich den ehrlichen Strauß kann ausringen, niemand — nur ich ſelbſt.

Ich bin mein einzigſter Feind, den ich achte. Und wen ſonſt ich achte, das iſt mein Freund.

Saht Ihr's nicht — mein Licht lehrte mich's, das ſich in trüber Flamme verzehrte:

Wenn es nicht leuchten kann um ſich, verglimmt es doch ſelbſt und verglutet, denn:

Was Licht iſt, muß brennen, ob es leuchten kann oder glimmen muß.

Und ſo muß ich denn auch, ſchweren, zagen Herzens — weinen will es vor Schmerz um ungeweinte Glückesthränen — beginnen den Kampf gegen mich ſelbſt.

Brüder, wenn ich Eure Wege verlaſſe, ich, der Euch ſelbſt ſie ſo gern gewieſen, ſtoßt Euch nicht dran, glaubt nicht, Zarathuſtra ſei „gut" geworden und habe den Gärtner gefunden, der ſeine Blätter beſchneide.

Auch kein Wind rüttelt ſie mir fort: als ob meine Gedanken wären krank geworden, welk und hinfällig.

Nur weil ich den großen, den vornehmen Feind meiner Art ſuchte — und nur mich ſelbſt fand, darum kämpfe ich in mir und mit mir ſelbſt. Darum:

Was Licht iſt, muß brennen, ob es leuchte, ob es verkohle.

Oder, Brüder, die ich liebe, die ich achte, die Ihr meine Freunde ſeid — will Euer Einer mir der Feind ſein?

Bin müd des Glücks, meines reichen Glückes und meiner Leiden.

Daß doch der große Schmerz über mich käme.

Alſo ſang Zarathuſtra.

Darmſtadt. G. Ludwigs.

Stoßſeufzer aus Bayreuth.

Übermittelt von Oskar Panizza.

(München.)

Sehr geehrter Herr Redakteur! Ich bin Lehrer. Voll zarter Anlagen iſt mein Gemüt ſozuſagen für die Muſik präſtabiliert worden. Schon mit acht Jahren ſpielte ich auf einem alten Klavezink kleine Etuden, oder auf dem Harmonium meiner Mutter Choräle; und als einmal der Pfarrer im Städtchen krank, machte der Lehrer den Pfarrer und ich den Lehrer und durfte an der Orgel ein kleines Zwiſchenſpiel, ſorgfältig einſtudiert, exekutieren, bis der Lehrer vom Altar heraufgekommen, mich ablöſte.

O ihr kleinen C-Dur-Dreiklänge, von eines Knaben Hand ausgelöſt, in dieſem kleinen proteſtantiſchen Kirchlein dahinwimmernd, und vielleicht eines Mädchens Herz berührend, Euch hör' ich nie mehr! —

Später, als ich älter wurde, kam ich von Hauſe fort, in die nächſte Provinzialſtadt, mußte lateiniſche Brocken und griechiſche Spinnen-Buchſtaben ſchlucken; aber die Muſik blieb meine Lieblings-Beſchäftigung, und meine Tröſterin bei allem Heimweh und beim Tatzen-Schmerz, der jetzt über mich kam, als ich nicht einſehen wollte, daß es neben dem Aktivum und Paſſivum noch ein Medium geben ſolle, und daß griechiſche Verba im Perfekt ſtatt der Aſpera die Tenuis annehmen.

O ihr reinen keuſchen Sonaten von Haydn mit eurem ſüßen Geklimper, als ſtrichen Mädchenhände die Locken an Knabenſchläfen zurück, und du junger Mozart mit deinem Gekicher und Gelächter, wie oft habt ihr mir die griechiſchen und lateiniſchen Thränen getrocknet, und mich wieder fröhlich gemacht! — Nie mehr! —

Später, als ich in das Alter kam, wo das Urteil flügge zu werden beginnt, kam ich in die bayrische Hauptstadt, nach München. Damals, Mitte der sechziger Jahre, hörte man auf allen Plätzen, bei allen Paraden, in allen Konzerten den sogenannten „Tannhäuser-Marsch" von einem gewissen Richard Wagner; und außerdem eine Art ungeordneter Aufeinanderfolge von A-Dur-Dreiklängen in hohen Violinlagen von demselben Komponisten, „Schwanenlied" genannt. Schon damals wurde von einigen Stimmführern behauptet, diese eigenartige Verwendung von Dur- und Moll-Dreiklängen in hohen Violinlagen sei der Ausdruck des „Mystischen", und das Ganze überhaupt das „Höchste in der Kunst", als welches man damals eigentlich Beethoven anzusehen gewohnt war. — Ich war damals noch jung und beugte mich dem Urteile, wiederholte es und vertrat es. Heute, wo ich vor meinem musikalischen Ruin, ja vielleicht vor dem Selbstmord stehe, darf ich es offen sagen: Diese ungeordneten, rhythmenlosen A-Dur-Dreiklänge in hohen Violinlagen kamen mir langweilig, ledern, starr und nichtssagend vor. — Aber mit welcher Trunkenheit nahm mein Ohr damals die Klänge des „Tannhäuser-Marsch" in sich auf; sogar den Mittelsatz, wo wieder eine Reihe verlegener, zwar dem Marschtempo folgender, Cis-Moll-Dreiklänge den Zuhörer in Verwirrung brachten, als fehle dort das Weiterspinnen der Melodie, fand ich Kraft, mir zu assimilieren; er rutschte sozusagen in dem gewaltigen Haupttempo mit durch. Selbstredend ward der „Tannhäuser-Marsch" mit unter die Leistungen des „Höchsten in der Kunst" noch aufgenommen. — Damals bildete sich auch in mir die feste Überzeugung von der spezifischen Befähigung meiner Person zur Beurteilung von musikalischen Kunstwerken. Ich fand mein Urteil im Einklang mit demjenigen hervorragendster Kenner damaliger Zeit, und voll Siegesgewißheit blickte ich in die Zukunft, in der Hoffnung, seiner Zeit einer jener Gewaltigen zu werden, von deren dekretierenden Beschlüssen es abhängt, was das Publikum für schön zu halten hat, und besonders, was zum „Höchsten in der Kunst" gehöre. Wir thaten uns einige Freunde zusammen, stellten in geheimen Zusammenkünften unsere kritische Meinung in möglichst präziser, leicht zu behaltender Form zusammen, und propagierten sie dann in alle Welt hinaus.

O welche Fluten umrauschten damals mein Ohr! Gounods pastöser Soldatenchor und himmelanstürmendes Kerker-Finale, Meyerbeers fanatische Schwerterweihe, Verdis herzbrechendes „Gebet", Aubers hingehauchte Schlummer-Arie, Rossinis göttertrommelnde Tell-Ouvertüre, das war alles damals Primamusik, gehörte zum „Höchsten in der Kunst". Ich war reich wie ein Kauffahrteifahrer auf dem großen Ozean der Musik. Ich hatte alles an Bord und vertrat es. Und doch, euch, ihr zarten Gespielen meiner

Jugend, ihr süßen Haydn-Sonaten, habe ich mitten in dem Trubel nie vergessen! —

Inzwischen ließ Ende der sechziger Jahre der obgemeld'te Richard Wagner eine Reihe neuer Opern erscheinen, die unter der Gunst eines begeisterten, süddeutschen Fürsten auch aufgeführt wurden, und worunter eine war mit dem Titel „Tristan und Isolde". Selbe war ganz ausgespickt mit den oben charakterisierten verdächtigen Dreiklängen, nicht nur in hohen Violinlagen, sondern in allen möglichen Lagen; und dazu hatten fast ausschließlich die zwei Darsteller der Hauptrollen in höchst engbegrenztem Manual zu singen, und unter ausdrücklicher Vermeidung irgend welcher melodiöser Kadenz, oder des Übergehens in die verwandten Tonarten der Ober- oder Unterquint. — Herr Redakteur! Wie damals die Leute nach dem ersten Akte aus dem Theater stürzten, das weiß nur, wer es mit angesehn: einige mit rotem, zornglühendem Kopfe wegen der niederträchtigen, ihren Ohren zugefügten Beleidigung; andere mit gähnend aufgesperrtem Rachen eilten ins nächste Café; mit Kontremarken war der Platz vor dem Theater besät; Bekannte, die sich trafen, platzten vor Lachen heraus; man sprach von Mozart-sich-im-Grab'-'rumdrehen; meine Freunde und ich, wir drückten uns ernst und schweigend die Hand; wir wußten genug; wir wußten, daß das gesunde Gehör des deutschen Volkes diese schreckliche Versystematisierung von rat- und thatlosen Moll-Dreiklängen zu einer ganzen Oper abgelehnt hatte. — Damals erschienen von einem bekannten Physiologen interessante Untersuchungen über die Gehörsempfindung niederer Tiere und das dabei zum Ausdruck kommende Wohlbehagen. Man fand, daß kleine, gefällige Melodien Mozarts, die das Entzücken der Menschheit ausmachten, gewisse Tiere in Wut und Raserei brachten, besonders beim sogenannten Mittelsatz, der der Melodie eine Gegenmelodie in verwandter Tonstufe gegenüberstellt; während cantus firmus-artiges, auf einem Grundbaß aufgesetztes, monotones Hin- und Hervibrieren eines Soprans, oder das beliebige lange Aushalten eines Moll-Dreiklanges in hohen Violinlagen mit höchstens einer Umkehrung nach zehn oder fünfzehn Minuten bei denselben unverkennbares Wohlbehagen mit pendelartigem Hin- und Herschwingen der Gliedmaßen hervorrief. — Es wurden damals unpassende Vergleiche bezüglich der Gehörs-Perzeption des Komponisten von „Tristan und Isolde" gemacht, die schicklicherweise besser unterblieben wären; aber in jedem Fall war die Angelegenheit bezüglich der neuen Oper endgiltig erledigt. — Scheinbar! Es sollte ganz anders kommen. Bei gelegentlicher Wiederholung dieser oder jener ein- bis zweihundert Takte der Oper auf dem Klavier, oder im Konzertsaal zeigte sich nämlich bei einzelnen der Anwesenden, besonders bei Damen, feierliche,

gespannte Miene, glänzende Augen, Starrheit der Glieder, allerlei Anzeichen der Geistesabwesenheit; wie Frösche, die sich abends gegen das Licht kehren, saßen sie da, für alles abgestorben bis auf die eine Quelle, die sie fasciniert; erst nach Schluß des letzten Akkordes wich der merkwürdige Zustand; auf Befragen erklärten die Ertappten zitternd, sie empfänden ein eigentümliches Etwas, Unbeschreibbares, dem sie sich nicht entziehen könnten. Dies Ereignis erweckte weit mehr Interesse, als die Oper selbst. Die Ärzte waren bald einig, daß man hier einer neuen Krankheit gegenüberstehe, einer konstitutionellen Verkümmerung der Gehörs-Perzeption, einem Analogon der Farbenblindheit, welches sich im Mangel der Dreiklang-Müdigkeit äußerte, und ein atavistisches Retourgehen auf die — man mußte die Sache beim Namen nennen — Tierstufe bedeutete. Die Damen hatten damals viel zu leiden. Dies hinderte nicht, daß man gelegentlich die seltsame Oper gab, die auch besucht wurde, mehr der Merkwürdigkeit halber, und um die eigenen Sinnesorgane auf ihre Intaktheit zu prüfen.

Da hielt plötzlich ein Herr, namens Wohlerzogen, in einer größeren, süddeutschen Stadt einen Vortrag, in welchem der Satz vorkam: die Behandlung des Orchestralen in „Tristan und Isolde" sei „das Höchste in der Kunst". Die Entrüstung, Herr Redakteur, die diese Behauptung in allen musikalischen Kreisen Deutschlands hervorrief, können Sie sich kaum vorstellen. Viele glaubten selbe mit Lächerlichkeit abgethan zu haben. Darin irrten sie sich. Die Sache wurde in Tagesblättern wie Fachzeitschriften aufs heftigste diskutiert. Aus der Hitze des Kampfes merkte man erst die Stärke des Gegners. Die gehörkranke Minderheit begann sich zu fühlen. Früher Parias und Ausgestoßene infolge einer geringfügigen, pathologischen Konstruktion ihrer Gehörsschnecke, wurden sie jetzt „Auserwählte", die die noch über dem mystischen Dreiklang im „Schwanenlied" liegende „transscendentale" Musik in „Tristan und Isolde" zu vernehmen verstünden. — Andere brachten vor, der Herr Wohlerzogen und Richard Wagner seien ein und dieselbe Persönlichkeit. Dies erwies sich als unrichtig: Herr Wohlerzogen wurde identifiziert. Anders war es mit der Behauptung, er habe eine der „gehörsepileptischen" Damen geheiratet. Dieser Ausdruck stammte von einem bekannten Pathologen und Irrenarzt, der in der neuen Krankheit einen dem epileptischen Schwindel analogen psychischen Status zu erkennen glaubte. Auch habe Herr Wohlerzogen vor dieser Ehe einige brave Sonaten, und sogar eine „Suite", also mit fest abgeschlossenen Cadres, wo man weiß, die Sache schließt in C-Dur oder G-Dur, komponiert. Dies war wirklich der Fall, und konnte, geeignet verwertet, der neuen Richtung Schaden bringen — dem Umsichgreifen der Krankheit Einhalt thun, wie sich die Be-

ſonnenen ausdrückten. Aber im Taumel der damaligen Erregung wurde es nicht beachtet; andererſeits war jeder im Publikum ſo ſehr mit ſich beſchäftigt, mit ſeiner Gehörsperzeption, mit der Frage, ob er geſund oder krank, ob er „auserwählt“ oder dem großen Plebs angehöre, daß die Antezedentien des Herrn Wohlerzogen raſch vergeſſen waren. Alles ſtrömte nun in die fleißig gegebene Oper, wie zu einer Generalimpfung beim Ausbruch einer ſchweren Volkskrankheit, um zu ſehen, ob die Sache anſchlägt oder nicht. Viele forcierten die Kur, und blieben zwei Akte. Der Wahrheit gemäß muß ich konſtatieren, daß damals noch die meiſten kopfſchüttelnd herauskamen; die Armen, ſie wußten nicht, daß das Gift zu ſeiner Wirkung ein Inkubationsſtadium, oft von einem halben Jahr, nötig hatte. Andere begannen ihre Expektorationen in den Zwiſchenpauſen mit Sätzen, wie: „Eigentlich läßt ſich nicht in Abrede ſtellen . . .“, oder: „in der That, in der Scene im II. Akt, wo . . .“; bei dieſen wußte man genug; ſie waren geliefert.

Damals traten nun meine Freunde und ich zu wiederholten, ernſtlichen Beſprechungen zuſammen. Wir wußten, wir waren alle gleichmäßig gut muſikaliſch veranlagte Leute; hatten uns ſeit unſerer Jugend viel mit Muſik abgegeben, und waren namentlich in unſeren Sinnesorganen zur Aufnahme und geiſtigen Verarbeitung von muſikaliſchen Eindrücken von abſoluter Intaktheit. Gleich von vornherein zeigte ſich glücklicherweiſe, daß wir die Alten geblieben waren, daß von einer Erweiterung des Umkreiſes deſſen, was das „Höchſte in der Kunſt“, keine Rede ſein könne; obwohl die Zuſtimmung eine gegen früher zögernde war, und eine gewiſſe reservatio mentalis nicht verkannt werden konnte. Ich machte nur den einen Vorſchlag, man ſolle nicht immer ſchlechtweg vom „Höchſten in der Kunſt“ reden, wo es ſich doch um Muſik handle, und Plaſtik, Malerei, Dichtkunſt gleichberechtigte Faktoren ſeien. Aber da kam ich ſchön an: ob ich nicht wiſſe, daß das Volk immer abſolute, kräftige, ausſchließende Urteile von entſchiedenem Klang wolle, gar in ſo gefährlichen Zeiten, und dergl. — So wurden denn unſere Urteile mit den ſcharfumſchriebenen Grenzen wie früher gezogen, bekräftigt, und nach außen geltend gemacht.

Dies ging eine Zeitlang ſo. — Wer aber mit dieſem Status der Dinge durchaus nicht zufrieden war, das war Herr Wilhelm Richard Wagner, der jetzt plötzlich aus der Dunkelheit verächtlichen Für-Verrückt-Gehaltenwerdens herauskam, und ſich zu fühlen begann. Ihm genügte es keineswegs, einige hundert von ebenſo pervers wie die ſeinen angelegten Ohren in ſeinem Gefolge zu wiſſen, während die übrige geſunde Menſchheit unbehelligt von ſeinen verminderten Intervallen und endloſen Rezitativen die Opern Mozarts und Webers beſuchte. Er wollte die Ohren ſeiner

Zeitgenoſſen ſyſtematiſch ſo lange bearbeiten, bis ſie, den ſeinen gleich, nur mehr ſeine Kompoſitionen zu hören vermöchten. — Die höchſten Geſellſchaftskreiſe fingen an, ſich für ihn zu intereſſieren. Durch einige reiche Partien, welche Damen aus dem Kreis der „epileptiſch Gehörkranken“ gefunden hatten, wurde das Entzücken an „Triſtan und Iſolde“ ebenſo Mode, wie das Hinken am Hof einer bekannten engliſchen Königin, oder die Verwendung von Schweinfurter Grün für allerlei Gebrauchsartikel im vergangenen Jahrzehnt. Obwohl maßgebende Kreiſe durch das Erſcheinen neuer Kompoſitionen des W. R. Wagner, die an Eintönigkeit und durch viertelſtundenlange Verwendung des As-Dur-Dreiklangs der Sahara glichen, erſchreckt wurden, und auf die Gefahr aufmerkſam machten, griff die neue Gehörsmanie immer weiter um ſich. Die Regierung des Landes ſuchte nach Gegenmaßregeln und berief die oberſte Medizinalbehörde. Der obenerwähnte bekannte Pathologe, dem noch der berühmte franzöſiſche Irrenarzt Moreau beigegeben wurde, hatten ſich mit der Angelegenheit zu beſchäftigen. Letzterer meinte: die Richard-Wagner-Muſik verhalte ſich ſo wie eine Menge anderer ſpezifiſcher Gehirngifte, Alkohol, Morphium, Abſinth u. a.; letzteres werde beiſpielsweiſe von allen Neulingen mit Heftigkeit zurückgewieſen; aber neun Zehntel kehrten zurück, um aufs neue die Probe zu beſtehen, bis ſie unterlägen, und das liebgewonnene Gift allmählich ihren Körper zerſtöre; ſo das Richard Wagner-Gift, hundert bis zweihundert ſeiner Takte genügten, um den Organismus zu einer Wiederholung anzuſtacheln; zuletzt würden ganze Akte verſchlungen; nur die Kräftigſten widerſtünden. Er rate, um die Seuche mit einem Schlage zu vertilgen, den Komponiſten in eine Anſtalt für Gemüts- oder Gehörkranke unterzubringen, und dort zunächſt für ein Dezennium zu überwachen; alle Wagner-Muſik zu verbieten, Partituren und Klavier-Arrangements von „Triſtan und Iſolde“ zu verbrennen. Den „Tannhäuſer-Marſch“ halte er für geſund (es ſei denn, daß er, Moreau, ſelbſt ſchon leicht angeſteckt ſei). — Dieſe ganze Theorie und die daran ſich knüpfenden Schlußfolgerungen fanden vielen Beifall. Aber vor der Ausführung ſchreckte man zurück. Man fand ſie zu rigoros und zu bedenklich. So blieb die Sache beim alten. Aber der Umſtand, daß ſich die offizielle Behörde mit der Sache beſchäftigt hatte, und die Behauptung, die Wagner-Muſik ſei ein Gift, welches das Gehirn eigentümlich verändere, brachte ihr immer neue Freunde. Jeden Tag kam Kunde von Neubekehrten. Die „Gehörkrankheit“ griff um ſich, wie die „Tanzwut“ im Mittelalter. Beſtimmte Geſten und Geſtikulationen kamen auf, die im Theater wie auch auf der Straße als Ausdruck beſtimmter muſikaliſcher Situationen und Empfindungen gebraucht wurden. Die deutſche Sprache mußte auf neue Wendungen

sinnen, um den psychischen Status wiederzugeben. Wer diese Dinge nicht mitmachte, galt als Zurückgebliebener. Bald machte sich das Bedürfnis einer festen Gliederung der neuen Partei geltend. Ähnlich den „Tugendbünden" in den vierziger Jahren in Deutschland, thaten sich „Tristanklubs", „Gralsritter", „Dreiklangs-Schwärmer", „Isolde-Kränzchen" auf. Gegenüber diesen Veranstaltungen waren die Konservativen, die Normalhörenden, bald auf die Defensive beschränkt. Die meisten schwiegen. Viele zogen sich furchterfüllt zurück. Meine Freunde und ich wagten kaum mehr eine dissentierende Ansicht zu äußern. Einige gingen zur Gegenpartei über, angeblich überzeugt und bekehrt. Andere verheirateten sich, womit die Selbständigkeit des Urteils sowieso aufhörte. An eigentlichen Widerstand war kaum mehr zu denken. Nur selten kamen wir zusammen, um uns von der Intaktheit unserer Sinnesorgane zu überzeugen. Heimlich exekutierten wir auf einem alten Spinett die „Figaro"-Ouvertüre.

Leider machte sich gerade um jene unglückliche Zeit die Notwendigkeit einer Anstellung für mich geltend. Ohne Mitglied einer der obengenannten Vereinigungen zu sein, war es aussichtslos einen Posten zu finden. Der betreffende Referent war „Gralsritter", kneipte außerdem bei den „Fafner-Tötern"; seine Frau, Ministerial-Rätin X. war Patronesse der „Montsalvage"-Nähschule. So nötigten mich die Sorge um das tägliche Brot, und außerdem Familienrücksichten — die Unterstützung einer verarmten Verwandten, früheren Koloratur-Sängerin — zu einem Schritt, den ich nimmer für möglich gehalten hätte: Ich trat den „Dreiklangs-Schwärmern" bei. Was ich dort gelitten, Herr Redakteur, wie ich mich mühte, die verzückten Gestikulationen, den mystischen Augenaufschlag, das neue Atmen nachzumachen, — wie ich auf meinem roten Parketsitz wie auf feurigen Kohlen saß, um den richtigen Moment des Einsetzens mit der Geste der Verwunderung, der Mimik der Verzückung, der Thräne der Rührung den Anderen abzusehen, ohne zu spät zu kommen und mich zu verraten, davon können Sie sich kaum einen Begriff machen. — Trotzdem wurde ich entlarvt, und mit Schimpf und Schande aus einem Verein ausgestoßen, dessen „subtile Gehörssphäre ich mit meinem rohen Empfindungsatem zu verunreinigen mich erkühnt hatte", — wie man sich ausdrückte. — Glücklicherweise hatte ich mein Anstellungsdekret schon in der Tasche.

Seit jener Zeit lebe ich zurückgezogen hier in Friedenhausen, einem kleinen Marktflecken, als Lehrer, nur von der Ferne die weiteren Ereignisse in der Hauptstadt verfolgend.

Was inzwischen geschehen, wissen Sie, Herr Redakteur. Sie wissen, daß jener W. R. Wagner in dem harmlosen Kreis-Städtchen Bayreuth,

Bezirk Oberfranken, ſich eine muſikaliſche Inokulations-Anſtalt à la Pasteur für ungeheure Koſten erbaut hat; daß die aus allen Gegenden der Welt dort zuſammengeſtrömten Menſchen zu Hunderten in einen großen, finſteren Kaſten geſperrt werden, wo ſie unter zur ſicheren Einwirkung auf das Ohr raffinierteſten Bedingungen mit einer badewärtermäßig abgezirkelten Menge von Tonfluten übergoſſen werden, womit ſie ſich dem Wagnerſchen traitement inbezug auf den Gehör-Nerv unterziehen. Wie es bei ſolchen gewaltſamen Impfungen geht, ein beſtimmter Prozentſatz bleibt. Viele werden kataleptiſch, wie eine ſtarr gewordene Verzückung, aus dem Baderaum entfernt. Die Regierung ſah ſich genötigt, der wenige hundert Schritte entfernt gelegenen Irren-Anſtalt einen neuen Flügel anzubauen. Nur die kräftige, urwüchſige dortige Bevölkerung hält ſich verhältnismäßig gut; ſie gilt faſt für immun, und wird unbeſchadet ihrer Geſundheit fleißig zu Bade- und Krankenwärter-Dienſten herangezogen. — Das Alles wiſſen Sie, Herr Redakteur, ebenſo, wie daß Hunderte von Vereinen in Deutſchland, die den Namen des „Meiſters" tragen, dafür ſorgen, ſoviel wie möglich Geſunde nach der Kuranſtalt Bayreuth zu ſchicken, wo ſich alljährlich die ſchrecklichen Krankheits-Scenen vor aller Augen abſpielen.

Dies alles könnte für mich, Herr Redakteur, keinen Grund abgeben, Sie zu beläſtigen. Wir leben in einem paritätiſchen Gemeinweſen. Im Rahmen des Geſetzes darf ſich Jeder der beſtimmten Ausdrucksform ſeiner geiſtigen Inklination hingeben; wir haben Quäker, Convulſionaires, Spring-Prozeſſionen, Schopenhauerianer, Schuhplattl-Tänzer; Jeder darf zittern, Krämpfe bekommen, Sacklaufen, den Willen im Nirwana ertöten, oder Purzelbäume ſchlagen, um einer beſtimmten Anſchauungsweiſe auf künſtleriſchem, religiöſem, äſthetiſchem, philoſophiſchem, oder choreographiſchem Gebiet äußerlich Ausdruck zu geben. Warum ſoll es keine muſikaliſche Sekte geben, die an ihrem Verſammlungsort nach Abſolvierung ein oder mehrerer Chiliaden von eigentümlich komponierten Takten nach und nach in Geſtikulation verfallen, und ein verändertes Atmen einleiten? — Aber einem armen Lehrer das Brot entziehen, weil er mit der neuen Gehörsmanier ſich nicht befreunden kann, weil er heimlich über Mendelsſohn oder Balfe erwiſcht worden iſt, und der gefährlichen Inokulation ſich nicht unterziehen will, — den muſikaliſchen Impfzwang, Syſtem Wagner, in Deutſchland einzuführen, und jeden Nicht-Geimpften als ein minderwertiges, gefährliches Individuum, als eine Art Menſchen-Schlacke anzuſehen, — das geht zu weit! Hören Sie folgenden Vorfall:

Wie mitgeteilt, lebe ich ſeit mehreren Jahren ſtill und zurückgezogen in dem, der großen Welt abgeſchloſſenen Friedenhauſen. Ich bin der

Lehrer der Gemeinde; meine schwachen Kräfte der Erziehung der Dorfjugend und dem musikalischen Privat-Unterricht widmend. In der Liebe meiner kleinen Untergebenen und der Achtung meiner Mitbürger sehe ich den reichsten Lohn für meine geringen Verdienste. Mein Abendgebet ist eine kleine Sonate von Haydn, meine Morgen-Andacht ein Präludium von Bach. — Dieses Frühjahr kam der Bürgermeister des Orts — es ist der Metzger — unerwartet in meine Wohnung, und machte mir die Mitteilung, die Bildung eines Richard-Wagner-Vereins in der Gemeinde sei beschlossene Sache; das nahe Wettersheim habe schon seit dreiviertel Jahren seinen Richard-Wagner-Verein; Wettersheim habe weniger Einwohner als unsere Gemeinde; man dürfe nicht zurückbleiben; er bitte mich, außer den auswärtigen Richard-Wagner-Vereinen, denen ich zweifellos als Lehrer schon angehöre, auch dem neugebildeten beizutreten; gleichzeitig überreichte er mir die Liste der bereits eingezeichneten Mitglieder: ich bemerkte die Namen der wohlhabendsten Mitglieder des Orts, meist Bauern und Handwerker, außerdem den Schornsteinfeger und Polizeibüttel. Ich wollte dem Metzger begreiflich machen, daß die Wagner-Musik eine geistige Qualität sei, die den Menschen in seinem psychischen Gleichgewicht stark erschüttere; ich wollte Moreau anführen. Er schnitt mir aber jede weitere Erörterung mit den Worten ab: „Nach Wettersheim ist ein Rückschritt unmöglich! Bedenken Sie außerdem" — fügte er begütigend hinzu — „welche Blöße würden Sie sich als Lehrer am hiesigen Ort geben!" — Während dem ging er auf das Klavier zu. Auf dem Notenpult lagen aufgeschlagen einige Etuden von Moscheles. Mit zornglühendem Gesicht blickte der Fleischer zu mir herüber, und, auf das Notenblatt deutend, sagte er in abgehacktem Tone: „Was soll das?" — Ich bemerkte entschuldigend, es gelte dem Klavierunterricht eines Dorfmädchens. „Aber Herr Lehrer," — fuhr der Bürgermeister in strenger Korrektur fort — „da hat man doch heutzutag' andere Dinge: ‚Das Spinnerlied', — ‚Chor der Friedensboten' aus Rienzi, — ‚Rheintöchter-Terzett' —!" — Ich stand wie vernichtet. — Beim Weggehen machte mir der Bürgermeister in kordialem Tone begreiflich, ich möchte die Sache raschest ordnen, um nicht alle Unterrichtsstunden zu verlieren, oder gar den Lehrerposten, den die Gemeinde zu vergeben habe. — Ich bat um mehrwöchige Bedenkzeit. —

Zur ersten „Parsival"-Vorstellung bin ich hierher gereist, um mich hier inokulieren zu lassen. Der für meine Verhältnisse sehr hohe Preis von Mk. 20 für jede Lymphe schreckte mich nicht ab; galt es doch meinen Lebensunterhalt. — Ich habe fürchterlich gelitten, Herr Redakteur! Und ich kann es nicht länger ertragen: Kaum sitze ich in dem schwarzen Kasten, und

die giftträufelnden Flöten- und Hornbläſer beginnen ihre diaboliſche Arbeit, wird mir's heiß vor der Stirn; meine Gedanken entweichen, und wie ein Gelähmter ſtarre ich mit glaſigen Augen in den ſchwarzen, unterirdiſchen Raum, wo die Orcheſtertiere ſchlummern. Um mich her beginnen die Verzückungsbewegungen, die myſtiſchen Krämpfe und das ſaccadierte Atmen; und ich hocke dort wie ein Mehlſack. — Was ſoll ich thun? — Ich weiß jetzt, daß ich der Kranke bin; daß mein Gehörs- und Empfindungsvermögen auf einer niederen Stufe ſtehen geblieben; während das meiner Mitmenſchen ſich weiter entwickelt hat. Aber, was ſoll ich thun? O ihr fürchterlichen Poſaunen — rief ich oft innerlich aus — haltet ein mit eurer Arbeit; aus euren Schallmündungen quillt geſtocktes Blut und ihr giftträufelnde Klarinetten, o befleckt mein keuſch erhaltenes Mozart-Herz nicht; ich bin eurem Ohren-Gift nicht gewachſen! — Aber, was ſoll ich thun? Die Kur ſchlägt bei mir nicht an! — Soll ich in den Richard-Wagner-Verein meines Marktfleckens eintreten, und unter den ſorgfältig aufpaſſenden Bauern verzückte Grimaſſen und myſtiſche Konvulſionen imitieren, die, bei der Schwere der Arbeit meinen ohnehin ſchwächlichen Körper vollends zugrunde richten werden? Oder ſoll ich, bis zum Äußerſten gebracht, Alles offen ſagen, was ich empfinde? Soll ich, wie Judas, den „Meiſter" verraten, und mich dann am höchſten Baum im „Wahnfried" anknüpfen?

Helfen Sie mir, Herr Redakteur! Sie ſollen ein warmes, empfindendes Herz haben! Sie ſollen manchmal Mozart ſpielen! Helfen Sie einem Verzweifelnden.

Bayreuth, Ende Juli 1891.

Mit pflichtſchuldiger Hochachtung
Gottlieb Freundlich,
Lehrer in Friedenhauſen.

Gott ſchütze dich.

Novellette von Mara Cop Marlet.

(Graz.)

Eine heftig aufgeſtoßene Thür — eine nachrauſchende Schleppe, eine ſchlanke Frauengeſtalt mit großen, ſchwarzen, leuchtenden, faſt brennenden Augen, die in ein elegantes Boudoir eintritt, ſich nahe dem Fenſter in einen Samtſeſſel wirft, und nervös aufſchluchzt, thränenlos nur wie ein qualvolles Stöhnen aus tiefſter Bruſt — das iſt der Anblick, der ſich den

Vorübergehenden auf der Straße bieten würde, wenn sie an diesem Abend durch die glücklicherweise zu hochgelegenen hell erleuchteten Fenster in die Wohnung der gefeierten Autorin Carola C . . . blicken könnten.

Und viele Blicke richteten sich nach diesen Fenstern, denn es sind meist heimkehrende Theaterbesucher, die vorüberströmen, und die Münchener Hofbühne hat heute mit durchschlagendem Erfolg ein Schauspiel der beliebten und bekannten Schriftstellerin gegeben. Auch sie kommt von dort. — Es ist ihr erster Bühnenerfolg und sie hat sich selbst mehrmals vor der Rampe bedanken müssen, aber nicht freudiger Stolz, nur wildes Weh zuckt wie verzehrend über die durchgeistigten Züge der noch jungen kaum dreißigjährigen Frau. Ihr Arm hängt schlaff herab, der Kopf sinkt in hoffnungslosgebrochener Haltung zurück in die Samtlehne und die Lippen flüstern nur ein namenlos bitteres „zu spät".

„Wohin darf man die Kränze legen?"

Es ist das Stubenmädchen, welches eintritt und an die Eigenheiten ihrer Herrin gewöhnt, ihre düstere Stimmung achtlos unterbricht. Ihr auf dem Fuße folgt der Münchener Theaterdiener, eine Anzahl Kränze über den Arm gehangen und ein herrlich duftendes Bouquet in der weißbehandschuhten Rechten.

„Dort," sagte die Gefeierte kurz und mit fast rauher Stimme, auf einen Tisch in der Mitte des Gemaches deutend.

Sie ist wieder allein. Plötzlich springt sie auf, steht hochaufgerichtet in wilder Aufregung mitten im Gemach. Blitzartig, erschütternd, zieht ihr Leben an ihrem geistigen Auge vorüber.

Ihre Eltern waren tot, von ihrem Mann lebte sie geschieden und der Grabhügel über ihrem einzigen, reizenden dreijährigen Kinde — einem goldlockigen Mädchen — war noch frisch. Keines von ihnen konnte mehr eine Freude mit ihr teilen. Was soll der Erfolg ihr nun? Sie kann den Lorbeer nicht mehr zu den Füßen des Greises niederlegen, der ihr Vater gewesen und unter Thränen aufjubeln: „Du, Du glaubtest an das Bessere in Deinem wilden Kind, und sieh, nun bin ich doch etwas geworden! — Allen, die uns beide verleumdet, zum Trotz!" Sie kann ihn aber auch nicht dem Mann zeigen, der ihr Gatte war, und ihn bitten, ihr zu vergeben, daß ihre künstlerische Eigenart ihn in die Welt hinaustrieb, wo er längst verschollen und verkommen. Und mit allem Gold der Erde — wenn ihr Talent sie jetzt auch reich und reicher machte — kann sie ihrem kleinen, toten Liebling kein armseliges Spielzeug mehr kaufen, ihn zu erfreuen. Sie will diesen Hohn des Schicksals nicht, sie empört sich dagegen.

Auf dem Tische neben den Kränzen glitzert ein fein ciselierter veneti-

aniſcher Dolch. Daneben duftet ein Billet ſeinen ſchweren Parfümgeruch. Die fiebernden Hände der jungen Frau greifen nach beiden — nach Dolch und Brief. Der letztere iſt von einem Kavalier, deſſen weltmänniſcher Ruf nicht der beſte iſt — ihrem Bewunderer, der ſie einladet nach dem Theater an einem Souper teilzunehmen, das er, dem Erfolg ihres Stückes zu Ehren, den Schauſpielern geben will. Sie wägt beide Gegenſtände mit einem bittern Lächeln noch einmal in der Hand. Es ſtößt ſie ab zu gehen — ihre tiefe Trauer im Gemüt — aber worauf ſoll ſie warten? Iſt das nicht alles, was das Leben ihr noch bieten kann? — Betäubung oder — Selbſtmord!

Haſtig ſteckt ſie den Dolch zu ſich, wirft den Spitzenſchleier wieder um den Kopf — rafft die Schleppe auf — nur fort! — aus der Einſamkeit — fliehen vor dem eigenen Gedanken — ſie will ſchellen — will gehen — da — ihr brennender Blick fällt auf die Kränze. Was iſt das? Wer hat ihr das gethan? Mit wankenden Knieen tritt ſie näher. Ganz oben liegt ein kleiner Kranz aus friſchen weißen Roſen, wie man ihn auf einen Kinderſarg zu legen pflegt, und auf den weißen Bandſchleifen ſtehen in ſteifen Goldbuchſtaben die ſchlichten rührenden Worte: „Gott ſchütze dich“.

Die gefeierte Frau iſt ganz zuſammengebrochen. Sie kniet am Boden, die Stirne auf die weiße Bandſchleife gedrückt, und ein erlöſendes Schluchzen bricht aus der wunden ſtolzumpanzerten Bruſt. So verharrt ſie lange; endlich wirft ſie den Spitzenſchleier vom Kopfe — ſie geht nicht fort — ſie wankt nur langſam zu ihrem einſamen Sitz am Fenſter, und läßt ſich dort nieder. „Gott ſchütze dich!“ flüſtern ihre zuckenden Lippen, und mit einemmal ſteht es deutlicher vor ihr, wie der liebe Spruch ſie durch ihr ganzes Leben geleitet.

Sie denkt nach. — Wann hat ſie ihn zum erſtenmal gehört? O, damals war ſie ſelbſt noch ein ganz kleines Mädchen geweſen. Sie ſieht den edlen Idealiſten wieder, der ihr Vater war, bei all ſeinen reichen Geiſtesgaben ein ſich in rührender Beſcheidenheit ſtets in einen Winkel des Lebens drückender Menſch, der aber davon nicht verbitterte, ſondern die Menſchheit, die ihn ausbeutete, übervorteilte, oft roh unterſchätzte, mit der ganzen Kraft ſeines warmen Herzens bis ans Ende liebte. Sie — ſeine Tochter — erbitterte dies ſchon als Kind um ſeinetwillen. So wurde ſie ſtolzer, verſchloſſener, ungläubiger, was die Gerechtigkeit, das Wohlwollen der Menſchen anbelangt. —

Nur vor ihrem Vater verbarg ſie dies. Sie wollte ihm nicht wehe thun. Sie lächelte zu ſeinen idealiſtiſchen Schwärmereien, wie man über Kinderträume lächelt — ſie — die kaum Erblühende — war ſchon über die

Illusionen des Greises hinaus. Nur die ernsten Grundzüge seiner eigentümlichen, reinen und hohen moralischen Überzeugungen, die hatte sie unbewußt wie einen Kultus in sich aufgenommen. Sie gewahrte es damals nicht, daß dieser stille, edle Mann mitten in einer Welt von Vorurteilen und egoistischen Beweggründen nach seinen idealen Prinzipien zu leben wagte, harmlos, unbekümmert, den Blick stets voll warmer Hoffnung in die Zukunft des Menschengeschlechts gerichtet. Auch sein Kind zog er in diesen fremdartigen, um die zwei vereinsamten Schwärmer engabgeschlossenen Kreis einer reinen, edlen und seltsam freigeistigen Moral. Er verbot es strenge, das kleine Mädchen in einer Religion zu unterrichten. Ihr Geist sollte sich frei entfalten, nicht voreingenommen werden durch solche früheingeimpfte Begriffe, die sie dann zwingen würden, alles von einem schon unwiderruflich gegebenen Standpunkte aus zu sehen. Erst wenn ihr Verstand gereift sei, möge sie selbst ihren Verkehr mit Gott wählen. Wie sie ihm das dankte! Ihr Geist war dadurch stark, licht, originell beobachtend geblieben, aber ihre schlicht geistigere und gemütreiche Mutter, der es wehe that, das Kind so wild aufwachsen zu sehen, ohne daß man zu ihm von Gott, von seinem Sternenhimmel und der ewigen Bestimmung sprach, ohne daß die Hände der Kleinen sich jemals zu einem Gebete gefaltet, lehrte ihr heimlich doch einen frommen Spruch: „Gott schütze dich!“ Damit ging sie zu Bette, damit erhob sie sich. Sie sagte es bald auch dem Vater, der über den kleinen Ungehorsam lächelte, täglich als lieben „Gute Nacht“-Gruß. Man hatte ihr oft erzählt, daß sie als Kind ein bezaubernder Wildfang gewesen, in ihrer stolzen, feurigen, geistigen Unbefangenheit. Aber als sie groß wurde und sich ihre seltsame Erziehung draußen im Kampfe mit dem Leben bewähren sollte, da fing es an schlimm zu gehen. Ihre Eltern waren — dank der genialen unpraktischen Art des Vaters in allmählichem Umsturz von großem Reichtum zu drückender Verarmung gelangt. Sie konnten die aristokratischen und künstlerischen Kreise, in denen sie früher verkehrt, nicht mehr aufsuchen. Sie waren „declassé“, wie man das nennt. Was sollte unter diesen Umständen aus dem nun erwachsenen jungen Mädchen werden? Kein Mann aus der schlicht bürgerlichen Gesellschaft, in welche sie ihre veränderten Lebensverhältnisse geführt, paßte zu ihr. Durch ihren Vater an ein überfeinertes Zartgefühl, eine vornehme Verachtung des Geldes gewöhnt, dazu geistig hoch beanlagt, maß sie jeden, der in ihren Kreis trat, mit dem Maßstabe einer fast unerreichbaren Vollkommenheit. So blieb sie einsam und wurde nur eine Gott begnadete Dichterin. In dieser Welt idealer, freier Gedankenschöpfungen war sie wieder zu Hause. Das Herz verlangte aber dennoch sein Recht.

Ihr Talent brachte sie nun wieder zurück in die vornehmen Kreise, die sie einige Jahre gemieden. Eines Tages begegnete sie dort einem geistvollen Fremden, einem Franzosen, dessen vorurteilslose, liebenswürdig tolerante Ansichten, dessen Welterfahrung gepaart mit einer hinreißenden Art, sich für alles Edle, Schöne überwarm zu begeistern, sie gewannen. Sie liebte ihn fast vom ersten Blick an heiß, leidenschaftlich, aber noch heißer, noch leidenschaftlicher spähte sie nach einem aufschimmernden Strahl stolzen Vaterglückes in den Augen des milden Greises, dem sie ihr Leben dankte und der sie von Jahr zu Jahr trauiger angeblickt, wie sie stolz aber glücklos hinwandelte. Sie hatte die geheime Sehnsucht in diesem Blick längst verstanden, die sich so zartfühlend vor ihr verbarg — die Sehnsucht, sein Kind als glückliches junges Weib zu segnen, geborgen an der starken Brust eines geliebten Gatten. —

Und die Stunde kam. Vom Altar eilten sie auf ihn zu, knieten vor ihm nieder, Abschied zu nehmen für lange, — was sie damals noch nicht ahnten — für immer. Sie sollten ihn nicht wiedersehen. Zitternd lagen seine Hände auf dem Haupte der geliebten Tochter — aber mit der ihm angeborenen rührenden Bescheidenheit, die es unberechtigt fand, durch den eigenen tiefen Schmerz das sonnige Glück des jungen Paares auf nur einen Augenblick zu beschatten, suchte er flüchtig scherzhaft über das Schwere hinwegzugehen. Aber es übermannte ihn doch und der Geist, der so Freies, Hohes gedacht, fand in dieser Stunde der Trennung nichts als Mitgabe für sein Kind, als die bebenden schlichten Worte tiefer Herzensfrömmigkeit, den kleinen Spruch: „Gott schütze dich!“

Wie sich die einsame Frau am Fenster der schweren Stunde entsann, die nun erfolgte, als sie schluchzend im Eisenbahn-Koupee neben ihrem Gatten hinausfuhr in die weite Welt. Sie dachte an den Greis zurück, der mit ihr alles hingegeben, was er besaß, dem nun — das wußte sie — jeder Sonnenschein des Lebens erloschen. Mitten in ihrem jungen Glück wollte ein stiller Trübsinn nicht von ihr weichen. Ihr Gatte beobachtete sie schweigend. Er wußte ja längst, daß die geistreiche Frau — wie alle genialen Menschen in manchen Dingen — ein großes verwöhntes Kind war. Und als sie wieder eines Abends mit großen, weitoffenen, sinnenden Augen dalag, trat er an ihr Lager, strich liebkosend über ihr Haar und flüsterte lächelnd: „Gott schütze dich!“

Wie hatte sie gerührt gelacht, die Arme um seinen Hals geschlungen — trotz des fremden Accents seiner Stimme — und wie ruhig — wie süß war sie zum erstenmal eingeschlafen — ohne Heimweh in der Fremde.

Die gefeierte Dichterin, die noch immer in den Nachthimmel hinaus-

ſtarrte, fuhr wie fröſtelnd zuſammen. Schauderte ſie vor der zunehmenden Kühle oder vor den nun aufſteigenden Erinnerungen? Wo waren Glück und Liebe ihrer Ehe hingekommen? Zerſtoben wie ein niederſtürzendes Meteor — jäh erloſchen! Ihr Gatte war für ſie längſt ein Lebendig-Toter — alles Beſſere, Edlere war in ihm erſtorben, was noch überlebte, war eine Ruine verlorenen Menſchenwertes. Im Anfange hatte er ſie verwöhnt, ſie mit Verſchwendung und Luxus umgeben, ſie enthuſiaſtiſch gezwungen, ihrem Genie alles zu opfern, was ſie beſaßen. In großen Weltreiſen, Verkehr mit den erleſenſten Kreiſen, ſchwand ſein Vermögen achtlos dahin.

Da kam ein Stillſtand in ihr Leben — ſie erlebten gemeinſam einen jener Augenblicke, wo man deutlich fühlt, daß der Engel des Glücks ſeine Flügel über ein Menſchenpaar breitet. Ein kleines, goldlockiges Mädchen lag eines Morgens zwiſchen den beglückten Eltern in der Wiege.

Die erſten Wochen ging Alles gut, aber dann änderte ſich das Benehmen ihres Gatten. Er fühlte ſich Vater und grollte ihr heimlich, daß ſie für ihr Talent — allerdings nach ſeinem Willen — ein Vermögen vergeudet, welches die Zukunft des Kindes geſichert hätte. Sie war ganz Mutter, fügte ſich in Alles, er aber ſtellte ſich mit dem Kinde ihr und ihrem Talente faſt feindlich gegenüber. Er begann zu haſſen, was er bis nun bewundert hatte. Mit einem Male fühlte er ſich auch gedemütigt, immer in der Welt nur der Mann ſeiner Frau zu ſein. Sie verbarg ihre Intelligenz, ſchob ihn vor, trat abſichtlich zurück, die Welt aber verzieh ihm — dem Manne — ſeinen frühern Leichtſinn in achtloſer Geldverſchwendung nicht. Man begegnete ihm kalt, erkannte ihn ſelbſt dort nicht an, wo er wirklich kleine Verdienſte hatte und huldigte nur ihr. Endlich gab er es auf. Sein gebrochener Ehrgeiz, ſein tiefgekränktes Selbſtgefühl artete in frivolen Leichtſinn aus. Er war nichts, wollte nichts mehr ſein, verkam von Tag zu Tag mehr, bis er eines Morgens Weib und Kind verließ, um als ruheloſer Abenteurer durch die Welt zu ziehen.

Die junge Frau am Fenſter ſann wieder nach. Wie hatte ſie ſein Fortgehen nur ſo leicht überſtanden? Nur einen Augenblick hatte es ſie tief niedergebeugt, daß ſie eine Seele verloren geben müſſe, die ihr Gott anvertraut, und um deren Rettung ſie lange gerungen — bis die Stunde kam, da ſie mit unerbittlicher Klarheit ſah, daß alles Beſſere, Rechtſchaffene in dieſem wüſten Innern erſtorben. Kein Hauch der Liebe konnte hier mehr beleben, was eine wahnſinnige Selbſtzerſtörungswut ausgerodet. Ihr aber blieb ein liebes, engelſchönes Kind.

Als die beiden Verlaſſenen den erſten Abend allein zur Ruhe gingen,

trat ſie mit thränendunklen Augen an das Bettchen ihres nun vaterloſen, ſchlaftrunkenen Lieblings und flüſterte über die goldenen Locken gebeugt, tief bewegt ein leiſes „Gott ſchütze dich“.

Jeden Abend trat die Dichterin nun ſo an das kleine Lager — oft noch einen Strahl heiliger Begeiſterung auf der heißen Stirn, die in ruheloſer Gedankenarbeit ſchuf und ſchuf nicht um Lorbeer, nur um das tägliche Brot für das reizende, kleine, roſige Menſchenweſen.

So vergingen drei Jahre und das Kind horchte nun ſchon auf, wenn die Mutter abends an ſein Bettchen trat. Der kleine Schelm hatte ihr die lieben Worte bald abgelernt und eines Abends fiel es ihm ein die Mama nachzuahmen.

Aufrecht im Bettchen ſitzend, die goldblonden Locken übermütig ſchüttelnd, flüſterte ſie zu Mama hinüber, die den kleinen Goldkopf längſt ſchlafend wähnte: „Petite mère — Gott ſchütze dich“.

So hörte ſie ihn denn wieder, den lieben Gruß und allabendlich klang er jetzt abermals herüber und hinüber durch ihr ſtilles Gemach. Wenn das Tagwerk der jungen Frau noch ſo hart geweſen, dieſe herzigen Kinderworte fielen jeden Abend wie erquickender Tau auf ihr Leben, ſo daß es nicht welken konnte.

Sie bewirkten aber auch noch Anderes. Wenn die Verſuchung herantrat, und eine keimende Sinnenleidenſchaft das heiße Blut der noch intereſſanten, blühenden Frau heftiger wallen machte, ſo war es, — ſobald die ſchlichten Worte im Gemache erklangen, — als ob ein Schutzengel ſeine reinen Flügel nicht nur über das weiße Bettchen des Kindes, ſondern auch über das Lager der jungen Mutter breiten würde, ſo daß ſie lächelnd, ſchuldlos, friedvoll einſchlief.

Da plötzlich erkrankte dies kleine, roſige Mädchen. Wilde Fieberhitze verbrannte das zarte, kaum entfaltete Leben. In zahlloſen Nächten voll namenloſer Todesangſt wachte die Mutter, das Auge ſtarr, thränenlos auf das gequälte Kind gerichtet. Vierzehn Tage ſchon war ihm das Bewußtſein geſchwunden — da — eines Morgens — trat eine ſcheinbare Beſſerung ein. Das Kind blickte klar und hob ein wenig das Köpfchen. Die Lippen, die ſonſt ſo unermüdlich geplaudert, gaben ſich unſägliche Mühe ein paar armſelige Laute zu artikulieren. Endlich gelang es den geſchwächten Stimmbändern. Die Mutter legte das Ohr an und leiſe, leiſe mit einem lieben, totmüden Lächeln, klang es ihr entgegen: „Mama — Gott ſchütze dich!“

Wie ſie aufjubelte im Herzen über dieſes Liebeswort des Kindes nach ſo langer, langer Zeit, oder war es nur eine letzte Hallucination? Gleich

darauf ſetzte das Fieber mit doppelter, unerhörter Kraft von Neuem ein. Der Blick des Kindes irrte an der Zimmerdecke. Der kleine Körper dehnte ſich, die goldblonden Locken lagen ſchweißgebadet — ein Stillſtehen des Atems — es war hinüber. —

Die Frau in der Fenſterniſche ſtöhnte bei dieſer Erinnerung von Neuem auf, aber erleichternde Thränen ſtrömten die blaſſen Wangen nieder und wieder dachte ſie zurück. Was nun folgte war eine furchtbare, düſtere Leidenszeit geweſen. Eine tiefe Melancholie warf ihre drohenden Schatten über ihren Geiſt, nur manchmal mit wahren Paroxismen einer wilden Luſtigkeit abwechſelnd. Endlich ſchrieb ſie wieder, aber ohne Befriedigung, ohne jenes Gefühl heiliger Weihe, das den ſchaffenden Geiſt überkommt, wenn ſein Werk vollendet.

Nur wilde Aufruhrſchreie kamen aus ihrer Bruſt. Sie rüttelte an ihren Werken, an Allem, was dem Menſchen bis nun lieb, heilig, wert geweſen und ſie hatte Erfolg. Denn der Geiſt der Zeit war mit ihr. Wie eine große Zerſtörungswut war es über ſie gekommen und unter all' den Trümmern, all' den entweihten Dingen, die ſie in den Alltagsſtaub trat, ſuchte ihr ſchmerzzerriſſener Geiſt angſtvoll nach Gott, an den ſie den Glauben verloren, mühte ſie ſich die Lider über dem hellſehenden Blick zu ſchließen, der ihr in wachſender Erkenntnis das wahre Bild des Lebens entſchleiert gezeigt. So hatte ſie gelebt die einſame Frau bis heute — heute! Was war nun geſchehen? Ein großer Erfolg und eine kleine, liebe Erinnerung hatten ſich nacheinander in ihr Leben geſchlichen. Zum erſtenmal fühlte ſie ſich weicher geſtimmt. Während ihr die Thränen langſam auf die im Schoße gefalteten Hände niederfielen, ſagte ſie wehmütig: „Nun bin ich vogelfrei! Nun ſagt mir niemand mehr ‚Gott ſchütze dich'. Und wie ſie ſo dachte, hob ſich ihr Blick langſam wie magnetiſch angezogen zu dem ſchönen Sternenhimmel dort außen. Die Nacht war weit vorgeſchritten, die Kerzen im Zimmer erloſchen. Von Sternbild zu Sternbild flog ihr Auge und allmählich zog jenes heilige Ahnen wieder in ihre Bruſt, das wie ein Gebet den echten Dichter ſtets von Neuem vor die Thronesſtufen der unergründlichen Allmacht Gottes niederzwingt.

Vergeſſen war ihr eigenes ſchweres Erdenlos, hoch trug es auf mächtigen Schwingen die Begeiſterung empor über ihr kleines Selbſt in das Grenzenloſe; ein Hauch der Ewigkeit kühlte wie der Frieden bringende Kuß des Genius ihres Talentes ihre heiße Stirne. Ihr Kopf ſenkte ſich auf die Fenſterbrüſtung, ihre Lider begannen ſich über den thränenfeuchten Augen zu ſchließen und da — ehe ſie entſchlief — ſchien es ihr mit einem Male als grüße ſie von dort oben in goldener Himmelsſchrift lautlos, un-

geſprochen, aber weihevoll ſegnend, wieder das alte liebe Wort: „Gott ſchütze dich“.

* * *

In einer kleinen Souterrainwohnung weit draußen, wo München endet, ſaß am Morgen des nächſten Tages eine bekümmerte Familie zuſammen, — Arbeitsleute — Vater, Mutter und vier noch kleine Kinder. Der Alte war Perlmutterdrechsler geweſen, aber ſchon lange fehlte ihm der Verdienſt; die Frau wuſch Wäſche; aber die Hauptſtütze der Familie war die nicht anweſende älteſte Tochter Malchen, die in einer luxuriöſen Blumenhandlung als Ladenmädchen diente. Heute nun ſollte auch ſie ihre Stellung verlieren, denn ſie hatte irrtümlich am Vorabende einen Kranz zu viel im Münchner Hoftheater abgeliefert und zwar einen, der für das Grab eines Kindes beſtimmt geweſen. Sie war eben gegangen ſich bei der Autorin Carola C. — wegen ihres Verſehens zu entſchuldigen. Alles hing davon ab, ob dieſe Dame — den nun gewiß welken Kranz bezahlen würde, denn nur ſo blieb ihre Dienſtgeberin ohne Schaden. Bange Minuten verſtrichen. Der Alte — er ſah wohl nur ſo gealtert aus — brummte, wagte es vor Angſt nicht ſeine längſtgeſtopfte Pfeife anzuzünden. Die Mutter wies die Kinder ſcheltend in die Ecke und ſpähte — einen ſchwarzen Kochtopf gedankenlos wiſchend — zum Fenſter hinaus. Da ging die Thür auf und ein nett gekleidetes, hübſches Mädchen mit langen, braunen Zöpfen flog überſelig herein. „Alterchen,“ rief ſie übermütig fröhlich, ihre Börſe in der Hand ſchwingend, „ſie hat gezahlt und zwar ſplendid.“

„Wie viel?“ brummte der Alte ſcheinbar gleichgültig, in Wahrheit aber ſchon in gehobener Stimmung ſein Streichhölzchen krachend an der Wand anſtreifend.

„Hundert Mark! Das Überzahlte iſt für uns.“

„Herr Jeſus!“ rief die Mutter, den Topf faſt aus den Händen fallen laſſend. Die Pfeife des Alten brannte nun und ſich gemütlich zurücklehnend, meinte er ſchmunzelnd: „Ach was — die kann's thun — die iſt glücklich.“

Der Unglücklichste.

Von John Henry Mackay.

(Zürich.)

Drei Unglückliche trafen zusammen.

„Ich suche das Glück und kann es nicht finden!“ — klagte der erste.

„Ich fliehe das Unglück und kann ihm nicht entgehen!“ — keuchte der zweite.

„Das Leben ist das Unglück!“ — sagte der dritte.

* * *

„Ich kann nicht mehr!“ — schrie der erste. Und der zweite wiederholte das Wort.

„Ich will nicht mehr!“ — sagte der dritte.

* * *

Der erste war gesund; aber er war arm und entmutigt.

Der zweite war reich; aber er war müde und krank.

Der dritte war weder reich, noch gerade arm; weder besonders gesund, noch krank.

* * *

„Ich bin unglücklich, jeden Morgen erwachen zu müssen,“ begann der erste wieder.

„Und ich bin selten so glücklich, am Abend entschlummern zu dürfen,“ darauf der zweite.

Der dritte schwieg.

* * *

„Wenn ich nur reich wäre, wie glücklich wäre ich!“ — sagte der erste zu sich.

„O, gesund zu sein — welch' einziges Glück!“ — flüsterte unhörbar der zweite.

Der dritte war verschwunden.

* * *

Da lächelten die beiden Zurückbleibenden zum letztenmal in ihrem Leben. Aber indem auch sie grußlos voneinander gingen, maßen sie sich mit neidischen Augen: „Wie glücklich der doch ist!“ —

Schifferruh.

Von Julius Vanſelow.

(Elbing.)

Goldwellen zittern leiſe und flüſtern ein Nachtgebet. Müde die Flügel ſenkt der heiße Tag, und die Nacht ſteigt aus den Bergen, trunken und traumſchwer. Purpurn glutet dem Kahne ein Schweif nach, — kräuſelndes Blut — herzrote Sehnſucht. Am Himmel wachſen einſame Wolken, Blumen, duftweich und farbenprangend, ſatte, vollblättrige Roſen. Rauchrieſen mit Flammenſeelen ſteigen aus qualmenden Eſſen.

Und der Strom ſchweigt, — glüht — bebt — zittert und ſchlummert nicht. Gold verklärt ſein Antlitz, und ſeine Seele ſchwellt Sternenſehnſucht. Baden möcht er im Mondlicht.

Träumende Stille rings. —

Dort ein Kahn! Schiffer beim Abendbrot. Tag und Nacht ſpielen um die nackte, rote Bruſt. Aus den ſtrengen, braunen Geſichtern reden Fernen und Gefahren, Sonnenbrand und Sturmgewitter. Wie ſie im Kreiſe ruhn! Dampfend ſteigt würziger Knollenduft mit dem Erdgeruch auf. Gierig ſaugt der große, rußige Topf das blinkende Wolkenlicht. Sein ſchwarzer Mantel funkelt wie Baſalt, und die heiße Seele — gefeſſelt im kalten Leibe, zauberverbannt — traurig blickt ſie durch das ſchwarze Gewand in den Nachttag, auf den ſchimmernden Spiegelglanz, auf die leuchtenden Wolken — die Berge, aus denen die Nacht kommt mit dem ſchwarzen, purpurſäumigen Prachtkleid, vor dem ſchlummerdunklen, ſterngeſchmückten, wallenden Lockenhaar das Purpurdiadem der Abendröte. Sehnſuchtsdurſt — Wonnetaumel — Alliebe! —

Aber das kalte Erz giebt die Seele nicht frei. Nur wenn den ſtarren Leib feurige Leidenſchaft ſchmilzt, daß er in rauſchender Liebesglut rotflüſſig hingegoſſen liegt.

Leiſe melodiſch trägt die Luft den Schall der Rede. Wie die Gruppe maleriſch lockt! Halbnackte Buben mit der kleinen Erdknolle und der großen Flunder zwiſchen kohlenſchwarzen Fingern. Perlweiß blitzen die Zähne, und der ſtaubgeſchwärzten Augen durſtige Blicke ſchweifen der Hand vor zu der dampfenden Erdfrucht. Um den Nacken flattert Segeltuch. Rinnendes Goldlicht flutet um das lange, wirre Haar und den blanken, einzigen Hoſenknopf. Schlapp hängt der zerfranſte Träger.

Und das Weib mit dem hochgeſchürzten, roten Unterrock — nachläſſig ſchmiegt es den Leib auf das ſchlanke Verdeck, daß die Planken unter der warmen, vollen Laſt wollüſtig zittern. Und der Säugling an der nährenden,

weiß ſchimmernden Bruſt! Und die ſtrotzenden Formen, die des dünnen Gewandes faltige Rundungen zeichnen! Ringelnd rollen Zigeunerhaare — ſchwarzleuchtende Juwelenketten — auf die braunen Planken nieder.

Der Säugling einſchlafend trinkt Muttermilch — Naturſeele. Wie ihn das Weib wiegt! Friedlich idylliſches Bild!! — —

Dampfend ſteigt würziger Knollenduft mit dem Erdgeruch auf. Wolkenwärts trägt er Menſchlichkeit, einfache, rührende Menſchlichkeit.

Sein einzig Glück.

Novelliſtiſche Skizze von M. Jerſchke.

(Straßburg i. E.)

Täglich ſah ich die beiden zuſammen bei der Kurmuſik.

Der kleine ſüdtiroler Ort war nicht elegant genug, um der Halbwelt ein geeignetes Feld bieten zu können. Darum fiel das Paar auf; es war das einzige in ſeiner Art.

Ihre kleine, volle Geſtalt ſtach ſeltſam gegen ſeine lange und hagere ab.

Nach dem Takte der Muſik (ſie kam nie während einer Pauſe) trippelte ſie die Anlage herauf nach dem Kurhaus und wartete oben lächelnd, bis er langſam und ſchwer atmend ſie erreicht hatte. Sie drückte ihn in einen Seſſel und warf ſich dann ſelbſt auf einen Stuhl. Die kurzen, breiten Füße ſchlug ſie übereinander, zog flink die Handſchuhe von den Händen und fuhr ihm mit den dicken, kleinen Fingern über die feuchte Stirne. Sein großer Mund mit den blutleeren Lippen verzog ſich zu einem matten, dankbaren Lächeln. Der traurige Ausdruck in den hellbraunen, flackernden Augen war das einzig Sympathiſche in ſeiner Erſcheinung. Die ſchmale, eingefallene Bruſt und die ſpitzen emporgezogenen Schultern gaben ihm das Ausſehen eines Schwindſüchtigen.

Der ſpärliche, ſchlecht gepflegte Vollbart verlieh dem unſchön gebildeten Kopf nur noch eine Häßlichkeit mehr.

Das ganze Geſicht mit den breiten Backenknochen, auf denen rote Flecken brannten, hätte mit ſeiner unreinen Haut abſchreckend wirken müſſen, wenn nicht der Ausdruck trübſeliger Ergebenheit Mitleid erweckt hätte.

Er mochte ungefähr dreißig, ſie wohl hoch in den zwanzigern ſein.

An ihr war alles rund. Die Figur, das kleine Geſicht mit dem verpuderten Teint, die grauen Augen mit den ſchwarz gefärbten Wimpern. Die dichten, gelockten, dunkelblonden Haare fielen bis an die angeſtrichenen Brauen, bedeckten die Schläfe und waren kurz verſchnitten vor die Ohren gekämmt. Der gutmütige Blick der Augen war durch den frivolen Zug der vollen Lippen beeinträchtigt, deren Winkel ſtumpf ausliefen. Ich beobachtete die Beiden täglich, obwohl ſie eigentlich immer dasſelbe Schauſpiel boten.

Sie ſprach viel und anhaltend in ihn herein und ſchien nur für ihn zu ſorgen und zu denken. Dabei verſtand ſie es, in unbewachten Sekunden mit einem blitzſchnellen koketten Augenaufſchlag die kleine Kurgeſellſchaft zu muſtern.

Mit einer hingebenden Vertrauensſeligkeit hingen ſeine Blicke an ihr, mit rührender Hilfloſigkeit ließ er ſich von ihr bedienen, und unterdrückte gewaltſam die Nervoſität, die durch das klappernde Aufſchlagen ihrer Füße nach dem Takte der Muſik in ihm erregt wurde.

Während des letzten Muſikſtückes zahlte er den Kellner, und ſie ging, gerade ſo, wie ſie gekommen, wiegenden Schrittes die Anlage herunter, um ihn unten lächelnd zu empfangen.

Ich ſelbſt, der ich mich nur zur Erholung meiner Nerven dort aufhielt, hatte gerade wenig genug zu thun, um mich für dieſes ſonderbare Paar zu intereſſieren, konnte aber trotzdem nicht mehr über dasſelbe in Erfahrung bringen, als daß ſie in der Fremdenliſte mit „Ernſt Amburg, Kaufmann aus München und Frau Gemahlin“ eingetragen waren.

Eines Tages ging ich den Beiden wieder nach. Sie wollten gerade in das Thor einer niedlichen Villa einbiegen, als ich ihn plötzlich ſtill ſtehen und wanken ſah.

Ich ſprang hinzu und führte ihn mit Hilfe ſeiner Gefährtin, die es wortlos geſchehen ließ und leichenblaß war, zu ſeiner Wohnung. Gemeinſam mit dem Hausburſchen trug ich ihn die Treppe hinauf und legte ihn auf das Bett. Er keuchte ſchwer und rang vergebens nach Atem. Ein Blutſturz war das Ende des furchtbaren Erſtickungsanfalles.

Der Tod trat raſch ein.

Noch ein brechender Blick auf das Weib, welches mit geſenktem Haupt vor ſeinem Lager kniete, ein Röcheln — dann war es vorbei. — —

„Er hat ausgelitten,“ ſagte ich leiſe, „doch laſſen Sie ſofort zum Arzt ſchicken.“

Sie ſah mich mit ihren runden Augen erſtaunt an.

Jetzt erſt ſchien es ihr zum Bewußtſein zu kommen, daß ſie mit einem ihr völlig Fremden zu thun hatte.

Rasch ließ sie meinen Befehl zur Ausführung bringen und kam dann in das Sterbezimmer zurück.

Ihr Gesicht hatte den scheuen Ausdruck eines Menschen angenommen, der zum erstenmal an einem Totenbett steht. Es war ihr offenbar unbehaglich und furchtsam zu Mute, und sie vermied es, den Verblichenen anzusehen.

Ich erinnerte mich der Anstandspflicht und stellte mich ihr kurz vor.

Sie antwortete mir nicht, zog ihr Taschentuch hervor und wischte sich ein paar Thränen ab.

Als sie aber bemerkte, daß dadurch ihre Augenwimpern abfärbten, hörte sie gerade wieder so rasch auf, blickte mich trübselig an und murmelte:

„Glauben Sie mir, er war ein guter Kerl, ich war ihm wirklich zugethan."

Dann nahm sie einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete hastig damit einen Schrank, kramte, und zog endlich ein mehrfach versiegeltes Packet hervor.

„Er hat mir oft gesagt," wendete sie sich an mich, „nach seinem Tode soll ich das an mich nehmen, es wäre nur für mich."

Sie riß es auf.

Es enthielt ein Couvert mit der Aufschrift: 7000 fl., und ein zweites kleineres mit den oben auf geschriebenen Worten „Aus meinem Tagebuch".

Das erstere entfaltete sie, entnahm 400 fl. und hielt sie mir entgegen:

„Ich bin sehr unpraktisch," ihre Stimme war wieder laut und fest, „hätten Sie vielleicht die große Güte, Gastrechnung, Arzt und Beerdigung davon zu bezahlen? Sein einzigster Wunsch war nämlich, hier begraben zu werden. Seine Papiere sind auch in Ordnung — hier!"

Sie zog eine Schieblade auf und gab mir eine kleine Brieftasche.

Ich sah sie groß an. Ihre Anordnungen schienen mir recht resolut, nicht zum mindesten unpraktisch. Und dann — sie wollte vor der Beerdigung fort und mich, einen Fremden, betraute sie mit ihren Angelegenheiten. Was sollte das bedeuten?

Sie mochte meine Gedanken erraten.

„Mein Herr," sagte sie und wurde rot unter der Schminke „— ich — ich — was soll ich hier noch? Eine Beerdigung ist so etwas Trauriges, man erregt sich stark — es hat keinen Zweck, daß ich bleibe. Hier das —" sie reichte mir das kleine Couvert, „bitte ich Sie, ebenfalls zu behalten, es wird Ihnen wohl zur Aufklärung dienen. Es ist zwar für mich bestimmt, — es sind die einzigen Blätter, die er nicht verbrannte, als er kürzlich den ganzen Tagebuchkram dem Feuer überlieferte — ich weiß aber schon, was der Inhalt ist — seine Lebensgeschichte. Wenn ich die dann lese,

müßte ich wirklich weinen, und warum soll ich das, zu ändern ist doch nichts mehr und Aufregungen sind mir schrecklich."

Ich sah sie hart an: „Und wann wünschen Sie zu reisen?"

„Mit dem Schnellzug, heute Nacht, da bin ich morgen in aller Frühe in München und habe alle Unannehmlichkeiten hinter mir."

Unsere Unterredung wurde unterbrochen, der Arzt kam. Nachdem ich das Nötige mit ihm besprochen hatte, verabschiedete ich mich, hier hatte ich nichts mehr zu suchen. Nach ihrem Namen fragte ich nicht — ich wußte genug, das kleine Packet aber mit der Aufschrift „Aus meinem Tagebuch" wurde meine Abendlektüre.

Die Aufzeichnungen waren kurz abgefaßt, sie liegen neben mir, ich schreibe sie einfach ab.

„Im Unglück und zum Unglück ward ich geboren. Mein Vater ein armer Volksschullehrer, war ein Vierteljahr vor meiner Geburt an der Schwindsucht gestorben.

Drei Jahre später folgte ihm meine Mutter. Sie hatte uns beide so lange durch mühsames Nähen erhalten, bis sie zu elend war, sich noch ihr eigenes Todenhemd zusammenzusticheln.

Verwandte hatte ich keine, ich kam in das Waisenhaus. Dort erhielt ich meine Erziehung und dort bestimmte man mich zum Kaufmann. Obwohl ich lieber studiert hätte, mußte ich mich den Bestimmungen fügen.

Ich that es auch mit stummer Ergebung; mein Körper war viel zu schwach, als daß ein energischer, kämpfender Geist hätte darin wohnen können. Und dann — mir fehlte der Sonnenschein der Liebe, in dem ich ein wenig hätte aufblühen können.

Ich war ein häßliches Kind und bin ein häßlicher Mann geworden. Die Frauen lachten mich aus, ich mied sie mit ängstlicher Scheu.

Freunde fand ich nicht, weil ich sie nicht suchte, und mich suchten sie gewiß nicht.

Ich wurde nach langen Jahren fleißigster Arbeit und ernsten Strebens endlich Prokurist in einem Münchener Handelshaus.

Meine Stellung war eine gute, und ich legte mir nach und nach eine hübsche kleine Summe zurück, weil ich wußte, daß ich sie zu meiner Pflege brauchte, wenn die ererbte Krankheit erst recht zum Ausbruch käme.

So war das Leben für mich nur eine Vorbereitung zum anständigen Sterben.

Eines Tages sagte mir der Arzt: Sie müssen fort nach dem Süden, jede Stunde Zögern ist ein beschleunigter Schritt dem Grabe zu.

Am selben Abend ging ich noch einmal, ich hatte es selten gethan,

in das Bierhaus. Ich saß traurig und schon halb abgestorben an dem einsamen Tisch.

Da legte sich eine leichte Hand auf meine Schulter, ich blickte in zwei gute Augen, und eine mitleidige Stimme fragte mich: „Wo fehlt's denn, warum nur so trübsinnig?"

Es war das Mädchen, das im Lokal bediente.

Ich fühlte, wie mir die Röte in das Gesicht stieg. Das erste Weib, das mich beachtete, das erste, welches sich um mein Wohl und Wehe kümmerte. Sie kam an dem Abend immer wieder zu mir zurück und ihr Mitleid that mir so wohl, so wohl. Da stieg der Gedanke in mir auf: Nimm sie mit dir. Ich weiß heute noch nicht, wo ich den Mut hernahm, ihr den Vorschlag zu machen. Ich fragte auch nicht nach ihrer Vergangenheit, das war mir gleichgültig. Sie hatte dem Häßlichen, dem Kranken ihre Teilnahme geschenkt, sie hatte ja keinen Nutzen davon. Ihr Mitgefühl war echt, denn sie hätte hundert andere, bessere haben können. Warum sollte ich mir nicht die paar letzten Wochen meines armseligen Lebens vergolden dürfen?

Es war ja das erste und letzte Mal.

Sie ging nach kurzem Nachdenken auf meinen Vorschlag ein. Sie ward mein! — — —

Am anderen Morgen fuhren wir nach dem Süden!

* * *

Seit drei Wochen sind wir nun hier im tiroler Paradies.

Sie pflegt mich treu und sie ist mir treu.

Ich weiß, sie wird an meinem Grabe weinen. Aber ich muß sie verlassen. Der Vater hat mir ein schreckliches Erbteil hinterlassen und ich habe es schon lange angetreten.

Was ich habe, gehört ihr! Sie war der einzige Sonnenstrahl in meinem düsteren Leben.

Sie war mein einzig Glück!"

* * *

Ich legte die Blätter beiseite.

Dir ist wohl, sagte ich leise, die Enttäuschung wäre nicht ausgeblieben. Du hast nicht mit der Welt gelebt, darum hast Du sie nicht gekannt.

Ruhe sanft, Du Mann mit der Kindesseele!

* * *

Nach drei Wochen hielt ich mich auf der Rückreise des Abends in einem Münchener Restaurant auf. Die Gestalt der Kellnerin war mir bekannt.

Ich sah genauer hin — sie war es.

Sie sprach sehr lebhaft mit einem Gast.

Ich kehrte ihr rasch den Rücken, damit sie mich nicht sofort erkennen sollte.

„Es war keine Dummheit, mein Verehrter," hörte ich sie deutlich sagen. „Erstens war es eine nette Abwechselung, zweitens war ich famos versorgt, drittens habe ich schließlich hübsch geerbt und bin nicht besser und nicht schlechter als vorher. Außerdem, wäre es der nicht gewesen, dann eben ein anderer, das ist bei unserem Stand nun einmal so . . ."

„Übrigens," setzte sie nach einer Pause lauter hinzu, „er war ein guter Kerl, und ich bin ihm wahrhaftig während der Zeit aus Mitleid treu geblieben. Aber gut war's immerhin, daß die Geschichte nicht zu lang gedauert hat, denn sonst hätte ich nicht mehr garantieren können . . ."

Ich drehte mich rasch um. Der Herr, mit dem sie sprach, war scheinbar ein Offizier in Zivil, abgelebt, kahlköpfig, widerlich!

„Na, also, Schatz, heute Nacht," schnarrte er . . .

„Gut, abgemacht," lachte sie und bediente mit demselben entgegenkommenden Grinsen die anderen Gäste.

Ich schlich mich fort, wie ich gekommen war. Ein Ekel hatte mich geschüttelt.

„Sein einzig Glück!" — — —

Doch ein Verbrecher.

Skizze von Hans von Basedow.

(Berlin)

Vorsichtig öffnete er die Thür, er wußte nicht, sollte er eintreten, sollte er nicht eintreten, er zagte zurück vor der Schwelle, und doch, sein ganzes Sein drängte ihn hinein, es zuckte und zerrte und riß an ihm — bis er im Zimmer stand.

Aber an der Thür blieb er stehen — mit stummer Wehmut sah er sich im Raume um, es leuchtete in seinen Augen auf und doch lief eine

heiße Thräne über seine Backen. Eine abgemagerte Hand streckte sich ihm entgegen.

„Carl —"

Er sprach kein Wort — und schüttelte nur langsam den Kopf — er getraute sich nicht die Hand zu ergreifen — stumm kämpfte er mit sich — dann sank er aufs Knie, und preßte die Hand an seine Lippen, aber dann blickte er scheu — ängstlich auf —

„Verzeih," murmelte er und zog sein grobleinenes Taschentuch hervor und wischte die Hand sorgfältig ab. —

Das bleiche Weib — sein Weib — schlang den Arm um seinen Nacken —

„Carl —"

Mit einem seligen Schrei sprang er auf — aber schüchtern löste er sich aus ihren Armen.

„Du — Du umarmst den Zuchthäusler?" —

Dann lachte er bitter auf.

„'s ist wahr — lange allein — lange allein — und gearbeitet — und geschunden — und gesehnt — nach Euch — nach Euch — das sühnt. Aber — gethan ist gethan —"

Müde sank er auf einen Stuhl und barg das Gesicht in den Händen.

„Gethan — ist gethan", murmelte nun auch das Weib, „daß Du das konntest, Carl —"

„Daß ich das konnte —"

„Stehlen —"

Er zuckte zusammen, seine Hände fuhren empor und schlossen die Ohren, ein Zittern bewegte seine Nasenflügel, seine Augenlider, in den Mundwinkeln zuckte und zerrte es. Seine Augen fuhren unruhig hin und her, dann wurden sie von einer Thräne verschleiert.

„Stehlen — jawohl, stehlen — weil ihr nach Brot schriet. Aber ich kann nichts dafür — ich nichts — Schuld der Herren ist's — sie saugen den armen Mann aus — und wenn nichts mehr an ihm ist, werfen sie ihn auf den Mist. Und wenn der Arme dann im Elend steht — Weib und Kind verhungern sieht — wenn er dann — stiehlt —"

Er sah sich scheu um — seine Kinder, seine Kinder hörten das Wort. Er blickte wehmütig zu ihnen hinüber.

„Hedwig — haben sie ihren Vater schon — verachten gelernt?" Und wieder rann eine Thräne über das Gesicht des Mannes — langsam schüttelte die Frau den Kopf —

„Nein, Carl — davor hab' ich sie bewahrt —"

Mit ſtummem Dank ſah er ſie an — dann ſprang er auf und herzte und küßte die Kleinen — aber vorſichtig — ſcheu — er konnte des Herzens nicht genug kriegen — endlich aber ſtand er auf und blickte ſich um.

Das Sofa, das harte Sofa mit dem zerriſſenen Bezug, wunderbar — er hatte ſich doch ſonſt immer über das „alte Geſtell" geärgert — und nun — es erſchien ihm ſo bequem — ſo lockend — und dann, das dürftige Bett — der Strohſack und die alte Zudecke — auch ſie —

Er ſchüttelte verwundert den Kopf.

Und dann trat er ans Fenſter — 's war kein vergittert Fenſterloch — nein, er konnte hinausſehen.

Er öffnete es leiſe — auf eine ſtaubige, ſchmutzige Straße blickte er hinaus — drüben am Laternenpfahl lehnte ein halb betrunkener Sonnenbrüder, und daneben hielt ein Weib Gemüſe feil — ſonſt nichts als hohe Mietskaſernen — Schmutz — Staub — und doch dünkte es ihm ein Paradies.

„'s iſt anders," murmelte er, „'s iſt anders — 's iſt ſchön."

Jetzt lachte das Weib auf.

„Dasſelbe Elend —"

„'s iſt dasſelbe — und doch anders — das Elend vergoldet ſich, wenn man größeres Elend kennen gelernt —"

Die Frau trat zu ihm — ſie lehnte ihren Kopf an ſeine Schulter, dann blickte ſie ihn an —

„Jawohl — 's iſt anders — ſeitdem Du heim —"

Die beiden lang Getrennten fanden ſich wieder in einem innigen Kuſſe — die Kinder ſprangen jubelnd an den Eltern empor.

Die Sonne malte auf die gegenüberliegenden Fenſterſcheiben — glitzernde Felder — glitzernde Ringe — glitzernde Punkte.

In die Stube ſelbſt vermochten die Sonnenſtrahlen nicht zu dringen — aber die Kinder freuten ſich des Spieles der Strahlen auf den gegenüberliegenden Dächern und den Eltern erſchien die Stube ſonnig, weil ſie ſich wieder hatten.

* * *

Die Kinder ſchliefen ſanft — je zwei in einem Bettchen. Die kleine Wachskerze auf dem rohen Holztiſch flackerte unruhig — ſie war im Verlöſchen.

„Wie's kam?" murmelte der Mann, „wie's kam? Frage nicht. Zu Hauſe Elend — — — Elend! Konnt's nicht mit anſehen. Arbeit — ja proſit die Mahlzeit — Arbeit — war ja krank! He — krank! Krank

gemacht — jawohl — krank gemacht! Bei dem Bau in der feuchten, dumpfen, ſtickigen Luft. Aber auch gerade da ſollten die Löcher durch — gerade da, wo's Kloakenwaſſer daneben fließt. Krank — hm — deshalb keine Arbeit. Und ich ſah doch das Elend — ſah's doch. — Wie's am Herzen riß, wenn Ihr Brot verlangtet — und ich — — na — ſo kam's!! Beſſer ſtehlen — jawohl, beſſer ſtehlen, als Euch verhungern ſehen — und doch!" — er ſchüttelte lange den Kopf und ſchloß das Auge, „'s war eine gute That — denn ſie rettete Euch — und doch — —" ſeine Stimme verlor ſich in Flüſtern; „Weib — ich ſchäme mich."

„s war eine gute That — denn ſie rettete Euch."

Das Weib ſprach's nach, jedes Wort betonend. Die Schatten ſchwanden von ihrer Stirn; „'s war eine gute That, denn ſie rettete Euch," — „'s war eine gute That, denn ſie rettete Euch," wiederholte ſie nochmals — jawohl — er hatte ſie gerettet, hatte ihre Kinder gerettet.

„Ich glaube — ich muß Dir danken, Carl," flüſterte ſie ihm zu und drückte innig ſeine Hand.

„Danken," murmelte er — „danken" — er wagte erſt nicht aufzublicken, dann aber ſah er ſie voll an. —

„Danken — — — — jawohl. Ich habe es teuer bezahlt — meine Ehre hab' ich hingegeben."

Heftig fuhr er vom Stuhle auf.

„Ja — meine Ehre hab' ich gegeben, Euch zu retten. Im finſtern Loch hab' ich ſitzen müſſen, mit Gaunern und Dieben, die aus Habgier geſtohlen. Und ich habe doch geſtohlen — für mein Weib — für meine Kinder. Aber die Herren ſahen nicht das Herz — ſie ſahen nur die That. Sie wiſſen nicht — wie's thut, Tag aus, Tag ein, den Jammer der hungernden Kinder zu hören — ſie wiſſen nicht, wie's thut, wenn man krank iſt und nicht helfen kann. — Sie wiſſen nicht, daß ich geſtohlen, weil man mein Schreien nicht hören wollte — weil man mir nicht gegeben, was mir zukam. Ich bin auch ein Menſch, ich habe auch meinen Teil! — — Ich habe Schlechtes gethan, es iſt wahr — an fremdem Eigentum hab' ich mich vergriffen — weil man mich dazu gezwungen. Weil mich Die dazu gezwungen, die meine That nachher geſtraft — die Herren. Und dann ſetzen ſie ſich nachher hin — und klagen über die Verbrecher und ſinnen hin und her, wie zu beſſern — jawohl. Von der Wurzel fangt an — wenn Ihr beſſern wollt. Schafft die Armut — ſchafft das ſoziale Elend aus der Welt — gebt Jedem das Seine — und nehmt's ihm nicht unter der Maske des Rechtes — dann braucht Ihr keine Zuchthäuſer mehr zu bauen — dann braucht Ihr Euch nicht mehr über den Diebſtahl den Kopf zu zer-

brechen — ja dann — dann — würden auch wir Elenden glücklich ſein — dann — wenn es Gerechtigkeit gäbe — wenn der Arme dasſelbe Recht hätte, wie der Reiche. Jetzt — jetzt mußte ich ſtehlen — Euch zu retten. Jetzt mußte ich ſtehlen — weil's kein Mitleid, kein Recht giebt — weil man mich dazu gezwungen. Jetzt — war meine That — notwendig —"

„Und gut —" flüſterte das Weib, „ſie rettete Dein Weib — Deine Kinder —"

„Jawohl — gut — aber — jetzt — bin ich doch ein Verbrecher!"

Und ſchluchzend warf er ſich über das Bett ſeines Jüngſten. Die Kerze flackerte noch einmal auf und erloſch.

Der Peſſimismus als Weltanſchauung.

Von A. v. Sommerfeld.

(Halle a. S.)

Wilhelm Jordan fühlt ſich bei jeder Gelegenheit dazu berufen, dem Peſſimismus einen Hieb mit auf den Weg zu geben. Seine Beurteilung des Peſſimismus iſt natürlich eine grundfalſche; indem er ihn für eine „Kinderkrankheit" hält, unterſchätzt er aber zugleich die Bedeutung desſelben zu gunſten eines „kräftigen", „natürlichen" Optimismus. Der breite Strom des Peſſimismus hat ſchon lange die Welt überſchwemmt, Schopenhauer war bei weitem nicht ſein erſter begeiſterter Denker und auch — Dichter. Das Chriſtentum fußt ja auch auf peſſimiſtiſchen Ideen, freilich auf grundverkehrten. Dieſe Welt wird zum Jammerthal heruntergedrückt, nur damit das Jenſeits ſich zur ſtattlichen Höhe emporheben kann, nur damit das transcendentale Sein hoch über der Nacht des Lebens leuchte. Mehr und mehr iſt dieſer Glaube zerſtört worden. Der Ruf Egidys an die geiſtig Starken des Volkes ſcheint mir um Jahre zu ſpät zu kommen. Gerade die Selbſtdenker, die philoſophiſchen Dilettanten und Nichtdilettanten, ſind heutzutage meiſtens Atheiſten, Deiſten, Pantheiſten und nicht zuletzt — Peſſimiſten — was erwarten ſie noch von dem Chriſtentum, an das ſie allein noch die Macht der Konvention feſſelt? Für ſie iſt nicht nur Chriſtus eine mythiſche Geſtalt, für ſie iſt das ganze Chriſtentum ein Werk der Menſchen und das Daſein Gottes iſt ihnen zum mindeſten eine offene

Frage. Die chriſtliche Religion liegt in Scherben — thörichtes Verkennen der Gegenwart wäre es, wollte man dies leugnen. Aber noch mehr: der Idealismus liegt in Scherben. Nicht jenen blauſeligen, romantiſchen Idealismus meine ich, um den's wahrhaftig nicht ſchade — nein jenen geſunden Idealismus, der an ein Menſchheitsideal glaubt, für das er fähig iſt, zu kämpfen und zu leiden. Davon wiſſen die blaſierten Geſchöpfe des fin de siècle wahrhaftig nichts mehr.

Das neue Ideal, welches als Maſſenheiligenbild inmitten des alten Gerümpels aufgeſteckt worden iſt: Die ſozialiſtiſche Idee, dies Ideal hat wohl ſeine Verfechter, ſeine Märtyrer, die ihr eigenes Ich für die Idee in die Schranken werfen — aber ſehr viele werden durch peſſimiſtiſche Skrupeleien vom Übertritt zum Sozialismus abgehalten und begnügen ſich mit einer Doſis Weltſchmerz, je nach der Einnahmefähigkeit des Gemütes bemeſſen. Das iſt jener ungeſunde Quietismus, der über den Trümmern der eigenen Seele die Hände faltet und peſſimiſtiſche Phraſen murmelt, oder höchſtens noch die Kraft zu einer blaſierten Genußſucht beſitzt. Denn er hat auch kein anderes Ideal. Der Skepticismus in ſeiner widerlich-ungeſunden Geſtalt iſt ſein Lebenselement. Wenn dieſer Skepticismus nun auch peſſimiſtiſch iſt, ſo iſt es doch wahrhaftig unſinnig, den Peſſimismus als ſolchen dafür verantwortlich zu machen, ebenſo unſinnig, als wenn man für einen ſtümpernden oder mit Wolluſt ſchweinigelnden Naturaliſten den Naturalismus verantwortlich macht.

Der Peſſimismus kann ebenſo geſund ſein wie der Optimismus, womit nicht geſagt ſein ſoll, daß der Optimismus jedesmal geſund iſt. Im Gegenteil — der Optimismus pflegt eine „Kinderkrankheit" zu ſein und nicht der Peſſimismus. Denn wie viele Leute duſeln als ewige Kinder durch die Welt, ſtets einen weinſeligen Optimismus in der Saugflaſche, ohne jemals über die Erſcheinung der Welt auch nur ein paar Minuten nachzudenken. Paßt etwa Herrn Wilhelm Jordan dieſer Optimismus? Und daß er der verbreitetſte ſeiner Gattung iſt, wird Herr Jordan wohl nicht leugnen wollen.

Alſo um den Peſſimismus erſt einmal von dieſem Kindervorwurf zu befreien: — eine Kinderkrankheit pflegt der ernſthafte, von allem Koketten befreite, Peſſimismus gar ſehr ſelten zu ſein. Gerade die großen Denker waren Peſſimiſten, und es fiel ihnen nicht ein, krank oder ewig griesgrämlich zu ſein, noch weniger trugen ſie ſich immer mit Selbſtmordideen.

Alle poſitiven Weltanſchauungen — als Sozialismus, Individualismus ꝛc. ꝛc. — können peſſimiſtiſche Grundlagen haben und ich glaube, daß ihren Vertretern viel mehr Scharfblick innewohnt, ſobald ſie Peſſimiſten in des Wortes guter Bedeutung ſind. Man kann z. B. der Grundidee nach

Hartmannianer*) und dabei bequem Sozialiſt ſein, ebenſo wie man als Sozialiſt ein Verfechter des Dühringſchen Optimismus ſein kann. Man muß nur nicht denken, daß ſich mit dem Peſſimismus in jedem Falle Quietismus verbindet. Die unabwendbare Einſicht in das menſchliche Leid bleibt für jede ernſte Weltanſchauung beſtehen und es zeugt nur von geiſtiger Beſchränktheit, wenn eine Zeitung z. B. fortwährend auf dem Satz herumreitet: „Wenn es je gelänge, jenes, von dämoniſchem Haſſe gegen das Chriſtentum eingegebene Wort: ‚Reißt die Kreuze aus der Erde!‘ durchzuſetzen und zu verwirklichen, wenn es gelänge, das Wort vom Kreuze aus der Welt zu ſchaffen, dann würde es allerdings um Zucht und Sitte, um Geſetz und Ordnung und um die höchſten nationalen Güter unſeres Volkes geſchehen ſein.“ Zwar weiß ich nicht, was ſich der ungenannte Autor dieſer Zeilen unter den verzwickten Begriffen: „Zucht“ (!), „Sitte“ (?), „Geſetz“ (!!), „Ordnung“ (?) und vor allem unter „nationalen Gütern“ eigentlich denkt — aber ich glaube, den Autor zu verſtehen und kann ihm nur ſagen, daß ſeine Worte eine leere Behauptung bilden. Haben wir überhaupt jemals ein praktiſches Chriſtentum gehabt? Das iſt ja gerade die große Kulturlüge von der Herrſchaft der Liebe, die nur immer in der Theorie beſtanden hat. Und dann — wie klein iſt jener Begriff vom Kreuze gegenüber dem großen Kreuze des Peſſimismus und wie kann ein „ſittlicher“ Ernſt glauben, mit dem Fall der Mythe von Golgatha ſei es um „Zucht“, „Sitte“, „Geſetz“ und „Ordnung“ geſchehen? Nein! — Wahrhaftig nicht! Erhaben über dem Kreuze, an dem eine ideal geſchaffene Menſchengeſtalt Jahrhunderte lang umſonſt geblutet, ragt das große Kreuz unſerer eigenen Nichtigkeit, Hilfloſigkeit und Blindheit. Und ſtets werden wir vor dieſem Kreuze erſchauernd ſtehen, und tief unter uns wird der kleine Menſchenglaube liegen, der eine große Beſtimmung ſo wenig erfüllen konnte — der Glaube an das kleine Kreuz, an dem eine mythiſche, zum mindeſten menſchliche Perſon geblutet.

Der Baalstanz über dem ſinkenden Chriſtuskreuze, — das meint wohl jener Schreiber mit dem Fall von Zucht, Sitte, Geſetz und Ordnung (fabelhaft nebelartige Dinger, über die ſich nur wenige Philoſophen klar ſein werden) — das iſt der ſtupende Unſinn, von dem kleinliche Menſchengehirne träumen. Es bedürfte kaum des Hinweiſes auf dieſen Glauben, wenn er nicht unter Philiſtern ſo ſehr verbreitet wäre. Zucht, Sitte, Geſetz und Ordnung aber ſind derartige Chamäleons, die mit jedem Zeitalter ihre Farbe wechſeln, daß ich beſcheiden mein Unvermögen ausdrücken muß, dieſe

*) Wobei ich nicht außer Acht laſſe, daß E. v. Hartmann ſelbſt ein konſequenter Gegner des Sozialismus iſt.

Farbe überhaupt zu definieren. Vielleicht läßt mir der Schreiber des obigen Satzes Belehrung zukommen, ich wäre ihm aufrichtig dankbar.

Vorläufig kann ich nicht anders, als in einem gesunden Pessimismus die große Weltbefreiungsthat zu erblicken, die mit dem kleinen aber erhabenen Kreuz von Golgatha all das Gestrüpp „aus der Erde reißt", das sich im Schutz eines nachgemachten Christentums dort angesiedelt hat. Und wenn über „Gerechte" und „Ungerechte" dort oben stets die gleiche Sonne lacht, so wollen wir uns mit der pessimistischen Verzichtleistung trösten: Wir sollen Menschen sein und die Sonne ist nicht von unserem Reich. Aber daß wir wieder zu Menschen werden — das wollen wir, meinetwegen auch in Demut, erstreben. Ob ein Gott, ein anderes Leben ist — das „wissen" wir nicht. Der mathematische Beweis hört hier auf.

Zur Erinnerung an Schubart

(gestorben am 10. Oktober 1791).

Von Heinrich Solger.

(München.)

Christian Fr. Dan. Schubart, dessen Name sofort an Hohenasperg erinnert, verdient auch in unseren Tagen noch beachtet zu werden; denn er ist ein ausgezeichneter Repräsentant der Sturm- und Drangperiode, die einen gewaltigen Aufschwung des geistigen Lebens in Deutschland begründete. Sein Geburtsort ist Obersontheim in der alten Grafschaft Limpurg, im heutigen Württemberg, sein Geburtstag der 24. März 1739 — der 26. März, der oft als Geburtstag Schubarts bezeichnet wird, ist sein Taufstag. — Der Vater, Joh. Jak. Schubart, war in Obersontheim als Kantor angestellt und kam schon 1740 in die nahegelegene schwäbische Reichsstadt Aalen, wo er zuerst als Präzeptor und Musikdirektor wirkte und nach 4 Jahren das Diakonat erhielt. Er war in Altdorf bei Nürnberg geboren und gehörte dem fränkischen Volksstamm an. Die Mutter Schubarts war von Sulzbach am Kocher und demnach einer Landschaft entsprossen, in welcher das fränkische Element dem schwäbischen gegenüber das vorherrschende ist. Es muß deshalb festgestellt werden, daß Christian Schubart ein Franke war, obgleich er sich selbst zu den Schwaben rechnete. — Meine Erkundi-

gungen in Altdorf nach den Vorfahren Schubarts waren, dank den Bemühungen des Herrn Seminarinspektors Rutz daselbst, nicht erfolglos. Ich vernahm, daß der Großvater Schubarts seit 1704 Kantor in Altdorf war, 1721 aber abgesetzt wurde und in Nürnberg ohne Dienst gestorben ist. Diese bis jetzt unbekannte Thatsache erscheint gerade in unserer Zeit, in welcher die Gesetze der Vererbung die größte Beachtung finden, bedeutungsvoll. Der Vater Schubarts war ein reich begabter, origineller und leidenschaftlicher Mann, die Mutter dagegen eine stille, weiche Natur voll Liebe und Sorgsamkeit. Die große Differenz im Wesen der Eltern ist ebenfalls beachtenswert.

Nachdem Schubart bis ins 7. Lebensjahr nur wenig Talent blicken ließ, enthüllte er plötzlich eine große musikalische Begabung und zeigte sich auch den Studien geneigt. Merkwürdig ist seine leidenschaftliche Liebe zur Natur und der rasche Wechsel in seinem Empfinden. Die Poesie, die er zuerst im „Messias" kennen lernte, beglückte ihn außerordentlich. Die Erziehung Schubarts war allem Anschein nach nicht streng genug. Als er im Oktober 1753 in das Lyceum zu Nördlingen kam, wurden über sein Benehmen viele Klagen laut. Seine großen Geistesgaben fanden jedoch Anerkennung; man rühmte besonders seine rednerischen und dichterischen Anlagen. Eine Manie Schubarts, die das Erdbeben in Lissabon betraf, ist in Nördlingen verloren gegangen; sein Volkslied „Der Schneider auf Reisen" ist erhalten geblieben. Als Schubart im J. 1756 nach Nürnberg kam, wurde er bald durch seine Gedichte auf Friedrich den Großen und sein Heer bekannt. Im Herbste 1758 bezog er die Universität Erlangen, um Theologie zu studieren, lebte aber so leichtsinnig, daß er seinen Eltern große Sorge bereitete. Im Jahre 1760 nach Hause gerufen, war Schubart als Privatlehrer und Musiklehrer thätig und wartete geduldig auf eine Anstellung. Da in jener Zeit die Pfarrer ihre Laufbahn oft mit einem Schuldienste begannen, so lag der Gedanke daran Schubart nicht fern; er bewarb sich im Herbste 1763 um die Stelle eines Adjunkten an der Knabenschule in Geislingen und wurde hier gewählt.

Das freundliche Städtchen „an der Steig" hatte zu jener Zeit ungefähr 1500 Seelen und bot dem lebenslustigen Schubart, der sich Präzeptor nennen ließ, nur wenig Unterhaltung. Da faßte er den Entschluß, sich eiligst zu verheiraten. Die Hochzeit Schubarts mit Helene Bühler, einer Tochter des Oberzollers in Geislingen, fand im Januar 1764 statt und führte zwei Menschen zusammen, deren Charakter sehr verschieden war. Schubart sagte später: „Es war die Verbindung des Sturmes mit der Stille, der feurigen Thorheit mit der abgekühlten Vernunft, der Anarchie

mit der Ordnung." — Im Jahre 1765 machte sich Schubart in weiten Kreisen als Dichter bekannt. Der Tod des Kaisers Franz I. veranlaßte ihn zu einer Ode, die ihm das Diplom eines gekrönten Dichters erwarb. Die erlangte Anerkennung freute ihn um so mehr, als ihm von Wieland versichert wurde: „Sie sind zum Dichter geboren".

Schubart verwendete seine poetische Gabe zunächst in seinem Berufe, indem er für die Leichenbegängnisse, bei welchen er mitwirken mußte, „Todesgesänge" schrieb. „Die Zauberin", die er 1766 erscheinen ließ, behandelte in Ovidischer Art, doch mit satirischer Tendenz, verschiedene Gegenstände. die Schubart am Herzen lagen, u. a. auch die Qualen des Lehrerberufes Der Schuladjunkt in Geislingen hatte täglich 120 bis 150 Schüler zu unterrichten, von denen ein Teil auch in die alten Sprachen einzuführen war, und mußte nebenher als Musikdirektor und Organist thätig sein. Daraus erklärt sich die hohe Zahl von täglich 9 bis 12 Arbeitsstunden, über welche Schubart in seinen Briefen klagt. Trotzdem erwies er sich als Lehrer tüchtig und einflußreich. Er war kein Pedant, der ängstlich auf die Vorgesetzten blickte, sondern ein freidenkender Schulmann, der die ihm anvertraute Jugend mit Geist und Leben erfüllte. Er brachte in kurzer Zeit einige fähige Schüler auf das Gymnasium in Ulm, trieb Erd- und Naturkunde, hielt kleine Rednerübungen, nahm die Schulkinder mit ins Freie und war auf ihre körperliche Ausbildung ebenso bedacht, wie auf ihre geistige.

Ein besonderes Geschick zeigte Schubart in der Benützung der vorgeschriebenen Diktate in Briefform. Da hören wir von nützlichen und notwendigen Gewerben, von Weltereignissen u. s. f.; da erscheinen Fabeln, Erzählungen, Gedichte u. a. m. Ein Schuldiktat vom November 1768 sollte später zu einer gewissen Berühmtheit gelangen; es war eine Erzählung, deren Inhalt in kurzer Fassung lautete: Herr von Buttwitz, Amtmann in der Nähe von Crailsheim, hatte zwei ganz verschieden geartete Söhne. Wilhelm war das Musterbild eines Ordnungsmenschen, Louis dagegen ein Genie mit all seinen Licht- und Schattenseiten. Nach vielen leichtsinnigen Thaten enterbt, bittet Louis um Verzeihung, erhält aber auf Betreiben Wilhelms keine Antwort des Vaters. Er wird endlich ein Bauernknecht und kommt als Fremder in die Heimat zurück. Als er einmal im Wald arbeitet, sieht er seinen Vater von Mörderhänden bedroht und befreit ihn. Jetzt wird offenbar, daß Wilhelm den Vater beseitigen lassen wollte, und Louis giebt sich zu erkennen. In diesem Schuldiktat finden wir die erste Spur von Schillers „Räubern", welches Drama später noch zu erwähnen sein wird.

Merkwürdig ist, daß Schubart, der Sohn eines Theologen und selbst

für den Priesterstand ausgebildet, mit seinen geistlichen Vorgesetzten nicht auszukommen wußte. In seinen Briefen wirft er ihnen Heuchelei Zelotismus, Herrschsucht und Neid vor und schreckt oft vor argen Ausdrücken nicht zurück. So nennt er einmal seinen Inspektor „einen heuchlerischen Dummkopf, der seine Eselsohren unter der Perücke und sein neidisches vergiftetes Herz unter einem langen schwarzen Mantel verbirgt". Und als er später seine Chronik herausgab, bekämpfte er noch oft das Vorgehen mancher Priester; so hieß es in einer Notiz im Jahre 1774, daß ein bewährter Schulmann durch seinen Scholarchen in den Tod getrieben worden sei, und dazu kam die Bemerkung: „Wer sollte nicht lieber in den schottischen Bleigruben arbeiten, als ein Schulmann sein, wenn zumalen ein Zelote sein Oberaufseher ist".

Man muß freilich gestehen, daß Schubart oft genialisch unvorsichtig war und den Geistlichen so manche Gelegenheit zum Einschreiten oder Ärger gab. Von den Anekdoten, die darüber erzählt werden, sei nur die folgende erwähnt. Der Pfarrer drang in Schubart, einen Singchor für die Kirche zu bilden und forderte ihn auf, zu irgend einem selbstgewählten religiösen Text eine Komposition zu liefern. Schubert sagte zu und wählte den Satz: „Wir können nichts wider den Herrn." Als der Gesang anhob, ertönte in unendlicher Wiederholung: „Wir können nichts, wir können nichts", so daß sich die Zuhörer des Lachens nicht erwehren konnten und der erbauliche Gewinn sehr gering war.

Die Geislinger brauchten lange, bis sie den lebensprühenden Mann, der unter ihnen weilte, nur einigermaßen verstanden und würdigten. Sie ahnten kaum, daß ihr Organist einer der größten Orgelspieler in Deutschland war. Sie nahmen zu lange an seinem freien Benehmen Anstoß, und als sie ihn endlich zu schätzen begannen, war es zu spät; denn er hatte jetzt Gelegenheit, eine andere Stelle zu erhalten.

Am 1. Sept. 1769 wurde Schubart vom Herzog Karl in Württemberg zum Organisten und Musikdirektor in Ludwigsburg ernannt. Diese Stadt, die mit Versailles verglichen werden konnte, war für den sinnlich angelegten Schubart ein gefährlicher Aufenthalt. Da man ihn als vortrefflichen Musiker schätzte und seine fesselnde Unterhaltung liebte, so zog man ihn zu den Hoffesten heran und machte ihn mit schönen Damen bekannt, die ihm sehr zugethan waren. Die besorgte Frau Schubart beging alsdann die Thorheit, ihren Mann mehrmals zu verlassen und monatelang in Geislingen zu bleiben. Als im Jahre 1772 das Hauswesen Schubarts von einem Mädchen namens Bab. Streicher geführt wurde, sprach man bald von einem verdächtigen Umgang der beiden. Dies veranlaßte den Spezial (= Dekan)

Zilling, der von anfang an gegen Schubart eingenommen war, diesen des Ehebruchs anzuklagen und in den Turm zu bringen. Obgleich Schubart freigesprochen wurde, so erfolgte doch im Mai 1773 ein herzoglicher Erlaß, der ihm das consilium abeundi erteilte. Jetzt wandte sich Schubert an den pfälzischen Kurfürsten, der ihn in Schwetzingen empfing, aber nicht behielt. Darauf ging er mit dem bayrischen Gesandten nach München, wo ihm für einen Glaubenswechsel die schönsten Aussichten eröffnet wurden. Als er aber zögerte und von Stuttgart aus verleumdet wurde, wollte man nichts mehr von ihm wissen. Im März 1773 kam Schubert nach Augsburg und schrieb an seine Familie in Geislingen, daß er nach Stockholm zu reisen gedenke. Das Flehen seiner Gattin bewog ihn aber, in Augsburg zu bleiben. Er gründete die deutsche Chronik, die wöchentlich zweimal erschien, und schrieb so freimütig, daß er sie bald nach Ulm verpflanzen mußte. Da Schubart außerdem musikalisch thätig war, Vorlesungen über die schönen Wissenschaften und Künste hielt, den „Messias" vortrug und mit ausgezeichneten Männern verkehrte, so hatte er ein bewegtes Leben Dieses währte freilich nur kurze Zeit. Als Schubart den Wunderthäter Gaßner bekämpfte, der alle möglichen Krankheiten durch Handauflegen zu heilen gedachte, die Aufhebung des Jesuitenordens verteidigte, die in Augsburg noch nicht verkündigt war, da zog er sich eine solche Feindschaft zu, daß ihm der katholische Bürgermeister den Befehl erteilte, die Stadt zu verlassen. Schubart ging nach Ulm, wo er mitten im Winter, Januar 1775, ankam und sich bald sehr wohl fühlte. Er lebte wieder im Kreise seiner Familie und hatte viele Freunde, von welchen Miller, der Verfasser des Romans „Siegwart", besonders hervorzuheben ist.

Im Januarheft des „schwäb. Magazins" v. J. 1775 veröffentlichte Schubart eine Erzählung „Zur Geschichte des menschlichen Herzens" und gab hier das Geislinger Schuldiktat von den zwei ungleichen Söhnen in neuer und erweiterter Fassung. Die Brüder hießen Wilhelm und Karl. Der Gang der Handlung ist im allgemeinen derselbe geblieben. Schubart kündigte die Erzählung als bedeutungsvoll an und gab sie „einem Genie preis, eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen". Sein Wunsch ging in Erfüllung; denn Schiller nahm den dankbaren Stoff als Grundlage zu den „Räubern".

In der Chronik des Jahres 1775 sagt einmal Schubart: „Alles, was dermalen von unseren Kaisertümern, Königreichen und Fürstentümern in den Zeitungen steht, ist bloß Vegetation und nicht Leben. Feste, Jagden, Galatag, Opern, Komödien, Soldatenmusterungen, mystische Audienzen — dies ist alles, was wir jahraus jahrein von den Höfen der Großen hören.

Das Übrige, was wir gerne wissen möchten, gehört unter die Rubrik von Staatsgeheimnissen, wovon Meister Hildebrand soviel weiß, als ich. Folgender Artikel ist ebenso gut, wie eine Universalmedizin zu gebrauchen: Se. Majestät, oder Se. Durchlaucht befinden sich in allerhöchstem oder höchstem Wohlergehen. Sie lassen Sich das Wohl Ihrer Unterthanen außerordentlich angelegen sein. Die Truppen wurden gemustert. Ein Galatag wurde gefeiert. Dieser oder jener Fremde ist angekommen. — Es war Gewaltjagd. (Ein neues deutsches Wort für Parforcejagd. Ich wünschte, man hätte in keiner Sprache ein Wort für dies grausame Vergnügen.)

„Den Zeitungsschreiber möcht ich sehen, der vor das Publikum hinträte und mit Gewitterberedsamkeit spräche: Dieser Fürst legt seinen Unterthanen unerträgliche Lasten auf; jener Staat verkennt die Grundgesetze der Menschlichkeit; dort klirren die Fesseln des schrecklichsten Despotismus; da leckt ein gieriger Selbstherrscher mit Schlangenzunge an den Grenzen einer friedsamen Republik; in jenem Freistaat ächzt der Freigeborene unter dem Fußtritt eines Archonten; hie oder da oder dort schleicht der Aberglaube, schwarz wie die Nacht, und birgt den blinkenden Dolch unterm Priestergewand" u. s. f.

Diese Probe aus der Chronik zeigt, wie Schubart zu schreiben liebte. Er war von der hohen Aufgabe eines Publizisten überzeugt; er trat für die Unterdrückten ein, empfahl Reformen, geißelte Thorheiten, besprach Litteratur und Kunst und war immer bestrebt, den nationalen Sinn zu stärken. Dabei benützte er die gebundene Rede wie die Prosa, gab Schilderungen und Erzählungen, Fabeln und Märchen, Visionen und Gespräche und ließ alle Saiten des menschlichen Herzens erklingen. Diese segensreiche Thätigkeit gefiel dem Volk, mißfiel aber den meisten Höfen. Der kaiserliche Ministerresident in Ulm, General v. Ried, haßte die Chronik schon deshalb, weil sie auf der Seite Preußens gegen Österreich stand. Als am 6. Januar 1777 in der Chronik zu lesen war, die Kaiserin Maria Theresia sei vom Schlage gerührt worden, und Schubart diese falsche Nachricht erst in der zweitnächsten Nummer widerrief, scheint der Zorn des österreichischen Bevollmächtigten aufs höchste gestiegen zu sein. Ried war vom 9. bis 13. Januar in Stuttgart und sprach hier jedenfalls über Schubarts Chronik mit dem Herzog Karl als dem schwäbischen Kreisobersten. Daß man in Wien etwas gegen Schubart geplant, wie dieser behauptet, ist nicht anzunehmen und nach einer Mitteilung des k. ö. Archivdirektors v. Arneth in keiner Weise zu begründen. Ried hat wahrscheinlich nach eigenem Ermessen gehandelt. Er wußte, daß Schubart in den Kreisen aller Konservativen, besonders auch in denen der Priester, aufs bitterste gehaßt wurde, und fand beim Herzog Karl die größte Bereitwilligkeit, gegen den Chronisten von Ulm mit allen Mitteln

vorzugehen. Das folgende Schreiben möge als ein „Monument von jener Zeiten Schande“ hier Platz finden.

Herzoglicher Erlaß an den Kloster-Oberamtmann Scholl in Blaubeuren.

Dem Closters Oberamtmann Scholl zu Blaubeuren wird nicht unbewußt sein, wie vor einigen Jahren der in Ludwigsburg angestellt gewesene Stadt Organist Schubart theils um seiner schlechten und ärgerlichen Aufführung willen, theils wegen seiner sehr bösen und sogar Gotteslästerlichen Schreibart, auf unterthänigsten Antrag des Herzoglichen Geheimen Raths und Consistorii, seines Amts entsetzt und von dort weggejagt worden.

Dieser sich nunmehr zu Ulm aufhaltende Mann fährt bekanntermaßen in seinem Geleise fort, und hat es bereits in der Unverschämtheit so weit gebracht, daß fast kein gekröntes Haupt und kein Fürst auf dem Erdboden ist, so nicht von ihm in seinen herausgegebenen Schriften auf das freventlichste angetastet worden, welches Se. Herzogl. Durchl. schon seit geraumer Zeit auf den Entschluß gebracht, dessen habhaft zu werden, um durch sichere Verwahrung seiner Person die menschliche Gesellschaft von diesem unwürdigen und ansteckenden Gliede zu reinigen.

Sich dieserwegen an den Magistrat zu Ulm zu wenden, halten Höchstdieselbe für zu weitläufig und dürfte vielleicht den vorgesetzten Endzweck gänzlich verfehlen machen; wohingegen solcher am besten dadurch zu erreichen wäre, wenn Schubart unter einem scheinbaren oder seinen Sitten und Leidenschaften anpassenden Vorwande auf unstreitig Herzogl. Würtembergischen Grund und Boden gelockt und daselbst sofort gefänglich niedergeworfen werden könnte.

Se. Herzogl. Durchl. senden zu diesem Ende den Oberwachtmeister und Flügel Adjutanten von Bahrenbühler eigends nach Blaubeuren ab, um sich mit dem Cammerherrn und Oberforstmeister Grafen von Sponeck, dem Stadt Oberamtmann Georgii und dem Closters Oberamtmann Scholl in der Sache über die schicklichsten Mittel mündlich zu berathschlagen, und solche sodann, nach dem einmal festgesetzten Plan, wo möglich Höchstdero gnädigstem Willen gemäß, auszuführen, indem der Major von Bahrenbühler wegen des Weitern bereits die nöthige Verhaltungsbefehle hat.

Gleichwie aber die gute Ausführung dieses gnädigsten Auftrags hauptsächlich auf der strengsten Geheimhaltung des Ganzen beruhet; also wollen auch Se. Herzogl. Durchlaucht Sich zu ihm Oberamtmann Scholl in Gnaden versehen, derselbe werde hierinnen, so lieb ihm Höchstdero Herzogl. Huld und Protektion nur immer seyn kann, das unverbrüchlichste

Stillschweigen gegen jedermann beobachten, und überhaupt nach seinen theuren Pflichten klug und behutsam zu Werke zu gehen sich nach Kräften bestreben.

Decretum Stuttgart den 18. Jenner, 1777.

Carl, H. z. W. u. T.

Der Amtmann Scholl, der eine zahlreiche Familie besaß, that aus Furcht, was ihm sein Gewissen untersagte. Er ging am 22. Januar nach Ulm und verstand es, den leichtgläubigen Schubart nach Blaubeuren zu bringen; hier verhaftet, wurde der Unglückliche am 24. Januar auf den Hohenasperg (bei Ludwigsburg) gebracht, wo der Herzog Karl anwesend war und selbst den Kerker bestimmte. Es mochte diesem Fürsten, der aus der Geschichte Schillers in allen Kreisen bekannt ist, eine besondere Genugthuung sein, den verhaßten Zeitungsschreiber gefangen zu halten; war doch in der Chronik die staatsgefährliche Unfruchtbarkeit fürstlicher Ehen besprochen und dabei neben Frankreich, Preußen u. s w. auch Württemberg genannt worden. Das hatte den Herzog um so tiefer getroffen, als seine Geliebte, Franziska von Hohenheim, die ihm erst 1785 angetraut wurde, einen Haß auf Schubart geworfen zu haben schien. Dieser zungenfertige Mann kannte sie von Ludwigsburg her und soll ihr sehr spitzige Verse gewidmet haben. Dazu kam, daß der Gründer der Karlsschule von einem Epigramm Schubarts gehört, das besagte: „Als Dionys von Syrakus aufhören muß, Tyrann zu sein, da ward er ein Schulmeisterlein." Für all das hatte jetzt der Herzog Karl die ersehnte Rache. Daß er dabei widerrechtlich handelte und eine fluchwürdige Tyrannei entfaltete, machte ihm keine Bedenken. Er wollte an Schubart ein strenges Erziehungssystem erproben und konnte nicht unbegründet sagen, daß er den Chronisten wahrscheinlich vor einem schrecklichen Schicksal bewahrt habe. Das Folgende wird den Beweis liefern.

Josef Nickel, im Mai 1750 in der Nähe von Ulm geboren, studierte bei den Jesuiten in Augsburg und sollte Geistlicher werden; er wandte sich aber der Rechtswissenschaft zu, die er in Dillingen und Freiburg hörte, und wurde ein Freund der Aufklärung. Als er nach Hause zurückkehrte, trat er gegen den Wunderthäter Gaßner auf, der von den Jesuiten verteidigt wurde, und kam in den Geruch eines Ketzers. Am 26. April 1776 wurde er auf Befehl des Klosteramtmanns von Köferle festgenommen und ohne weiteres zum Tode verurteilt. Als Grund hierfür gab man an, daß er ein Gotteslästerer sei, der sich gegen die göttliche Majestät, die heilige Mutter Gottes, den heiligen Josef und besonders die heilige Magdalena versündigt habe. Der arme Nickel bat um Erwirkung eines gelehrten Gutachtens u. dergl. mehr, aber vergebens; er wurde am 1. Juni 1776 enthauptet und ver-

brannt. (Vergl. Weyermanns Nachrichten aus Ulm.) Die furchtbare That setzte Schubart, der mit Nickel bekannt war, in große Aufregung. Er erhielt Warnungen von Freunden, Drohungen von Feinden. Das fanatische Volk, das die Angriffe Schubarts auf Gaßner in Wut versetzte, schrie: „Der Nächste, der braten muß, ist der Schubart."

Diesem Schicksal war freilich die Haft auf Hohenasperg noch vorzuziehen.

Das Gefängnis, in welchem Schubart 377 Tage lang schmachtete, war die gewölbte Zelle eines Turmes mit rauchgeschwärzten Wänden und hartem Ziegelboden; es besaß eine so dumpfe Luft, daß ihm der Schlafrock am Leibe verfaulte. Als er kaum mehr stehen konnte, erhielt er, am 3. Febr. 1778, ein luftiges Zimmer. Was der einst so lebensluftige und phantasievolle Mann in der schauerlichen Einsamkeit gelitten, wäre kaum zu schildern. Er dachte mehrmals an Selbstmord und war durch das ausgestandene Leiden im Innersten gebrochen. Jetzt ließ der General Rieger, der Kommandant auf Hohenasperg, bei Schubart eine „geistliche Kur" einleiten, deren Erfolg nicht zweifelhaft erschien.

Der Herzog Karl hatte dafür gesorgt, daß die Frau und die Kinder Schubarts keine Not litten; aber der Jammer um den verlorenen Gatten und Vater war damit nicht ausgetilgt. Die arme Frau Schubart wurde auf eine harte Probe gestellt und bestand sie so glänzend, daß ihr unter den Gattinnen deutscher Dichter ein Ehrenplatz gebührt. Sie wandte sich sogleich nach der Gefangennehmung Schubarts an die verschiedensten Personen, und bald auch an den Herzog Karl selbst, um für ihren Mann um Hilfe zu bitten, und ließ davon nicht ab, trotz aller Mißerfolge. Daß ihr von Miller in Ulm, der die Chronik fortsetzte, eine große Unterstützung zu teil wurde, soll nicht vergessen werden.

Da Schubart keine Schreibmaterialien besaß, versuchte er mit der Lichtschere, der Gabel, der Knieschnalle zu schreiben; es gelang ihm aber nur vorübergehend. Im Juli 1778 erhielt er ein dunkleres Gemach, das mittels einer Öffnung unter dem Ofen die wertvolle Gelegenheit bot, mit dem Bewohner des Nebenzimmers zu sprechen. Dies benutzte Schubart, um seine Lebensgeschichte zu diktieren, welche trotz ihrer düstern Färbung einen hohen Wert besitzt. An Ostern 1779 durfte der Gefangene den ersten Spaziergang im Freien machen. Seitdem konnte er zuweilen mit Menschen verkehren, doch nicht mit seiner Familie. Die treue Gattin glaubte im Jahre 1780 einmal, aus einem Worte des Herzogs die Hoffnung schöpfen zu dürfen, daß ihr Mann bald befreit werde. Als sich dies nicht bewahrheitete, geriet Schubart in Zorn und dichtete „Die Fürstengruft": Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer, ehemals die Götzen ihrer Welt! Da

liegen ſie, vom fürchterlichen Schimmer des blaſſen Tags erhellt u. ſ. w. Das Gedicht erſchien im Frankfurter Muſenalmanach auf das Jahr 1781 und wurde dem Herzog Karl bekannt, der ſeitdem noch weniger, als vorher, geneigt war, den Gefangenen zu entlaſſen.

Unter den vielen Perſonen, welche Schubart auf Hohenaſperg beſuchten, ſind auch Goethe und Schiller zu nennen. Daß Goethe ein gutes Wort für Schubart einlegte, wurde von dieſem ſelbſt erzählt. Die Begegnung mit Schiller, der von Rieger unter fremdem Namen vorgeſtellt wurde, brachte am Schluß eine große Überraſchung und Freude. Als Rieger im Mai 1782 ſtarb, begann für Schubart eine beſſere Zeit. Was ihn jetzt noch quälte, war beſonders die Entfernung von ſeiner Familie. In dieſem Punkte war der Tyrann von Württemberg unerbittlich. Erſt die Ausſicht, von dem Gefangenen durch den Druck ſeiner Gedichte einen großen Nutzen zu ziehen, beſtimmte Karl, im Juli 1785, die Familie Schubarts einige Tage auf den Aſperg kommen zu laſſen. Der erſte Band von Schubarts Gedichten erſchien im Jahre 1785 und brachte der herzoglichen Druckerei bedeutende Einnahmen. Der zweite Band, im Jahre 1786 erſchienen, enthält das Gedicht, das die Befreiung Schubarts erwirkte, den Hymnus auf Friedrich den Großen: („Als ich ein Knabe noch war und Friedrichs Thatenruf über den Erdkreis erſcholl, da weint' ich vor Freude über die Größe des Mannes u. ſ. w."). Friedrichs Tod fiel mit dem Erſcheinen des Gedichtes zuſammen und veranlaßte Schubart zu einer neuen Ode, die gleich der vorausgehenden das größte Aufſehen erregte. Jetzt nahm ſich der preußiſche Hof aufs dringendſte des gefangenen Dichters an, und der Herzog Karl erklärte, ihn freilaſſen und verſorgen zu wollen. Am 18. Mai 1787 ging Schubart vom Aſperg herab, ohne einen Gedanken an Rache zu nähren.

Der Herzog Karl hielt den befreiten Dichter durch eine Anſtellung am Hoftheater in Stuttgart feſt; er ernannte ihn zum Direktor des Schauſpiels und der deutſchen Oper und geſtattete ihm die Fortſetzung der Chronik ohne Zenſur. Beim Theater konnte Schubart nicht viel bewirken, weil der Herzog wenig dafür that. Auch die Chronik, die nicht mehr die Friſche von ehemals zeigte, brachte keine rechte Befriedigung. Als Schubart am 1. März 1791, durch ſeinen Korreſpondenten getäuſcht, die falſche Nachricht einrücken ließ, daß der preußiſche Miniſter Biſchofswerder geſtürzt und Wöllners Fall auch zu erwarten ſei, zog er ſich Verweiſe, ja Drohungen zu, und er nahm ſich dies ſo zu Herzen, daß er ganz melancholiſch wurde. Sein Ende war nicht ferne; er ſtarb am 10. Oktober 1791, im Alter von 52 Jahren und 6 Monaten.

Betrachten wir Schubart als Dichter, ſo müſſen wir ſagen, daß ihm

das volkstümliche Lied am besten gelang. Unter seinen zahlreichen Gedichten, deren beste Ausgabe in der Universal-Bibliothek von Reclam zu finden, nimmt das Kaplied die erste Stelle ein. Er dichtete und komponierte es, als der Herzog Karl im Jahre 1787 württembergische Soldaten an die holländisch-ostindische Kompagnie verkaufte und zum Kap der guten Hoffnung schickte. Durch Erfahrung gewitzigt, sagte Schubart nichts von der schmählichen Ursache der Sendung; aber das Volk verstand, was er meinte, und sang das Kaplied überall. („Auf, auf! ihr Brüder und seid stark, Der Abschiedstag ist da! Schwer liegt er auf der Seele, schwer! Wir sollen über Land und Meer ins heiße Afrika" u. s. w.). Die Gedichte Schubarts, die auf dem Hohenasperg entstanden, sind zum teil sehr ergreifend, z. B. das an die Gattin, 1778: „Geliebte, lebe wohl, ich scheide; Dein armer Gatte flieht von Dir"; ferner: „An den Mond", die Elegie „Die Aussicht" u. a. m. In der Ode war Schubart weniger glücklich, als im Volkslied. Dagegen gelang ihm manches Gedicht, das für den Kirchengesang bestimmt war und heute noch zur Erbauung dient. Unter den erzählenden Gedichten ist das Märchen („Es starb einmal ein Bäuerlein") zu nennen; es hatte die Ehre, von Priestern in Augsburg verbrannt zu werden. Viele Gedichte Schubarts sind für das Verständnis seiner Zeit von hohem Werte. Aber auch in unsern Tagen wird der Dichter Schubart noch beachtet werden müssen, denn er besaß eine poetische Begabung, die selbst einen Wieland entzückt. Gustav Hauff, der die vortreffliche Ausgabe der Schubartschen Gedichte bei Reclam besorgte, durfte mit Recht sagen: „Wer Sinn für Poesie hat, wird hier reiche Weide finden; für poesielose Menschen hat Schubart nicht gelebt, nicht gewirkt und nicht gedichtet."

Unter den prosaischen Werken Schubarts befindet sich ein Buch, das ihn als Kunstkenner zeigt, es entstand auf dem Asperg und erschien 1806 unter dem Titel „Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst". Hier lernen wir Schubart als begeisterten Musiker lieben. Obwohl das Buch infolge seiner Entstehung nicht völlig ausgearbeitet ist, so darf es doch in einer Geschichte der Musik nicht unbeachtet bleiben. Wenn Schubart, der reichbegabte Musiker, von der Tonkunst redete, ging ihm gleich das Herz auf, und in jubelnden Akkorden scheint alsdann sein Stil dahinzufliegen. Er bewunderte überhaupt lieber, als daß er tadelte. Trotzdem war er zu seiner Zeit der bedeutendste Kritiker in Süddeutschland. Er kannte die schwachen Seiten der gefeiertsten Schriftsteller und verschwieg sie durchaus nicht. Er stellte sogar, gleich Lessing, einen kritischen Kanon auf, der heute noch beachtenswert ist. Sein Hauptverdienst muß jedoch in der Beurteilung der öffentlichen Zustände gesucht werden. Der Chronist Schubart war ein Mann

von weitem Blick und großer Einsicht. Die mächtige Bedeutung der französischen Revolution erkannte er sofort. Das Endschicksal Polens sah er voraus. Den deutschen Reichsstädten prophezeite er den Untergang. Er beachtete die Reform-Versuche auf allen Gebieten. Der Name Vaterland war ihm kein leerer Schall. Er war unermüdlich in dem Bestreben, das deutsche Nationalbewußtsein zu stärken, und wandte sich stets an das ganze Volk. Die Chronik Schubarts darf als das erste wahre Volksblatt in Deutschland bezeichnet werden.

Es ist auffallend, daß Schubart die ihm gebührende Wertschätzung nur selten gefunden. Schiller, der ihn persönlich kannte und von ihm so stark beeinflußt wurde, beobachtet ein merkwürdiges Schweigen über ihn. Von Goethe wird erzählt, daß er die Chronik, ja selbst das Kaplied verurteilte. Viele Zeitgenossen des Chronisten nahmen an seinem Schicksal mehr Anteil, als an seinen Werken. Die Litterarhistoriker behandelten Schubart gewöhnlich sehr kurz und einseitig. Das erste bedeutende Buch über ihn stammt von D. Fr. Strauß und ist 1849 in zwei Bänden erschienen; es behandelt Schubarts Leben nach seinen Briefen. Daß der geistreiche Verfasser, der später das „Leben Jesu für das deutsche Volk" schrieb, die religiöse Entwickelung Schubarts eingehend und eigenartig behandelte, wird niemand wundern. Inwiefern er einseitig verfuhr, ist neuerdings von Gustav Hauff gezeigt worden, dessen Buch „Schubart in seinem Leben und seinen Werken", 1885 erschienen, einen hohen Wert besitzt. Die Beiträge zur Kenntnis Schubarts von Adolf Wohlwill verdienen noch besonders hervorgehoben zu werden.

Wenn einzelne Litterarhistoriker immer betonen zu müssen glauben, daß Schubart aus dem Zwiespalt zwischen Geist und Sinnlichkeit nicht herauskam, daß er mehr Temperament als Charakter hatte, daß es ihm an sittlicher Würde und an innerer Freiheit mangelte, so wollen wir, des Hohenasperg gedenkend, ein milderes Urteil fällen und mehr die Licht- als die Schattenseiten im Wesen Schubarts beachten. Der Mann, dessen Entwickelung so grausam unterbrochen wurde, besaß große Talente und übte einen bedeutenden Einfluß auf sein Zeitalter aus. Er war schon als Musiker eine hervorragende Erscheinung und wußte als Dichter und Publizist die weitesten Kreise mit fruchtbaren Gedanken zu erfüllen. Er war ein würdiger Vertreter der neuen Ära, die wir als Sturm- und Drangperiode bezeichnen. Er hat, die Besten seiner Zeit beachtend, trotz aller Hindernisse Großes geleistet und wird deshalb unvergessen bleiben.

Kritik.

Romane und Novellen.

Gewiß, man ſoll auch in der ſchöngeiſtigen Litteratur jeden nach ſeiner Façon ſelig werden laſſen, wie den Leſer, ſo den Schreiber. Wie die Franzoſen ihre Dekadents, Symboliſten, Pſychologen, Naturaliſten, Neu- und Altrealiſten, Parnaſſiens, Kabbaliſten, Magier und noch eine Hand voll anderer heiliger Spezialiſten haben, die ſich wie Schneekönige ihres Sektendogmas freuen, ſo geht auch in unſerer deutſchen Dichtung die Sektenbildung fröhlich vorwärts, beſonders bei denjenigen glücklichen Schöngeiſtern, die weniger ſelbſt etwas zu dichten haben, als vielmehr immer über die Dichtungen anderer ein Langes und Breites mit frappierendem Tiefſinn vorzutragen wiſſen. Beſonders wenn dieſe anderen — Ausländer ſind. Denn ſo iſt es von je unſerem guten Vaterland beſchieden geweſen, daß es als Fechtboden für auswärtige Paukereien immer um ſo geſuchter war, je weniger man ſich um die Geiſteskämpfe der eigenen Landeskinder kümmern mochte. So führen auch unſere Zeitungen und Zeitſchriften, ſo weit ſie ſich mit Litteratur und Kunſt befaſſen, jahraus jahrein mit erſtaunlichem Eifer die äſthetiſchen Prozeſſe der Franzoſen, der Ruſſen, der Norweger, notieren mit verzehrender Gewiſſenhaftigkeit die ſchwankenden Chancen der ſtreitenden Teile und ſehen ſich die Augen aus dem Kopfe, um ja keine Nüance in der Entwicklung der fremden Schrifttümer zu verſäumen. Über Bagatellſachen wie: Binnen welcher Friſt die Pariſer ihren Naturalismus endgiltig überwunden haben werden? geraten ſie, die herrlichen Auchdeutſchen, in eine Aufregung zum Schlagtreffen. Die Pariſer lachen ſich natürlich über die deutſche Allerweltsgeſcheidtigkeit und Allerweltsfürſorge den Buckel voll. Den Profit der deutſchen Gratisreklame haben ſie ja obendrein. Die Franzoſen ſparen ihr ſchönes Geld, denn wenn auch ihr Chokoladefabrikant Menier in allen großen deutſchen Blättern um ein Heidengeld inſerieren läßt: die Pariſer Litteraturverſchleißer geben keinen Sou dafür aus, da ihnen die wirkſamſte Reklame im redaktionellen Teile der deutſchen Weltblätter durch unzählige Feuilletons und Notizen unentgeltlich beſorgt wird in alle Ewigkeit.

Kommen alle heilige Zeit einmal und auf einen flüchtigen Augenblick die deutſchen Auslandsſchwelger auf vaterländiſche Litteratur und Kunſt zu ſprechen, ſo können ſie natürlich nicht aus ihrer internationalen Haut fahren und wenden auf die einheimiſche Produktion, in welcher ihr verwälſchter und verfälſchter Blick nur eitel Nachahmerei und Abſchreiberei fremder Muſter zu ſehen vermag, die fremden Begriffe, Schablonen und Etiketten an. Dann wird auch in der deutſchen Kritik gefaſelt von Naturaliſten und Symboliſten, von Neuidealiſten und Realſpiritiſten und dergleichen Unſinn mehr.

Wie geſagt, wir laſſen jeden nach ſeiner Façon berühmt und ſelig werden. Wir begnügen uns mit den denkbar einfachſten Maßſtäben zur Feſtſtellung der Wertunterſchiede in den Werken unſeres neuen vaterländiſchen Schrifttums. Wie groß die künſtleriſche Kraft, wie bedeutend die individuelle Art, wie hoch die Summe von Natur und Wahrheit, die im Kunſtwerke zum Ausdrucke gelangt, wie die Verhältnisziffer zu den bereits vorhandenen Dichtungswerten? mit der Antwort auf dieſe und verwandte Fragen kann man ehrlich Kritik machen, ohne zum internationalen Pumpgenie ſich zu entwürdigen und bei dem wälſchen Abrakadabra eine Anleihe zu machen.

Ich habe hier drei Bücher zur Besprechung vor mir liegen: Balduin Groller, „Wenn man jung ist“; Timm Kröger, „Eine stille Welt“; Johann Peter, „Junges Blut“. (Verleger: E. Pierson in Dresden, W. Friedrich und Fr. Büttner in Leipzig.) Balduin Groller und Johann Peter sind Österreicher, Kröger ist Holsteiner. Die stärkste, ungebrochenste Eigenart ist auf Seite des letzteren, auch die größere künstlerische Kraft und Phantasie in der Gestaltung. Er ist also der Interessantere. Die Österreicher haben leichteres Blut, mehr Fabuliergewandtheit, weniger Ideen, weniger Tiefsinn; mehr Lustigkeit, weniger Ethik. Die Österreicher sind Geschichtenerzähler mit mehr oder weniger burschikoser Laune, der Holsteiner ist dichtender Lebensgestalter, romantisch beeinflußter Naturbeseeler. Auf keinen von den dreien paßt eine modische Etikette aus der Pariser Litteratur-Pappschachtel. Sie sind alle drei gute Deutsche, jeder mit der Atmosphäre seines Volksstammes, jeder mit dem Geruch der sozialen Bildungsschicht, in der er lebt und webt, indem er aus ihr seine Stoffe nimmt. Balduin Groller wendet sich vorwiegend den freundlicheren Seiten des Daseins zu, er erfaßt mit Vorliebe die Probleme des Lebens beim bequemeren Zipfel, er will seine Leser nicht durch tragische Ausgänge peinigen. Dabei passirt ihm aber meist etwas, wodurch die Echtheit seines Realismus stark in Frage gestellt wird: er steigert den Ausdruck des Individuellen nicht zu voller Überzeugungshöhe, er verschärft das Charakteristische nicht bis zu zwingender Kraft, die jeden Widerspruch verstummen macht. Der Skeptiker im Leser wird nicht besiegt, er trumpft am Schlusse dem Erzähler immer wieder die Frage hin: Bester Herr Groller, das klingt alles recht schön und gut, aber so was kommt ja nicht vor; das fällt den Leuten garnicht ein, die Konflikte so leicht zu nehmen; es giebt nun einmal Dinge, über die man in der Wirklichkeit nicht mit einem Purzelbaum hinüberkommt; wenn das wahrhaftig so geschehen sein sollte, so müßten noch Umstände mitgewirkt haben, die Sie mir nicht hätten verheimlichen sollen!

Bei Peters Dorfgeschichten aus dem Böhmerwald wird niemand auf diesen Einwand verfallen, bei Krögers Stiller Welt auch nicht. Peter hat seine Geschichten geschrieben, wie etwa Dürer seine Holzschnitte zeichnete, Kröger beherrscht das Helldunkel vom schlicht Naiven bis zum phantastisch Erhabenen, nur wäre ihm da zuweilen mehr Konzentration zu wünschen. Was Konzentration bedeutet, lehrt uns eine junge Dichterin in ihren zwei Novellen „Ohne Führer“ (Stuttgart, Adolf Bonz). Hier hat Juliane Déry an alten Motiven mit so gesammelter Kraft gearbeitet, daß uns die gewöhnlichsten Geschehnisse einfach verblüffen. Auch nur Beleuchtungszauber, erreicht durch intensive Kontrastwirkung dämmernden Halbdunkels in der Seele mit den klaren Hintergründen und der vollen Beleuchtung der Umwelt. Juliane Déry versteht ganz meisterlich mit ein paar festen Strichen die schärfste Gegenstellung der Leidenschaften wirksam zu machen. Zuweilen übertreibt sie eine Umrißlinie (besonders in der zweiten Novelle „Am Kreuzweg“), aber ihre Hand findet sich immer wieder zurück, wo ein kleiner Fahrer genügte, um aus dem richtig gesehenen Wirklichkeitsbild eine Karrikatur zu machen. Von Juliane Déry und Timm Kröger, die sich mit ihren Erstlingswerken vorstellen, darf sich die deutsche Litteratur sicher noch angenehme Überraschungen versprechen.

Zu wie reicher Blüte unsere junge vaterländische Litteratur modernen Stils trotz der Ungunst unseres sozialmoralischen Klimas und unserer kulturpolitischen Jammerverhältnisse saft- und

kraftvoll emporzuwachſen ſich anſchickt, zeigen auch dem Mißtrauiſchten zwei Sammelwerke, herausgegeben von der „Geſellſchaft für modernes Leben" in München, ein kleiner, zierlicher Muſenalmanach „Sommerfeſt", zu welchem 25 jüngere Proſa- und Versſchriftſteller von Namen, und das Sammelbuch „Modernes Leben", zu welchem nur elf Münchener Autoren Beiträge beigeſteuert haben. Die Arbeiten ſind nicht alle künſtleriſch gleichwertig, aber durchweg intereſſant, weil charakteriſtiſch für die Richtung, für welche ſich die neuen Geiſter, jeder nach ſeiner Art, entflammen. Als Selbſtmitarbeiter habe ich mich jeder weiteren Kritik zu enthalten. Ich muß mich darauf beſchränken, auf das Symptomatiſche dieſer Erſcheinungen hinzuweiſen und zu bemerken, daß Fortſetzungen geplant ſind. M. G. Conrad.

„Die Anarchiſten". Kulturgemälde aus dem Ende des 20. Jahrhunderts von John Henry Mackay. (Zürich 1891, J. Schabelitz, Verlagsmagazin.) 370 S. — 5 M.

Mit Spannung ſah ich dem Erſcheinen des Mackayſchen Buches entgegen und ich muß ſagen, daß meine Erwartungen vollkommen übertroffen ſind. Mackay hat kein eigentliches Programm des Anarchismus gegeben Im Hintergrunde die anarchiſtiſch-ſozialiſtiſchen Beſtrebungen der letzten Jahre, gipfelnd in der Chicagoer Tragödie — im Vordergrunde — oft mit ſchweren gewaltigen Zügen, ſchwarz auf grau, hingeworfen — eine ganze Geſchichte menſchlichen Elends, zu der London die beſondere Staffage geliefert hat. Und das Reſultat dieſer Geſchichte? — Der Anarchismus und die Propaganda des Anarchismus. Ich meinerſeits halte den Anarchismus als ſolchen für undurchführbar, weil ich den Willen zur Macht für unſterblich halte, ſo lange Menſchen oder auch Übermenſchen beſtehen und beſtehen werden.

Mackay iſt als Anarchiſt — eine große Gemeinſamkeit mit Nietzſche! — Gegner jedes Staates. Gleich Nietzſche iſt ihm die Geſchichte des Staates die Geſchichte des Völkertodes. S. 191 ſagt Mackay: „Wie lange konnte es noch dauern, und auch dieſe Bildwerke der Götzen waren geſtürzt, die Kronen, der Purpur gefallen, die Szepter zerbrochen, die letzten Reſte des Mittelalters vertilgt. Dann galt es, den anderen Tyrannen zu bekämpfen: das „ſouveräne Volk". Das würde die graue Zeit ſein, die Zeit der Gewöhnlichkeit, der Nivellierung in der Zwangsjacke der Gleichheit, die Zeit der gegenſeitigen Kontrolle, des kleinen Haders an Stelle der großen Kämpfe . . . Dann würde der vierte Stand der dritte geworden ſein, der Stand der Arbeiter zum Stand der Bourgeois ſich „erhöht" haben, und das Kennzeichen dieſer würden dann jene tragen: die Gewöhnlichkeit der Ideen, die phariſäiſche Zufriedenheit der Unfehlbarkeit, die ſatte Tugend! Und dann würden die echten Empörer, die großen und ſtarken, in Scharen wieder erſtehen, die Kämpfer um das eigene, in jeder Bewegung bedrohte Ich . . ."

Ich glaube, dieſe Auffaſſung deckt ſich mit der Nietzſches, nur daß dieſe „Kämpfer um das eigene Ich" das Geſchlecht der Übergangsmenſchen ſind, welches zur Zwingburg des Übermenſchen aufſteigt. Überhaupt ſcheint mir die anarchiſtiſche Weltanſchauung, wie ſie Mackay vertritt, viel gemeinſame Züge mit der Nietzſches zu haben. Beide betonen das Recht des Individuums, beide ſind gleich ſtarke Feinde der Sklavenmoral, für die der Tag der Herrſchaft auf kurze Zeit vielleicht einmal anbrechen wird. Nur ſcheint mir Nietzſches Philoſophie greifbarer, verſtändlicher, da er mit menſchlichen Eigenſchaften mehr rechnet als Mackay.

Man mag aber über den Anarchismus, den Mackay vertritt und über ſeine Konſequenzen denken wie man will —

man wird nicht umhin können, in dem Buch ein herrliches Kunstwerk zu sehen, das weit mehr Wert besitzt als ein Zeitdokument. An vielen Stellen erhebt sich Mackays Sprache zur großartigen Bildmalerei, an deren Ausführung man den Dichter erkennt und die nur der ganz würdigen kann, der selbst Blick hat für das unendliche Meer von Leid, welches unsere Erde überschwemmt. Mit regem und großem Interesse liest man das Buch zu Ende. Darf ich ein Bild herstellen? Mir war's, als sehe ich vor mir in grausiger, greifbarer Nähe den ganzen Daseinskampf, immer weiter wühlend und durcheinanderwogend, aber von einer steilen, felsigen Höhe. Der Ausblick aber war weiter, bis in unbegrenzte Ferne hinein und ein Hauch des Ewigen kam hernieder, der auf jenen „Höhen der Menschheit" allein Ruhe gewährt. —

Das Werk eines gefesteten, scharf und sicher blickenden Geistes.

A. v. Sommerfeld.

Vom Verleger M. Poessl in München wird in Kürze ausgegeben: „Die Verachteten", zwei Novellen von Hans von Basedow. Ein „Testament" behandelt die Liebesepisode eines Musikers, eines zerrissenen, unfesten, verweichlichten Gemütes. Hervorragend sind in dieser analytischen Novelle die Beiträge zum Kriterium der Kunst, das Zerfasern der einzelnen Phasen der Entstehung eines Kunstwerkes. Es ist viel moderne, dekadente Philosophie, viel modernes, dekadentes Empfinden und viel echte, zerrissene Leidenschaft in „Ein Testament." — „Zernichtet" bildet die Geschichte eines armen unschuldigen Mädchens, das in ein Bordell gerät und dort von einem jungen Dichter gerettet wird, dessen Lebensschicksale den zweiten Teil der Novelle bilden, und die Chikanen der moralischen Gesellschaft, die Verachtung, die man für ihn hegt in Folge seiner Ehe mit einer Prostituierten, — eine solche ist die unschuldige Martha für die Welt, denn die Polizei hat sie ja dafür erklärt, — treiben den edlen Mann zum Trunk, zum Tod. Mit scharfem Wirklichkeitssinn und rückhaltloser Offenheit sind hier die Konsequenzen gezogen. Wie in der ersten Novelle speziell künstlerische Tendenzen verfolgt werden, liegt hier neue sozial-ethische Tendenz von hoher Bedeutung. Jedenfalls ist das Buch durchaus eigenartig und kühn und baut in Gestalt von Novellen heraus, was Basedow bislang in dramatischer Form verfolgte. XYZ.

Die Mittagsgöttin. Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart von Wilhelm Bölsche. 3 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der Roman behandelt einen Stoff, den jüngst auch Karl du Prel in seinem „Kreuz am Ferner" (Cottas Verlag), wenn auch in anderer Weise zum Vorwurf genommen hat. Eine „moderne Gespenstergeschichte" nennt Bölsche sein Werk in der Vorrede. In der That steht der Kampf um das Übersinnliche im Mittelpunkt der wechselreichen Erzählung, die teils im Berliner Großstadtleben des Tages, teils in der geheimnisvollen Wendenkolonie des Spreewaldes sich abspielt. Die Rätselwelt des Spiritismus mit ihren Hoffnungen und Enttäuschungen thut sich vor uns auf bis ins tiefste Faserwerk ihrer Theorie und Praxis, die der Autor seit langer Zeit sorgfältigstem Studium unterworfen hat. Mit Spannung folgen wir dem seltsamen Vorgang eines echten modernen Geisteskämpfers, eines materialistischen Naturforschers, der, wie weiland der berühmte Astrophysiker Zöllner zu Leipzig, durch scheinbar undurchdringliche Thatsachen mystischer Natur zu einer gänzlich neuen Weltauffassung getrieben wird, um schließlich als Held einer erschütternden

Tragödie zu erkennen, wie unsicher doch der Boden ist, dem er sich anvertraut. Der Dichter selbst ist nicht Spiritist. Aber weit entfernt, das konventionelle Zerrbild dieser vielleicht seltsamsten Erscheinung unseres neuzeitlichen Geisteslebens wiederzugeben, sucht er vielmehr zum erstenmal ein umfassendes psychologisches Gemälde einer jener berückenden, bald gefeierten und ebenso oft verlachten Gestalten zu zeichnen, die als „Medien" die Welt durchziehen. Es handelt sich in diesem Falle um ein weibliches Medium. In seiner Größe wie in seiner Schuld tritt es plastisch vor uns hin; in den Roman der kämpfenden Weltanschauungen verkettet sich ein langer, wilder Liebesroman. Der Verfasser bleibt dem Leser zum Schlusse keine Lösung schuldig, aber eine weite Bahn hindurch steigert sich das anscheinend Unlösbare der rätselhaftesten Dinge bis zum höchsten Gipfel . . . Die Phantasie des Dichters hat einen Spezialfall geschaffen, wie er verwickelter nicht leicht möglich war. Kaum eine Seite des öffentlichen Lebens unserer Tage bleibt dabei unberührt; das religiöse wie das soziale Problem greifen nachhaltig (wenn auch oft nur in allzu geistreichen Betrachtungen) in den Gang der Handlung ein. Eine besonders eigenartige Kraft verrät sich daneben in den zahlreichen, wie ein stummer Chor die bewegten Scenen begleitenden Landschaftsbildern, in deren panoramenhafter Ausgestaltung der Autor mit Energie eine Technik vertritt, die zwar vielfach an Zola, namentlich in dem Überschwange der malenden Worte, in dem schwelgerischen Niegenugthunkönnen, erinnert, aber doch wieder manches Eigenartige und Neue aufweist. So vorzüglich auch die Mehrzahl dieser Schilderungen gemacht ist, so sind sie insofern anfechtbar, als sie in diesem Ich-Roman, der ganz im Strome der Subjektivität dahinfluten soll, zu häufig den psychologisch-lebendigen Vorgang unterbrechen. Gerade der Ich-Roman erfordert eine straffe Folge von Begebenheiten und erträgt es nicht, daß die Kette der Handlung zu oft durch eingeschobene, auffällig objektiv und schulgerecht gearbeitete Beschreibungen unterbrochen werde. Man kann nicht zugleich erleben, Schlag auf Schlag das Erlebnis analysieren und a tempo die umgebende Natur aufs Minutiöseste betrachten und in endlosen Beschreibungen sich und dem Zuhörer zum vollen Bewußtsein bringen. Hieraus ist schon zu entnehmen, daß Bölsche die höheren Forderungen der dichterisch-realistischen Vortragskunst nicht immer zu erfüllen vermag, daß man seinem Werke das Gemachte, am Schreibtische Ausgeklügelte und Durchgefeilte, mithin den Mangel an poetischer Ursprünglichkeit zu deutlich anmerkt. Bölsche wollte zuviel geben und so ist schließlich aus dem Zuviel ein Zuwenig geworden. XYZ.

Der Herr Exekutor Brandlhuber. Komischer Roman aus Siebenbürgen von Rudolf Bergner. 8°. 200 Seiten. Preis geh. M. 3,—. Mannheim 1891. J. Bensheimers Verlag. Die deutsche Litteratur ist arm an guten komischen Romanen. Der uns heute vorliegende erscheint uns daher doppelt beachtens- und empfehlenswert; ist es doch die erste humoristische Dichtung, welche Siebenbürgen, dieses hochinteressante Land, behandelt. Köstliche Zigeunergeschichten wechseln mit prächtigen Charakterisierungen von Wiener, romanischen und magyarischen Volkstypen ab; eine urkomische Scene jagt die andere, sodaß man das Büchlein mit gesteigerter Heiterkeit bis zu Ende liest.

Satans Gold. Roman von Hans Wachenhusen. (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender. Preis geheftet M. 8,—, gebunden M. 10,—.) Die

dämoniſche Macht des Goldes und die mannigfaltigen Beziehungen der Menſchheit zu dem Gotte Mammon zu ſchildern, das iſt die intereſſante Aufgabe, die ſich Wachenhuſen in dieſem Romane geſtellt und mit Geſchick gelöſt hat. In der Mitte der zahlreichen Geſtalten, welche uns eine ganze Skala der verſchiedenen Abhängigkeitsverhältniſſe der Menſchen vom Gelde liefern, ſteht ein begabter, aber etwas leichtſinniger Künſtler, der vor allen unſere Sympathie und Teilnahme erregt. An dieſer Geſtalt zeigt uns Wachenhuſen, wie ſelbſt eine im Grunde edle Natur gerade weil ſie das Gold verachtet und ſeinen Wert nicht erkennt, die unheilvolle Macht desſelben in vollem Maße fühlen muß und ſchließlich an den Rand des Verderbens, ja faſt zum Verbrechen gedrängt werden kann. Aber er zeigt auch, welcher gute Geiſt den Bann des furchtbaren Dämons brechen und den anſcheinend Verlorenen retten kann: die Liebe, das Vertrauen edler Menſchen. — Der Roman iſt reich an effektvollen, erſchütternden und aufregenden Scenen, an glutvollen Schilderungen und intereſſanten Charakteren und weiß namentlich für die Hauptperſon aufs lebhafteſte unſer Mitgefühl zu erwecken, ſo daß wir deren wechſelvollem Geſchick mit warmer Empfindung und fieberhafter Spannung folgen bis zu dem verſöhnenden Schluſſe. Dem Publikum ſei dieſes Werk des beliebten Autors als eine unterhaltende und anregende Nachtiſch-Lektüre beſtens empfohlen.

Ferida. Roman aus Oſtafrika. Von O. Elſter. (Breslau, Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlagsanſtalt, vorm. S. Schottlaender.) Preis broſchiert M. 4,—, gebunden M. 5,—. Die Herzensgeſchichte eines jungen deutſchen Offiziers, der ſeiner Liebe zu der lieblichen ſanften Tochter eines engliſchen Miſſionars, einer glutäugigen ſchönen Araberin wegen für eine Zeit lang untreu wird und durch dieſe Verirrung eine Reihe ſchwerer Bedrängniſſe und Gefahren für ſich und die Geliebte heraufbeſchwört, bis ſich ſchließlich alles zum Guten wendet und das ſchwer geprüfte Paar glücklich vereint wird, bildet den Kern dieſes feſſelnden Romans, deſſen Handlung in die Zeit der Kämpfe mit dem berüchtigten Araberhäuptling Buſchiri verlegt iſt. Dieſer hiſtoriſche Hintergrund verleiht dem Werke einen hohen aktuellen Reiz, zumal der Verfaſſer denſelben ſorgfältig und treu behandelt hat und auch die auf Grund eingehender Studien entworfenen lokalen Schilderungen voll Anſchaulichkeit und überzeugender Wahrheit ſind. Die Gräuel der arabiſchen Sklavenjagden, wild bewegte Kampfſcenen, das Ringen des Menſchen mit den Schreckniſſen der Natur, das Wüten fanatiſchen Haſſes, die Raſerei ſchrankenloſer Leidenſchaft und ſtille Herzenskämpfe — vereinigen ſich zu einem an mannigfaltigen, aufregenden und ergreifenden Momenten reichen Geſamtgemälde, das der Verfaſſer mit glutvollen Farben gemalt hat. Bei dem Intereſſe, mit welchem das deutſche Publikum alles aufnimmt, was zur Vermehrung ſeiner Kenntniſſe oſtafrikaniſcher Verhältniſſe beiträgt, darf dieſer Roman von vornherein auf eine günſtige Aufnahme rechnen. Beſtes Leſefutter!

Michal Balucki. Fräulein Valerie. Aus dem Leben der arbeitenden Frauen. Aus dem Polniſchen überſetzt von Z. Lafinska. (Breslau, Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlagsanſtalt, vorm. S. Schottlaender.) Preis geheftet M. 3,—, gebunden M. 4,—. Das Werk behandelt, wie ſchon der Zuſatz zu dem Titel verrät, eine Frage, welche heute zu einer brennenden geworden iſt, und zwar in einer Weiſe, die tief in unſer Herz greift und uns zu ernſter Selbſtprüfung nötigt. Der Satz: „Arbeit ſchändet nicht“,

genügt dem Verfaſſer nicht; die Tendenz ſeines Werkes läßt ſich in dem Spruche „Arbeit adelt“ zuſammenfaſſen. Daß die Arbeit erſt dem Menſchen ſeinen wahren Wert verleiht, das predigt der Autor mit einer überzeugenden, uns bezwingenden Beredtſamkeit; und in dem Verfechten ſeiner Theſe ſchreckt er vor herben Konſequenzen nicht zurück. Die Stärke ſeiner Überzeugung und der ſittliche Ernſt, mit dem er an ſeine Aufgabe gegangen iſt, zeigt ſich vor allem darin, daß er darauf verzichtet, durch einen konventionellen, wohlgefälligen Schluß den Beifall des großen Lesepublikums auf Koſten des künſtleriſchen und ethiſchen Gehaltes ſeines Werkes herauszufordern, und daß er ſich nicht ſcheut, mit einer ſcharfen Diſſonanz zu ſchließen. Nicht gegen den in mittelalterlichen Anſchauungen ſtecken gebliebenen, hochmütigen Adel, der die Arbeit als eine Entwürdigung anſieht, richtet der Verfaſſer ſeinen Hauptangriff, ſondern er zeigt, wie wir alle, im Grunde unſerer Seele, wenn auch nicht in ſo augenfälligem Maße, an manchem Vorurteil gegenüber den Vertretern eines anderen Standes kranken. Dieſer von jeder Einſeitigkeit freie Standpunkt giebt dem Roman eine nicht gewöhnliche ethiſche Bedeutung und iſt die Haupturſache ſeiner tiefgehenden, nachhaltigen Wirkung auf den Leſer. So iſt der Roman ein in künſtleriſcher Form gehaltenes Tendenzwerk im beſten Sinne des Wortes, und ſeine Lektüre bietet nicht nur einen flüchtigen Unterhaltungsgenuß, ſondern wird, indem uns hier in einem Spiegel unſere eigenen Schwächen mit überraſchender Deutlichkeit vor Augen geführt werden, uns zu bleibendem Gewinn. Wenn das nicht zieht!!

Gräfin Erika. Roman von Martin Bauer. (Breslau, Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt, vorm. S. Schottlaender.) Preis geheftet M. 5,—, fein gebunden M. 6,—. Der Verfaſſer von „Enid“ und „Herzensirren“ hat in dem vorliegenden Romane ein Werk geliefert, das ſich den vorangegangenen würdig anreiht und ſich in gleichem Maße die Gunſt eines weiten Leſerkreiſes erwerben wird. Martin Bauer bewegt ſich auch hier auf demſelben Gebiete, welches er genau kennt und beherrſcht, und deſſen Grenzen zu überſchreiten er mit klarem Bewußtſein ſeiner Begabung klug vermeidet; aber er weiß innerhalb dieſer abgeſchloſſenen Welt immer Neues aufzufinden und immer neue Motive und Wendungen aufzuſpüren; daß er ſelbſt gewagte Situationen mit Geſchick und Decenz zu behandeln verſteht, und ſelbſt in den Momenten, wo die niederen Leidenſchaften zum Durchbruch kommen und zum furchtbaren Verbrechen führen, in wohlthuender Weiſe Maß zu halten verſteht, ſo daß ſeine Darſtellung nie in kraſſe und grelle Effekte ausartet, dafür iſt „Gräfin Erika“ ein vollgiltiger Beweis. Der Roman ſei den zahlreichen Freunden des Autors angelegentlich empfohlen. Sehr gut für ſchlafloſe Nächte!!

Lyrik.

„Poeſie“ von Hugo Koeſter. (Dresden und Leipzig, E. Pierſons Verlag.) Durch mancherlei zeichnet ſich dieſes ſonderbare Versbuch aus: Durch jämmerliche Sprachverhunzung, durch jeden Mangel an Phantaſie und Vernunft und dergleichen mehr. Hugo Koeſter iſt wahrhaftig kein Sänger von Gottesgnaden. So viel Blech, wie ſich auf den 83 Seiten des Buches befindet, trifft man ſelten beiſammen. Die verrückteſten Bilder „Aus meinem Buſen Nachtvögel ſchlüpfen“ wechſeln mit der grandioſeſten Reflexionspoeſie z. B.

„Die ſchmerzgebor'ne Thräne muß
Die Schminke von dem Antlitz waſchen,
Die Wahrheit flüchtet bei Genuß
Und Jubel und entkorkten Flaſchen.

Doch wenn geweiht mit ihrem Kuß
Der Erde ungemischten Jammer,
Wird sehend und er trägt zum Schluß
Das Kleinod in die Herzenskammer.
Frei wird das Aug' vom grauen Star,
Und groß ist der Gewinnst zu nennen,
Wenn es auch nur vergönnet war
Des Lebens Wahnsinn zu erkennen.
Je mehr der Rätselknäul sich wirrt,
Muß die Erkenntnis ihm genügen,
Daß einst die Stunde kommen wird,
Dem Löser in den Arm zu fliegen."

Ein anderes Gedicht nennt sich:

„Die Gedankengaillotine".

Der plastische Bilderreichtum wirkt wahrhaftig überraschend:

„Wenn meine Phantasie Gedanken spinnt,
Darfst Du mich stören nicht, mein liebes Kind!
Dann sind ein Tempel die vier engen Schranken,
O tritt nicht ein, zu morden die Gedanken!
Laß nur verbrüh'n die Suppe und den Fisch!
Doch rühr' nicht an, ich bitt' Dich, meinen Tisch!
„O gönn' mir diese heiligen Minuten,
Laß' nicht den schönen Gotteskeim verbluten!"
O könnst sein lautlos Wimmern hören Du,
So glaube mir, Du hättest keine Ruh',
Er käme nachts und griffe Dich am Zopfe,
Der Schemen mit dem abgeschlagnen Kopfe."

Das ganze Buch besteht aus ähnlichem „Quatsch". Wunderbar ist es nur, daß sich ein Verleger wie E. Pierson dazu hergiebt, seine Firma auf ein Buch zu setzen, in dem die dichterische Impotenz gerade so groß ist wie ein bemitleidenswerter Größenwahn.

Wilhelm Arents jüngste Schöpfung „Liebfrauenmilch" (Dresden, E. Pierson) ist nur ein erneuter Beweis für die Behauptung, daß Arents' Talent ganz und gar verbummelt ist. Es finden sich unter der Unmasse gesammelter Gedichte nur wenige, die an seine älteren Schöpfungen heranreichen, dagegen findet sich mehr wie je, eine ganz ansehnliche Sammlung von Zeugnissen breitspurigen Größenwahns, namentlich in all den Epilogen, Ausklängen, Kritikauszügen, Mitteilungen ꝛc. ꝛc., mit denen das Buch in grauenerregender Weise vollgestopft ist. Ich will mit dem Lyriker Arent nicht weiter rechten. Hat er die Kraft dazu, sich noch aufzuraffen, dann soll er's thun, und alle Litteraturkundigen werden ihm Dank wissen. Aber ich fürchte, es ist zu spät. Was ein vernünftiger Mensch mit einem guten ¾ dieser Liebfrauenmilch anfangen soll, ist mir wirklich rätselhaft. Jedenfalls ist auch die ganze Milch durch die vielen Reimwürmer ungenießbar geworden. Man freut sich zwar, wenn man hin und wieder auf ein gutes Gedicht stößt, das noch vom Dichter Arent geschrieben ist — aber man wirft doch schließlich gelangweilt und gequält das Buch in die nächste Ecke.

A. v. Sommerfeld.

Nachschrift der Redaktion. Den „Streit um Arent" endlich abzuschließen und auch in diesem Falle unsere vollkommene Unbefangenheit und Gerechtigkeitsliebe zu beweisen, werden wir nächstens einem Ausländer das Schlußwort geben und zwar keinem geringeren als dem hervorragenden Schriftsteller Paul du Mont, der, aller Leidenschaftlichkeit und allem Kleinkram der Nähe fern, eine klare Übersicht und ruhige Würdigung der Arentschen Dichtungen verfaßt hat. —

Alle Freunde und Verehrer der frisch aufstrebenden deutschen realistischen Dichtung werden gewiß mit großer Freude die Nachricht aufnehmen, daß noch nicht veröffentlichte Gedichte des leider so früh verstorbenen Dichters Hermann Conradi der zweiten Auflage der „Lieder eines Sünders" als Anhang beigegeben werden. Die Redaktion und Herausgabe des litterarischen Nachlasses Conradis hat Herr Karl Henckell übernommen, der dadurch in pietätvoller Weise das Andenken des Verstorbenen ehrt.

Dramen.

Geistig das weitaus bedeutendste Bühnenwerk, das in den letzten zehn Jahren

in Deutschland geschrieben wurde, ist Friedrich Langes „Der Nächste", soziales Drama in fünf Aufzügen. Man empfängt bei der Buchlektüre den Eindruck, daß man auch bühnentechnisch ein ebenso meisterhaft geplantes, wie glänzend durchgeführtes Werk vor sich habe. Das Problem hat den Vorzug, brennend aktuell zu sein und zugleich ein zu aller Zeit geltendes psychologisches Entwickelungsbild zu bieten: die soziale Frage in der Stellungnahme dreier evangelischer Theologen zur Arbeiterbewegung, des gemütlich-bornierten guten alten Pastors, des feurigen, auf der Höhe der modernen Bildung und des modernen Pflichtbegriffes stehenden jungen Predigers (des eigentlichen Helden des Stückes) und des gemeinen Strebers im Kandidatenrock. Die Charakterisierung dieser Menschen ist über alle Beschreibung schön, d. h. wahr und ergreifend. In den Frauengestalten, die sehr wirksam am Schicksale des Helden mitwirken helfen, ist namentlich eine: Ines, von prickelndster Modernität, während die anderen zwar in ihrer Natur weniger originell und verblüffend, aber nicht weniger interessant vom Dichter mit feinster psychologischer Beobachtung behandelt sind. Der fünfaktige dramatische Gesamtvorgang des verhältnismäßig personenreichen Stückes (außer der Arbeiter- u. s. w. Komparserie 18 Personen) spielt sich mit einer niemals stockenden Energie ab, Schlag auf Schlag im besten Tempo und in durchwegs fesselnden Bühnenbildern. Nirgends ein Absehen auf rein äußerlichen Theatereffekt, immer der gleiche Pulsschlag echten Lebens voll Frische und Temperament, immer die gleiche stetige Kraft im Spiele der Empfindung, des Geistes, des Witzes. Eine wahrhaft Shakespearesche Art und Schönheit in der Verknüpfung des Edelmenschlichen und Gemeinmenschlichen, in der reifen Nüancierung der typischen Natur. Schauspielerische Aufgaben, wie sie verlockender nicht gedacht werden können.

Und gar keine Ausstellung? Doch! Das Stück ist zu reich, zu fein und zu gut, es stellt Ansprüche an das Theaterpublikum, die man im heutigen Deutschland und bei der heutigen Theatergewohnheit kaum zu erfüllen vermögen wird.

Man mache die Probe darauf.

Ich lege Langes Drama allen, die Einfluß auf die Leitung unserer Hof- und besseren Stadttheater haben, mit meinen wärmsten Empfehlungen ans Herz. M. G. Conrad.

Freie Volksbühne, Berlin: Anzengruber, Doppelselbstmord. Die Anzengrubersche Posse als bekannt vorausgesetzt, wäre das etwaige Interesse zu befriedigen, zu wissen, welchen Eindruck die Dichtung beim Arbeiterpublikum hervorrief. Es war für das naive Auditorium der freien Volksbühne das naivste Stück des sonst ungleich mehr philosophischen Dichters gut gewählt. Die Diktion wirkte durch ihre Ursprünglichkeit, in der ungesuchte Effekte zahllos enthalten. In das fremdartige des Dialekts hatte man sich nach augenblicklichem Stutzen gefunden. — Durch starke, gebildeterem Gefühle selbst in der Posse vielleicht oft allzu starke Übertreibungen in der Charakteristik machten sich die Darsteller diesem Publikum mit Erfolg verständlich. Einer der Braven erhöhte die Komik seiner Rolle durch Beimischung Berliner Jargons! Der Zweck schien wirklich in diesem Falle die Mittel zu heiligen.

P. K. Rosegger: Am Tage des Gerichts. Volksschauspiel in 4 Akten (Berliner Lessing-Theater). Was in dem Roseggerschen Stücke so anheimelnd modern wirkt, ist das konsequente Bemühen, alles Interesse auf die seelische Entwickelung des Helden zu vereinigen. Wie alle weichen Instinkte dieses Einsamen, Ausgestoßenen zum Trotz allmählich ver-

härtet werden, ſchildern mit Meiſterſchaft in fortwährender Steigerung, der erſte und der zweite Akt. Und wie das ganze kunſtvoll errichtete Gebäude von Haß und Erbitterung niedergeriſſen wird von dem „erſten guten Wort", das dem Unglücklichen wird, das iſt der ſtarke, wundervoll natürliche Effekt des letzten Aktes. Die Vorbereitung dieſes Effekts, in der Frau des Förſters das Emporkommen des Mitleids zu zeigen mit der elenden Familie des Mörders ihres Gatten, iſt des dritten Aktes nicht beſonders dankbare Aufgabe. Die hier zur Geltung kommende Roſeggerſche Sentimentalität verſtärkt den Eindruck des Konventionellen, noch ſchlimmer, des langweiligen. Im Gegenſatz zu dieſem nicht befriedigenden, aber unvermeidlichen Abſchnitt wurde der zweite Aufzug von Publikum und Kritik meiſt als intereſſant und gelungen, aber epiſodenhaft, ohne Zuſammenhang mit dem übrigen befunden. Sollte nicht doch, um die gefährliche Beeinfluſſung zu verdeutlichen, die den Trotz des Gefangenen bis zu dem Entſchluſſe des hartnäckigen Läugnens ſteigert, eine eingehende Charakteriſtik ſeines zeitweiſen Milieus ſtreng geboten geweſen ſein? Die drei prächtigen Spitzbuben dienen doch wohl nicht nutzloſem Amüſement allein. Wie ſie ſind ſämtliche Nebenfiguren mit feinen, treffenden Zügen glänzend ausgeſtattet — wie es von Roſegger zu erwarten ſtand. Aber in der Behandlung des Helden, wie geſagt, zeigt ſich der große Epiker auf der Höhe moderner dramatiſcher Geſtaltung. Er wurde von Herrn Klein wirkungsvoll unterſtützt, der jede Nüance des Charakters ſicher erfaßte und überzeugend wiedergab.

Berlin. L. Heinrich Mann.

Franzöſiſche Litteratur.

Georges Ohnet, Dette de Haine. (Paris, Ollendorff.) Es hieße Altbekanntes wiederholen, wollte man den Roman mit dem ſchaurig-ſchönen Titel einer kritiſchen Beurteilung unterziehen; hierzu liegt umſoweniger Veranlaſſung vor, als auch die neueſte Großthat Meiſter Ohnets der banalen Alltagsphyſiognomie des behäbigen Spießbürger-Fabuliſten keinen neuen Zug beifügt. Über den Schöpfer des „Hüttenbeſitzer" und den Wert ſeiner litterariſchen Tagelöhnerei iſt aber an dieſer Stelle ſchon ſo oft und ſo erſchöpfend geſprochen worden, daß ich mir und dem Leſer getroſt ein Weiteres erſparen darf.

Es iſt ein tieftrauriges Zeichen für den Stand des litterariſchen Geſchmackes in Deutſchland, daß es noch immer eine ſolche Menge von Leuten aus den ſogenannten gebildeten Kreiſen giebt, die an den ſaft- und kraftloſen Bettelſuppen der Ohnet und Genoſſen Gefallen finden. In Frankreich iſt Ohnets Stern bereits ſtark im Erbleichen, nur der deutſche Bildungsſimpel delektiert ſich nach wie vor an dem reizloſen Gemengſel, das ihm der franzöſiſche Garkoch aufzutiſchen beliebt, und es ſteht leider außer Frage, daß auch ſeine neueſte Gabe ihren Triumphzug durch die deutſchen Lande antreten wird. Für das künſtleriſche Bänkelſängertum in jeder Form und Art iſt Deutſchland nun einmal das wahre gelobte Land, hier darf es ſtets auf ein großes und dankbares Publikum rechnen, eine Thatſache, die in den nachhaltigen Erfolgen des Neßlerſchen „Trompeter" und der Ohnetſchen Machwerke ihre beſchämende Beſtätigung findet.

Ähnlich wie mit Ohnet verhält es ſich mit Frau Durand, die unter dem Pſeudonym Henry Gréville eine fruchtbare litterariſche Thätigkeit entwickelt. Unter den franzöſiſchen Schriftſtellern gehört ſie neben Ohnet zu den erklärten Lieblingen der deutſchen Familie. Dank den Bemühungen der Verlagsfirma J. Engelhorn in Stuttgart, die es ſich mit Eifer angelegen ſein läßt, alles Mittelmäßige, was

die ausländiſche Litteratur hervorbringt, zuſammenzukarren und in billigen Überſetzungen auf den deutſchen Büchermarkt zu werfen, iſt die Kenntnis der hervorragenderen Marlittiaden des Auslandes nicht auf die fremde Sprachen leſende Minorität des deutſchen Publikums beſchränkt geblieben; heute iſt es Einem jeden ermöglicht, ſich an den Gaben der Grevilles und Ohnets zu erbauen und ihre Meiſterwerke um billiges Geld für ſeine Bücherei zu erwerben. Die heimiſche Produktion und die litterariſche Bildung des Publikums gewinnen dabei zu gleichen Teilen.

Das bischen Talent, das ihr der liebe Gott verliehen, hat Greville in den ruſſiſchen Sittenromanen, mit denen ſie debütierte, aufgebraucht. Als ſie abgewirtſchaftet war und nichts Neues mehr zu ſagen hatte, wandte ſie ſich mit geringem künſtleriſchen, aber deſto größerem materiellen Erfolge der ſeichten Ehebruchsgeſchichte zu und ſchreibt nun Jahr aus Jahr ein über ein und denſelben Leiſten Romane, die ſich des Beifalls ihrer Stammkundſchaft erfreuen und ſchlanken Abſatz finden. Über derartige Handwerksbelletriſtik noch ein Wort zu verlieren, kann nicht Sache der Kritik ſein. Es genügt auch hier, pflichtſchuldigſt zu regiſtrieren, daß Henry Greville die Litteratur mit einem neuen Roman beſchenkte, daß der jüngſte Sproß der fruchtbaren Schriftſtellerin „Péril“ benamſet iſt und bei Plon, Nourrit u. Co. in Paris das Licht der Bücherwelt erblickt hat.

Welch ein Abſtand zwiſchen dieſen Hervorbringungen einer greiſenhaften Afterkunſt und dem lebensfriſchen, geiſtfunkelnden Buche, das François de Nion unter dem Titel „La Peur de la Mort“ jüngſt erſcheinen ließ! (Paris, Savine.) Dort getretener Quark, der bekanntlich wohl breit, aber nicht ſtark wird, geiſtloſes Gewäſch, gerade gut genug, um dem denkfaulen Philiſter als Nach- und Nachttiſchlektüre zu dienen, hier alles originell, tief durchdacht, reich an keimkräftigen Gedanken, feſſelnd durch Form und Inhalt. Genau genommen enthält die vorliegende realiſtiſche Studie die bis ins kleinſte durchgeführte Lebens- und Entwickelungs-Geſchichte einer jener feinorganiſierten, durchgeiſtigten Ausnahmenaturen, wie ſie im geſellſchaftlichen Leben unſeres zur Rüſte gehenden Jahrhunderts hier und da aufzutauchen pflegen. Graf von Freyſin iſt der Typus eines „einſamen Menſchen“, der die Fühlung mit ſeiner Umgebung, in der zu leben er gezwungen iſt, faſt gänzlich verloren hat. Die Bande des Blutes und der Gewohnheit, die ihn mit ſeinem Milieu verknüpften, haben ſich im Laufe der Zeit gelockert und ſchließlich ganz gelöſt: der geiſtig Iſolierte wird nach und nach zum grübelnden Sonderling, der ſich mehr und mehr in ſich einſpinnt und nur noch ein Innenleben führt, deſſen wechſelnde Phaſen er mit krankhafter Neugierde ſtudiert und analytiſch zergliedert. Dieſes fortgeſetzte, ſelbſtquäleriſche Inſichhineinſehen wirft den unglücklichen Grafen aus dem moraliſchen Gleichgewicht, hemmt ſeine geiſtige Bewegungsfreiheit und zehrt ſeinen kräftigen Organismus auf. Der ſeiner Zeit geiſtig Vorausgeeilte ſtirbt Zoll für Zoll einen langſamen Tod in einer Geſellſchaft, die ihn nie verſtand und die er nie verſtanden hatte. Fr. de Nion hat den tieftragiſchen Grundzug im Weſen ſeines Helden erkannt und ſcharf hervortreten laſſen. Eine univerſale Bildung, die faſt alle Zweige des menſchlichen Wiſſens umfaßt, ſetzte den Autor in den Stand, das ſchwierige pſychologiſche Problem, das er ſich zur Behandlung gewählt, von allen Seiten zu beleuchten und es ſo bis aufs ß zu löſen. Man ſtaunt über die Fülle von Gelehrſamkeit, die in dem Bande aufgeſpeichert iſt, und der Leſer, der Nions Werk mit Verſtändnis ſtudiert, wird einen unſchätz-

baren Gewinn von neuen Ideen und anregenden Gedanken von der Lektüre hinwegnehmen. Allen ernsten Lesern sei das wertvolle Buch, dem Camille Lemonnier ein Vorwort mit auf den Weg gegeben hat, daher aufs wärmste empfohlen.

Der Brüsseler Verleger Henry Kistemaeckers, der seine Kräfte fast ausschließlich in den Dienst der realistischen Sache gestellt hat, hat sich um die Hebung des litterarischen Lebens in Belgien ein ganz besonderes Verdienst erworben. Stets darauf bedacht, dem echten Talent den Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen und durch Zuführung jungen, frischen Blutes den Körper der Litteratur neu zu beleben, hat er der hart ringenden jungbelgischen Dichterschule französischer Zunge eine sichere Heimstätte bereitet und läßt es sich fortgesetzt angelegen sein, der freien Wahrheitsforschung eine Gasse zu bahnen. Wie alles, was unter der Flagge Kistemaeckers segelt, trägt auch die jüngste Publikation des rührigen Verlegers, der psychologische Roman „Heures sensuelles“ von Georges Brégand, den Stempel ernster Gediegenheit an der Stirn. Brégand gehört zum äußersten linken Flügel der Naturalisten, zu jenen unerschrockenen Wahrheitssuchern, die im zielbewußten Streben jede Schranke der Tradition und Konvenienz, die zimperliche Kleinmütigkeit errichteten, niederreißen. Der kühne Experimental-Psychologe, der uns in den „Heures sensuelles“ entgegentritt, steht mit beiden Füßen auf dem Boden der modernen Naturwissenschaft und sucht von diesem Standpunkte aus mit der Fackel der exakten Wahrheitsforschung in die dunklen Abgründe unseres Geschlechtslebens hinabzuleuchten. Das Motiv, das hier Behandlung findet, ist ein sehr, sehr heikles, und da der Autor von seinem guten Recht, jedes Ding beim rechten Namen zu nennen, ausgiebigsten Gebrauch macht, so liegt es auf der Hand, daß die Lektüre nur einem sittlich und geistig reifen Leser anzuraten ist, der fähig ist, diesen in belletristisches Gewand gekleideten Exkursionen auf das Gebiet der sexuellen Psychopathie verständnisvoll zu folgen. Die psychologische Feinheit in der Durchführung des Problems, der stets auf das Wesentliche gerichtete Vortrag des schwierigen Themas und die Schärfe der Beobachtung sind Vorzüge, die uns den ferneren Schöpfungen des talentvollen Verfassers mit berechtigten Erwartungen entgegensehen lassen.

In den modernen Bahnen der realistisch-analytischen Studie bewegt sich auch das pathologische Seelengemälde „A l'Ecart“ von R. Minhar und A. Vallette. (Paris, Perrin & Cie.) Leider verlieren sich die beiden begabten Autoren in ihrem Bestreben, so tiefgründig wie möglich zu schreiben, allzusehr in das wirre Gestrüpp symbolistischer Geheimniskrämerei. Bei der verschwommenen, nervös-faserigen Manier der Darstellung ist der Leser zu seinem Schaden darauf angewiesen, um nur den geistigen Zusammenhang nicht ganz zu verlieren, alles mögliche zwischen den Zeilen zu suchen und gerät dabei in die Gefahr, mehr in das Buch hineinzulesen, als überhaupt darin steht. Die beständigen Tast- und Deutungs-Versuche, die Einem hier zugemutet werden, können aber auch den Geduldigsten zur Verzweiflung bringen. Dazu kommt noch, daß das Thema, das so weitschweifig wie möglich vorgetragen wird, in hohem Grade unerquicklich ist und in seiner unerhört breiten Ausführung über die Maßen langweilig wirkt: zwei Narren, von denen der eine ein wirklicher, der andere ein eingebildeter Mörder ist, treffen sich zufällig und verbringen ihre Zeit angenehm und nutzbringend damit, sich mit der Erzählung ihrer Halluzinationen gegenseitig gruselig zu machen.

Es ist möglich, daß die krausen Erörterungen der beiden Geisteskranken dem Psychiater von Fach sehr interessant erscheinen, auf jeden anderen Sterblichen müssen sie aber in ihrer monotonen Breite einschläfernd und abspannend wirken. Alfred Vallette hat uns in der meisterlich ausgeführten Charakterstudie „Le Vierge", die er unlängst bei Tresse & Stock veröffentlichte, eine so hohe Probe seines künstlerischen Könnens gegeben, daß man versucht ist, die Hauptschuld an dem vorliegenden verfehlten Werk seinem Mitarbeiter Minhar aufs Konto zu setzen, und der Hoffnung Raum geben darf, er werde mit einer, seinem „Vierge" ebenbürtigen Arbeit bald auf dem litterarischen Plane wieder erscheinen.

Die von A. Colin & Co. in Paris herausgegebene „Bibliothèque de romans historiques" bringt in den beiden letzterschienenen Bänden die historischen Romane: „Les Gens d'Épinal (1423 bis 1444)" von Richard Auvray und „L'Élève de Garrick (1780)" von Augustin Filon. Ersterer schildert im Rahmen einer spannenden Erzählung die erbitterten Kämpfe, die nach dem Tode der Jungfrau von Orleans an den Grenzen Lothringens zwischen den stolzen Bürgern der Städte und den Soldtruppen der ecclesia militans einerseits und den Feudalherren andererseits entbrannten, letzterer enthält ein nach authentischem Material sorgsam gearbeitetes Kulturbild, das uns das englische Gesellschafts- und Kunstleben am Ende des vorigen Jahrhunderts in lebhaften Farben malt. Beide Werke sind gute, lesenswerte geschichtliche Erzählungen und bilden eine beachtenswerte Bereicherung der historischen Romanlitteratur.

Camille de Sainte-Croix, Moeurs litteraires. Les Lundis de la „Bataille". (Paris, Savine.) C. de Sainte-Croix ist ein weißer Rabe unter der schwarzgefiederten Schar seiner kritischen Berufskollegen, die sich in Frankreich wie bei uns auch zum großen Teil aus dummdreisten Ignoranten und gesinnungslosen Lohnschreibern zusammensetzt. Wenn Einer heutzutage zu gar nichts weiter zu brauchen ist, dann blüht ihm noch immer die Aussicht, in der Kritik Verwendung zu finden. Die Mehrzahl der braven Leute, die gegenwärtig das kritische Heft in Händen hat, glaubt ihrer Pflicht gegen Kunst und Publikum vollauf genügt zu haben, wenn sie vor den Modegötzen des Tages schweifwedelnd auf dem Bauche liegt und die Reklamegeschäfte dieser aufgeblähten Eintagsfliegen der Litteratur geschickt besorgt; um etwas Abwechselung in die Sache zu bringen, greifen die Braven hin und wieder zum kritischen Richtbeil, um damit einem jungen, aufstrebenden Talent, das die Keckheit hat, anders zu singen, als es der geheiligte Brauch verlangt, einen wuchtigen Hieb zu verabfolgen, sofern sie nicht die bequemere und nichtswürdigere Taktik des Totschweigens üben. Mit solchen litterarischen Brunnenvergiftern hat der wackere Kritiker, der hier in die Schranken tritt, keine Gemeinschaft. C. de Sainte-Croix ist in künstlerischen Dingen die Sache alles, die Person nichts. Keiner litterarischen Koterie und Klique angehörend, nimmt er das Gute, von welcher Seite es auch kommt und macht beim Tadeln vor keinem, noch so großem Namen Halt, er fördert das echte Gold des wahren Talents zu Tage und zeigt als unbestechlicher Kunstrichter, wie oft sich hinter dem gleißenden Glanze berühmter Tagesgrößen nichts weiter als eitel Talmi verbirgt. So sucht er seinen Lesern als gewissenhafter Rater und Helfer bei der Auswahl der Lektüre zur Seite zu stehen und von diesen lauteren Grundsätzen geleitet, schreibt er allmontaglich in der Pariser „Bataille" den kritischen Bericht über die litterarischen Neuig-

keiten der Woche. Seine ſchneidigen Buchbeſprechungen aus der litterariſchen Kampagne 90—91 bilden den Inhalt des vorliegenden Bandes, der ſich auch äußerlich ſchmuck und vornehm präſentiert. Wir wiſſen de Sainte-Croix für dieſe zeitgemäße Publikation aufrichtigen Dank: ſolch ſachgemäße Aufklärung und Belehrung, wie ſie hier geboten wird, kann der gedeihlichen Entwickelung unſeres litterariſchen Lebens nur zum Segen gereichen, denn die kritiſche Seuche und die dadurch beförderte Geſchmacksverwilderung des Publikums ſind die Hauptübel, die an dem Lebensmarke der Litteratur zehren.

In der wertvollen „Bibliothèque des Mémoires relatifs à l'histoire de France" (Paris, Librairie des Bibliophiles [D. Jouaust]) veröffentlichte Maurice Tourneux mit Vorrede, Kommentaren und Sachregiſtern eine dreibändige Ausgabe der „Mémoires d'un père" von Marmontel, die hier zum erſten Male zum Gegenſtand einer kritiſchen Bearbeitung gemacht worden ſind. Tourneux hat ſich als Herausgeber Diderots und der litterariſchen Korreſpondenz Grimms einen hervorragenden Namen gemacht, er hat ſich diesmal der mühevollen Aufgabe unterzogen, den Originaltext der Marmontelſchen Memoiren, von denen bisher nur verſtümmelte Ausgaben exiſtierten, in ſeiner ganzen Ausdehnung wiederherzuſtellen, um ſo dem wichtigen Memoirenwerk die ihm gebührende Stellung in der kulturhiſtoriſchen Litteratur wiederzuerobern. Marmontel, der bevorzugte Schützling Voltaires und der Pompadour, der ſtändige Sekretär der franzöſiſchen Akademie, hat ſich ein halbes Jahrhundert hindurch auf der Höhe des öffentlichen Lebens Frankreichs behauptet; ſein Name iſt mit der franzöſiſchen Geiſtesbewegung im 18. Jahrhundert aufs innigſte verknüpft, und die Lebenserinnerungen, die uns der feingebildete Mann hinterlaſſen, nehmen in der reichen Memoiren-Litteratur Frankreichs einen Ehrenplatz ein. Fällt doch hier ein hellleuchtendes Licht in die geiſtige Werkſtätte des Jahrhunderts der Aufklärung, in der das Rüſtzeug für den großen Revolutions-Kampf geſchmiedet wurde. Marmontels Bemerkungen über dieſen letzteren werden die öffentliche Aufmerkſamkeit in erſter Linie auf ſich ziehen.

Les lois du progrès déduites des Phénomènes naturels par R. Fédérici, 2. partie (Paris, Alcan). Die franzöſiſche Überſetzung der geiſtvollen philoſophiſchen Arbeit des italieniſchen Gelehrten iſt mit dem vorliegenden Bande zum Abſchluß gebracht worden. Federici, der in dieſem Werke die Grundgeſetze ſeiner philoſophiſchen Weltanſchauung entwickelt, iſt ein Denker von ſcharf ausgeprägter Geiſtesphyſiognomie, ſeine Gedanken ſind originell und entwickelungsfähig und bewegen ſich auf einem Wege, der der philoſophiſchen Forſchung neue Ziele eröffnet. A. G—tze.

Engliſche Litteratur.

„The personal rights association." Dieſe Schrift giebt einen genügend ausführlichen Bericht über die Anſtrengungen, welche ſeit zwanzig Jahren von den engliſchen Partiſanen der Freiheit gemacht wurden, um die Rechte des Individuums gegen die überwuchernde Autorität der ſtaatlichen Gewalten in Schutz zu nehmen. Es braucht nicht darauf hingewieſen zu werden, daß in England der Kampf ums Daſein härter, aber die Freiheit und Selbſtbeſtimmung des Individuums ſeither größer und geſicherter war, als bei uns in Deutſchland. Wie in England und auch in Nordamerika die Perſon reſpektiert wird, davon haben bei uns die meiſten, am wenigſten die Staatsbeamten, eine rechte Ahnung.

Hierin steht das Militärreich Deutschland gegen Nordamerika und England weit zurück. Die Achtung jedermanns vor jedermann scheint bei uns noch nicht zum Wesen des „Gentleman" zu gehören ... Es ist eine merkwürdige, nur im klassischen Lande des Individualismus gangbare und ohne Angst verständliche Mischung von Anarchismus und Aristokratismus, die in diesen Freiheitsschutz-Bestrebungen zum Ausdrucke gelangt. Man wird dies auf dem Kontinente verständlicher finden, wenn man sich die Namen der hervorragendsten Schildträger dieser Richtung vergegenwärtigt. Wir treffen da u. a. Herbert Spencer, Jakob Bright, Hopwood, Stephen, Charles Mac Baren. Seit es eine organisierte Gesellschaft giebt, ringen zwei Prinzipien um die Vorherrschaft: das Prinzip der Autorität (im Staate verkörpert) und das der individuellen Freiheit, das der allgemeinen Wohlfahrt und das des Privatnutzens, das des Kollektivrechts und das des persönlichen Rechts. Bei der Bemühung um ein erträgliches Gleichgewicht zwischen beiden, kommt natürlich bald die Autorität, bald das persönliche Recht zu kurz. Es hat nichts auffallendes, daß gerade in England die starken Individualpolitiker sich zusammenschließen, um in der sozialistisch-autoritären Strömung der Zeit für die persönliche Freiheit noch zu retten, was zu retten ist. Dieses Rettungsgeschäft hat selbstverständlich für jene Klassen, die im Besitze reicher Mittel und aller überlieferten Bildungsschätze sind, d. h. für die Nutznießer einer fast mühelos erhaltenen uralten geistigen und materiellen Kultur und deren sozialen Vorrechten und Auszeichnungen, einen sehr hohen Wert, einen mehr als fragwürdigen jedoch für die ungeheure Mehrzahl jener Volksgenossen, die nichts als das nackte Leben mit auf die Welt bringen und für die Erhaltung ihres Daseins ewig in wirtschaftlicher Abhängigkeit schmachten und von der Gnade der Ausbeuter existieren müssen. Erst bei schärferem Eindringen in das Triebwerk des humanen Fortschrittes gewahrt man den ideellen Wert des für die Besitzenden sofort nutzbaren persönlichen Freiheitsprinzips auch für die Armen und Ausgebeuteten, indem durch die Wahrung und Stärkung dieses Prinzipes der Einzelmensch überhaupt im Preise steigt, das Individuum, ob reich oder arm geboren, in der sozialen Schätzung an Gewicht gewinnt und dieses Bewußtsein seiner persönlichen Bedeutung schließlich auch für den Ärmsten eine mächtige moralische Waffe im Kampfe um die Güter des Lebens wird. Und hierin liegt die soziale und kulturelle Wichtigkeit der englischen personal rights association. M. G. Conrad.

Das Tauchnitzsche Litteraturgeschäft in Leipzig giebt seit August eine neue englische Monatsschrift heraus, „The Tauchnitz Magazine". Wahl und Ausstattung des Gebotenen lassen so wenig wie der Preis für alle Freunde der englischen Sprache und Litteratur, namentlich für die auf dem Kontinente reisenden Engländer und Amerikaner, die sich bei uns mit guter und billiger englischer Lektüre versorgen wollen, etwas zu wünschen übrig. Die deutschen Schriftsteller könnten von Glück sagen, wenn in England und Amerika nur der zehnte Teil für Verbreitung und Wertschätzung der deutschen Litteratur geschähe von dem, was deutsche Buchhändler für fremde Litteraturen thun. M. G. C.

Spanische Litteratur.

In dem zartesten Geschöpf flammt oft die feurigste Dichterglut, lebt oft der männlichste Forschergeist. So ist es bei der jugendlichen Sevillanerin Blanca de los Rios, die einsam im Getümmel der spanischen Hauptstadt nur den Umgang der Muse pflegt. Ihr berühmter

Oheim, Amador de los Rios, hat die Geſchichte der ſpaniſchen Litteratur geſchrieben, in die ſie ſelbſt ihren Namen mit goldnen Lettern eingetragen. Ihr Vater, Demetrio de los Rios, Baukünſtler und Dichter zugleich, ſtellte den herrlichen Dom von León in ſeinem alten Glanze wieder her, während ſie, die Dichterin der Esperanzas y recuerdos, jenes Jahrhundert der Heiligen und Ketzer, des Ruhmes und der Trauer, des Lichtes und der Schrecken, der Verwegenheit und des Aberglaubens, des Feuers und der Morgenröte, der Sanftmut und des Haſſes, des Erzes und des Goldes beſingt, von dem ſie ſagt, daß wenn Gott in ſeinem Gericht über die Zeiten auf jenes Jahrhundert ſeine Augen richte, es erlöſt würde durch die Fialen der gotiſchen Dome, die zu den unendlichen Höhen des Himmels emporklettern. Blanca de los Rios beſingt mit den Harfenklängen der klaſſiſchen Romanzenſänger, mit den ergreifenden Tönen der Barden des Cid in ihrem 1891 in Madrid erſchienenen Romancero de D. Jaime el Conquistador das 13. Jahrhundert und ſeine Rieſengeſtalt D. Jaime, der „edel, tapfer, ſtürmiſch, galant, weiſe, hochfahrend, mit dem Banne belegt und fromm, für ſeine Völker ein Vater, für die Mauren ein Cid, für die Legenden ein Heiliger, für die Geſchichte ein Koloß war.“

In dieſen Tagen herrſchte in Valencia eitel Freude, denn das prachtvolle Denkmal Don Jaimes wurde enthüllt, an welchem die Freunde der limouſiniſchen Sprache nur auszuſetzen haben, daß es ſtatt einer limouſiniſchen Inſchrift eine caſtilianiſche trägt. Wohl iſt das Denkmal von Erz herrlich zu ſchauen, aber vielleicht noch ſchöner iſt das litterariſche Denkmal, das aus der Fülle ihres mächtigen Empfindens und ihrer die vergangenen Zeiten heraufbeſchwörenden Phantaſie mit echt cataloniſcher Wärme, mit valencianiſcher Begeiſterung, mit der Glut eines Teodoro Llorente oder Conſtantino Llombart eine Tochter Andaluſiens geſchaffen, wie wenn Don Jaime nicht der Lieblingsheld des Volkes von Valencia, ſondern ihres heimiſchen Sevilla wäre. Jaime, der wie Dante eine Sprache ſich ſchuf und wie Cäſar ſein Leben ſchrieb, iſt ihr der Heros, der ſein Vaterland groß gemacht und der ſo lange lebt wie ſein Vaterland. In dieſer Reihe intereſſanter, glänzender Bilder iſt eins noch anziehender als das andere. Zuweilen hat die Dichterin mit dem ihr eigenen Geſchick auch die altertümliche Sprache der Troubadoure nachgeahmt.

Kann es eine den Spanier lebhaft anregendere Romanze geben als die, in der ſie ein Gaſtmahl ſchildert, das zum prächtigſten Nachtiſch ein Königreich hat, ſchön wie das Paradies: Mallorca und ſeine Inſeln? Pedro Martell erzählt dem jungen König beim Gaſtmahl, was er auf ſeinen Reiſen geſehen. „Ich ſah Flandern und Cypern,“ ſpricht er, „Damaskus und Korinth, Venedig und den Orient, aber das Schönſte war doch Mallorca!“ Da ruft der König: „Auf denn nach Mallorca!“

Schöne Gedanken ſpricht die Dichterin oft in ſchlichter Form aus, z. B. wenn ſie, vielleicht an den königlichen Knaben Alfonſo XIII. denkend, ſagt: „Die Kinder und die Völker ſind einander immer gut, ſie ſind wie Brüder.“

Prächtig ſchildert ſie auch die Tempelritter, die in der Enge ihrer Zellen, in der Weite des Schlachtfeldes weder die Ruhe der Mönche, noch die Freiheit der Soldaten genießen.

Krieg ruft, Krieg ruft ihre Rüſtung,
Frieden ihr Gewand, das ſtrahlet;
Blut verlangen ihre Schwerter,
Aber ihre Pſalmen Gnade.
Ihre Mauern ſtarren trotzig,
Demutsvoll ihr Kloſter klaget,
Tod ſchrei'n, Tod ſchrei'n ihre Trommeln
Und ihr heilig Erz Erbarmen.

Beides tragen, Krieg und Frieden,
Sie in Waffen und im Mantel,
Und aus ihren Händen beides,
Tod und Segen niederrauschet.

Sie, die sanftmütig wie die Taube, singt in ihrem Epos jauchzend vom Adler und vom Donner der Schlachten, als ob die Doppelnatur der Tempelritter auch die ihrige wäre. Und wie lieblich klingt ihr Preis Valencias:

O Valencia, du Holde,
O Valencia, Meeresbraut,
Die der Wellen ewig flücht'gen
Kuß in Demut stets erharrt;
Die auf Gärten schläft mit ihrem
Brautkranz, der gemacht
Ist von Palmen und von Lorbeer
Und der Blumen Azahar;
Die du prangst in grünem Mantel
Wie in fürstlichem Gewand
Und umsäumt ist von Kanälen
Wie von Fransen von Krystall;
Stadt der blühenden Huerta
Und des Guadalaviar,
Überwand dich die Tizona
Des Rodrigo von Vivar,
Die Tizona des D. Jaime
Wirft Dich sicher in den Staub,
Die noch mehr als Altaclara
Und als Bellsarda strahlt
Und selbst edler als Duranda
Und als die Jayosa gar,
Denn ihr Herr ist tapf'rer noch als
Oliveros und Roldan,
Mutiger als Carlomagna,
Aber gleich dem von Vivar.

Blanca de los Rios ist indes nicht bloß eine begeisterte Epikerin, sie ist auch eine rastlose Forscherin. Ihr Werk über Tirso de Molina, welches die Spanische Akademie gekrönt, wird in den nächsten Monaten erwartet. Sie wird darin kund thun, welche von den beiden alten Versionen des Don Juan Tenorio die ursprüngliche ist und daß beide von Tirso stammen und sich auf zwei bisher unbekannte Ereignisse seines Lebens beziehen. Außerdem wird ihr Buch eine reichhaltige Bibliographie des Don Juan Tenorio enthalten.

War Valencia voller Jubel, so war es nicht minder das von den Wellen des cantabrischen Meeres geküßte asturische Gijón, denn am 5. August wurde daselbst das Denkmal des großen Pelayo und am 6. das des unvergeßlichen Jovellanos enthüllt.

Aber ein tiefer Schmerz hat das ganze spanische Volk getroffen: es hat einen seiner geliebtesten Novellisten und Dichter, Pedro Antonio de Alarcón, verloren. Er selbst hat nicht mehr sehen können, wie geliebt er ist. „Cosas que fueron" (Dinge, die gewesen) heißt eine Sammlung seiner schönsten Aufsätze. Jetzt gehört auch er zu den vates que fueron.

Eine Kölnerin, Frau Auguste Rolfs, hat vor Jahren seinen berühmtesten Roman: „El Escándalo" ins Deutsche übertragen. Wird sie jetzt endlich für ihre schöne Arbeit einen Verleger finden?

Johannes Fastenrath.

Vermischtes.

Hermann Thom und das geistige Eigentum à la Maximilian Schmidt. Im „Deutschen Dichterheim" veröffentlicht A. von Gottberg folgende Erklärung:

„Der Schriftsteller und Professor honoris causa Hermann Thom in Werdau, Herausgeber der „Litterarischen Korrespondenz", dessen „Hymne der Arbeit", wie kürzlich in allen Blättern zu lesen war, vom deutschen Kaiser, sowie dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und der Großherzogin von Baden durch namhafte Geld-Subventionen ausgezeichnet wurde, hat sich eines unerhörten litterarischen Vergehens schuldig gemacht. Er veröffentlicht nämlich in der unlängst von ihm herausgegebenen Anthologie „Deutsche Dichter-Grüße" (Verlag von Robert Claußner, Leipzig) als Einleitung derselben ein mit H. Th. unterzeichnetes, längeres Gedicht, während im alphabetischen Dichter-Verzeichnis des Buches sein voller Name, als der des Autors, figuriert. Von diesen

fünf achtzeiligen Strophen ist nun aber auch nicht eine Silbe das geistige Eigentum des Herrn Professors h. c. und ich sehe mich gezwungen, das Gedicht hiermit öffentlich in aller Form als das meinige zu reklamieren. Das Gedicht, welches ich mit freier Benutzung einer Idee aus dem Italienischen verfaßte, erschien, mit meinem vollen Namen unterzeichnet, bereits am 1. März 1877 in Nr. 9 des zweiten Jahrgangs der „Schweizerischen Dichterhalle", also zu einer Zeit, wo sich, laut Kürschners „Litteratur-Kalender", Herr Thom noch in dem zarten Alter von 15 Jahren befand! Er hat die ersten fünf Strophen meines Poems wörtlich abgeschrieben, nur den Titel, vermutlich um das Plagiat zu verschleiern, in „An die Poesie!" umgeändert und durch Weglassung der beiden letzten Strophen, welche die eigentliche Pointe enthalten, das Ganze in geschmackloser Weise verstümmelt. Die Handlungsweise des Herrn Thom erscheint um so unbegreiflicher, da er durch meine im vorigen Jahre erschienene Anthologie „Almenrausch und Edelweiß" doch wohl davon unterrichtet sein dürfte, daß ich noch unter den Lebenden weile."

Dresden, im Juli 1891.

Adelaide von Gottberg.

Hermann Thom ist der nämliche ehrenwerte Herr, der sich s. Z. in seinem Zeitschriftchen „Litt. Korrespondenz" ein kritisches Richteramt über unsere „Gesellschaft" und deren Herausgeber und Mitarbeiter in der frechsten Weise anmaßte. Er scheint sich inzwischen ja sehr interessant ausgewachsen zu haben!

Die Lügen unserer Sozialdemokratie. Nach amtlichen Quellen enthüllt und widerlegt von Hans Blum. (Wismar 1891. Verlag der Hinstorffschen Hofbuchhandlung.) Das Buch ist eine der vielen seit der Reichstagswahl des vorigen Jahres erschienenen Streitschriften gegen die Sozialdemokratie, welche aber ebenso wirkungslos bleiben wird, wie alle früheren seit Erscheinen der Schäffleschen „Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie". Mit dem bloßen Nachweis, daß die letzten Prinzipien und Konsequenzen der Sozialdemokratie wesentlich andere seien als die Tendenzen und Anschauungen, welche die sozialistischen Führer heute offen bei ihrer Propaganda, namentlich unter der Landbevölkerung, auszusprechen wagen, ist nichts gewonnen, die scharfe Brandmarkung der heutigen Taktik der Sozialdemokratie als Lüge und Heuchelei wird der Partei voraussichtlich keinen einzigen Anhänger abwendig machen. So lange die konservativen und liberalen Parteien durch den Mangel eines klaren sozialen Reformprogramms unfähig sind, mit der Sozialdemokratie zu konkurrieren, wird die Macht der letzteren immer weiter wachsen, und das Buch Blums ist daher völlig überflüssig.

Der Buddhismus nach seiner Entstehung, Fortbildung und Verbreitung. Eine kulturhistorische Studie von Dr. Isidor Silbernagl. (Verlag von E. Stahl sen., München 1891.) Herr Professor Dr. Silbernagl hat mit Hilfe der ihm in den reichen Bibliotheken Münchens zu Gebote stehenden Werke es unternommen, ein Gesamtbild der großen religiösen Bewegung des Buddhismus darzustellen. Er zeigt uns in dieser Schrift zuerst den religiösen Zustand Indiens vor dem Buddhismus, weil dieser bloß eine Popularisierung der auf dem Weda fußenden Religionsphilosophie Indiens ist, geht alsdann auf den Stifter des Buddhismus ein, dessen Leben er ohne Anführung der vielen Fabeln und Legenden, die sich später über ihn gebildet haben, wahrheitsgetreu beschreibt, und giebt hierauf den allgemeinen Inhalt seiner Lehren und die Organisation seiner Schule, sowie die spätere Scheidung derselben in

verſchiedene Zweige. Der zweite Teil des Buches enthält in Kürze den geſchichtlichen Verlauf, welchen der Buddhismus in den einzelnen Ländern, wo er Eingang gefunden, genommen hat, und zeigt zugleich den noch jetzt beſtehenden Zuſtand desſelben. Auf ſolche Weiſe bekommt man einen vollſtändigen Überblick über dieſe großartige, neben dem Chriſtentume und dem Muhamedanismus einzig in ihrer Art daſtehende religiöſe Erſcheinung.

Soeben verbreitet der Telegraph die Nachricht von einem litterariſchen Ereignis von Bedeutung: dem demnächſtigen Beginn des Erſcheinens einer 14. Auflage von Brockhaus' Konverſations-Lexikon.

Ein ganzes Jahrhundert erfüllt ſich im Laufe der Ausgabe der 14. Auflage ſeit Erſcheinen des erſten Bandes der 1. Auflage des Unternehmens, deſſen Ruf durch die ganze Welt verbreitet iſt. Die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig hat ſich beſtrebt, die Jubiläumsausgabe des großartigen Werks in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Wie aus dem Proſpekt zu erſehen iſt, wird die 14. Auflage in ihrer Art einzig daſtehen und hat die Verlagshandlung keine Koſten geſcheut, um textlich wie illuſtrativ das Vorzüglichſte zu bieten. 100 000 Artikel ſollen die 16 Bände des Werkes enthalten, ſodaß nichts dauernd Wiſſenswertes auf dem Erdenrund dem Beſitzer von Brockhaus' Konverſations-Lexikon unbekannt bleiben mag. 9000 Abbildungen werden dieſe Artikel auf 900 Tafeln und im Text illuſtrieren; darunter befinden ſich 120 Chromotafeln in außergewöhnlich ſchöner Ausführung, wenn wir nach uns vorliegenden Proben urteilen können, ſowie 300 Karten und Pläne, von welchen uns ebenfalls vorzügliche Beiſpiele zugänglich gemacht worden ſind.

Auf die Ausgabe der 14. Auflage des Lexikon, deſſen 1. Heft Mitte Oktober erſcheinen ſoll, wollen wir hierdurch alle unſere Leſer aufmerkſam machen. Wir hoffen noch öfter in der Lage zu ſein, auf Brockhaus' Konverſations-Lexikon eingehend hinzuweiſen.

H. Eiſenhart, Geſchichte der Nationalökonomie. Zweite vermehrte Auflage. Jena, 1891. Guſtav Fiſcher. Preis 4 M. Die Eiſenhartſche Geſchichte der Nationalökonomie tritt mit der eben erſchienenen zweiten Auflage in ihr zweites Jahrzehnt ein, und wenn ihr ſchon bei ihrem Erſcheinen im Jahre 1881 eine freundliche Aufnahme bereitet wurde, ſo darf ſie jetzt nach mancher Richtung hin noch vervollſtändigt und überarbeitet — erſt recht auf eine gleiche Aufnahme rechnen. Die Eigenart, die dem Eiſenhartſchen Buche von Anfang an Beachtung ſicherte, iſt demſelben vollauf erhalten geblieben. Durchaus wiſſenſchaftlichen Charakters, iſt das Buch doch ſo gehalten, daß es jedem Gebildeten, auch wenn er nicht Fachmann iſt, verſtändlich wird. Aus der Fülle des Stoffes greift es nur das Weſentliche heraus, zeichnet aber klar und überſichtlich auf engen Raum den Weg, den die Entwickelung der volkswirtſchaftlichen Ideen genommen hat. Hierbei geht der Verfaſſer ſtets auf den thatſächlichen Boden ein, auf dem die Entwickelung ſich aufbaut und beleuchtet gleichzeitig die Art und Weiſe, wie die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe praktiſch verwertet ſind. Der perſönliche Standpunkt des Verfaſſers iſt — wie namentlich die Schlußkapitel „Kritiſche Ergebniſſe und Folgerungen" deutlich zeigen — ein vermittelnder, der die Einſeitigkeiten und Übertreibungen der verſchiedenen Syſteme gleich entſchieden zurückweiſt, mögen ſie im Sozialismus oder im Individualismus ihren Urſprung haben. Eine geſunde und vernünftige Verſchmelzung beider, geſtützt auf eine den Berufen ſich

angliedernde Zuſammenfaſſung der Einzelnen, erſcheint ihm das Angemeſſene.

Ludwig Philippſons geſammelte Schriften. Herausgegeben von M. Philippſon. Lieferung 1. 2. (Breslau, Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlagsanſtalt, vorm. S. Schottlaender.) Ludwig Philippſons belletriſtiſche Schriften, welche in zahlreichen Auflagen weite Verbreitung gefunden haben und zum Teil häufig in fremde Sprachen überſetzt und nachgedruckt worden ſind, haben doch noch nicht diejenige Würdigung in den breiten Maſſen des deutſchen Volkes erfahren, welche ſie durch ihre eigenartigen Vorzüge verdienen. Die neue Ausgabe, welche von dem Sohn des vor mehr als einem Jahre verſtorbenen Dichters veranſtaltet iſt, wird von einer biographiſchen Einleitung aus der Feder des Herausgebers begleitet ſein. Die Sammlung umfaßt Werke in gebundener Rede: Romane, Novellen, Dramen, epiſche und lyriſche Poeſien, erſtreckt ſich alſo auf die verſchiedenſten Dichtungsgattungen und bietet ſo dem Leſer die mannigfaltigſte Abwechslung; ſie wird auch manches bisher noch Ungedruckte enthalten. Insbeſondere iſt Philippſon ein vorzüglicher Vertreter des hiſtoriſchen Romans und der hiſtoriſchen Novelle. Seine geſchichtlichen, erzählenden Werke, welche ſich von den älteſten bibliſchen Zeiten, über das Mittelalter bis in die Gegenwart hinein erſtrecken, zeichnen ſich durch feſſelnde Spannkraft der Erzählung, vortreffliche Ausführung der Charaktere und lebendige Wiedergabe der großen hiſtoriſchen Momente aus.

Die Memoirenlitteratur Deutſchlands kann ſich im großen und ganzen mit der des Auslandes nicht im entfernteſten meſſen, weil bei uns mehr die Unbedeutenden ihre „Lebenserinnerungen“ ſchreiben, als die großen Geiſter. Spielhagens Wahrheit, als Dichtung betitelt „Finder und Erfinder“ und dann gar Dahns „Erinnerungen“ ſind doch nur Produkte eigener Größeneinbildung und litterariſch wie geſchichtlich ſo gut wie bedeutungslos. Dieſer Art bedeutungsloſer — überflüſſiger „Lebenserinnerungen“ ſind auch die von Wilhelm Lübke. (Berlin 1891.) Mit einem Bildnis.

F. Fontane.

Dr. Hermann Türck hat ſich durch ſeine Promotionsſchrift „Das pſychologiſche Problem in der Hamlettragödie“ und durch zwei Vorträge „Hamlet ein Genie“ nicht unvorteilhaft bekannt gemacht. Auch ſeine neueſte Schrift „Friedrich Nietzſche und ſeine philoſophiſchen Irrwege“ enthält viel löbliches und beachtenswertes — wenngleich es für die tieferen Kenner Nietzſches längſt Weisheit auf der Gaſſe iſt, was Herr Türck mit dem Selbſtbewußtſein des Entdeckers vorträgt. Dreierlei möchten wir dem klugen Verfaſſer aber raten: ſtets den Abſtand zu beachten, der zwiſchen ihm und einem unglücklichen Genie von der Größe und Erhabenheit der Begabung und des Leids eines Friedrich Nietzſche beſteht; in pſychologiſchen Unterſuchungen moraliſche Salbadereien zu vermeiden; Ausfälle auf Perſonen und Richtungen zu unterlaſſen, denen ſeine Kritik, ſofern ſie ernſt genommen ſein will, noch lange nicht gewachſen iſt.

M. G. C.

Auguſt Comte, der Begründer des Poſitivismus. Sein Leben und ſeine Lehre. Von P. Hermann Gruber. (Herderſche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B.) Dieſer Darſtellung der poſitiviſtiſchen Lehre können wir unſere Anerkennung nicht verſagen, da der ſtreng katholiſche Standpunkt des Verfaſſers, eines Mitgliedes der Geſellſchaft Jeſu, nur ſelten zum Ausdruck gelangt, das Buch im Ganzen ſehr objektiv geſchrieben iſt. In ſcharfen Umriſſen werden die beiden Perioden der philoſophiſchen Thätigkeit Auguſt Comtes dargeſtellt und zugleich die innere Einheit derſelben nachgewieſen. Der

ganze Entwickelungsgang des Philosophen wird vollkommen klargelegt und das umfangreiche Quellenmaterial mit völliger Sicherheit des Urteils verwertet. Das interessante Buch zeichnet sich ebenso sehr durch Gründlichkeit und wissenschaftliche Genauigkeit, wie durch spannende und gemeinverständliche Darstellung aus. Die nur 144 Seiten umfassende Arbeit giebt uns über Comtes Leben und Lehre viel vollständigeren Aufschluß, als die umfangreichen Werke Littres und Robinets, sodaß wir dieses formvollendete Buch allen unseren Lesern, die sich für Philosophie interessieren, empfehlen können.

Die internationale Erziehungs-Arbeit. Von Hermann Molkenboer. (Verlag von Aug. Westphalen. Flensburg, 1891.) Seit Jahren bemüht sich der edle Verfasser für seine Idee der Einsetzung eines permanenten internationalen Erziehungsrates Propaganda zu machen, und hat in diesem lesenswerten Schriftchen seine Ansichten und Bestrebungen in klarer, leicht verständlicher Weise zur Darstellung gebracht. Sein Ziel ist die Beseitigung des Krieges zwischen den zivilisierten Nationen, die Erreichung dieses Zieles scheint ihm nur durch eine völlig neue Erziehung der Jugend mit gänzlicher Beiseitesetzung aller chauvinistischen — von den meisten Menschen fälschlich patriotisch genannten — Elemente in der Pädagogik. Nicht auf nationaler Grundlage, sondern auf internationaler müsse die Erziehung der Jugend erfolgen, stets dürfe nur die Einheit der Kultur-Interessen aller Völker Europas betont werden, nicht aber sollten die trennenden Momente, wie es jetzt leider so häufig geschieht, künstlich aufgebauscht und die kriegerischen Instinkte durch einen falschen Geschichtsunterricht, der oft nur aus Kriegschronik besteht, genährt werden.

Der reiche Schriftenkreis über Richard Wagner ist durch die im Verlage der Stahelschen kgl. Hof- und Universitäts-Buch- und Kunsthandlung in Würzburg erschienene, von dem bekannten Erfinder der Viola alta und kgl. Professor an der dortigen Musikschule, Hermann Ritter verfaßte Schrift „Richard Wagner als Erzieher", ein Volksbuch und zugleich Begleiter zu den Bayreuther Festspielen, in verdienstlichster Weise vermehrt worden. Das Buch hat nichts gemein mit dem vielgenannten neueren Werke „Rembrandt als Erzieher", dessen geistreiche Aperçus ebensoviel Widerspruch wie Zustimmung gefunden; denn Herman Ritters „Richard Wagner als Erzieher" will keine Moment-Erscheinung sein; es darf vielmehr den Anspruch erheben, als ein ebenso nützliches wie fesselndes Handbuch zu dienen, das der Erkenntnis des Charakters des großen deutschen Tondichters, Dichters und Philosophen in den breiten Massen des Volkes Eingang schaffen will. In knapp zusammengedrängter und doch nichts Wesentliches außer acht lassender Form ist in dem Werke eine exakte Darstellung des Lebensganges des Meisters gegeben, woran sich eine gehaltvolle, Wagners Bedeutung nach mancher Seite hin in ein ganz neues Licht stellende Würdigung seines Wollens und Einflusses auf die deutsche Kunst und Kulturentwickelung anschließt. Eine vollständige Übersicht seiner Kompositionen und Werke sowie der hervorragendsten Wagnerlitteratur bildet den Schluß des nicht übermäßig großen und deshalb um so wirkungsvoller seinem Zwecke dienenden Werkes: ein Volksbrevier von Wagners Werden, Wollen und Wirken zu bieten.

Den Freunden höherer Behandlung religiöser Lebensfragen, als sie die gewöhnliche Freidenkerei liefert, seien die vorzüglichen „Ketzerbriefe", Berlin, A. Winser (Herrn M. v. Egidy gewidmet) bestens empfohlen. Preis 1 Mk.

M. G. C.

„Der Spottvogel“. Herausgeber Karl Schneidt, Berlin SO. 16. Wöchentlich 10 Pf. Die vorzüglichste, im besten deutschen Sinne humoristisch-satyrische Wochenschrift (kleines Broschürenformat), die wir besitzen. Geist, Witz, Gemüt und dabei solide Grundsätze, keine Geschäftsulkerei. Der Herausgeber ist ein litterarischer Charakter im strengen Wortsinne. M. G. C.

Hamburg. Wie in Berlin, München, Wien, Darmstadt, so hat sich auch in Hamburg eine Gesellschaft für modernes Leben in Kunst und Dichtung gebildet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wenn irgendwo, so in unserm Hamburg und dessen Umgebung Anlaß zu einem solchen Unternehmen gegeben ist. Denn die Gleichgiltigkeit des hiesigen Publikums gegenüber allen besseren Erzeugnissen der Litteratur ist eine so hochgradige, daß sie in wenigen Städten von der Größe und dem materiellen Reichtume Hamburgs ihres Gleichen haben dürfte. Glückauf zum edeln Werke!

München. Sogar in der etwas litteraturscheuen offiziellen Welt von Isar-Athen beginnt man jetzt für die Modernen ernsthaft Propaganda zu machen. Soeben wurde Nr. 22 der „Modernen Blätter“ wegen einer novellistischen Skizze von Frau Anna Croissant-Rust („Hochzeitsfest“) polizeilich beschlagnahmt und das Sammelbuch jungmünchener Dichter „Modernes Leben“ auf Grund §§ 166 und 184 des R.-Str.-G. vom dortigen Amtsgericht konfisziert. Man thut, was man kann. „Jeder nach seiner Art!“ wie die Losung der münchener Modernen lautet. Denn aus der Kräfte schön vereintem Streben erhebt sich, nach Schiller, wirkend erst das wahre Leben! Die Kunststadt München mußte den Beruf in sich fühlen, dieses Klassikerwort wahr zu machen, tonangebend wie sie nun einmal im Reiche ist in allen Fragen des ästhetischen Fortschritts. Im Sinne ihrer königlichen Tradition kann ihre Devise nur lauten: Noblesse oblige!

Unser Preis-Ausschreiben.

Preise: 200 Mk., 150 Mk. und 50 Mk. Thema: Satire auf die Prüderie in Kritik, Litteratur, Kunst. Form: Wahl den Preisbewerbern vollkommen freigestellt. Umfang: Maximum 8 Druckseiten der „Gesellschaft“. Einsendungstermin: Vom 25.—30. Oktober dieses Jahres. Adresse: Redaktion der „Gesellschaft“ in München. (Zur Preisbewerbung.) Preisrichter: Schriftleiter dieser Zeitschrift und Vorstand der „Gesellschaft für modernes Leben“ in München. Für alle übrigen Bestimmungen siehe unser Ausschreiben im Septemberheft S. 1288.

☞ Um die Autoren geistig vollkommen unabhängig zu stellen, ist Vorsorge getroffen, daß die Drucklegung der preisgekrönten Arbeiten im Auslande erfolgt, falls sich für Verfasser, Verleger und Drucker im deutschen Reiche durch die z. Z. übliche Handhabung unserer reichsdeutschen Preßpolizeigesetze auch nur die geringste Belästigung ergeben sollte. Wir ersuchen freundlich gesinnte Blätter, ihren Lesern hiervon gütigst Kenntnis zu geben.

Mit kollegialem Gruße ergebenst

München, September 1891.

Die Schriftleitung der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Pietro Mascagni.

Zweiter offener Brief an die Deutsche Nation.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Allerdurchlauchtigſte, großmächtige Deutſche Nation, mein Volk in Wehr und Waffen! Vieles, was wir in beſter Abſicht unternommen, iſt uns unter den Händen verdorben. Wie ein Fluch liegt's auf unſern ſchönſten Gedanken, daß ſie ſich in der Ausführung oft zum Zerrbild deſſen verwandeln, was unſere Seele im heißen Wunſche als herrliches Ideal geſchaut.

Und in Kümmernis darüber, daß wir ohnmächtig ſind, dieſe Wandlung ins Schlimme aufzuhalten oder rückgängig zu machen, flüſtern wir uns die Selbſttäuſchung ein: Sei nicht thöricht, es iſt auch ſo gut, alles Gewordene iſt vernünftig, nur mutig vorwärts, der rechte Geiſt iſt ja da und wird ſich ſchon den rechten Körper formen. Und mit der lauernden Zweifelsangſt eines Hahnreis beugen wir uns über die jüngſten Erfolge unſererMannskraft und ſtarren ſo lange auf das Geſchöpf in der Wiege, bis wir, von Zärtlichkeit und Eitelkeit überwältigt, aus dem zuerſt fremdartigen Bilde nur noch ſüße Ähnlichkeitszüge herausleſen und, des „Lebens Unverſtand mit Wehmut zu genießen", mit ſchüchterner Überzeugung halb, halb mit philoſophiſcher Reſignation den Beteuerungen der Ammen und Freunde lauſchen: „Wie aus dem Geſicht geſchnitten, zum Verwechſeln ähnlich!" — Ja, zum Verwechſeln ähnlich. Natürlich. Im ganzen iſt's ja auch Fleiſch von unſerm Fleiſche, Geiſt von unſerm Geiſte, im großen, ſummariſchen Gattungsſinne. Und nun werfen wir uns mit Vehemenz und wahrer Todesverachtung ins Zeug, unſere Vaterpflichten zu erfüllen und uns unſerem Geſchöpfe zu opfern, Narren unſerer Eitelkeit, Narren unſerer Phantaſie.

So überwältigt sich der Einzelne selbst, so verschwendet sich eine Gesamtheit an einen Wahn, so verfüttert ein großes Kulturvolk das reiche Erbe seiner Ahnen an eine Illusion. Und mit Seligkeitslächeln kann man dazu das klassische Schiller-Sprüchlein deklamieren und mit den Daumen die Mühle dabei drehen: „Ein Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt."

Ach, allerdurchlauchtigste, großmächtige Deutsche Nation, mein Volk in Wehr und Waffen, wie viele kostbare Wahrheiten haben wir schon in den Wind geschlagen oder in den Kot getreten, um eines Wahnes willen, den wir zu unserem Glücke für so unentbehrlich hielten, daß uns kein Preis dafür zu hoch war. Rührte sich unser Gewissen und erwachte unser Schamgefühl — schließlich, bei Odin, sind wir ja doch Männer, denen Gewissen und Scham mehr sind als Vorurteile, Notlügen, Masken und sonstige politisch-soziale Komödienrequisiten! — dann ließen wir unsere approbierten Weisen und Zeichendeuter kommen und uns so lange mystischen Unsinn und allerlei Abrakadabra vormachen, bis unser Gemüt wieder im Gleichgewicht und unsere Selbstverdauung in normaler Verfassung war. Ging es uns dabei zu langsam und wurden wir des Alpdrückens der Scham und des Gewissens durch fremden Zauber nicht schnell genug los, so ereignete sich's auch, daß wir selbst Hand anlegten und den Teufel durch Beelzebub auszutreiben versuchten.

Unglück kommt selten allein.

Während wir unsere Gäste anhochten und als richtige Deutsche immer noch Eins tranken, merkten wir nicht wie sich die aus Rom und Hellas und dem Morgenland versteckte Zeichen gaben, ihre feierlichen Talare, darauf die Symbole des Rechts, der Weisheit, der Religion und anderer edler Tugenden gestickt waren, abwarfen und umkehrten und uns anlegten. Dann staunten wir, als es uns plötzlich die Glieder umschnürte, daß wir, o Wunder, in fremden Zwangsjacken steckten, und daß die, so wir als Gäste bewirtet, uns das Hausgesetz nahmen und fremde Gebote diktierten. Nektar, Ambrosia, süße Weine und alle Schätze und Leckereien der weiten Ferne im Himmel und auf Erden brachten uns nicht mehr über die Thatsache hinüber, daß wir unsere und unserer Kinder Herrschafts- und Hoheitsrechte in allen Räumen des eigenen Hauses verjubelt hatten. Aber die Ammen und Hausfreunde, die Weisen und Zeichendeuter sind nicht um schöne Worte verlegen: „Wie aus dem Gesicht geschnitten, zum Verwechseln ähnlich, Fleisch von Deinem Fleisch, Geist von Deinem Geist: Schule, Kirche, Gerichtssaal." —

Wir müssen unseren Herd schützen vor dem Feinde an unseren Grenzen, sagten wir in löblicher Vorsicht und kluger Besorgnis um unsere Sicherheit:

Heimischer Herd ist mehr als Goldes wert. Und wir schufen uns starke Rüstung. Und als wir immer weiter rüsteten, hatten wir bereits alles vom Herde fortgenommen, uns neue Sicherungsmittel daraus zu formen. Zuletzt brauchten wir noch eine Festung, gewaltiger als alles übrige. Da brachen wir den Herd selbst ab bis auf seine Fundamente und bauten die letzte Festung daraus. Und trutzig blicken wir auf unsere Feinde — unserem Herde können sie hinfüro nicht mehr gefährlich werden. —

Wir hatten uns wieder einmal ein neues, wunderschönes Lied erdacht, denn wir sind das musikalischste, das melodien- und harmonienreichste Volk der Erde. „Freiheit, die ich meine," begann das Lied, das ein Entzücken aller Herzen, ein Begeisterungsfeuer aller Köpfe werden sollte. Aber da gab's Anspruchsvolle, die nicht bloß das neue Lied von der Freiheit mitsingen, sondern auch frei sprechen, frei schreiben, frei handeln wollten; sie gaben vor, daß alle Fähigkeiten der Natur, alle Talente ihrer Persönlichkeit nur unter dieser Bedingung sich segensreich entfalten und zum Nutzen Aller zur Geltung bringen könnten. Da unterbrachen wir den Gesang des wunderschönen Liedes, um den Anspruchsvollen die Noten um die Köpfe zu schlagen und, wem das noch nicht zur Aufklärung über die Freiheit genügte, den warfen wir ins Gefängnis oder über die Grenze zu den unmusikalischen Völkerschaften, da kann er frei heulen oder frei mit den Zähnen klappern. Denn wir sind das musikalischste, das melodien- und harmonienreichste Volk der Erde und niemand kann so schön von der Freiheit singen wie wir. Möge sie ewig in unserem Gesange leben! —

Wir sind auch, mit unserem Klassiker Schiller zu reden, den wir immer mit Eifer und Stolz zitieren, wenn wir etwas Unklassisches zu rechtfertigen in Nöten sind, — „ein einig Volk von Brüdern". Die Brüderschaft zu erweisen und zu stärken, haben wir die härtesten Proben ersonnen. Nicht das Brudergefühl, sondern das Klassenbewußtsein haben wir auf den Thron gesetzt und zur Basis unseres Parlaments und unserer Gesetzgebung gemacht. Wo andere Völker Wettkampf setzen, sagen wir Streit. Und auch der einfache Streit genügt uns nicht, er muß verborgene und vergiftete Stacheln haben. Wenn wir Vereinigungen gründen, welche sich z. B. die Aufgabe stellen, für eine auf modern-realistischer Grundlage sich fortbewegende Entwickelung von nationaler Kunst, Litteratur und öffentlich-geselligem Leben einzutreten und für die neuen Geisteswerke einen Weg ins Volk zu finden, einen Weg in die seither auf das Kommißbrot einer verhetzenden Parteipolitik gesetzte Arbeiterwelt, so muß auf Betrieb des ekelhaftesten Denunziantentums sofort der ganze Apparat obrigkeitlicher Fürsorge gegen eine sothane Vereinigung losgelassen werden. Denn wir sind ein „einig Volk

von Brüdern" und unſer deutſcher Charakter fordert's, daß wir dieſe Brüderſchaft auf die gewagteſten und grauſamſten Proben ſtellen. Und wenn wir darüber zugrunde gehen, wir können von dem Experimente nicht laſſen. Die Nationalität der Deutſchen kann durch kein anderes Mittel den Deutſchen zum frohen Bewußtſein und den Fremden zu ehrfürchtiger Bewunderung gebracht werden als durch Selbſtverhetzung, Selbſtbekämpfung, Selbſtvernichtung. —

Damit ſchließe ich mein zweites Schreiben. Gott befohlen! —

Ein Wort zur Münchener Reform der Schauſpielbühne.*)

Von Dr. Eugen Kilian.

(Karlsruhe.)

Die urſprünglich nur für die Darſtellung Shakeſpeareſcher Stücke verwendete neue Münchener Bühne hat den Kreis ihrer Wirkſamkeit allmählich bedeutend erweitert. Der Aufführung von Shakeſpeares Lear, Heinrich IV., Heinrich V., Viel Lärmen um Nichts ließ man Calderons Dame Kobold, dann Goethes Götz von Berlichingen folgen. Bald darauf ging erſtmals das Werk eines modernen Dichters, Greifs Konradin, über die neueingerichtete Bühne. Und abermals that dieſelbe einen bedeutſamen Schritt weiter durch den Verſuch, auch für den populärſten deutſchen Dramatiker ihre Reformen nutzbar zu machen: Schillers Jungfrau von Orleans hielt im Herbſt vergangenen Jahres ihren Einzug auf der umgeſtalteten

*) Die Redaktion der „Geſellſchaft" ſteht, wie aus zahlreichen früheren Beſprechungen der Aufführungen auf der Perfallſchen Reformbühne in dieſen Blättern hervorgeht, nicht auf dem Standpunkt ihres geſchätzten Mitarbeiters Dr. Kilian, hält es aber gerade im Intereſſe der bühnentechniſchen Reformſache für zeitgemäß, durch Veröffentlichung kritiſcher Einwände in immer weiteren Kreiſen der deutſchen Theaterwelt die Aufmerkſamkeit auf die bedeutungsvollen Verſuche und Fortſchritte der Münchener Darſtellungskunſt zu lenken und zu neuen fruchtbaren Diskuſſionen anzuregen. Für München ſelbſt iſt jetzt, nachdem auch das königl. Reſidenztheater die neue Einrichtung für gewiſſe Stücke erhalten hat, die Reformbühne eine vollendete Thatſache, deren Beſtand durch Zweifelfragen nicht mehr zu erſchüttern iſt.
Die Schriftleitung.

Bühne und wurde in dem neuen Gewande nach dem Berichte der Blätter mit lebhaftem Beifalle begrüßt.*)

Die Aufnahme der beiden letztgenannten Werke in den Spielplan der neuen Bühne bedeutet einen sehr wichtigen und bemerkenswerten Schritt in der Entwickelungsgeschichte der Münchener Reform. Während bis dahin nur Werke zur Aufführung gekommen waren, die durch ihre äußere Form, durch die störende Häufigkeit des Scenenwechsels der Vorstellung auf der alten Bühne mancherlei Schwierigkeiten bereiten, denen also die Vorzüge der neuen Bühne in hervorstechender Weise zugute kamen, hat man mit Konradin und der Jungfrau von Orleans Stücke aufgegriffen, bei denen das Bedürfnis, bedeutende scenische Schwierigkeiten zu überwinden, sicherlich nicht, oder wenigstens in weit geringerem Maße als bei den früher zur Darstellung gebrachten Werken vorhanden war. Man wird nicht mit Unrecht darin den ersten Versuch erkennen dürfen, das Repertoire der neuen Bühne zu verallgemeinern, in der Absicht, den Wirkungskreis derselben mit der Zeit auf das ganze Gebiet des rezitierenden Schauspiels auszudehnen. Daß dieses Ziel in der That von vielen Anhängern der Bühnenreform erstrebt wird, ließ ein interessanter Aufsatz von Dr. Walter Bormann in München erkennen, der als einer der beredtesten Wortführer der Reformpartei bereits in einer Reihe vorzüglicher Publikationen mit hingebender Begeisterung die Sache derselben verfochten hat.**) In seiner letzten diesbezüglichen Arbeit in der „Deutschen Bühnen-Rundschau" tritt Bormann mit Entschiedenheit der Anschauung entgegen, als ob die neue Bühne nur eine Art von gelehrter Sonder-Bühne, etwa für Shakespeare und eine Anzahl anderer Dramen darstellen solle. Wenngleich er erkennt, daß der Vorteil der neuen Bühne bei Stücken mit schwieriger und oft wechselnder Scenerie viel größer sei, so glaubt er doch, daß sich nichtsdestoweniger der Nutzen der neuen Einrichtung überall geltend machen werde. Er bezeichnet es geradezu als das zu erstrebende Ziel der neuen Bühne, daß sie auf dem

*) Im Laufe dieses Jahres wurden auch das Käthchen von Heilbronn, König Ottokars Glück und Ende, Faust, Was ihr wollt u. a. in den Spielplan der neuen Bühnen aufgenommen. — Die Entstehung vorliegenden Aufsatzes reicht in den Anfang dieses Jahres zurück. Verschiedener hindernder Umstände wegen konnte der Abdruck erst verspätet erfolgen.

**) Vergl. „Die Münchener Schauspielreform" in „Unsere Zeit", 1890, Heft VII. „Goethes Jugenddrama und die neue Münchener Bühne" in dem „Sammler", belletristisches Beiblatt der Augsburger Abendzeitung 1890, Nr. 89 und 90. „Ein Wort zur Münchener Schauspiel-Reform" in der „Deutschen Bühnen-Rundschau" 1890, Nr. 3.

ganzen Spielplan des neueren Dramas vom Trauerspiel bis zum Schwank angewandt werden müsse.

Angesichts solcher weitgehenden und, falls sie zur Ausführung kämen, für unsere dramatische Kunst sehr folgenschweren Forderungen der Reformpartei, ist ein wiederholtes und reifliches Erwägen der in Betracht kommenden Fragen geboten.

Bormann faßt die Segnungen der neuen Bühne nach drei Hauptrichtungen zusammen:

„Durch die Beseitigung störender Verwandlungen und des am schlimmsten störenden Zwischenvorhangs kommt erstens die dichterische Komposition nach Akten zu ihrem Rechte und das Kunstwerk erscheint als wohlgegliedertes Ganzes. Zweitens wird die rohe, bei aller Nachahmungswut ihr Ziel doch nie erreichende sogenannte Natürlichkeit mit der übertriebenen Ausstattung, die von dem eigentlichen Zwecke der Aufführungen die Sinne ablenkt, ausgeschlossen und die Wahrheit tritt in Geltung, die hier allein gelten darf, die auf einem Scheine beruhende, einzig von der Phantasie faßbare Wahrheit der Kunst, welche an der Sinnlichkeit einer verfeinerten und vergeistigten Ausstattung eine wesentliche Unterstützung empfängt. Drittens wird durch die größere Nähe des Schauspielers zum Publikum, welche die in das Proscenium vorgebaute Bühne ermöglicht, die schauspielerische Kunst in ihren mannigfaltigsten, leisesten, geistigsten Wirkungen des Wortes, der Miene und Geberde gefördert und belebt."

Was zunächst den ersten Punkt betrifft, so ist die Möglichkeit rascher Verwandlung bei offener Scene, die Beseitigung des unglückseligen Zwischenvorhangs, wodurch die dichterische Komposition nach Akten wieder zu ihrem Rechte gelangt, ein Vorteil, dessen Wert zweifelsohne gar nicht hoch genug geschätzt werden kann. Die Vorzüge der neuen Bühne nach dieser Richtung kommen ebensowohl den Verwandlungen innerhalb des Aktes wie den Akteinschnitten selbst zugute. Indem nämlich bei der Einfachheit der neuen Einrichtung für den Beginn eines Aktes keinerlei zeitraubende scenische Vorbereitungen zu treffen sind, wird es möglich, die Pausen zwischen den einzelnen Akten ganz kurz, meist nur 1—2 Minuten währen zu lassen. Das ist ein unermeßlicher Segen für die Wirkung eines Stückes. Jeder, der eine Aufführung auf der neuen Münchener Bühne gesehen hat, wird zugeben müssen, daß man hier in seltenem Maße von Anfang bis Ende unter dem Banne der Dichtung steht. An keiner Stelle wird die Stimmung durch unnötige Pausen zerstört, alle die zahlreichen Unterbrechungen und Zerstreuungen, welche das fortwährende Fallen des Zwischenvorhangs und die langen Pausen nach den Aktschlüssen unvermeidlich mit sich bringen, kommen hier zu Gunsten der künstlerischen Wirkung in Wegfall.

Um dies zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, wie gerade in letzterer Beziehung, ganz abgesehen von den Verwandlungen innerhalb des Aktes, oft in unverzeihlicher Weise gesündigt wird. Es ist gewiß für jedes Stück ein Segen, wenn es möglichst in einem Zuge, ohne größere Unterbrechungen abgespielt werden kann; sehr viele Stücke aber giebt es, deren Wirkung durch lange Pausen nach den Aktschlüssen geradezu vernichtet wird.

Muß man demgemäß das Resultat der neuen Bühneneinrichtung nach dieser Seite rückhaltlos als eine große Segnung anerkennen, so drängt sich doch andererseits die Frage auf, ob dieselbe nicht auch auf anderem Wege zu erreichen wäre: durch weise und maßvolle Reformen, die sich ohne mit dem hergebrachten Systeme zu brechen, innerhalb des Rahmens der alten Bühneneinrichtung bewegen.

Was bei der letzteren die Verwandlungen in so unerhörtem Maße erschwert, Deckung derselben durch den Zwischenvorhang und unverhältnismäßig lange Pausen zur Herstellnng des neuen Bühnenbildes notwendig macht, ist die übertriebene Ausstattung, die im Gefolge der Meininger und ihrer Bestrebungen, sich im Lauf der letzten Jahrzehnte immer mehr unseres ganzen Bühnenwesens bemächtigt und dasselbe vielfach in nachteilige Bahnen gezogen hat. Wenn für ein Zimmer, ohne daß es unbedingt geboten ist, praktikable Thüren und Fenster zur Seitendeckung verwendet werden, wenn für Scenen, die nur den Teil eines Aktes bilden, sogenannte geschlossene Dekoration in Anwendung kommt, wenn die Bühne mit Requisiten und Versatzstücken aller Art überladen wird, mit dem Bestreben, die Natur selbst in den kleinsten Dingen nachzuahmen, so wird dadurch freilich jede Möglichkeit genommen, bei offener Scene eine rasche Verwandlung zu vollziehen.

Es ist hier nicht der Ort, um zu wiederholen, was an anderer Stelle und von anderer Seite schon vielfach in vorzüglicher Weise hervorgehoben worden ist, und auf das falsche Natürlichkeitsstreben, die verkehrte Nachahmungswut, das sinnlose und übertriebene Ausstattungswesen hinzuweisen und dessen vielmehr schädigenden als fördernden Einfluß auf die dramatische Kunst darzulegen. Es kommt mir hier nur darauf an, von der rein praktischen Seite im Hinblick auf die Möglichkeit rascher Verwandlungen dem übertriebenen Ausstattungswesen entgegenzutreten.

Es sei mir dabei fern, einem nüchternen Puritanismus in der Ausstattung das Wort zu reden. Ich halte die Unterstützung der dramatischen Kunst durch eine in den richtigen Grenzen bleibende Ausstattung, durch Herstellung stimmungsvoller und einheitlicher scenischer Bilder als Hintergrund für die dramatische Handlung nicht nur für wünschenswert, sondern für unbedingt notwendig.

Auch möchte ich, wiederum vom praktiſchen Geſichtspunkt aus, bezüglich des Maßes der Ausſtattung Unterſchiede gemacht ſehen je nach der äußeren Geſtalt der zur Darſtellung gelangenden Stücke. Entſpricht dieſelbe den Bedingungen der modernen Bühne, iſt kein Scenenwechſel innerhalb des Aktes erforderlich, ſo mag getroſt eine reichere und glänzendere Ausſtattung ihre Stelle finden, inſofern ſie dem Charakter des Stückes angemeſſen und deſſen theatraliſche Wirkung zu heben geeignet iſt. Bei Werken dagegen, die wie die meiſten Stücke Shakeſpeares, wie Goethes Götz, wie Kleiſts und teilweiſe Grillparzers Dramen u. a. einen häufigen Scenenwechſel erfordern, möge eine weiſe Beſchränkung am Platze ſein; die Frage nach dem Maße der ſceniſchen Ausſtattung möge hier fortwährend im Hinblick auf die Möglichkeit raſcher Verwandlungen erwogen werden.

Wenn ich auf die Herſtellung *ſtimmungsvoller* ſceniſcher Bilder großen Wert zu legen geneigt bin, ſo iſt dabei zu erinnern, daß dieſe Stimmung in keiner Weiſe abhängig iſt von einer die Natur möglichſt getreu nachahmenden Ausſtattung der Bühne, die der Phantaſie des Zuſchauers nichts mehr zu thun übrig läßt. Die Stimmung des ſceniſchen Bildes liegt vielmehr im weſentlichen in der künſtleriſchen Ausführung des Schlußproſpektes und deſſen eventueller Einrahmung durch die davor befindlichen Seitenkuliſſen. Die Einrichtung der Bühne kann die allereinfachſte ſein, der Proſpekt kann in einer der vorderſten Gaſſen herabgelaſſen nur eine ganz „kurze Bühne“ bilden: und doch kann die nötige Stimmung durch die Dekoration hervorgerufen werden, wenn anders der Proſpekt durch ſeine maleriſche Ausführung den jeweiligen Forderungen entſpricht.

Die Requiſiten ſind auf das notwendigſte zu beſchränken, ſo daß ſie von wenigen Dienern, die im Augenblicke der Verdunklung bei offener Verwandlung die Bühne betreten, in raſcheſter Friſt abgeräumt werden können. Völlig zu verbannen iſt bei allen Stücken, die Scenenwechſel innerhalb des Aktes erfordern, die *geſchloſſene* Zimmerdekoration. So ſchön und zweckdienlich dieſe Einrichtung, welche das alte Kuliſſenſyſtem immer mehr zu verdrängen ſucht, erſcheinen mag, ſo ſehr ſie namentlich den Wirkungen der Schauſpielkunſt zu ſtatten kommt: ihre Herrichtung und Abräumung nimmt ſoviel Zeit in Anſpruch, daß ſie im weſentlichen nur da, wo der Schauplatz während des ganzen Aktes derſelbe bleibt, verwandt werden dürfte. Auch eine teilweiſe Benutzung dieſes Syſtems durch Verwendung von praktikabeln Thüren, Fenſtern, Kaminen ꝛc. an Stelle von Seitenkuliſſen ſollte thunlichſt beſchränkt werden in Stücken mit häufig wechſelnder Scenerie. Die Verſchönerung des Bühnenbildes durch ſolche Dinge ſteht durchaus in keinem Verhältniſſe zu dem Aufwande an Zeit, der zu ihrer Herrichtung und Ab-

räumung notwendig ist. Der Scenenwechsel wird dadurch nur erschwert, während er bei ausschließlicher Anwendung des alten offenen Kulissensystems keinerlei erhebliche Schwierigkeiten bietet.

Eine wesentliche Erleichterung der Verwandlungen läge ferner in einem ökonomisch durchzuführenden Wechsel zwischen kurzer und tiefer Bühne, namentlich in einer häufigeren Verwendung kurzer Bühnen, wo der Prospekt in der Höhe der ersten oder zweiten Kulisse herabgelassen ist. Ich habe schon in meiner Broschüre „Goethes Götz und die neu eingerichtete Münchener Bühne" (München, 1890) auf diesen Punkt hingedeutet und kann mich begnügen, auf meine Ausführungen an jener Stelle zu verweisen. Durch eine häufigere Benutzung der kurzen Bühne, die für kleinere Scenen und solche, die nur wenige Personen erfordern, vollkommen ausreichend ist, ja sogar für die Entwickelung einer feinen Schauspielkunst sich ungleich geeigneter zeigt, als tiefer Bühnenraum, wird der Scenenwechsel, der durch einfaches Hochziehen, bezw. Senken des Prospektes und eventuell zweier Seitenkulissen vollzogen werden kann, ganz erheblich erleichtert. Andererseits wird es dadurch möglich, für Scenen, welche eine reichere Ausstattung, tiefen Raum für die Entwickelung großer Massen verlangen, die hintere Bühne schon während des Aktes herzurichten, so daß für solche Scenen die ganze vorgeschrittene Technik unserer modernen Bühneneinrichtung mit Treppenaufbau, Emporbühne u. dergl. nutzbar gemacht werden kann. Durch ein weises und ökonomisches Verfahren in der Anwendung verschiedener Bühnentiefen müßte es möglich werden, selbst in Stücken mit schwieriger und häufig wechselnder Scenerie rasch und ohne Störung zu verwandeln.

Daß es keine Unmöglichkeit ist, Verwandlungen bei offener Scene rasch auszuführen, ohne daß dadurch die Illusion gefährdet wird, können viele Aufführungen des „deutschen Theaters" in Berlin und anderer Bühnen auf das thatkräftigste beweisen.

Mit einem Worte: ich glaube, daß was die neue Münchener Bühne erreicht hat hinsichtlich der Beseitigung störender Verwandlungen, auf anderem Wege auch auf der alten Bühne erreicht werden kann. Dieser Weg ist: energische Reaktion gegen das Überwuchern des übertriebenen Ausstattungswesens, Rückkehr zu einfacheren Bühnenformen, ohne völligen Verzicht auf das, was die vorgeschrittene Technik unserer Bühneneinrichtung für die Gesamtwirkung der dramatischen Kunst zu leisten vermag. Solche energische Reformen innerhalb der bestehenden Bühneneinrichtung halte ich nicht nur für wünschenswert, sondern für unbedingt geboten zum Heile der theatralischen Kunst. Kämen derartige Reformen zur Ausführung und würde zur Ermöglichung rascher Verwandlungen in Bezug auf scenische Aus-

ſtattung ein Mittelweg gefunden zwiſchen puritaniſcher Einfachheit und übertriebener Meiningerei, ſo wäre der Vorſprung der neuen Münchener Bühne damit eingeholt, ohne daß ein Bruch mit dem Syſteme der alten Bühneneinrichtung notwendig wäre.

Was das Zweite betrifft, was Bormann als Segnung der neuen Bühne bezeichnet, die Ausſchließung der „rohen, bei aller Nachahmungswut ihr Ziel doch nie erreichenden ſogenannten Natürlichkeit mit der übertriebenen Ausſtattung, die von dem eigentlichen Zwecke der Aufführungen die Sinne ablenkt", ſo habe ich in vorangehenden Darlegungen ſchon angedeutet, daß ich Bormanns Anſchauung im weſentlichen teile und in dem Streben nach minutiöſer Natürlichkeit und der übertriebenen Ausſtattung einen Schaden für unſere dramatiſche Kunſt zu erblicken glaube. Auch Bormanns intereſſanten diesbezüglichen Ausführungen in „Unſere Zeit" kann ich mich in vielen Beziehungen unbedingt anſchließen.

Wenn die neu eingerichtete Bühne den Kampf gegen dieſe falſche Natürlichkeit, gegen die übertriebene, von dem Kern der Sache ablenkende Ausſtattungsſucht in den Mittelpunkt ihrer Bemühungen rückt, ſo iſt das ſicherlich ein hochverdienſtliches Streben, dem die Anerkennung aller Ernſtgeſinnten zu Teil werden muß. Auch wenn die neue Bühne in der Theatergeſchichte keinen andern Zweck erfüllte, als daß ſie durch die Anregungen, die von München ausgehen, und die durch ſie hervorgerufenen Diskuſſionen allenthalben eine energiſche Reaktion gegen die Auswüchſe des Natürlichkeitsſtrebens ins Leben riefe, auch dann müßte das Münchener Unternehmen als eine künſtleriſche That von ſegensreichſtem Erfolge des Dankes der Nachwelt ſicher ſein. Ob wir der Münchener Bühne als Anhänger oder Gegner gegenüber ſtehen, wir alle können von derſelben lernen und aus dem Gelernten reichhaltigen Nutzen ziehen für das Gedeihen unſerer Kunſt.

Mit Recht wird von den Vertretern der Bühnenreform hervorgehoben, daß alle theatraliſche Kunſt auf einer ſtillſchweigenden Konvention zwiſchen Bühne und Publikum beruhe. Eine vollkommene Nachahmung der Wirklichkeit wäre ſelbſt bei den reichſten Mitteln und den ernſteſten Beſtrebungen eine Sache der Unmöglichkeit. Es darf deshalb immer nur das Beſtreben der Bühne ſein, jene ſtillſchweigende Konvention, die den Zuſchauer zwingt, das künſtleriſch Dargeſtellte für Wirklichkeit zu nehmen, aufrecht zu erhalten. Das Weſen der Münchener Bühnenreform beſteht nun darin, daß ſie die bei uns beſtehende, traditionell gewordene Übereinkunft zwiſchen Bühne und Publikum preisgiebt, indem ſie dem Zuſchauer zumutet, ſich an eine neue, andere Konvention zu gewöhnen.

Natürlicher Weise giebt es für diese Konvention kein allgemein giltiges Dogma; dieselbe war bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten jeweils eine andere; und keine kann für sich allein den Anspruch ausschließlicher Berechtigung erheben.

Die Frage, auf die es hier ankommt, ist *erstens* die, ob es möglich ist, das Publikum durch eine Reform der Bühne mit einem Male zu zwingen, sich an eine neue Konvention zu gewöhnen, die seiner Phantasie anderes und mehr zumutet, als dieselbe bisher zu leisten gewohnt war; und *zweitens*, ob diese neue Konvention die Wirkung der theatralischen Kunst auf den Unbefangenen im Vergleiche zu der früheren zu erhöhen oder zu verringern geeignet ist.

Ich wage, die erstere Frage nicht zu entscheiden. Die Zukunft hat zu lehren, ob die Masse des großen, naiven Publikums geneigt ist, sich an die neue Konvention, die von der Münchener Reform verlangt wird, zu gewöhnen. Die Beantwortung der zweiten Frage wird sich aus den folgenden Erörterungen vielleicht ergeben.

Wir sind bei der *alten Bühne* gewohnt, ein einheitliches scenisches Bild vor Augen zu haben, das uns durch Prospekt und Seitenkulissen den jeweiligen Schauplatz der Handlung zu vergegenwärtigen sucht. Der Schauspieler tritt zwischen Kulissen hervor, die Bäume und Strauchwerk darstellen, und wir glauben ihm, daß er sich im Wald befindet. Er kommt nie soweit nach vorne, daß er für unser Auge aus dem Rahmen des scenischen Bildes heraustritt. Diesen Rahmen des scenischen Bildes bedeutet für unsere Vorstellung der Prosceniumsbogen, die Grenze des Bühnenraumes nach vorne stellt die ein Stück hinter der Rampe liegende Prosceniumslinie dar. Würde der Schauspieler die letztere überschreiten, um etwa unmittelbar an den Rand der Rampe zu treten, so würde er den Rahmen des eigentlichen Bühnenbildes verlassen, und die Illusion wäre gefährdet.

Anders die *neue Bühne*. Sie zeigt einen stabilen architektonischen Bau, der unverändert bleibt und die davor liegende Vorderbühne als einen feststehenden, neutralen Boden erscheinen läßt. Der jeweilige Schauplatz der Handlung wird nur angedeutet durch den Prospekt der dahinter liegenden Mittelbühne. Je nach dem Charakter der letzteren haben wir uns auch unter der Vorderbühne Zimmer, Straße, Wald u. s. w. vorzustellen. Wenn kämpfende Ritter durch die Seitengobelins auf die Vorderbühne treten, so müssen wir glauben, daß dieselben sich auf dem Schlachtfelde befinden; wenn der Prospekt der Mittelbühne eine Bauernschenke darstellt und die raufenden Reiter von den Bauern durch die Gobelins der Vorderbühne verdrängt werden, müssen wir uns unter dem architektonischen Bau einen Teil der Bauernschenke vorstellen.

Dem maleriſchen Standpunkt, welcher in der bei der alten Bühne beſtehenden Übereinkunft eine weſentliche Rolle ſpielt, wird bei der neuen Bühneneinrichtung nur in ſehr beſchränktem Maße Rechnung getragen. Der Zuſchauer ſoll durch den Proſpekt der Mittelbühne nur eine Andeutung über den jeweiligen Schauplatz der Handlung erhalten; alles übrige ſoll die Phantaſie ſich ergänzen. Wir ſehen deshalb bei der neuen Bühneneinrichtung kein einheitliches ſceniſches Bild; das Auge bleibt unbefriedigt. Ein harmoniſches Geſamtbild bietet ſich nur, wenn die Darſteller ſich ausſchließlich auf der Mittelbühne bewegen; der Ausſchnitt des architektoniſchen Baues bildet dann den Rahmen für das dahinterliegende ſceniſche Bild der Mittelbühne. Treten die Schauſpieler die Stufen herab auf die Vorderbühne, ſo wird das einheitliche ſceniſche Bild zerriſſen; wir ſind gezwungen, auch in der Vorderbühne mit dem Hintergrund des architektoniſchen Baues einen Teil des durch den Proſpekt der Mittelbühne angedeuteten Schauplatzes zu erblicken. Dem aber widerſteitet der unvereinbare Gegenſatz zwiſchen dem Palaſtbau und der Dekoration der Mittelbühne: unſere Illuſion wird in erheblichem Maße geſtört.*)

Am ſtörendſten für das Auge machte ſich dieſer Gegenſatz zwiſchen dem architektoniſchen Bau und der Dekoration der Mittelbühne bemerkbar, wenn letztere eine freie Gegend darſtellte. Dies wurde von Anfang an von einem Teil der Kritik der Münchener Reform entgegengehalten. Deshalb entſchloß man ſich zur Einführung des Laubrankenbogens, der über den ſtabilen Vorbau herabgelaſſen wird in Scenen, wo der Proſpekt der Mittelbühne eine Landſchaft vorſtellt. Damit war inſofern allerdings eine Beſſerung geſchaffen, als die betreffenden Auftritte nun wenigſtens ein einheitliches, ich möchte nicht ſagen ſchönes, ſceniſches Bild dem Auge bieten. Allein man überſah dabei, daß man ſich durch Einführung des Laubrankenbogens einer Inkonſequenz ſchuldig machte, indem man von dem leitenden Grundgedanken des neuen Bühnenſyſtems ſich entfernte. Dieſer Grundgedanke beſteht

*) Dieſer Mangel macht ſich beſonders ſtark fühlbar in allen Scenen, die eine ausgeſprochene dichteriſche Stimmung verlangen. Wenn ich in meiner Broſchüre die Meinung ausſprach, daß dieſer Mangel des Stimmungsvollen bei Shakeſpeare vielleicht weniger ſtörend zum Vorſchein komme als bei Götz von Berlichingen, ſo muß ich dieſe Äußerung, nachdem ich auch Shakeſpeare auf der neuen Bühne ſpielen ſah, zurücknehmen. Die Falſtaffſcenen, beſonders die große Eaſtcheapſcene in Heinrich IV 2 verlieren durch die neue Bühneneinrichtung entſchieden. Solange bloß auf der Mittelbühne geſpielt wird, bietet ſich dem Auge ein ſtimmungsvolles und einheitliches ſceniſches Bild. Aber ſobald die Perſonen die Stufen herabtreten und Falſtaff auf der leeren Vorderbühne vor dem Palaſtbau Dortchen Lockenreißer ſeine Huldigungen darbringt, wird die köſtliche Kneipſtimmung gewaltſam zerriſſen.

darin, daß durch die Vorderbühne mit dem architektonischen Bau ein ständiger, für das ganze Stück unverändert bleibender Raum geschaffen ist, der nur durch den Prospekt der Mittelbühne eine Andeutung erhält, was für einen Schauplatz er jeweils darstellen soll. Das Charakteristische der Bühnenreform besteht ja gerade darin, daß man sich bezüglich der Scenerie auf Andeutungen beschränken und im übrigen an die Phantasie des Zuschauers appellieren will.

Mit vollem Rechte sagt deshalb Bormann: „Die Gestalt und das Aussehen der Vorderbühne muß als etwas Ständiges soviel wie möglich beibehalten werden". Allein in den Worten „soviel wie möglich" liegt bereits eine Konzession. Wer streng auf dem Standpunkt des neuen Bühnensystems steht, muß daran festhalten, daß die Gestalt der Vorderbühne immer und ausnahmslos dieselbe bleibt; er darf in der Einführung des die Vorderbühne umrahmenden Rankenwerkes keine Verbesserung begrüßen. Er hätte diese Konzession um so mehr zu verwerfen, als dieselbe notwendiger Weise, wollte man nur einigermaßen logisch und konsequent verfahren, eine ganze Reihe weiterer Konzessionen zur Folge haben müßte.

Denn Bormann selbst sagt völlig richtig, daß der Laubrankenbogen nicht für jeden Auftritt, der im Freien spiele, passe. „Nur wo Wald und Flur den vollen grünen Hintergrund abgeben, ist die Hinzuthat der Ranken glücklich an ihrem Platze." Sie paßt ganz und gar nicht, wenn der Prospekt der Mittelbühne eine öde Heide, eine Straße oder ein Felsgewölbe darstellt. Man müßte also, nachdem man den Laubrankenbogen für Landschaften bewilligt hat, in anderen Fällen, um konsequent zu sein und Einheit in das scenische Bild zu bringen, für die Straße etwa einen entsprechenden Thorbogen, für das Felsgewölbe einen Felsenbogen über den Vorbau herablassen. Das wäre die unerbittliche Konsequenz des Laubrankenbogens. Denn es wird gewiß Niemand behaupten wollen, daß der architektonische Bau mit den Gobelins-Ausgängen zu einem Straßenbilde besser passe als zu einem landschaftlichen Hintergrunde.

Durch die Einführung weiterer Bogen, welche die Vorderbühne in Übereinstimmung bringen mit dem jeweiligen Prospekt der Mittelbühne, würde nun selbstverständlich der Grundgedanke und zugleich der praktische Vorteil der neuen Bühneneinrichtung über Bord geworfen. Man ließ es deshalb wohlweislich bei der Einführung des Laubrankenbogens bewenden, ohne zu empfinden, daß man gegen das System der neuen Bühne eine Inkonsequenz begangen hat und andererseits doch auf halbem Wege stehen geblieben ist.*)

*) Daß der Laubrankenbogen zu dem System der neuen Bühne durchaus nicht

Eine noch viel anfechtbarere Konzeſſion als der Laubrankenbogen iſt die ſeit der Aufführung des Götz aufgekommene Neuerung, daß für viele Scenen ein eigener Proſpekt unmittelbar vor dem architektoniſchen Baue herabgelaſſen wird. Die Mittelbühne mit dem Bau wird dadurch vollkommen verdeckt, wir haben bloß die Vorderbühne mit dekorativem Hintergrund vor Augen. Das Bild, das ſich in dieſem Falle bietet, iſt im weſentlichen das, was man im alten Theater „kurze Bühne“ nennt. In oben erwähnter Broſchüre habe ich deshalb von meinem Standpunkt aus die Scenen, in denen dieſe Bühnenform zur Verwendung kommt, als diejenigen bezeichnet, die dem Auge die meiſte Befriedigung gewähren.

Anders ſtellt ſich die Sache für den, der den Standpunkt der Bühnenreform den ſeinen nennt. Mit vollem Rechte erblickt Bormann in dieſer Neuerung einen Mangel. Denn durch die Verdeckung des architektoniſchen Baues durch die davor herabgelaſſene Dekoration wird die charakteriſtiſche Grundgeſtalt der neuen Bühne, der ſtabile Bau mit dem neutralen Vorderraum, und damit der Grundgedanke der Bühnenreform, vollſtändig verwiſcht.

Es iſt dieſer Mangel um ſo gefährlicher, als die Neuerung von der Aufführung des Götz nun auf die Shakeſpeare-Vorſtellungen übertragen wird. In „Heinrich IV“ 2, beiſpielsweiſe werden nicht weniger als ſechs Scenen auf der Vorderbühne mit Proſpekt vor dem ſtabilen Bau geſpielt; darunter die drei großen, unmittelbar aufeinander folgenden Scenen, welche die erſte Hälfte des vierten Aktes bilden und die Niederwerfung der Rebellion durch den Verrat des Prinzen Johann behandeln. Wäre nicht das vorgebaute Proſcenium, man würde während dieſer langen Scenenreihe vollkommen vergeſſen, daß man die neueingerichtete Bühne vor Augen hat.

Man kann ſich angeſichts dieſer Neuerungen der Frage nicht verſchließen: wenn die Vertreter der Bühnenreform wirklich von der Richtigkeit des neuen Syſtems und des demſelben innewohnenden Grundgedankens durchdrungen ſind, weshalb laſſen ſie ſich zu einer Reihe von Neuerungen

---

paßt, ergiebt ſich unter anderem auch aus folgendem. In „Heinrich IV.“ 2, wird zu verſchiedenen Malen bei Auftritten, die im Freien ſpielen und den Laubrankenbogen benutzen, in Mitte der Scene der Vorhang des architektoniſchen Baues zugezogen zur Herrichtung der Mittelbühne für den folgenden Auftritt. Das ſceniſche Bild, das ſich dem Auge dann bietet, iſt der grasgrüne Laubrankenbogen, in der Mitte geſchloſſen durch den braunen Tuchvorhang des Palaſtbaues (!). Ein ſolches ſceniſches Bild dem Zuſchauer vorführen, heißt denn doch etwas kühne Zumutungen an die Phantaſie desſelben ſtellen. Von der abſoluten Häßlichkeit dieſes Anblicks will ich dabei noch gar nicht reden.

und Konzessionen bewegen, die sie doch selbst notwendiger Weise als Inkonsequenzen und Widersprüche empfinden müssen? Sie betonen ausdrücklich, daß eine bloße Andeutung der Scenerie genüge, daß die Mithülfe der Phantasie des Zuschauers unerläßlich sei; sie verwerfen das, was wir Anhänger der alten Bühne als den malerischen Standpunkt bezeichnen: wozu dann die Konzessionen an diesen malerischen Standpunkt? Denn das und nichts anderes ist die Einführung des Laubrankenbogens.

Ich glaube in diesen Neuerungen und Konzessionen eine Gefahr für die neue Bühne erkennen zu müssen. Wenn der Spielplan derselben durch andere Stücke erweitert wird, werden zweifelsohne auch wieder manche neue und schwierigere scenische Aufgaben an die neue Bühne herantreten; man wird sich zur Überwindung derselben möglicherweise zu abermaligen Konzessionen und Änderungen entschließen, welche die Bühne von dem ursprünglichen einfachen Systeme immer mehr entfernen.

Eine Garantie gegen eine solche Entwickelung der neuen Bühneneinrichtung läge meiner Ansicht nach nur in einer entschlossenen Umkehr zu der *ersten* Gestalt der neuen Bühne, in einem *unbedingten und konsequenten Festhalten* an jener Bühnenform, wie sie bei der ersten Aufführung des „Lear“ am 1. Juni 1889 in Verwendung kam. Damals wurde während des ganzen Stückes die charakteristische Grundgestalt der neuen Bühne mit dem unveränderten stabilen Vorbau festgehalten, der Grundgedanke des Systems kam zur klaren und vollen Anschauung. Man kann über dieses System verschiedener Ansicht sein; ich selbst vermag mich nicht damit zu befreunden; aber man mußte damals die *Konsequenz* und die *Einheit* in der *Durchführung* des Gedankens anerkennen. Wie sich heute die neue Bühne mit den seither ins Leben getretenen Neuerungen und Konzessionen an das alte System darstellt, ist sie voller Inkonsequenzen und Widersprüche, ein buntes Gemisch von heterogenen Elementen, das keinen einheitlichen Eindruck auf den Zuschauer hervorzubringen vermag.

Ich habe *drittens* endlich auf das in den Zuschauerraum vorgebaute Proscenium noch mit einigen Worten einzugehen. Der Zweck dieser Einrichtung soll sein, durch die größere Nähe des Darstellers zum Publikum „die schauspielerische Kunst in ihren mannigfaltigsten, leisesten, geistigsten Wirkungen des Wortes, der Miene und Geberde“ zu fördern und zu beleben.

Man hat mir vorgeworfen, daß ich die Vorteile einer freier und mannigfacher behandelten Sprache und Bewegung, welche diese Einrichtung gewährt, nicht im geringsten würdige. Ich bin davon weit entfernt. Daß dem Schauspieler durch größere Annäherung an den Zuschauerraum ein

feineres, nüancenreicheres Spiel ermöglicht wird, daß das dichterische Wort dadurch mehr zu seinem Rechte gelangt, ist eine zu selbstverständliche Thatsache, als daß sie geleugnet werden könnte.

Allein die Frage, um die es sich handelt, ist die: werden die Vorteile, welche die größere Nähe des Schauspielers für Sprachbehandlung und Mimik bietet, nicht aufgewogen durch die Nachteile und Gefahren, welche dem Spiel des Darstellers, namentlich der Bewegung und der Geberdensprache, auf der großen, öden, aller Requisiten und scenischen Hilfsmittel entbehrenden Vorderbühne drohen? Diese Frage ist nach meiner Überzeugung zu bejahen. Wohl möglich, daß sich die Nachteile, die ich im Auge habe, bei den bis jetzt auf der neuen Bühne zur Aufführung gekommenen Stücken nicht in sehr auffallender Weise bemerkbar gemacht haben, obwohl auch im „Götz" beispielsweise die Scenen zwischen Adelheid und Weislingen, Adelheid und Franz durch ihre Darstellung auf der leeren Vorderbühne nach meiner Ansicht sehr verlieren. Wohl möglich, daß das Aussehen der Vorderbühne bei den bis jetzt gegebenen Stücken, wo meist figurenreiche Scenen und große politische Aktionen auf derselben zur Darstellung gelangten, wenig störte. Aber man warte einmal ab, wie Stücke, die weniger das Treiben der großen, politischen Welt, als den Mikrokosmos, das intime Leben der kleinen Welt zum Gegenstand haben, wie etwa „Clavigo", „Kabale und Liebe", „Emilia Galotti" und andere sich auf der neuen Bühne ausnehmen werden.

Man denke sich, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die große Scene zwischen Carlos und Clavigo im vierten Akte auf der Vorderbühne gespielt. Kein Stuhl, kein Schreibtisch, kein Divan, kein Requisit, das dem Darsteller die leichteste Stütze gewährt, das ihm und dem Zuschauer den Glauben nahe bringt, er befinde sich in einem Zimmer. Diese ganze Scene, die unmittelbar aus dem realsten Leben herausgegriffen ist, die durch hundert unsichtbare Fäden fortwährend mit dem realen Leben zusammenhängt, wird durch Darstellung auf der leeren Vorderbühne alle ihre Natürlichkeit, alle Anschaulichkeit, alle Wirklichkeit, mit einem Worte alle ihre Reize verlieren. Diese Scene, die der unmittelbarsten Wirklichkeit entnommen ist, verlangt für ihre Darstellung einen Raum, der wenigstens einigermaßen an die Wirklichkeit erinnert, der einigermaßen den Schauplatz vor Augen stellt, wo das betreffende Gespräch geführt wird. Wie sollen sich Carlos und Clavigo, welche die ganze große Scene stehend spielen müssen, nur immerwährend bewegen, um nicht einer verzweifelten Eintönigkeit zum Opfer zu fallen! Die Natürlichkeit des Spieles wird bedenklich Not leiden. Die unzähligen Feinheiten und Nuancen, mit denen die Darsteller diese Scene

auszustatten pflegen und ausstatten müssen, soll sie nicht Gefahr laufen, ermüdend zu wirken, müssen auf der Vorderbühne, wo alle Requisiten und alle Hilfsmittel dem Darsteller mangeln, zum großen Teil verloren gehen. Man verlange von einem Charakterdarsteller, er solle den Carlos in dieser Scene auf der neu eingerichteten Münchener Bühne spielen! Er wird sicher nur mit großem Widerwillen und sehr berechtigter Scheu an seine Aufgabe herantreten. Und das Urteil des Schauspielers ist doch zum mindesten in diesen Punkten, welche die Frage der schauspielerischen Wirkung betreffen, wohl wert, mit herangezogen zu werden.

Nun liegt es allerdings in der Absicht der Bühnenreform und ihrer Verfechter, die sogenannten intimeren Scenen im Gegensatze zu dem Treiben der großen Welt, wenn möglich, auf der kleinen Mittelbühne spielen zu lassen. Allein das ist eben nur in einem sehr beschränkten Maße möglich. Stücke wie „Clavigo", „Kabale und Liebe" müßten dann vollkommen oder wenigstens zum größten Teile auf der Mittelbühne gespielt werden. Kommen aber größere Scenen auf der Mittelbühne zur Darstellung, so ist der angebliche Vorteil des vorgebauten Proscениums damit selbstverständlich aufgehoben, und wir haben statt dessen den Nachteil, daß der Schauspieler viel weiter von dem Publikum entfernt ist, als er es auf der alten Bühne unter normalen Umständen wäre. So bewegt sich die neue Bühneneinrichtung zwischen zwei Extremen: entweder ist bei Spiel auf der Mittelbühne das Auge befriedigt, das Ohr aber benachteiligt durch die große Entfernung; oder es dringt bei Spiel auf der Vorderbühne das Wort vorzüglich zum Ohre, aber das Auge findet infolge der eigentümlichen Beschaffenheit des Spielraums keine Befriedigung.

Unabhängig von der Frage, inwiefern durch das vorgebaute Proscenium der Wirkung der Schauspielkunst an sich ein Nutzen oder Schaden erwachsen kann, ist die mir viel wichtiger scheinende Frage, ob überhaupt die durch diese Einrichtung bedingte große Annäherung der scenischen Vorgänge an den Zuschauer, das Heraustreten des Schauspielers aus dem scenischen Rahmen und seine unmittelbare Verbindung mit dem Publikum unsern Anschauungen von dem Wesen der theatralischen Kunst entsprechend ist. Es wird allerdings unmöglich sein, über diesen Punkt zwischen den Vorkämpfern der Bühnenreform und denen, die wie ich die in der alten Bühneneinrichtung eingeschlagenen Bahnen für die richtigeren halten, zu einer Einigung zu gelangen. Denn beide Richtungen nehmen ihren Ausgang von einer im Prinzip grundverschiedenen Anschauung über das Wesen der theatralischen Kunst.

Ich kann nicht versuchen, diese interessante Frage hier nur annähernd

in ihrem Vollgehalte zu erſchöpfen und muß mich deshalb auf einige wenige Andeutungen über den charakteriſtiſchen Unterſchied beider Auffaſſungen beſchränken.

Die Auffaſſung des Theaters, wie ſie der bei uns in Deutſchland eingebürgerten alten Bühneneinrichtung eigentümlich iſt und wie ſie mir die richtige zu ſein ſcheint, iſt in Kürze die. Der Bühnenraum, nach vorne begrenzt durch die Proſceniumslinie, ſtellt den Schauplatz dar, auf welchem uns der Dichter längſt geſchehene oder von der Phantaſie erſonnene Handlungen vorführt, in einer Weiſe, als ob ſie in dem Augenblick ſich ereigneten, wo der Zuſchauer wie ein zufälliger Zeuge derſelben ihrer anſichtig wird. Der Spielraum iſt von drei Seiten von Kuliſſen umgeben, die mit Hilfe der ſtillſchweigend zwiſchen Bühne und Publikum beſtehenden Konvention den jeweiligen Schauplatz der Handlung zu verſinnlichen ſuchen. An Stelle der vierten dem Publikum zugewandten Seite hat man ſich in der Höhe der Proſceniumslinie eine vierte Wand zu denken, die nur für den Zuſchauer durchſichtig iſt und demſelben einen Blick gewährt auf den Schauplatz, wo die vom Dichter vorgeführten Perſonen reden und ſich bewegen. Das was hinter der Proſceniumslinie vorgeht, iſt in gewiſſem Sinne, ich ſage ausdrücklich nur in gewiſſem Sinne, ein lebendes Gemälde. Deshalb darf der maleriſche Standpunkt für das ſceniſche Bild, das ſich hinter der Proſceniumslinie bietet, bezüglich der Art und Weiſe, wie ſich die handelnden Perſonen innerhalb desſelben bewegen, durchaus nicht außer Acht gelaſſen, wenn auch nicht zur ausſchließlichen Richtſchnur gemacht werden. Jene unſichtbar-durchſichtige Wand, die in der Proſceniumslinie den Spielraum von dem Zuſchauerraum trennt, muß vor allem in der Phantaſie des Schauſpielers exiſtieren. Der Schauſpieler muß ſich fortwährend bewußt ſein, daß er von dem Publikum geſehen wird, aber er muß ſo ſpielen, als wiſſe er nicht, daß er geſehen wird, als ſei an der vierten dem Zuſchauer zugewandten Seite der Bühne eine Wand, in gleicher Weiſe wie an den übrigen drei Seiten derſelben. In dieſem Satze iſt, wie ich glaube, das Grundgeſetz der deutſchen Schauſpielkunſt enthalten, der Schauſpielkunſt, nicht wie ſie immer iſt, aber wie ſie ſein ſollte. Alle Regeln für den Darſteller ergeben ſich von ſelbſt, ſobald er von dieſer Grundanſchauung beherrſcht iſt. Es wird ſelbſtverſtändlich für ihn, daß er die Proſceniumslinie nie überſchreiten darf; denn träte er bis an den vorderſten Rand der Rampe, ſo würde er außerhalb jener vierten Wand, außerhalb des Raumes ſtehen, den wir uns als den Schauplatz der Handlung zu denken haben. Es wird ſelbſtverſtändlich für ihn, daß er nie zum Publikum ſprechen darf wie zu einer dritten Perſon; denn es giebt für den Schauſpieler kein Publikum, an der Rampenſeite iſt die unſichtbare Wand für ihn errichtet. Der Zu-

schauer aber muß, wenn richtig gespielt wird, die Empfindung haben, als dürfe er sich auf seinem Platze nicht rühren, um dem Darsteller seine Anwesenheit nicht zu verraten. Wird von sämtlichen Darstellern so gespielt, daß jede direkte Beziehung zwischen Schauspieler und Publikum fehlt, dann kann jene höhere Wechselwirkung zwischen beiden eintreten, jene höchste Wirkung der Schauspielkunst, wo der Zuschauer vergißt, daß er sich im Schauspielhause befindet: dann feiert die Schauspielkunst ihre höchsten und vornehmsten Triumphe.

Zu der hier geschilderten Auffassung der theatralischen Kunst steht die, welche der neuen Münchener Bühneneinrichtung und dem vorgebauten Proscenium derselben zu Grunde liegt, in diametralem Gegensatze. Die Vorkämpfer der Bühnenreform können sich allerdings historisch auf die Shakespearesche Bühne berufen, sie können die Aussprüche und Bestrebungen bedeutender Dramaturgen wie Tieck und Immermann*) für sich ins Gefecht führen. Aber weder in ersterer, noch in letzteren liegt ein Beweis für die unanfechtbare Richtigkeit der ihnen zu Grunde liegenden Auffassung. Es ist durch nichts bewiesen, daß, wenn Shakespeare statt des dürftigen ihm zu Gebote stehenden Gerüstes über eine vollkommenere Bühneneinrichtung hätte verfügen können, seine Dramen nicht noch eine mächtigere Wirkung auf seine Zeitgenossen geübt hätten. Den Bestrebungen von Tieck und Immermann kann man Altmeister Goethes gewichtige Aussprüche über das Wesen der theatralischen Kunst gegenüberstellen.

Die altenglische Bühne war bekanntlich an drei Seiten von den Zuschauerreihen umgeben. Der Schauspieler stand gewissermaßen mitten unter den Zuhörern, die dadurch in eine viel engere Beziehung zu dem Darsteller und der vorgeführten Handlung traten. Derselbe Gedanke, wenn auch nicht in so schroffer Weise durchgeführt, ist im wesentlichen dem in das Auditorium vorgebauten Proscenium der Münchener Bühne zu Grunde gelegt.

Hier wird eine unmittelbare Wechselwirkung zwischen Schauspieler und Publikum angestrebt. Hier soll der Zuschauer nicht vergessen, daß er sich im Theater befindet; durch das Heraustreten des Schauspielers aus dem scenischen Rahmen, wenn von einem solchen bei der neuen Bühne geredet werden kann, durch seine Annäherung an das Publikum wird die Absicht klar und deutlich kund gethan, seine Worte dem Publikum besser zu Gehör zu bringen; auch hier gilt der Satz „Man merkt die Absicht und

*) Vgl. meine Abhandlung „Tieck und Immermann als Vorläufer der Münchener Bühnenreform“ in der Münchener Allgem. Zeitung 1890, Beilage Nr. 219 und 221.

man wird verſtimmt". Der Zuſchauer wird fortwährend daran erinnert, daß der Schauſpieler um ſeinetwillen da iſt, daß es eine Komödie iſt, die ihm vorgeführt wird, der ſchöne Wahn, Wirklichkeit zu ſehen, muß in dem Zuſchauer ſchwinden; die ganze Naivetät und Keuſchheit der dramatiſchen Darſtellung geht verloren.

Gerade der Glaube an die Realität der Perſonen und Handlungen, die wir vor Augen ſehen, der trotz des unleugbar richtigen Satzes, daß der Schein nie die Wirklichkeit erreichen ſolle, bis zu einem gewiſſen Grade doch immer vorhanden ſein muß, dieſer Glaube wird durch die Annäherung des Schauſpielers und der dramatiſchen Vorgänge an das Publikum in bedenklichem Maße gefährdet. Gerade deshalb, weil wir durch die große Nähe des Darſtellers zu ſehr an das Wirkliche, Perſönliche desſelben erinnert werden, verlieren wir den Glauben an die Wirklichkeit deſſen, was er darſtellen ſoll. Hier eben liegt der Unterſchied zwiſchen Theater und Konzertſaal. In letzterem iſt die Rückſicht auf die Verſtändlichkeit des Redners in erſter Linie ausſchlaggebend; je näher er dem Auditorium iſt, deſto beſſer. Im Theater aber kommt eine ganze Reihe anderer und wichtigerer Umſtände in Betracht.

Ich habe ſchon in meiner mehrerwähnten Broſchüre darauf hingewieſen, daß ich die Entfernung des Spielraums von dem Publikum, die bei der alten Bühneneinrichtung durch die dazwiſchen befindliche Kluft des Orcheſters bedingt iſt, für eine weiſe künſtleriſche Notwendigkeit halte. Der Spielraum muß in eine gewiſſe ideale Ferne gerückt ſein, damit dem Zuſchauer ſymboliſch in Erinnerung gerufen werde, daß es eine andere, ideale, künſtleriſch verklärte Welt iſt, die ſich im Theater ſeinen Augen aufthut. Gerade deshalb, weil die dramatiſche Kunſt doch nie die nackte Wirklichkeit erreichen kann und ſoll, iſt die Innehaltung jener idealen Ferne zwiſchen Bühne und Publikum notwendig, damit in dieſem der Glaube an die künſtleriſch verklärte Wirklichkeit der Bühnenvorgänge erhalten werde, ein Glaube, der durch die allzu große Annäherung des Darſtellers an den Hörer vernichtet wird.

Für die Schauſpielkunſt ſelbſt birgt das vorgebaute Proſcenium nach einer Seite, wie ich glaube, eine große Gefahr. Ein Erbfehler unſerer Schauſpielkunſt — wenigſtens nach der Auffaſſung des Theaters, die mir die richtige zu ſein ſcheint — iſt das Spielen der Monologe und Seitenbemerkungen zum Publikum. Dieſe unſchöne Gewohnheit muß durch die vorgebaute Vorderbühne und das Beſtreben, eine unmittelbare Wechſelwirkung zwiſchen Darſteller und Publikum zu erzielen, notwendiger Weiſe verſtärkt werden.

Das zeigt sich beispielsweise deutlich in der Art, wie Carl Häusser in München die Monologe Falstaffs im zweiten Teile von Heinrich IV. spielt. Ich habe diesen sonst so trefflichen Künstler die Rolle des Falstaff allerdings nie auf der alten Bühne spielen sehen und kann infolgedessen nicht beurteilen, wieviel von seiner jetzigen Spielweise auf Kosten der neuen Bühneneinrichtung zu setzen ist. Thatsache ist aber, daß Häusser sämtliche Falstaffsche Monologe von Anfang bis Ende zum Publikum spricht, jene demselben, wie einer dritten Person, gewissermaßen erzählend. Das ist unschön und widerstreitet schnurstraks dem Wesen des Monologes. Denn ein Monolog ist ein Selbstgespräch und muß gespielt werden wie die Betrachtungen eines Mannes, der mit sich selbst redet und sich laute Rechenschaft giebt über seine Gedanken. Ein Publikum darf auch für den, der Monologe spielt, nicht vorhanden sein. Dies ist allerdings eine sehr schwierige Kunst, und die Zahl der Künstler, die sie tadellos zu handhaben verstehen — wie beispielsweise Rudolph Lange in Karlsruhe, ein Erbteil desselben aus E. Devrients Schule — ist außerordentlich gering.

Veranlassung zu der Einrichtung des vorgebauten Prosceniums bei der neuen Bühne hat unter anderem zweifelsohne die große räumliche Ausdehnung des Münchener Hoftheaters und die dadurch veranlaßte Erschwerung der Schauspielkunst gegeben. Daß die großen Häuser einen tief zu beklagenden Verderb für jede feinere Darstellungskunst bedeuten, ist eine zu allgemein anerkannte Thatsache, als daß sie der näheren Beleuchtung bedürfte. Unrichtig aber ist es, den Verderb statt der Größe des Raumes der alten Bühneneinrichtung in die Schuhe zu schieben und Besserung zu suchen in der Einführung eines neuen Bühnensystemes. Einen glänzenden Beweis für die Ungerechtigkeit der Klagen, die man gegen das hergebrachte Bühnensystem zu erheben beliebt, hat man in München ja gerade in dem Residenztheater. In diesem kleinen Musterhause werden auf der alten Bühne die höchstmöglichen Wirkungen der Schauspielkunst erreicht, Wirkungen der Schauspielkunst, wie sie durch alle neuen Bühneneinrichtungen und vorgebauten Proscenien niemals annähernd erreicht, geschweige denn übertroffen werden können.

„Cavalleria rusticana."

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

„Verleumden wir, meine Freunde, verleumden wir, wenn anders es uns ernſt iſt mit dem Ideale, verleumden wir die Melodie! Nichts iſt gefährlicher als eine ſchöne Melodie! Nichts verdirbt ſicherer den Geſchmack! Wir ſind verloren, meine Freunde, wenn man wieder ſchöne Melodien liebt! . . ."

Friedrich Nietzſche.

Nach langen troſtloſen Jahren der Verödung endlich wieder einmal ein muſikaliſcher Vollgenuß! Endlich wieder einmal ein friſcher Trunk aus dem Quell der Urwüchſigkeit, endlich einmal ein Werk, für das man ſich ehrlich begeiſtern kann!

Wie urkomiſch gebärdete ſich das drollige Völklein der Epigonen! Die einen hingen ſich Zöpfe und Haarbeutel an und ſtelzten gepudert und mit Schönpflästerchen beklebt im ſteifbeinigen Menuettſchritt des achtzehnten Jahrhunderts daher, die anderen zogen die Stirn in krauſe Gewitterfalten, fuhren ſich durch das ſtruppige Haar, daß es ſich ängſtlich empor bäumte, und ſetzten ſich düſter brütend auf ihre tief durchdachten, den Meiſterwerken Beethovens mit anerkennenswertem Fleiß nachgeſtümperten Partitürchen; den ergötzlichſten Anblick aber gewährten wohl jene ſpindeldürren, blutarmen Geſellen, die ſich des Bayreuther Titanen gewaltige Rüſtung umzuſchnallen und in ſeine weiten, bauſchigen Gewänder drapiert über die Bretter zu ſtolzieren verſuchten. Und das ewige Gejammer, daß die Meiſter ſchon alles gethan und für die getreuen Schüler und Nachbeter nichts zu thun übrig gelaſſen hätten. Wer will zierlicher, lebensfroher ſchreiben als Mozart? wer tiefer und herzergreifender als Beethoven? wer gewaltiger und pompöſer als Richard Wagner?

Beſonders letzterer war leider nicht zu übertrumpfen. Sollte man noch mehr Blechinſtrumente verwenden? Wie ſollte man über die abgeſtimmten Amboſe, die Gralsglocken und Holztrompeten hinausgehen? Höchſtens die Kanonenſchüſſe blieben noch, und dieſe würden die zerrütteten Nerven unſerer Damen doch allzuſchwer ertragen. Sollte man vielleicht die Bühnenmenagerie vermehren, die doch ſchon einen fürchterlichen, die tiefſten Baßnoten ſingenden Lindwurm aufzuweiſen hatte? Konnte man noch kompliziertere Dekorationen, noch mehr Bühnenzauber erſinnen? Konnte man noch übermenſchlichere Helden aufs Tapet bringen, da man doch ſchon bei den Göttern angelangt war? Oder endlich — ſollte man gar noch längere Opern ſchreiben, Werke,

Digitized by Google

deren Aufführung nicht nur vier Tage, sondern womöglich vier Wochen in Anspruch nehmen würde? — Nein, das wäre doch zu entsetzlich. Was also thun? — Der Jammer war wirklich groß.

Die Musik war eben tot; sie hatte ihren Höhepunkt nicht erst erreicht, sondern schon weit überschritten.

Keiner aber verfiel auf den allein richtigen Ausweg, nämlich zu singen wie ihm eben der Schnabel gewachsen war, Musik zu machen ganz nach eigenem Geschmack und nach eigener Façon.

Da kam über die Alpen geflogen die Kunde von einer neuen Oper eines bisher ganz unbekannten jungen Musikers. Ein Preisgericht hatte das kleine, nur einen einzigen Akt umfassende Werk gekrönt.

„Ein Preisgericht? Da wird wohl nicht viel daran sein!" dachte ich bei mir selber, als ich von der Sache las; denn bei uns zu Lande pflegen solche weisen und hochgelehrten Areopage meistens sehr weit neben dem Ziel vorbei zu schießen. Da wird das Alte, das Abgestandene bevorzugt, da bewegt man sich gerne in bequemen, längst ausgefahrenen Geleisen, da findet allein die holde Mittelmäßigkeit Gnade.

Und neue Botschaften kamen . . . Der unbekannte junge Musiker war über Nacht ein berühmter Mann geworden. Dem bisher in dürftigen Verhältnissen lebenden Klavierlehrer strömten plötzlich Millionen zu . . . Ganz Italien jubelte dem jungen Meister zu. Ja, die Italiener sind eben ein heißblütig Volk . . .

Und nicht lange dauerte es, so stimmten auch die ruhigen, gründlichen Deutschen in den Jubel ein . . . Was mußte das für ein merkwürdiger Meister sein, den die oberflächlichen Romanen und die tiefgelehrten Germanen in gleicher Weise bewunderten, ja dem bei uns merkwürdiger Weise die Wagnerianer und die Antiwagnerianer zujauchzten? — „Man vergöttert eben bei uns das Ausländische, es wird wieder sein wie immer," dachte ich weiter und ließ die Sache auf sich beruhen . . .

Da befand ich mich eines Sonntags Nachmittags einmal in einem Bierkonzert, in Gohlis draußen im Schillerschlößchen. Es regnete und die Kapelle der 107er spielte in dem nicht allzugeräumigen Saal, natürlich nicht Streich- sondern Blechmusik. Das ist an und für sich schon gräßlich, besonders im geschlossenen Raum. Auf dem Programm stand: „Intermezzo sinfonico aus Cavalleria rusticana von Pietro Mascagni."

Aha! da haben wir ja die Geschichte! Ich war gespannt.

Ein Höllenspektakel ging los. Alle Bleche rasten. Die Klarinetten quiekten. Die Pauke wirbelte und Bumm, Bumm, donnerte die große Trommel dazwischen. — Dann ein zartes, unendlich rührendes Motiv, ein sich trotzig

aufbäumendes Motiv mit einem ruhigen, schmerzlich resignierten Schluß. Dann wieder der Höllenspektakel der gesamten verehrten Bleche ... Ich wurde nicht klug daraus.

Ein andermal, an einem lauen Sommerabend, saß ich auf der Theaterterrasse, den feurigen Klängen einer Cikos-Kapelle lauschend. Da kam wieder das unvermeidliche Intermezzo sinfonico. Diesmal bestand das Orchester nur aus wild und stark rhythmisierenden Streichern, zwei Cymbals und einer einzigen Klarinette. Nun klang alles wieder ganz anders, kaum wieder zu erkennen. Von all dem Radau keine Spur. Nur das rührende Motiv war wieder da, und schmolz unter den prächtigen Strichen des virtuosen Vorgeigers in sanftem, schmerzlichem Pianissimo dahin. Dafür lag aber nun eine seltsame, nervöse Unruhe über dem Ganzen, die vermehrt und gesteigert wurde durch die aufbrausenden, flimmernden und flackernden Töne der beiden Cymbalisten.

Das war wieder eine ganz andere Musik; aber sie übte einen eigentümlich bestrickenden Reiz aus. Einzelne Motive und Wendungen wollten mir nicht mehr aus dem Kopfe gehn. Ich hätte nun doch allzugerne die ganze Oper einmal gehört — ich brannte eigentlich darauf. Unser Leipziger Stadttheater, das die Führung in musikalischen Dingen schon lange verloren hat und sich als richtige Provinzbühne geberdet, hinkt zwar in der Aufführung der Novitäten hinter den Berliner, Münchener, Dresdner Bühnen stets etwas nach; aber endlich mußte die berühmte ausländische Oper doch auch in der Stadt der Meßonkel und des Bliemchenkaffees vorkommen, und so erschien denn der Tag, an welchem die Cavalleria rusticana über unsere Bretter schreiten sollte.

Das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt. Nachdem Shakespeares Komödie der Irrungen, ein Stück, das bei all seinen genialen und lustigen Einfällen doch dem heutigen Bühnengeschmack ziemlich ferne liegt, die Zuschauer mehr verblüfft als begeistert hatte, begann das pianissimo in F-Dur einsetzende Vorspiel.

Ich muß gestehn, ich hatte den ganzen Abend hindurch ein gewisses Mißtrauen dieser Novität gegenüber immer noch nicht los werden können, aber sobald die ersten Töne erklangen, war ich im Bann dieses merkwürdigen Werkes und ich erwachte wie aus einem Traume, als nach dem Rufe: „Turiddu ist tot!“ die rasend herniedersausende Schlußkadenz die Töneflut kurz abbrach, gleichsam einen schwarzen Schleier werfend über die nun zu ihrem tragischen Ausgang gelangte leidenschaftliche Handlung des Stückes.

Worin beruht nun der eigentümliche Zauber der Mascagnischen Oper? Liegt er im Textbuch, liegt er in der Musik? Sind neue dramatische

Effekte, kurioſe Verwicklungen oder komplizierte Dekorationen hervorgeſucht? Wird mit neuen muſikaliſchen Mitteln gearbeitet, mit niedageweſenen Motiven oder origineller Inſtrumentation? Oder hat der Komponiſt gar, um einem tiefgefühlten Bedürfnis abzuhelfen, wieder einmal einen funkelnagelneuen Stil erfunden?

Nichts von alledem. An ſolche Dinge denkt Maſcagni gar nicht. Er kümmert ſich um keine Schule, keine Richtung und keine Vorbilder, ſondern ſchreibt ſchlicht und einfach wie es ihm ums Herz iſt. Das iſt das merkwürdig einfache Geheimnis ſeines Erfolges.

Das Textbuch iſt ſo einfach wie möglich: eine Dorfgeſchichte. Die Requiſiten ſind die alten und ſtets gebrauchten. Liebe, Untreue, Verrat, Eiferſucht, Zweikampf, Tod. Dazwiſchen Trinklieder, Volksgeſänge, Kirchenchöre. Die Handlung iſt kurz und knapp; das Ganze kommt in einem einzigen Akte zum Abſchluß. Aber alles lebt und atmet Wahrheit. Die Geſtalten ſind keine Salonbauern, dieſe Sicilianer und Sicilianerinnen ſind keine „Opernfiguren", ſondern ganze Menſchen, Charaktere voll Kraft und Saft. Die einzelnen Züge des Dramas zeigen faſt Shakeſpeareſche Größe und Einfachheit. Und vor allen Dingen: es ſind Vollblutitaliener, die hier handeln und ſprechen, nicht jene geleckten Allerweltspuppen der bisherigen Oper, deren Inneres ebenſo verſchroben conventionell ausſieht wie ihre Koſtüme.

Die Leute ſingen aber auch italieniſch; denn der Komponiſt verleugnet ſeine Nationalität nicht einen Augenblick. Die Melodie herrſcht vor; ja ſie beherrſcht alles. Wie bei Roſſini, wie bei Donizetti, wie bei Verdi. Kontrapunktiſtiſche Kunſtſtücke giebt es nicht. Die Begleitung iſt einfach, manchmal ſogar etwas dünn, auf wenigen ungeſuchten Akkorden ruhend. Auch andere bei den Italienern beliebte, bei uns aber geradezu mißliebige Manieren zeigen ſich, ſo die lange auf ein und derſelben Note ruhenden orgelpunktartigen Dudelſackbäſſe, ſo die auch bei andern romaniſchen Völkern beliebten plötzlichen und unvermittelten Übergänge aus dem Fortiſſimo des vollen Orcheſters in eine leiſe Flöten- oder Geigenkantilene, oder umgekehrt. Dieſe beiden Manieren erſcheinen uns widerwärtig, beide aber ſind in der Pſychologie der italieniſchen Muſik tief begründet. Sie ſind dem Italiener angeboren wie die lebhafte Gebärde, wie die etwas übertriebene aber ſtets maleriſche Poſe. Doch ſtört dies bei Maſcagni nicht, eben weil es in den nationalen und künſtleriſchen Charakter des Komponiſten durchaus hineinpaßt. Wir in Deutſchland aber ſollen dergleichen bleiben laſſen; denn unſerem Charakter würde das nicht entſprechen. Alſo merkt euch das, ihr Herren Nachbeter!

Sogenannte „Tiefe" oder gar den im nachwagneriſchen Deutſchland eine

Zeit lang beliebten, leicht pietiſtiſch angehauchten, ſymboliſtiſchen Myſtizismus, darf man in Maſcagnis Muſik nicht ſuchen. Er hat in ſeine Partitur abſolut nichts „hineingeheimnißt". Dafür aber ſtrömt uns aus ihr eine Melodienfülle entgegen, eine Schönheit des Tones, und eine lebendige innere Glut, daß einem das Herz dabei aufgeht. Und wenn nun alle mit ihren langen Zöpfen zu einem unentwirrbaren kontrapunktiſtiſchen Rattenkönig verwachſenen „ernſthaften" Muſikprofaxen daherkommen und ſieben mal ſiebzig mal Wehe rufen über meine, eines eifrigen Wagnerianers, ketzeriſchen Anſichten, wenn mir die bayreuther Blätter als Alp in einem ſchweren Traume erſcheinen und wenn mich alle grunzenden, brummenden und Baßſingenden myſtiſch-ſymboliſchen Ungeheuer aus allen Muſikdramen des „Meiſters" und ſeiner Schüler zur Strafe für meine Sünden zu verſchlingen drohten, — ſo werde ich doch nicht aufhören, dieſe Oper zu bewundern und mich an ihrem prächtigen Melodienfluß zu begeiſtern.

Die melodienloſe Ideenmuſik iſt ebenſo langweilig wie beiſpielsweiſe die farbloſe Ideenmalerei. Der ſchönſte und größte Karton iſt eben doch kein Gemälde.

Aber ein Cornelius.

Auch der kann recht langweilig werden. — Und dann, ihr Nachtreter, ihr ſeid keine Corneliuſſe! Ihr Ideenmaler und Ideenfidler habt ja meiſtens gar keine Ideen. —

Es iſt mir nicht möglich und auch nicht meine Abſicht, alle Schönheiten dieſer kleinen Oper hier einzeln aufzuzählen und zu zergliedern. Es wäre auch ſchade darum. Um ein zergliedertes und bis auf die Knochen analyſiertes Kunſtwerk thut es mir immer leid, beſonders um ein muſikaliſches. Da ſoll die Kunſt des Unausſprechlichen mit Worten, mit kalten, dürren, pedantiſchen Worten erklärt werden. Was kommt dabei heraus! Meiſtens nur Geſchwätz und dazu noch manchmal recht fades Geſchwätz. Wer Gelegenheit hat, die Oper zu hören, der gehe hin und höre ſie; er gebe ſich ihrem Zauber ganz und völlig hin; er genieße ſie.

Und die Freunde der „Geſellſchaft" werden ſie genießen, das kann gar nicht anders ſein; denn die „Cavalleria rusticana" iſt die erſte ſo eigentlich modern-realiſtiſche Oper. Deshalb auch — und nicht etwa nur weil die Sache jetzt gerade Mode iſt — ſchmückt das Bild Maſcagnis das vorliegende Heft unſerer Monatsſchrift. Maſcagni gehört zu uns, er iſt im vollen Sinne des Wortes ein „moderner" Künſtler.

Unſer Dichteralbum.

Alma Mater.

Mit „Sittengeſetz" traktiert des Morgens von 7 bis 8,
„Das Gute" gar herrlich und ſchön in ein Syſtem gebracht,
Mit Doktor Martinus Luther nur wenig Federleſen,
Er ſei im Grunde „ſittlich" doch recht zurück geweſen.
Glaub's euch, ihr werten Herrn, der kann euch nicht behagen
Ein Vollblutmenſch, ſo derb die Wahrheit ſtets zu ſagen,
Und dieſe Raſſe, man denke, ſo deutlich und natürlich,
Zum Schaudern! garnicht ſpröde, altjüngferlich, manierlich.
Und dann: „Die Woche zwier macht im Jahre hundertvier"
Abſcheulich! beinah cyniſch, dies Ehebettbrevier.
Wo bleibt die Zartheit da, des Anſtands höchſte Pflicht?
So etwas thut man höchſtens, doch ſpricht man davon nicht.
Jawohl, ihr Herrn der Unzucht! ... Doch ſtille, ſtill und ſchweigen,
Das gleich ehrbare Geſicht den gleich ehrbaren zeigen.

Nationalökonomie danach von 8 bis 9,
Praktiſch und theoretiſch, ſtatt Kork nur harten Stein.
Ab ovo geht's natürlich, wohl von Methuſalah
Und kommen, iſt das Ende des „Halbjahrs" glücklich da,
Wenn's gut geht, bis zu Plato und ſeiner Republik.
Gewiß ein würdig Ende, ein groß, gewaltig Stück,
Gewiß vom höchſten Werte für unſer heutig Weh,
Für unſre Not und Armut die wahre Panacee!
Im Gehrock, heller Binde, geſcheitelt und geleckt,
Mit Ringen und Berloks reich Hand und Bauch beſteckt,
So redet er von Mumien der längſtvergang'nen Zeit,
Indeſſen rings das Elend empor zum Himmel ſchreit.
Und reich iſt er „ganz furchtbar", geehret „wie noch nie"—
O Wiſſenſchaft, du edle! Praktiſche Ökonomie!

Pandekten dann geleſen, fünfmal, von 9 bis 10,
„Immenſes tiefes Wiſſen!" Zum Hör'n- und Seh'nvergeh'n.
Man wird gelehrt, daß nur Juriſten logiſch denken.
Gewiß, ihr Herr'n, man muß das logiſch nur beſchränken,
Setzt nur formal dafür, ſo iſt die Katz gerettet,
Der röm'ſche Plunder weich in unſer Fleiſch gebettet,
Formal iſt der Beſcheid, formal nur ſpricht man Recht,
Der brave, deutſche Michel, er frißt es recht und ſchlecht.
Er würgt, er will's verdauen — gönnt nur noch kurze Zeit —
Und hat dabei verloren die deutſche Sachlichkeit.
Er fragt nicht mehr warum, nach Umſtand und nach was,
Und wie das ſo gekommen, nein! ihm genügt das Daß.
Zum Teufel auch, da ſoll doch ... Doch ſtille, ſtill und ſchweigen,
Das gleiche brave Geſicht den gleichen braven zeigen.

Und weiter geht's im Trott, zum hohen Firmament,
Von 10 bis 11 hinein ins Neue Teſtament.
Daß dies in dieſem Kodex und ſo in jenem ſteht,
Und ob der Hahn auch wirklich hat dreimal dort gekräht,
Dahin geht Frag' und Antwort, ſteht oder fällt die Welt
Und wird in langen Reden fein ſauber hingeſtellt.
„Und, meine Herr'n, ich würde ſehr gern von Ihnen ſehen,
Daß Sie auch wiſſenſchaftliche Werke ſich erſtehen;
Nicht Handbücher bloß, meine Herr'n, ich geb' Ihnen dieſen Rat,
Denn Sie vollführen damit eine hochnationale That.
Erſteh'n Sie ſolch ein Werk, iſt's Sporn uns anzutreiben,
Noch weiter und noch mehr wiſſenſchaftlich zu ſchreiben,
Reiht ſo ſich Werk an Werk, durch Ihre That geweckt,
Bekommt das Ausland ſicher vor uns noch mehr Reſpekt.
Ich rede nicht pro domo" — er hat nämlich ſelbſt viel geſchrieben —
„Genug davon, meine Herrn! Wo ſind wir ſteh'n geblieben?"
Erſchütterndes Beifallsgetrampel, Verbeugung des edlen Docenten,
Sancta Simplicitas! Nicht wert, ein Wort zu verſchwenden.

Und nun löſt die Riemen der Schuhe, wir ſteh'n auf heiligem Boden,
Von 11 bis 12, der Beſcheidenheit glückliche Antipoden,
Naturwiſſenſchaft iſt das Stichwort, der neuſte Punkt auf dem i,
Laut jubelnd folgt ihm blindlings das wack're Herdenvieh.
Jetzt werden die, denen kurz noch der große Darwin verpeſtet,
Auf daß ſie Fett anſetzen, mit ſeinen Reſten gemäſtet.
Jetzt hat auf Seligkeit das einzige Patent,
Wer über Darwin redet, wenn er ihn auch nicht kennt.
Zum Teufel auch! Da ſoll doch ... Doch ſtille, ſtill und ſchweigen,
Das gleich verlog'ne Geſicht den gleich verlognen zeigen.

Man geht nach Haus, mit Weisheit geſtopft und ſchwer beladen,
Setzt ſich zu Tiſch mit ſeinen braven Kameraden.
Rechts Herr von H., er näſelt von Plebejern,
Man ſolle länger nicht mit Niederſchießen zögern,
Links wappnen ſich drei Freunde ſchon zum Skat,
Der knobelt, der ein Witzblatt in den Händen hat;
Doch Gott ſei Dank! man iſt nicht mehr bei Profeſſoren,
Man kann das Maul gebrauchen, nicht mehr bloß die Ohren,
Haut auf den Tiſch: „Verdammt, daß alles ſo verſeichtert!"
„Da ſoll doch ein Millionendonnerwetter 'reinſchlagen"
. . . . . Das hat erleichtert.

Wiesbaden. H. Fiſcher.

Der Heimgekehrte.

Zerſtört iſt jetzt alles, was einſt ich im Groll
Vor Jahren verlaſſen hier habe,
Grad' wie einen Fremdling ſo ſchaut man mich an.
Und was ich geliebt, ruht im Grabe.

O Mutter, Du Treue, liegſt auch ſchon im Grund,
Sie haben Dich einſam verſcharret —
Vergeblich haſt Du mich gewiß noch zuletzt,
Den Sohn, den entfernten, erharret.

O könnte ich, Mutter! ein einziges Mal
Ausweinen Dir und Dir ſagen
Die Qual, die im Herzen mir brennet ſo heiß,
Die ich in der Fremde ertragen.

Bremen. Arnold Garde.

Zu ſtolz.

Zu ſtolz um Liebe zu erbetteln,
Zu ſtolz ſelbſt um es zu geſteh'n,
Daß andere in meinem Spötteln
Nur Neid und ſcheele Mißgunſt ſehn,

So ſchlepp' ich mit mir meinen Jammer
Und bleibe einſam, wie ich bin,
Doch nachts, in meiner ſtillen Kammer,
Du falſcher Stolz, wo biſt Du hin?

Leipzig. Emil Thomas.

Klage nicht!

Klage nicht ob Deines Lebens
Verlornem Glück —
Mit ſtillem, wehmutsvollem Sinnen
Denk' dr'an zurück.

Und denk' der Stunde, Deiner letzten,
Die Dich befreit
Von Deinem Leben, dem gehetzten,
Auf alle Zeit.

Und denk' des Hügels, überwachſen
Vom Friedhofsgras,
Der bald Dich deckt und Deine Leiden
Und Deinen Haß.

Bremen. Arnold Garde.

Herbſtſtimmung.

Die Sonne verblutet, es weint der Wald,
Der Frühling, der Sommer geſchieden!
O, Herbſtwind, Du Buhle der ſterbenden Fluren,
Du Sänger zum Tanze der düſtern Lemuren,
Geleite auch mich nun zum Frieden!

Was ich einſt geliebt, was ich einſt erſtrebt,
Es iſt ja verwelkt und geſtorben!
Mir ſind ja verblichen die ſonnigen Bahnen:
Wie dank' ich Dir, Gott, daß Du mich läſſeſt ahnen:
„Auch Dich hat der Tod ſchon umworben!"

So ſinge mir, Herbſtwind, das letzte Lied,
Ein Lied wie der duftbleichen Roſe,
Mit der ich einſt ſchwelgte in Sonne und Regen,
Mit der ich an luſtheißem Buſen gelegen ...
Dann — reich' mir die totſchwarzen Loſe!

Rauſchenberg (Heſſen-Naſſau). Valentin Traudt.

Julitag in Augsburg.

I.

Schlendre ich geſtern ſo kreuz und quer
In allen Straßen hin und her,
Droben am neuen Theater vorbei
Und an der hundertſten Bierbrauerei,
Seh ich da plötzlich in den Alleen
Ein ſchlankes Mädel vor mir gehn.

Dicht ihr zur Seite ein junger Mann,
Man merkt ihm den Sekundaner an,
Und neben den beiden, der dritte im Bund,
Ein kahlgeſchorner, abſcheulicher Hund.

Ich erſt voraus auf Nebenwegen,
Dann kehr' ich und ſchreite dem Kleeblatt entgegen
Und plötzlich im flimmernden Sonnenlicht
Schau ich das reizendſte Frühlingsgeſicht:
Ein Mädel, ſechzehn, auch ſiebzehn Jahr,
Mit vollem, bräunlichem Lockenhaar,
Am gelben Strohhut ein rotes Band,
Den kleinen Sonnenſchirm in der Hand,
Die Augen blau wie der Julitag,
Die Stimme hell wie ein Lerchenſchlag,
Auf ſchwarzen Strümpfen braungelbe Schuh
Und ein weißes, ſchmiegendes Kleid dazu.

Der Gymnaſiaſt mit dem Augenglaſe
Auf ſeiner geſtülpten Sokratesnaſe
Zieht ſich kokett eine Schnupftuchecke
Vorn an der Bruſt aus dem Taſchenverſtecke ...

So wandeln ſie mählich an mir vorbei,
Bedächtigen Schrittes alle drei:
Der Backfiſch mit träumendem Sehnſuchtsmund,
Der Sekundaner und der Hund.

Aber noch einmal wend' ich den Kopf
Nach dem kaſtanienbraunen Zopf,
Und wie das ſo kommt, da will es mein Glück,
Schaut auch das Mädel nach mir zurück.

Ich nicke und lächle, ſie dreht ſich um,
Thut wie entrüſtet, weiß ſelbſt nicht warum,
Kommt aber ſchließlich doch zu Verſtand,
Hat ſich noch einmal zurückgewandt,
Ich habe ſie fragend angeblickt,
Sie hat mir verſchämte Antwort geſchickt:
Aus blauen Augen verheißenden Schein.
Jetzt biegen die drei in ein Gäßchen ein.
Nun wandle ich einſam den Laubengang
Mit ſommerfrohem Gemüte entlang,
Um mich ein leuchtender Julitag,
Über mir ſchmetternder Finkenſchlag.
Und durch Kaſtanienwipfel bricht
Grün goldig wellend das Sonnenlicht.

II.

Heute Nachmittag, ſo gegen Drei,
Gingen ſie wieder an mir vorbei
Mitten im blitzenden Sonnenglaſt:
Das Mädel, der Hund und der Gymnaſiaſt.
Kaum hat das Mädel mich heut erſchaut,
Schwatzt und lacht es noch einmal ſo laut,
Zeigt mit dem Schirme — die Heuchlerin! —
Wie bewundernd nach oben hin,
Und ihr Bruder, der gute Junge,
Glaubt auch wirklich der Plapperzunge,
Blickt in die leuchtenden Sonnenhöh'n
Und erklärt ſie für wundervoll ſchön,
Während die Schweſter das Köpfchen dreht,
Während heimlich mein Taſchentuch weht,
Während ein Linden- und Liebesduft
Träumend durchwandert die Sommerluft.

Schließlich im quellenden Jugendglück
Giebt ſie mir auch die Kußhand zurück.
Nun mögen die drei aus den Augen mir ſchwinden,
Das Mädel werd' ich ſchon wiederfinden,
Ihr letzter Blick hat mir Hoffnung gemacht,
Daß wir zwei uns einſt treffen zur Sommernacht.

Augsburg. Carl Buſſe.

Den Protzen.

Da liegen die Thoren vor ihrem Götzen,
Dem Gelde, und preiſen's und beten es an,
Und weil ich die Kniee nicht mit ihnen beuge,
So ſchimpfen ſie mich: „Verlüderter Mann!“

Ihr Braven! Ihr ſeid in meinen Augen
Recht arm, trotz Eurem fraglichen Geld,
Ihr könnt das wahre Glück nie erfahren,
Die Freuden der ſchöneren, geiſtigen Welt.

Ihr wühlt im Gelde, in Schmutz und Staube
Und bildet Euch darauf noch Vieles ein;
Ich richte empor den Blick zur Sonne
In den Himmel der Wahrheit und Schönheit hinein.

Drum laßt mich in Frieden, ihr glänzenden Narren,
Ihr könnt mein Weſen doch nimmer verſteh'n;
Gewöhnlich iſt Euer Denken und Streben
Und kennt nicht den Zug nach geiſtigen Höh'n.

Mollwitz bei Brieg — Wilhelm Moritz.

Im Wald.

Durch das Blattgewirre
Flutet Sonnengold.
An dem kleinen Bächlein
Steht ein Mägdlein hold.

Mägdlein wirft die Kleider
In das grüne Gras, —
Spielt mit ihrem Füßchen
In des Bächleins Naß.

Taucht dann tief und tiefer
Schlanken Körper ein.
Naht ein ſchmucker Jäger,
Sieht das Jungferlein.

Sieht der Sonne Funkeln
Übers Waſſer hin,
Und wie gold'ne Ringe
Übers Bächlein zieh'n.

Sieht den weißen Körper
Leuchten aus dem Naß,
Und des Mägdleins Schrecken
Macht ihm vielen Spaß.

Mägdlein ihn beſpritzet,
Doch ihn kümmert's nicht.
Nimmt ſie in die Arme,
Küßt ihr naß Geſicht.

Trägt ſie in das welche,
Zarte, grüne Moos,
Nimmt das holde Mädchen
Scherzend auf den Schoß.

Durch das Blattgewirre
Tropft das Sonnengold.
An der Bruſt des Jägers
Ruht das Mägdlein hold.

Durch das Blattgewirre
Sonne lächelnd ſchaut.
Hat, was ſie geſehen,
Mir nicht anvertraut.

Deſſau. — Hans von Baſedow.

Moderne Philiſter.

Wenn Einer wahr das Leben wagt zu ſchildern,
Vom Falſchen tapf'ren Sinns das Echte trennt,
Und ohne alle heuchlerliſchen Phraſen
Beim rechten Namen ſtets die Sache nennt,

Dann nahen wütend der Philiſter Scharen
Und drohen mit den Waffen kampfbereit;
Sie zieh'n berauſcht vom Schnapſe ihrer Weisheit
Für die verletzte Tugend in den Streit!

Die Wahrheit machte ſie vor Scham erröten,
Gewöhnt iſt nicht ein freies Wort ihr Ohr;
Denn täglich ſagen ſie mit ſüßer Miene
Sich, ohne zu erröten, Lügen vor! —

Verborgen freilich vor der Mitwelt Blicken,
Wird die verpönte Sünde nicht geſcheut!
Nur öffentlich zur Wahrheit ſich bekennen,
Verträgt ſich nicht mit ihrer Sittlichkeit!

Doch hütet Euch, bald wird ein David kommen,
Der hohen Mutes ſeine Schleuder ſchwingt,
Und auf den Boden hin, zu Tod getroffen,
Dann Euer Pſeudo-Idealismus ſinkt! — —

München. Max Neal.

Herbſt.

Im Walde dumpfes Brüllen
Und Regen auf dem Feld.
Hellgraue Nebel hüllen
Die ſommermüde Welt.

Der Wald im Sturm erzittert,
Und eine Tanne ſpellt.
Ein grelles Blitzen wittert
Über die müde Welt.

Die Sonne düſter glutet
Durch dunklen Wolkenflor.
Der Sommer ſtill verblutet,
Es krächzt der Raben Chor.

Die Tage des Vergehens,
Sie rauben manches Glück,
Die Tage des Entſtehens,
Bringen es nimmer zurück.

Deſſau. Hans von Baſedow.

Natur und Menſch.

Natur, du herrlich Weib! vor allen andern
Gilt dir mein erſtes, flammend Hohelied!
Du biſt die Königin! — Kultur die Dirne,
Die deine Pracht zum Staube niederzieht.

Wenn durch die laue Nacht, auf leiſen Schwingen,
Du ſendeſt deinen Gruß durch Berg und Thal —
Wenn Bülbül ruft — die Täuber zärtlich gurren —
Leuchtkäfer tanzen in dem Mondenſtrahl —

Und wenn im Morgenweh'n die Lerche jubelt
In ſüßer, glüh'nder Daſeinstrunkenheit —
Wenn über Haimen Blütendüfte ſchweben,
Gewärtig wonn'ger Liebesſeligkeit —

Dein Atem iſt's, dein Wort, dein heilig Stammeln,
Die Offenbarung deiner Liebesmacht!
Dein Quell iſt Liebe und ſeit Ewigkeiten
Schöpfſt du aus dieſem zaubervollen Schacht.

Nie haſt entweiht du deinen Liebestempel —
Äonen prangt er heilig, hoch und hehr!
Allein der Menſch mit den Kulturgeſetzen
Entthront die Liebe durch der Lüfte Heer.

Er zügelt offen ſich durch Sakramente —
Befleckt geheim durch Laſter ſeinen Sinn —
Er iſt der Dirne Knecht! — Dein Szepter läutert,
Natur, du Herrſcherin, o, nimm mich hin!

Slawoſchen b. Kotlin. D. Buchwald.

Mara Motter.
(Meiner Mutter.)

I ſiach Di nou, zwar lang it's har,
Wia D'jung g'wa biſt, a ſchäni Fraa,
Und flink und eifri, mit iachada G'ſicht
Stäts bei dar Arbet, früah und ſpät —
Und ke bäs Wort fer die bäſi Kind',
Nor Liabs und Guats. O reiches Harz
Zor Frühlingszeit!

I ſiach Di nou, ſ'it aa lang har,
Wia D'duidet haſt viel Harzaiäd,
Und manchi Nocht nit g'ſchlaffa haſt
Vor ſchwarer Sorg und Kümmerniß.
Und ke bäs Wort fer die bäſi Walt,
Nor Liabs und Guats. O ſtorkes Harz
Zor Summerszeit!

I ſiach Di nou, wias D'ſtiller werſt,
Mit g'falti Hend: Etz wia Gott will!
Die Kind' ſen fort, ſie ſen verſorgt,
As Laba nimmt ſein' neua Gang.
Und ke bäs Wort fer die Einſamkeit.
Nor Liabs und Guats. O frommes Harz
Zor Herbſteszeit!

Und Winter werd's. Du biſt ſchnäweiß,
A alt's, gebrachii's Fräla etz.
Von weit har kumma Dei Kinder heem,
Mit Kindeskind'l Und wieder jung
Lacht's aus Dei'm Geſicht wie Sunnaſchei':
Nor Liabs und Guats! O Motterharz
Zor Weihnachtszeit!

Nix bringt Di um, nix macht Di hi' —
Ke Arbet, Kranket, Sorg, Verdruß,
Die Zeit kummt har, die Zeit vergäht,
Die ganze Walt verändert's G'ſicht —
Nor Dei Harz nit, Dei Motterharz!
In Liab und Gutthat bleibſt Du gleich
In Ewigkeit!

Gnodſtadt in Franken. M. G. Conrad.

Epigramme.

Klopfgeiſter.

Die Geiſter ſelbſt am hellen Tag
Zitiert der Spiritiſt.
Wie? ſind die Geiſter geiſtesſchwach?
Sie reden ja nur Miſt!

Das Wunder.

Ein Rock, verſchoſſen und verſtaubt,
Thut Wunder heuer in Trier.
Daß noch die Menſchheit Wunder glaubt,
Das ſcheint ein Wunder mir.

Wechſelwirkung.

Man ſagt, wer je ein Amt bekam,
Bekam Verſtand dazu.
Als man das Portefeuille Dir nahm,
Verloreſt Beides Du.

Im Gymnaſium.

Hier driſcht die Jugend reſigniert
Antikes leeres Stroh;
Ob auch der Kaiſer proteſtiert,
Orbilius will es ſo!

Utopien.

Gewiß iſt euer Zukunftsſtaat
Ein impoſantes Haus,
Nur leider ſieht es akkurat
Wie ein Gefängnis aus.

Was ſie wollen.

Liegt Einer auf der harten Streu,
So läg' er gern im Bett;
Daher das alte Feldgeſchrei:
Ote-toi, que je m'y mette.

Weg zum Himmel.

Wegweiſern gleicht ſo mancher Mann,
Der uns vom Himmel ſpricht;
Wegweiſer zeigt den Weg wohl an,
Doch — mitgeh'n thut er nicht!

Würzburg. Axel Winckler.

Im Treibhaus.

Wollüſtig wärmend ſteigt ein ſel'ger Odem
Parfümgewürzt aus all dem Blütenflor,
Schwer laſtet rings ein dunſtig dicker Brodem
Und ringt ſich träge in die Luft empor.
Blauhyacinthen öffnen ihre Kelche
Und ſtreuen ihren Duft verſchwend'riſch aus.
Du ſtehſt und ſinnſt — von allen Blumen, welche
Paßt wohl am beſten in ein Hochzeitshaus?

Der gelben Roſen ſüßes Schmeichellocken
Miſcht ſich in all den weichen Wohlgeruch
Und von den Scheiben ſinkt es flammend trocken
Wie ein aus Feuerſtaub gewebtes Tuch.
Nun ſteh' ich hier, wo üpp'ge Fuchſien blühen
Und ſeh' bewundernd auf Dein ſtolz Profil,
Seh' Deiner Wangen blaß erſchimmernd Glühen,
Auf die ein Hauch von roten Roſen fiel.

Geordnet liegen Deine braunen Haare,
Leicht elegant vom gold'nen Pfeil gefaßt,
Weihrauch entquillt dem bunten Blühaltare
Und ſchmeichelt ſich um unſre kurze Raſt.
Bezaubert ſteh' ich. Unter bunten Blüten
Die ſchönſte Du, mein wildes Südlandkind,
Um Deine Wangen, Deine rot erglühten,
Streicht durch die off'ne Thür ein matter Wind ...

Mein Schickſal.

Ein letzter Strahl das Feld noch überhaucht,
In ſchattenſchwüles Dunkel jäh getaucht
Starrt die Ruine von der Felſenwand
Und ich ſitz' ſtumm und halte Deine Hand.
Wie Schickſalsſturm rückt düſter es heran —
Mein Schickſal, Anna, Du, — mein ſüßer Bann,
Mag alles ſinken, wenn ich Dich nur hab',
Luſt, Ehre, Leben in ein frühes Grab.

Der Weltenzügel liegt in ſchwerer Fauſt,
Schon kommt es durch die Wipfel hergebrauſt,
O laß uns ſeh'n in dieſes grelle Licht,
Das aus den dunkeln Eiſenpanzern bricht.
Hinein, in dieſe wilde Nacht! Friſch auf!
Es tobt heran im harten Hufenlauf,
Die Hölle wirft uns Fackeln auf den Weg
Und Hochzeitsblumen auf den ſchmalen Steg.

Ein heißer Kuß, ein fliegend heißer Tauſch,
Durch unſer Blut ſchäumt ſelig toller Rauſch,
Rotroſen fliegen nieder auf den Grund,
Rotwarm fühl' ich den erdbeerfriſchen Mund.
Mein Schickſal, Anna! In die Sinnennacht
Stürm' ich mit Dir. Ein wilder Dämon lacht,
Weichzitternd wallt das Heugras zu uns her,
Aufbrauſend quillt der Wonne Jubelmeer.

Halle. A. v. Sommerfeld.

Glück.

Von Georg Egeſtorff.

(Berlin.)

Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immmer da.
Goethe.

Glück! Glück! Wer es erhaſchte! Wer es bannen könnte und zu ſich zwingen! Wem es gelingen möchte es ſich zu erbeuten! Mir entfloh es je und je und zerrann mir unter den Händen, wenn ich meinte es endlich einmal nach tauſend Irrgängen gefangen zu haben!

Glück! Glück! Warum ſollte ich es mir nicht auch erobern können? Warum ſollte ich gezwungen ſein es immer nur von weitem zu ſchauen, wie es auf der glitzernden Kugel vorbeiſchwebte, auf der Schaumblaſe davonzog, die zerplatzte, wenn ich danach griff? Sollte ich nur immer aus der Ferne demütig mit anſehen wie irgend ein Zierbengel nach dem Glück faßte und es hielt, wie ein Nichtsnutz, ein Protz des Zufalles es beſſer und ſicherer zu fangen wußte als ich? Als ich, der ich ein ſo tiefes, brennendes Bedürfnis, eine unſagbare Sehnſucht in mir trug nur nach einem Fetzen, nur nach einem Hauche davon? Und war ich minder gerüſtet und geeignet dazu als die Anderen, die es mit unbewußtem, täppiſchem Griffe erfaßten? Warum ſollte ich ausgeſchloſſen ſein? Warum gerade ich, dem die Natur ein wildes, heißes, tiefes Empfinden gegeben, dem ſie alle Sinne geſchärft, alle Nerven doppelt verfeinert?

Ich wollte, ich mußte das Glück zu mir zwingen! Seit dem Tage, da ich mir klar gemacht, daß ich dasſelbe Recht habe wie alle, daß ich kein Enterbter ſei: ſeit jenem Tage beſchloß ich es mir zu erbeuten.

Bisher hatte ich gewartet, daß es zu mir kommen möge. Ich hatte gelauſcht wie auf einen Wunderton und es erſehnt wie eine Offenbarung! Ich hatte die Hände geöffnet und geglaubt, wenn ich die Finger ſchlöſſe, müßte es hineingetaumelt ſein! Ich hatte gelauert und gepaßt, da ich es anſah als etwas Überirdiſches, Fernes, Großes, als ein Wunderbares! Ich hatte geglaubt es müſſe aus dem Äther zu mir niederſteigen, mich zu krönen, mich zu begnaden, höher als alle Sterblichen des Erdballes! Ich hatte gewähnt es müſſe über mich kommen wie ein Rätſel!

Und es kam und kam nicht. Das Glück wich mir aus, es verſchmähte und floh mich, es entſchwand meinen Blicken.

Da begann ich mich zu fragen: Glück? Was iſt Glück? Wie war ſeine Geſtalt, ſeine Verkörperung, und was begehrte, erſehnte ich denn von ihm? Was bedeutete dieſes wirre Empfinden, was verkündete dieſes dumpfe Fühlen,

Wünſchen, dieſe unbeſtimmte Sehnſucht, bei der alles Denken erloſch, bei der das Hirn feierte, und nur die Sinne lebten, das Herz laut, ſtürmiſch klopfte? Wie hieß mein Glück und wo ſollte ich es finden? Ich ſann nach dem Rechten, ich zerquälte mir den Kopf, aber ich fand es nicht, denn es äußerte ſich nicht nach einer Seite, es hatte keinen beſtimmten Drang und Zug: mir fehlte der Name! Glück! Glück hieß es allein, und die hundert närriſchen Fragen ſchwiegen nicht, ſondern plagten mich weiter, ohne daß ich zu einer Löſung kam . . .

Da ganz plötzlich eines Tages hatte ich es gefunden: Liebe iſt Glück, mein Glück ſollte Liebe heißen! Liebe! Jene abgründige Liebe, die alles umgriff, alles verzehrte, verſchlang, die nichts weiß noch kennt neben ſich! Jene Liebe, von der das alte, abgegriffene, fromme Buch der Väter, jene große Menſchheitsdichtung ſpricht, von der es ſagt, daß ſie langmütig iſt und alles duldet und trägt, daß ſie nicht eifert und zürnt, daß ſie das höchſte iſt auf der Welt! Darin lag das Glück, darum wollte ich ringen!

Aber wo ſollte ich die Liebe finden!! In einer Seele lebte ſie, die mir fremd, die ich nicht kannte, von der ich nichts wußte, die mir doch entgegenſchlug, ſchon jetzt vom Schickſal für mich beſtimmt!! Aber finden hieß es nicht allein, ſondern ſuchen! Suchen mußte ich, ſuchen das Glück, da es doch den Sterblichen nicht ſegnet, der nicht darum gekämpft und gelitten! Denn dem Zufall durfte ich es nicht danken, vom thörichten, tückiſchen, blinden Zufall wollte ich mir nichts beſcheren laſſen! Zu ſtolz fühlte ich mich, um es geſchenkt zu erhalten! erwerben mußte ich es mir ſelbſt! Darin erſt lag des Glückes Wert! Aber ſollte ich nach der Sitte der Philiſter in den Ballſaal gehen, in die ſteife, förmliche Geſellſchaft, dort von Mädchen zu Mädchen ſchleichen, ſie alle zu behorchen, zu belauſchen, welches die Richtige ſei? Sollte ich taſten und ſpähen, dann ſchüchtern anpochen und fragen, ob ſie es ſei, die mir das Glück bringen würde? . . . Nein, nein!! Das wollte ich nicht, das konnte, das durfte ich nicht! Kämpfen mußte ich um das Glück, nicht ſpionieren und hauſieren gehen, dort anzufragen wo die Antwort durch die Mutter kam, um noch am Ende an der Höhe der Mitgift, der Klippe der Mark zu zerſchellen! . . .

Nein! nein und tauſendmal nein!

Ich dachte an anderes: da waren Frauen, in der Liebe gereift und erfahren, fähig Glück zu geben, die es nur darnach verlangte Liebe zu ſchenken! Dort brauchte man nicht zu tappen und zu ſuchen. Aber mußte man da kämpfen um das Glück, ſtreiten es ſich zu gewinnen? Dort waren Mädchen, die nichts zu verlieren, nur alles zu hoffen hatten . . . aber der Ekel, eine unerklärliche Furcht überkam mich . . . nein bei dieſen

war nur Elend und Schmach, Wegwurf und Erniedrigung, ein Ergeben, eine Niederlage vor dem Kampfe, geſchweige denn vor dem Siege . . . Nein ich wollte kämpfen um mein Glück, wo ſich mir der Streit böte . . .

Und ich zog aus . . .

Jung war ich damals und unerfahren, als mich zuerſt dieſe wunderſame Sehnſucht, dieſer Drang, dieſes Hingezogenfühlen, dieſe Ahnung von Glück ergriff und mir für einen Augenblick trügeriſch Erfüllung vorgaukelte . . .

Es war in der kleinen Univerſitätsſtadt, wo ich ſtudieren ſollte, und nicht dazu kam, nicht weil ich in roher Geſellſchaft die Abende verſeſſen, weil ich am Biertiſche Gehirn und Geld vertrunken! Nein: ich lebte damals ſcheu, faſt einſam, nur ein paar Freunde, wenige Gleichgeſinnte, das war mein ganzer Verkehr. Sonſt nur Bücher, die waren mein Troſt, mein Labſal. Und dennoch reichten ſie nicht aus, da jenes Gefühl, jenes verzehrend tiefe Bedürfnis nach Glück, das ich mir nun als Liebe deutete, alles überwuchs.

An einem Frühlingsabend „mild und köſtlich“ wie die Dichter ſagen, ſaß ich am Fenſter und ſah hinab auf die Straße vor mir. Vor den Thüren der alten Giebelhäuſer rechts und links, mir ſchräg gegenüber, ſtanden die Menſchen ſchwatzend am Feierabend. Ein großes Gebäude . . . es war eine Abteilung des Landgerichtes darin untergebracht . . . gerade vor meinen Blicken, gähnte mich fenſtergeöffnet an. In den mittelſten Stockwerken, wo die Büreaux lagen, war keine Seele zu ſehen, aber unten im Erdgeſchoß guckte ein griesgrämiger Alter heraus, mit einem gelbgeſtickten, verbrauchten Käppchen auf dem Schädel. Er rauchte aus kurzer Schifferpfeife, indem er auf dem Fenſterbrette mit den Ellenbogen aufgeſtützt hockte, ein Kiſſen darunter geſchoben. Zwei Fenſter davon häkelte ein Mütterchen. Sie blickte nur ſelten auf; das beſorgte dafür ein fetter, ſchielender Mops neben ihr, umrahmt von Geraniumſtöcken. Oben aber, ganz oben im Hauſe, wo noch die Abendſonne in den Scheiben blitzte, ſchaute auch ein Alter herab, auch ein Käppchen auf dem Kopfe, auch eine Pfeife im Mund. Nur das Kiſſen fehlte: er machte es ſich nicht ſo bequem. Dafür war er nur der Diener vom Landgericht, der da unten dagegen, mit der größeren Bequemlichkeit, war der Herr Rat. Aber einen Vorteil beſaß der oberſte Stock dennoch, wenigſtens in meinen Augen, denn ſtatt der zahnloſen Alten mit dem überfütterten Mops, der mich immer ſo ärgerte, da er doch nichts that und dafür auch noch ſchielte, blinzelten von oben ein paar Mädchenaugen, die ſich freilich immer verbargen, wenn ich am Fenſter erſchien.

Links neben mir an der Ecke war ein Blumenladen: der einzige der ganzen Stadt, und auch dieſer drohte ſich täglich aus Mangel an Käufern

zu ſchließen, denn in dem Städtchen hatten eben die Leute für Blumen keinen Sinn, wenigſtens ſobald ſie Geld koſten ſollten. Vor dem Hauſe ſaß immer, wenn die Sonne ſank, die Händlerin mit ihrer Tochter, einem hübſchen, jungen Ding, das zu einer Fürſtin gepaßt hätte, wären ihre Hände nicht ſo rauh und zerſchnitten geweſen vom Blumenbinden, oder wohl mehr vom Gemüſeherrichten, denn ich glaube das Praktiſche, das Gemüſe war es, was den Laden aufrecht erhielt. Und an der anderen Seite, rechts unter dem Fenſter, an der Kante des Bürgerſteiges, faſt an der Hauswand, denn die Straße war ſchmal, ſtand ein Brunnen. Nur einen Hebel brauchte man niederzudrücken, dann floß das Waſſer. Er war der einzigſte dieſer Einrichtung in der Stadt, das machte den Brunnen wichtig und zum Ereignis. Da ging es denn ununterbrochen, eine Völkerwanderung, hin und her. Dort kamen die Mädchen der ganzen Straße zuſammen: eine löſte immer die andere ab, aber doch nicht allzuſchnell, denn es warteten immer welche und vor allem klatſchte es ſich dort ſo ſchön. Geräuſch ſtörte nicht den ſtillen Abendfrieden, denn von den drei Mietwagen der Stadt verirrte ſich keiner hierher, die übrigen aber hatten ſchon Feierabend gemacht.

Ich verſtand von oben her jedes Wort, das die Waſſerholerinnen ſprachen, nur die Geheimniſſe nicht, denn dann hakten ſie ſich immer unter den Arm, nachdem ſie die Kanne weggeſtellt und tuſchelten ſich ins Ohr, und das war ſo wichtig, ſo unendlich wichtig! Da kamen die Dienſtmädchen mit aufgeſteckten Röcken, hochgeſchlagenen Ärmeln, daß man den roten, dicken Arbeitsarm ſah, „Töchter“ die „bloß mal auf einen Sprung“, weil es Not that, Waſſer holten, ein paar Frauen mit eigener Wirtſchaft, doch ohne Mädchen, nur mit Aufwartung, endlich auch wohl ein paar alte Weiber mit knochigen, braunen, gerunzelten Armen, denen die Maus am Ellenbogen herausſtand wie ein Knopf: die blieben am längſten.

Da ſtand ich an dem Abend, den die Dichter mild und köſtlich nennen, und blickte hinab, dann wieder hinüber ins Landgericht, wo dann gleich der Mädchenkopf hinter die Blumenſtöcke untertauchte, oder ich ſah der Arbeit vor dem Blumenladen zu, bis die Tochter einmal bei günſtiger Gelegenheit, als ſei es natürlich nur Zufall geweſen, mir in die Augen ſah. Dann belauſchte ich die Geſpräche unten am Brunnen, indem ich mich über das Kichern und Wiſpern, das Gegenſeitigaufmerkſammachen, freute, ſowie über die verſtohlenen Blicke zu mir herauf. Bei all dieſem Spiele hatte ich wohl zu thun, daß mein Gebahren nicht die Aufmerkſamkeit erregte der Gärtnersfrau, des Rates der Alten beim Mops, oder des Amtsdieners oben: Am gefährlichſten und ſchlimmſten aber war es, wenn die Weiber mit den Totenarmen am Brunnen etwas bemerkten, denn dann gingen ſie überhaupt gar

nicht mehr fort, und verdarben mir das Vergnügen, denn bei alle dieſem zog mir eben immer wieder jene unerklärliche Sehnſucht durch das Herz, jene Wonne, jene Seligkeit, doch Bangigkeit zugleich, jener Drang, jener Trieb nach dem Glück!

Ich ſchwankte und dachte daran, meine Aufmerkſamkeit nur auf den Mädchenkopf drüben im Landgericht zu beſchränken, oder auf die Kleine drüben vor dem Gärtnerladen! Doch dann kamen mir wieder tauſend Zweifel und Bedenken: ich fürchtete mich vor dem Alten drüben, aber faſt noch mehr vor der Frau mit dem Mops, weil er ſchielte und ich ihn nicht leiden konnte! Oder ich dachte an das Geſicht des Rates, dem ich öfter beim Spazierengehen begegnete, auch kannte er den Profeſſor Engel, bei dem ich belegt hatte, der beſtimmt nächſtes Jahr Rektor werden würde! Mit dem durfte ich es keinesfalls verderben, ſchon wegen der Unannehmlichkeit, täglich vorüber zu müſſen! Das war es ja auch bei dem Blumenmädel . . . Am Ende hätte ich ja gar nicht mehr ausgehen können! Nein nur nicht hier in der Nähe.

Aber doch Liebe wollte ich, Glück! das heißerſehnte Glück! Ein Weſen in die Arme ſchließen, das es mir brächte, es fühlen an meiner Bruſt und an mich drücken, herzen, küſſen, daß ihr der Atem verginge und ihr ſagen, daß ich ſoviel Glückes bedürfe, daß ich für das Glück gebaren ſei wie ſie auch! Dann wollte ich ſie fragen, warum wir denn beide entbehren ſollten, und uns das Glück nicht ſchenken, da wir doch für einander gebaren, für einander beſtimmt von der Natur. Ich hatte mir ſchon alles in Gedanken zurechtgelegt, ich wußte die Worte ganz genau, Satz für Satz hatte ich es mir überlegt. Sie fühlten ja doch auch alle dasſelbe, ſie dachten auch nicht anders! Wenn ich nur den Mut gehabt hätte, den Entſchluß gefaßt hätte, es irgend Einer zu ſagen, es war ja ſchließlich ganz einerlei welcher, denn die ich träfe, das würde auch die Richtige ſein, das glaubte ich ganz beſtimmt, ganz zuverſichtlich. Ich hoffte ja ſo viel vom Glück! Ich bildete mir ja immer ein, daß es mich ſegnen müſſe, denn das Kämpfen darum, das ſchob ich jetzt nur auf den Entſchluß . . .

Doch ich konnte den Mut nicht finden . . .

In ſolcher Stimmung lief ich im Zimmer auf und ab, ſpähte, ſuchte, überlegte und drechſelte an meiner Rede vom Glück, die ich irgend einer halten wollte, mit der ich ſie bewegen mußte!

In dieſem Harren, Zaudern, Kämpfen brach die Dämmerung herein. Drüben am Landgericht war alles verſchwunden: erſt mein Feind der Mops, dann die Alte, der Rat, zuletzt Vater und Tochter oben. Die Gärtnersleute waren in den Laden gegangen, worin die Lampe brannte. Der Brunnen

rauſchte nur noch ſelten einmal. Schließlich war es ſo dunkel geworden, daß man die Züge der Spätlinge unten doch nicht mehr unterſcheiden konnte.

Ich ſetzte mich auf das Sofa, und hielt mir in wunderſamem Gefühle der Unruhe meine Rede vom Glück. Ich glaube das Herz ſchlug mir laut . . . Endlich ward mir das Dämmern und Träumen zuviel, ich mußte auf andere Gedanken kommen: ich wollte leſen.

Ich klingelte nach der Lampe. Niemand erſchien. Erſt als ich zum zweiten Male die Glocke ertönen ließ, klopfte es.

„Herein!“

Ein Mädchen trat ein, doch nicht die alte Auguſte, die mich nun ſchon ſeit einem Monat bedient, den ich hier wohnte.

„Wünſchen der Herr etwas?“ fragte ſie.

„Die Lampe wie immer!“

„Verzeihen der Herr, ich bin erſt ſeit heute früh da!“

Mir fiel ein, daß es ja heute der erſte war, und doch die alte, thörichte Auguſte den Dienſt verlaſſen, weil ſie ſich verheiraten wollte, trotz ihrer fünfzig Jahre.

„Ja ſo!“ knurrte ich.

Nach einigen Minuten kam ſie wieder. Der grüne Schirm auf der Lampe dämpfte den Schein. Blond war ſie von Haar, ein Stumpfnäschen hatte ſie und war blaß wie es ſchien, aber das konnte täuſchen. Sie blickte mich von der Seite an, während ſie die Lampe auf den Tiſch ſchob.

„Wünſchen der Herr ſonſt noch etwas?“ fragte ſie.

„Ich mache die Vorhänge ſchon von ſelbſt zu!“ entgegnete ich und ſtand auf. Mir klopfte das Herz.

„Ja ſo, das hätt' ich bald vergeſſen!“

Nun trat ſie ans Fenſter, aber ich war eher da, um ihr zuvorzukommen. Zwei Fenſter hatte das Zimmer, jeder von uns ließ einen Vorhang herab. Wir waren zugleich fertig. In der Schlafſtube war nur ein Vorhang zu beſorgen. Wir gingen gleichzeitig hinein und ſtörten uns gegenſeitig: ich wollte ihr ins Werk fallen und griff nach ihrem Arme. Ich umſpannte das weiche Fleiſch. Es durchgoß mich wie ein ſiedender Strom.

„Aber nicht doch!“ machte ſie, doch ſie meinte damit das Herablaſſen. Sie ging an das Bett als ſei nichts geſchehen, um es aufzudecken. Den Krug nahm ſie vom Waſchtiſche, ihn am Brunnen zu füllen. Ich blieb ſtehen und ſtarrte ihr nach:

Das war es, in ihr lag es, bei ihr, ſie war das Glück!

Ich wartete im halben Dämmerſchein, denn die Lampe warf nur ſchwachen Lichtſchimmer herüber, bis ſie wiederkäme. Unbeweglich blieb ich

als ſie eintrat und den Waſſerkrug hinſtellte. Sollte ich ſie umſchlingen und küſſen? dann hätte ich ihr die Rede, die große Rede vom Glück gehalten! Aber ich fand den Mut nicht, mir war jedes Wort, das ich doch ſonſt ganz genau wußte, entfallen. Ich zögerte, bis ſie freundlich ſagte: „Wünſch' gute Nacht."

Nun war es zu ſpät: ſie war verſchwunden. Aber ich trauerte nicht und machte mir keine Vorwürfe. Es war gut ſo, denn was hätte ſie von mir denken ſollen! Ausgelacht hätte ſie mich ohne jeden Zweifel.

Seit jenem Abend war Sicherheit über mich gekommen; nun wußte ich, wo das Glück zu finden! Für das Landgericht, den Blumenladen, den Brunnen hatte ich keine Blicke mehr. Als ein Unrecht wäre es mir jetzt erſchienen noch hinauszuſpähen, zu liebäugeln, zu blinzeln, zu lauſchen. Jetzt ſaß ich im Zimmer faſt den ganzen Tag, meine Spaziergänge wurden immer ſeltener, das Kolleg beſuchte ich nicht mehr, ſchließlich ging ich überhaupt nicht mehr aus. Aber ich konnte mich nicht entſchließen mit dem Mädchen zu ſprechen, die ſchöne Rede vom Glück hatte ich immer vergeſſen, wenn ſie kam. Und ſie kam oft nun. Schon früh begann es, wenn ich aufgeſtanden war, denn dann brachte ſie das Frühſtück. Während ich auf dem Sofa ſaß, ſchob ſie es auf den Tiſch, dabei ward ſie um eine Färbung röter, denn ſie war wirklich für gewöhnlich ſehr bleich, und das Wellenhaar nickte ihr vornüber, dabei öffnete ſie halb den Mund. Die Arme ſpannten ſich an, die Bruſt zuſammendrückend, daß ſich das graue, knappe Kleid blähte, welches ſie trug. Da war ich meiner Sinne und Worte nicht mächtig, das Glück verzehrte mich ganz. Ich zitterte und bebte, nur beſorgend, daß ſie es gewahr werden möchte, und doch mußte ich ja einmal mit ihr ſprechen! So war es den ganzen Tag über. Abends ging ſie ins Schlafzimmer hinein, um das Bett aufzudecken, aber die Thüre ſchloß ſie dabei. Atemlos, wie gelähmt blieb ich ſitzen, auf jeden Ton zu lauſchen: da klatſchte es, wenn ſie, die Bettfedern aufzufriſchen, auf das Kopfkiſſen ſchlug, da klirrte das Fenſter, und das Waſſer rauſchte, wenn ſie es ausgoß. Wenn ſie dann wieder hereintrat, bückte ich mich ſcheu auf das Buch nieder, welches aufgeſchlagen vor mir lag, ohne daß ich darin zu leſen vermocht hätte. Über den Rand hinweg folgte ich ihr mit dem Auge, wenn ſie den Rücken kehrend, hinausſchritt.

Sie ſah ſich niemals nach mir um, ich glaube auch, daß ſie mich nie anblickte: das raubte mir eben den Mut.

Aber was wollte das ſagen: ich hatte doch das Glück erhaſcht, wenn auch nur einen Zipfel, einen Fetzen davon! Hielt ich es auch noch nicht in der Hand, ſo hatte ich doch das Gefühl ſeiner Gegenwart, die Mahnung ſeines Daſeins, das Ahnen ſeines Lebens! Nicht mehr unerreichbar erſchien

es mir, denn es ſchritt ja in meiner Nähe vorüber, es ſtreifte mich mit ſeinem Hauche! Nun galt es nur noch einen Entſchluß zu faſſen, die Hand darnach auszuſtrecken!

Von jetzt ab ging ich nicht einmal mehr zum Eſſen fort. Unten im Hauſe war eine Bierſtube, dort ließ ich mir das Mittagsbrot holen. Sie brachte es mir täglich. Während ſie deckte und auftrug, lehnte ich in der Sofaecke und ſtarrte ſie unausgeſetzt an: ſie, ſie, mein Glück! Da war mir ſo wohl, ſo ſonnig, ſo ſelig zu Sinn, wie ich es mir einſtmals ausgemalt, daß es werden müſſe, wenn das Glück ſich mir nahe!

Ich begann den Tag nur noch darnach zu berechnen, wie oft ſie ſchon gekommen war und wie oft ſie noch kommen mußte. Oft, wenn ſie hinaus war, warf ich mich in die Kiſſen und lachte laut auf vor Wonne und Seligkeit! Ja ich hätte geſchrieen und gejuchzt, wenn ich nicht hätte fürchten müſſen, die Wirtin herbeizulocken! Oh! das Glück, jetzt ſchon begann es mich zu ſegnen!

So verſtrich die Zeit . . .

Immer noch fand ich den Mut nicht, das Glück mir zu unterjochen.

Plötzlich eines Abends geſchah es . . .

Wie gewöhnlich brachte ſie die Lampe und ſetzte ſie auf den Tiſch, ohne mich anzuſehen. Mit der Schürze wiſchte ſie noch einmal über den Fuß des Glasballons, dann bückte ſie ſich etwas, um in die Flamme ſchauen zu können und ſchraubte am Docht. Darauf trat ſie zurück, während ſie wie jeden Abend fragte: „Wünſchen der Herr noch etwas?“ Das war wie immer die einzigſte Unterhaltung. Ich ſchüttelte den Kopf. Ich weiß, daß ich dabei glutrot im Geſicht wurde, ich weiß, daß ſie es bemerken mußte, da ſie mich flüchtig mit dem Auge ſtreifte, um die Antwort zu empfangen; aber ſie ſchritt ſtumm hinaus ins Schlafzimmer, um ihre Arbeit zu verrichten. Die Thür war ausnahmsweiſe halboffen geblieben. Atemlos lauſchte ich den verſchiedenen Geräuſchen: wieder das Klopfen auf das Kopfkiſſen, das Stuhlrücken, das Fenſterklirren, das Rauſchen des Waſſers. Nun mußte ſie gleich fertig ſein! Da nahm ich alle Kraft zuſammen und faßte einen Entſchluß: Raſch erhob ich mich, mit drei Schritten war ich an der Thür. Ich ſchlüpfte hinein. Dort ſtand ſie am Bett, ſie hatte ſich darüber gebeugt. Mit den Armen hielt ſie das Kopfkiſſen umfaßt und drückte die Wange darauf, halb kauernd, halb aufrecht. Als ich eintrat, fuhr ſie empor. Es war halbdunkel, ſodaß ich ihre Züge nicht zu erkennen vermochte. Sie wandte ſich mir zu. Ich breitete die Arme, im nächſten Augenblicke hatte ich ſie umſchloſſen. Sie ſträubte ſich nicht, ſie war wie leblos. Gleichzeitig fanden ſich unſere Lippen, den Mund hatte ſie halb geöffnet, daß ich

mich hinein vergrub. Ihr Kopf war hinten übergesunken, schlaff hingen ihre Arme herab. Eng aneinandergeschmiegt fühlten wir uns. Sie zitterte. Lange hielten wir uns umschlungen, ich spürte ihre Brust sich heben, ihr Herz pochen. Noch einen langen Druck auf die Lippen, dann ließ ich sie los. Langsam, den Kopf gesenkt, schritt sie hinaus. Ich blieb zurück und als sie verschwunden war, durchmaß ich das Zimmer wie ein Trunkener: heftig atmend dehnte und reckte ich die Arme aus, laut rief ich nur immerfort: ach, ach! Dann blieb ich am Fenster stehen und blickte auf die Straße hinab, die menschenleer unten lag. Da ging plötzlich knarrend der Flügel des Kleiderschrankes auf und stieß mich an den Arm. Ich drehte mich um, schloß ihn und trat aus Bett. Dort kniete ich nieder das Kissen, wo ihre Wange gelegen, zu küssen. Da kam etwas über mich, das ich noch nie gefühlt, als habe ich etwas Großes geleistet, etwas ganz Großes! Es beengte mir die Brust und weitete sie mir doch! Eine unerträgliche Hitze quälte mich, ich riß mir das Hemd auf . . . doch schauerte ich wieder zusammen, wie im Fieber. Ich wollte singen, aber ich schämte mich: ich pfiff! Lächerlich: ich pfiff! Dann stand ich wieder auf, ging hinüber, setzte mich auf das Sofa in die Ecke. Das alte Roßhaarkissen mit der zerrissenen Stelle, wo immer die Haare herausguckten, nahm ich unter den rechten Arm als Stütze. Nun kam ich mir mit einem Male wieder so sicher und gelassen vor, und sah nach der Lampe und drehte am Docht, als sei nichts geschehen . . .

Bald überkam mich eine bleierne Müdigkeit, aber ich konnte mich nicht entschließen zu Bett zu gehen, obwohl es nur zehn Schritt waren. Ich nickte ein. Durch einen Geruch, ein Geräusch erwachte ich: die Lampe blakte, knisterte und rauchte, sie war am Verlöschen. Ich fröstelte. Schlaftrunken stand ich auf, blies den glimmenden Docht vollends aus und ging nach der Lagerstätte hinüber. Wie ein Toter schlief ich bis spät in den folgenden Tag hinein.

Als sie mir das Frühstück brachte, that sie nicht als sei irgend etwas anders zwischen uns geworden, nur war sie noch scheuer und es schien mir, als beeilte sie sich besonders schnell wieder zu verschwinden. Ich sprach kein Wort, nur betrachtete ich ihre Gestalt und wieder stieg dabei dunkle, unerklärliche Sehnsucht in mir auf, Sehnsucht und doch Bangigkeit, denn wie ich auch den Abend ersehnte, so fürchtete ich mich doch und bangte vor der Zukunft. Aber ich wußte genau, daß es heute nicht anders sein konnte als gestern, denn erfinderisch war ich nicht! Wie gestern Abend sollte es werden! Wenn nur erst die Dunkelheit käme! Ich konnte es nicht mehr erwarten: ich war nicht fähig irgend etwas Vernünftiges zu thun. Kaum war ich im-

ſtande zu leſen, denn meine Gedanken flogen immer davon zu jenem Abend, der kommen ſollte, mir endlich das Glück in die Arme zu führen! Ich wünſchte die Stunde herbei und fürchtete mich doch vor ihr. Ich malte mir alles aus, genau jeden Schritt, den ſie thun würde, den ich thun mußte. In das Schlafzimmer ging ich hinein, probte es an Ort und Stelle, indem ich mir vergegenwärtigte, wo und wie ſie geſtern geſtanden. Ich ſpann Pläne und nahm mir alles vor wie es werden ſollte, indem ich das Glück vorher durchkoſtete, wie es mir bevorſtand. Dann fragte ich mich, was ich denn eigentlich von ihr wollte? Meine Antwort hieß: Küſſen! Küſſen! wie ich es geſtern gethan, und noch viel mehr, denn ich hatte es geſtern doch nicht genügend ausgenutzt! Es war ſo ſchnell vorbei geweſen wie ein Traum, ein Rauſch! Geſtern noch hatte ich mir das Glück aus den Fingern entwiſchen laſſen: heute wollte ich es halten, bis es mich gekrönt! Mit ihr ſprechen mußte ich, nicht ſo ſtumm bleiben wie bisher, meine Rede, meine ſchöne Rede vom Glück mußte ich ihr doch halten! Ich mußte ihr auseinanderſetzen, daß wir beide doch auch ein Anrecht ans Glück hätten, es nun auch genießen wollten, da es uns einmal geboten ward!

Beim Eſſen ging es wieder ſchweigſam zu: Keiner von uns wagte das Eis zu brechen. Von meiner Seite war es ja auch Abſicht, da ich mir doch meinen Plan für den Abend gemacht. Ich hätte aber auch den Mut nicht gefunden, denn in ihrer Gegenwart überkam mich eine ſolche Angſt, daß ich nicht einmal das allergewöhnlichſte zu ſprechen vermochte. Eigentlich hätte ich gern zum Eſſen noch ein zweites Glas Bier gehabt, aber ich wagte es nicht ihr zu ſagen: die Worte brachte ich nicht über die Lippen. Ich bildete mir ein, ſie müſſe von ſelbſt darauf kommen, dabei hatte ich doch bisher nie mehr als ein Glas getrunken.

Sie aber that ſtillſchweigend ihre Arbeit, ohne mich anzuſehen, nur meinte ich, ſie habe friſchere Wangen als ſonſt.

Der Nachmittag ging vorüber. Je näher der Abend kam, deſto größer wurde meine Unruhe, meine Aufregung, meine Angſt, deſto größer war aber auch in mir meine Erwartung und Hoffnung. In meiner Erregung lief ich immerfort hin und her: bald rannte ich zum Fenſter, aus dem ich doch nicht ſchauen wollte, bald ſtürmte ich zur Thür, um zu lauſchen, ob nicht Tritte auf dem Flur ſich nahten, und doch wußte ich genau, daß es ja noch viel zu zeitig ſei, daß ſie noch gar nicht kommen konnte, denn ſie erſchien erſt wieder bei Anbruch der Dunkelheit, um die Lampe zu bringen.

Ich wußte der Zeit nicht zu entfliehen; wenn ich ein paar Zeilen geleſen, wurde ich gewahr, daß ich dazwiſchen wieder eine geraume Weile geträumt. Wenn ich dann den Verſuch machte den Faden wieder aufzunehmen,

bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich ja gar keine Ahnung von dem hatte, was ich eigentlich gelesen. Da nahm ich spielend einen Bleistift und begann auf dem Zeitungsblatt, das vor mir lag, Schnörkel zu malen und Linien zu ziehen. Wie ich malte, schrieb ich unwillkürlich auf den Rand am Leitartikel hin, der über Kornzölle sprach: „Glück! Glück! Glück!" Mir war es als müsse ich das Glück festhalten, aber ich wußte doch seinen, ihren Namen nicht, denn ich hatte sie niemals rufen hören, sie auch nicht selbst gefragt, war sie doch nur das Eine für mich: das Glück!

Das „G" führte ich schön aus, malte es dick, breit, verschlungen, mit Arabesken umzogen, dann setzte ich ein Fragezeichen dahinter, noch eins und noch eins, bis Reihe auf Reihe entstand. Wie es da kam, ich weiß es nicht: mich überfiel die Lust zu reimen. Ich griff nach einem leeren Bogen und begann: „Glück, das ich fand!" aber weiter gedieh es nicht, wie voll ich das Herz hatte, es wollte nichts heraus, keine Zeile kam zu stande. Ich setzte wieder an: „Glück, das ich fand . . ." Nun legte ich den Kopf in die auf dem Tisch verschränkten Arme und sann! Meine Gedanken verloren sich bald zu ihr und das dumme Gedicht hatte ich vergessen. Plötzlich fiel mir das Reimwort „schwand" ein, ich wollte es zum anderen fügen: „Glück, das ich fand!" . . . schwand? . . . schwand? . . . die Verbindung fehlte, ich kam nicht weiter. Voll Verzweiflung warf ich den Bleistift fort . . . ich wußte es ja ganz genau, ich fühlte es ja, und konnte nur die Worte nicht finden, konnte es nicht ausdrücken, . . . immer das alberne schwand, das mir in den Ohren tönte . . . das . . . schwand . . . schwand . . .

Da that sich die Thür auf und sie trat mit der Lampe herein. So lange hatte ich gesessen und geträumt. Sie schob die Lampe auf den Tisch, wieder wischte sie den Fuß ab und beugte sich, nach der Flamme zu sehen, während sie am Dochte schrob. Ich lehnte in der Ecke, sie groß anstarrend. Ich zitterte, als ob mich das Fieber schüttelte.

„Wünschen der Herr sonst noch etwas?" fragte sie wieder.

„Ich danke!" wollte ich sagen, aber ich brachte es nicht heraus: ich gurgelte irgend etwas. Sie schien es nicht zu bemerken, sondern schritt wieder nach dem Schlafzimmer. Die Thür ließ sie halb offen stehen.

Nun hielt ich mich nicht mehr länger: alle meine Überlegungen von dem, was ich in förmlich gesetzter Rede sagen wollte, waren davon, alle die großen, schönen Formeln, meine ganze Theorie vom Glück, die ich mir so oft wiederholt, jedes Wort war vergessen und verloren, nur noch das eine mächtige Gefühl lebte in mir: Glück! Glück! Genießen! Genießen!

Ich stürmte hinein. Sie stand da, als habe sie mich erwartet, das Gesicht zur Thür gekehrt, durch welche ich kam. Ich zog sie an mich, ich

preßte meinen Mund auf den ihren, der willenlos die Küſſe empfing, die ich ihm gab. Sie war wieder wie erſtarrt, ohne Leben und Bewegung: ich küßte das graue Kleid auf Schultern und Armen, lehnte mich an ihre Backe, glitt mit den Lippen über ihr geringeltes Nackenhaar und ſtreifte ihren Scheitel. Dann hielten wir uns wieder umfaßt, lange, lange Zeit, ſtumm, Mund auf Mund, mit geſchloſſenen Augen, Körper an Körper gepreßt, als ob wir einer für den anderen leben und atmen müßten . . .

Sie machte ſich los, ich eilte ihr nach. Wir ſtanden ſchon im Wohnzimmer. Nochmals traten wir zu einander: ſie erwartete mich. Lange hielt ich ſie an mich gedrückt. Als wir uns aus der Umklammerung ließen, ſenkte ſie den Kopf und ging. Ich folgte nicht: immer ſtarrte ich zur Thür, auf das braune Holz, auf die blanke Meſſingklinke, die ſie eben erſt aus der Hand gelaſſen. Dann ging ich wie ein Träumender zum alten Sofa zurück, warf mich in die Ecke, ſah vor mich hin, trommelte mit den Fingern auf der Tiſchplatte und wieder . . . lächerlich . . . pfiff ich. Mir kam ihre Geſtalt wieder zu Sinnen: der Wuchs, die Haltung, die weichen Linien ihrer Schultern, das blonde Wellenhaar, die halbgeſenkten Lider, die weichen Lippen wartend geöffnet, als wollten ſie meinen Kuß empfangen . . . Warum war ſie fort? Was hatte ich ſie fortgelaſſen? Erſt jetzt wunderte ich mich darüber. Ich ſprang auf und klingelte, aber kaum hatte ich es gethan, ſo überfiel mich wieder die eigentümliche Angſt, es ward mir heiß . . . Was ſollte ich denn ſagen, wenn ſie käme mit ihrem: „Wünſchen der Herr noch etwas?“

Aber da knarrte auch ſchon die alte Holztreppe draußen, und ſie ſtand vor mir. Sie fragte nicht, ſie ſchlug die Augen zu Boden.

Ich fand zuerſt keine Worte, dann ſtotterte ich: „Ich weiß nicht . . . nur . . . und . . .“ Darauf kam eine Menge Unſinn heraus, zuſammenhangloſe Worte, aus denen ſie unmöglich klug werden konnte. Aber ſie brauchte nichts zu entgegnen, denn es war kein Auftrag, ich wollte nichts von ihr, ich bat ſie um nichts, ich that keine Frage . . . es war nur ſo ein Gerede! Von ihrer Vorgängerin ſprach ich zu ihr etwas, von der alten Auguſte. Ich ſagte ihr, es ſei mir lieber, daß ſie meine Sachen beſorge, als jene, denn ſie verſtünde es beſſer, und die Lampe brennte nun auch beſſer, heller, länger, freundlicher ſogar, und meine Bücher könnte ich nun finden, und es ſei jetzt immer Waſſer genug da, und alles ſo reinlich, und dann ſchmeckte mir das Eſſen beſſer . . . Am Ende ſchwieg ich, denn ich wußte nichts mehr zu ſagen, es war ja doch alles Unſinn geweſen. Plötzlich brach ich ab, ſtreckte die Arme nach ihr und umſchlang ſie.

Draußen tönte die Stimme der Wirtin.

„Herr Gott . . . ich muß fort!“ ſchrak ſie zuſammen . . .

Da bekam ich Mut, und während ſie faſt ſchon wieder entwiſcht war, fragte ich leiſe, haſtig, abgebrochen, mit halb erſtickter Stimme:

„Wann ſeh' ich Dich wieder? Komme zu mir!“

„Morgen!“ flüſterte ſie.

„Heute!“ bat ich, „heute!“

Sie konnte ſich nicht entſchließen zu antworten, ich fühlte wie ſie bebte.

Nochmals tönte draußen die Stimme, lauter, ungeduldig . . . Sie wollte davon.

„Antworte!“ ziſchte ich, „antworte! Bitte, bitte!“

„Ich muß fort!“

„Antworte! Bitte!“ . . .

Sie ſchwieg.

„Antworte! . . . Heute! Heute!“

„Morgen!“

Zum dritten Male rief die Frau draußen, nun faſt zornig.

„Laſſen Sie mich!“ bat ſie.

„Heute?“ fragte ich.

Sie hauchte etwas, was ich nicht verſtand. Sie war fort. Die Thür ſchlug zu. Wieder ſtand ich vor dem braunen Holz mit der glänzenden Meſſingklinke und ſtarrte es an, und wieder wandte ich mich und ging auf das alte Sofa zu, um mich hineinzuwerfen. Aber ich konnte keine Ruhe finden. Das wich jedoch ſchnell von mir, dann ſaß ich da wie ein Verzückter: ein unermeßlich tiefes Gefühl ſatter Befriedigung zog durch meine Seele: das Glück! Und wäre es auch noch das Glück nicht ſelbſt geweſen, ſo kam es doch an mich heran, ganz nahe! Mir war es als müßte ich ſeinen rauſchenden Flügelſchlag hören, als ſchwebte es ganz dicht vorbei, mich ſtreifend mit ſeinen Schwingen. Nun brauchte ich nur noch die Hand auszuſtrecken, zu ſchließen, und es war mein!

Wie ich den Abend verbracht, das weiß ich kaum mehr zu ſagen, aber doch blieb ich ruhig, da ich wußte, daß ſie bis zehn Uhr Arbeit im Hauſe hatte. Dann mußte es ſich entſcheiden, wenn ich auch nicht verſtanden hatte, was ſie mir in der Eile noch ins Ohr geflüſtert.

Es wurde ſpäter und ſpäter: längſt war es Mitternacht, immer noch kam ſie nicht. Ob ſie dennoch morgen gemeint? Aber ich gab die Hoffnung nicht auf. Ich blieb wach, unſtät im Zimmer den Platz wechſelnd. Ich ſetzte mich bald hierhin, bald dorthin. Meine Unruhe wuchs jeden Augenblick. Ab und zu ſtand ich auf und ſchlich mich an die Thür, um zu lauſchen. Alles im Hauſe ſchien erſtorben zu ſein. Vorſichtig klinkte ich

auf und spähte hinaus. Das Holz knarrte, ich kniff die Lippen aufeinander. Die Flurlampe war gelöscht. Tiefe Stille. Langsam schloß ich wieder die Thür. Es war keine Aussicht mehr, daß sie käme. Nun ertappte ich mich bei dem Gefühle, daß ich, der ich eben noch voller Erwartung, kaum fähig gewesen ruhig zu sein, mich nun fast erleichtert fühlte. Ich redete mir ein, daß ich mich im Grunde genommen nur freuen könne, wenn das Glück noch länger hinausgeschoben würde, wenn es erst am nächsten Tage zu mir träte. Ich weiß nicht wodurch es kam, mir fielen plötzlich die Faustworte ein:

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

Das wiederholte ich mir fort und fort, fast theatralisch deklamierend im Selbstgespräche. Dabei ging ich zur Ruhe.

Das Licht flackerte auf dem Nachttische neben mir. Ich lag auf dem Rücken, die Hände unter dem Nacken gefaltet. Mit offenen Augen träumte und spann ich weiter meinen Traum vom Glück, und dachte an morgen, an die Zukunft, an sie, an ihren Kuß, die Augen geschlossen, hintenüber gebeugt, mit dem halboffenen Munde.

Darüber schlief ich ein, ohne das Licht zu löschen. Plötzlich fuhr ich empor, ich hatte das deutliche Bewußtsein als träte jemand ins Zimmer. Noch halb im Schlafe gefangen, in den Blitzbildern, welche der Traum mir vorzauberte, meinte ich in der Thür eine weiße Gestalt zu sehen, in lang herabfließendem Gewande, die weißen Arme herabhängen lassend, das blonde Haar gelöst, den Nacken etwas hintenübergebeugt, die Augen in Sehnsucht geschlossen, die Lippen halb geöffnet. Und die Gestalt kam näher zu mir und näher. Ich erwachte und glaubte mich doch immer noch im Traum, denn die Gestalt verschwand nicht, wie sonstige Traumgebilde. Ich breitete nach ihr die Arme, da fühlte ich sie, fühlte die kühlen, glatten Schultern, und es kam über mich: mein Herz klopfte und schlug zum Zerspringen, ein leiser Schauer überrieselte mich, das Erwartungsvolle, das Wundersame, das mir geoffenbart werden sollte, wuchs und wuchs in mir: ich hob mich vom Lager, ich hielt die Traumgestalt: das Glück!

Und das Glück atmete und lebte.

Ich umschlang sie und zog sie zu mir, sie ließ alles geschehen, sie sank an meine Seite, ich fühlte ihr Herz durch die dünne Leinwand pochen, wie meines. Pochen in Erwartung des Glückes, das ich ihr schenken sollte, wie sie mir es gab.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und das Licht flackerte noch einmal auf. Es war faſt niedergebrannt. Der nahrungsloſe Docht ſenkte ſich zur Seite. Es brodelte und ziſchte.

Die Flamme verloſch.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Musketier Gibault.

Skizze von Traugott Pilf.

(Vatenſtedt, Braunſchweig.)

Am Schluß des Appells las der Feldwebel mit ſeiner krächzenden, altweibermäßig kreiſchenden Stimme:

„Der Musketier Gibault der zweiten Kompagnie wird wegen ungebührlichen Betragens einem Vorgeſetzten gegenüber mit fünf Tagen Mittelarreſt beſtraft.“

Der Genannte, der am linken Flügel des erſten Gliedes ſtand, biß ſich auf die Unterlippe, ſenkte den Kopf und warf einen kurzen, ſtechenden Blick aus den tief liegenden Augen nach dem Feldwebel. Der bemerkte das und kreiſchte wütend:

„Was, will der verfluchte Kerl noch Fratzen ſchneiden? Unverſchämtes Subjekt, ich werde Sie gleich wieder dem Hauptmann melden! Nimm dich in Acht, du infamer Lümmel, wir wollen dich ſchon klein kriegen, du alte eklige Galgenfratze!“ — — — — — — — — — — — — — —

Regungslos lag Gibault auf der harten Pritſche in dem Arreſtlokal; die Strafzeit war bald abgelaufen. Es war gegen Mittag; die Kompagnie exerzierte unten auf dem Kaſernenhofe, und der Arreſtant hörte durch das kleine vergitterte Fenſter das regelmäßige Stampfen ſeiner Kameraden, die Kommandorufe und Schimpfworte des Lieutenants:

„In Sektionen rechts brä—ä—cht — ab! — — — Da, da iſt natürlich wieder ſo'n Schwein, ſo ein altes Schwein, das nicht aufgepaßt! Auf der Stelle ſollſt du treten, du Hund — willſt du dich wohl zuſammen nehmen, du Lümmel? — Nochmal zurück, nochmal gemacht! Und wehe euch, ihr Schweinebande, wenn es jetzt nicht geht, hau ich euch krumm und lahm,

dann laß ich euch Laufschritt machen, daß euch die Zunge aus dem Halse hängt bis auf eure dreckigen Stiefelspitzen! Ihr seid ja eine ganz verwahrloste Bande! — In Sektionen rechts brä—ä—cht ab! — — Wa—as? Wirklich wieder so'n Hund? Jetzt paß auf, du Schweinigel, jetzt ist meine Engelsgeduld zu Ende, jetzt hagelt's" — — —

Gibault hörte, wie der Lieutenant seinen Degen aus der Scheide riß und unter wüsten Schimpfreden auf den Soldaten losschlug. Er kannte das längst; das wunderte ihn nicht mehr. Ähnliches hatte er selbst schon in seiner anderthalbjährigen Dienstzeit erlebt. Er richtete sich halb auf von der Holzpritsche und murmelte mit seiner tiefen, heiseren Stimme:

„Schinder, verdammter Schinder!"

Dann erhob er sich ganz und ging schnell in dem kleinen Raume auf und ab; die Hände hielt er nach seiner lässigen Gewohnheit tief in den Taschen seiner schmutzigen, abgetragenen Hose, an welcher die roten Streifen stellenweise abgerissen waren. Die breiten, formlosen Stiefel mit den großen Nägeln unter den Sohlen klappten und knirschten laut auf dem sandbestreuten Fußboden.

Musketier Gibault war Elsässer. Von Kindheit an hatte er in den Fabriken seines Heimatsortes gearbeitet, von Kindheit hatte er mit Not und Entbehrungen zu kämpfen gehabt. Das hatte seinen Körper geschwächt und seinen Sinn trotzig und reizbar gemacht. Er erinnerte sich noch gut an den großen Krieg, und er haßte Deutschland und liebte Frankreich. Im Alter von zweiundzwanzig Jahren mußte er den ihm verhaßten deutschen Waffenrock anlegen.

Im Anfange seiner Dienstzeit hatte er oft daran gedacht zu desertieren, und nur die Hoffnung, daß er nach zwei Jahren frei werden würde, hatte ihn bei der Fahne zurückgehalten. Jetzt war diese Hoffnung dahin; er war mit Arrest bestraft, und die Aussicht auf eine baldige Entlassung war geschwunden. — — —

Wieder hörte er harte Schimpfreden in seine Zelle hinaustönen.

„Ihr sollt mich nicht mehr lange schinden," zischte er durch die Zähne, und ballte die knochigen Fäuste. „Jetzt ist es doch aus mit mir — entweder so — oder so" — — —

Er warf sich heftig auf die Pritsche und blickte wild und trotzig gegen das vergitterte Fenster. Einige Strahlen der Frühlingssonne spielten an rostigen Eisenstäben; hinter den trüben, schmutzigen Scheiben lag der blaue Himmel. — — —

Als der Elsässer aus dem Arrest entlassen war, schien er ganz anders geworden zu sein und einen beträchtlichen Teil seiner Wildheit und seines

Trotzes abgelegt zu haben. Freilich war er wie immer unfreundlich und mürrisch gegen seine Kameraden, noch schweigsamer und verschlossener als sonst warf er den Kautabak in seinem Munde umher, und ebenso verächtlich wie früher schleuderte er seinen braunen Speichel auf die Erde, wenn ihm etwas nicht paßte. Einen Tag später, nachdem Gibault wieder in die Kompagnie eingetreten war, hatte er beim Appell vom Feldwebel einen Brief erhalten. Das Schreiben kam von seiner Braut aus der Heimat. Das Mädchen arbeitete gleich ihm in der Fabrik; dort hatte er sie kennen gelernt, und beide hingen mit starrer Zähigkeit an einander. Er war eine zu ernste Natur, um Gefallen an lustigen Liebeleien und oberflächlichen Soldatenliebschaften zu finden. Jenes Mädchen war ihm eine Freundin und Mitarbeiterin, und seine Gedanken waren viel bei ihr. Vor sieben Monaten, als er einen längeren Urlaub hatte, hatte er sie zum letzten Male gesehen. Jetzt schrieb sie ihm, daß sie seit einiger Zeit nicht mehr arbeiten, nichts mehr verdienen könne; sie werde einem Kinde das Leben geben, sie sei sehr schwach und matt, und das Kind sei sein Kind.

Der Soldat wurde durch diesen Brief heftig erregt. Ein mächtiges, gewaltiges Pflichtgefühl wuchs in ihm auf. Sein Weib, seine Lebensgefährtin war in Not und Krankheit, und dann kam sein Kind zur Welt, sein Kind. Warum auch das noch? Aber — wenn es da war, mußte er auch dafür sorgen — aber wie? — — Und hier? Was that er hier, fern von seiner Heimat, von Weib und Kind, fern von seiner Pflicht? Welche Pflicht hielt ihn hier? Er war im Dienst seiner Feinde, er fühlte sich als Franzose, nicht als Deutscher. Er wurde hier gehöhnt, gescholten, geknechtet, mit Füßen getreten, geschlagen, und einst, wenn wieder ein Krieg kam — und mußte nicht einst ein Rachekrieg kommen? — dann sollte er die Waffen tragen gegen die Franzosen, gegen seine Brüder? — — — — Warum hatten sie ihn eingesperrt? Weil er sich einmal vergessen hatte bei den gemeinen Schmähungen eines Unteroffiziers und ein kurzes, verächtliches Lachen ausgestoßen hatte. Warum schluckte er nicht wie gewöhnlich seinen Grimm hinunter? Jetzt hatte er den Lohn für seine Verwegenheit; er bekam nicht einmal mehr Urlaub nach der Heimat. Hei, sie wollten ihn schon unterducken, diesen Hund, diesen verdammten, trotzköpfigen Elsässer!

Alle diese Gedanken verließen ihn selten, und sein Entschluß wurde immer fester. Er schrieb seinem Weibe einen kurzen Brief in abgerissenen Sätzen:

„Ich komm' bald. — — — — Die Hunde lassen mich nicht fort, da geh' ich selbst — — — — ich helfe dir" — — — —

Er sparte seine paar Löhnungspfennige sorgsam auf. Er hörte auf

Schnaps zu trinken, rauchte nicht mehr und kaute ſtatt des Kautabaks Cigarrenſtummel, welche die Einjährigen fortwarfen.

An einem Sonntage ging er zum Trödler und kaufte ſich einen alten, ſchlechten Rock und eine Mütze. Beides wickelte er feſt ein und lief damit am Abend hinaus vor die Stadt nach den Schießſtänden im Walde, wo er das Päckchen unter Laub und Sand verſteckte.

Musketier Gibault hatte Glück. Schon nach einigen Tagen wurde er auf Scheibenſtandswache kommandiert.

Der Frühlingstag war naßkalt, nebelig.

In der Nacht um drei Uhr ſtand Gibault auf Poſten. Jetzt war die Zeit gekommen. Totenſtille herrſchte im Walde und überall. Die Nacht war dunkel und regenfeucht.

Der Mann legte das Gewehr nieder, ſchnallte das Seitengewehr ab, ſetzte den Helm auf den Boden und lief in den Wald. Das verſteckte Päckchen fand ſich noch vor. Er zog den Uniformrock aus und fuhr in den ſchmutzigen Kittel; über den Kopf ſtülpte er die Mütze. Dann nahm er ſein Taſchenmeſſer und trennte die roten Streifen von der Hoſe ab. Eilig laufend verſchwand er zwiſchen den Bäumen; trockene Zweige knackten unter ſeinen Tritten. Dann war es wieder ganz ſtille; nur einige Regentropfen fielen ſchwer von den knospentreibenden Zweigen. — — — — — — — — —

Die Sonne ging auf und kämpfte mit dem Nebel. Die erſten ſiegenden Strahlen, die durch das graue Dunſtmeer brachen, beleuchteten die blitzenden Helmſpitzen einer Schar Soldaten, die eilig auf der Landſtraße daherzog. Ein Wagen fuhr den Marſchierenden entgegen; auf ihm ſaß ein breiter, wohlgenährter Viehhändler und hieb auf den braunen Klepper.

Der führende Offizier hielt ihn an.

„Haben Sie nicht irgendwo einen Soldaten geſehen? Dieſe Nacht iſt uns ein Kerl ausgeriſſen, ſo ein verfluchter Elſäſſer!“

„O ja, ſehen Sie mal, da ſo 'rum,“ — er zeigte auf eine beſtimmte Gegend des Waldes mit dem Peitſchenſtiele, — „da habe ich eine verdächtige Geſtalt geſehen, mit einem ſtruppigen Schnurrbart und wilden Augen, — wenn er das iſt! — Na ſo was, alſo ein Deſerteur! Wenn doch die Leute vernünftig ſein wollten! Ich habe doch auch meine drei Jahre abgeriſſen — — na, Sie werden ihn ſchon kriegen, und dann kann er ſich gratulieren. — — Na, guten Morgen!“ — —

Der dicke Viehhändler trieb zufrieden lachend ſein Pferd an und fuhr davon.

„Den werden ſie ſchon finden,“ murmelte er noch einmal wohlgefällig vor ſich hin.

Und sie fanden ihn. Nach wenigen Stunden schon.

Entsetzlich tönte an sein Ohr der gellende Ruf:

„Halt!“

Aber er lief weiter.

„Halt!“

„Nein — ich will — nicht — nicht — lebendig — — aus ist doch alles, aus — nicht lebendig — nicht — — — schießt nur — schießt nur zu“ — — — —

„Halt!“

Vier Schüsse knallten rasch nacheinander.

Musketier Gibault brach zusammen.

In demselben Augenblicke, als die Soldaten herankamen, starb er; aber sie sahen noch seinen letzten wilden, haßsprühenden Blick, und mit seinen letzten krampfhaften Zuckungen hob er die geballten Fäuste gegen sie auf.

Erschüttert und stumm standen die Soldaten an der Leiche des Deserteurs.

Abendgänge.

Aus Aufzeichnungen eines ausgewanderten Freundes.

Von Gustav Manz.*)

(Karlsruhe in B.)

Meine rasche Abreise, wie versprochen, näher zu begründen, sende ich Dir, lieber Freund, die beifolgenden Blätter, die Abschrift vom ersten Kapitel eines „Amerikanischen Skizzenbuchs“, mit dem ich mich dereinst unmittelbar vor der Rückkehr aus dem Westen meinen kontinentalen Freunden

*) Der „Fin-du-siècle Mensch“ ist eine Krankenerscheinung unserer Tage, Vertreter einer das ganze Wesen annagenden Décadence. Er ist durchaus nicht immer sittenlos und cynisch, oft edel, doch willensschwach, immer aber einseitig, abnorm. Ich will darum folgende Aufzeichnungen dem Leser nicht vorenthalten, sie sind typisch. Die Rousseau wandeln zu Dutzenden unter uns: Mischung von Sentimentalität und Satire ist für sie charakteristisch. Sie laborieren an einem fröstelnden Pessimismus, der die Hoffnung nicht aufgiebt, beim großen Eisgang, der den Völkerfrühling des kommenden Jahrhunderts ankünden soll, in der kraftspendenden Luft des Lenzbeginns zu thatkräftigem Optimismus zu gesunden. Eine eigentümliche Vorkur versucht mein ausgewanderter Freund.

wieder vorstellen möchte. Dieser Zweck bringt es mit sich, daß ich zu genauerer Begründung der heutzutage nicht mehr hochmodischen Europamüdigkeit weiter aushole, als es für Dich persönlich, der Du mich schon lange Jahre kennst, notwendig wäre. Doch wirst Du das entschuldigen und vielleicht manches auch Dir nicht Bekannte in den folgenden Zeilen finden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Geh spazieren, mein Sohn, geh ein bischen unter die Menschen, in die frische Luft!“ So pflegte meine gute Mutter zu sagen, wenn ihr Junge sein Schulpensum brav erledigt und den gelehrsamen Kram, mit dem eine vorgeschrittene Kultur das zarte Gehirn des noch kindlichen Knaben anzufüllen beliebt, pflichteifrig in sich aufgenommen hatte. Denn der Vater war streng — und wir waren arm; aber ich sollte es eben besser haben als er. Des Morgens und Nachmittags in der Schule sitzen, dann im engen geheizten Zimmer über die Bücher gebeugt am Tisch kauern, das machte mir, dem kränklichen Jungen, oft leidiges Kopfweh, und da sagte sie dann, die gute Mutter, mit ihrer milden, ruhigen Stimme: „Geh spazieren, mein Sohn, geh in die frische Luft!“

Jahre gingen dahin. Ich bin herangewachsen und weiß zur Stunde, daß alle Bücherweisheit eitel Staub ist, — daß mein jugendliches Kopfweh eigentlich ein recht wohlverdientes war. Warum doch hatte ich nie zur Mutter gesagt: „Ich will nicht so viel lernen, Mütterchen, ich will spazieren gehen den lieben langen Tag, Blumen pflücken, Schmetterlinge fangen, — oder Schlitten fahren, Schneeball werfen, — will singen und springen?“ Warum nicht? Ich armes Kind war ja noch wie tausend und tausend meiner Mitgenossen ein schüchternes Pflänzlein, dem Elternwille der Nährboden und Elternfreude die liebe Sonne war. Und so karrte ich mit auf der Jugendgaleere: vier Jahre Vorschule, neun Jahre Gymnasium, — 13, sage dreizehn Jahre, 16000 Stunden (in einem empörten Augenblick hab' ich mirs einmal berechnet), — über sechzehntausend Stunden in die Schulstube gebannt. Ich war nie abergläubisch, aber die „13“, diese 13 nenne ich in traurigem Glauben meine Unglückszahl.

Und wenn ich mir die Thatsachen dieses Glaubens so recht deutlich vor Augen hielt, — dann geschah's wohl oft auch späterhin, daß ich etwas Dumpfes, Quälendes da oben über den Brauen fühlte, daß ein schwerer Druck auf den Lidern lastete, — — mein Kopfweh, das alte wohlbekannte Kopfweh eingedrillter Beweise und Regeln, Daten und Formeln, das Kopfweh der Ohnmacht, des kraftlos wimmernden: „Es ist zu viel!“

Und so stand ich jüngst, etwa fünf Wochen sind's her, — vor dem Spiegel in stummer, grausender Betrachtung. Ich hatte eben noch einen Säugling

in der Wiege, meinen jüngſten Neffen, geherzt, ihn in die dicken, roten Wänglein gekneift und die ganze holde ſaftig ſchwellende Menſchenknoſpe mit warmen Küſſen bedeckt. Da war eine vorlaute Thräne auf das breite ſtumpfe Näschen gefallen: es kitzelte ihn, er fing an zu ſchreien. Ich tupfte die Tropfen leicht mit dem kleinen Finger hinweg und ſtand — in ſtiller Bewunderung bei dieſem trotzigen etikettwidrigen Kindergeſchrei, das die ſtille Stube durchtönte wie der erſte Verſuch eines kraftvoll markigen Egoismus, der da ſagt: Und Ihr ſollt nicht, ich kleiner Knirps will nicht, — will nicht; und ich kleiner Knirps ſchreie und ſchreie, — bis Ihr thut, was ich will.“ Da fiel mir ein, daß auch ich vor langen, langen Jahren ſolch ein Wiegennapoleon geweſen, ſolch eine deſpotiſche Windeldurchlaucht, die aus ihrer üppig reichen Staatskaleſche Vater und Mutter und Brüder tyranniſierte, — daß auch ich einmal rotbäckig mit glänzenden Äuglein in die Welt ſchaute, mit den Ärmchen hieb und den Beinchen ſtrampelte . . . Und jetzt ſtand ich vor dem Spiegel und erblickte mein Ebenbild: das fahle Geſicht, das Produkt der Zimmerluft und der Nachtwachen, des Lampenlichts und des Kneipenqualms, — und die glanzlos matten kurzſichtigen Augen, eingeſperrt hinter der Glaswand einer faden Brille — — — den ganzen kläglichen Effekt des herrlichen Papier- und Tintenjahrhunderts, dem auch ich, als getreues Schäflein, gehuldigt, — ich als würdig willenloſes Glied eingereiht mit Millionen in die Krankenarmee der Fabrik- und Maſchinendemokratie, ich, wie Millionen andre, ein trüber Tropfen im Sumpf des Fin-du-siècle — ein gequetſchtes, zerriebenes Elementchen im überwürzten Brei der ſiedenden Olla Potrida „Hyperkultur“ . . . Und als ich mir das in grauſamer Wolluſt Silbe für Silbe halblaut vorgeſagt hatte, — da kam mein altes Kopfweh über mich. Ich ging ans geöffnete Fenſter meiner winkligen, bücher- und gerätevertopften Dachſtube, ſtützte die Ellbogen auf den breiten Sims und ſtarrte hinaus auf die menſchenleere Straße . . . In meinem Innern wirbelte es wild und wüſt durcheinander. Es kam mir ſo lächerlich vor, daß meine ſtaubatmende Umgebung in leichter Gedankenverbindung mir das alte Fauſtiſche: „Auf, flieh hinaus ins weite Land“ plötzlich in den Sinn rief, es ſchien mir ſo albern, ſo theaterhaft, die altbekannten Worte nachzuſchwatzen, mich aufzuraffen und einen jener Ohnmachtsentſchlüſſe zu faſſen, die im beſten Falle kurzlebige Mißgeburten ſind . . . Und doch war die kleine Zeile der am tiefſten fortſummende Orgelton, auf dem ſich ein bizarres Getaumel von Gedankendiſſonanzen und gleißenden Trugſchlüſſen umhertollte. Und dann war's plötzlich, als klänge zum tiefen Grundton eine lichte Oktave, als ſchweige das Tönegewirr . . . Ich ward ruhig und ruhiger . . . Ein ſchlichtes Phantaſiebild ſtieg langſam und

deutlich vor mir auf: eine graubläulich geweißte Küche, klein, doch sauber, blinkendes Geschirr an den Wänden, ein reinlich abgespülter Wasserstein und daneben eine blendend gescheuerte Anrichtebank, mit weißem Sand bestreut. Am summenden Herdfeuer stand im schlichten Hauskleid die Mutter und kochte. Ich trat zu ihr, ein zehnjähriger Knabe, mein schwarzlackiertes Matrosenhütchen am Gummiband in der Hand haltend, und sagte: „Mutter, darf ich gehn? Ich bin fast fertig und habe wieder Kopfweh. Darf ich bis zum Lichtanzünden auf die Straße?" Und sie strich mir mit der magern Hand über mein glattgescheiteltes Haar, rückte mein Wämschen zurecht, schob die kleine schwarze Kravatte unter den weißen Legkragen und sprach, so mit dem himmlischen Bedauern eines lieben sorgenden Mutterherzens: „Ja, mein Bübchen, geh spazieren, geh ein bischen unter Menschen, ins Freie!" . . . Wie ich es damals that, gehorchte ich auch jetzt dem fast lebendigen Gedankenbild meiner guten toten Mutter.

Ich raffte mich auf und ging. Es war der letzte Sonntag vor Weihnachten, — alles in die breite langgestreckte Hauptstraße geströmt, um die letzten Einkäufe vor dem Fest zu besorgen. Indem ich so durch die ausgestorbene Nebenstraße schlenderte, setzte sich mein kaum unterbrochenes Gedankenspiel fort. Die gute Mutter! Sie meinte es so redlich mit mir, und wenn der kleine Junge mit dem blassen Gesicht, in den halblangen Höschen seinen Abendgang machte, dankte er der Treuen stillen Herzens und gelobte sich, brav und artig zu sein . . . Und dann kamen andere Zeiten. Die Mutter, sein Liebstes auf der Welt, starb plötzlich. Er war vereinsamt daheim. Nun hielt's ihn nimmer zu Hause. Allabendlich zur Dämmerzeit ging er in die frische Luft, oft hinaus auf den blumengeschmückten Totengarten, um sich Epheu auf ihrem Grab zu pflücken, oder wieder ins dichte drängende Menschengewühl. Da starrte er denn träumend auf die Leute, die so eilends an einander vorbeirannten . . . Und wieder kamen andere Zeiten. Die Stille schwand, es regte sich ein Etwas in ihm und zitterte und keimte und wallte, allmählich, ganz allmählich. Dann aber gährte es, fast plötzlich, und brodelte und schäumte. Und es begannen die Tage, wo jeder Mensch zum Dichter wird, die wonnesam geheimnisvollen Tage keimender Männlichkeit, erwachender Triebe. Siehe, da wandelte um ihn ein anderes zartwangiges Geschlecht, das er bis zur Stunde kaum bemerkt hatte. Ein Neues geschah ihm. Er war nicht mehr allein: im Wachen und Traum, in Kirche und Schlafstube, im Zimmer und auf der Straße war etwas um ihn, in ihm, das ihn beseligte und durchdrang, wie ein erquickender Strom. Er liebte! . . . Und nun wurden die Abendgänge gar regelmäßig und die süß vertrödelten Stunden, in denen er einem blondhaarigen Kind nachschlich,

die bitter durchweinten Nächte ersten Schmerzes, erster Eifersucht, sie wurden für ihn die leid- und wonnevollen Wehen eines neuen Daseins. Er liebte — und dichtete . . . Dann eine jähe Enttäuschung, das klägliche Zerrinnen des dichterischen Traums! Erwachen eines brennenden Ehrgeizes, siedende Lernlust, bohrende Arbeit, hier und dort, überall, das berauschende Ideal der Weltberühmtheit! Und so hinaus — in die Burschenherrlichkeit!! Nun die tiefste Enttäuschung, quälender beim Jüngling, als beim halbwüchsigen Knaben, grausender Ekel über die schale Mehrheit deutscher Studenten, über ehrsüchtige Streberei und lüderliche Versumpfung . . . Wieder stille Abendgänge, ein Leben auf eigene Art, allein und vereinsamt, von den Genossen gehänselt oder gemieden, doch im Innern langsam aufdämmernde Zuversicht. Aus dem Insichgrübeln wird ein Umsichschauen. Die Großstadt nimmt ihn auf, Bücherarbeit widert ihn an, er will Blicke thun, tiefe aufklärende Blicke ins wogende Menschenleben. Er ziffert und rätselt in der gewaltigen Bibel des ringsum pulsenden Daseins. Einen heiligen Apostelberuf fühlt er seiner harren, ein neues, soziales Evangelium will er predigen. Doch wie er sich fragt, was wirst du und wie wirst du es ihnen sagen, daß sie's glauben und thun, was sie glauben, — da verstummt das stolze Ich, das luftige Kartenhaus weltumwälzender Pläne zerfällt. Ein trauriges Bewußtsein der Schwäche des Einzelnen überkommt ihn. Er flieht aus der Großstadt ins Waldgebirge. Er scheint zu gesunden im erquickenden Stahlbad stadtferner Bergwelt, schon will er sich dauernd ansiedeln droben auf der Halde in dem kleinen, wiesenumgebenen Dörfchen, da zieht's ihn, nein — mich, den Typus von Hunderten gleichgeformter dampfgeheizter Menschenlokomotiven, zieht's mich mit gespenstigen Armen wieder hinab ins qualmende Revier der Mietskasernen und Fabrikschlöte, zum Kriegsschauplatz der Zukunftskämpfe. Wie Vorwurf klang mir das Summen der Drähte, das Rollen der Räder ins Ohr: „Willst du der unnütze Knecht sein, der sich in Tannenduft und Waldluft romantisch verliebt, um zu feiern und zu träumen, anstatt mitzuspulen am sausenden Webstuhl der Zeit?" Und wieder nahm mich die Großstadt auf, die Biene konnte es nicht lassen, den benebelnden Duft der Giftblume einzusaugen . . . denn die Großstadt ist eine Giftblume oder ein aufgedunsener grellfarbiger Pilz auf moderfeuchtem Boden . . . und das Großstadtleben ist Opiumtrank . . . und — —

Mein Gedankenfaden riß. Ich war plötzlich im schwirrendsten Gewühl, auf der Hauptstraße. „Letzter Advent" ist der Tag des kleinen Mannes; man muß vorgesehen sein fürs „Fest". Unter der Woche hat man keine Zeit, man verschiebt alles auf den Sonntag. Bauern mit sauber barbierten Gesichtern unter breitkrämpigen Hüten, dicke, watschelnde Weiber zur Seite,

Digitized by Google

niedre Beamte mit Frau und Kind, Handwerkerfamilien, Soldaten jeder Gattung mit Dienſtmädchen im aufgeputzten Sonntagsrock, Lehrlinge, Commis mit nichtsſagenden Geſichtern, freche Arbeiterjungen an der Sonntagscigarette ſchnullend, gezierte Bürgerstöchter, umſchwärmt von halbwüchſigen Gymnaſiaſten, hochbuſige Kellnerinnen mit ekelhaft geſchminkten Geſichtern, Studenten, ein paar Lieutenants, alles ſchob und ſchlang ſich durcheinander. Das ſtößt ſich und drückt ſich, ſchlürft rennt, und trippelt aneinander vorbei zum Tollwerden. Dazu ein betäubendes Stimmengewirr, meiſt bäuriſche Dialekte, vulgäre Laute. Dort ein „Ah", ein „O" am prachtvollen Ladenfenſter, hier ein Gelächter, ein Gejohl; dort ein Gezeter, — ein Kind war in den Schmutz gefallen, hier ein kreiſchender Ruf, — ein Hund hatte ſich verlaufen. Auf der Fahrſtraße unaufhörliches Rädergeraſſel, Hufgeklapper. Über all dem eine winterklare Spätnachmittagsſtimmung bei Sonnenuntergang — ein ſeltſamer Kontraſt! Fern an der weſtlichen Ausmündung der Straße zur Allee ein entzückendes Farbenſpiel vom Lichtblauen verdämmernd ins Orangegelbe und Dunkelrote; reine kalte Luft, ſo daß alle Konturen faſt beleidigend ſcharf ſich aufdrängen. Im erſten Moment, als ich in das Gedränge geriet, blitzte mir der Eindruck durch den Kopf, den einſt die Leipziger Straße auf mich gemacht: ein Meer, ich ein Tropfen, unerkannt drin verfließend.

Nur im erſten Moment! (Ich hatte den Cigarettendampf eines gerade vorübergehenden Studenten eingeſogen und das erinnerte mich an die Berliner Cylinderdandies mit ihren parfumierten Cigaretten. So war's wohl gekommen.) Damals hatte ich in der erſten Verblüffung des grünen Provinzlers ein Gedicht zuſammengereimt: ich durfte nur die Schablone auflegen, — Dutzende Zwitſcherlinge des deutſchen Dichterwalds hatten's ſchon vor mir geſungen, das bequeme Lied vom Troſt im Leid, vom Vergeſſen des eignen grübelnden Ich im Anblick der lieben, guten, ſchönen Mitmenſchen . . . Wie ein Dämon aber war's jetzt in mir, in der grellen Beleuchtung von Weſten her meinen lieben Mitmenſchen recht ſcharf unter den Hut zu ſchauen — und ich machte kein Gedicht: ich ſchauderte. Iſt das noch der Erdball, auf dem die lebenden Urbilder des Apoll, einer Aphrodite gewandelt? Sind das die Nachkommen der trotznackigen Germanenrecken, die einſt eine bröckelnde Weltmacht in Trümmer geſchlagen und wie ſtürzende Lawinen, ſtrudelnde Gießbäche herniedergedonnert aus ariſchem Urgebirge in den Garten Europas? Mir graute.

Hier ein Verkrüppelter, dort ein Schielender, — ein junges Mädchen mit Stelzfuß, — eine zwerghafte Buckelgeſtalt. Die Männer zu hunderten mit Brillgläſern vor den Augen, manche mit blauen, einige ſogar mit ſchwarzen; dazwiſchen das entſetzlich Unweiblichſte, bezwickerte Damen —

glücklicherweiſe nur vereinzelt. Rings um mich faſt nur fahle, farbloſe Geſichter, Frauen mit welken Brüſten; hier ein Dickleibiger puſtend und keuchend, dort ein klapperdürrer Lieutenant, der wie ein Storch durch die Menge ſtelzt. Da eine Bleichſüchtige, ein paar Schritte hinter ihr ein Schwindſüchtiger, von ſeiner Frau geführt. Dazwiſchen trunkene Burſchen mit roten aufgedunſenen Geſichtern. Soldaten ſchleppen ihre Liebſten ins Bierhaus: durch die offene beſchmutzte Glasthür dringt ein widerlich ſaurer Dunſt hervor. Dort drüben Kinder mit hungerhohlen Augen und kälteblauen Händen, — eine ſchwangre Arbeiterfrau, die ein Halbjähriges auf dem Arm trägt! Auf dem einen Geſicht Gleichgültigkeit und Stumpfſinn, auf dem andern Mißgunſt und Unzufriedenheit, auf dem einen Hunger und Sorge, auf dem andern Verrohung, lüſterne Sinnlichkeit. Nur hier und da eine wohlgenährte, ſtämmige Erſcheinung, ein hübſches Bauernmädchen, ein kräftigſtrammer Soldat, ein paar rotwangige Kinder mit ahnungsfrendigen Geſichtern . . . aber nur hier und da . . . eine auffallende Seltenheit. Die „obern Zehntauſend" ſind heute nicht ſichtbar. Man diniert noch oder ruht aus. Man vermeidet es, um dieſe Zeit auf die Straße zu gehn. Der Pöbel riecht ſo übel. Solche Eindrücke ſind unangenehm. Sehr wohl! Unangenehm, ſehr unangenehm, ja bitter, entſetzlich! Noch nie in meinem Leben hatte ich die Verplattung des modernen Daſeins ſo deutlich gefühlt, noch nie die numeriſche Übermacht der geiſtigen und leiblichen Herabgekommenheit ſo furchtbar empfunden, noch nie ſo erſchreckend es mir eingeſtehn müſſen, daß das Volk, das zu den erſten der Kultur zählt, ein in ſeiner Maſſe erkranktes Geſchlecht des Schnürkorſetts und des Bierſeidels ſei . . .

Ich ſchritt langſam weiter. Das quirlte und drängte heraus und hinein durch die plakatbelebten Thüren der Verkaufsbazare mit den fabelhaft billigen Preiſen und den fabelhaft ſchlechten Waren. Ich dachte eben daran, wie bezeichnend es doch ſei, daß heutzutage um Weihnachten Kaufſucht und Schundkonkurrenz ihre Orgien feiert, daß der Kaufmann um dieſe Zeit ſein glänzendſtes Geſchäft macht und gerade am Sonntag ſeine Lagerräume in ſchwirrende Börſen verwandelt ſieht, indes die Verkünder der Lehre, die uns Weihnachten gab, vor leeren Bänken predigen, — — derlei dachte ich, als ein mißtöniges Läuten zweier Glocken an mein Ohr drang. Man eröffnete eben den Nachmittagsgottesdienſt in der kleinen alten Kirche, die an der Straße ſtand. Es war wie das heiſere Wimmern eines frierenden Bettlers, der am Wege ſitzt . . . niemand hört auf ihn. Nur etliche alte Weiber humpelten hinein durch die krächzende, weißgeſtrichene Flügelthür. Ich blieb einige Augenblicke ſtehn. Die Orgel ſtimmte einen Weihnachtschoral an: „Das iſt der Tag, den Gott gemacht!" Ich mußte lachen.

„Den Gott gemacht!“ Und nun dieſes Treiben, dieſe mammonbeſeſſene Menge! Ein Vorbeieilender ſtieß mich unſanft, ich fuhr auf und ging weiter. Immer und immer wieder dasſelbe Bild . . . Der Nachmittag rückte vor. Ein ſchmerzendes Zwitterlicht entſtand durch das Geflacker der früh angezündeten Laternen, das ſich unangenehm miſchte mit der abſterbenden Taghelle. Man mußte ſich jetzt anſtrengen, die Geſichter zu erkennen . . . Ich hatte genug.

Mein Facit war jammervoll. In einer Spiegelſcheibe erblickte ich wiederum mich ſelbſt, das bebrillte blaßwangige Mitglied dieſer Menſchengeſellſchaft. Wieder durchklang mich das Fauſtiſche „Auf, flieh hinaus ins weite Land“; jetzt nimmer ein fades Papageiengeſchnatter, nein, ein rettendes Evangelium, zu dem nur der Glaube, diesmal ſelber — des Elends Kind, notwendig war. Ich hatte dieſen Glauben. „Aber deine Pläne, dein Beſſerſchaffen dieſer verſchwächten Menſchheit?“ klang es dazwiſchen. „Nein und nein,“ erwiderte darauf die Fauſtiſche Stimme, — „will der Kranke die Kranken heilen? Werde du ſelbſt ein Neuer, ein Wiedergeborener, Umgeſchaffener!“ Das durchleuchtete mich wie Sonnenſchein. Drauf aber wieder dunkle huſchende Wolkenzüge: „Wie? Wann? Wodurch?“

Ich eilte nach Hauſe. Ein Brief von Willy war für mich da. Und ſein Inhalt?! „Mein Dir einſt ſcherzhaft mitgeteilter Plan, lieber Freund, iſt Entſchluß geworden. Ich ſage der Kultur Valet, um ein neuer Menſch zu werden: ich gehe zunächſt nach Argentina, dann wahrſcheinlich nach Chile. Nach Jahren werde ich geſundet wiederkehren, um mitzuwirken am Umbau meiner Heimat. Denn ich habe trotz allem mein Vaterland lieb, ſehr lieb. Man wird mich jetzt zwar mit der Ratte vergleichen, die das ſinkende Schiff verläßt. Mich kümmert's nicht, es iſt Verleumdung. Ich bin vielmehr ein graubeſtäubter Wanderer, müde und mißmutig, dem die Augen von der zu großen Hitze brennen. Ich ſehe faſt nichts mehr, mein Gaumen lechzt. Ich werfe mich in die See zum erfriſchenden Bad: mit klarem Blick und reinem Leib werde ich das Ufer wieder betreten. Deutſchland kann mir nichts mehr bieten. Wir Vegetarianer (Du kennſt meine Grundſätze!) gelten ja doch vorerſt dem Mob als Halbnarren; es wäre verſchwendete Kraft, ſich mit ihm herumzuärgern. Und gar ein getreidepflanzender Doktor der Philoſophie!! Nein, lieber Freund, — zunächſt werfe ich den ſchnöden erkleckſten Titel ins Meer. Und dann ſoll der ferne Weſten, die rüſtige Arbeit auf eigener Scholle, meine Kur ſein. Sie mögen lachen, ich habe doch Recht. Ich weiß übrigens, daß Du ſelbſt früher Ähnliches gewollt haſt. Du biſt daher eingeladen mitzukommen.“ — — — — — — — — — — — — — — — —

Vier Wochen ſpäter. Wieder ein Abendgang. Arm in Arm wandle

ich mit Willy auf dem Deck des Amerika-Dampfers. Rüstig pflügt der Kiel durch die gischtenden Fluten. Vor Stunden schon entschwand die ehrwürdige Kathedrale, Notre-Dame von Antwerpen, unsern Blicken. Wir sind aus der Wester-Schelde heraus und wiegen uns im freien unbegrenzten Ozean. Auch der letzte Schimmer des belgischen Flachlands ist am Horizont erblichen. Über uns ein glänzender Sternhimmel. Ich erzähle Willy behaglich plaudernd die Ereignisse der jüngsten Wochen. Mein letzter Gang vor der Abreise war auf das Grab der Mutter gewesen. Ich vergoß eine ehrliche Thräne, als ich auf ihrem Steinkreuz den schönen Spruch von der Liebe als dem Größesten las, den ein weitgewanderter Kämpe einmal seinen Schutzbefohlenen drüben überm Archipelagus zugesandt. War's doch auch mir geschehen, wie ihm nach der alten Legende bei Damaskus. Im Gedanken an den kühnen Streiter fand ich auch meine volle freudige Zuversicht wieder. „Ja, liebe Mutter, Dein Sohn hat Dich nicht vergessen, — er geht spazieren, wie Du es gewollt, — in die frische Luft, ins Freie!" Ich dachte es frohlockend und sandte einen letzten Blick auf den epheubewachsenen Hügel. — Willy und ich, wir haben uns gelobt, zehn Jahre mit einander auszuharren, uns mit schwieliger Hand ein Eigentum zu erarbeiten, den Kulturflitter jauchzend abzustreifen, gesunde, kräftige, scharfäugige und muskelstarke Menschen zu werden, — self-made-men! Im ersten Frühjahr des neuen Jahrhunderts werden wir wieder zu Euch zurückkehren: nicht veryankeet, wie die heimwärts protzenden Pilzmillionäre des Dollarlandes, nein, gesundet in der Götterluft der Pampas, im Bewußtsein echter Arbeit, — fähig geworden, die Schwergeburt eines neuen Europa zu erleichtern. Bis dahin, lieber Freund, good bye! Du bist uns übrigens als dritter willkommen — allerdings leider nicht zu unserem entzückenden Nationalspiel, dem Skat! Auf Wiedersehn, womöglich in „frischer Luft", in Buenos Ayres!

Moderne Mütter.

Von Claus Zehren.

(Dresden.)

„Bitte, meine Gnädigste, recht ruhig und vernünftig leben, Vermeiden jeder Gemütserregung und viel in der freien Luft spazieren gehen! Die kleine Indisposition wird sich schon in einigen Tagen gebessert haben."

Sie ſenkt wie zur Bejahung mit leichtem Erröten das blonde Haupt mit dem koketten lichtblauen Morgenhäubchen darauf.

„Adieu, Herr Medizinalrat. Grüßen Sie Ihre Frau Gemahlin von mir.“

An der Thür wendet ſich der alte graue Hausarzt noch einmal zurück und mit dem Zeigefinger drohend, meint er:

„Kein zu feſtes Korſett, und in einiger Zeit bringen Sie das Opfer und laſſen es ganz fort.“ Dann trippelt er mit den ewig-eiligen, haſtigen Schritten zur Thür hinaus.

Sie bleibt allein zurück in dem eleganten, von goldenem Sonnenlicht durchfluteten Boudoir.

Anmutige, ganz feine Fältchen bilden ſich auf der ſonſt ſo glatten reinen Stirn und die im leichten Bogen geſchnittenen Mundwinkel machen eine ſchmollende Abwärtsbewegung.

Ein tiefer Atemzug, einem Seufzer gleich, hebt die Bruſt der jungen Frau, das kleine etwas vorgeſetzte Füßchen drückt ſich feſt in den weichen Teppich.

„Hätte ich doch nie geheiratet!“

Erſchreckt ſie der eigene Gedanke, oder iſt es das Knarren der Thür zum Nebenzimmer, welches ſie zuſammenfahren läßt? Ein ausdrucksvoller, ſcharf geſchnittener Männerkopf mit dunklem Bart lugt in das Zimmer.

„Was ſagte denn der alte Äskulap, Liebling?“

„Oh, nichts beſonderes, Edmund, nur ein vorübergehendes Unwohlſein!“ antwortete ſie, haſtig mit der ſpitzenbeſetzten Schürze über die Platte ihres Rococcoſchreibtiſches ſtreichend; „außerdem empfahl er mir, recht ruhig und zurückgezogen zu leben.“

„Sehr vernünftig, ſehr vernünftig!“ Der Legationsrat von Lelun tritt vollends ins Zimmer. „Du wirſt das doch auch befolgen, nicht wahr, meine liebe, gute Ludmilla?“ fährt er fort, indem er zärtlich den Arm um ihre elfenſchlanke Figur legt und ihr geſenktes Köpfchen zu ſich empor hebt.

„Ja natürlich, ſehr vernünftig!“ unmutig kräuſelt ſie die kurze Oberlippe und macht ſich aus ſeinem Arm frei. Zwei Thränen des Unmuts traten ihr in die Augen.

„Aber Frauchen, was iſt denn?“ beſchwichtigt Edmund, „für unſer höchſtes Glück wirſt Du doch mit tauſend Freuden dieſe kleinen Opfer bringen wollen. Es iſt etwas Heiliges um die Mutterpflichten!“

Sie blinzelt eigentümlich zu ihm hinüber.

„Wir Frauen thun ſelbſtverſtändlich das alles mit tauſend Freuden, als ob wir zu nichts anderem auf der Welt wären!“

„Milla!“

„Ja, ja! Laß nur, Edmund, natürlich! Willst Du jetzt frühstücken? Herr Gott, es ist schon 11 Uhr, in einer halben Stunde mußt Du auf Dein Bureau!" Geschäftig eilt sie zur Thür hinaus.

Rasch verfliegt der erstaunte, fragende Ausdruck von seinen Zügen. „Etwas nervös, ganz begreiflich," murmelt er vor sich hin, und mit einem Gemisch von Stolz und seliger Freude leuchten ihr seine Augen entgegen, als sie mit Hilfe des Dieners rasch im Nebenzimmer ein kleines Frühstück aufträgt.

* * *

Es sind nun schon über zwei Jahre vergangen, seit er sie damals, die schöne Ludmilla, die gefeiertste und vielumworbene Dame der ersten Gesellschaft Amsterdams kennen lernte. Ihre eigenartige, echt friesische Schönheit übte einen seltsamen, bestrickenden Zauber aus auf den dreißigjährigen, eleganten Legationsrat von Lelun.

Und er war wohl der Mann dazu, mit seiner aufrichtigen Liebe, mit seinen seltenen Geistesgaben dieses bis dahin so spröde, allen Bewerbungen trotzende Mädchen zu gewinnen. Die Hochzeit war bald der Verlobung gefolgt. Äußere Hindernisse gab es nicht zu überwinden; jetzt lebten Sie nun schon seit Jahresfrist in München, wohin ihn sein Beruf geführt. „Ewige Flitterwochen" nannte er selbst stolz seine Ehe.

Sie war von den reichen Eltern verwöhnt worden, keinen Wunsch bemühten sie sich der einzigen Tochter zu versagen und in der Ehe hatte sich hierin nichts geändert, besonders da sie trotz ihrer Erziehung nicht übermäßig anspruchsvoll war. Ein gutmütiges, schmiegsames, heiteres Sonnenkind, Licht und Strahlen überall ausbreitend, wohin sie auch ihre Schritte lenkte. Vor einem Jahre schenkte sie ihrem Gatten ein Kind, einen Knaben; doch er starb nach einigen Wochen.

Wie lieb und gut die junge Mutter war, wie sie tapfer das zuckende Herz bezwang, um den Gatten zu trösten, und bald waren Frohsinn und Freude wieder in das Haus eingezogen, nachdem der erste Schmerz überwunden.

* * *

Es sind vier Wochen vergangen. Milla erwartet ihren Gatten zum Essen. Endlich kommt er.

„Heute lud mich der Minister zu seinem großen Fest ein, Herz. Ich konnte natürlich nicht für uns beide zusagen!" äußert Edmund leichthin, und dreht eine Brotkugel zwischen den Fingern.

„Warum denn nicht?"

„Aber Kind, der Medizinalrat hat Dir doch verboten" . . .

„Ah so," sie zieht ärgerlich die runden Schultern empor, „bah, die Ärzte sind immer zu vorsichtig, ich kann noch ganz gut ausgehen." Aufspringend eilt sie zum Spiegel und bleibt sich selbst musternd davor stehen.

„Deswegen schon, Milla!"

„Und ich hatte mich so gefreut, endlich einmal mit Dir als Deine Frau in Gesellschaften gehen zu können. Im ganzen vorigen Winter konnte ich an nichts teilnehmen und nun, es ist abscheulich!" nervös spielten ihre Hände mit dem silbernen Messerbock. „Schließlich, was half es alles, unser armer kleiner Junge wurde uns doch genommen."

Eine dunkle Wolke zieht über Edmunds Antlitz bei jener traurigen Erinnerung. Wie sehr hatte er selbst gewünscht, seine schöne, reizende Frau der Gesellschaft präsentieren zu können, mit welcher Vorfreude hatte er im Voraus stolz all die Komplimente eingesammelt, welche man ihm, dem glücklichen Gatten, machen würde. Das war etwas oberflächlich, aber sehr menschlich, vielleicht auch sehr männlich!

„Milla, Du weißt, welche Freude ich mir selbst versage. Ich will morgen noch einmal den Medizinalrat fragen. Du brauchst ja schließlich nicht zu tanzen, obgleich es schwer ist, für Dich einen plausiblen Grund anzugeben."

„Das kennt man schon, Edmund, frage ich den Doktor, der sagt gewiß nein. — Lieber, guter Edmund, bitte, bitte, nimm mich mit."

Sie blickt so reizend lächelnd mit den großen thränenfeuchten Augen zu ihm hinüber.

„Bitte, liebes Männchen, es soll auch das allerletzte Mal sein!" Ihre kleine rosige Hand liegt vor ihm auf dem Tischtuch, ihn verführerisch bittend, zur Erlaubnis einzuschlagen. Er nimmt das Händchen in die seine.

„Sieh Milla, es wird mir furchtbar schwer, aber bedenke die möglichen Folgen. Die Pflicht ist zu ernst. Welche Vorwürfe für Dich und mich, wenn es Dir schlecht bekommen würde. Deine Gesundheit, Deine Kraft gehören nicht Dir und mir allein!"

Heftig entreißt sie ihm die Hand und will schluchzend in das Nebenzimmer. Das erste Mittagsmahl seit zwei Jahren, welches nicht unter Scherzen und munterem Geplauder seinen Abschluß findet.

Unruhig geht Edmund in seinem Zimmer auf und ab. Die Zigarre will nicht schmecken, er ist gewohnt, dieselbe zur Siesta in dem traulichen Boudoir seiner Frau zu rauchen, und Edmund gehört nicht zu den Männern mit unbeugsamem Willen.

Durch die Thür vernimmt er noch immer ein halbunterdrücktes Schluchzen; er kann keine Frau weinen hören und noch dazu sein eigenes verhätscheltes Weib.

„Nun gut, mag es denn sein," schließt er schließlich den Kampf zwischen Gutmütigkeit und Vernunft.

Nach wenigen Minuten ist der Diener mit der Zusage abgeschickt. Erleichtert atmet er auf. „Milla, weine nicht mehr!" ruft er durch die Thüre, „ich habe soeben für uns Beide zugesagt."

Wie elektrisiert springt sie von der Chaiselongue empor, auf welcher sie, das blondlockige Haupt in die Kissen gepreßt, bis dahin schluchzend gelegen hatte.

„Edmund!" Ein Kinderjubel liegt in ihrer Stimme. Und er, nun er küßt ihr die Thränen von den sammetweichen Wangen.

* * *

„Darf ich eintreten?"

„Nur zu, ich bin fertig, Edmund!"

In schweren Falten fließt ein kostbares Atlasgewand an ihrer mädchenhaften Gestalt herab. Die blendenden Arme hoch erhoben, steht sie vor einem großen Trummeau und befestigt eine duftige Rose im Haar.

„Nun wie gefalle ich Dir, hochehrsamer Herr und Gebieter?" sie grüßt sein Spiegelbild mit tiefer Verbeugung.

„Süperbe, Liebling!" Er geht auf den Zehenspitzen in einem großen Bogen um sie herum und betrachtet sie von allen Seiten.

„Besonders diese kleinen Löckchen sind allerliebst kokett arrangiert," er nimmt vorsichtig die seidenweichen krausen Härchen zwischen die Fingerspitzen und drückt einen Kuß auf den zierlichen Nacken.

„Warte! Ihr Männer seid doch alle Realisten!"

Blitzschnell drückt sie dem Gatten eine Puderquaste ins Gesicht, daß es weiß aufstäubt.

„Nur Gourmands!" ruft Edmund und preßt sie leidenschaftlich in seine Arme.

„Um Gotteswillen, Edmund, die Brüsseler Spitzen," schmollt Milla und macht sich von ihm frei.

„Und mein schwarzer Frack! Übrigens, doch nicht zu eng geschnürt?" fragt er leise warnend.

„Traust Du mir die Taille nicht zu? Sei unbesorgt!"

Dann fahren sie zum Balle. Ein herrliches Fest! Er — entzückt über das Aufsehen, welches seine Frau bei ihrem ersten Erscheinen durch ihre

bezaubernde Lieblichkeit erregt. Sie — ſich ungezwungen dem lang entbehrten Genuß des Tanzens hingebend, voll den Augenblick genießend; ein glückſeliges Lächeln auf den Lippen, wenn ſie an Edmund vorbei wirbelt, deſſen ſtolze Blicke ihr folgen.

Auf dem Heimwege fragt er teilnehmend:

„Biſt Du auch wohl, Milla, Du haſt ſo viel getanzt.“

„So wohl wie nie, ich glaubte in Amſterdam zu ſein und ein gewiſſer Edmund verfolgte mich mit Othelloaugen!“

Sie ſchmiegt ſich an ihn und er nimmt für Zärtlichkeit, was faſt einer Ohnmacht gleicht. Während des Tanzens hat ſie oft ein Schwindel erfaßt. Natürlich! wenn man zwei Jahre nicht getanzt hat.

Nach acht Tagen wieder eine Einladung!

„Zum aller — allerletzten Mal!“ bittet Milla.

„Ja, wenn Du nicht tanzen willſt.“

„Nur zuſehen, Männchen, ſelbſtverſtändlich.“

Sie tanzte trotzdem.

Dann folgen trübe, lange Wochen und Monate, Millas Wangen ſind bleich, und der Hausarzt kommt oft und geht kopfſchüttelnd wieder fort.

* * *

Es iſt Mitternacht. Durch die geöffneten Fenſter ſchleicht weiche, ſchwüle Frühlingsluft ins Zimmer.

Edmund geht mit unruhigen Schritten in ſeiner Stube auf und ab. Er ſieht verſtört aus, bleich, überanſtrengt. Seit vierundzwanzig Stunden dieſe Qual! Im Hauſe ein unruhiges Gehen und Laufen. Zuweilen dringt ein Wehlaut an ſein Ohr. Er ſchaudert jedesmal zuſammen.

Endlich tritt der Arzt in das Zimmer.

„In kurzer Zeit!“ ſagt er ernſt, Edmunds hangenden, bangenden Blick beantwortend.

„Einen Monat zu früh, Herr Legationsrat! Das iſt eine ernſte Sache.“

„Iſt ihr Leben in Gefahr?“

„Ich glaube nicht, aber das Kind — ich fürchte es kommt nicht lebend zur Welt.“

Stöhnend wirft ſich Edmund in einen Seſſel und bedeckt das Antlitz mit den Händen.

Der Arzt klopft ihm gutmütig auf die Schulter.

„Es kann ja vielleicht alles gut gehen!“

Dann nach einer Pauſe:

„Hat Ihre Frau Gemahlin vielleicht kürzlich eine Gemütserregung gehabt?“

„Nicht im geringsten, Herr Medizinalrat.“

Dieser schüttelt den grauen Kopf.

„Es muß irgend etwas vorliegen. Haben Sie Geselligkeit mitgemacht? Wenn ich nicht irre, hörte ich davon sprechen. Doch nicht getanzt?“

Edmund blickte scheu zur Seite.

„Schon seit langer Zeit nicht mehr. Zuletzt auf dem Ball beim Minister.“

„Dann wundere ich mich über nichts,“ will jener schon sagen. Weshalb jetzt Vorwürfe, es kann ja nichts mehr helfen.

„So, so — na, ich glaube kaum; viele Frauen thuen das und es geht alles gut.“

Schweigend geht er hinaus.

„Der dritte derartige Fall in der letzten Woche,“ murmelte er vor sich hin, „sie wollen ja nicht hören, unsere modernen Mütter!“

Die Morgendämmerung schleicht grau, farblos durch das Gemach.

Edmund hält sein bleiches Weib in den Armen. „Tot, tot!“ haucht sie mit zuckenden Lippen.

„Es ist traurig, Milla, fasse Dich, Du bist mir doch geblieben.“

Sie blickt ihn eigentümlich an.

„Ja — ganz recht, ich — Dir!“

Ein Thränenstrom erstickt ihre Stimme und schluchzend lehnt sie das Haupt zur anderen Seite.

Es rieselt ihm eiskalt den Rücken hinab. Eine unsagbare, mitleidlose Bitterkeit steigt in ihm auf. Mit ein paar Thränen machen die Weiber ja alles gut! Wie oft hat er das früher als Junggeselle gesagt! Mühsam richtet er sich auf von dem Stuhl neben ihrem Lager und schleicht langsam hinaus.

Auf dem Flur begegnete ihm der Arzt.

„Einen Augenblick, Herr Legationsrat, wenn ich bitten darf.“

Sie treten in Edmunds Zimmer.

„Ehem! Ja, ich habe Ihnen etwas sehr Ernstes mitzuteilen, aber meine Pflicht gebietet es mir!“ Der Alte legt dem jüngeren Manne beide Hände auf die Schultern. „Seien Sie tapfer! — Ein drittes Kind würde Ihrer Frau das Leben kosten!“

Edmund taumelte zurück, aschbleich, die Lippen fest aufeinander gepreßt. Ein ächzendes Stöhnen kommt ihm zwischen den Zähnen hervor, seine

Fäuste krampfen sich zusammen und vor seinem inneren Blick dehnt sich die Zukunft, ein ganzes Leben — fahl, — grau, — gemein.

Es schüttelt ihn wie Fieberfrost.

„Seien Sie ein Mann!“ beruhigt der Doktor.

Ein scharfes, rauhes Lachen.

„Eben, weil ich es bin! — Ich — ich danke Ihnen.“

* * *

Oben im Himmel faltet ein Engel mit thränenfeuchtem Antlitz der ewigen Gerechtigkeit die Hände entgegen.

„Kindesmörderin!“ tönt es in ihm aus dem strahlenden Licht entgegen.

„Gnade! Vater im Himmel! Rein und schuldlos war das Weib bisher, nur ein leichtsinnig Menschenkind!“

„Durfte sie es sein? Ist der Menschen werdend und wachsend Geschlecht ein Spielzeug, um von Müttern zerstört zu werden?“

„Und wenn sie selbst ihr Leben dabei verlor?“ klagt der Engel.

Keine Antwort! Nachtschwarz, verheißungslos umhüllt ihn das ewige Nichts! Verschwunden die strahlende Fülle!

Der Engel senkt langsam in Trauer das Haupt.

* * *

Dort unten auf der Erde schwatzen und plappern die thörichten, blinden Menschen.

„Die arme, reizende Frau! Welch ein ungerechtes Schicksal, schon das zweite Kind verloren!“ Doch im nächsten Winter nestelt sie wieder blühende Rosen ins Haar und der Männer Augen hängen begehrlich in lichtstrahlenden Sälen an den gemeiselten Armen und dem wogenden Busen der Frau von Lelun, und sie, nun sie hat das Kindeslächeln nicht verlernt.

In einer Saalecke lehnt er, der Mann. Seine Blicke folgen nicht mehr, wie damals, glückstrunken ihrer lichten, graziösen Gestalt. Er wendet sich langsam mit apathischem Ausdruck zur Seite.

Ein Fächer winkt von der anderen Seite!

In seinen Augen glüht etwas auf.

Harmlos plaudernd drängt er sich durch die Menge. Dort die Thüre zum Wintergarten! Soeben verschwindet eine seidene Schleppe unter den zurückfallenden schweren Falten der Portière.

„Haben Sie die famose Frau von Klingström nicht gesehen, der nächste Tanz gehört mir, ein formidables Weib!“ redet ihn ein Lieutenant an.

„Vor wenigen Minuten ging sie am Arm des Ministers in das Büffetzimmer.“

„Verdammt, ich war nur deshalb hierher gekommen. Iſt das nicht der Mann dort, der kleine Graue dort am Spieltiſch?"

Edmund nickt mit dem Kopfe.

„Entſchuldigen Sie, Herr Lieutenant!"

Ein kurzes Umſichblicken — und hinter ihm ſchließt ſich die Portière.

. . . . gieb uns heute.

Von Karl Strecker.

(Mönchgut.)

„Mutter, mich hungert ſo."

Die Alte ſeufzte.

„Haſt Du nicht ein Stück Brot bei Dir?"

„Warte nur bis wir zu Hauſe ſind, mein Kind, da iſt noch was."

„Mutter, weißt Du: ich gehe zum Herrn Reinecke 'ran, der ſagte, ich ſollte nur immer zu ihm kommen, wenn ich Hunger hätte."

Die Mutter ſtrich ſich mit der dürren Hand eine graue Haarſträhne aus dem Geſicht, die beim Holzaufleſen niedergeglitten war und lang herunterhing, als wollte ſie auch nach einem trockenen Zweige langen.

Einen Augenblick richtete die Greiſin ihre ſtark gebeugte Geſtalt in die Höhe und ſah nach dem hübſchen, mageren Kinde hinüber, das ein Bündel dürrer Äſte zuſammenſchnürte.

„Du biſt erſt fünfzehn Jahre," ſagte ſie kopfſchüttelnd.

„Fünfzehndreiviertel, Mutter."

„Du ſollſt nicht ſo Eine werden."

„Was iſt denn dabei, möcht' ich blos wiſſen," ſagte das Mädchen trotzig, „ich gehe blos hin und hol' mir 'n Paar Stücken Brot; in 'ner Viertelſtund' bin ich wieder hier, ich laſſ' mich auf niſcht ein."

Die Alte wollte etwas erwidern, aber plötzlich zuckte es in ihrem Geſicht, ein kurzer, röchelnder Seufzer drang durch die Lippen, ſie richtete ſich hoch auf und drückte die Hand gegen die Bruſt.

„Is Dir was?" fragte Marie, einen Pilz beriechend, den ſie abgepflückt hatte.

„Wird wohl gleich wieder 'über gehen," ſagte die Alte, „ich muß mich ein bischen ſetzen." Sie ließ ſich auf einen Erdhaufen nieder, der als Grenzmarke aufgeſchüttet war.

„Kann ich gehen, Mutter? ich bin in zehn Minuten wieder hier. Mich hungert doch so sehr.“

„Aber komm . . . gleich wieder, Kind.“

„Ich bring' Dir auch was mit,“ sagte Marie und sprang den Berg hinunter.

Die Alte atmete kurz. Einen flüchtigen Blick warf sie ihrem hinter den Brombeerbüschen entschwindenden Kinde nach, dann starrte sie mit großen Augen auf die dichte Schicht welker Blätter nieder, die mit Bucheckern vermischt, den Boden bedeckten. —

Der Steuereinnehmer Reinecke stand am Fenster und war, da er gerade Dienststunde hatte, damit beschäftigt, seine Nägel zu putzen. Sein Gesicht hatte die frische Farbe eines geräucherten Schinkens und war mit einem struppigen kupferfarbenen Schnurrbart geschmückt. Der grüne Uniformrock stand vorn offen und ließ ein wollenes Hemde sehen mit angeknöpftem weißen Stehkragen, dessen oberer Rand von dem Doppelkinn durchgeschwitzt und umgebogen war.

„Ei ei,“ sprach an dem Daumennagel feilend Herr Reinecke durch das offene Fenster, „die spröde Kleine.“ Alsdann legte er den Kopf auf die Seite und bemühte sich einen Nietnagel mittels seiner breiten Zähne zu entfernen.

„Na komm nur herein,“ fuhr er fort, noch immer den Daumen vor dem Munde.

„Ach, ich wollte nur um ein bischen Brot bitten, Herr Reinecke,“ sagte die Kleine und schlug ihre großen Augen auf, „Mutter und mich hungert so.“

„So — so,“ erwiderte Herr Reinecke mit einem prüfenden Blick auf seine Fingerspitzen. Sein Interesse war aber nicht mehr ganz bei der Sache. Das kleine Wesen mit der mageren, jungfräulichen Gestalt, dem feinen Gesichtchen und den wunderschönen schwarzen Augen mußte wohl sein Mitleid stark erregen. Er betrachtete sie ein paar Augenblicke, verwahrte dann sein Taschenmesser, an dem sich Feile, Pfropfenzieher und einige andere Instrumente befanden, in einem wildledernen Futteral und sagte: „Komm nur herum, durch den Hausflur, mein Kind, ich werde ‚Dir was geben‘.“

Herr Reinecke hatte ein mitleidiges Herz. Er holte die Kleine in sein Zimmer und setzte ein halbes Brot, einen geborstenen Tassenkopf mit Butter, und sogar ein Ende Schlackwurst auf den ovalen Sofatisch.

„Erst mußt Du mir aber einen Kuß geben,“ sagte er, ihren Kopf mit den runden strotzenden Fingern beider Hände fassend.

„Ach nein,“ sagte Marie ängstlich.

Er hatte aber schon ihren Kopf herumgebeugt und drückte seine feuchten Lippen samt dem stachlichen Schnurrbart auf den kleinen Mund. Zitternd und leise abwehrend schloß das Mädchen eine Sekunde lang die Augen. —

Die Alte im Walde hatte inzwischen ebenfalls die Augen geschlossen. Sie hatte sich besser zurecht gelegt auf den welken Blättern. Ihr Kopf ruhte emporgerichtet an dem Erdhaufen. Der Atem ging kürzer und schneller. Sie fühlte das Nahen einer schattenartigen Gestalt, die sie abholen wollte. Da schlug sie die Augen wieder auf. Sie wollte noch nicht sterben, sie wollte noch die Rückkehr des Kindes erwarten, um es zu segnen . . . Wo es nur blieb? . . . Die Schattengestalt war verschwunden, als sie die Augen aufgeschlagen hatte. Aber der Atem wurde immer knapper — es war Zeit zu beten. Sie ließ den dürren Ast, den sie krampfhaft umklammert hatte, los und faltete die Knochenhände.

„Vater unser" —

Aber ihre Gedanken waren nicht gesammelt . . . wo sie nur blieb? . . .

„O Gott, o Gott! . . . der Du bist im Himmel," . . . raschelte da nicht ihr Tritt? Nein, es war nur der Wind, der hämisch mit dem welken Laube spielte. Hastig bewegten sich die Lippen der Alten . . . „Dein Wille geschehe . . . Unser täglich . . . Brot" . . . Bei Brot fiel ihr ein, wie die arme Kleine gehungert, — ob sie nun wohl etwas bekommen hatte? . . . Ihre Sinne fingen an sich zu verwirren. Sie mußte aber noch zu Ende beten. Eilig begann sie wieder: „Unser . . . täglich Brot . . . gieb uns . . . heu . . . heute . . .

Jetzt kam Marie in schnellem Lauf die Chaussee heraufgeeilt. In der durchlöcherten Schürze trug sie den Rest des Brotes und einen Zipfel Wurst. — Ihre Gedanken waren unstät. „Wie wird Mutter auf mich gewartet haben . . . Aber wir haben wenigstens für heute Brot . . ."

Die Mutter aber hatte nicht auf sie gewartet. —

Eine Wohlthätigkeitsbescherung.

Von Ewald Kunow.

(Stargard.)

„Ah, lauter Engel! Sieh, wie schön sie fliegen!" So rief ich einmal als Kind, da ich bei Nacht durch die Fenster der Kutsche weiße Gestalten vorbeihuschen sah. Man belehrte mich, daß diese Gestalten Chaussee-

ſteine waren und keine Engel. Ich wollte es nicht glauben, da Steine doch nicht fliegen können. Aber als der Morgen dämmerte, erkannte ich meinen Irrtum, und das that mir im Herzen weh. Wie oft habe ich ſpäterhin an dieſe Engel denken müſſen, wenn ich dort, wo ich Leben und Bewegung zu ſehen und einen friſchen Flügelſchlag zu hören glaubte, ſchließlich bei ausreichender Beleuchtung nur eine kalte und ſtarre tote Maſſe entdeckte! Ich bin nun ganz ſkeptiſch geworden und neige dazu, in allem, was mir engelhaft vorkommt, den Stein zu ſuchen.

Jede Zeitung, die ich zur Hand nehme, erzählt mir von Wohlthätigkeitsbazaren und Veranſtaltungen mancherlei Art, durch welche die Reichen und Vornehmen ein reges Mitgefühl für die leidende Menſchheit zu bekunden ſcheinen. Die Ariſtokraten der Geburt, des Geldes, des grünen Tiſches, deren Namen ſchon von Wohlthun und Barmherzigkeit duften, dieſe vornehmen Herren und Damen, Kapitaliſten, Geheimräte und ſolche, die es werden wollen, ſind dieſe guten, lieben, mitleidigen Seelen Engel oder Steine? — Wie die Armen für ihre eigenen Güter blind geworden ſind und nur nach den Vorzügen der Reichen hinſtarren, ſo wird es bei den Reichen mehr und mehr Sitte, ihre eigenen Blößen zu vergeſſen und nur die Blößen der Armen zu ſehen. Und doch — wollte das vornehme Protzentum einmal alle Gefühle, die es für die Notleidenden verſchwendet, auf die Beſſerung der eigenen Not verwenden, wie bald würde es anders in der Welt ausſehn! Es fehlt den Reichen ſo viel, was ein Menſch notwendig braucht; aber ſie merken es nicht. Sie wollen den Armen helfen, und ſie ahnen nicht, daß dieſe von den wahren Gütern des menſchlichen Lebens viel mehr beſitzen als ſie ſelbſt. Kann von dieſem Überſchuß der Armen den Reichen und Vornehmen nicht geholfen werden? Den Gedanken werde ich nicht mehr los, und ſo will ich eine Wohlthätigkeitsbeſcherung für die Reichen und Vornehmen veranſtalten. Da ſoll ihnen Gelegenheit geboten werden, ihre Dürftigkeiten zu beſeitigen, ihre Blößen zu bedecken und vielleicht Kraft zum rechten Flügelſchlag zu gewinnen. Denn ſo wie ſie heute ſind, ſind ſie keine Engel, ſondern Steine.

Bei einer Armenbeſcherung waren mehrere mit Orden und Sternen reich verſehene Männer zugegen. Ein Mann aber war darunter, der nicht ſo geſchmückt war. Der ſah mit brennenden Augen auf dieſe Auszeichnungen, und die Leere auf ſeiner Bruſt machte ihm ſichtlich den Atem ſchwer; er merkte nicht, daß die Leere in der That nicht auf ſeinem Rocke, ſondern darunter tief im innerſten Herzen war. Da trat ein Kind hinzu, um eine Gabe zu empfangen. Es hatte einen Strauß Feldblumen in der Hand und reichte ihn gerade dem Manne mit den brennenden Augen. Der aber

achtete nicht der Blumen, er legte sie auf den Tisch, ganz nahe an den Rand; und sie fielen hinunter auf den Boden, und er bemerkte es nicht und trat mit dem Fuße darauf. Da sah er hin, und sinnend ruhte sein Auge auf den zertretenen Blumen und verlor den brennenden Schein, der eben noch daraus leuchtete; eine Erinnerung aus alter Zeit schien vor seiner Seele Gestalt zu gewinnen. Er bückte sich und nahm den Strauß wieder auf, dann zog er eine unscheinbare Blume daraus hervor und steckte sie lächelnd in sein Knopfloch. Und dieses Lächeln verschönte seine Züge und blieb auf seinem Antlitz; mir aber that der Anblick wohl, und ich wünsche dem Manne, daß er es nicht wieder vergißt, wie er seine Brust schmücken kann, wenn es ihn danach verlangt. Für alle, welche der Auszeichnungen bedürftig sind, will ich bei meiner Wohlthätigkeitsbescherung Sträuße von Feldblumen aufbauen. Ich brauche freilich zahllose Sträuße; aber die Natur ist so reich und so gütig, reicher als der Geldschrank der Semiten, und gütiger als die Gnade der Fürsten.

Da giebt es auch noch andere Blößen zu bedecken. Ich wollte einmal eine junge Dame sprechen, welche wegen ihres barmherzigen Sinnes viel gerühmt wurde. Ich traf sie nicht zu Hause, sie war zu einem Ball eingeladen. Mein Anliegen war von Bedeutung, deshalb ging ich hin, um sie zu suchen. Da sah ich durch ein Fenster in den Ballsaal. Habt Ihr schon einmal in den Ballsaal der Vornehmen geschaut? Was für Blößen! Mir war, als sähe ich einen orientalischen Sklavinnenmarkt. Man halte mich nicht für einen Tartuffe; um meine Unschuld ist mir nicht bange, ich habe sogar das viele Fleisch im Rubenssaale zu Dresden ohne weitere Gefahr gesehen. Man halte mich nicht für prüde; so bin ich noch lange nicht, ich seh etwas Schönes sehr gern. In jenem Ballsaal freilich konnte ich nichts Schönes entdecken. Was dort schön war, das war allzu sehr von Kneifern und Monocles umlagert. Das übrige war nur Fleisch, weißes Fett und gelbe Mumien. Ein Sklavinnenmarkt! Arme Geschöpfe, die da meinen, ein Mensch wäre schön nur um seines Leibes willen, die nicht davon durchdrungen sind, daß ein Mensch nur schön ist durch die Seele, welche aus seinen Augen spricht und sich in seinem Thun offenbart! Nicht einmal eine Katze nennen wir schön, ohne neben ihrem Körper auch ihr Wesen zu betrachten. Arme Geschöpfe! Wer so viel auf die Wirkung seines nackten Fleisches rechnet, bei dem kann kein wahres Gefühl wohnen. So verrufen ein Busentuch seit Tartuffe auch ist, ich will ihnen doch Busentücher bescheren, und ich wette, wenn sie dieselben tragen, werden sie darauf sinnen, sich in andrer Weise schön zu zeigen, sie werden eine bessere Ansicht von ihrem Werte bekommen, sie werden leichter die Kraft gewinnen menschlich gut zu sein.

Da entsteht eine Unruhe in dem Ballsaal, eine Dame wird wie tot hinausgetragen. In einem Nebenzimmer werden ihr die Kleider vom Leibe geschnitten, sie war zu eng geschnürt. Ein Mädchen bringt ihr eine Bluse, sie atmet wieder und sieht in dem neuen Kleide ganz allerliebst aus. Es war die Dame, die ich suchte. Ich sprach sie später. „Es ist ganz natürlich," sagte ich zu ihr im Verlauf der Unterhaltung, „daß Ihnen auf dem Balle unwohl wurde. Sie waren zu eng geschnürt. Sie erreichen dadurch freilich, daß die obere Partie des Leibes scheinbar voller und runder hervortritt; aber Sie hindern und zerstören zugleich alle Organe der Verdauung." „Shocking!" rief sie auf Englisch. „O bitte, meine Schöne!" fuhr ich auf Deutsch fort. „Die Verdauung ist nichts Ekelhaftes. Selbst die schönste Dame hat ihre Verdauungswerkzeuge vom Anfang bis zum Ende." „Fi donc!" schrie sie auf Französisch. „Keine Ursache!" versetzte ich auf Deutsch. „Es ist nun einmal so. Aber davon abgesehen, daß Sie zu eng geschnürt waren, mußten Sie sich auch erkälten; denn Sie waren ausgeschnitten bis auf den Bauch." Weiter kam ich nicht mit meinem Deutsch; sie sah mich verächtlich an und verschwand, ich habe sie nie wiedergesehen. Sie war doch bis auf den Bauch ausgeschnitten, sie mag aber nicht hören, daß man davon spricht. Ist es unedler, vom Bauch zu sprechen, als ihn unverhüllt zu zeigen? Mag Hiddigeigei darüber grübeln! — Was könnte Gutes aus der jungen Dame werden, wenn sie ein Mieder trüge! Ich schwärme ordentlich bei dem Gedanken, wie viel Engherzigkeit durch eine solche Tracht aus der Welt geschafft werden könnte. Giebt es etwas Häßlicheres als Engherzigkeit? Darum soll den Damen, die doch geschworne Feinde jeder Häßlichkeit sind, durch meine Wohlthätigkeitsbescherung Gelegenheit geboten werden, sich schöner zu entwickeln und zu zeigen. Sie sollen Mieder bekommen.

Langsam und würdevoll, zugeknöpft von oben bis unten, bewegt sich durch die Thätigkeit seiner Beine ein Mann immer gerade aus. Er geht keinem aus dem Wege; wenn ihm jemand nicht ausbiegt, bleibt er stehen, bis der unartige Mensch vorbei ist. Der würdige Mann ist ein Geheimrat, ein Ehrenmitglied aller wohlthätigen Vereine, die in seinem Weichbild liegen. Man erkennt ihn leicht daran, daß er zugeknöpft ist. Darum ist es ihm auch nicht möglich sich flott zu bewegen. Wenn er geht, habe ich rechte Angst, er könnte einmal, während er grade ein Bein aufhebt, plötzlich versteinern und dann auf dem andern Bein nicht mehr rechten Halt haben und in seiner ganzen Würde umfallen. Wenn er steht, reckt er den Nacken aus, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob er mit seinem Schädel das Himmelsgewölbe einstößt. Wenn er sitzt, macht er den Eindruck, als schmorte er bei

sehr mildem Feuer langsam im eigenen Fett. Wenn er liegt — doch nein, so niedrig habe ich ihn nie gesehn; ich weiß auch nicht, ob er in seinem zugeknöpften Zustand das Liegen lange aushalten würde.*) Ich kann es mir nicht denken; aber ich glaube, wenn der nicht zugeknöpft wäre, müßte ihm und andern viel wohler sein. Wenn er ein Flügelkleid anhätte! Ja, ein Flügelkleid für den Geheimrat! Es ist unbedingt notwendig, daß ihm einmal frische Luft an den Leib kommt. Er soll bei meiner Bescherung nicht vergessen werden.

Einen andern kenne ich, der Wohlthun als Sport und Spiel betreibt. Er bleibt sein Leben lang ein Kind. Das Leben ist ihm ein Spiel, seine ganze Beschäftigung ist Spielen. Man hat ihn früh daran gewöhnt und dazu dressiert, sich leidenschaftslos zu zeigen. Statt der Leidenschaften hat er noble Passionen. Alles, was sein Herz bewegen, seine Thatkraft anregen müßte, ist ihm eine gleichgültige Bagatelle; das Spiel aber ist ihm das Wesentliche im Leben. Statt der Pflicht hat er Ehre. Was menschlich ist, ist ihm fremd; er hat für alles Surrogate. Er thut nichts, sondern was er betreibt, das reitet er. Wie er seine Pferde reitet, so reitet er das Spiel, und so reitet er auch das Wohlthun. Wenn er einmal zu reiten aufhört, so hat er sich eine Kugel durch den Kopf geschossen. Ich gebe es auf, ihn Pflichtgefühl und damit Lust zu ernster Arbeit zu lehren. Aber ich möchte ihm wenigstens bei meiner Bescherung ein Spiel zum Geschenk reichen, aus dem er den Wert des Spieles erkennt? Ob er ihn erkennt? Vielleicht nicht. Denn ein Spiel im rechten Sinne giebt es nur für Leute, welche nach schwerer Arbeit und ernster Pflichterfüllung ihre wohlverdienten Mußestunden genießen. So wie ich es oft gesehen habe, daß Hausväter mit Weib und Kind zu

*) Anm. Ein Freund von mir behauptet, den Geheimrat in dieser Lage gesehen zu haben. Doch da dieser Freund gern flunkert, so setze ich seine Aussage unter den Strich. Als er den Geheimrat einmal besuchen wollte, sah er durch die zufällig offene Thür ihn in Hemdsärmeln auf dem Sofa liegen und mit einem Bein vergnügt in der Luft baumeln. Da trat er zurück und klingelte. Als er hernach vorgelassen wurde, saß der Geheimrat seltsamerweise zugeknöpft an seinem Arbeitstisch. Er war augenscheinlich in ein Buch in Folio sehr vertieft; er ließ den Eingetretenen erst längere Zeit warten, bevor er aus der Tiefe auftauchte, sich umwandte und ihn in den Umkreis seiner Pupille zu nehmen geruhte. Merkwürdig! — Ein andrer hat mir erzählt, er habe den Geheimrat sehr zerknirscht und krumm vor einem höheren Geheimrat gesehen. Ich kann das kaum glauben. Denn wenn die Vornehmheit nicht die wahre Natur des Geheimrats ist, sondern etwas, was er minderwertigen Leuten glaubt bieten zu können, so müßte jeder, dem er sich vornehm zeigt, sich's höflich verbitten, und ich würde jede Vornehmheit, die mir zugefügt wird, für eine ausgesuchte Grobheit halten müssen. Ich verspüre überhaupt wenig Lust, mir ohne Not imponieren zu lassen.

Weihnachten um den Tisch sitzen und ihr Lottospiel um Nüsse spielen. Ja, wenn der Unglückselige einmal so spielen könnte, harmlos und heiter, wie die Armen spielen! Ich will solch ein Lottospiel dem Manne bescheren. Wenn er es spielen lernt, erwacht sicherlich in ihm die Lust zur Arbeit und die Sehnsucht, seine Pflicht zu thun und damit die rechte Leidenschaft, welche den Mann ziert. Dann schießt er sich keine Kugel durch den Kopf.

Und ich kenne noch einen, der hat Häuser und Güter, aber kein Heim. Er hat es nie kennen gelernt. Sein geringster Knecht streckt seine Beine unter den Tisch mit einem viel festeren Bewußtsein des Eigentums als sein Herr. Der hat zu viel Tische, als daß er sich an einem besonders wohl fühlen könnte. Denn man besitzt nicht das, was man bezahlt hat, sondern was man gebraucht, was man durch den Gebrauch lieb gewonnen hat. Das kann dieser reiche Mann nicht, der hat kein Heim, kaum eine Heimat. Bald lockt ihn der Süden, bald der Norden; nirgend findet er das Heim. Die ganze Welt bietet ihm nicht, was der Arme in seinen vier Pfählen besitzt. Und dennoch scheinen die Armen diesem reichen Manne so alles Glückes bar zu sein; er ahnt es nicht, wie viel ärmer er ist. Dem Manne ist schwer zu helfen. Aber ich will ein Abbild von der Stube seines geringsten Knechtes, klein wie eine Puppenstube, ihm bescheren, so wohnlich und heimisch wie sie ist. Ob er wohl den Sinn der Gabe verstehen wird? Dann wäre ihm zu helfen.

Es giebt noch viele Bedürftige unter den sogenannten Reichen, denen aus dem Überschuß der Armen geholfen werden kann. Mag jeder nur seiner eigenen Not sich bewußt werden! Ich schweige von den Scheusalen, welche die Güter der Welt benutzen, um die menschliche Sitte zu zertreten und das Gewissen zu vernichten. Für die giebt es keine Hilfe; aber sie ist ihnen auch nicht not. Was ihnen not thut, ist die Zuchtrute, welcher der gemeine Frevler schwer entrinnt. Hier kann ich nur derer gedenken, in welchen das menschliche Gefühl nicht ganz erstickt ist. Wenn diese sich ihrer eigenen Dürftigkeit recht bewußt werden, wenn sie daran arbeiten, ihre eigenen Blößen zu bedecken, dann thun sie ihre nächste Pflicht und Schuldigkeit und nützen den Armen mehr als durch ihr jetziges Bestreben wohlzuthun.

Aber der Mensch neigt dazu, das Wesentliche zu unterlassen, weil es schwer ist, und dafür lieber etwas zu thun, was dem eitlen Herzen angenehm ist und es erwärmt, wenn es auch nur eine Bagatelle ist. Es ist unser aller vielgeliebter Selbstbetrug. Das weiß ich von mir selbst. Ich habe, leider muß ich es eingestehn, immer Schulden gehabt und zuweilen deshalb schwere Sorgen. Aber ich hatte oft gerade dann, wenn mich die Sorge schwer bedrückte, eine unwiderstehliche Neigung dazu, lyrische Verse zu machen,

herzlich geringe Kleinigkeiten. Aber ich täuschte mich doch angenehm über alles hinweg und hatte dazu das Vergnügen, meinen Freunden mit meinen Versen eine Freude zu machen. Das ist doch etwas. Und ist all das Wohlthun der Reichen und Vornehmen mehr als meine lyrischen Dinger? Vergessen sie darüber nicht ebenso ihre Schulden, wie ich es that? Möge der Himmel uns allen helfen, daß der Steine weniger werden und der — Menschen mehr!

Friedrich Nietzsche und die Apostel der Zukunft.

Beiträge zur modernen Psychopathia spiritualis von Kurt Eisner.

(Frankfurt a. M.)

„Wahrlich, ich rate euch: geht fort von mir und wehrt euch gegen Zarathustra! Und besser noch: schämt euch seiner! Vielleicht betrog er euch."

Nietzsche, Zarathustra I, 111.

„... eine rohe, unwissenschaftliche, doch glänzende Behauptung, die ihren Glanz aber nur durch ihre konzentrierte Form des Ausdrucks ... und durch unser momentanes Erstauntsein erhalten hat."

Nietzsche über A. W. Schlegels Erklärung des griechischen Chors als eines idealisierten Zuschauers (Geburt der Tragödie p. 31).

I.

Ein Geist, der in Flammen aufgeht, — ein Schauspiel von dämonischer Erhabenheit, gleich wie Natur dann am gewaltigsten ist, wenn sie sich zerstört! Natur, die sich in grausig erhabenen Gebilden zerstört — das ist Friedrich Nietzsche! Ein packendes Schauspiel, aber keine weisende Lehre, Flammenlodern aber kein Sterneleuchten — das ist uns Friedrich Nietzsche!

Nicht ein Schauspiel ist es eigentlich, sondern ein furchtbares Trauerspiel voll der blutigen Ironie, wie sie nur das Leben zu dichten wagt und weiß. Nicht verzehrende Flammen glaubte der Beobachter zu sehen, wie erglühende Dämmerung, die den Morgen, die Sonne kündet, schien es. Schon sahen wir geistig und empfanden erschauernd das reine Gestirn, da zerriß der Wahn, und Schutt und Asche lag da, umfangen von der Nacht, die nicht mehr erhellt war durch die lodernden Flammen ...

Allmählich hatte sich Nietzsche losgerungen von dem Schlinggestrüpp des

Peſſimismus. Immer höher ſchien er zu ſteigen, ganz oben glaubten wir ihn endlich zu ſehen voll lachenden Übermuts und freudiger Freiheit, damals als er den „Fall Wagner“ dem Bayreuther „Cretinismus“ fröhlich und ausgelaſſen in die verzückten Geſichter ſchleuderte.

Der „Fall Wagner“ iſt ein unbändiger Wirbelwind von Bosheit, eine zerſetzende Karrikatur, ein ſchillerndes Lachen, ein noch ganz geſund ſcheinendes Lachen. Dieſes witzgefiederte Pamphlet iſt der köſtliche Übermut; der Augenblick, in dem Nietzſche es ſchrieb, war ſcheinbar der erſte, da er „leichtfüßig“, Zarathuſtra, der Tänzer, war, jener hiſtoriſche Augenblick, da uns das beſte Feuilleton beſchert ward, das die deutſche Litteratur kennt oder — nicht kennt.

Und kurz nach dieſer Befreiungsthat geſchah das Grauſige. Nicht der Tag gebar die ahnungsvolle Helle, die Nacht brach herein. Flammen erloſchen in Schutt und Aſche und Finſternis. Für Morgengrauen hielten wir den verendenden Scheiterhaufen . . .

II.

Es iſt beſſer von Nietzſche zu hören als ihn ſelbſt. Er iſt ein Verführer, weil er ein Großer iſt. Wenn man trunkenen Geiſtes heim kommt von dem Manne, welcher der Einzige in Deutſchland ſcheint, der ſtark genug iſt, Länder- und Zeitengrenzen zu ſprengen, wenn man ſeine Bücher geleſen, dann ſcheut man ſich, ſo ſehr auch nüchterne Bedenken aufſteigend dazu drängen, den Großen anzutaſten. Man ſteht unter dem Banne dieſer ſchickſalsvollen, ſchweratmenden Worte, dieſes wilden Ernſtes und dieſes heiligen Hohns. Und dann wieder ſchwirrt's und funkelt's in flüchtig behendem Spiel wie Libellenſurren an blauäugigem Sonnentag. Ein Sprachbändiger iſt er, wie kaum ein zweiter, dieſe Sprache berauſcht durch Farbe und Duft. Sein Stil iſt ein Narkotikum aus grübelndem Tiefſinn, bildprächtigem Geiſt, verwegenem Witz und — ſpärlich nur — freudvoller, faſt kindlicher Schalkhaftigkeit. Man vergißt faſt ganz, daß dieſer Witz häufig rein ſprachlich-aſſoziativer Art, und daß, wo wir nach Beweiſen rufen, der alſo geartete Schalknarr Witz antwortet, daß ſeine Gedanken oft einem See vergleichbar ſind, der unergründlich ſcheint, weil nächtige Dunkelheit auf ihm ruht. Aber man iſt bethört, weil aus Nietzſches Philoſophie nicht die Lampe und die Studierkammer, ſondern die Großnatur der Alpen redet, weil die Einſamkeit dieſes einzigen Mannes die des Manfred, nicht die Kants iſt.

Nietzſche hat uns gewaltige Dichtungen hinterlaſſen, keine Lehren, Erzeugniſſe einer rückſichtsloſen Originalität, Stimmungsſchrullen, denen bedeutende Menſchen unterliegen, ohne daß ſie für ihr eigenes Leben, geſchweige

denn für das Leben der übrigen Menschheit leitend sind und sein sollen. Nietzsches „Zarathustra" ist ein Kunstwerk wie „Faust". Und er ist ebenso wenig vorbildlich für das Handeln der Zukunft, wie der „Faust" verlangt, daß alle Männer die Handlungen Faustens und alle Weiber die Schicksale Gretchens nachleben müssen.

„Zarathustra" ist ein Kunstwerk wie „Faust" — das ist mehr wie ein Vergleich, das ist eine Wertung und eine Gleichung. „Zarathustra" ist Goethes Zentralschöpfung ebenbürtig. Es ist mißlich, mit dem Tone der Unfehlbarkeit für alle Ewigkeit das Werk eines Zeitgenossen fest zu beurteilen. Wenn ich es aber dennoch thun soll, so stehe ich nicht an, Nietzsche um dieses Weltwerks willen ganz obenan zu stellen unter die Erzväter der Dichtkunst. „Zarathustra" bedeutet in unserem und der Welt Schrifttum einen einsamen hochragenden Gipfel in der Lyrik des Denkens, die aus dem Gemüt des Intellekts strömt, wie die Lyrik des Empfindens aus dem Gemüt des Willens — schopenhauerisch gesprochen. Den ehrfurchtsvollen Genuß dieser Lyrik des Denkens wird uns auch nicht eine gewisse Krückenkritik vergällen, die auf zerbrechlichen Maßstäbchen als auf ihrer einzigen Stütze umherlahmt und mit einer angesichts ihrer Krüppelhaftigkeit komischen Strammheit kommandiert: Lyrik des Denkens, Reflexionslieder? Hinaus aus dem Heiligtum der Dichtkunst mit diesem unmöglichen Bastard!

Vielleicht wäre die Wirkung dieser gewaltigen Gedanken noch eindringlicher und haftender, wenn die einzelnen Bilder mehr einen novellistischen Realismus als Rahmen und Hintergrund hätten. So hat man den Eindruck eines riesigen Schlachtfeldes, man sieht gebrochene, verschlungene Linienbruchstücke, keine ganzen, entwirrbaren Umrisse. Ich denke da an Bonaventuras (Schellings) „Nachtwachen", deren Nihilismus sich durch jene novellistischen Züge unverlöschlich dem Geiste einbrennt.

Aber, was will dieser kleine kritische Einwurf, der erst nach, nicht während des Lesens sich herauswagt, gegenüber dem Genuß dieses unsterblichen Werkes!

Die Lieder Zarathustras fluten dahin breit und gewaltig wie Wagners Musikströme. Die Philosophie ist hier in Musik gesetzt, der Gedanke in Ton, nicht verflüchtigt, nein umgeglüht. Der Geist wird in eine Art sinnlich heißer Erregung versetzt. Die Wirkung ist ein intelligibler Erregungsgenuß, wie man bei Wagner (tadelnd!) von einem Erregungsgenuß der Nerven, des Willens gesprochen hat. Und wie alle Werke Wagners ausbranden in den einen jauchzenden Schmerzensruf, in dem Siegmund und Sieglinde eines werden, und alles Vorher und Nachher nur Spannung und Abspannung ist, so braust es im Zarathustra wie Brautchor und Liebes-

ſturmlied: Denken und Wahrheit ward eines! Winterſtürme wichen dem Wonnemond! Vorbei der Winter lichtloſen Wahns! Der Lenzhauch des freien Geiſtes ſprengte das Thor! Seht, wie es quillt und rauſcht und duftet auf allen Wegen — der Frühling kam, das Licht, die Wahrheit, die Freude, der — Tanz! . . . O über den unſterblichen Zarathuſtra!

Unſterblich! Ich kann mich irren mit dieſem Urteil, das zugleich eine Weisſagung und deshalb nicht ſo bequem iſt, wie das der Herren Litteraturhiſtoriker, die gleich Herrn von Wildenbruch nur zu prophezeien brauchen, was längſt Thatſache geworden iſt; ich kann mich irren — aber was wollt ihr? Darf ſich nicht ein vergänglicher Menſch irren, wenn ſich ſogar die Zeit, die Geſchichte ſelbſt dieſen Mut geſtattet? Wenigſtens habe ich den deſpektierlichen Argwohn, daß die Geſchichte nicht ſelten dem Falſchen durch den Vermerk „Klaſſiſch“ einen Fahrſchein in die Ewigkeit ausſtellt, und den Berechtigten vergißt. Ein Werk z. B. wie die oben erwähnten „Nachtwachen“ wiegt ſchwerer wie vieles, was wir klaſſiſch ſchön finden müſſen. Und wer kennt dieſe „Nachtwachen“, außer litterarhiſtoriſchen Kurioſitäten-Liebhabern und -Händlern. Freilich die „Geſchichte“ löſt ſich hier wohl auf in die Faktoren: Publikum, Verleger, Kritik ꝛc. Und vielleicht findet man auch anderswo ſolche Auflöſungen, wenn man ſchärfer blickt, auch bei der Geſchichte von Fürſten, Miniſtern, Feldmarſchällen, Banquiers und Reichskanzlern. —

Ich habe Nietzſches, des Dichters, Ruhm in vollen Tönen geſungen. Um ſo eher darf ich nunmehr kühl und keck ſagen, was ich von ſeinen Anſchauungen halte. Alles was ich von Nietzſche Boshaftes, vielleicht Unverſchämtes ſagen werde, gilt von Nietzſche dem Denker und Lehrer, dem Denker als Lehrer, nicht dem Dichter, dem Künſtler und Genie. Der Nietzſche bleibt den Weiheſtunden der Geweihten.

Nietzſche, der Denker, iſt — und das iſt ein volkserzieheriſches Moment — der ehrliche Künder ſeiner Überzeugungen, der den Mut und den — Stoff hat, alles auszuſprechen, ohne Rückſicht auf Sitte, Herkommen, gemeine Meinung, Polizei, Strafgeſetzbuch, Richtigkeit, Bewieſenheit und Beweisbarkeit.

Nietzſche iſt ein Raubritter vom Geiſte, der uns arme, kleine Gedankenkrämer um unſer letztes Päckchen Zuverſicht, Glauben, Ruhe und Selbſtgenügſamkeit bringt.

Nietzſche gehört zu jenen ſybilliniſchen Denkern von der Art Hamanns, die neben den an Tiefe und Geiſt häufig weit geringeren Männern herlaufen, welche die Geſchichte der Philoſophie darſtellen: krauſe, magiſch verſchlungene Arabesken zu der klaren, geraden, nüchternen Entwickelungslinie.

Nietzsche ist nichts heiliger als der Geist. Es ist selbstverständlich, daß den Philosophen, oder, um in Nietzsches Sprache zu reden, „uns Psychologen“ nichts heilig ist, außer die Wahrheit. Nietzsche aber macht bei dieser Ausnahme mit seinen höchst lobenswerten Blasphemien nicht Halt; er ist zu witzig, um wahr zu sein. „Geist“ ist Todfeind dem Geist der Wahrheit. Nietzsche ist nichts heilig außer der Geist.

Nietzsche ist — — doch halt: ich will nicht auf einmal beweislos alle meine Sprüchlein ausschütten. Das „Problem Nietzsche“ kann nur auf vielen Um- und Abwegen erreicht werden. Das „Problem Nietzsche“ wird für jeden, dem es sich bietet, zum Erlebnis. Man wird das Problem nur bewältigen können, wenn jeder sein persönliches Verhältnis zu ihm, seine Gefühle und Gedanken, seine Vermutungen und Ahnungen, welche das „Problem Nietzsche“ erzeugt, darzustellen versucht. Die Unklarheiten müssen erst da sein, ehe Klarheit werden kann. Aus diesem Grunde beginne ich das folgende Kernstück meiner losen, locker gefügten Betrachtungen mit — mir.

III.

Mich hat Nietzsche lange gequält. Ich hatte nur über ihn, nichts von ihm gelesen. Aber das, was ich über ihn gelesen, reichte aus, daß seine Gedanken unheimlich auf mir lasteten. Indessen gelang es mir, mich zu befreien, weil ich eben noch nicht betäubt war von dem Chaos seines Geistes, das erst das Lesen seiner Werke offenbart. Man urteilt oft klarer, besser, geistreicher, umfassender und weitsichtiger über ein Werk, das man nur vom Hörensagen kennt, als über eines, das man gelesen hat. Die aufdringlichen Einzelheiten verwirren den Blick und töten die gleichsam intuitive Erkenntnis des Ganzen. Ich sah nur die Umrisse, nicht die verführerischen Einzellinien des Nietzscheanismus, und nur diesem Umstand habe ich es wahrscheinlich zu verdanken, daß ich einsehen lernte, daß der Gott nur ein Götze war, daß ich den Kampf gegen den verschrobenen Geistesriesen wage.

Ich blickte zurück und ich erkannte, daß wir am Ende des Jahrhunderts da stehen, wo wir am Anfang standen: in der Romantik. Was damals Aufklärung, Rationalismus hieß, nennt sich heute Sozialismus. Wie damals die Schlegel und Tieck eine ästhetische Ichgenußwelt im Kampfe gegen eine platte altruistische Moral aus Geist und Galle schufen, wie sie mit nachtwandlerischer Verwegenheit sorglos über die Gesetze der natürlichen Vernunft hinwegturnten und höhnten über den gesunden Menschenverstand, den sie durch den Tief- und Wahnsinn kranker Ausnahmemenschen ernstlich bedrängten, wenn sie auch vergeblich ihm den Garaus zu machen suchten — so jetzt Nietzsche und die um ihn.

Romantisch ist die Mystizisierung oder auch Mystifizierung des Lebens, welche überall das Klarste verrätselt und das Flachste ins Bodenlose vertieft.

Romantisch ist die Ironie Nietzsches, die zugleich Hülle und Waffe wehrloser Weisheit ist.

Romantisch ist das Orakelhafte, das Spiel mit den „Eingeweihten": Nur der Kultusgenosse, der Bruder im Geiste, kann verstehen.

Romantisch ist das Schlagwort von der Emanzipation des Fleisches, die bei Nietzsche freilich in männlicher Kraft und nicht in der weibisch-weichlichen Verschwommenheit der Romantik erscheint.

Romantisch ist die Verquickung von Kunst und Wissenschaft, was für die letztere noch weit gefährlicher ist als für die erstere. Die Kunst gestaltet das Leben nach mit allen Mitteln und Stoffen; das Leben ist ihre Mutter, der Künstler ihr Vater, die Potenz der Beeinflussung durch die Eltern durchstreift alle Grade und bildet so die mannigfachen Kunstformen vom extremen Idealismus bis zum konsequenten Naturalismus. Die Wissenschaft dagegen spiegelt das Leben und reißt das Bild dann in seine Elemente. Das ist die normale Formel. Es ist selbstverständlich, daß die Grenzen, wie bei allen derartigen Scheidungen, fließend sind; immerhin aber ist es besser, die Grenzen zu verschärfen als sie zu verwischen. Nietzsches erstes Buch aber wagte sich schon an die Aufgabe heran, „die Wissenschaft unter der Optik des Künstlers zu sehen, die Kunst aber unter der des Lebens" (Vorrede zur „Geburt der Tragödie", pag. VII). Die Wissenschaft erscheint also hier durch ein doppeltes Medium gebrochen: Leben — Kunst — Wissenschaft. Das heißt völlig wie ein Romantiker gesprochen. Da kann man denn auch wohl sagen, daß derart unter der „Optik des Künstlers" gesehene Wissenschaft vielfach optische Täuschungen in subjektivem und objektivem Sinne zur Folge haben muß.

Romantisch endlich ist der Kultus eines zurechtgefärbten Hellenismus. Schon Friedrich Schlegel litt an der Gräkomanie und versicherte die dorischen Damen seiner tiefsinnigsten Hochschätzung. Auch er träumte von regenerierender Rassenzucht, und sein neues jungstarkes Menschentum sollte „getragen" werden von Säulen dorischen Stils: Die unverehelichte „Lucinde" war so eine zukunftsträchtige Säule, freilich eine, die bis zur Unkenntlichkeit verschnörkelt und verschlegelt war. — Über das merkwürdige Verhältnis Nietzsches zum Hellenismus wird weiter unten noch einiges beizubringen sein; hier galt es nur kurz die Berührungspunkte der Jungromantik am Ende des 19. Jahrhunderts mit der alten romantischen Schule zu bezeichnen.

Dieses romantisch-paradoxe Genieweſen ist, wie vor 100 Jahren, entsprossen aus dem herrschenden Ungenieweſen, aus dieser langweiligen Gedankenödheit, diesem nivellierenden Flachsinn, dieser leeren, zielstreberischen Geschäftsmäßigkeit, welche unser öffentliches Leben charakterisieren. Parlament, Schule, Presse reden eine traurige Sprache! Man kann ganze Jahrgänge von Parlamentsverhandlungen durchsieben, ohne eine tiefsinnige, originelle, oder auch nur einigermaßen witzige Äußerung aufzustöbern, man kann ganze Generationen von Gymnasiallehrern ausquetschen, ohne eine eigenartige Lebensanschauung durch diese Prozedur zu gewinnen. (Diese Hyperbel soll übrigens nur die Lehrer als solche, nicht die in ihnen steckenden Menschen treffen.) Und die Presse vollends! Rettungslos scheint sie verloren auf dem Wege zur armseligsten Reportage. Geknebelt ist sie durch Publikum, Partei, Kapital, Regierung. Der Redakteur ist der Sklave dieser Gewalten, und seine Mitarbeiter sind die Untersklaven, die noch die Peitsche des Obersklaven zu fühlen haben. Die Lohnherren des Journalisten sind zugleich seine Fronherren, die jede aufbäumende Originalität sorgfältig ausprügeln. „Richten" war das Amt der Presse, Nachrichten — das ist jetzt die einzige Gier. Und Nachrichter sind in einem zwiespaltig kläglichen Doppelsinn die Leute, die über die idealen Kulturgüter zu wachen haben, die Kritiker. Das auf unseren Universitäten eingesessene Gelehrtentum macht es begreiflich, daß unsere bedeutenden Geister des Doktortitels entbehren oder auch Exprofessoren sind. Diese Beamtenzuchthäuser sind zu eng für das Große, das sich entweder verkrüppeln lassen oder fliehen muß. Das Genie des Sitzfleißes und Sitzfleisches brüstet sich an diesen Stätten öder Spezialkrämerei mit pfäffischem Dünkel. Ein Mensch mit aufgeschlossenen, dürstenden Sinnen, der nicht gerade das Kapital besitzt, um Dutzende von Semestern opfern zu können, die dazu gehören, das Wertvolle aller Wissenschaft auszusaugen und zu sammeln, — ein bedeutender Mensch findet an den Hochschulen keine Förderung und keinen Raum. Dieses gelehrte Unwesen ist mitschuldig an der düsteren Erscheinung, daß so viele ihr geistiges Fortkommen mit materiellem Verkommen erkaufen müssen.

Das sind einige Striche zur Zeichnung eines Zeitbodens, auf dem ein romantisches Genietum fast mit Notwendigkeit erwachsen muß. Alles, was Kraft und Eigenart in sich fühlt, wird auf unfruchtbare Abwege geführt, weil es kein Genügen in den engen, flachen Strebungen der Zeit findet. Politische Kämpfe werden leicht widrig, da jegliches Parteiwesen — und ohne Partei kein erfolgreicher Kampf — für sensible Geister des Abstoßenden genugsam bietet. Das nervöse Temperament vermag nicht seine durch Äußerlichkeiten erweckten ekeln Empfindungen zu Gunsten der vielleicht von

Natur gefunden Bestrebungen zu bezwingen. So kommt es, daß diejenigen, welche nicht auf den Kopf gefallen sind, sich auf den Kopf stellen.

Diese paar Bemerkungen mögen zeigen, daß ich für die genialische Neuromantik wohl Verständnis und Erklärungen habe. Aber alles begreifen, heißt — nichts verzeihen!

Gerade die Geschichte der Romantik lehrt, daß nicht die potentiell größten Geister am fruchtbarsten sind für die Entwickelung der Menschheit. Was hat der genialische Sprudelgeist Görres Bleibendes gewirkt? Ich glaube, ein beliebiger Sudelgeist der nüchternsten und gemeinsten Aufklärung hat mehr geleistet, mehr fruchttragende Keime ausgestreut.

Auch Nietzsches Genius wird einsam am Wege sterben, und der „geistlose" Sozialismus wird auf dem Wege vorwärts schreiten. Ein künstlerisch wertloses Buch, wie Bellamys „Rückblick" wird mit goldenen Lettern in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit stehen, weil es in zahllosen Tausenden von Menschen die Sehnsucht nach einem besseren Diesseits geweckt und in anderen zahllosen Tausenden den Glauben an die Erreichung des Ideals gefestigt; Bellamys Werk bleibt und wirkt, obwohl es nichts als eine populäre Fabel ist, während Nietzsches gedankenwilde Schöpfungen verloren als staunenswerte Kuriositäten enden werden, aus denen vielleicht einzelne Ideen in platt- aber geradgeistigen Kulturpionieren eine förderſame Wiedergeburt erleben werden. Nietzsche hat ein Bauwerk von ägyptischer Großartigkeit aufgeschichtet, das als Totenkammer den irren Geisteskönig umschließt.

Zarathustras, des Propheten neuer Lehren und neuen Lebens, erster Gefährte ist ein Leichnam. Auch Nietzsches erster Gefährte ist ein Leichnam, ein Geistesleichnam: — Nietzsche. Zarathustra-Nietzsche glaubte den ersten Gefährten begraben zu haben: „Nicht Hirt soll ich sein, nicht Totengräber. Nicht reden einmal will ich wieder mit dem Volke; zum letzten Male sprach ich zu einem Toten. Den Schaffenden, den Erntenden, den Feiernden will ich mich zugesellen . . ." Zarathustra irrte sich. Er begrub ihn nicht, seinen ersten Gefährten, den Leichnam. Bei ihm hockt er, und die Menschen sehen nicht zwei, nur ein Wesen, einen Totlebendigen, den wahnsinnigen Dichter . . .

Nietzsches Weltschicksal wird in sich verbrennen, wie sein Lebensschicksal . . .

IV.

Zeichnen wir noch einige historische Parallelen!

Geschichte giebt allerdings keine Lehre für zukünftiges Handeln. Historische Kenntnisse ersticken vielmehr die schaffende Triebkraft, sie legen uns

Fußfesseln an, die wir unsere Kraft allein aus dem Erdboden der Gegenwart saugen müßten, da nur aus der Berührung mit der eigenen Zeit wir emporschnellen als Riesen der That. Zurückschauen macht schwach und feige — höfliche Menschen nennen das „objektiv", nationalliberal, politisch. — Das aber bietet die Geschichte: Zu den Erscheinungen, die uns in grausender Einsamkeit unbegreiflich und furchtbar gegenüberstehen, gesellen sich durch zurückdringende Nachforschungen freundnachbarliche Gestalten, die den uns dräuenden Erscheinungen das Grauen des Einzigen nehmen.

Nietzsche gemahnt einmal an die Romantik, dann aber und hauptsächlich an Rousseau — seltsam, daß Nietzsche nichts ingrimmiger haßte, als grade Rousseau und die Romantik. Ein Hohn, daß die Geisteshistorie den großen Irrlehrer gerade mit diesen beiden Erscheinungen vergleichen muß!

Im vorigen Jahrhundert empfand Rousseau mit brennendem Schmerz seine kranke schwächliche Zeit. Und er schaute sich um nach Erlösung. Weil er aber keinen Heilsweg in die Zukunft fand, zauberte er im verzagenden Verzicht an den Anfang der Dinge aus träumenden Wünschen ein schaumgoldenes Zeitalter. Einen Leitstern gaukelte er der Menschheit vor, der nicht sichtbar ein Ziel weist, sondern der hinter'm Horizonte nur phantasiert ward. Der Rousseau von heute heißt Nietzsche. Auch ihn ekelte die — wie es ihm schien — kraftlose Entartung des Zeitalters an, auch er spürte nach der Idealarznei. Aber inzwischen war die neue Renaissance geboren. Das klassische Hellas war eingezogen in die Gemüter der Menschen, so brauchte er nicht zu erfinden, sondern nur beleben, was längst tot, weil es sterbensreif war, und er bannte mit dämonischen Zaubersprüchen den Geist des grausamen, seligen Hellas. Er fragte sich dann: Was gab Hellas jenes starkknochige Glück? Und er fand: den Alten fehlte das Mitleid, das Christentum, die Askese. So wurde ihm Mitleid, Christentum, Askese zur Quelle des siechen Elends und er predigte: Werdet hart! Wie Rousseau blickte Nietzsche zurück statt vorwärts . . .

„Hier erinnert nichts an Askese, Geistigkeit und Pflicht; hier redet nur ein üppiges, ja triumphierendes Dasein zu uns, in dem alles Vorhandene vergöttlicht ist, gleichviel ob es gut oder böse ist." (Geburt der Tragödie p. 11.) Aus dem so aufgefaßten, romantisch gesehenen Hellenismus, den Nietzsche schon in seinem ersten Werk klar ausspricht, keimt dann sein „Jenseits von Gut und Böse", sein Übermensch Zarathustra. Damals, 1871, sagte Nietzsche nur: So war es; fünfzehn Jahre später predigte er dogmatisch: So soll es sein! Die Art der Auffassung des Griechentums deutet den späteren Weg an.

Hellas blieb das Land seiner Seele; er wandelte es nach seinen Wand-

lungen, er sah jedesmal seine neuen Überzeugungen und Erkenntnisse in sein Idealland hinein.

Nietzsche unterschied in seiner Erstlingsschrift die apollinische und die dionysische Kunst, diese das wildbegehrende Leben selbst, unmittelbar in Kunstmittel umgesetzt (Musik), jene die naive, ruhige Nachträumung des Daseins, eine Art friedliches, zweites Gesicht einer ungeberdigen leidenschaftlichen Fratze. Im Laufe seiner Entwickelung verlor Nietzsche immer mehr aus seiner Ideenwelt das Apollinische, und dafür wuchs in steigendem Maße das dionysische, dessen Erfüllung er nun nicht mehr in der Musik sah, sondern das eben nur im Leben Wesen gewinnen konnte, im Leben des Übermenschen. In der Anerkennung des Apollinischen merkte man den klassisch erzogenen, anerzogenen Philologen, erst mit der Mänadisierung des Hellenismus, mit dem Dionysus-Fanatismus, gelangte er zu sich selber.

Nietzsche huldigte schließlich einem andern Hellenismus als Goethe. Nicht in der „klassischen Ruhe" sah er sein Ideal, sondern in dem orgiastischen Dionysuskultus. Der dionysische Mensch war sein werdender Mensch, die wild überquellende ungezähmte Kraft seine Kultur. Man wäre fast versucht zu glauben, Nietzsche würde Goethes Iphigenie in die Formel gepreßt haben: „Iphigenie bringt den Tauriern die Decadence, Iphigenie ein Anzeichen der sinkenden tauriſchen Kraft, der beginnenden Zähmung, der endenden Züchtung. Humanität sagen die wurmhaften Ausdeutlinge, ich sage: Decadence."

Übrigens scheint es fast, als ob die Beschäftigung mit der hellenischen Kunst geeignet ist, ein ästhetisches Junkertum zu ziehen. Gerade unter den Archäologen findet man vielfach schlimm vornehme Genußmenschen und hochmütige kalte Schlingel. Ist diese psychologische Beobachtung richtig, so würde damit die merkwürdige Thatsache minder seltsam erscheinen, daß gerade ein klassischer Philologe, und nicht etwa ein eingefleischt darwinistischer Naturforscher, die neue Moral des Egoismus und der Härte gekündet.

Der Hellenismus ist Nietzsches Ideal. Daneben schlenderte er ein wenig in das orientalische Ariertum und brachte von dieser Reise seinen Zarathustra heim. Sehr bezeichnend ist es, daß Nietzsche gerade bei dem Volke scheu vorüberging, das auf die modernen Anschauungen des Abendlandes den größten Einfluß geübt; ich meine Indien. Er durfte ja die indische Kultur nicht kennen. Die leiseste Berührung des Buddhismus hätte sofort jedem die abenteuerliche Unwahrhaftigkeit offenbart, die in der Scheidung von semitischer Sklavenmoral und arischer Herrenmoral liegt. Wenigstens hätte er dann annehmen müssen, daß

das indische Ariertum „semitisch" par distance auf dem geheimnisvollen Wege telepathischer Suggestion geworden ist. Und doch ist gerade die indische Kultur überaus wertvoll für die Erkenntnis menschlicher Entwickelung, da diese Kultur allein aus sich gewachsen ist und unberührt von fremden Einflüssen bis zu ihrem Absterben sich ausgelebt hat. Ich will nicht beurteilen, ob Nietzsches Blindheit gegenüber Indien eine Krankheit oder eine — Kunst war.

Es ist stets gefährlich für Wünsche der Gegenwart, Zustände vergangener toter Zeiten geltend zu machen. Wenn die modernen Kriegsschwärmer an die Zeiten der alten Germanen erinnern und in dem freudigen Krieg eine Schule der Persönlichkeit erblicken, so ist das eine folgenschwere Thorheit. Der Krieg von heute ist mit den germanischen Kämpfen nicht vergleichbar. Bei diesen kann man die erzieherische Wirkung zugeben, bei jenem nicht. Wir sind heute nicht mehr Herren des Krieges, sondern seine Sklaven. Der Krieg führt uns, nicht wir den Krieg. Die Menschen sind fast nur noch Versuchsobjekte für technische Erfindungen. Man könnte ebensogut die Völker auf die Schienen strecken und Eisenbahnzüge über sie hinwegfahren lassen. Das Problem des Sieges scheint mir in der Zukunft nur rein psychiatrischer Natur zu sein: Auf welcher Seite zuerst der kritische Augenblick kommt, wo die anerzogene und zumeist anerlogene Unterdrückung des Lebenstriebes aufhört, wo der gefesselte Trieb wieder mit ungestümer Leidenschaft erwacht und die Panik, die Flucht zeugt — auf dieser Seite ist die Niederlage, auf der anderen der Sieg. Die Entscheidung führt wohl mehr der Zufall, als die Tüchtigkeit herbei. Die Schmach ist die Gesellin der triumphierenden Natur. — Ich habe gerade dieses Beispiel gewählt, um die Trüglichkeit historischer Gleichungen zu erweisen, weil aus Nietzsches Gedankenarsenal die Gegner und Verächter des immer lauter brausenden Rufs: Die Waffen nieder! ihre Waffen holen könnten.

Die Augen sind den Menschen unter der Stirn, nicht auf dem Hinterkopf gewachsen. Sie sehen vorwärts, sie schreiten vorwärts. Wer in die Zukunft strebt und in die Vergangenheit schaut, der muß straucheln, weil er mit verdrehtem Haupte in schwindelnder Blindheit tappt.

In die Gegenwart blicken und in die eigene Brust, wo die Instinkte eine leise, aber deutliche Sprache reden! Jede Zeit zeugt ihre Instinkte, die neues Handeln, neues Wissen bestimmen: Man muß auf sie nur hören, um die Zeit zu erfüllen. Aber die Instinkte sind schüchtern und einsam. Bringt man sie in Gesellschaft, wo alle Zeiten und Völker laut durcheinander schwatzen, dann verstummen sie. Und dann haben die Menschen ihre Leiter verloren; sie wissen nicht aus noch ein.

Sie irren taumelnd umher und geberden sich wie Verrückte und rennen sich die Schädel ein an den Totenhäusern der Vergangenheit, während sie wähnen, neue Pfade zu brechen.

Nietzsche selbst erkennt die Gefahr historischer Rückblicke, die leicht eine ebenso schwärmerische wie nutzlose Sentimentalität und Thatenlosigkeit zeitigen; doch er blickt sehnsüchtig nach dem Hellenismus zurück und verneint darum unsere Kultur in zornvoller Klage.

Nietzsche ist ein echter Reactionär, weil sein Vorwärts ein Rückwärts ist. Und weil er ein Reactionär ist, so wird ihn die Zukunft verschmähen. Seine Sehnsucht glüht nach „leichten Füßen". Wie kann er da zugleich wünschen, Spuren zu hinterlassen. Die Erfüllung des einen schließt die des andern aus.

Die Zukunft ist nicht Nietzsches!

Vorläufig allerdings scheint es anders. Auf allen Wegen predigen begeisterte und berauschte Apostel des großen Meisters Lehre, des neuen Propheten Weisheit.

Nietzsches Geist giebt kleidsame Gewandung für viele Ungeister. Ein Fetzen nur von dem Großen lügt die Kleinen zu dem, den sie bestohlen. Die Isten und die Aner sind der Heroen schreckliche blödsinnige Kinder, die sich ebenbürtig, überbürtig ihren Schöpfern wähnen. Die ganze Geschichte des Christentums ist ein Beispiel für den Hochmut derer, die nicht groß sind, sondern nur nach einem Großen heißen, noch dazu ohne Selbstverschuldung dieser Namensgebung. Dem großen Nietzsche droht die Gefahr, zum kleinen Heros des „Fin de siècle" ausgefaselt zu werden. Es laufen jetzt die Flitternietzsche und Talmizukunftsmenschlein umher, wie einstmalen die Maskenballsauste und Faschingshamlets.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf das — wie der Meister selbst sich ausdrücken würde — Nietzsche-Affentum! Ich will übrigens niemandem mit dem Folgenden wehe thun, vielmehr möchte ich einen oder den anderen bekehren. Wenn die Arznei bitter schmecken sollte, so ist das nicht meine, sondern der Krankheit Schuld.

V.

„Die Welt . . . eh! hm! . . . ein kontrapunktliches Dunkelgrün, ein windender Kessel, in dem zersägte Mammutknochen in fossilem Gerümpel, violett fauchend jammernden Gebisses winseln . . . und herum breitest Du die tönenden Fittige Glutar, Goethe, du allumkrallender, abgrundbohrender Kosmosschunkelwalzer, du Teufelskerl, du Tausendsassa zum Scheckigweinen . . ." also las ich in dem genialen Werke des — — ich bitte um Ver-

zeihung. Ich habe mich geirrt. Jene Stelle lautete etwas anders, ähnlich aber und enthielt ein paar Dutzend Wortverbindungen, deren einer Bestandteil auf das griechische ψυχη zurückzuführen war. Was ich eben niedergeschrieben, stenographierte ich nach einer trefflichen Bierrede eines besoffenen Philosophen. Aber der Philosoph war ein Genie — ihr könnt mir's glauben! — und jene Bierrede enthielt alles, was zu dem Inventar einer modernen, schreibelnden Abgrundsseele, die frei nach Nietzsche stilisiert ist, gehört: Originalität, Kühnheit der Bilder, Tiefe, Temperament, Leidenschaft, Kraft und endlich — Unsinn.

Wir haben vor keinem Vorwurf so große Angst, wie vor der Möglichkeit, daß man uns für dumm halten könnte. Verdächtigt man unseren Charakter, so lächeln wir kühl — wir selbst müssen uns ja besser kennen, bezweifelt man aber unsere Intelligenz, so geraten wir in Wut und Verzweiflung, weil wir zerknirscht und beschämt zugeben, daß jener Zweifel am Ende doch berechtigt sein könnte. Darum hüten wir uns ängstlich, dem lieben Nächsten einen Anlaß zu geben, der unsere geistigen Gaben bloßstellt. Wir machen es uns also zur Pflicht, alles zu begreifen, nichts unverständlich zu finden. In der Schule beginnt bereits diese ängstliche Heuchelei und sie begleitet uns — unter dem Wir sind die Gebildeten zu verstehen — bis an das selige Ende des Lebens. Das artige Märchen von den Kleidern des Kaisers, die alle zu sehen behaupteten, weil der Schneidermeister nur die Klugen für fähig erklärte, sie zu sehen, erlebt man jeden Tag. Auf dem Gymnasium hatte ich einen Mitschüler, der in schwülstigem Unsinn das Menschenmögliche leistete, dessen Aufsätze aber von dem Deutschlehrer, der lieber an seiner eigenen Auffassungsgabe zweifelte, als daß er den Mut besessen hätte, für unverständlich zu erklären, was er nicht verstand, auf das günstigste beurteilt wurden. Als wir anderen, die wir ob unserer Klarheit weniger gute Zensuren erhielten, diese Eigentümlichkeit des Lehrers bemerkten, fügten wir fortan in jedem Aufsatz einige sinnlose, schön und tief klingende Sätze ein und, siehe da, — von Stund an bekamen wir bessere Nummern. Jener gute Lehrer aber bildet, vervielfacht, die eine Gattung vom Publikum, das sich mit seiner Verständnisfülle brüstet. Für die zweite entgegengesetzte Gattung von Publikum ist der Berliner vorbildlich, oder nicht vorbildlich, der in beneidenswert sicherem Selbstbewußtsein alles, was er nicht gleich versteht, was außerhalb seines Horizontes liegt, mit der schönen Lautkombination „Quatsch!" beehrt. Es ist richtig, daß unter dieser kritischen, dünkelhaften Schnoddrigkeit das wirklich Große, Neue, Tiefe furchtbar zu leiden hat. Ebenso richtig aber ist es, daß vom Standpunkt geistiger Volkshygiene aus beurteilt, diese klare Enge des Berliners lange nicht so schädlich ist,

wie jene unklare Weite der Verständnisvollen. Geistige Epidemien finden den fettesten Nährboden bei der Art von Leuten, für die mein alter Deutschlehrer ein bezeichnendes Beispiel ist.

Die neue Romantik, die von Nietzsche ihren Ursprung nimmt, ist eine solche Epidemie.

Der Nietzscheaner ist vor allen Dingen original. Dieweil originelle Gedanken aber nicht allzu reichlich an den Bäumen hängen, so begnügt man sich, allerhand plattfüßige Wahrheiten in seltsam geschnäbeltes Wortschuhwerk einzuzwängen, was dann über die Maßen urneu und urgeistreich ausschaut. Das ändert aber an der Trivialität der Gedanken nichts, die höchstens durch besagte Prozedur mit etlichen originellen Hühneraugen ausgestattet werden. Diese Falschmünzerei dient nur dazu, daß man alle ausdrucksseltsamen Arbeiten überhaupt nicht mehr liest, um nicht immer wieder die traurige Enttäuschung zu erleben, daß ganz gemeine Lederbälge übrigbleiben, wenn man den glitzernden Flitterstaat auszieht. Man wird an die romantische Lyrik erinnert: Worte, nichts als Worte. Will man sie in Sinn übersetzen, so verflüchtigt sich bei diesem chemischen Experiment alles in nichtigen Dunst, höchstens ein kleiner, ärgerlicher Gestank steigt empor, der Kopfschmerzen verursacht.

Der Nietzscheaner ist sodann stets individuell. Er liebt es namentlich, seine Gebrechen kokett zur Schau zu stellen, er prahlt mit seinen Menschengeschlechtskrankheiten (oder auch mit den letzten zwei Dritteln des Wortes). Er giebt sich selbst mit Haut und Haaren, mit Nase und Nägeln — alles struwelpeterhaft vergrößert und ins Groteske verzerrt. Er sagt mit Sudermanns Alma: „Ja, so sind wir!“ und verlangt, daß man Ehrfurcht vor seinem wütigen Wesen habe.

Der Nietzscheaner behauptet stets und beweist nie. Er dekretiert Wahrheiten, er giebt Gesetze, die dem Parlamente des abwägenden Verstandes nicht vorgelegt werden. Er schwelgt in geistigem Absolutismus, er kommandiert die Köpfe, wie der Unteroffizier die Rekruten. Subordination! Respekt vor dem, was ich Euch zu sagen mich herablasse: die Welt . . . eh! hm! . . . ein kontrapunktliches Dunkelgrün . . .

Das sind so einige äußerliche Kennzeichen, die den Nietzscheaner charakterisieren. Über den Einfluß Nietzsches auf die Weltanschauung, oder besser, Weltstimmung einzelner moderner Geister, über die Verbreitung und Verbreiterung gewisser Nietzschescher Ideen, wird später noch manches zu sagen sein.

Die Geschichte des Nietzscheschen Einflusses zu schreiben, wäre bereits jetzt eine dankbare, weitgreifende Aufgabe. Will einer diese Aufgabe

übernehmen, so mag er sich beeilen, damit die Nietzsche-Episode nicht früher fertig werde, als seine Arbeit.

Um nicht bei Allgemeinheiten stehen zu bleiben, wenigstens einige Namen aus dieser ungeschriebenen Geschichte des Nietzscheanismus!

Zu den Stilbarnums gesellte sich bisweilen der arme Hermann Conradi, der wundersame Sänger und wirrsame Denker; auch der geniale „Bahr"de des Fin de siècle, (dessen Originalität die Bösen in Berlin dadurch zu erklären suchen, daß sie sein Dasein einem Wunder verdanken lassen — — lesbischer Liebe), schwindelt bisweilen in krausem Wortverbildungs-Tiefsinn. Nietzsche, der Dichter, hat — das sei hier beiläufig eingefügt — einen belebenden Einfluß ausgeübt auf das gedankliche Gedicht in Prosa. Ich will zwei dieser Dichter nennen: Erstlich Ola Hansson, der die schönste Charakteristik Nietzsches gedichtet, die selbst wieder wie ein Lied Zarathustras klingt, und dann der den Lesern der „Gesellschaft" wohlbekannte O. J. Bierbaum. Interessant war es mir zu hören, daß auch der Versuch unternommen worden ist, das „System" Nietzsche wissenschaftlich fortzubilden. Ich meine: „Denken und Weltanschauung oder Theorie der Grundprobleme" von Albert Kniepf. Ich kenne das Buch bisher nicht und bin, wenn ich es ehrlich sagen will, auch nicht sonderlich begierig, es kennen zu lernen. Ich fürchte, daß wieder einmal Wahrheiten nach Herzenslust dekretiert werden. Kniepf bringt offenbar zu diesem gesetzgeberischen Beruf die hinlängliche, durch Nietzsche gestärkte und an ihm geübte Fertigkeit mit. Seine „Lessing-Episode", welche ein paar Seiten der „Gesellschaft" schmückte, hat meine vollste Bewunderung und meine gläubigste Ehrfurcht vor jener Fertigkeit erweckt. Donnerwetter! Mit ein paar Schock Worten wird da die „Geschichte" Lessings einfach in eine „Episode" verwandelt. Die Statue im Berliner Tiergarten wird nun über kurz oder lang und nicht nur figürlich vom Piedestal herabgestürzt werden und an Lessings Stelle tritt der heldenmütige Heroenstürzer Albert Kniepf . . . Ich halte es wirklich für ein zu harmloses und billiges und deshalb für einen ernsten Mann unwürdiges Vergnügen, auf die Weise Größen zu „vermöbeln". Als jüngst ein Litteraturprofessor dem toten Hamerling sein: „Ich mag ihn nicht" entgegenschleuderte, da entstand ein Orkan von Entrüstung über diese professorale anmaßliche Dünkelhaftigkeit, über diese „Leichenschändung". Und doch war der Mann in seinem Recht. Es steht jedem frei, zu sagen, diese oder jene Erscheinung ist mir antipathisch, mir fehlt das Organ zu ihrem Verständnis. Sich aber hinstellen auf offenen Markt und brüllen: „Einfaltspinsel, ihr haltet für klassisch, was eben so einfältig ist, wie ihr!" und dann diese Behauptung durch die Anwendung

irgend eines willkürlichen Grundsatzes (z. B.: der große Dichter darf nicht beeinflußt sein, er darf nicht die Liebe schildern, er darf keine Sommersprossen haben und keine krumme Nase) scheinbar beweisen — das geht doch über den Spaß, oder vielmehr unter den Spaß! Das ist kritische Zoterei! Wen will man denn durch solches Verfahren bekehren! Der Gott läuft nicht gleich davon, wenn man ihn Götze anschreit. Man wertet nicht um, indem man einfach auf den Kopf stellt. Ich erblicke in dieser kritischen Drauflosgeherei und gewissenlosen Umstürzlerei eine der verhängnisvollsten Folgen der Nietzscheschen Revolutionsmanie und Umkehrungssucht. Denn nichts anderes ist es, wenn Nietzsche, weil nun die griechische Litteratur einmal allgemein höher geschätzt wird als die römische, mit päpstlicher Unfehlbarkeit versichert: die römische Litteratur ist unendlich wertvoller als die griechische. Daß etwas allgemein geglaubt wird, ist für Nietzsche Grund genug, das Gegenteil als wahr zu behaupten Ein bequemes Verfahren wahrlich, um eigenartig, neu zu sein. Und wie der Herr Nietzsche, so der Knecht Kniepf und die anderen neumodischen Symbolisten, Individualisten, Ästhetizisten, Nationalisten, von denen ich mir zwei Prachtexemplare noch bis zuletzt aufgehoben habe.

Das sind der große Rembrandtmann und sein Schildknappe der „langbehnige" Bismarckdithyrambus Max Bewer. Des letzteren Bismarckinterview im „Hamburger Korrespondenten" ist ein ungemein — sagen wir — individualistisch wirkendes Schriftstück, mit dem man von den Abhängen Nietzscheschen Tiefsinns glücklich bis zu den Niederungen behaglichsten Blödsinns gelangt ist. Armer Nietzsche!

Bewer, den seine Vorliebe für Vergleiche aus der höheren und niederen Tierwelt als einen eifrigen Besucher zoologischer Gärten und — ungeziefergesegneter Hotels erweist, dürfte nicht all zu viele Freunde durch seine schillernden Thorheiten, die er unkluger Weise auch auf das Gebiet der praktischen Politik hetzte, gefunden haben. Es genüge also die Erwähnung des Mannes. Dagegen hat „Rembrandt als Erzieher" einen ungeheuren, ungeheuerlichen Erfolg gehabt, so daß das Werk an dieser Stelle, wo es gilt, einige Striche aus der von Nietzsche ausgehenden Geschichte der Neuromantik zu zeichnen, etwas ausführlicher betrachtet werden muß.

Der Erfolg von „Rembrandt als Erzieher" ist eine der trübseligsten Zeiterscheinungen. Welch furchtbare Wirrköpfigkeit muß unter den Gebildeten der Nation herrschen, daß man an diesem Werke selbst bis zur Überwindung der den Deutschen eigenen Bücherkaufschen Gefallen finden konnte! „Wilhelmine Buchholz" durch „Rembrandt den Erzieher" abgelöst, das heißt fürwahr ein lustiges Rätsel! Nach der flachsten Plattheit die tiefste Mystik —

die Wege Gottes und des geistigen Appetits sind wunderbar! Oder läuft das ganze Rätsel nur auf das Gesetz des Kontrastes hinaus, das für die Bedürfnisse des Hirns eben so gut gilt, wie für die des Magens? Aber ist dieses Rätsel gelöst, so bleibt das zweite, schwierigere bestehen: Wie muß derjenige geartet sein, der sich einbildet all den mystischen Kohl verdaut zu haben! Gerade das glänzende Schicksal des Langbehnschen Konfusoriums hat mit erschreckender Deutlichkeit offenbart, wie in Deutschland gelesen wird; denn das vermag ich nicht zu glauben, daß die Leser der 20 oder 30 Auflagen des Buches durchweg mit kritischer Überlegenheit Vernünftiges und Unsinniges gesondert. Das Buch ist den Leuten eben eingeredet worden, und man fand es schön und tief, wie nur irgend einen vermoderten Klassiker, obwohl ich nicht leugnen will, daß es gewissen Stimmungen der Gegenwart entgegenkommt; der Kampf gegen den Spezialismus, die Nüchternheit, den Materialismus ist zwar schon lange und mit weniger Phrasen geführt worden, aber man blickte doch andächtig zu dem neuen Kämpfer auf, der mit solcher dogmatischen Sicherheit, so „erlesener" Bildung, so erhabener Orakelhaftigkeit Himmel und Hölle gegen ein paar Zeitkrankheiten in Bewegung setzte.

„Rembrandt als Erzieher" ist ein tolles Wortbacchanal. Das Wort besäuft sich in Freiheitsfusel und zerbricht die Sklavenketten, die es fesselten an den — Gedanken, eine freie, sinnbefreite, souveräne Wortmajestät. Ich nenne Worte, was andere Gedanken nennen mögen: ich habe keinen Respekt vor der mechanisch-grammatikalischen Zusammenschweißung von Worten. Ein Satz ist noch kein Gedanke und er erringt diesen Wert auch dadurch nicht, daß er an andere Sätze assoziativ angereiht ist. Diese wahllosen Assoziationen sind für „Rembrandt als Erzieher" charakteristisch. Es scheint, als ob der Verfasser alles, was ihm sein Leben lang im eigenen Hirne eingefallen und in fremden Köpfen aufgefallen war, in diesem Buche zusammengeworfen hat, nachdem er jeden Einfall, jedes Zitat so lange angeguckt, bis er ein assoziatives Schwänzchen entdeckt; dann band er flugs die Schwänzchen aneinander, und so stürmt die wilde Meute der Assoziationen kopfüber kopfunter in wirrem Knäuel gegen die betäubte Menschheit. „Das alles Organische beherrschende Prinzip der Zelle, mit ihrem Zellenkern ist hier aufs soziale Gebiet übertragen. Und dieses berührt sich wieder mit kosmischen Verhältnissen; der Bauer, der auf Grundbesitz begründet ist und ein Stück der Erdoberfläche sein eigen nennt, tritt dadurch in ein ganz direktes Verhältnis zum Erdzentrum; und durch dieses wieder zum Weltzentrum wie zum Herrn der Welt. Er steht Gott und der Natur nahe. Ein Bauer muß fromm sein; ein gottloser Städter läßt sich allenfalls er-

tragen; aber ein gottloser Bauer ist etwas abscheuliches. Andererseits haben wieder Sonne und Mond so gut einen Hof um sich, wie jeder Bauer und jeder König den seinigen; im organischen Bau der Welt berührt sich auch das entfernteste; eben darauf beruht die Harmonie desselben." (p. 126) — Man wird nach dieser Probe begreifen, warum neuerdings bei studentischen Saufereien in der Zeit, die Bier und Brüllen übrig läßt, nicht nur von Weibern und Mensuren, sondern auch von „Rembrandt dem Erzieher" bewundernd gesprochen wird. Es ist just die richtige Verfassung zum — Verständnis!

Gerade dieses wahnwitzige Assoziieren ist echt romantisch. Alle Wissenschaften und Künste, Mathematik und Malerei, Politik und Musik, Recht und Zoologie, Philosophie und Baukunst u. s. w. u. s. w., alles wird in Einen assoziativen Brei zusammengerührt, auf daß die Einheitlichkeit der Welt erwiesen würde, wobei übersehen wird, daß ein Brei nicht einheitlich ist. Symphilosophieren nannte man ein derartiges Thun in der Zeit der romantischen Schule.

Romantisch ist das Orakelhafte, Mystische, der Kultus des Individuums und vor allem die Sucht, alles und jedes mit künstlerischer Sauce zu übergießen. Religion ist Kunst, Mathematik ist Kunst, Politik ist Kunst — man wird ganz taumelig von diesem romantischen Spiel mit dem Künstlerischen. Und dabei ist es das Wunderbare, daß ein Buch, das auf jeder Seite zehnmal das Wort „künstlerisch" enthält, selbst so unkünstlerisch komponiert ist wie möglich. Alles Unmögliche und wenig Mögliches wird kunterbunt durcheinander geschrieben, bis so etwas wie das Profil von Rembrandt zum Vorschein kommt, ähnlich den kalligraphischen Kunststücken, wo aus der Lebensgeschichte eines Kaisers sein Bild zusammengeschrieben ist.

Natürlich macht auch „Rembrandt als Erzieher" reichlich von dem durch Nietzsche eroberten Recht Gebrauch, Wahrheiten zu dekretieren. „Es ist so, es soll so sein!" in diesen beiden Sätzen bewegt sich der oftmals komisch wirkende Stil („Wüsten sind bekanntlich (!) heiß und trocken") dieses verrückten Buches zumeist. Nur ist der „Erzieher" bisweilen höflich und befiehlt nicht, sondern bittet in aller Bescheidenheit darum, man möge doch universal, makroskopisch, künstlerisch, individuell werden.

Alle diese Weisheiten schweben in romantischer Nebelwelt, sie fühlen sich nur wohl und gelten etwas, so lange sie von mystischem Schimmer umflossen sind. Geraten sie auf die praktische, klare Erde, so entpuppen sie sich als lächerliche Vogelscheuchen. Nichts ist dümmer und lustiger in dem Buch als die politischen Bemerkungen. Gerade die hochtrabenden, geist-

vollen, psychologischen Ableitungen, Begründungen, Verknüpfungen auf dem Gebiete der Politik sind, bei Lichte besehen, häufig barer Unsinn. Die Nahrungsmittelpreise dienen oft mehr zur Erklärung irgend welcher rätselhaften Erscheinungen als die tiefsinnigsten Abstammungsgrübeleien. Aber daran denkt der „Erzieher" nicht, das ist ihm zu gemein, wie er uns auch statt des nüchternen Brotes wirbelnden Dunst giebt. Dennoch ist es nun einmal wahr: Nahrungsmittel ist zwar prosaischer und unkünstlerischer als etwa das Wort „Blut", gleichwohl übt die Magenbeschaffenheit einen wichtigeren Einfluß aus, als das „Blut", die Rasse, die Kreuzung. Würde Rembrandt sein Erzieheramt praktisch ausüben, es würde ein prächtiges Lustspiel geben. „Rembrandt als Hauslehrer" könnte der Titel einer aristophanischen Posse sein.

Nietzsche schrieb einen „Schopenhauer als Erzieher". Schon der Titel erinnert an das von Langbehn verübte „Ereignis", wie schmeichelnde Kritiker sein Werk genannt. Der Rembrandt-Mann hat vielerlei gemein mit Nietzsche; er verdenkt sich nicht nur, sondern er verdankt auch. Dennoch wird im „Rembrandt als Erzieher" der Name Nietzsche nur einmal flüchtig erwähnt. Das scheint mir undankbar gegen den gleichstrebenden und, wenn ich recht unterrichtet bin, auch persönlich befreundeten Umwertungskollegen. Diese Schweigsamkeit ist allerdings sehr auffällig, so daß man den Zufall zur Absicht potenzieren möchte. Scheute sich Jung-Rembrandt vor der Größe des Genossen? Ist doch alles, was Langbehn wertvolles sagt, schon von Nietzsche viel schärfer, geistreicher und weniger geschwollen gepredigt worden. Freilich ist jener nicht so revolutionär wie dieser, er fegt nicht die Moral hinweg, um zu dem geliebten Individualismus zu gelangen, sondern er kehrt aus dem erworbenen Abfall sämtlicher vier Fakultäten nebst deren Zubehör, der Akademien, einen gewaltigen Staubhaufen zusammen als Fundament für seine nicht allzu neue Weisheit. Aber er hätte doch für Nietzsche ein paar dankbare Assoziationen übrig haben sollen, ein paar Vergleiche aus den vier Grundrechnungsarten oder einige „von innen heraus" und „von außen hinein", Antithesen, die trotz ihrer Billigkeit stets geschmackvoll und trotz ihrer „halbseidenen Qualité" wie echt wirken. Ach, Originalgenies haben ja die mühsame Verpflichtung, in der Kunst des Zeugens und Gebärens selbst Jupiters Athene-Wunderthat zu übertreffen: sie gebären sich aus ihrem eigenen Hirn, wenigstens geberden sie sich so! Freilich boshafte Skeptiker munkeln vielleicht, daß die Geburtszange, der hephästische Hammer, der bei diesem freudigen und original-genialen Ereignis fördernd und befreiend half, eigentlich ein — Dietrich war, der in fremden Schädelmutterleibern Verwendung gefunden . . .

Doch genug des Spottes! Niemand, der sich durch „Rembrandt als Erzieher" klaren Verstandes durchgewürgt, wird es mir verargen, wenn ich mir nach den entsetzlichen Qualen der Lektüre einige Erleichterungen verschaffe, mich austurne und auslüfte durch Übungen und Mittel, die vielleicht jenseits des guten Geschmacks liegen.

Nach dem Ärger die ruhige Gerechtigkeit! Darum will ich das nach dem Vorhergehenden überraschende Geständnis machen: Ich halte trotz allem geistigen, ja fast physischen Ekel gegen „Rembrandt als Erzieher" weder das Buch noch seinen Verfasser für unbedeutend. Im Gegenteil! Es findet sich manches Feine, Tiefe, Anregende in dem Werke. Aber was will das besagen, wenn man in dem wüsten Brockengemengsel einzelne Delikatessen findet, ähnlich den Konglomeraten, die man des Morgens an den Häusern als Spuren magenschwacher Nachtschwärmer nicht selten sieht. Ich habe nach der Lektüre des Buches, wie gesagt, den Eindruck des Bedeutenden erhalten. Das hindert mich aber nicht, sondern veranlaßt mich gerade dazu, schärfer und vielleicht ungerechter zu urteilen. Die geistige Potenz hat nichts mit dem rücksichtslosen Kampf gegen geistige Verkehrtheit zu thun. „Rembrandt als Erzieher" bildet ein Hemmnis für die ernste, feierliche Aufgabe, die unserer Zeit gestellt ist und die vor allem klare Köpfe braucht, für den sozialen Freiheitskrieg. Als der bürgerliche Freiheitskrieg dieses Jahrhunderts alle wachen und männlichen Geister rief, da standen die Romantiker in ihrem vornehmen Schönheitskultus als echte Kunstgenüßlinge grollend, schmähend, beißend beiseite und beschworen so auf ihre ästhetisierenden Häupter das herrliche Zorngericht herab, das Ruge und Echtermeyer in ihrem gegen die Romantik gerichteten „Manifest" in den „Halleschen Jahrbüchern" abhielten. Etwas ähnliches erleben wir jetzt, wo es gilt, den sozialen Freiheitskrieg durchzuringen. Es ist traurig, wenn einzelne bedeutende Geister, zu denen ich den Rembrandtmann, es sei nochmals betont, trotz alledem zähle, sich abseits von diesem Kampfplatz stellen. Das Eine aber wenigstens muß jeder mit allen Mitteln zu verhüten suchen, daß der eine Abseitige nicht noch andere verführt. Darum mit aller Härte, Bosheit, Rücksichtslosigkeit in den Kampf gegen die Verkehrtheit!

Und gleich dem Vorwurf will ich noch zuvorkommen, daß ich in oberflächlicher Weise nur gewisse Äußerlichkeiten des Rembrandtbuches hervorgezerrt hätte, ohne auf den Kern einzugehen. Ich werde, wenn ich die einzelnen Anschauungen Nietzsches eingehend beurteile, gelegentlich an „Rembrandt als Erzieher" denken, ich kann allerdings nicht versprechen, daß die Bewunderer der „hervorragendsten Erscheinung seit zehn Jahren" dadurch

zufrieden gestellt werden sollen. Erschöpfend zu sein, beanspruche ich ja übrigens überhaupt nicht, mit diesen losen, aphoristischen, subjektiven Bemerkungen über das Zeitproblem, das man „Nietzsche" nennen darf. Nur Einen Satz bestrebte ich mich, einleuchtend zu machen:

Wir haben an einem Nietzsche genug!

Es wird sich nunmehr darum handeln, darzuthun, was uns dieser Eine Nietzsche sein kann.

Ins Schwarze also des Systems Nietzsche!

VI.

Es ist eine schwere, weil zielschwankende Aufgabe, gegen die Lehre Nietzsches zu schreiben, weil diese Lehre als Wesenskern schlummert in einer Welt von schillernden, grell widersprechenden Gedanken. Aus dieser verwirrenden Welt der Erscheinung das Ding an sich auszulösen, ist ein recht schlüpfriges, anfechtbares Unternehmen. Man kann mehr nach Eindrücken als nach Erkenntnissen urteilen, indem als besonders zweckmäßiger Leitfaden der Einfluß Nietzsches auf seine Schüler dient. Nietzsche ist ein Mann der Einfälle, die je nach Stimmung, Anschauung, Erfahrung aufgefangen und aufgespießt werden, ein Künstler, der je nach Laune und Liebe vorüberschwirrende Gedankenwölkchen zärtlich in Farben festhält, ein Grübler, der in allem den verwundbaren, wunden Punkt sucht und findet, und dem alles unter den scharfen Augen zerrinnt; ein solcher Mann ist naturgemäß voll unlöslicher Widersprüche.

Nietzsche zerstört gleich wieder, was er eben gebaut. Ewiges Aufwühlen und Aufwerfen wechselt ab mit mißmutigem Ebenen und Niederwerfen. Bisweilen scheint es, als entstünde etwas Neues, Festes, Ganzes — der ruhelose Spaten aber schaufelt alles wieder ins Wesenlose.

Der Denker, der sich geistig erhalten will, muß selbst auf Kosten des allezeit mordlüsternen kritischen Gewissens vorläufig und vorbehaltlich eine bestimmte Summe von Erkenntnissen als unantastbaren eisernen Fonds festlegen. Greift er diesen Fonds in faustischer Zerstörungssucht an, so zerstört er mit den Gedankenschöpfungen auch den Gedankenschöpfer, wie dies Nietzsche gethan, von dem schließlich nur ein grausig-großartiges Trümmerfeld übrig geblieben ist. Alles auf einmal „lösen" wollen, heißt alles zerstören, und der Zerstörer wird ein Verstörter. Niemand schreitet vorwärts, der beide Füße gleichzeitig hebt. Ein Fuß muß stets auf der Erde ruhen. Weises Rasten bringt schneller zum Ziel als wildes Hasten.

Ich habe diese Bemerkungen nicht unterdrücken können, weil ich von

vornherein bei meinem Kampf gegen Nietzsche den Einwand ablehnen möchte: „Was du da gegen Nietzsche anführst, sagt er ja selbst da und da, Seite so und so." Gewiß: die Rüstkammer Nietzscheſcher Gedanken bietet reichlich Waffen gegen Nietzsche. Ich wende mich aber gegen den Geiſt, der über dem Chaos ſchwebt, den Geiſt, der ſchließlich der feſte Punkt in all dem Schwanken iſt, den Geiſt, der auf die anderen Geiſter gewirkt hat.

VII.

Nietzſches Lehre ruht auf morſchem Grund, durch ſeine eigene Schuld. Seine erkenntnistheoretiſchen Anſchauungen dienen nicht dazu, wie ſonſt bei den Denkern, einen feſten Untergrund für die ethiſchen, äſthetiſchen u. ſ. w. Lehrſätze zu ſchaffen. Der vernichtende Hammer des Umwerters trifft nicht zum mindeſten das Fundament, den Begriff der Wahrheit.

Was iſt Wahrheit? Die alte, ſchmerzhafte viel und mithin nie beantwortete Frage! Da leiſtete man Verzicht auf das Finden und begnügte vergnügend ſich am Suchen (Leſſing), bis man auch des Suchens mißtrauiſch müde ward: Nietzſche.

Für Nietzſche giebt es keinen Trieb zur Wahrheit; daß er ſelbſt Wahrheiten gefunden zu haben glaubt, iſt nur ein ſcheinbarer Widerſpruch. Einmal vergißt er nie, auch ſeine liebſten Wahrheiten argwöhniſch zu verdächtigen; und dann ſpricht er öfters ſeinen Widerwillen gegen das Suchen von Wahrheiten aus, er ringt ſie ſich ab, gegen ſeinen natürlichen Inſtinkt, der die Unwahrheit will, er „überwindet" ſich.

Für Nietzſche iſt die Wahrheit ein Weib und er liebt es, wie ein moderner Weiberhaſſer die Weiber liebt. Er ſchilt es falſch, kokett, lügenhaft, begehrlich, heuchleriſch, dämoniſch-unbegreiflich, grauſig-problematiſch — letztere beiden Attribute beſonders modern! — und dennoch liebt er es, nicht ohne ſkeptiſch zu fragen, ob es die Liebe verdient, und ob das überhaupt Liebe iſt, was man empfindet. Nun wohl, ſie iſt ein Weib, die Wahrheit. Jedenfalls iſt ſie dann etwas, und nichts Geringes, Weſenloſes, etwas, was man begehrt mit dürſtenden Sinnen, unwiderſtehlich begehrt — doch ich ſehe, daß dieſe Folgerung falſch iſt, das unwiderſtehliche Begehren wird ja in Frage geſtellt. Gehen wir einen anderen Weg. Suchen wir feſtzuſtellen, wie ſtark dieſes Begehren nach Wahrheit war; iſt die Stärke zweifellos, dann wird man mit weniger Geringſchätzung um ihre Quellen ſich bemühen und ſie nicht als Wahngeſpenſt betrachten, über das man ſich luſtig macht, nach deſſen Urſachen man aber nicht fragt.

Ich meine nun, daß der Kampf um die Wahrheit ſeit jeher eine verzweifelt ernſte Sache geweſen iſt, nicht nur ein blutloſes Schmachten blaſſer

Gelehrsamkeit und Fachdenkerei. Die Wahrheit hat Völker gebannt und Völker vernichtet, Krieg und Frieden hat sie entschieden und Glück und Unglück aus ihrem Schoße geboren. In der Religion, im Glauben finden wir das Wahrheitsstreben in heilig milder Form. In der Religion finden wir auch schon die bodenlose Verzweiflung an der Wahrheit. Im jenseitigen Monotheismus wird Verzicht geleistet, im Wirrsal des Diesseits die Wahrheit zu entdecken. Begnügt man sich einfach mit diesem Verzicht? O, nein! Man kann nicht leben ohne Wahrheit, und so thut man das Unglaubliche: man macht einen Strich durch das ganze Diesseits und baut eine neue Welt, welche die Wahrheit ist, die wir erstreben, die feste, sonnenhafte Wahrheit: das Jenseits. Man sieht, wie nahe diese religiöse Anschauung dem Kantschen Idealismus steht. Das „Ding an sich" ist auch nur ein Erzeugnis der Sehnsucht nach fester Wahrheit, ein vernüchtertes Paradies. Der Trieb nach Wahrheit war in den Anfangsepochen der Menschheit leidenschaftlicher, roher als alle anderen Triebe. Er glühte stärker in den Afterwissenschaften als in den Wissenschaften, stärker in der Astrologie als in der Astronomie, die übrigens in gleichem Verhältnis zu einander stehen, wie Theologie und Philosophie.

Und hier können wir nun der Wahrheit ins Auge ihres Wesens sehen. Die Wahrheit ist einfach etwas, das man besitzen muß, um leben zu können. Mit zahllosen Fasern ist sie verwebt mit der Lebensmöglichkeit. Wir müssen sie haben, um zu sein. Darum trat das Streben nach Wahrheit so gewaltthätig auf, im Anfang, als wir noch gar keine Wahrheiten hatten und sie uns Stück für Stück erringen mußten. Nun haben wir die Wahrheiten, die unmittelbar in unsere Existenzen einschneiden, darum können wir nach Luxuswahrheiten spähen, mit einiger Behaglichkeit und Ruhe, so daß man wohl berechtigt ist, an der elementaren Gewalt dieses Wahrheitstriebes zu zweifeln.

Der Wahrheitstrieb wurzelt tiefer, als Nietzsche glauben machen möchte, dessen flachwurzelnde Wahrheitsvorstellung freilich von dem geringsten Winde umgeweht wird. Um einen Trieb handelt es sich, der Nahrung und Weg der Sebsterhaltung ist. Selbst wenn ich Nietzsches Ethik annehme, bleibt der Wahrheit diese fundamentale Stellung. Wie kann man ohne Wahrheit den Nietzscheschen Willen erfüllen, den Willen zur Macht? Wer nicht weiß, was ist, was zu fürchten und was zu verachten, der kann nicht herrschen . . .

Das Unwahre ist furchtbar, gefährlich, elementar-überraschend, trüglich. Darum ist es zu fürchten und zu überwinden durch das Wahre, das ein gezähmtes Raubtier, d. h. Haustier ist, verläßlich, treu, berechenbar,

segenspendend. Ein Irrtum ist es, die Wahrheit für vernichtend zu halten. Nur der Akt der Zähmung, der jähe Übergang vom Unwahren zum Wahren, von der Bestie zum Schoß- und Schirmtier ist gefährlich, lebensgefährlich. Der Wille zur Wahrheit ist ein unbewußter oder bewußter Wille der Selbsterhaltung. Das ist die einfache Lösung der von Nietzsche zu nachtbanger und nachtdunkler Mystik aufgezauberten Frage.

„Es ist nicht immer nötig, daß die Wahrheit nützlich sei," sagt Taine. Setzt man statt „sein" „scheine", so kommt dieses schäkernde Scherzwort über die Wahrheit der Wahrheit näher.

Der „Willen zur Täuschung", von dem Nietzsche spricht, ist entweder in objektivem Sinne eine Gemeinheit zur Erreichung irgend welcher Zwecke, also überhaupt kein „Willen", oder subjektiv gefaßt Folge des psychischen Trägheitsgesetzes, das eine entartete Form der Selbsterhaltung darstellt.

Nietzsche nennt die Unwahrheit eine Lebensbedingung. Die Unwahrheit ist dies in der That so weit, als sie Erhaltung der gewohnten Lebensbedingung ist. In Wirklichkeit handelt es sich um Pseudolebensbedingungen, an deren Wertlosigkeit darum nichts geändert wird, weil ihre Unterbindung, Abbrechung die Lebenskraft zu erschüttern, vielleicht zu vernichten geeignet ist. Niemand wird darüber im Zweifel sein, daß ein Leben in gut gelüfteten Räumen eben so lebensfördernd ist, wie das Wohnen in schlechter, heißer Luft lebensschwächend. Dennoch geschieht das Unglaubliche: Ein Mensch, der aus schlechter Gewohnheit sein Leben lang in solch dumpfiger Stickluft zugebracht, wird durch einen Zufall genötigt in frischer, derber Luft zu weilen. Was ist die Folge? Husten, Lungenentzündung, Tod. Das Lebensfördernde war also hier das Tötende. Wer wird nun deshalb anstatt die gesunde, kräftige Luft den miasmenvollen Stubendunst Lebensbedingung nennen? An sich Lebensförderndes wirkt lebenshemmend, wenn die Gegensätze zu schroff, die Temperatur zu jäh wechselt. Der Tod aus Freude, der heilkräftigsten Arzenei, ist ähnlich dem „Tode" aus plötzlicher Wahrheit, die an sich die Basis des Daseins ist.

Eine angebliche Wahrheit, mit deren Erkenntnis das Leben vernichtet wird, beweist gerade dadurch, daß sie ein Irrtum ist. Wollen wir überhaupt irgend wie die Rätsel der Welt zu lösen unternehmen oder wollen wir uns auch nur um sie kümmern, so muß das als unerschütterliches Dogma feststehen, was ja auch der gesunde Instinkt selbstverständlich macht: Das Leben ist eine Notwendigkeit. — Der Dichter, der aus Stimmungen und Gefühlen heraus Weltbetrachtungen produziert, darf mit Recht klagen über die schmerzhaften Wehen bei der Geburt neuer Wahr-

heiten; der Denker, der über die Launen des Tages erhaben mit kühler, hochstehender Freiheit zu urteilen hat, wird über dem Geborenen, dem Wesentlichen die Wehen vergessen, die bei dem Dichter das alles färbende Zentralmittel sind.

Wenn ich mich so entschieden gegen die pikante Behandlungsart des Wahrheitstriebes, die Nietzsche liebt, gewendet, so will ich andererseits den Begriff „Wahrheit" durchaus nicht überschätzen.

Die Haupteigenschaft der Wahrheit wird gemeiniglich nicht beachtet: Die Wahrheit braucht nicht wahr zu sein — wahr in dem Sinne des Ewigen, Unumstößlichen.

Wahrheiten werden geboren, sie leben, wachsen und sterben, wenn ihre Zeit gekommen ist. In einzelnen erleuchteten Köpfen fließt die Summe aller Weltbetrachtungen, der ererbten und erworbenen, zu einem neuen Element zusammen, zu einem neuen, eigenartigen, einheitlichen Wesen. Das neue Element ist eine neue Wahrheit, die unter die Menschen geht, sie erschreckt, ängstigt, gegen sich aufhetzt und schließlich siegt, bis es dann einem späteren Geiste gelingt, das Element in seine Bestandteile zu zerlegen und es somit als ein Nicht-Element, als eine Nicht-Wahrheit zu erweisen. Aber gerade dieses Lebendig-Vergängliche der Wahrheiten macht es uns zur Lust, Wahrheiten zu suchen, zu erkämpfen und in die Massen hineinzusiegen, indem wir die Irrtümer verfolgen und vernichten.

Wahrheiten leben längere oder kürzere Zeit, je nachdem sie sich ihrem abstrakten Begriff mehr oder minder annähern. Einige scheinen in der That ewig zu sein: Das sind die großen, ewigen Ahnungen der Menschheit.

Diese großen, ewigen Ahnungen, die von einzelnen Hirnen ausgehend sich allmählich zum festen Gemeingut, zur bildenden Form und zum Ur-Inhalt des Menschheithirns entwickelt haben, werden nun von Nietzsche scharf geprüft — eine schwere Prüfung für diese Ahnungen. Nietzsche naht als Versucher dem Weibe Wahrheit. Ist der Versucher, wie meistens, auch zugleich der Zerstörer? Ich glaube, die Wahrheit hat mit dem Versucher nur gespielt, siegreich geht sie aus den verwirrenden Anfechtungen hervor . . .

Was treibt Nietzsche gegen die ewigen Ahnungen in den Kampf: Launen, die Launen des Tages, der Stunde, des Augenblicks.

Die Linien des Menschenwesens formen sich nicht scharf und klar auf dunklem, inhaltlosem Hintergrunde zu Gebilden; eine unendliche Menge feiner, schattenhafter Linien umkreisen, umfließen die Konturen, verwischen sie fast bis zur Unkenntlichkeit. Wenn man schärfer sieht, so erscheinen diese Neben- und Nebelgebilde als zahllos verschiedenartige Karrikaturen des

Hauptgebildes, wie eine gewaltige Fülle von Brechungen Einer Gestaltung in mannigfach geschliffenen Spiegeln. Die dogmatischen Denker nun verachteten, ignorierten diese Nebenerscheinungen, sie beachteten nur die großen Wahrheiten. Nietzsche aber senkte gerade auf dieses Schattengewirr den forschenden Blick, und plötzlich schien ihm alles nur ein krauses, verringeltes Labyrinth; er sah überhaupt nicht mehr die großen Formen und Wahrheiten, der Kosmos wandelte sich ihm wieder ins Chaos; der Kosmos war überhaupt nur Lügenwahn enghirniger Dogmatiker, das Chaos war vorläufig das einzig Wahre, aus dem erst eine neue geordnete Welt geschaffen werden mußte. Jede aufblitzende Regung der Psyche, Erscheinungen, die vielleicht kaum bisher bewußt, beobachtet waren, galten ihm genau so wertvoll, wie jene ewigen Ahnungen und wertvoller und wahrer, wenn sie den bisher geltenden Dogmen widersprachen.

Denn das dürfen wir nicht vergessen: für Nietzsche ist die Wahrheit ein Weib. Eigentlich hat er nicht so sehr Abneigung und Mißtrauen gegen die Wahrheit im Allgemeinen, als gegen alte Wahrheiten, er kann alte Weiber nicht leiden.

Alte Wahrheiten machen, weil sie zu oft ausgesprochen werden, selber den Eindruck des Geschwätzigen; und dann haben sie eine für Neudenker unverzeihliche Eigenschaft: sie sind trivial. Dennoch wachsen gerade auf dem Felde der Trivialität die festesten Wahrheiten, wie die ewigsten Schönheiten: das triviale Einmaleins und der triviale Frühling. Man darf das Streben nach Wahrheit nicht zu einer Sache prickelnder Nervenreizung machen. Das Langweilige weilt lange und wird durch die Dauer nicht falsch, wenn es vorher wahr gewesen. Die „Interessanten" aber wollen nur die Nerven mit neuen Einfällen kitzeln und das Alte, Langweilige, Triviale schelten sie Lügen. — Um keinen Preis in der Welt möchte ich das Recht auf das Paradoxe bestreiten, den Wagemut des kühnen, kecken Behauptens verkümmern — aber, wenn ich bitten darf, nicht nur Pfeffer, nicht ausschließlich Sport, nicht stets Sensation. Gebt uns auch ein wenig Schwarzbrot, schwerfällige Arbeit und zähe Langeweile!

Nietzsche giebt nichts auf die Wahrheit, drum giebt er auch nichts für sie aus; nackt und bloß läßt er sie in die Welt ziehen. Seine Wahrheiten brauchen sich nicht auszuweisen, sie sind — und damit Basta! Da sie einen so großen Papa haben, brauchen sie den Leuten nicht erst lang und breit auseinanderzusetzen, was sie sind; ihr Berechtigungsschein liegt in ihrem Dasein und ihrer Abstammung. Wenn Nietzsche sagt, die Grundwahrheiten lassen sich nicht beweisen, so kann man damit wohl einverstanden sein, wenigstens für den gegenwärtigen Entwickelungsgrad des Menschenhirns.

Digitized by Google

Nicht jede beliebige Behauptung aber ist eine Grundwahrheit, auch dann nicht, wenn sie von einem so erlauchten Gesetzgeber — siehe oben! — dekretiert wird. Und dann scheint Nietzsche oft zu sagen: Das läßt sich nicht beweisen, folglich ist es wahr — ein Schluß, der denn doch allzu sehr nach dem Hammer schmeckt, dessen Schläge zertrümmern aber nicht bekehren. Nietzsche spricht in seinem Wagner-Pamphlet die abscheuliche, unausdenkbare Vermutung aus, Wagner habe das, was er nicht gekonnt, den Leuten als seine eigentliche Force aufgeschwatzt, aus der Not seiner Melodienarmut habe er die Tugend seiner ewigen Melodien gemacht. Sollte Nietzsche nicht einen ähnlichen Täuschungsversuch mit seinen beweislosen Wahrheiten unternommen haben?

Nietzsches späte Selbstkritik über sein Erstlingswerk trifft auch auf seine letzten Bücher zu: „ohne Willen zur logischen Sauberkeit, sehr überzeugt und deshalb des Beweisens sich überhebend, mißtrauisch selbst gegen die Schicklichkeit des Beweisens, als Buch für Eingeweihte, als ‚Musik' für Solche, die auf Musik getauft . . ."

Da Nietzsche den Begriff der Wahrheit mit unbarmherziger Grausamkeit auflöst, so haben wir das tröstliche Recht, nicht zu glauben, wenn er nun diese Auflösungsthätigkeit auch auf die ganze Kultur anwendet, wenn er die Zeit in rapidem Kräfte- und Säfteverfall befindlich, wenn er die Welt sterbenskrank sein läßt und wenn er mit triumphierender Bosheit auszurufen scheint: Die Gesundheit ist tot, es lebe die Decadence!

VIII.

„Niemals darf ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen," sagt Joh. von Müller. Die Modernen aber rufen vergnüglich: „Juchhe! Wir sind am Ende!" indem sie das Ende ihres Witzes fälschlich in liebenswürdiger Unbescheidenheit dem Ende der Welt gleichwerten. In der Wollust des Decadencegefühls findet sich Nietzsche zusammen mit seiner ganzen, gläubigen Gefolgschaft, „Rembrandt als Erzieher" inbegriffen. Es giebt ordentliche Decadencejünger, Verfallsschnüffler, Fäulnispiraten. Sie haben indessen gleich ihrem großen Vorbild Nietzsche, sämtlich, trotzdem der Fall so verzweifelt erscheint, ihre Heilmittel in der Hosentasche und empfehlen mit quacksalberischer Unfehlbarkeit ihre Einspritzungen und Tränklein. Die Leute prahlen, um ihre Erkenntnisschärfe zu erweisen, mit der Decadence, wie Menschen, die sich, um ihre Mannheit zu dokumentieren, mit der — Syphilis brüsten. — Die ursächlichen Zusammenhänge mit verwandten französischen Erscheinungen zu verfolgen, zu untersuchen, wie weit das ganze Decadencegeheul nur „litterarisch" ist, das bleibe hier außer Acht.

„Rembrandt als Erzieher" scheint darin das Hauptsymptom der Decadence zu erblicken, daß es Professoren giebt, die Geld und Geltung haben. Ich habe weder solchen Generalhaß gegen diesen sich und mitunter auch anderen nützlichen Stand, noch lege ich ihm eine so zentrale Bedeutung bei, daß ich aus der einen kranken Zelle die Erkrankung des ganzen Körpers folgere. Nietzsche sticht unendlich viel tiefer und er besticht deshalb auch mehr.

Seit dem Sündenfall, wo die psychophysische Decadence mit einer unangenehmen lokalen „Decadence" verbunden war, sind die Menschen nicht müde geworden, über die wachsende Entartung zu jammern. Nestor that es zu jener Zeit, da Achilleus blühte, Cato klagte just, als die Geschichte erst losgehen sollte, ich meine die Geschichte der römischen Weltherrschaft. Würde man diesen Decadence-Schweißhunden glauben, so hätten wir in der Geschichte das Bild einer ewigen Decadence, die Völker würden in einem endlosen, stets sich neu gebärenden Todeskampfe liegen — jedenfalls ein höchst kräftiger, zeugungstüchtiger Todeskampf, beneidenswert vor manchem Undecadence-Lebenskampfe! Vielfach ist es wohl nur der historische Stoffwechsel, dessen Begleiterscheinungen die Nasen der Moralisten und — neuerdings — Immoralisten widrig reizen. Gehen aber überhaupt die Völker an ihrer Decadence unter? Sofern wir mit Nietzsche unter Decadence die Verrottung und Verkrüppelung der natürlichen Instinkte verstehen, so ist diese Frage durchaus nicht ohne weiteres mit ja zu beantworten. Vielmehr bleibt die Lösung des Problems eine schwierige Aufgabe kundiger Geschichtspsychologen. Wenn die alten Römer, statt in Decadence-Philosophie zu spekulieren, Pulver und Flinte erfunden hätten — nach der neueren naturwissenschaftlichen professoralen Erkenntnis wird das Pulver niemals von Philosophen erfunden! — die degenerierten Herren lebten heute noch und das saftgesunde Germanentum wäre vielleicht nie zum Deutschen Reich entartet, weil es jenen beiden Erfindungen erlegen wäre. Ich bemerke, daß ich diesen Scherz dem festen Stab der Collegwitze entlehne, die für du Bois-Reymondsche Vorlesungen die erfolgreiche Rolle von Aureißern spielen. Im Ernst aber müssen wir uns an den Gedanken gewöhnen, daß die Menschheit selbst nicht an ihrer Decadence, sondern an der Decadence der Erde, d. h. ihrer Vereisung sterben wird. So viel jedenfalls steht fest: Es gehen Völker zu Grunde, deren gesunde Instinkte noch nicht das leiseste Kulturgift gesogen haben: die Indianer; andererseits überdauern Nationen in degeneriertem Zustande gesunde Völker und Zeiten: die Juden. Das Eine also muß als sicher hingestellt werden: Die Decadence braucht nicht tötlich zu sein, und der Tod der Völker braucht nicht die Folge der Decadence zu sein.

Die heutige Decadenceheulerei unterscheidet sich wesentlich von der früherer Zeiten. Sonst war es der grämliche, besorgte und beschränkte Entrüstungspessimismus von Idealisten, etwas Frisches, Geistiges, Beseeltes lag in jenem Wettern über die schlimme Gegenwart. Heute ist es kein Wettern, sondern ein Wimmern, etwas Medizinisches haftet dieser Bewegung an, es riecht nach altem Fleisch, nach der Klinik, es ist die Atmosphäre der Hautkrankheiten. Die Welt hat zu viel Ärzte und zu viel Arzneien — sie ist ganz hypochondrisch dadurch geworden. An den Fenstern der Moderne stehen Apothekerflaschen, auf ihren Treppen duftet es nach „Geist" im pharmazeutischen Sinne, auf ihren Tischen liegen allerhand blanke Werkzeuge aus chirurgischen Kramläden. Das giebt der modernen Decadencerichtung den muffigen, unlustigen, unfrischen, verdorbenen Zug. Die Decadents sind keine lungen- und muskelstarken Bußprediger, es sind Spezialisten gegen geheime Krankheiten. Für ein Mitglied der ordentlichen Ärztegilde ist der Titel: Zeitungsarzt d. h. ein Arzt, der in der Presse inseriert, der größte Schimpf. Die Decadents sind Zeitungsärzte, Zeitschriftärzte. — Der Dichter des Zarathustra unterscheidet sich in diesem Betracht sehr wesentlich und sehr vorteilhaft von seinen Decadence-Jüngern; es ist Höhenluft in ihm, der Krankendunst liegt unter ihm, der auf den anderen lastet.

Alles schön, gut, richtig finden, das vermag nur ein Lügner, der aus Geschäftsrücksichten zu einer Art von Offiziösenoptimismus verpflichtet ist, oder ein — Schwachkopf. Stets wird es Dinge geben, die zu bekämpfen, und andere, die zu erkämpfen sind. Frisch los auf die Hatz gegen Lüge und Heuchelei, Anmaßung und Feigheit, Unterdrückung und Duldseligkeit, Dummheit und Gemeinheit! Der Wald ist groß und der schädlichen Raubtiere sind viele, und der Lohn ist herrlich! Aber nur nicht jenes schlaffe, schlappe Verzagen, jenes hohlzähnige Benagen der Welt, die denn doch nicht ein fauler Knochen ist, jene lüsterne Krankheitsspähsucht und Auswurfschau! Ihr sprecht der Welt das Todesurteil, und sprecht es euch doch nur selber: „Niemals darf ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen!"

Wir werden die Decadencebehauptung Nietzsches am besten auf ihre Richtigkeit prüfen, wenn wir die einzelnen als beweisend angeführten Symptome und Ursachen der Decadence näher betrachten.

IX.

Das untrüglichste Kennzeichen der Decadence ist der Pessimismus. Das war die Ansicht Nietzsches in seiner letzten Zeit, da er

seinen eigenen zähwurzelnden Pessimismus zu überwinden trachtete.*) Nicht lange zuvor aber fragte er: „Ist Pessimismus notwendig das Zeichen des Niedergangs, Verfalls, des Mißratenseins, der ermüdeten und geschwächten Instinkte? — wie er es bei den Juden war . . .“ Und die Antwort lautete: nein! Es giebt noch einen anderen Pessimismus, der gerade das Zeichen der Gesundheit ist. Das blühende, starke Griechentum war pessimistisch — nach Nietzsche —, als Hellas sank, wurde es optimistisch, eudämonistisch, epikuräisch. Damals gehörte der Pessimismus noch zum Inventar der schönen, griechisch gebildeten Übermenschenseele, wenig später wurde dieser „romantische“ Pessimismus überwunden, entlarvt als fauliger Ausfluß der Decadence. So lange Nietzsche an Schopenhauer und Wagner glaubte, schwor er auf den Pessimismus, als er diesen als Krankheit empfand, kehrte er auch den beiden Un-Heilanden den Rücken. Welcher Nietzsche hat Recht? der letzte oder der vorletzte?

Wenn Nietzsche schließlich den ganzen verruchten Pessimismus dem Semitismus zur Last legte, so zeugt das von dem Einfluß der antisemitischen Strömung, mit deren Führerschaft er ja übrigens auch persönliche, sogar verwandtschaftliche Beziehungen hatte: Nietzsches Schwester war, soviel ich weiß, die Gattin des bekannten Arierapostels Dr. Bernhard Förster, der sich in seiner letzten Lebenszeit allerdings — gleich seinem Schwager — von dem „infizierten“ Gebiet des praktischen Antisemitismus abgewendet haben soll. Über das Kapitel: „Nietzsche und die Rassenfrage“ wird später noch gründlich verhandelt werden müssen. Hier genügt es, darauf hinzuweisen, daß Schopenhauer gerade den „ruchlosen Optimismus“ des Judentums an den Pranger seines Jammermarktes, will sagen seiner Welt stellt, und daß jüdisch-theologische Forschungen allerneuester Zeit sich bestreben, Israel von diesem fürchterlichen Vorwurf des ruchlosen Optimismus zu erlösen. Aus dem höllischen Zwiespalt dieser Meinungen könnte man wenigstens einige Vorsicht in solchen Beschuldigungen ganzer Völker lernen.

---

*) Aus Nietzsches Werken sein Wesen bestimmen ist nicht ganz leicht. Es scheint ein eigenartiges Gemisch von Selbstenthüllung und Selbstüberwindung in seinen litterarischen Lebensäußerungen. Bald schrieb er, wie er sich sah, bald wie er sich sehnte. Selbstenthüllung dünkt mich jene mitleidlose Härte und Kälte, jene Verachtung des Niedrigen, Massenhaften, Verkrüppelten: was er in sich fühlte, wenn er durch die Hülle der konventionell anerzogenen Anschauung durchblickte, erhob er zum Lehrsatz; so verwarf er die allgemeine Mitleidsmoral als widernatürliche Thorheit, wenn nicht als feige Heuchelei. Auf der anderen Seite steht das Ideal der Lebensfreude, der Kultus der starken Leiber und der heiteren Geister. Hier feierte er, was er in sich schmerzvoll vermißte.

Es mag nun dem „letzten Nietzsche" zugestanden werden, daß der thatenlose Mollusken-Pessimismus ein Zeichen der Degeneration ist. Man verwechsele aber nicht die Begriffe: Ich bin Pessimist, folglich bin *ich* krank — das ist der einzig berechtigte Schluß; nicht aber: Ich bin Pessimist, folglich ist das Leben, das Volk, die Welt krank. Und eben so falsch ist es, die pessimistische Stimmung für alle Menschen in Anspruch zu nehmen, weil das Eine Ich sie empfindet. Möglich, daß in kleineren Kreisen solche epidemischen Geisteskrankheiten herrschen, die häufig weniger aus ernsten Lebenserfahrungen als aus litterarischen Einflüssen und Einflüsterungen hervorgegangen sind. Es gilt hier das *Gesetz der leichtfertigen Identifikation*. Irgend ein Schriftsteller regt in mir verwandte Gefühle an, einige Seelenschwingungen strömen von ihm zu mir, und nun klingt gleich die ganze Seele mit. Ich empfinde in mich hinein, was bisher auch nicht latent in mir geschlummert, weil nur einige thatsächlich in mir ruhende Gedanken aus ihrer Bewußtlosigkeit geweckt worden sind. Ich identifiziere mich vollends mit dem Anreger, obwohl ursprünglich und in Wahrheit nur eine partielle Gleichheit bestand. Die Majorität meiner Wesensinhalte wird durch eine kleine aber starke Minorität vergewaltigt. Auf diese Weise erklärt sich das Geheimnis der unbedingten, infektiösen Anhängerschaft.

Der Pessimismus einer infizierten, aber isolierten Gemeinde braucht nicht zu einem Volksleiden fortzuwuchern. Die gewaltige Kluft, die zwischen Bildung und Nichtbildung, zwischen dem überfeinerten Geistesleben einzelner Sondermenschen und der robusten Natürlichkeit der Masse gähnt, hat doch etwas Gutes, sie verhindert die Einschleppung geistiger, infektiöser Modekrankheiten. So kann man denn noch erfreulicherweise es aussprechen: Die große Mehrheit der Menschen, die lebt, ohne über den Wert ihres Lebens sonderliche Betrachtungen anzustellen, kommt mit der wohlemperierten Mischung von Sorgen und Freuden ganz gut aus. Ein metaphysischer Pessimismus liegt ihnen ganz fern, höchstens ein Augenblickspessimismus, der auf das Leben in üblen Stunden schimpft, ohne sich doch an das Leben zu wagen; und das Schimpfen ist zugleich die Reflexbewegung, welche den peinigenden Reiz mildernd auslöst. Nur die paar Menschen, die neben, über dem Leben stehen und zuschauen, verfallen jenem abgründigen Pessimismus, aus dem es kein Entrinnen giebt, nicht einmal durch freiwilligen Tod, den der ausgehöhlte Wille nicht mehr fertig bringt. „Was liegt an uns!", so mögen diese sich mit Nietzsche bescheiden.

Nein, es ist nichts mit dem Pessimismus, er existiert garnicht als Volkskrankheit, er kann also füglich auch kein Symptom der Volksentartung sein.

Glückt es mit den Symptomen nicht, so vielleicht doch mit den Ursachen. Hier finden wir vielleicht einzelne Erscheinungen, welche die Decadence erklärend erweisen. Wir wollen sehen! (Schluß folgt.)

Kritik.

Romane und Novellen.

Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen von Richard Voß. (Stuttgart 1891 — Engelhorn's Romanbibliothek VII, 15.)

Kein Dichter ist so viel verkannt worden, wie Richard Voß. Sein Unglück wollte es, daß das Miserabelste, was er geschrieben, die weiteste Verbreitung fand. „Eva" und „Alexandra", diese beiden innerlich unwahrsten seiner Dramen, mußten über alle Bühnen gehen und noch dazu bei Reclam erscheinen, während „Die Patrizierin" und „Luigia Sanfelice", die vor jetzt gerade einem Jahrzehnt mit dem Goethe- und Schillerpreise (d. h. dem Mannheimer Räuberjubiläumspreise) gekrönt wurden, nur wenigen bekannt sind. Und daher kommen die unsinnigen Gesamturteile über den Dichter Voß, die man tagtäglich zu hören bekommt. Nie und nimmer hat sich Voß zur Kulissenreißerei hergegeben, denn diese setzt doch immer eine Verstandsthätigkeit voraus und der Fehler unseres Poeten ist es ja gerade, daß seine subjektive Phantasie mit seinem Künstlerverstande öfters durchgeht, was übrigens, wie ich gleich hinzufügen will, auch immer seltener geschieht. Alle die als „Effektscenen" bezeichneten Auftritte, die er bringt, sind nur der Ausfluß seiner gewaltigen Phantasie, er sieht dieselben als Visionen vor sich und stattet sie nun mit all' seiner Farbenpracht, Glut und Leidenschaft aus. Hätte man sich mehr in seine Dichterpsyche versenkt, dann wäre manch unsinniger Vorwurf nicht erhoben worden. Ebenso fast wie mit seinen Dramen, erging es ihm mit seinen Romanen und Novellen. Eine seiner Meisternovellen, „Maria Botti", hat allerdings durch Reclam weite Verbreitung gefunden, sonst sind nur noch die in Engelhorns Romanbibliothek erschienenen Erzählungen einem größeren Leserkreise begegnet, und gerade diese Novellen („Kinder des Südens", „Die Sabinerin") gehören auch zu seinen schwächsten Leistungen, obwohl sie noch immer turmhoch die gewöhnliche Mittelware überragen.

Der vorliegende Band enthält drei Geschichten: „Der Mönch von Berchtesgaden" — „Der Tugendpreis" — „Die Madonna della Rocca". Daß Voß der Schöpfer und Meister der wirklichen italienischen Novelle ist, kann niemand bestreiten. Heyse kann sich darin nicht im entferntesten mit ihm vergleichen. In Italien spielen auch diese neuesten Novellen, mit Ausnahme der ersten. „Der Mönch von Berchtesgaden" scheint mir gleichzeitig mit dem Roman „Dahiel, der Konvertit" entstanden oder jedenfalls von demselben beeinflußt zu sein. Wie dieser stellt er einen Mönch in den Mittelpunkt, versetzt

er dieſen Mönch in eine Wildnis, iſt er in Tagebuchaufzeichnungen abgefaßt. Bedeutender iſt die zweite Erzählung, „Der Tugendpreis". Derſelbe, von einem kleineren Fürſten geſtiftet, wird alljährlich dem ärmſten und tugendhafteſten Mädchen in Form einer Geldſumme verliehen. Femia, ein junges Mädel, will ihn durchaus erhalten, um mit dieſer Ausſteuer heiraten zu können. Der Fürſt ſieht ſie, Femia gefällt ihm und er ſetzt es durch, daß ſie den Tugendpreis erhält. Für ſeine Mühe verführt er das Mädchen einen Tag vor der Prozeſſion, die zur Ehre der Auserwählten veranſtaltet wird. Aber Femia ſoll ſich dieſer Auszeichnung nicht lange zu freuen haben. Sie wird von ihrem Geliebten, der ihr Verhältnis zum Fürſten kennt, erſchoſſen. Daß Voß nicht idealiſiert, weiß jeder, der ſeine Schriften geleſen hat. In „Maria Botti" macht er ſich z. B. über dieſes „Idealiſieren" ſelbſt luſtig, ſein Grundſatz heißt: Natur, „denn in ihr iſt alles wahr, alſo auch alles gut, alſo auch alles ſchön". Die dritte Novelle, „Die Madonna della Rocca", iſt ein prächtiges römiſches Dorfidyll, von einem herrlichen, erquickenden, lächelnden Humor durchatmet. Ja, von Humor — denn der „müde Mann", der einſt die „Scherben" herausgab, hat ſeinen Peſſimismus überwunden, wie ich anderswo nachgewieſen habe und noch mehr in einem größeren Werke über Voß nachzuweiſen gedenke. Das vorliegende Buch gehört nun trotz mancher Vorzüge nicht zu den beſten des Dichters; mit den „Römiſchen Dorfgeſchichten", mit den „Novellen", mit „Michael Cibula", einem der beſten deutſchen Romane, und mit „Dahiel, der Konvertit" läßt es ſich durchaus nicht vergleichen. Ruhig aber darf behauptet werden, daß es trotzdem die Offenbarung eines echten Dichters iſt. Voß iſt ein ſo wahrhaft großer Poet, wie wir wenige haben. Nur traurig, daß er ſo wenig pſychologiſch erfaßt, daß er faſt gar nicht verſtanden wird. Selbſt der als Lyriker ſehr talentvolle, wenn auch geradezu toll überſchätzte Julius Hart reißt „Dahiel, der Konvertit" im „Kritiſchen Jahrbuch" in ganz ungerechter Weiſe herunter. Hier iſt nicht der Ort dazu, dieſen ſcharfen Ausſpruch zu begründen, dazu bedarf es eines kleinen Aufſatzes. Der Beweisführung will ich mich jedoch nicht etwa entziehen, ſondern werde ſie in den „Litterariſchen Blättern" und in meinem Buche antreten. Voß ſchreitet in ſeiner erzählenden Produktion immer weiter fort, ſeine letzten Romane ſind auch ſeine beſten. Dieſen Fortſchritt wird niemand leugnen können, der — allerdings ein ſeltener Fall! — die Unmaſſe der Voßſchen Werke gründlich kennt. Und es iſt ſicher, daß wir von dem Dichter noch herrliche Schöpfungen zu erwarten haben, weniger, wie ich glaube, von dem Dramatiker, als von dem Novelliſten und Romancier Voß. Gerade für uns Modernen muß es aber eine Ehrenpflicht ſein, auf die ganz ungewöhnliche Dichterkraft dieſes Mannes hinzuweiſen, ohne daß wir uns für ſeine Fehler zu verſchließen brauchen. Er iſt modern bis in jede Faſer ſeines Seins und auch bei ihm befindet man ſich — „in anſtändiger Geſellſchaft".

Augsburg. Carl Buſſe.

Der Lyriker und Novelliſt Georg Egeſtorff iſt mit einem Roman „Die Sünde" (Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig 1891) hervorgetreten, der als ein modernes Werk im beſten Sinne bezeichnet werden muß, ſoweit die Sünde ſelbſt — Verführung eines hübſchen, guten, dummen Mädchens durch einen Offizier — in ihrem Keimen, Wachſen und Überwuchern geſchildert wird. Unmodern wird der Dichter, wo er mit dem Kapitel der Sühne kommt — und um der ſogenannten Moral und poetiſchen Gerechtigkeit willen die alte Geſchichte mit der Arbeit zum Wohle

Digitized by Google

anderer u. ſ. w. bringt, um das Gewiſſen des trübſeligen Helden zu entlaſten und dem weichlichen Publikum den verſehmten „peinlichen Schluß" zu erſparen. Sünde iſt Sünde, dafür giebt's nun einmal keine Sühne im hergebrachten Moraliſtenſinn. Das dumme Gänschen, das ſich in der Unſchuld ſeines kindlichen Herzens dem Offizier zur Geliebten gab und ſich ins Waſſer ſtürzte, als ſie ſich verraten und verlaſſen ſah, iſt ein Opfer unſerer ſozialen Erziehung und des Kaſtenſtaates, die nichts Natürliches dulden. Solcher Opfer fallen im deutſchen Militärreiche jährlich viele Tauſende ... Der Dichter hätte ſtellenweiſe noch ſchärfer und brennender darſtellen dürfen. Die Einfachheit ſeines Stiles, ohne Mätzchen und Poſſenreißerei, verdient hohes Lob.

M. G. Conrad.

Gemiſchte Ehen. Roman von Luiſe v. Knobloch geb. Waagen. (Leipzig, Verlag von Wilh. Friedrich.) Wir begrüßen mit Freude dieſes Erſtlingswerk der Verfaſſerin, das uns die Bekanntſchaft mit einem edel und feinſinnig angelegten Frauengemüt vermittelt, wie ſolches aus der überaus dezenten Schreibweiſe und Sprache des Dialogs deutlich hervorleuchtet. —

Daß es ein Erſtlingswerk iſt, erkennen wir aus dem Fehlen alles deſſen, was lediglich auf Effekt oder gar darauf berechnet iſt, den Leſer prickelnd zu erregen; aus der etwas ungleichen Verteilung von Licht und Schatten, der geringen Detailmalerei, der zu ſkizzenhaften Behandlung der Nebenperſonen, und endlich daraus, daß bezüglich der Tendenz der Erzählung das Heterogene nicht genugſam gegenüber geſtellt iſt.

Aber gerade die Schlichtheit, das Ungeſuchte und Ungekünſtelte des Ganzen hat anderſeits etwas ungemein wohlthuendes, zumal für ſolche Leſer, denen es mehr darum zu thun iſt — um uns eines Bildes zu bedienen — dem ruhigen Lauf eines Fluſſes durch blumige Auen zu folgen, über denen ein faſt ungetrübter Himmel lacht, als durch Dornen und Geſtrüpp der Quelle zu folgen, wie ſie ſich durch Felstrümmer hindurch windet und in ſtetig ſprudelndem Fall allmählich erſtarrt. Die Charaktere liegen abgeſchloſſen vor uns, aber wir hatten keine Gelegenheit, ihrer Entwicklung zu folgen.

Daß indeſſen der Verfaſſerin auch tiefe leidenſchaftliche Empfindung eigen und dramatiſche Geſtaltungskraft hinreichend zu Gebote ſteht, tritt oft und deutlich hervor, z. B. in der meiſterhaften Abſchiedsſcene zwiſchen Selima und Graf Starenberg.

Die Tendenz des Romans, ſowie der Seelenadel, welcher die anmutigen Mädchengeſtalten durchweht, welche die Verfaſſerin uns vorführt, werden nicht nur dem Leſer im allgemeinen Unterhaltung, ſondern zumal der jungen Damenwelt Anregung zum Nachdenken und Nacheifern gewähren.

Deshalb ſei allen das Buch beſtens empfohlen.

Livonius.

Lyrik.

Wer genügend Wirklichkeitsſinn und Wahrhaftigkeit beſitzt, wird mir gern beiſtimmen, daß in der überreichen Blüte unſerer modernen Lyrik ſich eine Unmaſſe Zeug breit macht, das vor den verſpotteten Alten nichts voraus hat, als ſeine Jugend, ſeine Heutigkeit, was noch lange nicht Modernität kurzweg bedeutet. Jugend iſt nicht ſo ohne weiteres in allen Dingen ein Vorzug oder ein Vorteil. Wenn man ſich z. B. in einer Stube aufhalten muß, worin feuchte Kinderleibwäſche zum Trocknen aufgehängt iſt, ſo wirkt dieſe Art von Jugendlichkeit weder vorteilhaft noch angenehm. Ich bekomme im Laufe des Jahres manches Versbuch ins Haus geſchickt als jugendliche Talentprobe und bei näherem Zu-

ſehen ſteckt nichts darin als Dunſt ſolcher feuchten Kinderleibwäſche. Das iſt übrigens noch die harmloſere Sorte. Weniger harmlos läßt ſich die jugendliche Dichtgabe an, wenn ſie ſich als ein Gemiſch von Größenwahn, Arroganz, Lüſternheit, Gemeinheit, Gymnaſiaſtenverbindungsgeiſt mit einer gewiſſen frechen Wort- und Versfertigkeit darſtellt. Hier fängt die Jugend an, eine Gefahr für den öffentlichen Geiſt, ein Zerſetzungselement für die vaterländiſche Dichtung und Kunſt zu werden. Denn gar mancher angeſehene Verleger macht ſich kein Gewiſſen daraus, ſolche Jugendſünden höchſt anſtändig auszuſtatten und in der ernſthafteſten Weiſe mit empfehlenden Reklamezetteln in die Welt zu ſchleudern — auf Koſten der jungen Herren Dichter natürlich und zum Schaden der deutſchen Litteratur.

Aber jung ſein, d. h. Friſche und Naivetät in unverbrauchter Fülle haben, und zugleich ernſt und gewiſſenhaft ſein, d. h. eine ſeeliſche Vornehmheit beſitzen, wie ſie auserwählten Geiſtern eigen, das iſt in unſerm jetzigen Dichterleben der viel ſeltenere Fall. Kommt noch dazu, daß ein ſo gearteter Dichter nicht bloß ein reicher Empfinder, ſondern auch ein ſtarker Könner iſt, um neue Gefühlswerte mit neuer Kunſtkraft auszudrücken, ſo kann ſich die Kritik zu einem ſolchen Glücksfall in der Lyrik beglückwünſchen. Ähnlich wie Sudermann in der „Ehre“ fragen läßt: „Reſervelieutenant? Sonſt nichts?!“ hat man ſich durch den Rückgang der lyriſchen Durchſchnittsleiſtung bei höchſt geſteigerter lyriſcher Produktion an die geringſchätzige Behandlung der Lyriker gewöhnt: „Lyriker? Sonſt nichts?!“ Nun, um die Lyrik in der öffentlichen Achtung wieder um ein paar Grade hinaufzuſetzen, dazu iſt Richard Dehmel mit ſeinem lyriſchen Sammelwerke „Erlöſungen“ (Stuttgart, Göſchen) der rechte Mann. Er beſitzt all die rühmlichen Eigenſchaften dazu: Jugendliche Friſche und Naivetät, Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit, ſeeliſche Vornehmheit, reiches Geiſtes- und Empfindungsleben, künſtleriſche Stärke und Eigenart. Ich ſehe von weitem, wie einige die Naſe rümpfen, wenn ſie von Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit hören und wie ſie dabei nicht an die ehrliche Tüchtigkeit und Geſundheit, ſondern an deren Karrikatur denken, an Pedanterie, Philiſtermoral, Phariſäerdünkel, Tugendprotzentum u. dgl. Nein, dieſer Sorte von „Charaktervollen“ bin ich ſo wenig hold, wie Richard Dehmel, wenn er ihnen ins Stammbuch ſchreibt:

Ihr meint, daß ernſt und feſt ihr ſeid,
Nur weil ihr kalt und ſtreng euch ſtellt? —
Das Wahre braucht kein künſtlich Kleid,
Und wahrer Ernſt ſchaut heiter in die Welt!

Heiter wie der Mann mit der Kindesſeele, nicht wie der affektierte Heiterling oder der ſalonmäßige Allweilfidel oder der effeminierte Vergnügling — das iſt der Unterſchied! Und ſolcher Unterſchiede zwiſchen dem Echten und Unechten, zwiſchen dem Banalen und Auserleſenen zu gedenken und Vergleiche zu ziehen, wird man in Dehmels Buch auf jeder Seite Veranlaſſung finden. Es iſt in ſeiner Art ein unbewußtes Proteſtbuch gegen eine unerträgliche Menge von Auswüchſen, Abſonderlichkeiten und Geſchmackloſigkeiten, die in unſerer Lyrik der jüngſten Jahrgänge hervorgetreten ſind. Es iſt ein Proteſtbuch, weil es in lyriſcher Kunſtform die Geſchichte einer Jugend darſtellt, eine Seelenwandlung vom Ringen und Trachten aus dem Buntchaotiſchen hindurch durch alle Wonnen und Wehen, Leiden und Weihen der Liebe zum wirklichen Leben und männlicher Arbeit. Und nun ſehe man das Drauflosgejohle und Huldiödiö ſo vieler anderer, die eigentlich nie recht friſch und froh, ſondern nur frech und unreif geweſen ſind, und ſehe die Bekenner- oder Kou-

fessions-Lyrik, die à la Rousseau mit allen erdenklichen Bett- und Beischlaf-Intimitäten aufwartet, in der lächerlich-kindischen Meinung, damit etwas unerhört Nagelneues erlebt und am benachbarten Waschtisch alle Höhen und Tiefen im Ozeane jungen Lebens erschöpft zu haben! Gewiß, alle diese Dummheiten und Verirrungen waren notwendig wie eine Schlammkur, um den Leib der Lyrik wieder gesund zu baden und zu reinigen von dem Aussatze der Idealitätslüge, und für Poesie und Leben eine neue Keuschheit zu gewinnen und eine neue Schönheit. Unsere Freude ist dafür um so größer, wenn wir jetzt diese böse Zwangskur als beendigt ansehen und die wiedergefundene Gesundheit in vollen Zügen genießen können. Richard Dehmel kommt zu uns wie ein Bote aus dieser verjüngten, keuschen, schönen Dichtungswelt, stark und sanft, gesund und liebevoll, heiter und tiefsinnig, ein Sonnengruß des heraufziehenden fruchtkräftigen Sommers, nachdem die Frühlingsstürme ausgerast. Lästern wir die eigenartige Schönheit des Frühlings, wenn wir den reicheren, vornehmeren Sommer preisen? — — Ich begnüge mich mit diesen Andeutungen und überlasse es anderen, aus der Tiefe ihrer Kunsteinsicht endgiltige, umfassende und nachdrücklich begründete Urteile über die „Erlösungen" von Richard Dehmel zu schöpfen. Ich grüße den mir so lieben Dichter mit einem fröhlich-dankbaren Willkomm! M. G. Conrad.

Wetterleuchten. Moderne Gedichte von A. v. Sommerfeld (Zürich 1892 — Verlagsmagazin).

Das muß ich sagen: einen besseren Titel hätte Sommerfeld für seine Gedichte überhaupt nicht finden können. Er versetzt uns gleich in die Atmosphäre, die über dem ganzen Buche liegt, in die Schwüle vor dem Gewitter, die ängstigt und niederdrückt, die ein freies Aufatmen kaum gestattet. Teil I, „Welt und Leben", scheint mir auch der schwächste zu sein. Er enthält gedankliche Gedichte, aber Sommerfeld vermochte es noch nicht immer, seine Gedanken in Anschauungen zu verwandeln, sich zum Konkreten zu erheben, er bleibt oft — und das ist der schlimmste Fehler für einen Künstler! — zu sehr im Abstrakten stecken, wenn er auch nie so eisig anmutet, wie Bleibtreu und hier und da auch Mackay in ihren Reflexionspoesien. Diesen beiden hat er übrigens begeisterte Strophen gewidmet, was um so interessanter ist, als er sich selbst immer weiter von ihnen entfernt und schon jetzt durch eine Welt von ihnen geschieden ist. Es wäre für den Litteratur-Psychologen eine äußerst dankenswerte und auch nicht schwierige Aufgabe, die Faktoren darzulegen, durch welche Sommerfeld, der nicht einmal sozialistischer Gläubiger und in fast allem der Antipode Mackays ist, gerade zu einem so begeisterten Anhänger dieses Lyrikers wurde. Eine Parallelerscheinung haben wir in der Vorliebe Arents für Bleibtreu, obwohl da auch viele persönliche Momente mitspielen mögen. Ohne prophezeien zu wollen, kann man aber jetzt schon voraussagen, daß Sommerfeld in wenigen Jahren Mackay und Bleibtreu für sich überwunden haben wird, ebenso wie er sich jetzt schon von seiner Arentschwärmerei losgerungen hat. Er schreitet eben immer weiter vor in der Erkenntnis der wahrhaft großen Lyrik und einst wird der Tag kommen, wo er das Heil derselben nicht mehr bei Mackay, sondern bei Liliencron und Henckell sucht, vorausgesetzt, daß er sich selbst als Dichter höher entwickelt. Und das scheint mir nach dieser Gedichtsammlung unzweifelhaft zu sein.

Sommerfeld ist das echte Kind unserer Zeit. Das Alte hat er hinter sich gelassen und das Neue noch nicht erreicht, er negiert vorläufig nur und hat noch nichts Positives, an das er sich klammern

kann, er verſchmäht die alten Ideale und ſieht auch noch keine feſtbeſtimmten neuen. Den letzteren Umſtand ſucht er dadurch abzuſchwächen, daß er von Freiheit, Wahrheit und Liebe ſpricht, ohne das ſchärfere Auge dadurch täuſchen zu können, er ſteht vorläufig noch mehr zu Schopenhauer als zu Nietzſche. So gerät er in ein ziemlich haltloſes Schwanken, ähnlich wie Conradi, er wettert gegen die Lüge und fällt ſelbſt wieder in ſie zurück, er verhöhnt und verſpottet und bekämpft das Alte und zeigt dadurch am beſten, daß er den Weg ins Neuland noch nicht gefunden hat. Das Leben hat naturgemäß alſo keinen Zweck und kein Ziel für ihn und ſo ſucht er es eben zu verſchmerzen und zu vergeſſen, was ihm am beſten bei willigen Weibern gelingt. Das führt uns zu Teil II, „Das Weib". Hier iſt Sommerfeld ganz in ſeinem Elemente und hier iſt das „Wetterleuchten" überaus paſſend. Schwüle Luft, ein übernatürlich ſtarker Hauch von Flieder, Jasmin und Narziſſen, ein Ambraduft aus Frauenlocken, Patſchouli, eau de mille fleurs, alles ineinanderfließend, ſich vermiſchend — das giebt ſo die Lieblingsſtimmung des Dichters, Sommernachtsſtimmung im Boudoir einer Dame der Halbwelt. Und man muß es ihm laſſen, daß er das oft prachtvoll wiederzugeben verſteht, Gedichte wie „Giftblumen", „Orgie", „Hinter der Portière", „Bitte", „Liebesfaſching," „Erinnerungen," „Sonntagsfeier" ꝛc. ꝛc. legen davon beredtes Zeugnis ab. Und wie man ſich auch zu dieſer Poeſie ſtellen mag, — Sommerfeld iſt jedenfalls kein Heuchler, er hat den Mut der Wahrheit. Und deshalb ſchon ein „Willkommen, Kamerad!" Überraſchend feine Züge finden ſich in vielen Poemen, Feinheiten, die einen Lyriker erſt wirklich groß machen. Ich wünſchte nur, Sommerfeld möchte noch mehr Natur ſchlucken. Die Düfte, die er in ſeinen Strophen ſo verſchwenderiſch ausſtreut, ſind nicht die natürlichen Wohlgerüche des Flieders ꝛc. ꝛc., ſondern ſind, ich möchte ſagen, künſtlich hergeſtellt, ſind Parfüms und wirken zwar ſtärker und berauſchender, aber entbehren auch der herben Süße und der Natürlichkeit. Und das iſt ja gerade das ſchönſte und berechtigtſte Streben von uns Modernen, daß wir zur Natur zurück-, ſie garnicht überbieten wollen, daß wir uns nicht mehr mit eau de mille fleurs begnügen, ſondern die tauſend Blüten ſelbſt in Flur und Feld aufſuchen. In dieſem zweiten Teile des Buches machen ſich auch noch, natürlich nur der Stimmung und Melodie nach, Anklänge an Arent bemerkbar; man vergleiche nur das Gedicht „Blauer Atlas". Das iſt Romantik vom reinſten Waſſer: blaßrote Dämmerungsflammen, lilienweiße Haut, Ambraduft, gelblichweißes Ampellicht, Numidiens ſtolze Königin, Papageiengekreiſch, hellblauer Atlas, Zauberträume im Orient, Buddha, Palmen, üpp'ge Indiermädchen, Lotosblumen — mein Liebchen, was willſt Du noch mehr?! Die Sinnlichkeit, die hier überall durchbricht und die kein großer Dichter entbehren kann, iſt noch die Sinnlichkeit der Romantiker, reſp. die der Decadents, iſt mit einem Worte noch nicht geſund genug, daß man ſich an ihr wie an der Goethes, Kellers, Storms, Liliencrons erquicken könnte. Sie lodert noch und wärmt noch nicht, es iſt ein Taumeln von Dirne zu Dirne. Armer Sommerfeld, wie werden ſie auf Dich losſchlagen! Aber der dritte Teil, „Natur", beweiſt, daß der Dichter auf dem beſten Wege iſt, ſich emporzuringen. Natürlich, auch hier die Schwüle, auch hier nur Wetterleuchten, kein erlöſender Donnerſchlag. Daß Sommerfeld jedoch ein geborener Poet, ein unrechter Dichter iſt, bezeugt gerade dieſe Abteilung. Er erhebt ſich über die konventionellen Naturſchilderungen, er wird concret und plaſtiſch, beobachtet ſelbſt. In den Nachtigallentrillern, die er noch überall hört, und

in den Düften, in denen er schwelgt, neigt er sich der modern-romantischen Richtung unserer Lyrik zu, die von Hart und Arent vertreten wird, aber er scheint mir mit tüchtigen Schritten sich der realistischen Lyrik zu nähern. Er redet nicht mehr von Blumen, sondern er bezeichnet diese Blumen mit Namen, redet von Enzian, Klee, Mohn ꝛc. ꝛc.

Ich kann also alles zusammenfassen: Sommerfeld weist alle Merkmale auf, die den Kindern dieser Übergangszeit anhaften. Schopenhauer und Buddha sind seine Apostel, weit weniger Nietzsche, was mich eigentlich nach seinen Aufsätzen gewundert hat. Unzufrieden mit sich und der Welt sucht er bei Dirnen Vergessen. Schon zieht ihn auch die Natur an, das Weib ist bis jetzt jedoch noch der stärkere Magnet. Das ist der Sommerfeld des „Wetterleuchtens". Da dies sein erstes Gedichtbuch und da er selbst noch verhältnismäßig sehr jung ist, ist es sicher, daß er noch gewaltigen Wandlungen entgegengeht. Es ist rein unmöglich, daß er so bleiben soll; auf das „Wetterleuchten" muß ein Gewitter und darauf die frische, kühle, gereinigte Luft folgen. Das Weib, ich nehme es jetzt in seinem Sinne, wird er der Natur opfern, oder vielmehr: Die Natur, die ihn mehr und mehr anzieht, die ihn stärker und gesünder macht, muß ihm endlich notwendiger Weise auch den Geschmack am Parfümduft der Boudoirs, an den Damen der Halbwelt nehmen. Und sie wird ihm zugleich seinen Pessimismus überwinden helfen, der mir überhaupt nicht allzu ernst erscheint und der bei dem lebensfreudigen und strammen Sommerfeld nur eine vorübergehende Erscheinung bilden kann. Daß der Schmerz nicht der größte Dichter ist, steht für mich fest, Goethes, Uhlands, Storms, Kellers oder gar Liliencrons herrlichste Gedichte, also die unserer größten Lyriker, sind ein einziges Jauchzen, sind von einer derbherrlichen Lebensluft durchströmt. Und gegen diese fünf können weder Leopardi, noch Lenau, noch Arent etwas ausrichten. „Wetterleuchten" ist also der Ausgangspunkt der oben angedeuteten Entwickelung. Ich nehme es entgegen als die Visitenkarte eines bedeutenden Lyrikers — eines Lyrikers, der noch einen weiten Weg vor sich hat. Das ist aber gut, denn darum brauchen wir uns nicht zu sorgen: Das Ziel wird er schon erreichen. Also, lieber Sommerfeld, in die freie Natur, da giebt's ja auch Mädel in Hülle und Fülle und vor allem gesündere als in Damenkneipen! Lassen wir alle die schwankenden Philisterzipfelmützen und Limonadenverkäufer, das ganze verlogene Gesindel hinter uns und gehen wir auf die Berge und durch die Wälder, hinein ins blühende Land, der goldenen ewigen Sonne entgegen!

Augsburg. Carl Busse.

Episoden von Richard Zoozmann. Berlin, 1892. C. F. Conrads Buchhandlung. 134 S. Preis 2 M.

Daß Zoozmann ein hochbegabter Dichter, ist schon Dutzende von Malen durch die berufensten Beurteiler anerkannt worden, und auch dieses Buch giebt Zeugnis von seiner starken Begabung. Zu einer völligen Beherrschung der Sprache gesellt sich glühende Phantasie, hohes Schönheitsgefühl und scharfer Verstand, so daß notwendiger Weise, wo diese Eigenschaften zusammenwirken, treffliche Kunstwerke entstehen müssen. Zoozmanns Talent ist vornehmlich episch-lyrisch, trotzdem gelingt ihm bisweilen auch ein lustiger Sang, wie das kecke „Bundeslied" (S. 114). Auch ziemlich originell ist dieser Dichter — aber nicht immer, und die Hauptschuld daran trägt der Fehler, an dem die meisten der jüngeren Poeten kranken: Sie produzieren zu viel und zu schnell. Natürlich muß ein Faß, das fortwährend angezapft wird, ehe eine neue Weinernte Gelegenheit zum Ergän-

Digitized by Google

zen gab, bisweilen von oben her mit Waſſer nachgefüllt werden. Es iſt das Waſſer der Erinnerung. Da nämlich nicht fortwährend neue Bilder und Geſtalten im Bewußtſein empor ſteigen, aber fortwährend etwas geboten werden ſoll, ſo wird ſchon Gebrauchtes neu aufgeputzt. Sehr gut läßt ſich dies aus Zoozmanns Cyclus: „Ein Dichter. Größen-Wahnſinn-Phantaſien" erſehen: Es iſt derſelbe Stoff, den ſchon Arno Holz in ſeinem „Buch der Zeit" im „Phantaſus!" benutzt hat. Nicht nur in der Idee, ſondern auch in Einzelheiten iſt Zoozmann durch dieſes Original beeinflußt worden. Man leſe nur Holz's „Phantaſus!" und danach in dem Zoozmannſchen Cyclus Nr. III, V, IX, XIV, XVIII, XX, XXI, Es ſingt z. B.:

Arno Holz:

Die goldne Traumwelt der Hellenen,
In mir ward ſie zur Melodie,
Die ew'ge Schönheit iſt mein Sehnen,
Mein Flügelroß die Phantaſie . . .

Ich ſchwamm auf purpurner Gateere
Durchs dunkelblaue Griechenmeer,
Da auf der Inſel der Cythere
Traf ich den Juden Ahasver,
Und weiter fuhren die Gefährten,
Er aber ward mein Weggenoß
Und ſprach: „Nun zeig' ich dir die Gärten,
Die Gärten des Okeanos!" . . .

Im Schatten einer Tamariske
Winkt gaſtlich mir ein weißes Zelt,
Und drin die ſchönſte Odaliske,
Die allerſchönſte von der Welt . . .

— mich trägt wiehernd durch die Steppe
Arabiens weißgeſtirntes Roß.
Ein grüner Turban ſchmückt das Haupt mir,
Von Seide knittert mein Gewand,
Und jeder Muſelmenſch hier glaubt mir,
Ich wär' der Fürſt von Samarkand . . .

— Der Kummer, den wir nährten,
Wankt wie ein thönerner Koloß,
Wenn wir uns tummeln durch die Gärten,
Die Gärten des Okeanos! . . .

Selbſt jene Sonne, die ſeit Newton
Sich rhythmiſch um ſich ſelber ſchnellt,
Mit meinem Hirn muß ſie verbluten —
Und ſpiele Fangball mit den Sternen . . .

Kein Erdenweib, vor dem ich kniete,
Nein, ſchöner iſt mein Herz entbrannt:
Mich liebt die Göttin Aphrodite,
Die Königin von Griechenland!
Seit unvordenklichen Aeonen
War ſie's ſchon, die das Scepter ſchwang,
Und dienſtbar ſind ihr die Nationen
Vom Aufgang bis zum Niedergang.

Richard Zoozmann:

Tritt her — zum König laß dich krönen,
Beherrſch' der Dichtkunſt weites Land,
Die ew'ge Sehnſucht nach dem Schönen
Warf dir ins Herz den heil'gen Brand . . .

Es zittert auf dem Bosporus
Des Halbmonds feuchtes Spiegelbild,
Um unſern Kahn im ſanften Fluß
Die Welle lautlos rollt und ſchwillt.
Schlaff hängt das Segeltuch am Maſt
Kein Windhauch macht die Wimpel beben —
Wir ſitzen ſtumm im Kahn und ſchweben,
Und ſchweben hin in ſüßer Raſt . . .

Es ſchaun die dunklen Tamarisken
Sehnſüchtig uns vom Ufer nach,
Weit mir von allen Odaliſken
Die herrlichſte ihr Herz verſprach . . .

Schon trug ins duft'ge Morgenland
Das Flügelroß mich durch die Lüfte,
Ein ſcharlachfarbnes Prachtgewand
Rauſcht mir phantaſtiſch um die Hüfte,
Und reich vom Scheitel bis zur Zeh
Seh' ich in Königspracht mich prunken —

— Ohne Wunſch und ohne Weh
Iſt ſchnell der Tag dahingeſunken —
Dann gehn wir abends wonnetrunken
Im Gartenhain von Niniveh . . .

Hei! Wie das bohrt und brennt,
Als hätt' ich Newtons Sonne
In meinem Schädel ſitzen . . .

Und Fangball ſpielt ſie mit Kometen . . .

Du biſt's, die ob dem Weltgetriebe
Unſichtbar ſeit Aeonen thront,
Du biſt die Königin der Liebe,
Du herrſchſt und wirkſt triumphgewohnt.
Semiramis, hinfürder kann
Ich trachten nicht nach ird'ſchen Frauen,
Da deine Huld ich mir gewann
Und dir ins Antlitz durfte ſchauen!

Dieſe Beiſpiele, deren ſich noch mehr finden ließen, mögen genügen! Obwohl Zoozmann das Original oft erreicht, ja, wie ich zugeben will, an einigen Stellen durch Schwung und Macht der Phantaſie übertroffen hat, muß Holzens Behandlung doch höher geſtellt werden, weil er ein viel geſchloſſeneres Kunſtwerk geſchaffen hat, während ſich bei Zoozmann eine ermüdende Breite zeigt. An Weitſchweifigkeit kränkelt er überhaupt und es wäre ihm mehr Gedrungenheit des Ausdruckes auch in dem „Modernen Totentanz" zu wünſchen. Der Rede und auch der Gedichte Würze iſt häufig ihre Kürze. Außerordentlich ſchwach iſt die Abteilung „Schweizerreiſe", während die „Berliner Bilder" immerhin intereſſant ſind. In dem letzten Abſchnitt „Tutti Frutti" lernen wir den Verfaſſer auch als Humoriſten und Satiriker kennen, und ſowohl Arent, der „Dichterkomödiant", als Wildenbruch, der „Dramenſchneider", werden ſich die Gedichte auf S. 112 und 113 nicht hinter den Spiegel ſtecken. Mit dem „Hohenlied" werden ſich hoffentlich wenige einverſtanden erklären, nicht aus ſtofflichen, ſondern aus formellen Gründen: denn ebenſo wie wir jetzt keine „klaſſiſche" Poeſie mehr in der deutſchen Litteratur haben wollen, ſo wollen wir auch keine „orientaliſche".

Alles in allem muß Zoozmann als einer der fähigſten Dichter unſerer Zeit bezeichnet werden. Er iſt noch jung und wird gewiß, wenn er vom haſtigen Schaffen mehr zur Ruhe gekommen ſein wird, noch köſtliches leiſten. Seine Hauptſtärke liegt, wie ſchon geſagt, auf epiſch-lyriſchem Gebiete, während er für das Dramatiſche ſchwächer veranlagt zu ſein ſcheint, wie vorläufig ſeine beiden früher geſchriebenen Dramen „die Salier" und „Gerechtigkeit" beweiſen, die nur Reminiscenzen aus Schiller, Uhland und Shakeſpeare bringen . . .

Im Roman, der Novelle und dem Drama wird es den Deutſchen augenblicklich ſchwer, mit Franzoſen, Ruſſen, Norwegern und Schweden ebenbürtig zu ringen, aber die Palme der Lyrik gebührt ihnen wie immer. Zoozmann muß zu den hervorragenden Vertretern der letzteren gerechnet werden.

Max Hoffmann.

„Gedichte" von Adele Klein. Dresden und Leipzig, E. Pierſon. Ein Band Durchſchnittslyrik! Leidlich glatte Verſe, ein hübſcher Wortreichtum, mütterliche fromme Geſinnung, ſtellenweiſe ein weicher Stimmungszauber, das ſind die Eigenſchaften der Frauenpoeſie von Adele Klein. Ein gutes Herz und eine treue Seele ſpricht aus den gut geſchliffenen Verſen. Das iſt aber auch alles. Das Stoffgebiet iſt von der üblichen Alltäglichkeit. „Abſchied", „Sehnſucht", „Heimkehr", „Klein-Tinchen", „Teichlieder" ꝛc. betiteln ſich die Gedichte. Kurz und gut, ein echter Kerl wird mit dieſem Buch Weiberlyrik nicht viel anzufangen wiſſen.

H. Gr.

„Violen der Nacht". Ein Liederbuch von Wilhelm Arent. (Berlin 1891. C. F. Conradſche Buchh., Paul Ackermann.) Arent iſt der alte und immer wieder der alte, nur dünkt er mir hier der beſſere alte, der alte der Kopenhagen-Elſa-Fauſtſtimmungen. Das kleine Versbuch macht einen ſympathiſcheren Eindruck als ſeine letzten, und nur der Schlußteil „Reliquien" bildet wieder eine jener ſonderbaren Kapriolen, von denen ſich Arents' nervöſe Reizbarkeit anſcheinend nicht ganz frei machen kann. Wunderbarer Stimmungsduft liegt über vielen dieſer Gedichte.

„Sonnenglut auf die ſchimmernden Blüten
Der Binmen ſich zitternd legt,
Bis die Roſen, die purpurumglühten
Der Nachthauch leis bewegt.

Digitized by Google

Nacht lebt auch in meinem Herzen,
Das so liebeglühend schlägt,
Und das in viel tausend Schmerzen
Der Dichtung Flamme trägt."

Eine herrliche, weihevolle Naturandacht, voll eigenen, melancholischen Schimmers, voll sehnsüchtiger Ruhe atmet in vielen kleinen Gedichten, die den besten Schöpfungen Arents ebenbürtig sind. Dazwischen viel Unausgeführtes, Nachlässiges, Salloppes, ohne Künstlerernst Entworfenes, in nervöser Erregtheit hastig Produziertes. Ein eigenartiger Charakter liegt über dem Ganzen. Halb träumerische, symbolische Romantik, halb hintollender Realismus, der oft in spröde Prosa ausartet und dann alle Kennzeichen des „Gemachten" trägt.

Ein Beispiel zu seiner Romantik:

Seebild.

„Auf blauem Teich ein schwarzer Schwan
Einsam durchkreist die Flut,
Im Sonnenlicht die Wasserbahn
Leicht funkelnd, glitzernd ruht.

Im nahen Schloß grüßt vom Altar
Des Epheus dunkles Grün;
Dort flüstert holder Liebeswahn
Und weiße Wolken zieh'n . . ."

Dann wieder ein Stück modernen Hexensabbats, an vielen Stellen reifer, künstlerischer gehalten als sonst. Das Buch zeigt überhaupt mehr Selbstkritik, schon weil es so erfreulich dünn ist — gegenüber z. B. „Liebfrauenmilch". Aus manchen Gedichten mutet es mich wie Heilung, wie Genesung an, wie Augenblicke des Friedens, voll melancholischer Sättigung — schade, daß die Schlußseiten wieder wie Hohn und Selbstironie wirken. Auf jeder Seite aber liegt hohe, dichterische Glut, die in Bildern und Stimmungen oft herrliche Vollendung annimmt, da verzeiht man den hoch begabten Dichtern Mißgriffe und Prosaismen — wie sie auch in diesem Buche enthalten sind — gern, sehr gern.

Mit einem Gedichtzitat aus den „Violen der Nacht" will ich Abschied nehmen:

Zoologischer Garten.

I.

Eine Dame in Kleider der Trauer
Sah ich, ein edles Gesicht
Voll Schmerz und Todesschauer:
Trüb sah der Sonne Licht . . .

Welke Blätter über die Mauer
Warf der herbstlich-rauhe Wind,
Papageien kreischten im Bauer,
Wo die Vogelgitter sind . . .

Janitscharenmusik aus der Ferne
Hallte mit lockendem Ton —
Vereinzelte, gelbliche Sterne
Blinkten wie trüber Hohn.

F. v. Sommerfeld.

„Leben und Stimmung". Ausgewählte Gedichte von Josef Kitir. Leipzig, A. G. Liebeskind. Nicht große Leidenschaften, schwere herzerfassende Kämpfe sind es, die aus den Gedichten des Büchleins ergreifend heraustönen. Stimmungsvolle Wehmut, Schlichtheit der Empfindung und des Ausdrucks heben Kitirs Lyrik aus der Durchschnittsproduktion heraus. Klänge wie:

„Nun dunkelt's ganz ... der letzte Dämmerschimmer
Schon schwand dahin; doch während sonst die Sterne
Erglühten erst, heut weint nur Regen immer
Zur Erde her, verdüsternd Näh' und Ferne.

Nun kann ich's nicht, daß ich mir länger hehle
Mein ganzes Weh, und auch kein Traumesglanz
Erhellt die Sinne heut, und durch die Seele
Wie Thränen rieselt's mir, nun dunkelt's ganz."

kennzeichnen die deutsche Schule, die weniger nach tönenden Phrasen als nach Innigkeit und Weichheit strebt. In einer Reihe zarter Strophen feiert Kitir die Mutterliebe. Freilich ermüden die zahlreichen Variationen dieses Themas. Unter den 70 Liedern des Werkchens finden sich auch manche recht fade und dünnblütige Erzeugnisse, die besser ungedruckt geblieben wären. Als gute Gedichte nennen wir noch „Regenstimmung", „Das Bild der Mutter", „Spuren der Nacht", „Ein Rauschen nur". Hugo Grothe.

Dramen.

„Der freie Wille". Schauspiel in drei Aufzügen von Hermann Faber, Erstaufführung im königl. Residenztheater zu München. Das zweite Werk des Verfassers, verrät es trotz seines flotten Zuges noch eine gewisse poetische Unzulänglichkeit in der Kunst des scharfen Charakterisierens. Dafür wird es von einem so männlich-ernsten, gefunden Ethos wie auf Adlerschwingen weit über die Gewöhnlichkeit der sonstigen sozialen Theaterschriftstellerei hinweggetragen. Es überragt, um ein paar Beispiele anzuführen, Fuldas „Verlorenes Paradies" und übertrifft in seiner schlichten Ehrlichkeit und Knappheit Sudermanns „Ehre". Faber bringt in einem starken Wirklichkeitsbilde den Satz zur Anschauung, daß der wirtschaftlich Abhängige, sofern er nicht sich selbst und seine Familie in Not und Elend stürzen will, in der heutigen Erwerbsgesellschaft keinerlei freien Willen hat und daß der charaktervolle arme Mensch nur um den Preis seines guten Gewissens noch seines Glückes, d. h. seines materiellen Besserbefindens Schmied sein kann. Er erläutert dies an zwei Abschnitten aus dem Leben eines Redakteurs und einer jungen Sängerin. Der Redakteur hält um den Preis seiner moralischen Integrität seine Erwerbsstellung aufrecht, die junge Sängerin erwirbt sich ihren ersten Kontrakt um den Preis ihrer Jungfräulichkeit. Faber (mit seinem wirklichen Namen Goldschmidt, Rechtsanwalt in Frankfurt) verdient mit Hochachtung den meistversprechenden jungen Bühnendichtern unseres vaterländischen Realismus angereiht zu werden. Daß er ein packendes modernes Stück ohne Hysterie, Erotik und sonstiger Ola Hanserie zu schreiben vermag, ist schon Auszeichnung genug und sichert ihm einen Ehrenplatz auf der Seite der Gesunden.

M. G. Conrad.

„Der ewige Premier". Schwank in vier Aufzügen von Konrad Dreher. Erstaufführung im k. Theater am Gärtnerplatz in München. — Nicht, wie der Titel vermuten ließe, bilden die Auswüchse des modernen Militarismus den Gegenstand satyrischer Geißelhiebe, sondern — ja, was denn? Es wird zwar der Wasserpfarrer Kneipp in jedem Akt ein wenig angeulkt, aber auch das ist nicht das Thema, um das sich Witz und Laune und possenhafte Einfälle des Verfassers drehen. Auch ein moderner Bankdirektor wird in dem Stück stark belästigt von einem Aktionär, der ihm wie sein Schatten folgt, aus Furcht, durch die Lebfucht des Direktors um sein Geld zu kommen. Aber auch das ist die Hauptsache nicht. Auch nicht die Pleinairmalerin, die sich stellenweise ungebührlich breitzumachen droht. Also, worum dreht sich das Stück? Es dreht sich um — Dreher, d. h. um eine Possenrolle, die sich der Verfasser, der zugleich erster Komiker des Gärtnerplatztheaters, selbst auf den Leib geschrieben. Höher ging offenbar der Ehrgeiz des Stückmachers nicht, und dem ist vollauf Genüge geschehen. Litterarisch ist der „Ewige Premier" ohne Rang, Verdienst und Würdigkeit und trägt keinerlei Marschallsstab im Tornister. M. G. C.

Französische Litteratur.

Paul Foucher, Le Droit de l'Amant. (Paris, Ollendorff.) Seit geraumer Zeit schon steht der französische Gesellschaftsroman unverrückt im Zeichen des Ehebruchs: idealistische Schönfärber und realistische Wahrheitsforscher werden nicht müde, das Thema in allen Spielarten und Verzweigungen zu studieren und von allen Seiten aus zu beleuchten. Während aber die ersteren die Frage rein oberflächlich streifen und den Treubruch der Frau nur als pikanten Anhaltspunkt betrachten, um den herum sie

eine mehr oder weniger spannende Geschichte schreiben, gehen die letzteren direkt auf den Kern der Sache los und suchen das Problem durch eine gewissenhafte psychologische Untersuchung der seelischen Beweggründe von innen heraus zu lösen. Das bunt bewegte Gesellschaftsbild erweitert sich hier zur sozialethischen Sittenstudie.

In fortschreitender Entwickelung ist der zielbewußte Realismus im Laufe seiner Untersuchungen dahin gekommen, — und er mußte logischerweise zu diesem Schlußpunkt gelangen — der in unwürdige Ehefesseln geschmiedeten Frau der „Monde", die ahnungs- und willenlos in die Ehe gegeben worden ist, ein eigenes Recht auf den Liebhaber einzuräumen, und diese sich aus dem Recht auf Liebe ganz von selbst ergebende Rechtfertigung des Ehebruchs ist ein Thema, das die französischen Realisten aller Schattierungen immer von neuem aufnehmen und in ungezählten Varianten behandeln. Der jüngste dieser Ehebruchsadvokaten, Paul Foucher, plaidiert, von dem Selbstbestimmungsrecht der Frau ausgehend, für das Recht des Liebhabers auf körperliche Hingabe. Sein Roman gipfelt in der gewagten Schlußmoral, daß die Frau nur den als ihren wahren Gatten betrachten soll, der den Weg zu ihrem Herzen gefunden hat. Und da die tiefe, echte Liebe mit zwingender Gewalt auf geschlechtliche Befriedigung dringt, so handelt die Frau thöricht und selbstmörderisch, wenn sie sich weigert, sich dem Manne, dem ihr ganzes Herz gehört, körperlich hinzugeben, nur weil sie es nicht über sich zu gewinnen vermag, dem angetrauten, aber ungeliebten Gatten, der sie vernachlässigt und in unwürdigster Weise täuscht, die am Altar gelobte Treue zu brechen. Den praktischen Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie erbringt die durch farbenglänzende Darstellung und durch warme, lebenatmende Charakterzeichnung bestechende Erzählung, in der sich ein starkes, eigenartiges Talent offenbart. Alles in allem ist „Le Droit de l'Amant" eine tüchtige, gewissenhafte Arbeit, die der Aufmerksamkeit unserer Leser bestens empfohlen sei.

Die von E. Dentu in Paris herausgegebene Romanbibliothek: „Les Maitres du roman" befestigt sich mehr und mehr in der Gunst der Bücherkäufer. Ihrem Programm getreu vermittelt sie den breiten Schichten des Publikums die Kenntnis guter Romane und Novellen beliebter französischer Autoren zu einem Preise, — der starke, ein abgeschlossenes Werk bringende Band kostet 60 Cts. — der in Ansehung der musterhaften Ausstattung ein beispiellos billiger genannt werden muß. Die uns neuerdings vorliegenden Bände (Nr. 33—43) enthalten: Léon Cladel, „Ompdrailles" — André Theuriet, „Le Secret de Gertrude" — Alfred Assolant, „Un mariage au couvent" — Dubut de Laforest, „Mademoiselle Tantale" — Pierre Zaccone, „La Lanterne rouge", und „L'Enveloppe noire" — Adolphe Belot, „Une Affolée d'amour" — Gaboriau, „Le capitaine Coutancean" — Théod. Reinach, „Loocking Backward (100 ans après) — Constant Guéroult, „Le Juif de Gand" — Henry de Kock, „Le Château du Bonheur".

Comte de Lautréamont, Les Chants de Maldoror. (Paris, L. Genonceaux.) Das Buch hat seine ereignisreiche Vorgeschichte. Der Verfasser — er ist seit 21 Jahren tot und hieß mit seinem wahren Namen J. Ducasse — hat diese fragmentarischen Gedichte in Prosa als siebzehnjähriger Jüngling niedergeschrieben und das Manuskript dem Verleger Lacroix zum Druck übergeben. Nach beendeter Drucklegung machte je-

Digitized by Google

doch der Verleger, unter der Motivierung, der Inhalt des Werkes sei geeeignet, ihn einer gerichtlichen Verfolgung auszusetzen, die Herausgabe des Buches von der Bedingung der Ausmerzung gewisser beanstandeter Stellen abhängig, und Ducasse mußte sich wohl oder übel entschließen, dem Wunsche seines Verlegers Folge zu geben. Das Erscheinen seines Buches hat der Dichter freilich nicht mehr erlebt, er starb im November 1870, und sein Werk ging im Waffenlärm des großen Krieges unter. Später tauchte es in Brüssel noch einmal auf, ohne indessen über die engsten litterarischen Berufskreise hinauszudringen. Der Pariser Verleger Genonceaux hat sich in rühmenswerter Pietät der wenig verlockenden Aufgabe unterzogen, das wilde Erstlingswerk des siebzehnjährigen Stürmers und Drängers in seiner ursprünglichen Gestalt neu herauszugeben, um dem Dichter nachträglich zum Worte zu verhelfen. Danken wird es ihm gewiß niemand, und klingenden Lohn wird ihm das Unternehmen erst recht nicht bringen.

Was der unglückliche Verfasser mit diesen „Chants de Maldoror" bezweckte, bleibt in undurchdringliches Dunkel gehüllt; er selbst bezeichnet sein Werk zwar in einem Briefe, der dem Bande im Facsimile vorangestellt ist, als „quelque chose dans le genre de Manfred de Byron et du Konrad de Minckiewicz, mais, cependant, bien plus terrible" — welche größenwahnsinnige Unreife spricht aus diesen Worten — ich vermag aber nicht einzusehen, welche Berührungspunkte zwischen den beiden angezogenen Meisterwerken und Ducasses formlosem Ungetüm eigentlich bestehen sollen. Wie man das Ding auch drehen und wenden mag, die sechs Gesänge dieser Prosadichtung bleiben ein verfitzter Gedankenknäuel, den zu entwirren nicht im Bereich der Möglichkeit liegt. Der Siebzehnjährige hat eben Alles, was ihm gerade durch den Kopf schoß, alle die Zerrbilder, die ihm seine überhitzte Phantasie vorgaukelte, mit fliegender Hand zu Papier gebracht, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, etwas Sinn und Ordnung in das wüste Chaos zu bringen. So entstand ein sinnverwirrendes Sammelsurium toll durcheinander wirbelnder Gedankensetzen, und es ist begreiflich, daß ein französischer Kritiker die „Chants de Maldoror" schlankweg als Wortdelirien eines Geisteskranken bezeichnen konnte. Mit dieser harten Verurteilung geschieht dem Dichter indessen bitteres Unrecht. Ein starkes, wenn auch unfertiges Talent spricht auch aus diesem fratzenhaften Erstlinge, und man kann nur bedauern, daß es dem begabten Jüngling nicht vergönnt war, sich zur geistigen Reife durchzuringen.

Die provenzalische Sprache hat sich durch alle politischen Wirrnisse und Kämpfe, unter denen der Süden Frankreichs Jahrhunderte hindurch gelitten, bis auf den heutigen Tag als selbständiges Glied der großen romanischen Sprachfamilie rein und unverdorben erhalten, und die neuprovenzalische Poesie — die „felibristische Dichtung" — bildet heute einen üppig grünenden Zweig an dem mächtigen Mutterstamme der romanischen Litteratur. Unter den Stimmführern der „Félibres" ist neben dem klassischen Mistral vornehmlich Théodore Aubanel über die Kreise der felibristischen Bewegung hinaus bekannt geworden. Eine Sammlung der Gedichte des Jüngstverstorbenen ist soeben bei Savine in Paris unter dem Titel: „Li Fiho d'Avignoun" — in französischer Übersetzung „Les Filles d'Avignon" — erschienen. Sie enthält Stücke der verschiedensten Dichtungsarten: Sonette, Lieder, Elegien, Oden, die der provenzalischen Poesie eigentümlichen „Sirventes" u. a. m. findet sich im bunten Gemisch nebeneinander. In Aubanels

Verſen vibriert der lebendige Pulsſchlag eines gottbegnadeten Poeten, der Zeit ſeines Lebens ein unvergleichlicher Sänger der Schönheit und Liebe geweſen iſt. Eine wortgetreue franzöſiſche Überſetzung, die dem Originaltext der Gedichte gegenübergeſtellt iſt, ermöglicht es auch dem der provenzaliſchen Sprache Unkundigen, einen „Félibre“ edelſter Art, wenn auch nur oberflächlich kennen zu lernen.

Da wir gerade von den „Felibres“ ſprechen, ſo ſei auch gleich des prächtigen Buches gedacht, das Paul Arène und A. Tournier zur Erinnerung an die im Vorjahr im ſüdlichen Frankreich gefeierten felibriſtiſchen Feſte herausgegeben haben: „Des Alpes aux Pyrénées“ (Paris, Flammarion). In Wort und Bild werden hier die klaſſiſchen Stätten der Provence und, hieran anknüpfend, die mannigfachen Kundgebungen geſchildert, denen die ſonnendurchleuchtete ſüdliche Landſchaft als ſtimmungsvoller Hintergrund dient. Der flimmernde Glanz ſüdlicher Farbenpracht liegt über Text und Illuſtrationen des Bandes ausgebreitet, dem die Verlagshandlung ein glänzendes äußeres Gewand mit auf den Weg gegeben hat.

Général de Ricard, Autour des Bonaparte. Fragments de mémoires publiés par Xavier de Ricard. (Paris, Savine.) Sachlicher und rückhaltloſer iſt die zweite Generation der Bonapartes wohl noch nirgends be- und verurteilt worden wie in dieſen auszugsweiſe mitgeteilten Tagebüchern des ehemaligen Flügeladjutanten des Königs Jerome luſtigen Angedenkens, und das harte Urteil fällt um ſo ſchwerer ins Gewicht, als es von einem Manne ausgeſprochen wird, der Zeit ſeines Lebens ein treuer Anhänger des bonapartiſtiſchen Prinzips geblieben iſt. Wenn irgend einer, ſo hatte General de Ricard Gelegenheit, die einzelnen Mitglieder der Familie Bonaparte in ihren politiſchen und privaten Verhältniſſen intim kennen zu lernen: mit den Brüdern und Schweſtern des erſten Napoleon in Marſeille aufgewachſen, iſt er der Familie Bonaparte, mit der er bis zu ſeinem Tode in innigſter Berührung geſtanden, durch alle Wechſelfälle hindurch treu und ergeben geblieben. Dem ſcharfen Auge des in der Schule des großen Kaiſers aufgewachſenen Generals blieb es daher nicht verborgen, daß die Tage des Bonapartismus gezählt ſeien. Er kannte den Mann, der als Napoleon III. den Thron Frankreichs beſtiegen hatte, nur zu genau und mit ſteigendem Unmute ſah und kritiſierte er die verhängnisvollen Irrtümer der Leute, denen es das Geſchick vorbehalten hatte, die Totengräber der Napoleonslegende zu werden. Da der General bereits im Jahre 1867 ſtarb, blieb es ihm erſpart, den Sturz der bonapartiſtiſchen Herrlichkeit, den er im Geiſte vorausgeahnt, mit leiblichen Augen zu ſehen.

Xavier de Ricard hat den Tagebuchblättern ſeines Vaters eine Einleitung vorausgeſchickt, die für ſich betrachtet allein von höchſtem Intereſſe iſt. Für den älteren Ricard war und blieb der Bonapartismus ein geheiligtes Dogma, der jüngere dagegen giebt ſich im vorhinein als unverſöhnlicher Feind der Bonapartes und ihres Regierungsſyſtems zu erkennen; mit bitteren Worten beſpricht er die innere Fäulnis des zweiten Kaiſerreichs und beleuchtet mit beißendem Hohn die kleinliche Tyrannenwillkür des dritten Napoleons, der, ein Cäſar im Weſtentaſchenformat, jede freie Regung im politiſchen und litterariſchen Leben niederhielt, aus Furcht, ein friſcherer Lufthauch könnte das wackeliche Kartenhaus ſeiner Regierung über den Haufen wehen. Den Freunden des Anekdotenhaften in der Geſchichtsſchreibung ſei „Autour des Bonaparte“ noch ganz beſonders empfohlen: ſie finden hier eine reiche Sammlung allerlei pikanter Einzelheiten aus dem

Privatleben der verſchiedenen Glieder der Familie Bonaparte.

Comte d'Hérisson, Les Responsabilités de l'année terrible. (Paris, Ollendorff.) Noch ein Buch von dokumentärem Wert für die Beurteilung der Geſchichte der jüngſten Vergangenheit! Hat uns das vorgenannte Werk das Vorſpiel und die Entwickelung des Weltgeſchichtsdramas, deſſen Hauptdarſteller die Bonapartes ſind, in großen Zügen vorgeführt, ſo entrollen ſich hier vor unſern Augen die blutigen Schlußſcenen der Napoleonstragödie: Metz und Sedan. Im Beſonderen iſt Graf d'Hériſſons neueſte Arbeit eine glänzende Rechtfertigung und Verteidigung des militäriſchen Verhaltens Bazaines im Eröffnungsfeldzuge 1870. Schon einmal, in der „Legende de Metz", hat es der Autor unternommen, eine Lanze für den vielgeſchmähten Marſchall einzulegen, inzwiſchen iſt dem Autor ſo viel neues Entlaſtungsmaterial bekannt geworden, daß er die Zeit für gekommen erachtete, das dort Skizzierte breiter auszuführen, um in einer eingehenden kriegswiſſenſchaftlichen Detailſtudie, die den militäriſchen Vorgängen auf dem Kriegsſchauplatze von Etappe zu Etappe folgt, den Marſchall Bazaine von dem ſchweren Vorwurf zu reinigen, er habe ſeine Soldatenpflicht gegen das Vaterland verſäumt, um als ehrgeiziger Politiker im Trüben fiſchen zu können. In den deutſchen maßgebenden Kreiſen hat von Anfang an Niemand an die Schuld Bazaines geglaubt. Man wußte, daß der Marſchall alles gethan hat, was er als Soldat unter den obwaltenden Verhältniſſen überhaupt thun konnte, und kannte auch genau die geheimen Beweggründe, die die franzöſiſche Regierung beſtimmten, Bazaine offiziell als Verräter zu brandmarken, die erregte öffentliche Meinung brauchte eben einen hohen militäriſchen Würdenträger, den ſie für die unerhörten Schlappen des 70er Krieges verantwortlich machen konnte. Der Selbſterhaltungstrieb zwang die Regierung in der kritiſchen Zeit nach dem Kriege ſchon dazu, einen Sündenbock zu ſuchen, und ſo fand und erfand ſie den „Verräter" Bazaine, den man unter großem Gepränge ad majorem plebis gloriam auf dem Altare des Vaterlandes opferte.

Es iſt das unbeſtreitbare Verdienſt Graf d'Heriſſons, die ad hoc erſtandenen Militärſchriftſteller, die, wie General de Rivière und Oberſt d'Andlau, den Verrat Bazaines durch eine eingehende Kritik ſeiner militäriſchen Operationen zu beweiſen ſuchen, einmal gründlich ad absurdum geführt zu haben. Der Verteidiger Bazaines weiſt in klarer, überzeugender Weiſe nach, daß der geopferte Marſchall der letzte iſt, dem man die erhaltenen Schlappen aufs Konto ſetzen darf. Es war nicht ſeine Schuld, wenn die einzelnen Körper der franzöſiſchen Armee vierzehn Tage hindurch ohne Zweck und Ziel hin und her marſchierten, und als Bazaine dann endlich das Oberkommando und damit die volle Verantwortung übernommen hatte, war der Karren bereits verfahren und das Schickſal der franzöſiſchen Armee in der Hauptſache beſiegelt. Wenn man die bittere Pille der Niederlage dem eitelen Volke, deſſen Siegeshoffnungen ſo jäh zu Waſſer wurden, durchaus etwas verſüßen mußte, wenn man partout ſeinen „Verräter" haben wollte, ſo lag es wahrlich näher, den Marſchall Mac Mahon oder den famoſen General Froſſard herauszugreifen, der mit völliger Unfähigkeit eine ans Verbrecheriſche grenzende Sorgloſigkeit verband. Noch beſſer freilich wäre es geweſen, man hätte an Stelle Bazaines die Leute vor das Kriegsgericht geſtellt, die in völliger Kenntnis der Sachlage eine moraliſch verlobberte und total ungerüſtete Armee ins Feld geſtellt hatten. A. G—tze.

Digitized by Google

Spaniſche Litteratur.

Zwei Hemiſphären tragen zum Ruhm der ſpaniſchen Litteratur bei. Faſt zu gleicher Zeit ertönt in Amerika und in Spanien ein Freiheitslied, wenn auch in der Form eines dramatiſchen Gedichts: das fünfaktige Drama „Hatuey“ (New-York 1891) des cubaniſchen Dichters Francisco Sellén, dem die deutſche Litteratur durch ſeine geſchmackvolle Übertragung von Heines „Lyriſchem Intermezzo“, durch ſeine „Estudios poéticos“, die er gemeinſam mit ſeinem Bruder Antonio herausgab, und durch ſeine „Ecos del Rhin“ beſonders verpflichtet iſt, und die Trilogie „Los Pirineus“ (Los Pirineos) des berühmten Dichters Victor Balaguer, die den 29. Band ſeiner Werke (Barcelona 1891) bildet und in die reiche Krone der cataloniſchen Litteratur einen neuen Edelſtein fügt.

In Francisco Sellén, der ebenſo wie der Überſetzer Heines ins Spaniſche, der Venezolaner Bonalde, in New-York lebt, regt ſich mächtig das Freiheitsgefühl. Daher erſehnt er die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes, und ſeine Begeiſterung gilt dem erſten Märtyrer Cubas, dem ruhmwürdigen Opfer der Spanier, dem Caziken von Guajaba, Hatuey, der 1512 in Cuba den Tod auf dem Scheiterhaufen erlitt, und von dem Fray Bartolomé de las Caſas in ſeiner „Historia de las Indias“ berichtet. Es iſt jener Häuptling, der den ſpaniſchen Prieſter, als dieſer ihn auf den Himmel vorbereiten wollte, frug: „Giebt es im Himmel denn auch Spanier?“, und als ihm geſagt worden: es gäbe dort nur gute Menſchen, erwiderte: „Dann will ich nicht ſein, wo ſolche Gute wohnen, denn die Hölle iſt beſſer als ein Himmel, in welchem dieſe ſind.“

Wie es den ſpaniſchen Romanzenſängern gelungen, in den Romances moriscos den Ton der Mauren zu treffen, ſo hat es auch Sellén verſtanden, die Sprache der Wilden wiederzugeben. Im erſten Augenblick ſtören wohl die vielen fremden Laute, wie: naborías (Niedriggeborene), naitanos (Edle, Krieger), tairá (Teufel), turey (Himmel), semi (die Gottheit der Indianer) u. ſ. w.; aber bald trägt die dem dramatiſchen Gedicht innewohnende Poeſie den Sieg davon, und ſie hält uns bis zum Schluſſe gefangen. Das einzige Lichtbild auf Seiten der Spanier iſt der edle Fray de las Caſas, vor dem auch der Indianer in Ehrfurcht kniet. Ein köſtlicher ſatyriſcher Zug geht durch die Scene, in der die Indianer den Gott der Spanier, das Gold, anflehen, das für die Fremden mehr als Vater, Sohn und Weib iſt. Gut erſonnen iſt auch das Verwünſchungslied der Indianer auf das hölliſche Gold. Voller Leben ſind die Beratungen der Indianer, rührend der Freundſchaftsbund der beiden Helden Macorijes und Hatuey, die zum Zeichen der Verbrüderung ihre Namen tauſchen. Prächtig iſt der Auftritt: der gefangene Macorije vor dem Heerführer der Spanier, und wie ein herrliches epiſches Gedicht die Schilderung des Todes Macorijes, der in den Flammen ſtarb, ohne nur ſeine Lippen zu öffnen. Die Naivetät der Schweſter Macorijes, der ſchönen Atabaiba (Lilie), iſt glücklich gezeichnet: ihr Liebesidyll wird ihr zum Verhängnis und ihrem Stamme zur Tragödie. Der Monolog Hatueys vor ſeinem Ende, ſein Abſchied von den Wäldern, die er ſo oft als freier Mann durchſtreift und in denen er Krieg geführt, von der Sonne, dem Meer, dem Himmel und den Bergen zeugt vom lyriſchen Talent des Dichters. Sellén betrachtet ſein Drama als einen erſten Verſuch und den Beginn eines Nationaltheaters, wenn Cuba ein Vaterland beſitze. Jetzt aber iſt es eine Bereicherung der ſpaniſchen Litteratur. —

Die cataloniſche Sprache, das königliche Idiom, in dem Verdaguer ſeine

„Atlántida“ geschrieben, erscheint in ihrer ganzen Schöne in der oben erwähnten Trilogie Balaguers, der hier die Seele der Pyrenäen sprechen läßt. Der eben erst geschaffene Prolog zeigt den greisen Troubadour in der Fülle seiner poetischen Kraft. Der Barde der Pyrenäen läßt seine Stimme erschallen, unsichtbare Chöre von Mönchen, Rittern, Damen, Troubadouren, Inquisitoren, Almogavaren (Streifsoldaten) umgeben ihn. Der Held des 1. Teiles ist der Graf Roger Bernardo von Foix, jene große Gestalt aus der Epopöe der Provence, der Schlacht von Muret (1213); die Heldin des 2. Teiles ist Rayo de Luna, die Zigeunerin und Sängerin; der 3. Teil ist dem Tage von Panissars (1285) gewidmet, der die Freiheit der Pyrenäen und die Unabhängigkeit der Krone von Aragon sicherte, und enthält die berühmte historische Scene zwischen dem Grafen von Foix und dem catalonischen Seehelden Roger de Lauria. Eine deutsche Übertragung dieser Trilogie in Versen wird demnächst als Ergänzung des Werkes „Catalonische Troubadoure der Gegenwart“ erscheinen. —

Auch in Spanien blüht jetzt die Übersetzungskunst, als ob sie mit der deutschen wetteifern wollte. Der Advokat und Dichter Juan Luis Estelrich hat in Palma de Mallorca das schöne Bändchen „Poetas líricos italianos traducidos en verso“ herausgegeben und wendet sich nun der Übertragung von deutschen Dichtern zu, da er einer der wenigen Spanier ist, die wie der Barceloneser Ramón Arabia y Solanas und der Valencianer Arturo Lliberós des Deutschen kundig sind.

Durch sein männliches Ringen mit dem Genius Calderons verdient der Professor K. Pasch in Salzburg alle Anerkennung, der 14 noch nicht übersetzte Schauspiele des großen Madrider Dichters dem deutschen Publikum zugänglich machen will und in der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau bereits die Stücke: „Spaniens letzter Zweikampf“ und „Der Galicier Luis Perez“ hat erscheinen lassen. Auf dieser Übertragung, die Wort für Wort und in allen seinen Versmaßen das Original wiedergiebt und angesichts der großen Schwierigkeiten, die dasselbe bietet, besonders zu rühmen ist, hat im vorigen Jahre noch der Blick des sterbenden Edmund Dorer, des Siegers im Calderon-Wettstreit (1881), geruht. —

An einer Geschichte der spanischen Litteratur dieses Jahrhunderts fehlt es in Deutschland noch. In Spanien geht diese Aufgabe dank dem Augustinerpater und Professor am Real Colegio des Escorial, Francisco Blanco García, der soeben in Madrid den ersten Teil seiner „Litteratura española en el siglo XIX“ herausgegeben, der Vollendung entgegen. Blanco García bewährt sich auf jeder Seite als ein fein und kühl abwägender Kritiker, eine rara avis unter den spanischen Rezensenten, die gewohnt sind, den Genius durch Apotheose und Dithyramben zu ehren, statt leidenschaftslos, streng und unerbittlich gleich der Themis zu sein. Sein Buch ist mehr ein deutsches als ein spanisches und hohen Lobes wert. Der Augustiner hat einen ebenso weiten wie scharfen Blick, und trotz seines kirchlichen Standpunktes wird er auch einem spanischen Voltaireaner wie Quintana, dem einzigen vor Zorrilla gekrönten spanischen Dichter, gerecht.

Johannes Fastenrath.

Portugiesische Litteratur.

Der von D. Guiomar Torrezão geleitete „Almanach das Senhoras“ tritt in sein 22. Lebensjahr. Das hübsch ausgestattete an Poesien und Rätseln reiche Kalendarium bringt eine mannigfaltige Bildergalerie bedeutender Männer, Künstler, Gelehrter u. a. und anmutige Plaudereien. Aus Einzelbildern leuchtet

die prächtige Beobachtungsgabe und die ſichere Feder der berühmten Herausgeberin, auch ohne daß ihr Name genannt ſei. Auf dem Boudoir- oder Toilettentiſch junger, nicht von der „Décadence“ und dem ſattſam bekannten „fin de siècle“ ergriffenen Damen wird der Almanach zweifelsohne ſeinen Platz einnehmen.

Nicht ohne Originalität ſind die „Esboços à penna“ und die „Poesias“ von Pedro Machado, die durch das Supplemento litterario der Gazeta de Portugal zuerſt dem Publikum bekannt geworden ſind. In den feingeſiberten Erzählungen iſt es vorzugsweiſe die minutiöſe, knappe Schilderung, die haarſcharfe Beobachtung, die den Leſer frappiert. Ein kleines Kabinettſtück des Dichters möchte ich „Em flagrante“ nennen. An dieſer Stelle erlaube ich mir dem Herrn Verfaſſer auf ſeine Äußerung mir gegenüber ... „Vous me faites l'honneur d'exalter le mérite de mes pauvres contes, qui n'en ont jamais en d'autre que celui d'être lus en Silésie ...“ zu erwiedern, daß die Beſcheidenheit den Dichter ehrt, dieſe Beſcheidenheit, die wir leider bei ſo vielen jungen Talenten vermiſſen, — aber daß ſie nicht die Kraft hat, den Wert ſeiner „pauvres contes“ um ein Jota zu vermindern. Nicht für ein vollendetes Kunſtwerk halte ich „Em flagrante“ — aber für die Beſtätigung einer hervorragenden Begabung, eines zu ermutigenden Talents. Dieſe kleinen eiteln, genußſüchtigen Angorakatzen, die ſich mit dem neuen Hut und der neuen Mantille ihrer ebenſo ſchönen wie eiteln Herrin ſchmücken und dieſe Gegenſtände mit ihren ſpitzen Krallen und Zähnchen zerreißen und zerflattern, ſind wunderbar gezeichnet! Jede Bewegung, jeder Atemzug iſt glühendes Leben! Wie leicht verwöhnt man ſich ... die ſcharfe Beobachtung, die reizvolle Zeichnung, wir vermiſſen ſie bei der Charakteriſierung der ſchönen Frau, die in weichen Seidenpolſtern ſchlummert, während ihre verzogenen Lieblinge ihr Zerſtörungswerk vollenden. Nicht zum Nachteil gereicht den Arbeiten Machados die ironiſierende Moral, die ſich in die leider nicht immer künſtleriſchen Schlußpointen flüchtet.

Soeben kommt die erſchütternde Nachricht von dem Tode Antheros de Quental. Er, der Philoſoph der großen Ära von 1863, er, der Führer des „Cenaculo“, der vor gerade zwanzig Jahren die begeiſterungsvollen Apoſtel einer neuen litterariſchen Epoche, die Träger eines neuen Geiſtes, die Verkündiger eines neuen Evangeliums, um ſich ſcharte, er der Sänger der „Primaveras e Odes modernas“, der große Denker und Revolutionär, verkürzte ſein Leben. Ihm genügte der Revolver. Wer hätte ein ſolches Ende ahnen können, als er vor einigen Monaten in der Januar-Revolte die nordiſche Liga führte und voll kräftigen Mannesmut das Manifeſt erließ. Auf ſeiner Heimatinſel S. Miguel endete er.

Bei uns iſt Anthero einer der vertrauteſten portugieſiſchen Dichter. Vor kaum vier Jahren hat W. Storck, der treffliche Kenner port. Sprache uns die klangvollen, formvollendeten Sonette ins Deutſche übertragen.

Mit José Maria Latino Coelho hat die portugieſiſche Litteratur wieder einen herben Verluſt erlitten. Dieſer eminente Sprachkünſtler, deſſen Schriften von einem Stil zeugen, den keiner der zeitgenöſſiſchen Schriftſteller auch nur annähernd beſitzt, war, wie ihn nicht nur ſeine Mitſtreiter, ſondern die geſamte Preſſe nennen, wie ihn Redner verſchiedener politiſcher Parteien an ſeinem Grabe genannt haben, eine „Gloria de Portugal“. Unter ſeinen zahlreichen Werken heben wir nur hervor: „Considerações sobre a nnião iberica“, „um estudo sobre Humboldt“, „Elogio

historico de D. Fr. Francisco de S. Luiz“ — „estudo sobre o Marquez de Pombal“, „Luiz de Camões e Vasco de Gama“, „Historia politica de Portugal“ und viele, viele mehr. Er war sehr sprachenkundig; unter seinen Übersetzungen haben viele bleibenden Wert. Von litterarischem Weltruf ist seine Demosthenesübersetzung.

Latino Coelho war ausgesprochener Republikaner, der politische Leiter des radikalen „Seculo“, ein Wahrheitsforscher ohne Gleichen, — aber der große Republikaner war auch Brigadegeneral (seit 1888) — seine eigentliche Karriere war die militärische — er war auch Ehrenmitglied im Rate des Königs, er hatte unter dem Präsidium von Sa de Bandeira des Ministerportefeuille der Marine, er war Professor der Mineralogie und Geologie am Polytechnikum von Lissabon, Sekretär der königlichen Akademie der Wissenschaften, Mitarbeiter zahlreicher in- und ausländischer Zeitungen und Mitglied vieler wissenschaftlicher Gesellschaften. Unser trefflicher M. E. Lobo de Bulhoes widmet eben in der ihm eigenen unparteiischen Weise (einen liebenswürdigeren, neidloseren Schriftsteller aus der alten Schule giebt es wohl überhaupt in Portugal nicht) einen Nachruf im C. do Porto, dem wir folgendes entnehmen: . . . „von unvergleichlicher Gelehrsamkeit, Stilist erster Ordnung, sind seine Schriften jeder Art, vom wissenschaftlichen bis zum humoristischen vollendete Kunstwerke. Nicht weniger schätzenswert waren seine Reden, seien es die parlamentarischen, seien es die akademischen. Seine Unterhaltung, seine Art, sich zu geben, freundschaftlich, zuvorkommend, ließ Zeit und Stunde vergessen. In seiner Gesellschaft schienen alle Uhren zu schnell zu gehen. Als Portugiesen, Schüler, Freunde und Bewunderer von Latino Coelho beklagen wir aus wundem Herzen den zu frühen Tod des ausgezeichneten Mannes“.

H. Wigger.

Das „Diario de Noticias“ (Lissabon), der „Commercio do Porto“ (Porto), das „Journal de Noticias“ (Porto), der „Commercio de Portugal“ (Lissabon), die „Esquerda Dynastica“ (Lissabon) und mehrere andere Zeitungen haben wiederholt ihre Anerkennung ausgesprochen über die Leipziger Monatsschrift: Gesellschaft.

H. W.

Holländische Litteratur.

Albert Verwey, Gedichten. (Amsterdam, W. Versluys.) In dem ganzen, über 300 Seiten starken Bande findet sich kaum ein Gedicht, welches einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen im stande wäre. Gekünstelte Reimerei, Verstandspoesie, von wirklicher ergreifender Herzensarbeit keine Spur. Dennoch gilt Verwey für einen der vornehmsten Dichter des gegenwärtigen holländischen Schrifttums. Es darf das kein Wunder nehmen in einem Lande, wo in den „maßgebenden Kreisen“ das Hineintragen jedes wärmeren Gefühls in die Lyrik geradezu verpönt ist und wo sich „oben“ eine ausgesprochene Vorliebe für die nüchtern praktische Hausmannspoesie der guten alten Zeit geltend macht, wie die Verleihung des großen Staatspreises an Hilda Ram beweist. Verwey erhebt sich nur wenig über den alten Schlendrian, von dem jugendfrischen, belebenden Strom, der in neuerer Zeit durch die holländische Lyrik geht, ist in den vorliegenden Gedichten kaum etwas zu spüren. In der Form lehnt er sich zwar an die Neueren an, die Hälfte seiner Gedichte ist in Sonettenform geschrieben, ohne indes den glatten Fluß und die sprachliche Gewandtheit der gerade in dieser Dichtungsart Vortreffliches aufweisenden neueren hol-

ländiſchen Lyrik zu erreichen. Man vergleiche z. B. das Sonett Verweys „In Memoriam C. Vosmaer“ mit dem gleichbetitelten Kosters, des Dichters der nächſten Sammlung, und man wird den großen Unterſchied in der Beherrſchung der Form leicht erkennen.

E. B. Koſter, Liefdes Dageraad en andere Gedichten. (Deventer, H. W. Kreunen.) Wer da weiß, daß ſich die alte Richtung der holländiſchen Litteratur durch das gänzliche Fehlen rein lyriſcher, vor allem erotiſcher Poeſie ein klägliches Armutszeugnis ausſtellte, ſieht ſchon aus dem Titel der vorliegenden Sammlung, „Der Liebe Morgenrot“, daß Koſter ein moderner Dichter iſt. Liebesgedichte ſchreiben hat eben für das holländiſche Spießbürgerempfinden einen Beigeſchmack von Revolutionärem, deshalb finden wir auch bei der Dichterin des großen Staatspreiſes ebenſowenig wie bei Verwey ein wirkliches Liebesgedicht. Um ſo erfreulicher iſt daher eine Erſcheinung wie Koſter. Der größte Teil ſeiner Gedichte beſteht — leider! — ebenfalls aus Sonetten. Ich weiß nicht, was die neueren holländiſchen Dichter dazu treibt, immer von neuem zu dieſer dem germaniſchen Empfinden eigentlich fernliegenden und allzu leicht den Eindruck des Gekünſtelten machenden Dichtungsform zu greifen. Thatſache iſt, daß dieſe Sonettenwut die ganze jüngere Dichtergeneration Hollands ohne Ausnahme beherrſcht. Vielleicht iſt hierin das Vorgehen Pol de Monts von weitgehendem Einfluß geweſen, welcher, der erſte Verskünſtler ſeines Landes, mit Vorliebe die ſchwierigſten Metren ſich wählte und jedes Gedicht womöglich mit einer ſelbſtgefälligen Abhandlung über das angewendete Versmaß begleitete. Wie ſehr die holländiſche Poeſie durch dieſen Formalismus gewonnen hat, habe ich bereits früher betont. Wenn man hierin nur nicht zu weit gehen und wieder einfachere, der lyriſchen Dichtungsart angepaßtere, natürliche Metren wählen wollte! Koſter beherrſcht allerdings Sprache und Form dermaßen, daß ſeine Sonette durchaus nicht den Eindruck des Gekünſtelten machen. Seine Verſe leſen ſich flüſſig und angenehm, wie die weniger Dichter, die Tiefe ſeiner Empfindung und die Zartheit ſeines Ausdrucks, der doch nicht der Glut entbehrt, ſowie auch ein leiſer Hauch von Melancholie, der ſeine Gedichte durchzieht, erinnern zuweilen an Helene Swarth.

Von den in drei Bändchen erſchienenen Gedichten von J. Winkler Prins, „Sonnetten“, „Zonder Sonnetten“ und „Liefdes Erinnering“ hat T. Pluim für das unter Redaktion von Pol de Mont bei E. & Ch. Jacobs in Antwerpen herauskommende Sammelwerk „Onze Nationale Letterkunde“ eine allerdings recht dürftige Blumenleſe veranſtaltet, die aber doch erkennen läßt, daß Winkler Prins unter den gegenwärtigen holländiſchen Dichtern eine erſte Stelle zuzuſprechen iſt. Winkler Prins iſt der Naturſchilderer par excellence. Hierin liegt ſeine Hauptſtärke. Das rein lyriſche, das z. B. den vortrefflichen Naturmalereien von Helene Swarth anhaftet, liegt ihm fern; während die Dichterin die Natur Stimmung erzeugend auf ſich einwirken läßt und uns in dieſer Stimmung ein Gemälde liefert, in das ſie ihr eignes Empfinden hineingetragen hat, betrachtet Winkler Prins die Natur vollkommen objektiv, mit dem ruhigen Auge des Malers, unbeeinflußt von ſeiner Augenblicksſtimmung. Deshalb wirken ſeine Naturſchilderungen unmittelbarer, in dem Leſer eine eigne, nicht nachempfundene Stimmung erzeugend. Namentlich die Sonette ſind in dieſer Beziehung unübertrefflich.

Vosmeer de Spie, Een Passie. (Amſterdam, D. Buys.) Ein unſittlicher

Roman! Sechs holländische Verleger haben dieses Votum abgegeben und dem Autor, wie dieser in der Vorrede erzählt, sein Werk wieder zurückgeschickt. Ein unsittlicher Roman! Wie wunderbar sein muß doch das Moralitätsgefühl dieser holländischen Biedermänner entwickelt sein! Ich habe mich vergebens bemüht zu ergründen, worin eigentlich die Unsittlichkeit dieses Romans bestehen soll. In Deutschland würde er unbeanstandet passieren, selbst der in puncto morum zartbesaitetste Staatsanwalt würde kaum in sittlicher Entrüstung aufflammen. Glücklicherweise ist die holländische Kritik weniger skrupelhaft. Selbst das vornehmste Litteraturorgan Hollands „De Gids“ (Der Führer) thut den Ausspruch, daß es, wenn es vor die Aufgabe gestellt sei, die Bücher in sittliche und unsittliche zu scheiden, dem vorliegenden Roman noch „ein bescheidenes Plätzchen“ unter den sittlichen anweisen würde. Hier ist der Inhalt des Romans: Ein junger Mann aus bürgerlicher Familie, Comelis Verbruggen, der ganz unter der Obhut und dem Einfluß seiner Mutter aufgewachsen ist, ist lange Zeit keusch geblieben. In seinem romantischen Gemüt macht er sich ein Liebesideal zurecht, welches mit der Wirklichkeit nichts zu thun hat. Da begegnet er einer Schauspielerin, Ida Munck, der er sich mit all der Kraft seiner plötzlich erwachten Sinnlichkeit hingiebt. In ihr glaubt er das Ideal, das er sich von der Liebe gemacht hat, verwirklicht zu sehen. Aber sie ist keiner tieferen Liebe fähig, sie liebt allein ihre Kunst, für sie ist er einer der vielen, mit denen sie zu spielen gewohnt ist. Hier das leichtfertige Weib, dort der Mann mit seiner starken, eben erst erwachten Leidenschaft, die in seinem Gemüts- und Empfindungsleben eine vollständige Umwälzung hervorruft, ihn zu jeder klaren Überlegung, zur Erfassung der Wirklichkeit unfähig macht und in dieser Verworrenheit seiner Empfindungen und Gedanken sein tragisches Ende herbeiführt — diesen Gemütszustand wiederzugeben, hat sich der Verfasser zur Hauptaufgabe gemacht. Schon durch den Untertitel „Analyse van een Gemoedstoestand“ deutet der Autor an, daß er seinen Roman als einen psychologischen aufgefaßt wissen will. Es ist ein großes Wagnis, bei einem Erstlingswerk das Hauptgewicht auf das psychologische Moment zu legen. Auch der vorliegende Roman ist durchaus nicht einwandsfrei. Manches widerspricht sich, die psychologischen Konsequenzen sind nicht immer scharf durchgeführt, aber als Ganzes betrachtet, ist der Roman ein so frisches, siegfreudiges Werk, legt von einem so starkgemuten, entwickelungsfähigen Talente Zeugnis ab, daß man sich des Autors herzlich freuen und seinen weiteren Schöpfungen mit vollberechtigten Hoffnungen entgegensehen kann.

Dr. Paul Raché.

Vermischtes.

Die Verlagsbuchhandlung von Fried & Komp. in Berlin kündigt ein Unternehmen an, das, wenn die Ausführung dem Plane entspricht, der Sympathien aller Litteraturfreunde sicher ist. Es ist dies gewissermaßen ein Konversations-Lexikon der Weltlitteratur. Nicht eine Litteratur-Geschichte, nicht eine Sammlung von Daten und Biographien, sondern die Weltlitteratur selbst in ausführlichen Inhalts-Angaben. Was kein Konversations-Lexikon bis jetzt geboten, ein Nachschlagewerk über den Inhalt der gesamten Weltlitteratur, aus dem man sich schnell und eingehend über den Inhalt eines hervorragenden aber entlegenen Schriftwerkes orientieren Unbekanntes ergänzen, Vergessenes zurückrufen, Streitiges feststellen kann, das soll das neue auf 4 billige umfangreiche Bände berechnete Unternehmen bieten.

Der erste selbständige Teil ist für den

nächſten Monat angekündigt unter dem Titel: „Die Theaterſtücke der Weltlitteratur, ihrem Inhalt nach wiedergegeben“ (800 — 1000 Druckſeiten ſtark zum Preiſe von 2—3 Mark).

Die Verleger hoffen durch dieſes eigenartige Handbuch eine große Lücke auszufüllen und einem Bedürfnis entgegen zu kommen. Das Unternehmen ſcheint ſo recht für unſer ſchnelllebiges, maßlos produzierendes Zeitalter beſtimmt, wo es längſt zur phyſiſchen Unmöglichkeit wurde, Alles geleſen zu haben. Hier ſoll das neue Werk eingreifen. Es kann natürlich nicht alles erſetzen, aber aushelfen. Alſo ein Nachſchlagewerk von äußerſter Brauchbarkeit. Wir werden ſehen. M. G. C.

„Parvenu Napoleon“. Aus den Erfurter Napoleontagen 1808 bringt die „Voſſ. Ztg.“ u. a. folgende Erinnerungen: War es nicht in Erfurt, wo der Herzog von Gotha bei der Tafel in ſtummes Anſtaunen verſunken, von Napoleon gefragt wurde: „Eh bien, Monsieur de Gotha, Sie leben wohl von der Luft?“ und begeiſtert antwortete: „O nein, Sire, von den Strahlen der Sonne!“ Es war in Erfurt, wo kein deutſcher Fürſt wußte, was die „goldene Bulle“ geweſen iſt und der König von Württemberg ſie alles Ernſtes zu den Reichs-Inſignien rechnete, bis Napoleon lächelnd berichtigte: „Die goldene Bulle, ſo nannte man die Urkunde, durch welche auf dem Reichstage zu Nürnberg 1356 Karl IV. die Beſtimmungen der Kaiſerwahl und die Rechte der Kurfürſten feſtſtellte!“ Staunen ringsum! Endlich ermannt ſich der Zar: „Aber wann und wo haben Ew. Majeſtät dieſe glücklichen Studien gemacht?“ — „Zu Brienne, als der Fähnrich Bonaparte ſich um das Patent eines Unter-Lieutenants bewarb!“ (Der „Parvenu“ hat eben etwas mehr ſtudieren und lernen müſſen, um Kaiſer zu werden, als andere, denen die Krone in die Wiege gelegt wurde.) Und als der Schauſpieler Talma im „Oedipus“ als Philoktet die Worte ſprach: „Die Freundſchaft eines großen Mannes iſt eine Wohlthat Gottes,“ da bückte ſich der Zar Alexander, der Selbſtherrſcher aller Reußen, auf Napoleons Hand, als ob er ſie küſſen wollte und rief: „Dies habe ich nie in meinem ganzen Leben tiefer empfunden, als in dieſem Augenblicke!“ — — Moral: Deutſchlands tiefſte Erniedrigung war das Ergebnis der geiſtigen Verblendung und moraliſchen Verkommenheit von Oben und von Unten. War's und wird's wieder ſein, wenn die Zeit erfüllet iſt. Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. —

Das Chriſtentum und die Religion der Liebe. Ein Votum in Sachen der Zukunftsreligion von Th. Schultze, Oberpräſident a. D. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1891.)

Das iſt eine Schrift, die gewaltig in die religiöſe Zeitbewegung greift! Hier wird offen geſagt, was gelehrte Männer wiſſen, aber aus verſchiedenen Rückſichten zu ſagen vermeiden: Die Fundamente des chriſtlichen Glaubens ſind von der modernen Philoſophie, Naturwiſſenſchaft und hiſtoriſchen Kritik längſt nach allen Richtungen hin untergraben. Auf diejenige Geſchichte des jüdiſchen Altertums, welche in unſern Schulen als heilige oder bibliſche Geſchichte gelehrt wird, paßt der Ausdruck Fontenelles: l'histoire c'est une fable convenue. Die Reden und Handlungen Jeſu haben ſich durchweg innerhalb des allgemeinen Vorſtellungskreiſes und der allgemeinen Denkungsweiſe ſeiner Volks- und Zeitgenoſſen bewegt. Die Erinnerung an ſeine Perſon und ſeine Schickſale würde in kurzer Zeit erloſchen ſein, wenn nicht nach ſeinem Tode einer aus der Zahl der vielgeſcholtenen Phariſäer durch einen zu-

fälligen Umstand bewogen worden wäre, sich ganz selbständig zu seinem Apostel aufzuwerfen. Diese und andere Sätze werden von dem gelehrten Verfasser so überzeugend begründet, daß er uns in fortwährender Spannung erhält. Seine Schrift wird jedenfalls eine große Anzahl von Lesern finden, denn die religiöse Frage steht auf der Tagesordnung, ein Zeichen der Zeit, das mit Freuden begrüßt werden muß. H. S.

Wir sind wiederholt angegangen worden, über die Monatsschrift „Das XX. Jahrhundert" (Lüstenöder in Berlin) einige empfehlende Worte zu sagen. Es wird uns schwer, diesen Wunsch zu erfüllen, wenn wir sehen, wie viel phrasenhaftes Wortgepränge sich als Ausdruck kernigen deutschen Selbstbewußtseins glaubhaft machen will, es wird uns aber geradezu unmöglich, lobend für das „XX. Jahrhundert" einzutreten, so lange es im widerlichsten Witzelton die ignobelste Semitenhetze betreibt und nur Haß und Bosheit hat, wo die wahre Bildung strengstens auf Sachlichkeit des Inhalts und Vornehmheit der Form dringen muß mit Ausschluß aller gefühlsmäßigen Übertreibung und parteilichen Voreingenommenheit. Die Berechtigung, die Eigenart semitischen Sonderwesens zu analysieren, die Gefahren jüdischer Oberherrschaftsbestrebungen zu beleuchten, die Rassenfrage im modernen Kulturleben vom Standpunkte der Wissenschaft wie der Politik nach allen Seiten zu untersuchen, wird von niemand geleugnet. Die Art aber, wie das „XX. Jahrhundert" von dieser Berechtigung Gebrauch macht, ist durchaus zu verdammen, denn sie ist unmenschlich, undeutsch und unnütz. M. G. C.

Über Hermann von Helmholtz, den großen deutschen Gelehrten, bringt anläßlich dessen siebzigster Geburtstagsfeier Findels „Leuchte" eine kurze Betrachtung, die wir gern einem weiteren Leserkreise nach der Zeitschrift „Lichtstrahlen" (welche sonst den uns antipathischen Standpunkt des brutalsten Materialismus in allen höheren Lebens- und Erkenntnisfragen vertritt) vorlegen: „Es ist sonst nicht unsere Gepflogenheit, über Geburtstage hervorragender Personen zu berichten. Wenn wir bei Helmholtz eine Ausnahme machen, so geschieht dies in Anbetracht seiner großartigen Verdienste um die Wissenschaft. Von rastlosem Eifer getrieben, über weltumfassende Kenntnisse verfügend, hat er sowohl auf physiologischem, wie auf physikalischem Gebiete gleich fruchtbar und bahnbrechend gewirkt. Beide Wissenschaften haben ihm Fortschritte zu danken, die zuvor niemand ahnte. Sein unermüdliches Forschen hat so manches Dunkel im Walten der Natur mit hellstem Licht erfüllt, von manchem Geheimnis des Lebens den Schleier gezogen. Damit entwand er zugleich dem religiösen Köhlerglauben eine Stütze nach der anderen. Sein scharfer Geist durchspähte die letzten Schlupfwinkel, in welche sich der Gotteswahn hätte flüchten können. Die Ergebnisse seiner Forschungen lehren, daß die Natur keines Gottes bedarf, daß in ihr keine übernatürlichen Kräfte wirken. Und was seine Verdienste um so folgenreicher macht: er verfügt über eine populäre, fesselnde Darstellungsgabe, welche auch dem Laien das Verständnis seiner Schriften ermöglicht. Damit ist schon gesagt, welche Bedeutung dem greisen Forscher im Streben nach Volksaufklärung gebührt. In Wort und Schrift hat er dafür gewirkt, die Wissenschaft dem Volke mundgerecht und nutzbar zu machen. So wird es verständlich, warum Helmholtz seitens der pfäffischen Dunkelmänner und Rückwärtser mit scheelem Auge betrachtet wird. In der That: Wie armselig erscheinen neben ihm die Theologen und Kirchengelehrten. Helm-

holtz hat der gesamten Menschheit unschätzbare Dienste geleistet .... Wie sehr aber auch Helmholtz den lichtscheuen Elementen unbequem sein möge — jeder Freund des geistigen Fortschrittes, jeder Mitkämpfer im Dienste der Volksaufklärung wird dem selbstlosen Forscher an seinem siebzigsten Geburtstage gewünscht haben, daß er noch recht lange wirken möge."

„Der Kampf der Geschlechter". So lautet der Titel einer einbändigen Studie (178 S.) aus dem Leben für das Leben von Franz v. Nemmersdorf (Leipzig, Max Spohr, Preis 2 M. 40 Pf.). Das Werk gliedert sich in folgende Kapitel: Das Geschlecht — Die Liebe — Die Ehe — Die Prostitution — Krieg im Frieden, ohne rotes Kreuz — Schlußworte. Ein Kampfbuch ersten Ranges, in einem geharnischten Stile geschrieben, lauter kurze, knappe Sätze wie dröhnende Schwerthiebe, Gedanken-Kolonnen von überwältigender Logik, im Sturmschritt einhermarschierend, um alles über den Haufen zu rennen, was Prüderie, Halbbildung, soziale Affenkomödie, schöngeistige Flohtheatralik, weltliche und geistliche Herrschsucht seit Jahrhunderten zur Abwehr vor der Festung der Lüge über das Geschlechtsleben der Menschen aufgetürmt. Ein Kampfspiel sondergleichen. Man hat nicht genug Augen und Ohren, um alles auf einmal zu erfassen, noch weniger, um sofort zu kritisieren. Also mag der Tanz vorerst weitertoben! M. G. Conrad.

Wider die Sozialdemokratie. Eine Streitschrift von Otto Fleischmann. Kaiserslautern und Leipzig bei J. J. Tascher (A. Gevle). Preis M. 2,—. Der in der wichtigsten Frage der Gegenwart gründlich orientierte Verfasser tritt hier vom Standpunkte des Christentums aus der Sozialdemokratie entgegen. Er bekämpft nicht etwa den Arbeiter und dessen berechtigte Bestrebungen zur Verbesserung seiner Lage, aber er tritt mit scharfem Wissen schonungslos dem Materialismus entgegen, welcher sich der ganzen Bewegung bemächtigt hat und dieselbe zu seinen Zwecken auszubeuten, in seinem Sinne zu leiten sucht. In zwölf Kapiteln weist der Verfasser überzeugend nach, wie auf allen Lebensgebieten diese materialistische Weltanschauung durchbricht und wie dieser unsere gesamte Kultur und Gesellschaftsordnung mit Untergang bedrohenden Bewegung nur durch die idealen Prinzipien des Christentums mit Erfolg begegnet werden kann. Was diese Bekämpfung der Sozialdemokratie vor Schriften ähnlicher Art besonders auszeichnet, ist zweierlei: Einmal stellt sie sich nicht auf den Standpunkt eines Spezialfaches, sondern sie beleuchtet jene Bewegung von allen Seiten, sie giebt ein dem Beschauer notwendiges Gesamtbild der Partei, ihrer Bestrebungen und Ziele. Zum andern beleächtet sie dieselbe nicht an der Oberfläche, in ihrer äußeren Erscheinung, sondern sie sucht überall ihre Wurzeln und macht auf diese Weise allein eine gründliche Bekämpfung möglich. So gelingt es am leichtesten, die nötigen Mittel anzugeben, wie der gefährlichen Bewegung unserer Tage mit Erfolg entgegengetreten und durch zweckmäßige Reformen der gegenwärtige Staat erhalten werden kann.

Arba Kanfos, ein Sendschreiben an Bischof Dr. Korum über den heiligen Rock von Trier von Dr. Paulus Cassel. (Berlin 1891, R. Bolls Verlag.) Der Autor beleuchtet hier in ernster gehaltvoller Weise die soziale Bedeutung der Ausstellung des heiligen Rockes. Seine scharfe Kritik der Kirchenpolitik geht von dem sittlichen Schaden aus, den solche Reliquien-Ausstellungen stets zur Folge gehabt haben. Von konfessionellem Haß und Verletzung des ka-

Digitized by Google

tholiſchen Kultus iſt in der Broſchüre keine Spur enthalten. Durch gelehrte originale Forſchung über die evangeliſche Stelle des Johannes, über eine Parallele mit Buddha und ſeine Reliquien erhebt ſich die Schrift zu einer für die Wiſſenſchaft bedeutungsvollen Arbeit.

Auf ein neues verdienſtvolles Unternehmen zur Populariſierung der Litteratur erlauben wir uns hiermit unſere Leſer aufmerkſam zu machen. Es iſt dies Ottmanns Bücherſchatz, eine Sammlung ausgewählter Werke zeitgenöſſiſcher Schriftſteller, welche in wöchentlichen, einzeln käuflichen Bänden erſcheint, deren Preis ein wahrhaft fabelhaft billiger iſt. Bis jetzt ſind erſchienen: Wildenradts „Leonore" (Preis 40 Pf.), Amyntors „Cis moll-Sonate" (Preis 60 Pf.), Nordaus „Paradoxe" (zwei Teile à 60 Pf.), Bertz' „Glück und Glas" (1 Mk.), Heibergs „Höchſte Liebe ſchweigt" (40 Pf.), Wachenhuſens „Geopfert" (80 Pf.). Es iſt nur zu hoffen und zu wünſchen, daß im Intereſſe des bücherkaufenden Publikums dieſes Unternehmen einen guten und erfreulichen Fortgang nimmt, damit auch dem Minderbemittelten die Anſchaffung einer guten Bücherſammlung ermöglicht wird. Die Ausſtattung der bis jetzt erſchienenen Bände iſt gediegen, Druck und Papier bedeutend beſſer wie das der bekannten billigen Univerſal-Bibliothek.

Die didaktiſche Poeſie. Ihr Weſen und ihre Vertreter. Von Rudolf Eckart. (Nörten 1891. Selbſtverlag des Verfaſſers.) Dies kleine Werk enthält eine klare wiſſenſchaftliche Abhandlung über die verſchiedenen Formen des Lehrgedichts, der Fabel, Satire, Parabel, des Epigramms ꝛc. und eine mit ſehr großem Fleiß zuſammengeſtellte Liſte aller derjenigen deutſchen und außerdeutſchen Dichter, welche ſich jemals in dieſer Form der Poeſie verſucht haben, mit Angabe der betreffenden Werke.

Zu Bierbaums „Ibſen auf der Flucht" im vorigen Heft der „Geſellſchaft" erhalten wir von „treuer Hand" folgende Zuſchrift: „Luſtigkeit iſt immer gut, ſofern man zureichenden Grund dazu hat. Auch Ibſen kann unter Umſtänden ein Motiv zur Luſtigkeit ſein. Ich ſehe keine Sünde darin. Das Fluchtbild jedoch, wie es Bierbaum gezeichnet, erinnert ein wenig an die bildlichen Darſtellungen zu den „rätſelhaften Inſchriften" in den Fliegenden Blättern, und Bierbaums Gloſſentext ſtreift gleichfalls dieſe Art von Rätſel-Litteratur. Eine „Bewegung der Jugend, wie es die unſere iſt" — jubelt Bierbaum. Und dann immer wieder „uns" und „unſer". Damit iſt offenbar auf eine Elite junger Götter angeſpielt. (Sie, Herr Doktor, gehören nicht dazu, Bierbaum konſtatiert ausdrücklich Ihren ungöttlichen „Bauch".) Bierbaum wird nun wohl Namen und Adreſſe und Thaten dieſer Auserwählten kennen, deren „Ideal Ibſen nicht iſt". Er wird den Petrusſchlüſſel des poetiſch-philoſophiſchen jungen Götterhimmels vielleicht ſelbſt in Verwahrung haben. Könnte er uns anderen nicht den Gefallen thun, ein wenig aufzuſchließen und uns einen Blick hineinthun zu laſſen, damit wir auch Namen, Art und Werk derjenigen erfahren, die noch ſo jung und ſchon ſo hoch über Ibſen erhaben ſind? U. A. w. g." — Herr Otto Julius Bierbaum wird nicht verfehlen, der geſchätzten „treuen Hand" bei erſter Gelegenheit mit ſeinen Aufſchlüſſen an die Hand zu gehen. —

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Dritter offener Brief an die Deutsche Nation.

Von M. G. Conrad.

(München.)

In einem Militärreiche wie dem unſerigen und in Zeitläuften wie die jüngſtvergangenen, gegenwärtigen und nächſtfolgenden bleibt die ultima ratio unſerer regierenden Herren ein Appell an die Knochen der Landeskinder, d. h. an die Knochen einer Million Männer von zwanzig bis fünfundvierzig Jahren.

Denn die europäiſchen Völker, denen wir anzugehören die Ehre und das Glück haben, leben in ſtändiger Kriegsbedrohung höchſt unbrüderlich bei einander.

Die ultima ratio im Frieden, d. h. ſo lange die Flinten nicht ſchießen, die Säbel nicht hauen, die Lanzen nicht ſtechen, die Kanonen nicht Feuer und Verderben ſpeien, bleibt der ununterbrochene Appell unſerer regierenden weltlichen und geiſtlichen Herren an das Gehirn und Sitzfleiſch unſerer Landeskinder, die vom zarteſten Alter an ſchulzwangsweiſe eingezogen und unter der ſtaatlichen Pädagogik-Fuchtel gehalten werden bis zum Eintritt der Militärpflicht-Reife, ſo daß die Schule recht eigentlich nur als Vorſtufe zur Kaſerne angeſehen werden und der deutſche männliche Menſ... von ſeinem 6. bis 45. Jahre als ſtaatlich gedrilltes und überwachtes . . mit Gehirn, Blut und Knochen in Anſpruch genommenes Regierungskulturprodukt gelten kann.

Damit habe ich eine Thatſache berührt, auf die noch wenig aufmerkſam gemacht worden iſt, nämlich die Art und Weiſe, wie einzig und allein um der Berechtigung zum einjährigen Militärdienſt willen das ganze höhere Unterrichtsweſen im Deutſchen Reich in aller Stille zu einer

Reichssache gemacht und einheitlich gestaltet worden ist und zwar — ohne Beispiel in der Kulturgeschichte — nicht von einem Reichsunterrichtsminister, sondern recht eigentlich vom preußischen Kriegsministerium. Damit hat der führende Staat bei etwaigen Schulreformen, die ja auch einmal nicht aus bloß militärischen, sondern mehr pädagogischen Ursachen und Zielen in Angriff genommen werden können, das wertvolle Mittel gewonnen, von Reichswegen die etwa widerstrebenden Einzelstaaten des Bundes zur beschleunigten Nachfolge zu — überreden.

Auf diese interessante Thatsache, die wir dem modernen Militarismus verdanken, verweisen an einer etwas gedeckten Stelle die vor Kurzem erschienenen „Erinnerungen des weimarischen Staatsministers Stichling", worin sich folgende bemerkenswerte Geständnisse befinden S. 136 u. ff.:

„In meiner Wirksamkeit auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens habe ich es nie zu voller innerer Befriedigung bringen können, und zwar aus dem Grunde, weil ich um äußerer Umstände willen, die ich nicht zu überwinden vermochte, die Einrichtungen in unserem Lande doch nicht ganz so treffen konnte, wie ich es für das Nötigste hielt. Ein kleiner Staat, wie der unserige, kann auch im Unterrichtswesen nicht sein eigenes System aufstellen und durchführen wollen, wenn er nicht Gefahr laufen will, sich und die Seinigen in der bedenklichsten Weise zu beschränken und zu isolieren. Es gilt dies ganz besonders von den höheren Lehranstalten, Gymnasien und Realschulen, über deren Lehrziele, Lehrpläne und sonstige innere Einrichtung im Wege der Vereinbarung unter sämtlichen deutschen Regierungen des neuen Reiches ganz bestimmte Vorschriften mit Zugrundelegung der bisherigen preußischen aufgestellt wurden, und zwar — da ja das Unterrichtswesen nicht zur Kompetenz des Reiches gehört — aus keinem anderen Grunde als einem militärischen, nämlich um sämtliche höhere Unterrichtsanstalten auf gleichen Fuß zu setzen behufs der Festsetzung und Gewinnung gleichmäßiger Unterlagen für die Beurteilung der Frage: ob die Vorbildung des einzelnen Militärpflichtigen in den verschiedenen deutschen Territorien ihn zu dem einjährig-freiwilligen Militärdienst befähige. War dies Hereinziehen der ganzen großen Frage der Einrichtung des höheren Schulwesens in die Fragen der Militärverwaltung an sich ein Mittel, das unverhältnismäßig bedeutungsvoll gegenüber dem ohnedies sehr fremdartigen Zwecke war, so war es zugleich von der nachteiligsten Einwirkung auf das innere Leben der meisten höheren Unterrichtsanstalten, namentlich der Gymnasien, indem es in dieselben, um jenen militärischen Vorteil zu erlangen, eine Menge junge Leute zog, die seither ihnen fern geblieben waren, nun aber diese Anstalten überschwemmten und in ihnen ein sprödes Material,

einen hemmenden Ballast bildeten. Aber die ganze innere Einrichtung des höheren Schulwesens, mit allen den wichtigen Fragen, die sie enthält, war auf diesem ungewöhnlichen Wege, man möchte sagen unvermerkt und über Nacht, zu einer Reichseinrichtung geworden, an der der Einzelstaat nichts ändern kann, so zweckmäßig dieses ihm auch erscheinen mag. Ich, meines Teils, kann mich keineswegs für alle Einrichtungen unseres deutschen höheren Schulwesens begeistern: ich halte insonderheit und beispielsweise die Lehrziele der Gymnasien und Realschulen erster Ordnung für unnötig hoch gesteckt, da es nicht darauf ankommt, wie groß das Quantum der erworbenen Kenntnisse ist, sondern darauf, wie der Schüler zu denken und zu arbeiten gelernt hat, — und wird dagegen, meiner Ansicht nach, die körperliche Kräftigung nicht genug bedacht. Aber der Einzelstaat wird auch hierin wider seine bessere Einsicht mit fortgerissen von der Gesamtheit, der er nicht zu widerstehen vermag."

Natürlich vermag er nicht zu widerstehen, der kleine Einzelstaat, dem Zug und Druck des führenden Großstaates, schon aus einem rein physikalischen Gesetze nicht.

Der Militarismus umschlingt nicht nur wie ein eisernes Band die Leiber der deutschen Staaten und Stämme, er zwingt auch die deutschen, unter einander meist so widerhaarigen, Geister zur Einigung und Vereinheitlichung.

Der moderne Militarismus ist der große, selbstherrliche Schulmeister von Gottes Gnaden, der einzige und wirkliche Präzeptor deutscher Nation

In der preußischen Felddienstordnung, der modernen nationalen Bibel aller wehrfähigen Mannen des Reiches, steht wie mit Eisen in Blut geschrieben:

„Die Manneszucht bildet den Grundpfeiler der Armee, die Vorbedin„gung für jeden Erfolg und muß für alle Verhältnisse mit Energie be„gründet und erhalten werden."

Der kürzlich verstorbene General v. Bronsart erzählt in seiner letzten Schrift, Kaiser Wilhelm I. habe ihm einst die Broschüre gegeben, welche der Erzherzog Johann von Österreich (der spätere Johann Orth) über die Frage „Drill oder Erziehung" nach einem in Linz gehaltenen Vortrag veröffentlicht habe; der alte Kaiser Wilhelm habe dabei bemerkt, seine Kritik des erzherzoglichen Vortrags habe er auf dem Titelblatt angebracht. Er hatte nämlich das Wort „oder" durchstrichen und dafür „und" hingeschrieben.

Drill und Erziehung!

Dadurch hat der preußische Armeedienst seine strenge Form gewonnen,

daß über der Erziehung zu soldatischer Gesinnung der Drill, d. h. die mechanische Dressur nicht vernachlässigt wurde. Anfänglich mag diese äußere Abrichtung ja wohl mehr einem Zurechtschinden als allem andern geähnelt haben. Es hat auch nicht an empfindsamen Leuten gefehlt, welche mit der Verurteilung des derben Drillsystems schnell bei der Hand waren. Weil sie selbst ihre romantischen Sentimentalitäten nicht los werden konnten, sollte die wehrpflichtige Mannschaft auch mit Sentiments und Schonung in den Wehrdienst eingeführt und zum Kriege geschickt gemacht werden. Das giebt's aber gar nicht. Den Volksmassen, aus Stadt und Land und den denkbar verschiedensten Lebensstellungen zusammengetrommelt, darf man nicht mit Gefühlen kommen, das imponiert ihnen nicht. Um ihnen den sicheren Besitz der soldatischen Formen und Fertigkeiten nebst dem unerschütterlichen Glauben an die dazu gehörige Staatstheorie beizubringen und sie zu opfermutigen und widerspruchslosen Werkzeugen des überlieferten Staatsgedankens zu machen, der für alles und jedes seine unverrückbaren Visirlinien zieht, giebt es überhaupt keine geeignetere Methode, als die von Preußen jetzt auf das ganze Reich übertragene.

Uniform ist Negation des Individualismus. Darüber ist nicht hinauszukommen; sie ist sogar noch mehr, sie ist Negation des Individuums schlechtweg in jedem Ernstfall. Trotz aller reservatrechtlichen Verklausulierungen und formalistischen Vorbehalte ist mit dem preußischen Uniformstypus und der preußischen Methode der preußische Geist in allen Stücken der herrschende im Reiche geworden. Die Nüancierung nach den einzelnen Stämmen und Kleinstaaten wird nach einem natürlichen Gesetz sich von Jahr zu Jahr mehr verwischen, das preußische Muster wird von den Nichtpreußen sogar noch überboten und die vollendete Verpreußung aller zum reichsdeutschen Heerverbande Gehörigen — und das sind alle gesunden Reichsbürger vom 17. bis 45. Lebensjahre — wird als Erweis einer normalen Bildungsbefähigung für Hoch und Niedrig gelten. Dagegen kommt kein partikularistischer oder individualistischer Protest auf, daß die von der gesamten deutschen Volksmasse in so langer militärischer Erziehung und Abrichtung empfangenen Eindrücke und Begriffe sich naturgemäß durch Vererbung in ihrer Kraft steigern. Ob dabei alles innerlich echt ist, kommt zunächst gar nicht in Frage. Unzweifelhaft wird die triumphierende Form mit der Zeit auch den rebellischsten Geist bändigen. Bändigung, das bleibt in erster Linie die Hauptsache. Damit wird die zukünftige Kultur, wie sie von Wissenschaften und Künsten erarbeitet und dem Staate zur Verfügung gestellt wird, von selbst ein neues Antlitz bekommen, denn die Seelen eines Militärreiches von der rücksichtslos strengen Verfassung

des deutschen müssen mit zwingender Gewalt sich von den herrschenden Ideen sättigen lassen, bis sie die dem Staatsprinzipe entsprechende Artung gewonnen haben. Man sagt Mannszucht und übt das Zuchtrecht über das gesamte Geistes- und Gemütsleben des vereinigten Volkes in Waffen. Das ist der tiefere Sinn der Stelle in der preußischen Felddienstordnung: „Die Mannszucht ... muß für alle Verhältnisse mit Energie begründet und erhalten werden". Die Mannszucht fordert nicht bloß unbedingten Gehorsam, sie zwingt auch in politisch-sozialen, moralischen, religiösen, wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Dingen den Mann in den Bann der offiziellen Urteile, der autoritativen Denkweise.

Der so gestaltete moderne Militarismus wird sich für die Kultur-Psychologen zu einem interessanten Experimente auswachsen. Genau hingesehen, stehen wir schon mitten in diesem Experimente, wie der Militarismus den Geist der Nation beim Schopf zu fassen und ihn in seinen litterarischen und künstlerischen Lebens-, d. h. Fortbildungsäußerungen dem soldatischen Dienstreglement zu unterwerfen sucht.

Ich erinnere nur an den Fall Egidy. Der Oberstlieutenant der sächsischen Husaren M. v. Egidy fühlte das geistige Bedürfnis „Ernste Gedanken" über sein und seiner Mitbrüder in Christo religiöses Leben und Streben zu schreiben. Seine Schrift war eine hohe Gewissensthat, ein leuchtendes Zeugnis deutscher Wahrhaftigkeit. Wie stehen wir zu Christo? fragte er laut vor allem Volke und antwortete darauf wie ein Held nach seiner lautersten Überzeugung.

Und damit hatte er seine Stellung als aktiver Offizier verwirkt. Er mußte seinen Abschied nehmen. Im alten christlichen Deutschland, im Land der Dichter und Denker, im Jahre des Heils 1890 nach Christi Geburt. Der moderne Militarismus gestattet seinen Angehörigen keine öffentlichen Religionsgespräche, keine schriftliche Gewissenserforschung. Das religiöse Bekenntnis, der religiöse Kultus, die religiöse Überzeugung sind für den Offizier dienstmäßig festgelegt. Was darüber ist, das ist vom Übel. Unstatthaft. Verboten.

Ja, wir sind im Militär-Kultur-Experiment mitten drin, und die Völkerpsychologen der Zukunft können sich freuen, es wird ihnen nicht an Stoff gebrechen, wenn sie sich über das neue und neueste Deutschland hermachen. Das Herz Europas, wie wir früher unser Vaterland in den Geographiestunden so stolz bescheiden vom Lehrer nennen hörten, wird ihnen kuriose Überraschungen bereiten.

Und ein Jahr später, nachdem Egidy seine Volksgenossen gefragt: Wie stehen wir zu Christo? trat in der deutschen Kunststadt München, in dem

weitberühmten königlichen Isarathen ein Häuflein jüngerer Schriftsteller und Künstler zusammen und that die laute Frage: Wie stehen wir zu Dichtung und Kunst in dem höheren Sinne, den der moderne Geist damit verbindet, und wie dünkt dich, Volk, die Aufgabe, modern-schöpferisches Leben in allen Gesellschaftskreisen mit Eifer und Kraft zu verbreiten? Und als Antwort ward die „Gesellschaft für modernes Leben" in München begründet.

Kaum war jedoch die Gesellschaft bei der Arbeit, da wurde sie von einem großen Teil der Presse mit Lügen, Verleumdungen und Kotbomben überschüttet, die Polizei kam in Ängsten um der Moral willen, die gefährdet sein sollte, und konfiszierte Schriften und Bücher der Gesellschaft, und die Stadtkommandantur befahl ihren Leuten: Ihr sollt nichts gemein haben mit diesen Dichtern und Künstlern — und am 12. Mai 1891 schon sah sich die Vorstandschaft besagter „Gesellschaft für modernes Leben" gezwungen, an das hohe bayerische Kriegsministerium folgende Eingabe zu richten

„Gutem Vernehmen nach soll die hiesige k. Stadtkommandantur eine Art Verrufserklärung gegen die ‚Gesellschaft für modernes Leben' erlassen und ihren amtlichen Einfluß auf graduierte Personen des bayerischen Heeresverbandes wie auf Einjährig-Freiwillige dahin geltend gemacht haben, daß die Mitgliedschaft oder der Besuch der gedachten Gesellschaft, als den militärischen Verpflichtungen und Sitten zuwiderlaufend, mit der Stellung eines Armee-Angehörigen unvereinbar sei, da die Gesellschaft für modernes Leben angeblich auf umstürzlerischem oder sozialdemokratischem Boden stehe.

„Hat es mit diesem Vorgehen der k. Stadtkommandantur seine Richtigkeit, so darf die unterzeichnete Vorstandschaft der G. f. m. L. keinen Augenblick zögern, im Namen der Wahrheit und des Rechts gegen diese willkürliche und irrtümliche Qualifizierung bei der obersten militärischen Landesbehörde energisch Protest zu erheben und die Bitte vorzutragen, es möge von Amtswegen die Sache untersucht und die Möglichkeit herbeigeführt werden, daß die G. f. m. L. gegen die von militärbehördlicher Seite gegen ihre Tendenz und Existenz gerichteten unbegründeten Meinungen und Anschläge im Lichte der Öffentlichkeit sich zu wehren vermag.

„Denn es ist durchaus unwahr, daß die G. f. m. L., wie ihr namentlich von der ultramontanen Presse von allem Anfang an in denunziatorischer Absicht imputiert wurde, auf sozialdemokratischem Boden stehe, umstürzlerische oder sonstwie destruktive Tendenzen verfolge, im Gegenteil: Sie erachtet und giebt sich als staatserhaltendes Element ersten Ranges, indem sie Wissenschaft, Litteratur und Kunst zugleich mit edler Geselligkeit pflegt und im Sinne des modernen Geistes, der heute die Wissenschaften

Digitized by Google

und Künste neubelebend und befruchtend erfüllt, nach besten Kräften versöhnend auf die Gemüter wirkt, die schroffen Klassengegensätze mildert, an öffentlichen Vortragsabenden auch den Minderbemittelten und Mindergebildeten Gelegenheit bietet, an den geistigen Errungenschaften der Neuzeit teilzunehmen und damit der einseitigen und herzertötenden Beschäftigung mit Parteipolitik ein heilsames Gegengewicht zu schaffen.

„Alle Verlautbarungen und Veranstaltungen der G. f. m. L. verfolgen konsequent diesen Zweck, und wenn absichtliche Mißdeutungen und willkürliche kritische Konstruktionen außenstehender und ungenügend Unterrichteter imstande gewesen sein sollten, diesen klaren Zweck irgendwie zu verschleiern oder in der Meinung Leichtgläubiger zu trüben und zu fälschen, so könnte dies bei der relativen Ungewöhnlichkeit unserer Bestrebungen nur dann Verwunderung erregen, wenn selbst hohe Amtspersonen dem vulgären Vorurteil gegen das Neue und Ungewohnte sich geneigt zeigen und irrtümlichen Berichten und Kritiken oder tendenziösen Zeitungsfalschschreibereien ein williges Ohr leihen wollten, ohne den Gegenpart zu hören.

„Was insonderheit jenen dritten öffentlichen Vortragsabend der G. f. m. L. am 20. März 1891 in den Zentralsälen betrifft, der zu der oben angedeuteten Maßregel der Militärbehörde den nächsten Anlaß gegeben haben soll, so sei gleich vorweg folgendes über den Verlauf und Charakter dieses Abends streng wahrheitsgemäß bemerkt:

„Den ersten Vortrag hielt Dr. Panizza über ‚Genie und Wahnsinn'. Unsere Ankläger sollen behauptet haben, der Vortragende habe an einer Stelle in staatsbedrohender Weise den Verbrecher und das Genie auf eine Linie gestellt und verherrlicht. Der Vortrag ist inzwischen in den ‚Münchener Flugschriften' gedruckt erschienen und erweist der authentische Text das an sich Widersinnige und Unglaubwürdige jener Anklage. Den zweiten Vortrag bildete eine Vorlesung Dr. Conrads aus dem Buche ‚Also sprach Zarathustra' von Professor Dr. Nietzsche, dem bekannten Vertreter der Philosophie des Radikal-Aristokratismus und Antisozialismus. In diesem Vortrage soll die gebildete Gesellschaft durchweg als Gesindel behandelt worden sein. Das an sich Widersinnige und Unglaubwürdige dieser Anklage ergiebt sich zur Evidenz, wenn man das betreffende Kapitel ‚Vom Gesindel' bei Nietzsche selbst nachliest; der Vortragende hat kein Wort davon- noch dazugethan. Das Buch ist überall zu haben. Den dritten Vortrag bildete ‚Karl Henckell, ein Dichterporträt' von Hanns v. Gumppenberg. Der Vortragende behandelte seinen Gegenstand rein litterarisch und schaltete Gedichte und Stellen aus Henckells Werken zur Beleuchtung und Charakterisierung ein. Darunter fanden sich naturgemäß auch einige Strophen

sozialpolitischen Inhalts zur Vervollständigung des Dichterbildes. Der Vortrag wurde an dieser Stelle durch einige Pfuirufe unterbrochen, die wiederum durch Klatschen unterdrückt wurden. Beifalls- und Mißfallszeichen waren hier gleicherweise unangebracht, da es sich von Seite des Vortragenden nicht um irgend einen Inhalt, sondern um die Erläuterung der künstlerischen Form und Richtung des Dichters handelte; nicht der Politiker, sondern der Dichter Henckell sollte dem Publikum (es waren an die achthundert Zuhörer anwesend) vorgestellt und verständlicht werden. Dieser Punkt wurde nachträglich noch einmal in einer besonderen ‚Erklärung' in den Münchener Neuesten Nachrichten von der Vorstandschaft der G. f. m. L. nachdrücklichst betont und, um allen Falschdeutungen die Spitze abzubrechen, der reinlitterarische Charakter der Vorträge nachgewiesen.

„Jedoch, wie es in Lessings Nathan heißt: ‚Der Jude wird verbrannt!' Der böse Wille unserer Gegner fuhr fort, diesen Vortragsabend gegen uns auszubeuten.

„Sämtliche Vorstandsmitglieder, bekannt als reichstreu und patriotisch gesinnte Männer, protestieren wie Ein Mann gegen diese falsche Beurteilung ihrer reinen und lauteren Gesellschafts-Bestrebungen. Niemals würden sie ihren Namen oder ihre Hand dazu bieten, auf dem Boden ihrer Gesellschaft irgend welchen parteipolitischen Tendenzen Einfluß auf die von den Modernen am höchsten gehaltene Wissenschaft, Kunst oder Litteratur zu gestatten oder diese zum Deckmantel für uneingestehbare parteiische Umtriebe herabwürdigen zu lassen; als Vorkämpfer modernen Lebens sind sie und können nicht anderes sein als die uneigennützigsten Vertreter des vaterländischen und humanen Geistes in seinen reinsten Ausstrahlungen in Litteratur, Kunst und Gesellschaftswissenschaft.

„Abgesehen von allem übrigen, müßte schon die hohe Ehre, welche München als bahnbrechende Kunststadt im In- und Auslande genießt, die Unterzeichneten zwingen, all' den mehr oder minder versteckten Angriffen gegen die G. f. m. L. mit frei erhobener Stirn entgegenzutreten, da es den öffentlichen Geist und die Kunststellung Münchens beleidigen hieße, sollten so eminent zeitgemäße und staatlich nützliche Bestrebungen wie die der jungen G. f. m. L. durch Denunziationen, Fälschungen und Lästerungen in ihrer lebensfrischen, umfassenden und erfolgreichen Wirksamkeit gehemmt werden dürfen. Anderwärts, wo ähnliche Veranstaltungen ins Leben getreten sind, in Berlin, Wien u. s. w., ist es unerhört, daß Befehdungen, wie sie hier in München gegen uns ins Werk gesetzt werden, ernsthafte Beachtung von Seite der Behörden finden.

„Wir stellen daher an das hohe bayerische Ministerium die ergebenste

Bitte, die k. Stadtkommandantur veranlassen zu wollen, auf Grund unserer Statuten, unserer authentischen Publikationen und sonstiger sicherer Belege und Erweise, die wir beizubringen jederzeit erbötig sind, das gegen die ‚Gesellschaft für modernes Leben' eingeschlagene Verhalten nochmals zu prüfen und die ergriffenen feindseligen Maßregeln zurückzuziehen. Wir können nicht glauben, daß das hohe k. bayerische Kriegsministerium unseren Protest unbeachtet verhallen läßt und die Genehmigung erteilt, daß die geistig so rein und vornehm dastehende, aller Tagespolitik streng abgekehrte ‚Gesellschaft für modernes Leben' mit ihren über 250 Mitgliedern aus den besten künstlerischen, wissenschaftlichen und gewerblichen Lebenskreisen, von irgend einer militärischen Stelle etwa wie die erste beste Sozialistenkneipe betrachtet und behandelt werde."

Die kräftige Eingabe war in den Wind geschrieben.

Der Kriegsminister erklärte, daß er keine Veranlassung habe, gegen die Stadtkommandantur einzuschreiten.

Dr. Oskar Panizza, der sich als Schriftsteller und Mitglied der ‚Gesellschaft für modernes Leben' seines Rechtes wehrte, wurde als Landwehr-Assistenz-Arzt I. Klasse mit schlichtem Abschied aus Charge und Armeeverband entlassen.

Baron Hanns v. Gumppenberg, jeder Zoll ein Adelsmensch von unverfälschter aristokratischer Gesinnung, mit dem blankſten Ehrenschilde als moderner Ritter vom Geiste, wurde wegen Majestätsbeleidigung, begangen durch den Vortrag eines Henckellschen Gedichtes, das unbeanstandet in jeder Buchhandlung zu haben ist, zu zwei Monat Festungshaft verurteilt.

Wie in der Felddienstordnung geschrieben steht: „Die Mannszucht .... muß für alle Verhältnisse mit Energie begründet und erhalten werden". Die Mannszucht — in der Schule, in der Kaserne, in der Religion, in Wissenschaft, Litteratur und Kunst. Die Mannszucht! — Damit, deutsche Nation, können wir uns Gott empfehlen!

Der Feuerstoff.

Von L. Mann.

(Berlin.)

„Sein Name werde nie genannt!" Zu diesem schrecklichen Bannspruch über den Verfasser der vorliegenden Schrift*) haben sich die Zunft-

*) Der Feuerstoff. Sein Wesen, seine bewegende Kraft und seine Erscheinungen in der unorganischen und organischen Welt. Berlin, Verlag von H. Steinitz. 2 Mark.

gelehrten — Mathematiker, Physiker, Chemiker, Mediziner und leider auch die Philosophen — entschlossen, da jedes andere Mittel zur Unterdrückung der Wahrheit zu gewagt erschien; die Ursache der Feindschaft aber ist aus der treffenden Bemerkung eines Rezensenten (Wiener Techniker- und Chemiker-Zeitung, 15. 3. 1890) zu ersehen: „Es ist natürlich, daß der Zopf ganz entsetzt über diese neue Lehre war . . .“ Die dringendsten Aufforderungen zu einer eingehenden Besprechung wurden unter den nichtigsten Vorwänden abgelehnt; erfolglos blieb selbst die in der Vorrede zur letzten Arbeit erhobene Anklage, daß die Gegner, wenn sie die so günstige Gelegenheit zur Widerlegung unserer Anschauungen zurückwiesen, nicht das geringste Interesse an der Aufklärung der Wahrheit besäßen.

Das Totschweigen der Schriften des Verfassers muß umso auffälliger erscheinen, als viele seiner Forschungsergebnisse schon Eingang gefunden haben, ja sogar als große Entdeckungen gepriesen werden. So hatte Verfasser zuerst 1873 in den „Betrachtungen über die Bewegung des Stoffes“ die Hinfälligkeit der damals herrschenden chemischen Hypothesen nachgewiesen und dies mit den die Typentheorie betreffenden Worten begründet: „jedenfalls müßten die kleinen Grundstoffteile als Körper, nicht als Flächen dargestellt werden.“ Daran schloß sich die Entwickelung der eigenen Annahmen, der Tetraëdergestalt der Kohlenstoffatome, der Größe, Form und räumlichen Lagerung der dreidimensionalen Grundstoffteilchen, der Ursache der chemischen Bindungen und Prozesse, sowie von dem Einfluß des Atomaufbaues auf die Erscheinungen. Jetzt haben diese Anschauungen bei vielen Chemikern Anklang gefunden und der wesentliche, die räumliche Lagerung der Atome behandelnde Teil ist bereits unter der Bezeichnung „Stereochemie“ als neueste Theorie angenommen, die Priorität des Verfassers aber völlig verschwiegen worden. Nun steht jedoch dieser chemische Teil in innigstem Zusammenhang mit allen anderen Punkten der neuen Lehre, und da diese sämtliche jetzt herrschende Hypothesen von geheimen Anziehungskräften, Fernwirkungen, Molekularbewegungen, latenter Wärme und potentieller Energie beseitigt, so muß die Einführung des einzelnen chemischen Abschnittes die größte Verwirrung erzeugen.

Auf alle in den letzten zwei Jahrhunderten in die Naturwissenschaft eingedrungenen Irrtümer können wir unmöglich näher eingehen; wir müssen uns an dieser Stelle damit begnügen, die Entstehungsgeschichte der jetzigen Anschauungen kurz zu beleuchten.

Als Proton Pseudos ist die Annahme einer den Körperteilchen selbst innewohnenden und unveränderlichen Massenanziehungskraft zu betrachten: nachdem diese, von Newton selbst als „große Absurdität“ bezeichnete und

Digitized by Google

nur durch Fälſchung ſeiner Lehre entſtandene Hypotheſe einmal Eingang gefunden hatte, hegten die Epigonen kein Bedenken mehr, auch Cohäſion, chemiſche Affinität, magnetiſche und elektriſche Wirkungen, ſowie ſonſtige unerklärbare Eigenſchaften und Erſcheinungen auf anziehende Kräfte zurückzuführen. Natürlich wurde damit jede Hoffnung auf Erkenntnis des Weſens der Naturkräfte vernichtet, dann durch die immermehr wachſende Menge der geheimen Kräfte und das völlige Dunkel über deren Zuſammenhang eine heilloſe Verwirrung erzeugt, außerdem noch die Aufſtellung neuer falſcher Hilfshypotheſen nötig gemacht.

Die Einführung einer Maſſenanziehungskraft iſt zunächſt die Urſache aller in die moderne Mechanik eingedrungenen Irrtümer. Als Grundprinzip gilt jetzt der Satz von der Erhaltung der lebendigen Kraft, obwohl ſämtliche Erfahrungsthatſachen und Rechnungen deſſen Unrichtigkeit ergeben. Bei Unterſuchung der Beweisverſuche erſieht man ſofort, daß allein die Anwendung der Gravitationswirkung zur Kraftmeſſung den Fehler herbeigeführt hat. Während nämlich die Schwerkraft auf jeden Körper genau im Verhältnis zu ſeiner *Maſſe* und proportional der *Zeit* wirkt, zeigt ſich bei allen anderen Kräften in Mechanik, Phyſik, Chemie, wie in der belebten Natur, daß ſie *nie* den ergriffenen *Maſſen* proportional ſind und *ſtets* im Verhältnis zur geleiſteten Arbeit *geſchwächt* werden. Durch dieſen vor 18 Jahren veröffentlichten Nachweis hat der Verfaſſer die Unrichtigkeit des Satzes von der Erhaltung der Energie dargethan und die Alleingiltigkeit des Prinzips von der Erhaltung der Bewegungsgröße, welches ſchon Descartes angenommen, bewieſen, damit die ſeit zwei Jahrhunderten ſchwebende Kraftmeſſungsfrage definitiv entſchieden, gerade dadurch aber den Haß der Zunftgelehrten ſich zugezogen. Selbſtverſtändlich müſſen auch ſämtliche auf das falſche Prinzip gebauten Lehren, namentlich die betreffenden Sätze der kinetiſchen Wärmetheorie, hinfällig werden; die Praktiker werden durch dieſe Aufdeckung gar nicht überraſcht ſein, da ihr Vertrauen auf die Richtigkeit der modernen Wärmelehre ſchon tief erſchüttert war.

Das Phantom einer Maſſenanziehung hat ferner dadurch viel Unheil gebracht, daß die ſeit langer Zeit und, wie man glaubte, für immer beſeitigte Annahme eines abſolut leeren Raumes wieder Eingang in die Phyſik fand. Ja, als endlich in unſerem Jahrhundert die Lichtwellenlehre die Emiſſionstheorie verdrängte und zur Suppoſition einer als Lichtträger dienenden Subſtanz zwang, wurden dieſem Lichtäther alle möglichen Eigenſchaften, aber nicht die geringſte Maſſe zugeſchrieben, weil er ja ſonſt der Maſſenanziehung hätte folgen und aus den Himmelsräumen verſchwinden müſſen. Nun kann aber nach unſeren Geſetzen der Mechanik ein Äther ohne Maſſe

keine Bewegungsgröße besitzen und niemals Drucke, Stoß- oder Repulsiv-Wirkungen äußern, ja alle Wechselwirkungen zwischen einem solchen Unding und unseren Körpern und Atomen würden ausgeschlossen sein.

Hier hat der Verfasser nachgewiesen, daß, wenn die als Lichtäther anzunehmende Substanz auch nur ein Einhundertmilliontel der Dichte der Luft bei Atmosphärendruck besitzt, bei der ungeheuren Geschwindigkeit der Teilchen und der dieser entsprechenden Höhe der in der Zeiteinheit wirkenden Ätherſäule, auf jeder Fläche eine den Luftdruck um das Hunderttausendfache übersteigende Ätherpressung lastet. Schon die Annahme dieser einfachen Druck- und Stoßwirkung des Äthers gewährt Aufschluß über die verschiedensten Erscheinungen und wird nun gleich eine ganze Reihe nichtssagender Bezeichnungen und mystischer Kräfte und Eigenschaften ebenso überflüssig, wie nach Erkenntnis des Luftdrucks der „horror vacui". Lediglich die völlige Verblendung durch die Anziehungs-Hypothesen, nach denen ja alle Kräfte von Körperteilchen ausgehen sollen, hat selbst dann noch die Entdeckung des permanenten Ätherdrucks verhindert, als man schon die Ähnlichkeit der Licht- und Schallschwingungen erkannt und durch entsprechende Bezeichnungen angedeutet hatte.

Wie nach diesen Ausführungen der Vergleich des freien Äthers mit einer Gasart und der unveränderlichen Atome mit festen Körpern nahe liegt, so müssen sämtliche Beobachtungen und Untersuchungen auch zu der Annahme einer der Dichte nach zwischen Atomen und Äther stehenden und einer Flüssigkeit im sphäroidalen Zustande analogen Substanz führen, welche die Molecular-Hohlräume je nach deren Form und Kapazität füllt und als Elektrizitätsfluidum die feineren Kanäle durchströmt. Diese durch den ungeheuren Ätherdruck an die Körper gefesselte und daher ebenfalls große Spannkraft besitzende ätherische Feuchtigkeit haben wir als Feuerstoff bezeichnet und auf ihre Thätigkeit die Erscheinungen des Lichtes und der strahlenden Wärme, die potentielle Energie und latenten Kräfte der unorganischen und organischen Materie, die Triebe, Begierden, Emanationen und Effulgurationen der Geschöpfe, sowie die Verknüpfung der inneren und äußeren Formen zurückgeführt.

Das Feuerfluidum selbst nehmen wir unmittelbar wahr, sobald es den Ätherdruck überwindet und aus den intramolecularen Räumen hervortritt: so als goldgelbe Kuppe auf der Anode im Vacuum bei sehr starker Strömung, als Bogenlicht beim Überfließen in die Kathodenkanäle, als elektrische Funken beim tropfenweisen Herausquellen und Verspritzen, als Feuer- und Lichterscheinung bei jedem Zerreißen der Atomketten oder der eigentlichen chemischen Zersetzung, ja sogar in großen Massen als Feuerregen, Kugelblitz, Linienblitz

oder Feuerstrahl, hauptsächlich aber in unserer Sonne, dem riesigen, im Äther schwimmenden und von ihm zusammengehaltenen Feuerball.

Einen vollständigen Kreislauf des Feuerstoffes erkennen wir dann bei der Gewittererscheinung. Die Erde selbst ist ein mächtiger Feuerstoff-Accumulator, aus dem wir mittels der Elektrisiermaschine das Fluidum wie aus einer Quelle schöpfen; durch heftige Sonnenbestrahlung aber wird der Erdoberfläche der Feuerstoff in ähnlicher Weise entzogen und zum Verdunsten gebracht, wie durch Luftbewegung der Oberfläche eines Körpers die Feuchtigkeit. Der Feuerdampf steigt nun als trockener Dunst zum Himmel empor, kann aber durch Wolken und Luftfeuchtigkeit im Abströmen gehemmt werden; in diesem Falle sammelt er sich hier an, kondensiert unter dem Ätherdruck an den Körperteilchen und ballt dieselben zur dunklen Gewitterwolke, aus welcher das Feuerfluidum in Tropfen und Strahlen wieder zur Erde zurückfließt. Wir sehen die elektrische Substanz im Blitz niederfahren; wir hören das Zerreißen der Luftschichten und das Auftreffen der Feuermasse auf feste Gegenstände; wir können ihre Bewegungsgröße aus den Wirkungsäußerungen berechnen und die Spuren des Feuerfluidums an den geschmolzenen und verbrannten Objekten und in der Blitzröhre verfolgen, bis es sich in feuchten, also gut leitenden Erdboden ergossen hat. Noch nie hat ein Chemiker eine Körpersubstanz als Ursache aller dieser Erscheinungen nachgewiesen und müßte diese einzige Thatsache schon die Theoretiker von dem Dasein einer besonderen Feuersubstanz überzeugen.

Unsere vor Jahren entwickelten Anschauungen über dies unter bestimmtem Ätherdruck stehende und die Molekular-Kanäle durchströmende Feuerfluidum bieten nun nicht nur die einfachste und anschaulichste Erklärung sämtlicher magnetischen und elektrischen Erscheinungen, sondern haben stets neue Bestätigung gefunden, jetzt wieder durch die bekannten Versuche des Prof. Hertz über Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität. Die Fachmänner dagegen, welche die Existenz der feineren Substanzen leugnen und nur Molekularbewegungen annehmen, werden durch jede neue Wahrnehmung überrascht und müssen immer neue, alle früheren Annahmen gänzlich umstoßende Hypothesen ersinnen. So schließt jetzt Prof. Hertz aus seinen Experimenten, daß die Metalle eigentlich Nichtleiter seien und daß nur an ihrer Oberfläche eine Leitung möglich sei, während doch die ausgezeichnete und genau dem Querschnitt proportionale Leitungsfähigkeit der Metalle, die Undurchsichtigkeit aller guten Elektrizitätsleiter und die Durchsichtigkeit des dielektrischen Vakuums sicher erwiesen ist. Nach unseren Annahmen ist es ganz natürlich, daß die Lichtschwingungen im Vakuum durch den darin befindlichen Äther übermittelt werden, daß dessen Pressung

auf den Elektroden laſtet und daß dadurch das elektriſche Fluidum in derſelben Weiſe abgeſperrt wird, wie die Flüſſigkeit in einer kommunizierenden Röhre durch den Luftdruck. Die Metalle aber ſind deshalb undurchſichtig und gute elektriſche Leiter, weil ihre intramolekularen Kanäle eine gleiche Weite beſitzen und mit Feuerfluidum völlig angefüllt ſind; die Anzahl der Kanäle oder der Querſchnitt des Leiters bedingt dann die Leitungsfähigkeit ebenſo, wie die Röhrenweite bei Waſſerleitungen die Abflußmenge. Die Praktiker haben ſich übrigens ſchon ganz von den Schulmeinungen losgeſagt und eine unſerer Erklärung des Weſens der Elektrizität entſprechende Terminologie eingeführt: Die Aufſpeicherung einer beſtimmten Elektrizitätsmenge im Akkumulator, die Herſtellung eines genügenden Gefälles oder Zuges, die zweckmäßigſte Einrichtung des Leitungs- oder Kanaliſationsſyſtems und die Erzielung eines raſchen Feuerſtrom-Wechſels durch Druck- und Pumpwerke, dies ſind jetzt die Aufgaben einer rationellen Elektrotechnik. Aber erſt die Erkenntnis des permanenten Ätherdrucks macht das Erſticken des elektriſchen Bogenlichtes, die Öffnung des Stromes durch Kontakt, die Iſolierung durch dielektriſche Subſtanzen und alle Bewegungserſcheinungen ganz begreiflich.

Bei der oben nachgewieſenen Analogie der Aggregatzuſtände der feineren Subſtanzen mit denen der Körper, veranſchaulicht uns auch das Verdampfen einer im ſphäroïdalen Zuſtande befindlichen Flüſſigkeitsmenge recht ſchön den plötzlichen und gewaltſamen Ausbruch des Feuerfluidums, wenn es bei zu ſtarker Spannkraft den auf ihm laſtenden Ätherdruck überwindet oder beim Eindringen von freiem Äther ſich auflöſt. Gerade für das momentane Platzen oder die Plötzlichkeit des Auftretens, wie bei Exploſionen, katalytiſchen Prozeſſen und allen mit Feuererſcheinung verbundenen Zerſetzungen, bieten die jetzt herrſchenden Hypotheſen gar keine Erklärung, ſondern müſſen ſich mit neuen Worteinkleidungen, wie Auslöſung oder chemiſcher Prozeß, begnügen. Unſer Vergleich der Aggregatzuſtände führt uns aber zur Entdeckung noch einer eigenartigen, ungeahnten Wirkungsweiſe des vom Äther zuſammengepreßten Feuerfluidums. Dieſelbe Subſtanz, welche als Elektrizität die Körper durchſtrömt, die potentielle Energie und die latenten Kräfte der Materie bildet, beim Freiwerden aber die Licht- und Wärme-Erſcheinungen und die ſtärkſten Kraftleiſtungen bewirkt, verkittet nämlich auch die Körperatome und iſt ſo die Urſache der chemiſchen Affinität, der Kohäſion, der Feſtigkeit aller Gebilde und des Zuſammenhanges in den organiſchen Faſern und Geweben. Aus unſeren ſtereochemiſchen, namentlich den volumetriſchen Unterſuchungen ergiebt ſich deutlich, daß die Körperatome in ihren Ecken oder Polen aneinanderlagern und daß daher an den Bindungsſtellen tiefere Ausſchnitte oder Lücken entſtehen; in dieſen ſammelt ſich das vom Äther

komprimierte Feuerfluidum und bildet so eine für den freien Äther undurchdringliche Schicht, sodaß nun der äußere Ätherdruck allein zur Wirkung gelangt und die Körperteilchen fest zusammenpreßt.

Raummangel verbietet uns ein näheres Eingehen auf alle aus diesen Wirkungsarten des Feuerkittes zu erklärende Phänomene, wir können nur wieder auf die Analogie mit dem flüssigen Aggregatzustand der Körper, Zusammenballen loser Staubteilchen durch Anfeuchten, Einfetten der Ränder der Luftpumpenglocke, Adhäsion glatter benetzter Platten, sowie auf die Wirkungen der Saugpumpen und ähnliche, auf das Zusammenwirken von Luftdruck und Flüssigkeiten zurückzuführende Erscheinungen hinweisen und einige allgemein bekannte Thatsachen anführen.

Schon in der galvanischen Kette und Voltaschen Säule bemerken wir, wie das hindurchrieselnde Feuerfluidum den Äther aus den Zwischenräumen verdrängt und wie der Zusammenhang der Kettenglieder und Schichten nur durch den äußeren Ätherdruck bewirkt wird. Auch das feste Anhaften der galvanoplastisch erzeugten Belegungen läßt sich auf das völlige Ausfüllen der Poren mit Feuerfluidum zurückführen, das deutlichste Beispiel liefert uns aber die neuerdings eingeführte Methode des Zusammenschweißens der Metalle mittels Elektrizität, wobei das Feuerfluidum als eigentlicher Feuerkitt Verwendung findet. Unsere Lehre, als ein Werk aus einem Guß, gewährt auch für diese beobachteten Erscheinungen die ungezwungenste Erklärung, während die Anhänger der Anziehungs-Hypothesen nur ihre Verwunderung äußern können oder sich ganz ausschweigen müssen.

Der Verlust des Feuerkittes führt natürlich die Zerstörung der Körper und die Zersetzung der chemischen Verbindungen herbei; wir bemerken ja schon das Zerstäuben der Kathodensubstanz bei zu starkem Zug im Leitungsdraht und völliger Hinderung des Nachströmens, bei allen Körpern aber bei ihrer völligen Verbrennung den Zerfall zur Asche. Hier befinden wir uns in bester Übereinstimmung mit den älteren chemischen Annahmen, namentlich mit der von Lavoisier, daß die Brennbarkeit der Körper lediglich auf ihrem Phlogistongehalt beruhe, und daß bei der Oxydation das Phlogiston oder die Feuersubstanz aus den Körpern herausgepreßt werde. Wie die Newtonsche Gravitationstheorie, so hat man auch die Lehre von Lavoisier später gefälscht, ja sogar zu behaupten gewagt, Lavoisier habe durch die Entdeckung des Sauerstoffes die Phlogiston-Annahme beseitigt!

Kein Leser dieser Zeilen wird jetzt noch daran zweifeln, daß von einer Naturwissenschaft, welche die wesentlichsten Kräfte in unserer Welt völlig ignoriert, auch über das Wesen der organischen Materie und der Lebensprozesse nicht der geringste Aufschluß zu erwarten ist. Wir finden ja des-

halb, daß die moderne Physiologie überall geheime und sich gegenseitig wieder aufhebende Kräfte supponieren muß, zum Beispiel in jedem Nervenelement eine angesammelte Spannkraft und zweitens eine die Umsetzung der Spannkraft in kinetische Energie hindernde Kraft; nicht einmal über Ursprung und Zusammenhang dieser Kräfte weiß sie Auskunft zu geben, noch viel weniger über Entstehung und Fortpflanzung der Formen der organischen Gebilde. Für die immer wiederholte Behauptung einer Umwandlung des Lichtes in Lebenskraft fehlt auch jeder Beweis; wie wir gesehen haben, bleibt zwischen dem jetzt hypostasierten masselosen Lichtäther und der Körpermaterie jede Wechselwirkung von vornherein ausgeschlossen, dann lehren doch alle Erfahrungsthatsachen, daß die organische Materie gerade durch das Licht zerstört und zersetzt wird.

Unseren Untersuchungen zufolge, bilden eben auch in den Lebewesen und ihren Organen die Körperatome nur die festen Bausteine der Gefäßwände und Leitungsröhren, alle innewohnenden Kräfte beruhen dagegen auf der Spannkraft des das organische Ferment, das Nervenfluidum und den Lebenssaft bildenden Feuerstoffes. Die reinen Lichtschwingungen verursachen nun Änderungen im permanenten Ätherdruck und Oscillationen im Feuerfluidum, wodurch dessen rascheres Verdampfen, der Heliotropismus, die Reiz- und Reflexwirkungen herbeigeführt, sowie das Wachsen und die Entwickelung der organischen Gebilde begünstigt werden kann. Man muß nur einsehen, daß die Triebkräfte selbst auf dem in den Organen aufgespeicherten Feuerstoffe beruhen, und daß, wenn den Gewächsen kein Feuerstoff aus der großen Feuerquelle in leitenden Erdschichten mehr zufließt oder den Tieren kein neuer Lebenssaft in der Nahrung zugeführt wird, durch das Licht das Entweichen des Phlogistons und so die Zersetzung der organischen Gebilde beschleunigt wird. Gerade die oben bei Beschreibung der Gewitterentstehung nachgewiesene auflockernde Wirkung der Sonnenbestrahlung ist bei allen meteorologischen und kosmischen Prozessen deutlich wahrzunehmen und gewährt uns deren Erkenntnis völlig neue Aufschlüsse über das Hervorquellen, Heraussaugen und Nachziehen des an die Erde gefesselten Feuerfluidums, die Ursache der Erdrotation, der Nutation und sonstiger Bewegungserscheinungen.

Sind wir nun überzeugt, daß nur der Feuerstoff alle Trieb- und Spannkräfte der organischen Wesen, wie auch den Gewebekitt liefert, so müssen wir natürlich weiter annehmen, daß deren gesunde Entwickelung und Erhaltung hauptsächlich auf angemessenem Gehalt an diesem Lebenssaft und dessen geordnetem Kreislaufe beruhe und daß abnorme Elektrizitätszustände in den einzelnen Organen oder im umgebenden Mittel Störungen herbeiführen müssen, welche wir als Krankheiten bezeichnen. Speziell hat Vers.

früher die Entstehungsursache der Epidemien erklärt und z. B. nachgewiesen, daß die Influenza nur durch eine Überfülle, die Cholera aber durch Mangel an Feuerstoff erzeugt wird, wobei sich der Zusammenhang aller Symptome mit den individuellen und allgemeinen Elektrizitätsverhältnissen deutlich herausstellte. Erkennen erst die Bakteriologen, daß auch die kleinsten Bionten den Feuerstoff als Lebenssaft nötig haben, daß man deren pathogene Eigenschaften beliebig modifizieren und einen Ausgleich im Feuerstoffgehalt ebenso herbeiführen kann, wie man Elektrophore ladet und entladet, elektrische Fische unschädlich macht, Eiweiß in Toxalbumin verwandelt und aus dem Körper des harmlosesten Menschen die heftigsten Gifte extrahiert, so wird auch die jetzt in der Pathologie und Therapie herrschende babylonische Verwirrung wieder verschwinden. Nicht einmal die Entstehung der Entzündung und des Fiebers durch Erkältung läßt sich aus den heutigen Annahmen erklären, während wir gezeigt haben, daß bei rascher Abkühlung sich die Körperteilchen dichter aneinanderlagern, dadurch die intramolekularen Räume verengt werden und der darin eingeschlossene Feuerstoff nun infolge seiner Zusammenpressung einen Ausweg suchen und den Fieberausbruch herbeiführen muß.

Unsere Annahme von der Kontinuität des Stoffes im Weltall, dem Durchströmen einer feinsten Substanz in zusammenhängenden Strahlen und der Thätigkeit von Feuerfluidum, Feuerdampf, Äther und Pneuma, leiteten endlich auch zur Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen unserer Vorstellungswelt und einer äußeren Erscheinungswelt. Natürlich erregten diese Ansichten wieder Anstoß bei allen dogmatischen Erkenntnisfanatikern, welche erst bei den Kreaturen ihres eigenen Hirns anfragen, ob sie überhaupt existieren dürfen, dann aber ihre Hirngespinnste für das allein Daseiende und die Welt mit allen ihren Schätzen und Kräften für eine Illusion erklären; namentlich reizten aber unsere Bemerkungen über den Spiritismus die Gegner zum heftigsten Zorn. Noch 1875 glaubte ein bekannter Philosoph die eingangs erwähnte Schrift des Verf. nicht ärger brandmarken zu können, als durch Anführung einer die Möglichkeit spiritistischer Erscheinungen und deren Erklärbarkeit betreffenden Stelle in seiner Rezension. Hier hat freilich das Bekanntwerden der Experimente von Hansen und einiger vorurteilsloser Ärzte schon eine Wandlung der Meinungen herbeigeführt, und es wird den Gegnern der Aufklärung wohl nicht wieder gelingen, durch brutale Gewalt und häßliche Verleumdungen den Glauben an Hypnotismus, Suggestion und telepathische Erscheinungen der Menschheit zu rauben. Begreiflich können aber alle diese Phänomene nur werden, wenn man sich völlig von dem Aberglauben an eine Massenanziehungskraft,

unvermittelte Fernwirkungen, absolut leeren Raum und den dadurch eingedrungenen Irrlehren lossagt und wieder feinere Substanzen als Träger und Vermittler aller Erscheinungen in unserer organisierten oder geschnitzten Welt annimmt.

Sacher-Masochismus.

Von Fritz Hammer.

(München.)

Man denke mit oder gegen „Rembrandt als Erzieher" über die Fachmenschen, die strengen Gelehrten und verknifenen Einzelwissenschaftler wie man will, ein Verdienst kann man ihnen nicht absprechen: sie haben der Menschheit Ernst beigebracht allen tieferen geistigen und sittlichen Problemen gegenüber.

Namentlich auf dem weiten Gebiete des Sexuallebens, wo der Ernst am nötigsten, und wo er am seltensten anzutreffen war, soweit sich die Belletristen und Ästhetiker darauf tummelten, um reizvolle und dankbare Motive für ihren Fabulier- und Spieltrieb zu erbeuten und Stoff für pikante Haarspaltereien.

Ernst auch, als man endlich zu der Erkenntnis gekommen, daß man dem lästerlichen Treiben der Zwillingsbrüderschaft der Frivolen und Prüden in der Auffassung und Darstellung des Gesellschaftslebens mit den Mitteln der wissenschaftlichen Beobachtung, der Dichtung und Kunst ein Ende machen müsse.

Galante Frauen, galante Bücher, galante Kunstwerke — und elegante Schmutzerei, das war auch den „Vornehmen" toute même chose, ebenso den „Frommen" und „Sittlichen", die auf das große Heuchelthema vom öffentlichen Wasserpredigen und heimlichen Weintrinken eingeseguet sind und sich nicht genug thun können im lauten Verdammen und komödiantischen Augenverdrehen, während sie im Innern um keine Laus besser sind als die anderen, eher zehnmal schlechter.

Ernst, reiner Sinn, reines Herz, das kam erst in die Beschäftigung mit diesen verrufenen Dingen, als sich die strenge Wissenschaft mit ihnen beschäftigte, in moderner Form, ohne akademische Flausenmacherei und Zopfhuberei.

Digitized by Google

Marquis de Sade wurde auf diesem Wege von einem Schmutzian und Liedrian zu einer ernst zu nehmenden Problemnatur, seine Bücher wurden vom heimlichen Gift oder schweinischen Naschwerk zu menschlichen Dokumenten.

Die berufensten Vertreter der wissenschaftlichen Forschung, die Ärzte, die Psychologen nahmen den konfusen Moralisten, die nichts als Predigten, Flüche und Thränen für diese Bücher und ihre Verfasser hatten, den Text aus der Hand und ließen die Lichtstrahlen der Psychopathologie darauf fallen, so daß sie plötzlich eine neue Lesbarkeit und Verständlichkeit und Deutung erhielten. Bahnbrechend in dieser Richtung wirkten die Forschungen auf dem Gebiete der Psychopathia sexualis des Professors für Psychiatrie und Nervenkrankheiten an der Wiener Universität, Dr. R. v. Krafft-Ebing, niedergelegt in kühnen Werken, die in kurzer Zeit über die ganze gebildete Welt Verbreitung fanden.

Neben Marquis de Sade war es namentlich Leopold von Sacher Masoch, dessen Schilderungen von Perversionen der Vita sexualis durch den Professor R. v. Krafft-Ebing eine neue typische Bedeutung erlangten, indem sie von dem vielangefochtenen Gebiete der Novellistik als menschliche Dokumente hinübergenommen wurden auf das geschütztere und darum freiere Gebiet der Wissenschaft. Wie die Franzosen bereits auf Grund der Schriften ihres Marquis de Sade das Kunstwort Sadismus für eine gewisse Form geschlechtlicher Entartung gebildet hatten, so führte Krafft-Ebing die Bezeichnung Sacher-Masochismus in die wissenschaftliche Sprache ein, um damit jene psychopathischen Erscheinungen zu benennen, welche Sacher-Masoch in zahlreichen Romanen, ganz besonders aber in seiner bekannten „Venus im Pelz", zum Lieblingsgegenstand seiner dichterischen Darstellung gemacht hat.*)

Damit ist Sacher-Masoch als Dichter wieder zu einer ernsten Figur geworden, nachdem er nahe daran gewesen, gerade wegen seiner psychopathisch originellen und wertvollen Pelz- und Reitpeitsche-Geschichten von den Moralisten, die bei uns auch in der ästhetischen Kritik sich immer noch das große Wort anmaßen, so oft sie auch schon auf den Mund geschlagen wurden, überhaupt aus der Litteratur hinausgeworfen und als belletristischer Geiling den ehrbaren Leuten am Kirchwege zu Spott und Schimpf vorgestellt zu werden.

Hat Sacher-Masoch als Dichter seine Ehrenrettung durch Einführung seiner Spezialität in die Krankheitswissenschaft gefunden, so könnte man

*) Siehe das Nähere hierüber in Kraft-Ebings „Neuen Forschungen auf dem Gebiete der Psychopathia sexualis." Stuttgart, Ferdinand Enke, 1890. Kapitel I.

Ähnliches mit ihm als Kritiker versuchen. Denn auch als Kritiker ist Sacher-Masoch zum vollendeten Psychopathiker gereift, namentlich seit er sich als Kunstrichter nach Mannheim verpflanzt und dort um des Erwerbes willen in den Dienst der „Neuen Badischen Landeszeitung" gestellt hat. Hier beherrscht die fixe Idee, daß alles, was Neues und Gewagtes von den modernen Schriftstellern versucht wird, lediglich aus der Geldgier stamme, sein ganzes Wägen und Richten. Dieser Vorwurf ist ja an sich nicht neu und steht nicht vereinzelt da. Allein mit solcher Kraft des Wortes und sozusagen des Gemütes, mit solcher Beharrlichkeit und Selbstverleugnung hat ihn noch niemand zum hauptsächlichsten kritischen Gesichtspunkt erhoben als Sacher-Masoch, Feuilleton-Redakteur der „Neuen Badischen Landeszeitung" des Herrn Bensheimer in Mannheim.*)

Es ist uns natürlich unmöglich, aus der Ferne zu wissen, wie viel und in welchen Stärkegraden die persönlichen Erfahrungen und der Eindruck des Milieus zur Ausbildung dieses psychopathischen Kritikerstandpunktes bei Sacher-Masoch beigetragen haben, oder wie viel Selbstdurchlebtes sich zu dieser kritischen Generalmeinung von der Geldgier und materiellen Spekulationswut der modernen Schriftsteller vergeistigt hat. Wir sind daher weit entfernt, mit Herrn L. v. Sacher-Masoch persönlich zu rechten, mit ihm zu hadern, ihm zu zürnen oder uns zu antikritischen Ergüssen hinreißen zu lassen. Wir nehmen diese seine Art einfach als typisch und bezeichnen sie, nach dem Vorgange Krafft-Ebings, als kritischen Sacher-Masochismus.

Hier ein Beispiel von den vielen, die sich aus Sacher-Masochs kritischer Auslebung in der „Neuen Badischen Landeszeitung" anführen ließen.

---

*) Es ist dies der nämliche Herr Bensheimer, der auf eine originelle Weise in diese Zeitschrift gekommen ist. Im Januarheft der „Gesellschaft" 1891 fand sich ein kritisches Kapriccio von den „Ungespundeten" gegen den Feuilletonisten Sacher-Masoch, worin ganz beiläufig und zufällig die Wendung „kein blauer Affe fällt darauf herein" vorkam. Schleunigst ließ Herr Bensheimer durch seinen Advokaten konstatieren, daß er selbst „wie stadt- und gerichtsbekannt in Mannheim den Spitznamen blauer Affe führe", und strengte deshalb gegen den verantwortlichen Leiter der „Gesellschaft" eine Beleidigungsklage an, die indes nach gütlichen Auseinandersetzungen wieder zurückgezogen wurde. Um vor solchen Zwischenfällen gesichert zu sein, dürfte sich die Herstellung eines zuverlässigen „Spitznamen-Lexikons deutscher Verleger, Zeitungsherausgeber und Journalisten" empfehlen oder ein entsprechender Anhang in Kürschners Litteraturkalender, denn nach unserer Erfahrung erfreut sich der Herr Bensheimer nicht allein des Vorzugs eines zoologischen Beinamens, wenn auch nicht alle so kitzliche Ohren haben wie er und ein auf Spitznamen geschultes Ehrgefühl, denn sonst wäre des Prozessierens kein Ende in der Litteratur.

Die Schriftleitung.

Er schreibt in einer Feuilleton-Serie „Der Naturalismus und die Bühne" im III. Stück folgende kennzeichnenden Sätze:

„So sind sie alle, die ehrlichen Helden der neuen Litteratur!

„Alles ist Heuchelei bei ihnen, vor allem aber der Ernst ihrer Probleme und ihrer Wahrheitsliebe. Sie lieben nichts als das Geld, man höre sie nur untereinander sprechen, sei es in Paris oder in Berlin, von Prinzipien, ernsten Zielen, von einem Märtyrium für Ideen ist da niemals die Rede; immer nur von Honoraren und Tantiemen, von Geld und wiederum von Geld. Die ernsten Prinzipien werden von ihnen nur dann herausgekehrt, wenn sie angegriffen werden, aber auch dann fehlt ihnen jedesmal der Mut, für das, was sie schreiben, einzustehen. Statt keck den Feinden die Stirne zu zeigen, gebrauchen sie alberne Ausreden, leugnen, verdrehen und verschanzen sich feig hinter einer Loyalität, die in ihren Augen zum Freibrief für jede Art schmutziger Geldmacherei werden darf und soll."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Es ist aber doch auffallend, daß die Werke der italienischen, skandinavischen und russischen Wahrheitsdichter, daß ein Ciampoli, Verga, Ibsen, Turgenjew, Pisamski, Dostojewski, Tolstoi niemals im Publikum Entrüstung erregt haben, während die französischen und deutschen Naturalisten die öffentliche Meinung gegen sich haben. Weshalb? Weil ein jeder fühlt, daß von diesen mit mehr oder weniger Talent der Schmutz der heutigen Gesellschaft aufgerührt wird, nicht in einer ernsten künstlerischen Absicht, sondern aus Spekulation. Hier ist alles Geldmacherei."

Die Leser werden nach dieser Probe ganz genau wissen, was wir unter kritischem Sacher-Masochismus verstanden haben wollen. Führen wir dieses Schlagwort ernsthaft in unsere litterarischen Besprechungen ein, so ist damit viel Mißverständnis und Ärger beseitigt. Man hat keine Ursache mehr, Geist und Gefühl an Erscheinungen zu verschwenden, die einfach psychopathisch sind und darum jeden sittlichen oder ästhetischen Maßstab von selbst ausschließen. So lange man sich nicht daran gewöhnt hat, klingt es freilich wie empörendste Infamie, wenn z. B. der Münchener Kunsthändler Adolf Fr. Ackermann in seinem Pamphlet „Sodom und Gomorrha" (2. Heft) einen Anonymus eine Behauptung kaltblütig so einleiten läßt:

„Während unsere Modernen die Hungerpoeten sind, welche aus der Zote Geld machen möchten" —

überlegt man aber mit ruhiger Seele solche kritischen Explosionen eines psychopathischen Schreibers, so sagt man einfach mit Krafft-Ebing: „Das ist Sacher-Masochismus!" und nimmt daran nicht mehr und weniger Interesse,

als man gerade aufgelegt ist, einem menschlichen Dokumente aus dem Gebiete der Nervenkrankheiten zu schenken. Der sexuelle wie der kritische Masochismus haben nur als Krankheitserscheinung beurteilt zu werden, mit jenem Ernst und jener Ruhe, wie sie dem wissenschaftlichen Menschen ziemen. —

Gedanken über Giosuè Carducci*) als Dichter der Weltbejahung.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

O, fahre wohl, semitischer Gott! Mir ist
Dein Heiligtum nur endlosen Todes Reich.
O Geisterkönig, Deine Tempel
Schließen das freudige Tageslicht aus.

Gekreuzigt, kreuzigst Du nun die Menschheit und
Erfüllst die Luft mit trüber Entsagung rings:
Doch freudig glänzt der Himmel, lachen
Grüne Fluren und Liebe glüht aus

Den Augen Lydias. — Carducci.**)

Auch jenseits der Alpen gährt die neue Zeit, auch in Italien hat die „Revolution in der Litteratur" schon seit längerer Zeit ihren Anfang genommen, und wie bei uns ist auch dort diese Revolution hervorgegangen aus dem großen, allgemeinen Umschwung der Weltanschauung, der sich in unseren Tagen vollzieht. Bei den Romanen wie bei den Germanen tauchen sie auf, jene Vorläufer und Erstlingshelden der dritten großen Weltära, der Moderne, des nachchristlichen Zeitalters. Es ist die Neu-Renaissance, die sich überall regt, der Geist des „Antichrists", der den oskanischen Dichter zu seinem glühenden „Hymnus an Satan" entflammt.

Diese ungeheure Geistesumwälzung, — wohl die gewaltigste, die die Menschheit überhaupt durchgemacht — hat eigentlich schon in den ersten Tagen der italienischen Renaissance und ihres germanischen Spiegelbildes, der deutschen Reformation, begonnen, damals als die christliche Idee auf

*) G. Carducci (Pseudonym Enotrio Romano) wurde am 27. Juli 1836 in Valdicastello (Provinz Lucca) als Sohn eines Arztes geboren, studierte Philologie und lebt seit 1860 als Professor der italienischen Litteratur in Bologna.

**) Die hier angeführten Zitate sind von B. Jacobson übersetzt.

der Höhe ihrer Macht ſtehend, plötzlich umſchlug in — das Heidentum, als die Menſchheit, die in ihren religiöſen, tranſcendentalen Träumen der Welt und der Wirklichkeit zu entfliehen drohte, aus den kalten Regionen des abſtrakten Jenſeits ihre Blicke plötzlich wieder erdenwärts richtete und, erfaßt von dem gewaltigen Heimweh nach dem verlaſſenen Mutterboden der Natürlichkeit, ſich dem realen Leben und der Lebensfreude jauchzend wieder in die Arme warf.

Glühend erfaßte die Künſtlerſeele Raphaels den übermenſchlichen Gedanken der „Immaculata" und auf ſeiner Leinwand erſchien die menſchliche Mutter mit dem Kinde. — Und aus den Geſängen der Divina Comedia — dem höchſten poetiſchen Kunſtwerk der chriſtlichen Abſtraktion, erklingt das Waffengetöſe der Guelfen und der Ghibellinen — die Divina Comedia ward eine Humana Tragedia. — Darum ſingt auch Carducci:

Wie kommt's, daß mich Dein ſtolzes Dichterwort,
O Dante, zwingt, anbetend aufzuſchau'n,
Daß mich am Vers, der Dir den Leib verdorrt,
Der Abend findet, wie das Tagesgrau'n?
— — — — — — — — — — — — — —
Dein heilig Reich veracht' ich; mit dem Schwert
Schlug' ich dem guten Kaiſer Friedrich lieber
Die Krone ab im Val d'Olona! Trümmer
Sind römiſch Reich und Kirche! Doch für immer
Erhob Dein göttlich Lied ſich hoch darüber:
Auch Zeus iſt tot, indes Homeros lebt.

Ja damals erſtand die chriſtliche Idee aus dem Sarg des Dogmas und wurde in jene Sphären entrückt, wo ſie allein unſterblich werden und ewig leben kann, in die Sphären der Kunſt.

Das war der Anfang dieſer Umwälzung. Heute erleben wir das Ende. Die Menſchheit iſt herausgetreten aus dem Bann und Zauberkreis, der ſie Jahrtauſende lang gefangen hielt, ſie rüttelte an den verſchloſſenen Pforten der Natur, um einzudringen in ihre Geheimniſſe und ſie zu beherrſchen — der einfachſte Fabrikarbeiter von heutzutage iſt ein Geiſter und Hölle bezwingender Doktor Fauſtus — und von dem friſchen Morgenwind der Neuzeit ſtieben die Geiſter des Mittelalters davon, um ſich ängſtlich zu bergen in Ruinen und Grüften, bis ſie dereinſt auch aus dieſen, ihren letzten Schlupfwinkeln, vertrieben werden.

Ein Dichter der Neurenaiſſance, der Weltbejahung, und ein ebenſo entſchiedener Feind der chriſtlichen Weltverneinung wie der deutſche Friedrich Nietzſche iſt Giosuè Carducci. Aber welch ein Unterſchied zwiſchen dieſem poetiſchen Revolutionär und den jüngſten Stürmern und Drängern in Deutſch-

land. Hier die Zertrümmerung aller Formen, das Überbordwerfen aller antiken Überlieferungen, dort Carducci, der zum Zwecke seiner litterarischen Revolution bewußt auf die Antike zurückgreift, ja der sogar seiner klangvollen, zum Reim geradezu herausfordernden Muttersprache die reimlosen antiken Versmaße aufzuzwingen sucht. Aber dieser Unterschied ist nur ein scheinbarer, das eigentliche bewegende Motiv ist jenseits wie diesseits der Alpen dasselbe, es ist die Weltbejahung. Nur macht sie sich bei den Romanen naturgemäß ganz anders geltend als bei den Germanen. Dem Italiener ist die schöne Form Natur, sie gehört zu seinem eigensten Charakter wie das melodische Gefühl, wie die lebhaften, seine Sprache begleitenden Gebärden. In den germanischen Ländern zertrümmern die Kunstrevolutionen die alten Formen um erst allmählich aus dem Chaos wieder neue hervorgehen zu lassen; denn hier ist der Gedanke alles und die Form höchstens sein Kleid — in den romanischen dagegen hat jede solche Umwälzung gleich von Anfang an eine ganz bestimmte formelle Seite; denn hier liegt die Idee selber zum großen Teil in der Form. So können wir den Dichter Carducci verstehen, wenn er in der Vorrede zu seinen „Poesie“ sagt:

„Wie sehr war ich mit mir selbst zufrieden (Verzeihung!) als ich mich überzeugte, daß mein eigensinniger Klassizismus nichts anderes sei, als eine gerechte Aversion gegen die litterarische und politische Reaktion von 1815, und daß ich sie begründen konnte mit den Doktrinen und Beispielen von so und so viel berühmten Denkern und Künstlern! Als ich fühlte, daß meine heidnischen Sünden schon (und in wie viel glänzenderer Weise!) von den edelsten Geistern Europas begangen worden waren! Daß dieses Heidentum, dieser Kultus der Form im Grunde nichts anderes sei, als die Liebe zur edlen Natur, von der die einsame semitische Abstraktion so lange und mit so wilder Feindschaft den Geist des Menschen abgewandt hatte!“

Wie schön aber sind diese Odi barbare, trotz der absonderlichen Form. Sie erinnern in ihrem ächt antiken, das heißt weltbejahenden Schauen am meisten an Horatius, nur sind sie tiefer empfunden, ursprünglicher und — weniger gemacht als die Oden des mit allen Formen, Gefühlen und Göttern kokettierenden römischen Bonvivant und Freund des Augustus und Mäcenas. Geradezu grandios ist es, mit welch wirklich antiker Ruhe und Selbstverständlichkeit Carducci in dieser Form z. B. ein so modernes Ding wie einen Bahnhof beschreibt, geradezu einzig ist die Plastik folgender Strophen:

„Und sinnend, Lydia, bietest auch Du der Fahrt
Abzeichen jetzt dem Schaffner zum Einschnitt dar;
So trennt die Zeit von schönen Jahren
Uns, von Erinnerung sel'ger Stunden.

Den Zug entlang mit dunkeln Kapuzen gehn
Die Wächter, achtsam, schwärzlichen Schatten gleich:
Sie tragen matte Handlaternen,
Eiserne Stäbe dazu und schlagen,

Wie prüfend, laut die eisernen Fesseln an;
Ach, und ein Echo tiefster Verdrossenheit
Erweckt in mir dies düstre Dröhnen,
Daß wie im Kampfe die Nerven zucken.

Daß es übrigens dem Dichter mit der reimlosen antiken Strophe, die nun doch einmal für die modernen Sprachen nicht passen will, nicht eigentlich ernst ist, beweist der von ihm diesen Gedichten vorangesetzte Titel „Odi barbare" — Barbarische Oden, — und beweist ferner der diesen selben Odi barbare angehängte, in den süßesten Klangverschlingungen dahinflutende „Hymnus an den Reim":

Reim, dich grüß' ich! Dich zu finden,
Schön zu binden,
Forscht der edle Troubadour,
Doch du sprühst und glühst als helle
Sprudelquelle
Aus der Brust des Volkes nur.

Heil dir, Königin der Töne,
Latiums schöne
Herrscherin im Versgebiet!
Ein Rebell kommt dich zu grüßen,
Der zu Füßen
Frei der jüngst bekämpften kniet!

Reim, du Stolz und Ruhm der Ahnen,
Ihre Bahnen
Ehrend, biet ich Gruß und Heil!
Gieb zum Lieben mir voll Güte
Eine Blüte,
Und zum Hassen einen Pfeil!

Man hat Carducci oft den Tort angethan, ihn mit Heinrich Heine zu vergleichen; schon Karl Hillebrand, der unseren Dichter zuerst in Deutschland einführte, zog diesen Vergleich. Die Ähnlichkeit glaubte man wahrscheinlich darin zu finden, daß auch Heine sich öfter allerdings sehr frivole und sehr billige Witze auf den lieben Gott — den Stammgott seiner eigenen Rasse — erlaubt. Meiner Ansicht nach ist diese Parallele die denkbar unglücklichste. Heinrich Heine ist das gerade Gegenteil von Carducci, seine Art ist nirgends weltbejahend, seine Lyrik besitzt nichts vom Geist der Antike, sie ist lediglich ein Zersetzungsprodukt der Romantik und gleicht jener farbenprächtigen Wunderblume, aus dem modernden Sumpfe erblüht, von der uns Immermann in seinem „Oberhof" berichtet. Carducci aber ist auch in seinen antichristlichen Gedichten nirgends frivol, er witzelt und spöttelt nicht, er ist kein Semite, der den christlichen Gedanken nicht zu fassen vermag, er ist vielmehr durch das Christentum durchgegangen, er hat zu den Füßen

Dantes geſeſſen, er hat mit den Meiſtern der Hochrenaiſſance geſchwärmt und hat als moderner Menſch das Chriſtentum überwunden. Seine Weltbejahung, ſein Heidentum, iſt darum echt, groß und ernſt.

Carducci iſt daher ein abgeſagter Feind aller Romantik, und nichts charakteriſiert ihn wohl beſſer als ſein Gedicht „Klaſſiſch und Romantiſch" — der Ausdruck „Klaſſiſch" iſt bei ihm natürlich immer cum grano salis zu verſtehen — jenes Gedicht, in welchem er ſeinen „Klaſſizismus" mit dem lebenſpendenden Sonnengott vergleicht, dem Förderer alles frohen und gedeihlichen Schaffens, von dem alles wirkliche, alles reale Daſein, alles Gute und Schöne ſtammt, während er die blaſſe Mondgöttin folgendermaßen apoſtrophiert:

Doch Leid und Trümmer maleriſch geſtalten,
Iſt Luna, deine Art!
Nicht Frucht, nicht Blüte reift bei deiner kalten
Phantaſtiſch tuft'gen Art.
— — — — — — — — — — — — — — —
Die gothiſch ſpitzen Türmchen ſchmachtend zierſt du
Mit mildweiß mattem Schein,
Mit träumenden Poeten kokettierſt du
Und eitler Liebespein.

Und nun im Campokanto! Da verbreitet
Dein Licht ſich voll und frei,
Daß es mit Totenbein und Schädel ſtreitet,
Wer von euch weiſer ſei.

Ich haſſe dich, zuchtloſe Nonne, droben,
Dein Antlitz dumm und breit,
Du unfruchtbare Frömmlerin dort oben
Im weißen Prieſterkleid.

„Aus verborgenen Tiefen".*)

Von Detlev v. Liliencron.

(Ottenſen [Hamburg].)

Es iſt nicht mehr hinwegzuleugnen: Die Lyrik blüht in ungeahnter Weiſe auf, die echte Lyrik; die Lyrik aus dem Herzen, aus der Seele. Die Sauf- und (abſtrakten) Minnelieder werden zwar ſtets dem Deutſchen angenehm bleiben, aber mehr und mehr verlangt er in unſerer Zeit auch

*) Von Otto Ernſt (Schmidt), Hamburg. Conrad Kloß. 1891.

einmal Vollwichtigeres. Sehen wir die Lyrik in den Tageszeitungen an (wenn sie dort am Katzentische sitzen darf überhaupt) und in den illustrierten Blättern (mit ganz wenigen Ausnahmen), so ist sie immer noch die denkbar langweiligste. Im Liebeslied dünkt dem Landsmann das Lied das Beste, das am abstraktesten ist. Säufer und Spieler (ich bitte aber „Meine Tante, Deine Tante", das ich leidenschaftlich verehre) sind wir schon nach Tacitus; Don Juans sind wir nicht; dafür aber die berühmten Kannegießer. Ah ...

Unter den Lyrikern unserer Zeit dringt weiter und weiter in größere Kreise der Dichter Otto Ernst (Schmidt). Es ist eine große Tiefe in ihm; eine Strenge und Herbheit oft, die schwache Gemüter erschrecken könnte. Um so freudiger wird dieser Dichter-Künstler von allen denen begrüßt, die den Ernst des Lebens nicht nur kennen, sondern die wissen, daß das Leben nur wenige heitere Seiten hat, daß alles ewiger Kampf ist, daß Stund' um Stunde wir Menschen zu ringen haben, daß wir unablässig den Schlagring um die geballte Linke tragen müssen, um jeden niederzuboxen, der uns was will.

Zu dem tiefstarken, wohl auch zuweilen bitteren Inhalt der Gedichte Otto Ernsts (Schmidts) stimmt überall die Form. Er ist nicht einer jener Stürmer auf Reim und Rhythmus. Darin ist er Platenide.

Statt über das Novellenbuch: „Aus verborgenen Tiefen" zu sprechen, hatte ich bis jetzt nur Worte für die gebundene Form dieses Poeten. Nun sind in diesen Tagen auch Erzählungen von ihm herausgekommen. Die Überschrift finde ich scheuslich: Sie sieht kolportageromanmäßig aus. Ein solcher Dichter: und ein solcher Titel. Da ist aber sofort hervorzuheben, daß die Verleger, und von deren Standpunkt aus mit vollkommenem Recht, eine möglichst blendende Betitelung wollen. Und so mag sie entstanden sein. Pereat. Schmidt selbst wünschte natürlich nur die Überschrift: Novellen. — Decidiert vornehm, hier das zum widerlichen Cliché gewordene Wort noch einmal: vornehm soll der echte Künstler sein; sich den Teufel um Hinz und Kunz kümmern. Ich erinnere an Böcklin, Uhde, Max Klinger, Conrad Ferdinand Meyer, Fontane, Arno Holz, an den Prinzen Emil zu Schönaich-Carolath, an Reinhold Fuchs und einige andere; ich erinnere an unsern großen lieben Toten: Hermann Conradi. Oder wollen die Dichter, die deutschen Künstler etwa auf die Narrenfratze des Ruhmes warten? Welche Lächerlichkeit. Unser Generalfeldmarschall M. G. Conrad hat's einmal ausgesprochen: Seid bescheiden!

Denn was nützt das Tagesrühmchen, die Fanfaronade? Wat geit mi dat an. Zunge zum Fenster hinaus. Je m'en fiche. Johann, „Greten achtern Tun" satteln!

Und ich ritt auf einen kahlen Hügel, auf dem ich einen kleinen Opferaltar aus Feldsteinen für das Tagesgestirn errichtet habe. Angekommen, sprang ich von meiner Stute. Ich ließ die Zügel los; sie blieb ruhig neben mir stehn. Einmal wieherte sie durch ein ganzes Register durch in den Nebel hinein. Der Morgen kam. Es dampfte aus den rings um mich tiefliegenden Wäldern. Und ich entzündete das trockene Reis auf den Fliesen. Es knisterte; ein dünner Qualm, in der Farbe des Zigarrenrauches, schlängelte sich gerade in die Höhe. Die Sonne verabschiedete sich von ihren Verkündigern, den roten Wölkchen, und stieg. Ich breitete meine Arme und betete zu ihr: Verbrenne über Tag, Allmutter, den letzten Geistesrest der Hühnergehirnchen der Kritikaster, daß Caesar nicht mehr von einem Leineweber, daß Hannibal nicht mehr von einem Drahtzieher beurteilt werden kann.

Die Landschaft verwandelte sich plötzlich. Ich sah das Schaufenster eines Fischhändlers. In einem großen Hafen dieses Schaufensters wimmelte es von hunderttausenden von Hummern und Krebsen, die über, unter, neben einander sich drängten. Die meisten zangten tüchtig mit ihren Scheren um sich und packten sich gegenseitig. Ganze Kriege schienen sich abzuspielen. Was ist das? rief ich entsetzt. Das sind die vielen hunderttausend deutschen Schriftsteller, klang es von irgendwoher. Zum mindesten ein recht alberner Vergleich, rief ich entgegen. Und eine Baßstimme ertönte: Je m'en fiche.

Das neue Buch Schmidts besteht aus acht Erzählungen. Alle, ohne Ausnahme, sind mitten aus dem Leben gerissen. Daß ich es hier gleich sage: Es ist in ausgezeichnetem Deutsch geschrieben. Über das Fremdwort will ich hier nicht sprechen.

Scharf und mit finsterer Stirn schildert der Verfasser Nachtseiten unseres Lebens; aber doch nicht mit so finsterer Stirn und ätzender Lauge, daß nicht oft ein überaus wohlthuender, schellenklingender Humor hervorbricht. Namentlich in zweien seiner Novellen kommt dieser Humor heraus: In der Erzählung „Bei gebildeten Leuten" und in „Herkules Meiers Gedichten".

„Bei gebildeten Leuten" giebt uns eine Gesellschaft, wie sie bei Onkel Geldprotz stattfindet. Wir sehen und hören die (ja, „wir hören", das ist ganz richtig gesagt von mir) die Erziehung der Tochter des Hauses, diese ganze seichte, übersaule Erziehung und dies seichte, überfaule Erzogensein der „höheren Tochter". Schmidt sagt uns, welche litterarische Wissenschaft solchen unglückseligen Geschöpfen eingeimpft wird. Und wir können ermessen, wenn wir wissen: wie unter allem Nachtwächter der Litterar-Unterricht auf allen unsern Schulen ist — wie erst dieser Unterricht in den Mädchenschulen aller Gesellschaftsklassen sein muß.

In „Herkules Meiers Gedichten" ist von keinem Poeten je so sehr uns

die Misere des zertretenen, verlachten, verhöhnten, von allen politischen und nicht politischen Parteien für blödsinnig gehaltenen deutschen armen Lumpen und Leierschlägers, genannt Lyriker, vor Augen gehalten. Diese Erzählung ist ein Meisterstück. Sie erregte allgemeines Aufsehn, als sie seiner Zeit in der „Gegenwart" zum Abdrucke gelangte.

Schmidt ist ein Spezialkenner Franz Schuberts. Und diese Kennerschaft thut sich kund obgleich das Wort jeder mit Recht paradox finden wird, der die Novelle liest — in der Erzählung: „Der Tod und das Mädchen". Ganz, ganz aus dem Leben; ganz, wie's immer, wie's überall vorkommt. Psychologisch ist diese Erzählung mit schärfstem Messer und Meißel herausgeschält und herausgeschlagen.

Zeigt, ihr Künstler, was ihr könnt, wollt ihr Poeten sein. Und das thut Otto Ernst Schmidt. Was sollen mir schließlich die, mir (ich bitte, nur mir), so langweiligen ewigen Auseinandersetzungen des Ideo-reo-naturo-psycholo-physiolo-philolo-philoso-symbolo-buffalo-kabbalo-piccolo-paccolo-con animo-embryo-domino-zetermordio-Gelehrtenstroh-Ismus? Ich will Poesie, wenn ich Poesie lese und höre. Ob Zola oder Theodor Storm, ganz gleich, aber einen Dichter wünsch' ich; einen Künstler, keinen Tapezier; gute Butter oder keine. Nichts mehr und nichts weniger: Poesie will ich vom Poeten haben. Und die fand und finde ich, wie ich sie fand und finde bei wenigen anderen, auch bei Otto Ernst Schmidt.

Von unseren Prüden.

Von Viktor von Kohlenegg.

(Berlin.)

Gestern wurden am hiesigen Ostend-Theater — einer Vorstadt-Bühne — die „Räuber" gegeben. Ich war dort. — Notabene: Ich lechzte nach dem frischen, erquickenden Geisteshauch, der aus dieser großartigen Schöpfung weht . . . Mag man Schillern einen Preziösen nennen, ihn der Übertreibung, der Geschraubtheit zeihen — eines kann und wird ihm keiner absprechen: seine herrliche ideale, urdeutsche Gesinnung neben seiner gigantischen Schöpferkraft. O, es thut einem empfindenden, Wahrheit und Zucht liebenden Herzen unendlich wohl, wenn es in dieser verlotterten, verlumpten Zeit einmal einem gewaltigen Sange auf Treue, auf edles Menschsein

lauſchen kann! ... Allüberall Modefatzkes, Homunkuli, Protzen, Kompromißler, Byzantiner, Lüſtlinge, Spitzbuben — und nur wenig hundert charaktervolle, edle Männer, deutſche Männer! — — Treuloſigkeit iſt die Brücke zum Lumpentum; Treuloſigkeit gegen ſich, ſeine ſittlichen Ideale Geſinnungsloſigkeit, Charakterloſigkeit; Treuloſigkeit gegen die Mitmenſchen: Egoismus, Gemeinheit ... Es ſtehe einer von unſeren jungen Dichtern auf und ſchreibe ein Drama, einen Roman gegen die Treuloſigkeit! Mit den Kunſtmitteln unſerer Zeit, moderne Stoffe behandelnd, ſchaffe er ein Werk, aus dem die Fratze der Treuloſigkeit grinſt, aus dem die Gier, die Gemeinheit der Lumpen ſtinkt, aus dem das Blut der Gemordeten raucht, das Wimmern der Gefeſſelten hallt, der Wutſchrei der Mißhandelten, Gefallenen gellt, der Grimm der Edlen dröhnt! Er ſchaffe ein Sodom und Gomorrha, das ein empörter Ritter der Treue zerſtört, eine Philiſterhalle, die ein moderner Simſon einſtürzt! Furchtlos, ein begeiſterter Seher, donnere er ſeinen Mitmenſchen eine moderne Bergpredigt! Laßt die Staatsanwälte konfiszieren, die Weibiſchen zetern — ſolange das Lumpentum in unſerm ſchönen Vaterlande die Oberhand hat, iſt es die heilige Pflicht des deutſchen Dichters, mit Fackel und Schwert für Zucht, Gerechtigkeit und Wahrheit zu kämpfen, zu kämpfen bis zum letzten Blutstropfen! —

Doch zur Sache! Im hieſigen Oſtend-Theater ſaßen geſtern zur „Räuber"-Aufführung in meiner Loge: zwei ältere Damen, eine jüngere, ein Backfiſch und ein Herr — indifferenten Alters, augenſcheinlich ſämtlich Glieder einer Familie. O ſie waren ſehr „chic", dieſe Herrſchaften. Die Damen bis auf den Backfiſch mit Stiellorgnetten bewaffnet und wohlbeſprengt mit dem neueſten Parfüm. Und der Herr, indifferenten Alters, ſchnitt ſeinem Rieſenmonokle zu Liebe die unglaublichſten Fratzen und „roch" auf 6 Meter Diſtanz zum Entſetzen meiner Geruchsnerven nach einem Odeur-Ragoût von Pomade, Eau de Cologne und Moſchus. Und ſie hatten auch feine Manieren, dieſe Herrſchaften — „savoir vivre", ſagt man wohl. Sie traten erſt kurz vor Schluß des erſten Aktes in die Loge — man kennt ja das Stück in- und auswendig! — und nahmen mit möglichſtem Geräuſche — nonchalantem Seſſel-rücken, ungeniertem Geplauder und was ſonſt zum guten Ton gehört, Platz, ſo daß ſich die lauſchende misera plebs contribuens da unten aufs Ziſchen legte.

Na! —

Es begann die erſte Scene des dritten Aktes. Man ſpielte die Stelle:

Amalie (giebt ihm eine Maulſchelle). Nimm erſt das zur Ausſteuer hin.

Franz (aufgebracht). Ha! Wie das zehnfach und wieder zehnfach geahndet werden ſoll! — nicht meine Gemahlin—die Ehre ſollſt Du nicht haben

— meine Maitresse sollst Du werden, daß die ehrlichen Bauernweiber mit Fingern auf Dich deuten, wenn Du es wagst und über die Gasse gehst. Knirsche nur mit den Zähnen — speie Feuer und Mord aus den Augen — mich ergötzt der Grimm eines Weibes, macht Dich nur schöner begehrenswerter. Komm' — dieses Sträuben wird meinen Triumph zieren und mir die Wollust in erzwungenen Umarmungen würzen. — Komm' mit in meine Kammer — ich glühe vor Sehnsucht — jetzt gleich sollst Du mit mir geh'n. (Will sie fortreißen.) u. s. w.

Die „Ungebildeten" unten im Parkett, die Handwerker, Kommis, Schneiderinnen, Verkäuferinnen erschütterte dieser Bühnenvorgang tief. Ihre Augen leuchteten. Man sah es ihnen an, daß sie jetzt in ihrem, von nichts angekränkelten Instinkte etwas von der Heiligkeit des Frauenleibes fühlten; man sah es ihnen an, daß sie dem Dichter dankbar waren dafür, daß er einen von den hunderttausend Schändern besagten Kleinods und der Sittlichkeit ans Licht riß, daß er mit dieser That ein aufrüttelndes tat twam asi! donnerte!

— — Und die hochgebildeten Insassen meiner Loge, die gewiß bei jeder Gelegenheit aus weiß Gott welchen Gründen über die „Unmoral", den „Cynismus" unserer modernen Schriftsteller die — sit venia verbo! — Maul-Diarrhöe bekommen, sie (dem Klassiker Schiller darf man ja nichts vorwerfen, der ist überall großartig, herrlich!) sie — sie lachten!!! — — — Nicht laut . . . shocking! . . . sie lachten mit angehaltenem Atem, daß sie grün und blau wurden, die beiden älteren Damen, die jüngere, der Backfisch und der Herr — indifferenten Alters. — Schillern gegenüber darf man ja die Nase nicht rümpfen — „wie ungebildet, dumm!"; da lacht man eben — — wie über einen pikanten Witz! . . . Pfui, wie reizend! . . . Hier ist der „Cynismus" sanktioniert; und was soll man einem sanktionierten „Cynismus" gegenüber anderes thun — als lachen?! . . . Pfui, wie reizend! . . . O ihr Moralischen!! —

Aber, wie gesagt: sie waren sehr „chic", meine Hochgebildeten. Sie verließen schon nach Schluß des dritten Aktes vornehm-geräuschvoll die Loge. —

Barmherzige Schwestern.

Skizze von Max Dauthendey.

(Würzburg.)

Es ist Juni. —

Die Zeit, wo die Straßen voll Kirschkerne liegen, und die Kinder

mit ſchwarzen Mäulchen zu ſpät zur Schule kommen. — Aber auch die Zeit, wo die Roſen ſo üppig blühen, daß es faſt eine Beleidigung, ſie jemanden anzubieten — und wo die Liebe auf Landpartien ebenſo üppig blüht, was aber weniger beleidigend iſt.

„Fräulein Anna!“ — „Anna!“ — „meine Anna!“ —

Und dann küßten ſie ſich ſo heftig, ſo leidenſchaftlich, daß die alten Buchen ordentlich verſchämt rauſchten und ſich zartfühlend ein wenig nach der Seite neigten. Denn es war im Wald und Weſtwind. —

Man wird leicht verſtehen, warum ſie ſich ſo heftig küßten. Es war der erſte Kuß. — Der iſt immer der heftigſte. Später küßt man nie mehr ſo. —

Man hatte eine Landpartie arrangiert. Am Nachmittage im Lokalzug, in glutheißen Waggons nach einem nahen Ausflugsort. Dort bei Bier die intimſte Stimmung errungen. Darauf lautſtimmigſt beſchloſſen zu Fuß über die bewaldeten Höhen heimzukehren. — Die Luſt iſt meiſt größer als die Kraft. — Man kommt unter allmählich verſickernder Lebhaftigkeit auf dem Berge an.

Die gefühlloſeſten, aber korpulenteſten der älteren Damen finden die Ausſicht entzückend, ganz reizend!

„Man könnte dies himmliſche Bild eigentlich in Ruhe genießen!“

„Ach ja, in Ruhe!“

Raſch ſind die Shawls ausgebreitet. Man lagert ſich ſcherzend und lachend.

Nur Zwei ſind ganz harmlos von den andern fort, immer tiefer ins Dickicht gedrungen. Er immer hinter ihr. Als wäre ſie ein Magnet. —

Es dunkelt ſchon unter den Bäumen. Die untergehende Sonne bricht nah am Boden in grünſprühenden Strahlen durchs Laub.

Die ſilbergrauen Buchenſtämme ſtehen ſo dicht neben- und hintereinander, das ſchafft eine mattſchleierige Dämmerung.

Es iſt ſtill hier. Sie kniet nieder, klopft mit den Händen ein bischen übers Moos und läßt ſich dann allerliebſt graziös hingleiten. —

„Ah, Sie ſind auch hier, Herr Marrfeld?“ Es ſollte erſtaunt klingen. Als wenn ſie nicht ſchon längſt gewußt, daß er ihr folgte. Aber ſie log gerne. —

Karl Marrfeld, stud. jur. (wie auf ſeiner Viſitenkarte ſtand) ſagte, daß es hier kühler ſei als draußen — und dann der Lärm, Gott, das ewige Gelache. — Er ſuchte mit den Augen, und dann ſetzte er ſich auch. Aber nicht neben Fräulein Anna, etwas entfernter. — Er konnte auch lügen. —

So blieben sie eine Weile und horchten — oder stellten sich wenigstens so. Denn im Grunde genommen war eigentlich gar nichts zu hören.

Er hat sich völlig ausgestreckt, sie sieht nur seine Füße, den Oberkörper bis zur Uhrkette. Sie stellt Betrachtungen über den Wert derselben an. Dann taxiert sie seinen Sommeranzug. Er ist elegant und gewiß sehr kostspielig. Marrfelds müssen reich sein. Fräulein Anna liebt den Reichtum und den Luxus.

Ein Stückchen Rinde fällt von einem Ast auf seine Stirn. —

Er lacht und denkt, sie habe ihn geworfen. Er bleibt recht still liegen. Es ist so süß, solch Zielobjekt zu sein.

Sie wundert sich, warum er gar nichts spricht. Sie will nicht anfangen. Aber sie seufzt doch einmal recht vernehmlich.

Er hat sich schon im Stillen den Kopf zerbrochen, von was er recht unauffällig beginnen könne. Jetzt fällt er mit Gier über den Seufzer her.

„Sie seufzen ja, Fräulein Anna?"

„Ich?" — Das klang wieder so erstaunt gelogen.

Er hebt sich ein wenig und stützt sich auf den Ellbogen. Er lächelt so verschmitzt geheimnisvoll. Denn er bildet sich ein, die Ursache des Seufzers zu kennen.

Sie bleibt ruhig liegen. Anscheinend ruhig. In Wahrheit besinnt sie sich in fliegender Hast auf eine Antwort.

Jetzt dringt von fernher Glockenton durch den Wald. — Das ist das Stift der barmherzigen Schwestern unten am Berge.

„Die haben's gut!" sagt sie halb unverständlich — denn sie fühlt beim Sprechen, daß sie etwas Dummes sagt. —

„Was meinten Sie?"

„Ich meine, daß die barmherzigen Schwestern doch recht glücklich sind." Ihre Stimme ist diesmal schärfer, ein wenig gereizt. —

Er sieht sie erstaunt an und horcht auf die Glocke — das bimmelte so heftig, so ungeduldig, als würde sie von einem älteren kritelichen Fräulein geläutet.

„Sie würden wohl auch gern im Stift sein?" —

„Warum nicht?"

„Sie? Sie?" — Herr Marrfeld lacht hell auf. Fräulein Anna fand, daß er recht unbändig lache. Sie hätte ihn so gerne erschrocken, ernst, bestürzt gesehen.

Im Grunde genommen war sie eigentlich selbst ein bischen erstaunt über ihren Einfall — aber — nein — jetzt blieb sie dabei, sogar recht hartnäckig.

„Ich habe mir ſchon oft gewünſcht, barmherzige Schweſter zu ſein.“ Es war ihr noch gar nicht eingefallen, jemals daran zu denken. — Jetzt, wo ſie es ausſprach, ſchien ihr der Gedanke wirklich erhaben, ſie kam ſich faſt intereſſant und ſo bewunderungswürdig vor. —

„Lachen Sie nur, — ach, wie wollte ich mutig und tapfer ſein!“

„Ach Verzeihung! Aber wirklich, es iſt ſo originell — ich kann Sie mir gar nicht vorſtellen — Sie im dunkeln Gewand, in ſteifer Haube — —“

Herr Marrfeld lachte wieder.

Diesmal lachte Fräulein Anna mit. Es kam ihr ſelber komiſch vor.

Plötzlich:

„Hören Sie? — Haben Sie gehört? —“

Sie bogen ſich vor, lauſchten und ſahen ſich ſtill an — „Geſang!“

Eine alte bäueriſche Weiſe — langgedehnte Töne, aber wunderbar ſchwermütig. Es kam näher und näher. — Bald hörte man das Rauſchen von Schritten in welkem Laube. —

„Betrunkene!“ Fräulein Anna fragt es leiſe, angſtvoll.

Herr Marrfeld horcht ſchärfer. „Nein, ich glaube nicht.“

Sie ſtanden eng zuſammen, hinter einem großen Baume in dichtem Unterholz.

Jetzt war es ganz nah. Mädchen- und Männerſtimmen.

„Die ſind unten aus dem Dorfe,“ ſagte er leiſe.

„Gott ſei Dank!“ Das kam recht kräftig aus Fräulein Annas tapferem Herzen.

Der Geſang war nicht häßlich, ganz eigenartig beſtrickend in ſeiner naiven Monotonie. Die Beiden ſtanden lange und lauſchten, und als der Geſang ſchon wieder ganz entfernt war, hielt er immer noch ſchützend ſeinen Arm um ihre Taille — dann zog er ſie eng und immer enger an ſich — ſo daß ſie den Druck ſeines Diamantringes faſt ſchmerzhaft fühlte — und da — jener heftige erſte Kuß. — — — — — — — — — — —

Zehn Jahre ſpäter.

Wieder Sommer. Wieder ein Juniabend. 11 Uhr. Trotz der ſpäten Stunde viel Leben in der großen Stadt. Man promeniert meiſt draußen in den Parkanlagen — die Innenſtadt iſt weniger belebt.

Karl Marrfeld ſchlendert durch die engſten Straßen. — Nach ſeines Vaters Tod mußte er ſeine Studien aufgeben. Er hat eine Redakteurſtelle angenommen. Er pflegt keinen Verkehr und liebt die Einſamkeit.

Jetzt tritt er in ein Café, oben in der erſten Etage eines Eckhauſes.

Es iſt eines der eleganteſten im Wiener Stil — der einzige Luxus, den ſeine Verhältniſſe ihm erlauben.

Wie immer im Sommer sind die Säle leer. Die Stühle stehen eng unter die kleinen Marmortische geschoben. Dem Neuangekommenen stürzen drei Kellner entgegen.

Im Winter summen und schwirren Menschenstimmen ringsum. Jetzt klingt jeder Laut so hohl vereinzelt — wie wenn man auf einen leeren Topf schlägt. Ein einsamer Lieutenant macht Carrière am Billard. Die Büffetdame, die meist atemlos beschäftigt, sitzt ganz fremdartig häuslich mit einer Handarbeit hinter leeren Tafelaufsätzen. Kein drückender Speisedunst, keine trägen, blauen Rauchwolken, die Thüren auf dem großen Balkon sind geöffnet, die Abendluft streicht frisch und kühl herein.

Der junge Mann setzt sich hinaus.

Die Kellner kennen ihn. Man bringt ihm sogleich Journale. Er liest eifrig. Die Hand blättert nervös um. Aber diese Hand trägt keinen Diamantring mehr. — Sie ist immer noch schlank und weiß, nur am rechten Zeigefinger eine gelbliche Hornhaut — er schreibt oft ganze Nächte hindurch.

Drinnen rollen die Billardkugeln und schlagen hart aneinander, oder einige Worte vom Gespräche der Büffetdame mit dem Hausmädchen dringen heraus oder Geld klirrt und ein Stuhl wird sorgsam gerückt.

Da — plötzlich von der Straße her — — Gesang! —

Langsam hebt es an. Erst eine helle Stimme, dann fallen zwei oder drei tiefer ein — Mädchenstimmen. Die langgezogene melancholische Melodie eines einfachen Volksliedes. Manchmal versteht man deutlich die Worte: „Mein Röselein! — mein Röselein!“ —

Der Schluß jedes Verses lautet immer „Auf Wiedersehen!“

Ein schlichtes warmes Singen. In seiner harmlosen Anspruchslosigkeit ungemein ergreifend wirkend.

Karl Marrfeld läßt sein Journal sinken, sein Glas fällt um, der Kellner stürzt herbei, als der Schaden wieder beseitigt, horcht der Kellner auch auf den Gesang.

„O Du mein Gott! Du mein Gott!“ näselt er geringschätzig und ahmt die Melodie komisch nach. — Aber sie rührt ihn doch. Denn später steht er drinnen am zweiten Balkonausgang, die Hände in den Taschen, die Schultern am Pfosten, die Beine schräg vorgeschoben, daß seine Figur eine Diagonale in der Thüröffnung bildet. — Dort horcht er und starrt empor.

Der Gesang kommt drüben vom vierten Stock. Solche Lieder singt man nur im vierten Stock — aber man hört sie am liebsten im ersten.

Drei erleuchtete kleine Fenster ohne Gardinen, eines offen. Von Zeit zu Zeit gleitet ein Schatten vorüber. Man sieht die helle Decke und die Kette der Hängelampe. Manchmal erscheint ein Kopf am Fenster. Dann

geht eine Geſtalt langſam vorbei. Sie hat die Arme hoch überm Kopf und löſt ihr Haar in langen Strähnen. — — —

Marrfeld horcht atemlos. Da werden im Café Stühle gerückt. Ein Herr tritt ihm gegenüber in die Balkonthüre, ein Herr in weitem Reiſemantel und weichem Filzhut.

„Schon beſetzt!“ Er ruft es über die Schulter zu einer Dame. Der Kellner ſpringt hinzu und reißt die Stühle vor der zweiten Balkonthüre weg. Sie treten hinaus. — Sie iſt ſehr elegant und ſchön. Unter weißem Strohhut und zarten Blüten ein üppigvolles Geſicht mit mattem bläulichroſa Puderteint. —

Sie will das kleine, braune Sammtmantelet ablegen —

„Sie werden doch nicht, nein, ich bitte Sie, Sie werden ſich ja erkälten!“

Er ſagt „Sie“ zu ihr.

Sie gehorcht und läßt ſich langſam auf den Stuhl nieder.

„Wünſchen Sie Sherry-Cobler, Eis, Eiskaffee? —?“

Sie beſtellt Eierpunſch — —

Karl Marrfeld horcht auf — der Geſang iſt verſtummt, aber er horcht auf die Stimme der Dame. Sie ſitzen hinter ihm, er kann ſich nicht unauffällig umwenden, — und doch —

„Kellner! — Franz! Zahlen!“

Er zahlt. Da fällt ein Geldſtück klirrend nieder. Es rollt nach jenem Tiſche. Es muß dahin rollen, er weiß es genau.

Mit dem Kellner zugleich bückt er ſich. Es liegt vor ihr — ſie rührt ſich nicht — ihre Blicke treffen ſich — ſie bleibt immer noch regungslos — nur die Fußſpitzen beben in kaum merklicher Unruhe.

Der junge Mann geht raſch und geräuſchvoll. Als er bei der Büffetdame vorbeikommt, nickt er ihr ſo freundlich zu, wie noch nie. —

Auf dem Balkon lacht die Dame, ſo wie man nach langem Nachdenken lacht, ſo plötzlich und unvermittelt. Der Kellner läuft Marrfeld nach und bringt ihm im zweiten Saale das Geldſtück. Herr Marrfeld iſt ein bischen blaß nnd ſeine Stimme ſchärfer:

„Franz, wiſſen Sie, wer jene Dame iſt? Sehen Sie die nur genau an, das iſt eine barmherzige Schweſter! Sicherlich, glauben Sie mir, ſo ſehen heutzutage ‚barmherzige Schweſtern‘ aus!“ — —

Dominik Meisler.

Novelliſtiſche Charakterſtudie aus dem Arbeiterleben einer kleinen Garniſon.

Von Eugen Croiſſant.

(Germersheim.)

Dominik Meisler lehnte, die Hoſe mit einem Riemen um den Leib feſtgeſchnallt, die halbnackten rußigen Arme über der Bruſt gekreuzt, grübelnd am Gitter beim Eingange in die Fabrik. Er hatte ſeine Mahlzeit beendet, aber ſeine Miene ſchaute recht unbefriedigt drein; man ſah ihm förmlich noch den Mißmut auf dem gelben Geſichte an, mit dem er kurz zuvor an den paar knetſchigen Dampfnudeln und den kalten Pflaumen, die ihm heute Freitag ſeine Frau zu Mittag geſchickt, herumgekaut hatte.

Die Jule, ſeine Tochter, lief aus der Fabrik kommend, eine der übriggebliebenen Pflaumen zwiſchen den Zähnen, mit dem Eſſenkorbe am Arme an ihm vorüber.

„Hör," rief er ihr nach, „ſag Deiner Mutter, die Spitalkoſt verträgt mein Magen nicht! — Na, verſtehſt Du mich?"

Die Jule ſpie den Pflaumenkern aus, drehte ſich um und lachte, eine Weile rückwärts gehend, übermütig den Sprecher an; dann lief ſie, ohne Antwort zu geben, pfeifend wie ein Schuſterbube davon.

Dominik Meisler, darüber noch übler gelaunt, wollte ſich gerade in die Fabrik begeben, als er den Obmann, der bei den nahegelegenen Bahnbauten beſchäftigt war, des Weges kommen ſah. Er hatte mit demſelben ſeinerzeit als Landwehrmann im Feldzug vor Paris geſtanden; und aus dem Feindesland zurückgekehrt, verbrachten ſie, noch einige Wochen zur Bewachung der Gefangenen kommandiert, in der Garniſon miteinander.

„Mittagszeit, Dominik?" rief dieſer ihm entgegen. — „Ja," ſagte der „ſchöne Mittagszeit!" indem er verſchlafen gähnte, „wenn man nichts Vernünftiges im Leibe hat. — Herrgott, wenn ich daran denk', wie wir nach dem Kriege noch die drei Wochen hier gelegen ſind! Ich weiß nicht, ſeither hat mir die Arbeit nimmer recht geſchmeckt. — Das war ein Luderleben damals! — Das waren Zeiten! Da iſt der Schinken zuſagen bei mir daheim vergraut und Mehl und Butter haben wir gehabt, daß meine Frau nicht gewußt hat, wohin damit; Du erinnerſt Dich vielleicht noch! — Ha, ich war eben der Einzige, der ſelbige Zeit hier Familie hatte und da haben mir meine Kameraden faſt alles, was ſie von zu Hauſe geſchickt bekamen,

zugeſteckt. „Schafft's zum Dominik!" hat's da geheißen, wenn einer Wurſt oder Schinken gekriegt hat. — Herrgott, der Mund wäſſert mir, wenn ich dran denke!" —

Der Obmann lachte und meinte: „Na, wenn's losgeht, gehen wir wieder mit," und zu etwas anderm übergehend, fragte er:

„War das nicht die Jule, da vorn?"

„Mit dem Korbe?" meinte Meisler, „ja, die Jule."

„Die wird recht groß und ſchaut einem herzhaft ins Geſicht — ſapperlot, gelockte Haar trägt ſie auch — hör mal, Dominik, das letzte wär grad nicht nötig; 's iſt nicht wegen dem Biſſel Putz, aber ſoviel übrige Zeit ſoll ein Mädel in dem Alter gar nicht haben."

„O mein —!" erwiderte Meisler, „laß dem Mädel ſeine Pläſier!"

„Freilich ſind's Deine Sachen," begann jener wieder, „aber ich wollte es Dir nur zu wiſſen thun, man hört nicht viel Gutes über die Jule. Abends treibt ſie ſich mit Mannsleuten in den Feſtungsgräben herum — und Du kannſt Dir's ja denken, daß bei derlei Geſchichten nichts Geſcheides herauskommt."

Meisler ſtutzte etwas; dann aber ſagte er:

„Ha, das wär mir 's Wahre — mir iſt's ſo ſchon ums ins Waſſer laufen; die Jule iſt mir ſonſt noch die Liebſte, 's iſt eine Luſtige, ſie ſtammt aus der Schinkenzeit, haha! — Ein Uhr? da muß ich gehen, bonjour!"

„Gruß zu Haus!" rief ihm der Obmann nach und murmelte im Weitergehen vor ſich hin: „Er trinkt Schnaps, man riecht's ihm an, 's iſt ein guter Kerl, aber im Haus hat er keine Zucht."

* * *

Zwei Jahre ſind darüber hingegangen. Dominik Meisler hatte ſeine Frau begraben; in der Fabrik war er wegen Trunkſucht von ſeinem Poſten entlaſſen worden, worauf er zeitweiſe um einen Spottlohn in ſtädtiſchen Dienſten gearbeitet hatte; endlich kam er aus dem Duſel aber faſt gar nicht mehr heraus und ward ein ſtadtbekannter Schnapsbruder.

Eines Tages nun gab es einen Auflauf in der Straße, wo er wohnte. Der Dominik wankte betrunken, mit den Armen geſtikulierend, und den Kopf ſchlaff auf die Bruſt geſenkt, ſeinem Heime zu.

Vor ſeiner Wohnung blieb er ſtehen und machte, mühſam ſich im Gleichgewichte haltend, mit der Hand eine kreisförmige Bewegung um ſeinen Hals, wobei er die Zunge heraushängte.

„Am beſten für Dich, Dominik," murmelte er, zur Treppe torkelnd.

Die Kinder, die ihn umſtanden, lachten in ausgelaſſener Weiſe und

schrieen ihm allerlei Schimpfwörter nach, worauf er sich umkehrte und einen der Schreier zu haschen suchte. Als ihm dies nicht gelang, ballte er die Hände und rief erzürnt:

„Lumpenvolk, der Teufel hol' euch!"

Indes schleppte er sich langsam die Treppe hinauf, wobei er fortwährend vor sich hinmurmelte:

„Der Dominik, 's ist wahr, ist ein Lump — was thut's? — und die Jule eine Hu — haha! Die Jule ist eine Lustige — aus der Schinkenzeit! haha!"

Als er in die ärmliche Wohnung gelangte, fand er am Kohlenkasten spielend den Seph, einen fünfjährigen blassen Knaben, der ihn verschmitzt anschaute und dann zur Thüre hinausschlich. Meisler ließ sich schwer auf das unordentliche Bett sinken indem er dem Kleinen nachbrummte.

„Armseliger Kerl, stammst halt aus der teuern Zeit — die Jule, haha, hat ander Feuer."

Nach nnd nach wurde es in seinem Kopfe etwas lichter.

„Die Jule," fuhr er fort, „hmhm, die hat mir den Rest gegeben — ein schönes Früchtel das! Jetzt führt sie gar eine Liste über ihre Liebhaber, haben's ihr genommen und posaunen's in der Stadt aus; die Jule — 's ist eine Lustige, das will ich meinen, haha."

Dabei schnallte er den Riemen, welchen er um den Leib trug, ab, spannte ihn über das Knie und prüfte die Stärke desselben, wobei ihm Schnapsflasche und Portemonai aus der Tasche fielen.

„Hm, der thut's," murmelte er wieder. „Siehst Jule, wenn ich Dich da hätt', 's wär aus mit der Lustigkeit, kämst zuerst an die Reih', hahaha; Dein Glück ist's, daß Du Dich nimmer blicken läßt! — Dem Seph, mein Gott, thät's vielleicht auch gut — was steht dem bevor? ewige Plage und trockenes Brot! na, Seph, wirst ein Sozialdemokrat, hilfst einmal mit, die reichen Fettwänste zwicken, wenn's losgeht!"

Jetzt fiel ihm die Schnapsflasche in die Augen. Er warf sie an die Wand, daß sie zerschellte; den Geldbeutel schleuderte er zum Fenster hinaus in den Hof.

„Da — ausgedient, Lumpenzeug!"

Darnach streckte er sich auf dem Bette aus und starrte mit weit offenen Augen gegen die Zimmerdecke. –

* * *

Unterdessen belustigte sich der Seph im Hofe drunten. Er patschte mit den Händchen in dem in der Rinne stehenden Spülwasser, welches von Zeit

zu Zeit von den Waſſerſteinen ablief und baute mit Sand Dämmchen und Brückchen hinein. Darüber bemerkte er in ſeiner Nähe einen Geldbeutel. Er erkannte denſelben ſofort als den ſeines Vaters, hob ihn, vorſichtig um ſich blickend, auf und ſchüttelte denſelben, wobei er ihn ans Ohr hielt. Als er hörte, daß es darin klingelte, durchforſchte er habgierig den Inhalt und ſaß dann eine Weile brütend dort. Dann nahm er raſch die paar kleinen Geldſtücke heraus, ſchlich ſich, den Beutel wieder wegwerfend, hinaus auf die Straße und ſchlüpfte, als er ſich unbeobachtet ſah, zum Krämer hinein.

Dort kaufte er ſich für einen Teil des Geldes Zuckerhimbeeren und Bonbons und trieb ſich, das Naſchwerk verzehrend, den Vormittag über in den Straßen herum.

Endlich um die Mittagszeit machte er ſich langſam und mit ſchlechtem Gewiſſen auf den Heimweg. Ins Zimmer hineinſchleichend, ward er zweier Männer gewahr, welche ſich um ſeinen Vater, der mit blauem Geſicht und offenem Munde auf dem Boden lag, zu ſchaffen machten.

„Guck der Seph," redete ihn der eine frivol an, „geh mal her, da ſchau, Dein Vater hat ſich aufgehängt und iſt jetzt tot, morgen trägt man ihn hinaus ins Grabloch — was fangſt jetzt an? haſt niemanden mehr als Deine ſaubere Jule!"

Der Seph blickte den Mann blöde an und drückte ſich wieder zur Thüre hinaus. Leichteren Herzens, als er gekommen war, lief er zurück auf die Straße und kaufte ſich für das übriggebliebene Geld Papillotten und Makronen, die er diesmal ohne Scheu, während er ſich im Hofe wieder mit Brückchenbauen amüſierte, behaglich verzehrte. — — —

Friedrich Nietzsche und die Apostel der Zukunft.

Beiträge zur modernen Psychopathia spiritualis von Kurt Eisner.

(Frankfurt a. M.)

(Schluß.)

X.

Für Nietzſche giebt es eigentlich keine Urſachen, ſondern nur Symptome. In Verkehrung der populären Anſchauung ſagt Nietzſche nicht: „Dieſe und dieſe Erſcheinungen haben die Degeneration erzeugt" — ſondern umgekehrt: Sie ſind ihre Folge. Nietzſche verwirrt ſich mit dieſer Anſchauung in ähnliche

Widersprüche, wie Schopenhauer, der einerseits versichert, er wolle in seiner Ethik nur zeigen, nicht lehren, weil ethische Belehrung auf die Charakterbildung des Menschen ohne Einfluß sei, andererseits aber in jeder Zeile ein leidenschaftlicher Sittenprediger ist. So nennt Nietzsche zwar jene Erscheinungen Ausflüsse der Degenerationskrankheit, unternimmt es aber zugleich, die angeblichen Symptome zu vernichten und durch Ursachen neuer Erstarkung, Genesung zu ersetzen. Ich werde mir deshalb gestatten, bei der herkömmlichen Auffassung stehen zu bleiben, ohne auf diese erkenntnistheoretische Frage weiter einzugehen.

Woher die Decadence kommt, das ist leicht erzählt, wenn man Nietzsche gelesen hat: sie kommt, wie man das auch aus der „Antisemitischen Korrespondenz", aus Stöckers „Volk", Dührings Schriften und anderswoher weiß, von den Juden. Dieses heillose Volk litt nämlich an der Heilandskrankheit, an einer Art moralischer Krätze, die dann durch allerhand ungünstige Umstände von dem Krankheitsherd verschleppt, disseminiert die Welt verseuchte. Die Moralkrätze äußert sich in dem Erscheinen eines höchst bösartigen Ausschlages auf der Haut des Menschenkörpers, schlimmer Bodensatz kommt an das Tageslicht, der „Grund" steigt an die Oberfläche, so daß der Weltleib „grindig" wird. Dieser Aussatz wird von Nietzsche „Der Sklavenaufstand in der Moral" genannt. Alles was grindig ist, nennt sich gut, alles, was verschont geblieben ist und sich in sein Inneres still zurückgezogen hat, heißt fortan böse. Man erfindet zum Schutz des Grindigen das Mitleid, das Gewissen, die Askese, den Geist, den Altruismus, das Christentum. Das ist natürlich ein höchst trauriger Zustand, der auf keinen Fall über zweitausend Jahre dauern darf und den zu beseitigen, folglich jetzt die allerhöchste Zeit ist. Die Heilung kommt, wie das in dem, Zeitalter der Chirurgie selbstverständlich ist, durch eine kühne Operation zustande. Man exstirpiert den Grund, d. h. man schickt jene teuflischen Erfindungen, das Mitleid, das Gewissen, die Askese, den Geist, den Altruismus, das Christentum dorthin, wo sie hingehören, zum Teufel also, dafür lebt man fortan „Jenseits von Gut und Böse" in eitel Wollust, Herrschsucht und Selbstsucht, man zähmt sich nicht mehr, sondern man züchtet sich, man wird immer härter und härter, bis man eines Morgens als versteinerter Übermensch aufwacht, womit dann das Paradies, eine großartige Menschengebirgslandschaft, erreicht ist. Finis! Amen!

Goethe wünschte, daß die Deutschen am Homer statt an der Bibel das Lesen gelernt hätten. Das war ein bescheidener, ein weiser Wunsch, der alles Wahre enthält, was in den furchtbaren, blindschwärmenden Übertreibungen Nietzsches zu finden ist.

Daß das Germanentum durch die aufgezwungene neue Lehre in seiner Entwickelung gehemmt, gebrochen wurde, das weiß jeder, der die germanische Urgeschichte vorurteilslos studiert. Die Ursache lag eben in dem Zwang, der eine künstliche Zusammenlegung widerstrebender Elemente statt eine allmähliche Amalgamierung zur Folge hatte. Auch den verwüstenden Einfluß engstirniger Pfaffenherrschaft wird niemand leugnen können. Das jedoch darf nicht der semitischen Moral, sondern den Moralauslegungen zur Last gelegt werden. Am Homer hätte sich eben so gut ein Pfaffentum bilden können — neuerdings ist dies ja geschehen — wie an der Bibel.

Andererseits aber ist es gewiß, daß jene angeblich degenerierenden semitischen Morallehren teils niemals rein in die Erscheinung getreten, teils längst überwunden sind, so daß man in beiden Fällen von ihnen nicht als von Ursachen der gegenwärtigen Decadence reden kann.

Dies soll in dem Folgenden gezeigt werden, nachdem zunächst an Nietzsches und seiner Anhänger gefährlichstes Kampfmittel, seine Anschauung von Rasse und Menschenzüchtung, die Sonde gelegt worden ist.

XI.

Alle, die über die Dinge dieser Welt möglichst eilig klar zu werden oder wenigstens — das ist die eigentliche causa movens! — mitzureden sich verpflichtet fühlen, sind seelenfroh, wenn sie einen noch so rostigen und wackligen Nagel gefunden haben, an dem sie ihren schäbigen Gedankenplunder anhängen können. Der Rassenbegriff ist so ein Nagel, der allerdings sofort zu Boden fällt, wenn man ihn wissenschaftlich antastet. Man weiß, daß z. B. die Schädelstatistik in Europa für scharfe Rassenscheidungen nichts ergeben hat. Die individuellen Unterschiede erwiesen sich als mindestens ebenso groß wie die sogenannten Rassenunterschiede.

Wo die Wissenschaft im Stiche läßt, hilft die mehr oder minder böswillige Absicht aus. Die Rasse ist ein zu bequemer Anknüpfungspunkt für allerlei Folgerungen als daß man dieses Dogma ohne Weiteres fahren ließe.

Nietzsche giebt diesem Gespenst wenigstens kraft seines schöpferischen Gemeinreichtums eine Art von Scheinleben, so daß man dem Hexenmeister wohl gerne glauben mag.

Wundertiefsinnig und geistblendend ist Nietzsches Scheidung von Ariertum und Semitismus, die an der Verschiedenheit des arischen und semitischen Sündenfalls aufgezeigt wird. Er kontrastiert die Prometheus-Sage mit dem biblischen Sündenfall: „Das Beste und Höchste, dessen die Menschheit teilhaftig werden kann [das Feuer], erringt sie durch

einen Frevel und muß nun wieder seine Folgen dahinnehmen, nämlich die ganze Flut von Leiden und Kümmernissen, mit denen die beleidigten Himmlischen das edel emporstrebende Menschengeschlecht heimsuchen müssen: ein herber Gedanke, der durch die Würde, die er dem Frevel erteilt, seltsam gegen den semitischen Sündenfallmythus absticht, in welchem die Neugierde, die lügnerische Vorspiegelung, die Verführbarkeit, die Lüsternheit, kurz eine Reihe vornehmlich weiblicher Affektionen als der Ursprung des Übels angesehen wurde. Das, was die arische Vorstellung auszeichnet, ist die erhabene Ansicht von der aktiven Sünde als der eigentlich prometheischen Tugend . . ." (Geb. d. Tragödie p. 49.)

Hier sehen wir den letzten Nietzsche, den Immoralisten, den Todfeind der semitischen Entartungstugend, den glühenden Künder und Lehrer der arischen Herrenmoral keimen. Was er damals passiv feminin nannte, hieß er später degeneriert.

Ich mag nicht nochmals auf die indische „Sklavenmoral" hinweisen, welche die ganze Scheidung zwischen semitischer und arischer Moralveranlagung als Schwindel entlarvt; ich will vielmehr ein wenig gegen jene Sündenfallantithese plänkeln, weil hier die schönste, feinste, vornehmste und bestechendste Anwendung des Rassenprinzips vorliegt, die ich kenne. Gelingt es, die Richtigkeit dieses am festesten gegründeten Beispiels fraglich zu machen, so kann man getrost alle die kleinen, wenn nicht harmlosen, so doch hirnlosen Beweise und Dokumente des Rassendogmas ungeschoren laufen lassen. — Die beiden Mythen vom Sturz des Prometheus und der Austreibung aus dem Paradiese sind durchaus nicht zu vergleichen. In der Bibel handelt es sich um eine rechtfertigende Erklärung religiöser Lehre und ein stützendes Glaubensdogma; der Glaube aber verlangt seiner Natur nach Unterwerfung und Unterwürfigkeit. Die Griechen hatten gar keine Religion, keinen Glauben, nur spielende Mythologie. Nicht Unterwerfung unter die Götter wird erheischt; die Menschen stehen eigentlich über den Göttern, die nur Sündenböcke sind für das, was in der Welt nach menschlichem Gefühl versehen ist. Wie will man aber aus einem vielleicht aufgezwungenen, möglicher Weise gar nicht durchgedrungenen Glauben Rassenveranlagung erschließen? Ich weiß nicht, wie weit die historische Bibelforschung die durchschimmernden heidnischen Elemente in den mosaischen Urkunden ausgelöst hat. Mich dünkt, man könnte auch da recht viele Spuren der mit Recht so beliebten aktiven Sündenhaftigkeit finden, für die leider das aus modernen degenerierten Instinkten hervorgegangenem Strafgesetzbuch so verzweifelt wenig Verständnis zeigt. Der Teufel darf jedenfalls mit besseren Gründen dem Halbgott Prometheus verglichen werden, als der Mensch Adam mit dem göttlichen, grie-

chischen Menschenschöpfer. Vielleicht darf ich mir sogar die etwas nietzscheliſch leichtfüßige Vermutung erlauben, die mir die wiſſenden Mythologen verzeihen und berichtigen mögen, daß der Teufel und Prometheus ſogar verwandt, identiſch ſind: Luzifer, der Stern, das Licht, die Flamme, die vom Himmel zur Hölle ſinkt, iſt vielleicht auch nur eine mythiſche Vermummung der Herabkunft des Feuers. Auch die heidniſchen Semiten mögen ihren heidniſchen, aktiv frevelnden Prometheus verehrt haben. Prieſter verfolgen nur das, was geliebt wird; ein Teufel ohne Anhänger ſetzt keinen Glaubenskünder in Harniſch. Wenn unſer hiſtoriſches Wiſſen mit dem chriſtlichen Germanentum begönne, ſo würden die Herren Raſſenklopffechter ſofort dem Ariertum ein Talent für ſeminine, paſſive Sündenhaftigkeit anhängen. Man wirft ein: Das iſt es ja gerade. Den Germanen wurde der Semitismus widernatürlich aufgezwungen. Nun, ich beanſpruche für die vorjavethiſtiſchen Semiten dieſelbe Annahme, und ich glaube mindeſtens eben ſo viel oder ſo wenig Berechtigung zu dieſer Annahme zu haben, wie diejenigen, welche das Germanentum wegen der ſemitiſchen, monſtröſen Verhunzung bejammern. Ich fürchte überhaupt, Nietzſche hat ſich den alten Juden etwas gar zu ſehr nach dem Bilde des modernen verkümmerten, gedrückten Kleiderjuden vorgeſtellt, der ſtets zum Herzzerbrechen wimmert, wenn man ſein Angebot für alte Hoſen zu niedrig findet. Es giebt ja auch Leute, die ſich den bibliſchen Juden nicht anders als einen vom Schachergeiſt durchſeuchten Händler denken können, obgleich bekannter- oder unbekanntermaßen kein Volk der alten Welt weniger Handel trieb als eben die Juden.

Nebenbei ſei noch bemerkt, daß die jüngſte Forſchung — ich weiß nicht, ob mit ſicheren und feſten Erfolgen — nachzuweiſen ſucht, daß die helleniſche Kultur von den Phöniziern, alſo von Semiten empfangen worden ſei. Sollte dieſe ſehr wahrſcheinliche Hypotheſe Thatſache ſein, ſo würde das ein prächtiges Abführmittel ſein für die begriffsverſtopften Herren, die ihrerſeits die Völker an einer unglaublichen Raſſenverſtopfung leiden und deren Eingeweide mit unlöslichen teils ariſchen, teils ſemitiſchen Stoffen gefüllt ſein laſſen. Weg mit dieſem Popanz von der erblichen Verſtopfung Glauben wir an die Macht der Lebensſonne, die ändert und wandelt. Dieſer Raſſenfatalismus wäre ſelbſt zu verwerfen, wenn er der Wahrheit entſpräche. Fataliſtiſch dürfen wir nicht denken, wenn wir leben d. h. handeln wollen. Das wäre die einzige metaphyſiſche Wahrheit, vor der wir uns mit dem Kantſchen Verlegenheitsſprung in die Welt der praktiſchen Vernunft retten müßten. Auf Fatalismus aber laufen jene Anſchauungen geradenwegs hinaus. Noch einmal alſo: Weg mit dieſem Popanz von der erblichen Verſtopfung.

Das mag ſich auch das vernietzſchelte erziehende Geſpenſt geſagt ſein

lassen, das gegenwärtig mit mißbräuchlicher Benutzung der Garderobe eines großen Künstlers am hellen, lichten Tage umgeht und die kleinen Kinder der Zeit schreckt und bannt.

Doch es wäre fast schade, wenn „Rembrandt als Erzieher" diese Mahnung vorausahnend beherzigt hätte: Der Humor wäre um eine Blüte ärmer. Denn „Rembrandt als Erzieher" bietet die heiteren Konsequenzen der geoethnographischen Betrachtungsweise in einer Zerrbild-Vollendung, wie sie der boshafteste, phantasiereichste Gegner der Rassenphilosophaster nicht ersinnen könnte. Der Rembrandtmann kennt eine ganze Menge von kleinen, niedlichen Rassen, die zu scheiden und auseinander zu halten, schon Kenntnisse in den intimeren Einzelheiten der Geographie gehören: „Die Erdgeister behaupten immer und überall ihr Recht; in der Politik nicht weniger wie im Geistesleben; in beiderlei Hinsicht bildet die Elbe die entscheidende Grenze oder, wenn man will, den Rubikon für das Deutschtum . . . Sie scheidet den kühlen von dem warmen Politiker, den Preußen von dem Deutschen; den kühlen von dem warmen Dichter, Lessing von Goethe; den kühlen von dem warmen Geschichtsschreiber, Ranke von Schlosser; ja noch heute den kühlen von dem warmen Maler, Menzel von Böcklin . . ." Diese Gegenüberstellung von warm und kalt könnte man noch um einiges fortsetzen: Die Elbe scheidet die warmen von den kalten Badeanstalten, nur daß die kalten gerade umgekehrt in Dresden und die warmen in Berlin überwiegen. Der Grund für diese auffällige Thatsache wird wohl in einer geheimnisvollen Blutmischung liegen. Der Berliner gravitiert mehr zum warmen Wasser, weil er von Natur kalt ist; der Dresdner mehr zum kalten, weil er warm verrasset ist. Der Mops ist gesund, wenn er eine kalte Nase hat, der Mensch, wenn er eine warme hat. So hängt alles in der Welt zusammen . . .

Mit derselben scherzhaften Würde erscheint auf dem Langbehnschen Parodietheater die helldunkle Lehre von der Erhaltung der Art, des Blutes, die merkwürdiger Weise einerseits eine wissenschaftliche Rassenthatsache, also eine Notwendigkeit ist, andererseits aber wieder als Aufgabe der Erziehung zur Vornehmheit in das willkürliche Belieben vornehmheitlüsterner Individualmenschen gestellt wird. In der österreichischen Armee ist es eine oft zu beobachtende Erscheinung, daß die galizischen Juden anfänglich sich durchaus ihre Schläfenlöcklein nicht abschneiden lassen wollen und sich gegen jede ritualwidrige Speise mit jammernder Zähigkeit sträuben. Dieser pietätvolle Zustand dauert indessen unter der Zucht des Zwanges nicht lange. Bald sind sie ebenso eitel auf die mangelnden Löckchen wie vordem auf die vorhandenen und die antisemitischsten Speisen genießen sie mit Behagen. Die Entwickelung geht so schnell vor sich, daß der galizische Exjude eines schönen Tages

eine christlich-germanische, man denke, eine arische Köchin zum Tanze führt. Bisher habe ich diese Entwickelung immer für einen Kulturfortschritt gehalten, für eine wertvolle erzieherische Wirkung des Heerdienstes. Nun aber belehrt uns Rembrandt, daß die galizischen Juden in Wahrheit durch die Anpassung entartet sind, daß sie mit dem Haarschmuck auch die Vornehmheit des konservativen Blutes verloren haben, gleich wie die verruchten entjüdelten Preßjuden, die Preßhefeerzeuger, die Herr Bewer mit einem sonderbaren Talent für — semitischen Wortwitz recht hübsch „Blattläuse" benennt. Der wahre Adel liegt in den Löckchen; wer nicht mehr koscher ist, ist nicht mehr vornehm.

Wischiwaschi: Das „Blut" bleibt nicht, noch soll es bleiben. Man soll nicht die Vergangenheit erhalten, sondern die Zeit, das Heute und das Morgen enthalten. Der Reaktionär paßt sich der Vergangenheit an, der Verständige der Gegenwart, der Geniale der Zukunft!

Der ganze Rassenunsinn verlohnte nicht der Widerlegung, wenn er sich nicht in die Handlungen der Menschen eingefressen hätte. Der begriffliche Unfug wird eine frevelhafte Fahrlässigkeit und strafwürdige Gewissenlosigkeit, wenn man auf dieses mystische Ungefähr und Nichtweither praktisches Folgerungen baut: Antisemitismus.

Wenn ein Arzt durch leichtfertige Behandlung den Tod eines Kranken herbeiführt, wenn ein Apotheker fahrlässig die Mittel verwechselt oder gar in gewinnsüchtiger Absicht gefälschte Mittel verkauft, so entrüstet sich alle Welt, und der Strafrichter bekommt zu thun. Weit schlimmer als solche Verbrechen aber scheint mir die niederträchtige Anwendung angeblich wissenschaftlicher Lehrsätze auf praktisches Handeln, wenn die Anwendung Millionen von Menschen den moralischen oder materiellen Tod bringt. Man wäre fürwahr versucht, einen neuen Strafgesetzbuchparagraphen zu verlangen, der da besagt: „Wer Handlungen begeht oder empfiehlt auf Grund unwahrer oder unreifer, vorgeblich wissenschaftlicher Behauptungen, wird mit Gefängnis nicht unter fünf Jahren bestraft." Die Gefahr ist nur, daß dieser Paragraph just auf die — Wahrheiten angewendet würde.*)

*) Der grimme Antisemit, der vor einiger Zeit ein klapperndes Dispositionsgerippe in der toten Abteilung der „Gesellschaft" ausstellte, dürfte vielleicht aus den obigen Betrachtungen etliche Stillung seiner Beweisgier ziehen. Ich will dabei nicht verschweigen, daß ich den judenfresserischen Aufsatz mit offenem Munde angestaunt habe, teils wegen der gähnenden Langeweile, teils und zumeist, weil er das glänzendste Zeugnis für die Vorurteilslosigkeit des Herausgebers dieser Zeitschrift ist, der selbst eine so komisch-naive Unbehilflichkeit zu Worte kommen läßt, nur um andere noch so monströse und impotente Überzeugungen nicht zu unterdrücken. Neugierig

Die ganze ethnographische, ethnopsychische Forschung liegt noch so sehr in den Windeln, daß es, abgesehen von der Gewissenlosigkeit auch unendlich lächerlich ist, aus dieser Windelweisheit oder Windelgrünheit praktische Schlüsse zu ziehen. Wenn die neuesten Forschungen eines Carus Sterne gerade die verhältnismäßig noch sicherste Hypothese einer indogermanischen Urheimat in Asien über den Haufen wirft und Skandinavien zum Stammsitz macht, wenn er kurzweg alle Folgerungen aus der Sprache, die bisher als Stab und Stütze der Völkerkunde galt, als etwas Zufälliges, Sekundäres ablehnt, so beweist dies hinlänglich, welche Unordnung und Unsicherheit noch in der ethnographischen Wissenschaft selbst herrscht. Es ist wirklich für jeden ehrlichen Menschen eine unabweisbare Pflicht, nicht mutwillig die Thore zu den chaotischen Laboratorien der Forschung zu sprengen und Zündstoff zu stehlen für den Markt und die Straße. Möge erst drinnen Ruhe und Klärung herrschen, dann wird die Zeit gekommen sein für die Anwendung auf das Draußen.

Es wäre einfältig, blind und verderblich, gänzlich leugnen zu wollen, daß starke, dunkle Fäden uns mit der Vergangenheit verknüpfen. Auf dem engeren Gebiet der Vererbung liegen uns im Gegenteil scharfe Erwägungen und grausame Pflichten ob. Wollen wir selbst Vergangenheit spielen und eine neue Zukunft zeugen, so haben wir uns sorgsam zu prüfen, ob wir auch die rechte Vergangenheit sind für eine gesunde Zukunft; eine Fülle von harten Konflikten und bangen Problemen quillt aus diesem Punkte. Bei der Vererbungsfrage handelt es sich aber um Prinzipien aktiven Handelns, das präventiv zu wirken fähig ist, nicht, wie bei den Abstammungsfanatikern, um nachherige, willkürliche Anforderungen an passives Gewordensein, die nichts ändern, sondern höchstens richten, hinrichten können. Und vor allem ist von diesem „infizierten Gebiet" jegliche Mystik streng zu ver-

---

bin ich übrigens, ob der wohldisponierende Herr I 1 Aα es sich gefallen lassen wird, daß ich anstatt in Nebensachen leicht zu findende Gegenbeweise zu liefern, ihm geradezu den Stuhl unter dem geistigen Gesäß wegziehe. Ich bin nicht so optimistisch, zu glauben, daß Herr I 1 Aα nach diesem Fall bekehrt wieder aufstehen und nach einem anderen Stuhl schauen wird. Er wird sich mit zerschundenem Gesäßsicht wieder auf denselben Stuhl zu setzen suchen. Gott sei es geklagt, daß die Menschen ihre Urteile nicht aus den Beweisen zimmern, sondern für die aprioristischen Urteile hernach ihre Beweise zusammentreiben. Weltanschauungen entstehen nie induktiv, sondern immer deduktiv oder genauer: Aus mikroskopisch winzigen Erfahrungen springt die Weltanschauung heraus, die dann das ganze Gebiet der Erfahrungen gefräßig zu ihrer Kräftigung auszusaugen sich bemüht. — Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich weder mit dieser Anmerkung noch mit den textlichen Ausführungen die Existenz einer Judenfrage leugnen wollte: nur als Rassenfrage ist sie indiskutabel.

bannen, insbesondere die praktische Anwendung mystischer Verschwommenheiten, die Glaubenssätze, nicht Wissenssätze, nicht einmal Wahrscheinlichkeitssätze sind, als unsittlich, unnützlich zu verwerfen, jene praktische Anwendung, die in dem eben angedeuteten Sinne passiv ist. Schließlich hat man sich — und das ist vielleicht die wichtigste Warnung und Weisung — vor jeder Überschätzung, Übertreibung dieser Anschauungen ängstlich zu hüten, sowohl bei der mystischen Abstammung, wie bei der realen Vererbung. Aus dieser ängstlichen Vorsicht würde ja die allerfreudigste Angstfreiheit strömen.

Das grausige Lallen Oswalds am Schlusse der „Gespenster": „Die Sonne, die Sonne!" mag für uns sich wandeln aus einer wahnsinnigen Sehnsucht in einen schönen, sinnvollen Glauben: Die Sonne des Tages, der Gegenwart und der Zukunft, herrsche über uns, nicht die Nacht der Vergangenheit! Und diese Sonne können wir uns in aller strahlenden Erhabenheit und reinen Schöne selber schaffen und wandeln. Was kann es Tröstlicheres geben, als diese Einsicht: Wir sind in der Macht unserer Sonne, weise Eltern, die in dem Glanz ihres Kindes leben, das sie selbst so glanzvoll geschaffen, erzogen. Nein, wir sind nicht der fremden Macht unterthan, wir sind unserer Sonne!

Was ich eben Sonne nannte, heißt man seit Taine: Milieu. Es ist nur konsequent, wenn Nietzsche das „Milieu" seiner Macht zu berauben sucht. Die Anerkennung einer solchen menschenbildenden Kraft würde ja seine ganze Theorie über den Haufen werfen, seine Rassenanschauung, seinen Antialtruismus und Antisozialismus. Schade nur, daß er nicht auch andere für seine Weltanschauung tötlichen Gifte mit einem einfachen dogmatischen: „Es existiert nicht" wegzudekretieren imstande war. Nietzsche zu Gefallen, müßte jedes Individuum auf dem Wege einer jedesmaligen Urschöpfung zustande kommen, statt durch den schmerzlich-süßen Altruismus, der nun einmal selbst von dem kühnsten Umwerter aller Werte nicht geleugnet werden kann.

Wenn Nietzsche einmal an seine Prinzipien nicht denkt und unbefangen beobachtet, so sucht er den Einfluß des Milieu gerade in mancherlei Absonderlichkeiten aufzuweisen. Nietzsche, der Milieuleugner, legt der Ernährung eine unverhältnismäßige Wichtigkeit für die Charakterbildung bei.

Nietzsche und seine Schule scheinen den Höhepunkt des Rassenfanatismus zu bilden. Die Wissenschaft ist gegenwärtig auf dem absteigenden Wege inbezug auf die Vererbungsfrage; sie rüstet ab, um von dem blutigen Fatalismus der Veranlagung zu der menschlicheren Milieu-Anschauung zu gelangen. Seitdem man die Schwindsucht für nicht erblich erklärte, wuchs die Hoffnungsfreudigkeit und die Pflichtstrenge. Der Übergang von der Medizin zur Hygieine bezeichnet gleichzeitig den

Weg von der Vererbung zum Milieu. Wenn ich zur sozialen Frage gelange, werde ich für dieses Problem noch etliches nachzutragen haben. Hier möchte ich nur noch die Umrisse einer Rassenlehre der Zukunft, die das Milieu mit der Abstammung vertauscht, leise andeuten:

Lebens- und Interessengemeinschaften, gleiches Milieu, bilden Rassen; Zeit-, Berufs- und Standesgenossen stellen Nationen dar. Der Pariser von heute steht dem Berliner von heute näher, als der Berliner seinem deutschen Bruder in Kuhschnappel: Milieu der Großstadt. Der 1891er Franzose gleicht dem heutigen Deutschen mehr als dieser seinem Landsmann von anno 1500: Milieu der Zeit. Der gallische Professor ist mit dem germanischen Kollegen enger verwandt als mit einem gallischen Sauhirten: Milieu des Berufs. Nur wo das Milieu konstant bleibt, kann man von Rassenkonstanz reden: China, russische Landbevölkerung, Ghettojuden. Die neuen Milieurassen treten an die Stelle der durch unübersehbare Kreuzungen und Mischungen innerhalb der Kulturvölker schon physiologisch verwischten Blutrassen. Jedenfalls lasse man dieses vorläufig haltlose und gefährliche Rassengeschwätz — die Mahnung kann gar nicht dick genug unterstrichen und oft genug wiederholt werden! — so lange, bis wissenschaftliche Beweise erbracht werden, etwa auf Grund einer sorgfältigen, gewissenhaft graduierten und systematisierten Charakterstatistik. An den historisch bekannten Persönlichkeiten die angeblichen Rasseneigentümlichkeiten zu demonstrieren — ich brauche das Wort Rasse auch in dem Sinne von Stamm und ähnlichen Begriffen, die mir alle hinsichtlich ihrer Vagheit identisch erscheinen, — scheint mir übrigens ein völlig aussichtsloses Unternehmen. Mindestens aber gehe ich die Wette ein: Wenn jemand sich den Spaß machen würde, Übersetzungen irgendwelcher Litteraturwerke als Originale herauszugeben, die Rassenweisen würden gewiß die Eigenschaften derjenigen Rasse herauswittern, denen der — Übersetzer angehört. —

Als Anhänger der Rassenvererbung dürfte Nietzsche eigentlich kein Individualist sein. Es ist in der That sonderbar, daß gerade die krassen Individualisten mit erstaunlicher Übertreibung generalisieren, anstatt zu differenzieren. Erst lösen sie die Menschheit in Atome auf, und dann ballen sie die Teile wieder zusammen in willkürliche Haufen, in Rassen und Nationalitäten, in Männer und Weiber. Indessen erklärt sich der Widerspruch leicht: Aus dem Rassendogma läßt sich Vererbung des edlen Blutes als Kulturbedingung, mithin die aristokratische, antidemokratische Weltanschauung gewinnen. Da nun andererseits die Demokratie zum Sozialismus neigt, so wird unter Vernachlässigung des Rassenstandpunktes der Individualismus, eben als ein antisozialistisches Prinzip, gleichzeitig gepredigt. Daß Indivi-

dualismus und Sozialismus keine Gegensätze, sondern umgekehrt sich gegenseitig bedingende und ermöglichende Ergänzungen sind, wird weiter unten nachgewiesen werden. Für Nietzsche sind Individualismus und Sozialismus Gegensätze höchster Potenz: Rassengegensätze. Individualismus ist arisch, Sozialismus semitisch. Letzterer ist die Konsequenz der semitischen Sklavenmoral, deren Wesen Nietzsche durch die Sklavenunmoral charakterisiert: „Wollust, Herrschsucht, Selbstsucht: Diese drei wurden bisher am besten verflucht und am schlimmsten beleu- und belügenmundet." (Zarathustra III, 53.)

Die Sklavenunmoral ist die Herrenmoral, die wahre Moral der Zukunft, der genesenden Welt, der Übermenschenzeit.

XII.

„Gute Beispiele verderben böse Sitten", so etwa könnte man Nietzsches Kulturauffassung am kürzesten wiedergeben.

Nietzsche schwebte die Aufgabe vor, das menschliche Hirn aus der durch vieltausendjährige Arbeit gefestigten Struktur zu reißen und ihm eine neue Form zu geben.

Eine verzweifelte Aufgabe, die zunächst das eigene Hirn des überkühnen Unternehmers aus der Struktur brachte! Zunächst mußte alles entwertet werden, das ganze Gebiet der geistigen Instinkte, Selbstverständlichkeiten, Erkenntnisse, Überzeugungen verwüstet werden, um von Grund aus nach neuen Rissen und Plänen aufzubauen und zu kolonisieren.

Aber schon in der Vorarbeit der Entwertung liegt für den verwegenen Neuland-Ansiedler eine unüberwindliche Schwierigkeit.

Wer ohne Wertbestimmungen reden will, muß sich eine neue Sprache schaffen, denn die Werte der alten Sprache sind Niederschläge alter Werte. Derjenige, welcher alle Werte auflöst, wird gegen den einen gefaßten Wert ein Dutzend von Werten ins Feld schicken, die sich bei näherer Betrachtung auch als Phantome entpuppen. Das heißt denn Schatten gegen Schatten schicken, Nebel durch Nebel zertrümmern, schließlich bleibt alles, wie es war, Nebel. — Nietzsche weist die praktische Vernunft aus der Philosophie, er wendet den Kantschen Idealismus auf die Moral an, aber es graut ihm in diesem unbegreiflichen, furchtbaren Chaos und er siedelt in diesem wirbelnden Trümmermeer wieder feste, greifbare, neuartige Eilande an. Im absoluten Idealismus kann es eben niemand aushalten, man schafft sich schwindelnd wieder Realitäten. Wie der Zauberkünstler Uhren in kleine Stücke zerstampft und dann sie zum Staunen der Gaffer unversehrt wieder zeigt, so zertrümmert der Entwertende scheinbar Begriffe wie die Moral, die dann

fröhlich wieder zum Vorschein kommen, mit einigen kleinen Abänderungen gleich den Blumensträußlein an den wiedergezauberten Uhren. Die Moral bekommt einen anderen Inhalt. Die Moral ist tot, es lebe die Moral. Der Name wechselt, der Begriff bleibt. Ob der neue Inhalt besser ist? Schließlich ist auch Nietzsche die alte Geschichte passiert, die den unglücklichen Liebhabern der schönen Cousine Philosophie das Herz entzwei bricht, worauf sie aus Ärger die erste, beste Wahrheit heiraten, die ihnen in den Weg gelaufen. (Bei Heine trägt sich die verzwickte Komödie zwar etwas anders zu, aber der pathologisch-anatomische Effekt ist der gleiche): Wir wissen nichts, darum erfinden wir Wissen. Laßt uns doch wenigstens Wahrheiten suchen, mit denen wir leben können! Niemand zweifelt ja, daß diese Wahrheiten Notwahrheiten sind, umzuwehen von einem Windhauch. Aber wenn alle unsere Instinkte nach diesen Wahrheiten lechzen, warum sollen wir sie nicht behalten. Vielleicht sind es doch Wahrheiten. Daß unsere armselige, begriffsstutzige Vernunft allerhand Weisheits- und Niederträchtiges dagegen vorbringt, ist am Ende doch noch kein Grund, der Wahrheit den Laufpaß zu geben. So ein schwächliches Gedankenmännchen gegen ein so löwenstarkes Gefühlsweib! Ich meinerseits halte zum Weib! Mag es bisher auch kein Wahrheitsjunges geboren haben. Was kann es dafür. Mag doch das Geistmännchen erst zum Geistmann sich auswachsen. Im Schoße des Weibes schlummert schon das Ei der Wahrheit, es wartet nur noch auf den starken Lebenserwecker.

Nietzsche ist der große Anatom der Sittlichkeit. Mit blutigem Messer wühlt er in ihrem Leibe und fördert einen schönen, umfänglichen Krankenbefund zu Tage. Mitleidlos sägt und sticht und schneidet er, glaubt er doch nur einen Leichnam vor sich liegen zu haben. Mir aber will es scheinen, als ob die Sektion eine Vivisektion sei, und zuversichtlich hege ich die Hoffnung, daß das arme Objekt aller dieser Experimente die verheerenden Messerschnitte überdauere. Vielleicht hat Nietzsche unbewußt Operationen vollzogen, die Leben und Kraft der Sittlichkeit verjüngen und gesunden.

XIII.

In bewußtem Gegensatz zu Schopenhauer verjagt Nietzsche die „Vorstellung" vom Thron und setzt den „Willen" an ihre Stelle.*) Die

*) In der Vereinigung der zwei Prinzipien Schopenhauers zu einem Weltprinzip trifft Nietzsche mit Wundt zusammen. Nur die Färbung dieses Einen Prinzips, das bei Nietzsche gleichsam eine kranke Auswucherung, den Geist hat, ist bei beiden Denkern grundverschieden, ein Beweis, daß das Zolasche Sehen durch ein Temperament nicht nur den Dichter, sondern auch den Philosophen macht. Man

Vorstellung erlöst nicht von dem tierischen, widrigen, ekelhaften Willen, sie durchfeucht, schwächt, beschmutzt das Schöne, Edle, Starke, das Krönende und Steigende im Menschen, den Willen. „Wahrlich, eine große Narrheit wohnt in unserem Willen; und zum Fluche wurde es allem Menschlichen, daß diese Narrheit Geist lernte". (Zar. II, 89.) Aus dieser Anschauung ergiebt sich der Kultus des Leibes. Der geistigste aller Denker nimmt den Kampf um die Emanzipation des Fleisches wieder auf, wohl ein Versuch der Selbstüberwindung.

Man sagt besser Emanzipation der Muskeln als Emanzipation des Fleisches. Es ist nichts von dem Weichen, Weibischen, Schwülen, das die Vorgänger Nietzsches und seine Nachfahren in diesen Bestrebungen haben. Männlich, hart, eisig, — geistig erscheint der Herold des Leibes und der Sinnlichkeit, Nietzsche. Nicht der Sommermond, sondern die Wintersonne bescheint diesen feierlichen Kultus des Leibes. Nicht umschleierte Schwüle, sondern grell klares Licht, nicht Brautnachtstimmung, sondern Brauttagstimmung atmet die befreite Liebe Nietzsches. Brauttagstimmung! In diesem Widersinn liegt das Widerwirkliche dieses zusammengeschwärmten Ideals, das Sommer und Winter verschmilzt, Flammen im Wesen und Frost in der Form ist. Nietzsches Liebende dürfen sich nicht — echauffieren. Es muß eine reinliche Leidenschaft sein „und immer gebadet", wie Fontane einst die „Frau vom Meere" neckisch bewundernd charakterisierte. Mit zwei Worten: platonische Brunst. — Wenn Nietzsches Jünger das platonische Element in ihren Fleischlobpreisungen vergessen, so haben sie eben nur seine Worte, nicht ihren Geist begriffen, sie haben übersehen, daß ihres Lehrers Theorie eben nur — theoretisch ist.

Anscheinend allerdings macht Nietzsches Freifleischlehre ein höchst ernstes, natürliches Gesicht, bildet sie doch einen Grundstein seiner Herrenmoral.

Die Sklavenmoral des Christentums entwertete den Leib, weil die Leiber des Elends unwert sind, und pries dafür den Geist, — eine Erscheinung, die man etwa mit dem Stolz der alten Jungfern auf ihre unkontrollierbar schönen Seelen gegenüber ihren kontrollierbar dürftigen Reizen vergleichen könnte. Die Begierden des Leibes wurden demzufolge Sünden, die des Geistes Tugenden. Die Wollust ward zum Höllenwerk, während

kann den Unterschied nicht besser wiedergeben als wiederum durch die Schopenhauersche Antithese von Wille und Vorstellung. Bei Nietzsche erscheint das Willensprinzip wild, dämonisch, riesenhaft, es flutet aus dem Willen, bei Wundt ist es kühle, nüchterne Abstraktion, ein Kind der Vorstellung. Man sieht, daß die Zweischeidung Schopenhauers vielleicht objektiv falsch, jedenfalls aber subjektiv ein Bedürfnis klärender Erkenntnis und Verdeutlichung ist.

die Askese Gott wohlgefällig duftete. Durch die Askese entstand dann die Decadence, was ganz über allem Zweifel erhaben ist, da es jedes Buch über den „Menschen und sein Geschlecht“ klipp und klar beweist.

Die Möglichkeit, daß die Askese eine zufällige Zeiterscheinung, eine Unart, Laune, eine widernatürliche Krankheit verrückter Geister und Epochen sei — diese Möglichkeit muß zugestanden werden; es giebt solche tausendjährigen „Zufälle“. Dennoch glaube ich, der klare Blick, der tiefer dringt, bemerkt die Wurzeln, welche die Askese mit dem innersten Triebleben der Menschen verbinden.

Mir will es scheinen, als ob die Askese kein zufälliges Decadencesymptom sei, sondern dem asketischen Trieb, dem Gegentrieb der Sinnlichkeit entspringt. Ich vermute, daß die Wissenschaft dereinst in der Psychophysik das Wort: „Gegentrieb“ aufnehmen wird, wie die Sprachphilosophie den „Gegensinn“. Eine Mechanik der psychophysischen Werte wird das gesamte Triebleben unter dem Bilde des Gleichgewichts apperzipieren müssen. Jeder Trieb enthält zwei gegen einander ringende, mit einander balancierende Elemente. Jeder Trieb hat zur Seite seinen Gegentrieb, wie z. B. die Sinnlichkeit die Askese. So entsteht eine selbstthätige Regulierung des Triebslebens zur Verhütung der Decadence, des Zubodensinkens.

Ich will mich mit diesen Andeutungen bescheiden, die vielleicht etwas zu teleologisch schmecken. Die Anschauung Nietzsches braucht nicht durch solche zweifelhaften Hypothesen gerichtet zu werden, sie wird schon hinlänglich durch die eine Thatsache gerichtet, daß die Erscheinung, welcher Nietzsche die Entartung zur Last legt, gar nicht in der Gegenwart existiert: Es giebt keine Askese in der modernen Welt. Die Askese führt nur noch ein offizielles Dasein in der kaum noch irgendwo befolgten Pfaffenmoral. Sie kann also nicht die Decadence verschulden, noch kann sie als Symptom dieser Decadence betrachtet werden.

Nietzsche kämpft gegen Gespenster, die längst gebannt. Was er als christlich-semitische Moral und Antinatur geißelt, ist in Wahrheit der Geist der Askese, der ebenso Instinkt ist, wie sein Antipode. Die unverkrüppelten Germanen besaßen ihn, aber weise und maßvoll (späte Heiraten, Reinheitsfanatismus). Dann kam die große „Verjüdelung“, die Askese wurde toll und tyrannisch. Damals wäre, wie die jetzigen Antisemiten, auch Nietzsche am Platze gewesen; unter den Humanisten der Renaissance — er hat ja auch nach der Renaissancezeit eine empfindsame Sehnsucht! — hätte er eine Mission erfüllt. Heute ist die Askese in ihr Gegenteil umgeschlagen; sie herrscht nur in kleinbürgerlichen Kreisen, im weiblichen Philistertum, das vor

dem Philinentum immer mehr zurücktritt, sie herrscht in den Kreisen, die Arne Garborgs „Bei Mama!“ so naturfrisch schildert. Das männliche Geschlecht hat längst die Askese überwunden und dafür (offenbar ein Zeichen der beginnenden Rassengenesung und Menschheitserstarkung!), die wohlklingende — Syphilis erworben. Nietzsche ist ein posthumer Geist, nicht in dem Sinne, in welchem er sich selbst so nennt, sondern insofern, als sein befruchtender Erzeuger, den er zugleich als „neue Generation“ zu überwinden trachtet, längst tot ist: das mittelalterliche Christentum.

Die asketische Sittlichkeit ist tot! Ja, wir sind so weit auf dem Wege zum „Übermenschen“ „untergegangen“, daß sich Böotier, die von Nietzsche nicht einmal den Namen kennen, ganz nietzscheliſch mit der offiziellen Moral abfinden. Ein Philologe, der in der ganzen Weltlitteratur nur die pikanten Stellen sah und höchlichst bedauerte, daß diese nicht gesammelt herausgegeben würden, damit man sich nicht durch die anständigen Bücher und Stellen durchzuwürgen braucht, was den Beruf eines Litteraturforschers einigermaßen zu verleiden geeignet ist — gekennzeichneter Herr also äußerte mir gegenüber einmal sein Erstaunen über den Zwiespalt zwischen der aus dem Konfirmanden-Unterricht her behaltenen Sittenlehre und den thatsächlichen „Verhältnissen“; als denkender Deutscher suchte er natürlich nach der Lösung des Problems und er formte sie in Erinnerung an seine ebenso zahl- wie erfolgreichen Liebesfeldzüge also: „Moral ist von Leuten erfunden, die nicht ‚konnten‘“ — scil. unmoralisch sein. Damals hatte Nietzsche noch nicht meine Bahnen gekreuzt und ich konnte mit überlegener Verachtung erwidern, indem ich den Sprachforscher zu ärgern bestrebt war: „Mit der Moral ist es eben ähnlich wie mit der Sprache, die auch nur von alten Weibern erfunden ist, die das Maul nicht halten konnten“. Heute aber muß ich ernsthaft mit jener Weisheit mich herumschlagen: „Moral ist von Leuten erfunden, die nicht ‚konnten‘!“ . . .

Wie es in Wahrheit mit der angeblichen Askese steht, zeigt die Aufnahme, welche zwei Asketen in unserem geistigen Leben, ein Gesunder und ein Kranker, neuerdings gefunden haben. Der Gesunde ist Björnson („Handschuh“). Wie empfing man ihn? Man höhnte nnd schmähte ihn, schalt ihn pfäffisch, borniert, platt, servil-impotent. Warum? Björnson fordert als Gesunder etwas ebenso Wünschenswertes als — und das war das Erbitternde! — Mögliches. Da hatten die Leute doch an dem kranken Asketen mehr Freude. Tolstoi forderte in seiner „Kreuzersonate“ paradox-hypochondrische Utopien, die niemanden zur geneigten Nachachtung verpflichteten, weil es eben Unmöglichkeiten sind; so konnte man — nur das Mögliche ist unbequem! — mit vollster Seelenruhe die Paradoxen des

großen, edlen Russen genießen, welche für alle geistigen Feinschmecker den kostbarsten Wildgeschmack bedeuten.

Nietzsche mag wohl der Vater der lauten Herren sein, welche ungestüm ihr retournons à la nature auf geschlechtlichem Gebiete anstimmen, ich weiß nicht, ob sie sich damit entschuldigen, oder ob sie die paar übrig gebliebenen asketischen jungen Damen durch ihre Tiraden aus Gründen der „Billigkeit" bekehren wollen. Daß die thörichte Askese, zu der eine Minorität des weiblichen Geschlechts verpflichtet ist, thatsächlich ein ernster Faktor der sozialen Frauenfrage ist, wird mir nicht einfallen zu leugnen. Es herrscht aber jetzt vielfach die verhängnisvolle Neigung, unter dem Vorwande der Natur das menschliche Triebleben zu bestialisieren, die Unnatur durch Widernatur oder Entartung auszutreiben. Diesen Wahrheitssuchern, die lügen, weil übertriebene Wahrheit eben Lüge ist, empfehle ich angelegentlich die von dem schwedischen Arzte Dr. Sved Ribbing*) veröffentlichten Vorlesungen über „die sexuelle Hygiene und ihre ethischen Konsequenzen". Die Herren werden da finden, daß es mit ihrer Wissenschaftlichkeit in Sachen der Liebe übel bestellt ist trotz ihrem Reichtum an Erfahrungen. — Ich empfehle Ribbings Buch, nicht aber den in diesen Fragen völlig hilflosen Mantegazza, dessen galante Compendia nur das Eine beweisen, daß der freigeistige und freileibige Italiener von dem qualvollen Ernst, der sozialen und individualen Bedeutung dieses Problems keine Ahnung hat. Überhaupt halte ich die Popularität Mantegazzas gerade wegen des Mangels an energischer Entschlossenheit und rücksichtsloser Bestimmtheit, wegen seiner liebenswürdigen Laisser-faire-Anschauungen — die zürnenden Strafpredigten sind wohl nur aus ästhetischen Stilerwägungen hervorgegangen und stark theatralisch! —, wegen seiner humanen Versöhnlichkeit in Sachen der Venus, für eine Gefahr. Besonders widerwärtig erscheint mir die joviale, schalkhafte Art, mit der Mantegazza gegenüber der wachsenden Syphilisation der Gesellschaft einige probate Mittelchen empfiehlt,

*) Deutsch von Oskar Reyher. Leipzig, Peter Hobbing. — Ribbing sagt z. B.: „Wenn man über Polygamie und die polygamische Veranlagung des Mannes soviel Worte verliert, sollte man doch auch einmal an die Wünsche der Frau in dieser Richtung denken, . . . ob sie sich an Stelle eines ganzen mit dem Bruchteil eines Mannes zufrieden geben will." — Es ist in der That weiter nichts als ein beliebtes Vorurteil der Männer, daß Björnsons Svava eine kranke Ausnahmeerscheinung ist, die vermutlich an Blutarmut und Menstruationsstörungen leidet. Wie Svava, fühlt jedes gesunde Mädchen so lange, bis man ihr es einzureden verstanden hat, daß ein derartiger Idealismus nicht für diese unvollkommene Welt paßt, wenn anders man es nicht vorgezogen hat, ihr — gerade mit Rücksicht auf jenen weiblichen Instinkt — vorzulügen, daß die Männer keusch ins Ehebett zu kommen pflegen.

Digitized by Google

und sehr bedenklich und unbegreiflich bei der humanen Grundanschauung des Florentiner Professors ist es, daß er dem Laster bitterlich zürnt und über das Verbrechen mitleidig lächelt, daß er gewisse jugendliche Sünden, welche ohne soziale Bedeutung, weil nur auf Eine Person beschränkt sind, mit fürchterlichen Worten geißelt und die Verseuchung der Völker mit dem Hinweis auf die Apotheke geschehen läßt. Gerade Mantegazza ist ein Beweis für die soziale Gewissenlosigkeit und Beschränktheit, die bei den Verfechtern der Emanzipation des Fleisches häufig wahrnehmbar ist. Und doch redet die Natur selbst eine gewaltige Sprache und straft die verrotteten Instinkte, welche die Gesamtheit den eigenen Lüsten zu Gefallen opfern. Ich verstehe nicht jene Ehrfurcht vor dem angeblich „Natürlichen", wo gerade durch diesen nur allzu bequemen und angenehmen Respekt vor dem „Natürlichen" alles so unnatürlich, so krank und widerlich geworden ist. Mögen andere Genialität da sehen, wo ich nur Frechheit, Verworfenheit und — aus sozialer Erkenntnis — Verbrechen sehe . . .

Nietzsche, der Geistige, ist begeistert für das Leibliche, Nietzsche, der Fanatiker des Fleisches, haßt das Weib. Sind das Widersprüche oder — Ergänzungen?

Was Nietzsche über die Weiber sagt — die Misogynen suchen seltsamerweise von allen Synonymen stets das Wort Weib im Plural heraus —, ist, gleichwie bei Schopenhauer, boshafte Verallgemeinerung begrenzter persönlicher Erfahrungen. Bei Schopenhauer ist der Nachweis geführt, woher seine Ansichten vom Frauenwesen stammten, man kann fast die Modelle zu seinen ebenso geistreichen wie unwahren Typisierungen namhaft machen. Auch bei Nietzsche dürfte der genauere Kenner seines Lebens solche Modelle ausfindig machen. Es ist hier wieder der sonderbare Widerspruch festzustellen, den ich in dem Kapitel über die Rasse-Anschauungen hervorgehoben habe, daß gerade so ein Individualist wie Nietzsche mit der Oberflächlichkeit eines impotent gewordenen Roués oder eines durch mancherlei Erfahrungen auf dem Felde des internationalen Dirnentums geärgerten commis voyageur das Weib einfach als Massenbegriff abthut. Bequem ist dieses Verfahren, es klingt immer geistreich und witzig, wenn man dergestalt boshafte Sprüchlein über die größere Hälfte des Menschengeschlechts dreht und drechselt, ohne unterscheidende Rücksicht auf Alter, Zeit, Nationalität u. s. w., geschweige denn auf Eigenart des Einzelnen. Es ist das rächende Schicksal, daß gerade bei solchen Typisierungen die tiefsinnigsten Leute am oberflächlichsten werden, daß man ihnen hier am leichtesten und am respektlosesten auf die Finger klopfen kann.

„Das schwache Geschlecht ist in keinem Zeitalter mit solcher Achtung

von seiten der Männer behandelt worden, als in unserem Zeitalter" (Jenseits von Gut und Böse, S. 188). Furchtbar! Das muß „überwunden" werden: „Ein Mann . . . kann über das Weib immer nur orientalisch denken: er muß das Weib als Besitz, als verschließbares Eigentum, als etwas zur Dienstbarkeit Vorbestimmtes und in ihr sich Vollendendes fassen, — er muß sich hierin auf die ungeheure Vernunft Asiens, auf Asiens Instinkt-Überlegenheit stellen: wie dies ehemals die Griechen gethan haben, diese besten Erben und Schüler Asiens, welche, wie bekannt, von Homer bis zu den Zeiten des Perikles, mit zunehmender Kultur und Umfänglichkeit an Kraft Schritt für Schritt auch strenger gegen das Weib, kurz orientalischer geworden sind" (ebenda). Wer mit ein paar Worten so die ganze Weltgeschichte aufbietet, um seinen ungeheuerlichen Weiberhaß wissenschaftlich, „psychologisch" zu machen, der sollte doch wenigstens wirklich die Geschichte des Weibes studiert haben, die da lehrt, daß das Weib durchaus nicht immer nur Besitz gewesen, sondern daß es im Gegenteil an den Grenzen der historischen Zeit eine Epoche gegeben hat, da das Weib herrschte: das Zeitalter des Mutterrechts. Jedenfalls hat es also schon in prähistorischer Zeit verkrüppelte Instinkte gegeben.

Vom „Ewig"-Weiblichen zu reden, ist unsinnig und oberflächlich — es giebt nichts Ewiges, Unwandelbares. Wie weit überragt doch auf diesem Gebiete der Plebejer und Sozialdemokrat Bebel mit seiner Studie über „Die Frau" — der sagt nicht „Weib" — den Aristokraten und Ichmenschen Nietzsche mit seinen witzelnden Sprüchen über die Weiber. Ich habe den mißratenen Instinkt, als ob Bebel ebenso vornehm und aristokratisch in seiner Betrachtungsweise sei, wie Nietzsche gemein und plebejisch: es riecht nach der Kneipe, dem Pferdestall, über die Weiber zu witzeln. Indessen braucht man sich vielleicht nicht über eine Anschauungsweise im Ernst zu erregen, die im Grunde vielleicht nur — medizinisch zu erklären ist.

Das Vorbild Nietzsches hat auf die junge Generation geradezu verheerend gewirkt. Man geberdet sich toll vor lauter Männlichkeit und verdient doch höchstens das Attribut männisch. Man ist stets misogyn und immer psychologisch oder psychophysisch. Die romantisch-mystische Naturphilosophie wird heute von den Sternen und Steinen auf den Menschen, namentlich auf das Weib übertragen. Die Hysterie bietet einen unergründlichen Born von unheimlichen Problemen, die durch die naturwissenschaftlichen Dogmen von Atavismus und ähnlichen darwinistischen Theorien eine grausend blutige Färbung erhalten, ein schauriges Helldunkel von Sinnenkrampf, Gehirnvisionen, Bestialität, Himmelbettdunst und Patchoulimusik — ich will mit diesen Bildern nicht logische Vorstellungen erwecken, sondern in der modernen

Art Stimmungen ſuggerieren. Der Denker ſieht in allen Erſcheinungen etwas, das einer Erklärung bedarf, nicht aber bemüht er ſich, neue Sphinxrätſel auszuhecken und ſich an der Wolluſt des Geheimnisentdeckens zu verund begnügen, ohne ſich mit der Entwirrung abzuquälen. Es handelt ſich ja eben auch nur zumeiſt um geträumte Phantome und geſchaute Erſcheinungen, und es iſt nicht nötig, daß man ſtets als Quelle Krafft-Ebings Psychopathia sexualis annimmt, obgleich jüngſt einer allen Ernſtes dieſes Buch als Gradus ad Parnassum allen Weibsdichtern empfohlen und das Studium des Werkes als abſolute Notwendigkeit hingeſtellt.

Ein Teil der modernen Litteratur, und gerade leider ein Teil, der in Wahrheit litterariſch iſt, liegt im Banne femininer hyſteriſcher Myſtik. Jeder, der einmal vor einer Sphinx brünſtig gekniet und das von ihr aufgegebene „niederländiſche“ Rätſel gelöſt, zwingt ſie zugleich, daß ſie ſich ſchaudernd hinabſtürzt in den Abgrund eines modernen Romans. Wir haben heute keine geraden, reinen Linien mehr. Alles verzwickt, verſchoben, verfault, launen- und ſprunghaft, wirr und wund, nervös und unzurechnungsfähig — jedes Ding angeſchaut unter dem Nachtglanz der Brunſt, man vergeſchlechtlicht die ganze Welt. Es wimmelt von rokokomäßig verſchnörkelten Seelen. Woher dieſe Erſcheinung? Ich möchte mir darüber eine ſchüchterne Vermutung erlauben, über die ich die Phyſiologen zu lachen bitte. Unſere Jugend kennt faſt ausſchließlich nur die Kategorie von Weib, die ebenſo Liebesgier als Kinderſcheu hat, welche die Urſachen liebt und die Wirkungen haßt und, weil ſie das Geſetz der Natur zu umgehen trachtet, unter der Rache der zürnenden Natur leidet. Dieſe Weiber leben in einer Art ewiger latenter Schwangerſchaft mit all den Launen und ſchwankenden Unbegreiflichkeiten, die in der natürlichen Schwangerſchaft periodiſch und ſelten ſich einſtellen. Aus der Beobachtung dieſer geſtörten Uterusſtimmung, die durch die Unnatur verewigt und damit das Urweſen des Weibes ſcheint, entſtehen dann jene pſycho-phyſo-pathologiſchen Seelenzuſtandsromane, die ſo viel kranke Genialität und geniale Krankheit und ebenſoviel kranke Genitalität mitſchwemmen, und die alle die Schatten der weiblichen Unterwelt heraufbeſchwören. Die latente Schwangerſchaft der Dirne — das iſt die Löſung des Rätſels, warum das Weib ſo ein dämoniſches, furchtbares — wie die Dichterinnen der Gartenlaube ſo hübſch ſagen — undefinierbares Etwas geworden iſt.

Mit der krankhaften Vergeſchlechtlichung geht eine unnatürliche Verleidenſchaftlichung des Lebens Hand in Hand. Die höfliche, zahme Zuchtwahl Darwins verwandelte ſich unter der Feder des Modernen in wilden, brutalen Zuchtraub, der manchmal — vergl. Strindbergs un-

begreiflicher Weise als Wunderwerk angestaunten „Vater" — zum Zuchtmord sich modernisiert.

Der Zug zum Großen zeugt den Zug ins Grobe. Die elementaren Leidenschaften bekommen von den modernen Kraftmeiern ein ausschließliches Monopol auf Wert, alles andere sind elementare Dummheiten. Das Feine, Vielfältige, Zartgetönte ist Lüge und Unnatur, man schätzt die Seele des Menschen nach den psychischen Dezimalwagen und Kraftmessern, wie es die Leute auf den Jahrmärkten behufs Abschätzung der Persönlichkeiten thun. Und um jenes Monopol zu rechtfertigen, übertreibt man die Wucht und die Macht der menschlichen Grundtriebe ins Maßlose und unterschlägt, schwächt, verdächtigt, was nicht „elementar", d. h. zügellos, roh, brutal ist. Die Modernen machen sich lustig über die altbackenen Theaterstücke, in denen man nichts weiter zu thun zu haben scheint, als sich zu verlieben und zu verloben und wo der Vorhangsfall im letzten Akt gnädiglich das drohende Brautbett verhüllt. Machen es unsere Modernen viel anders? Sie sind nicht mehr zärtlich, sondern leidenschaftlich, nicht mehr naiv, sondern natürlich, nicht mehr philisterhaft, sondern frei, nicht schwächlich, sondern stark, im übrigen aber dieselbe Ausschließlichkeit: nichts anderes als Leidenschaft, kein Augenblick ohne Leidenschaft, ohne elementaren Ausbruch von Natur, Freiheit, Kraft. Eine ins Ewige und Pausenlose gelogene Leidenschaftlichkeit, ein Vulkan, der stets Eruptionen zur Verfügung hat, ohne eine Sekunde der Unterbrechung, keine Ruhe bei Tag und Nacht, keine Sonntags- und Feiertagsruhe, keine Ruhe der Abspannung, Ermüdung, Krankheit, keine Ruhe durch Arbeit, Thätigkeit, Erwerb, eine künstliche Erhitzung bestimmter menschlicher Eigenschaften auf Kosten aller übrigen — das ist die große, verlogene Unnatur, die man den Dummen als Natur aufschwatzen will, als Muster und Vorbild zur Nacheiferung, als Weg zu dem großen Menschenglück, das ist jene willkürliche, unwahre Auslese weniger Menschentriebe, welche die Köpfe verwirrt, welche schlimmer Schrankenlosigkeit und gemeiner Unzucht die Gloriole der Wahrheit und Natur umgaukelt, bis die Menschen, von all dem Blechdonner betäubt, nicht mehr zu hören vermögen auf die leisen, innigen Rufe der wahren Menschennatur, auf die feinen Instinkte und die leisen Triebe, die weichen Töne und die zarten Hauche. Man schimpft die Sucht und die Lüsternheit des Pöbels nach dem „Sensationellen" und berauscht sich selbst an dem gleichen Getränk in anderer Flasche, dem „Elementaren" . . .

Das sind Früchte von Nietzsches Acker. Man will zeigen, daß das Christentum nicht aller Leib und Liebe geschwächt habe.

Das Christentum hat die Liebe nicht nur geschwächt, es hat

ſie, nach Nietzſche, auch beſudelt. Ein andermal meint Nietzſche, das Chriſtentum habe die Liebe ſublimiert, es habe eigentlich das, was wir Liebe nennen, erſt geſchaffen, die ſentimentale Liebe mit dem tauſendfach veräſtelten Gefühlsgeäder, mit ihren ſeeliſchen Kämpfen und nervöſen Krämpfen, ihrem Gegenſatz von himmelblauer Geiſtigkeit und kotfarbener Viehheit, jenen Gegenſatz, den Bleibtreu ſo treffend als einen Grundzug moderner Tragik zum Hauptthema naturaliſtiſchen Schaffens proklamiert hat, die romantiſche Liebe, die ſich bis zu den tiefſten Gründen und Abgründen auskoſtet, und die in ihrer raffinierten Bewußtheit den Gegenſatz bildet zu der naiven, weniger fühlenden als handelnden, weniger begreifenden als zugreifenden unbewußten Liebe. — Ich halte die Bemerkung von dem ſublimierenden Einfluß des Chriſtentums für ebenſo fein, wie die von der Schändung der Liebe durch das Chriſtentum für fraglich, obwohl wir auch nicht vergeſſen dürfen, daß erſt mit Rouſſeaus „Neuer Heloiſe" die moderne Liebe in ihrer vollkommenen Ausbildung beginnt. Wie verhält es ſich nun aber mit jener Beſudelung der Liebe?

Ein Verächter des Leiblichen könnte nicht ohne Grund ſagen: das geſchlechtliche Leben iſt überall mit dem Geruch des Gemeinen behaftet geweſen. Lauter und rein dachten hierüber auch die Hellenen nicht, denn auch ihnen iſt eine frivole Betrachtungsweiſe dieſer Verhältniſſe nicht fremd. Und warum ſollte es auch anders ſein? Es iſt eben nicht alles im Menſchen rein. Der Weg zur Selbſterhaltung iſt mit Dung geſchwängert. Wollt ihr etwa den individuellen Stoffwechſel mit dem Nimbus des Schönen und Erhabenen umkleiden? Warum verlangt ihr alſo ſolches für den generellen Stoffwechſel, den wir Liebe nennen, welcher der Selbſterhaltung der Art dient, wie jener der Selbſterhaltung des Individuums. Das Volk macht in der frivolen Auffaſſung auch gar keinen Unterſchied zwiſchen den Gebieten des Bordells und des Aborts; es wühlt mit demſelben lüſternen Behagen in den hinter- und vorderweltlichen Zoten. Auch die Sprache macht ja die Liebe zum Verbrechen. Ein Mann, der nicht gemordet, und ein Mädchen, das nicht die Liebe gekoſtet, heißen gleichermaßen — unſchuldig!

So könnte ein temperamentvoller Verächter des Leiblichen ſprechen. Ich verachte den Leib nicht und ſuche nach anderen Urſachen jener Beſudelung und zugleich nach dem Heilmittel. Der asketiſche Trieb findet ſeinen Niederſchlag in einem Geſetz, und Geſetze ſind immer täppiſch und grob im Verhältnis zu den Bedürfniſſen, denen ſie entſprungen. Aus natürlicher Mahnung wird künſtliches Verbot, gegen das der Gegentrieb ſich wiederum wehrt. Daher denn dieſes lüſterne, gemeine Schielen nach verbotenen Früchten, dieſe begehrliche Ekelanſchauung von der Liebe, wie ſie die kleinen Dirnen beiderlei Geſchlechts noch vor der Geſchlechtsreife

sich des Abends einander in den dunkeln Winkeln der Großstädte handgreiflich demonstrieren und wie sie die großen Dirnen in Hosen und Röcken noch nicht vergessen haben. Es ist klar, daß das Christentum mit der Übertreibung des asketischen Triebes auch jene frivole Reaktion zwar nicht geschaffen, aber doch gestärkt hat.

Und hier haben wir eine wahre, erstrebenswerte und erfüllbare Umwertungsaufgabe vor uns. Nicht um die Ausbreitung der Askese, nicht um die Emanzipation des Fleisches handelt es sich, sondern um die Vernichtung jener frivolen Fäulnis.

Die Reinigung des Natürlichen, Entschamung alles Menschlichen — das ist das Ziel, das die Asketen eigentlich wollen. „Dem Reinen ist alles rein", das ist eine Trivialität, die weit tiefsinniger ist, als die unverständlichsten und unverständigsten Paradoxa. Rein und groß (ich würde sagen wissenschaftlich, wenn die Herren von der Wissenschaft nicht häufig selbst diese reine Betrachtungsweise vermissen ließen), rein und groß und ernst sollen wir alles Irdische fühlen und fassen.

In Heines „Vermischten Einfällen" findet sich der folgende: „Wenn das Laster so großartig, wird es minder empörend. Die Engländerin, die sonst eine Scheu vor nackten Statuen hatte, war beim Anblick eines ungeheuern Herkules minder choküert: «Bei solchen Dimensionen scheint mir die Sache nicht mehr so unanständig.»" Man kann diesen Scherz im Ernste anwenden in einer Psychologie der „Liebe", des Heineschen „Lasters". Die dunklen Winkel und die kleinen, undeutlichen Linien, die verstohlenen Eckchen und die heimlichen Gäßchen, die machen die Liebesanschauung frivol, unrein und erwecken die Scham der Schamlosigkeit die Prüderie. Bei den großen, hellen, klaren Formen schwindet das Schlüpfrige, Gemeine, Lüsterne. Man sieht ohne Mühe und braucht nicht mehr mit angestrengter Gier zu blinzeln. Rein und groß und ernst sollen wir alles Irdische fühlen und fassen.

Ich suchte die frivole Anschauungsweise in geschlechtlichen Dingen aus der Reaktion gegen den asketischen Trieb in der Form des Verbotenen abzuleiten. Die Schändung des geschlechtlichen Wesens hat außerdem wohl noch eine andere Ursache. Die Liebe erscheint als etwas Verbotenes, weil ihre Folgen voll weittragender Gefahren sind für die Gesellschaft. Das Gefährliche erscheint als eine Art von Verbrechen. Die Scham ist das böse Gewissen der sozialen Verantwortlichkeit. So läßt sich die rätselhafte Erscheinung sowohl individual als sozial erklären. Und damit sind wir zu einer zweiten Art der Besudelung der Liebe gelangt, die wesentlich aus sozialen Ursachen hervorgegangen, auch vornehmlich und

radikal nur durch soziale Umgestaltung beseitigt werden kann. Das ist wohl das Schlimmere, was mit der Liebe geschehen ist, und an diesem Schlimmen ist das Christentum jedenfalls unschuldig.

Wir sind sehr aufgeklärt, und gegen alle Konvention haben wir eine fast schon wieder konventionelle Verachtung. Wir scheren uns nicht darum, ob unsere Gefühle erlaubt, sittlich sind, aber wir haben eine heillose Angst, ob wir denn wirklich besagte Gefühle haben. Wir haben keine Angst vor dem lieben Gott der Religion, aber fürchten uns heidenmäßig vor dem Allah der Medizin. Wir lieben in der einen Hand diskrete Schutzartikel und in der anderen Mantegazzas Physiologie und Hygieine der Liebe. Wir schlagen unsere Empfindungen in den Lehrbüchern nach, und wir freien Geister sind Sklaven jeder neuen Medizinmode. Unsere Liebe ist feig, hypochondrisch, nervös . . . „quecksilbern". Man hat die Liebe zum Homunculus gemacht. Wissenschaft und — „Industrie" (in vielfachem Sinne) haben sie in ihre Behausungen gelockt und genotzüchtigt. Es giebt keine jungfräuliche Liebe mehr, den Schmetterlingsstaub hat man ihr mit plumpen, karbolstinkenden Fingern abgestreift und den Blütenduft ihr mit vielen sinnreichen Apparaten ausgezogen. Wohl hat der Schmetterlingsstaub und der Bütenduft ein Asyl gefunden bei wenigen echten Dichtern und echten Asketen (und ihre gefälschte Nachahmung bei den meisten Dichterlügnern und heuchelnden Jägern höherer Gänse), aber die große Welt hat die jungfräuliche Liebe verloren. Die Not des Lebens hat auch die Liebe entweiht. Erst wenn wir die wahre asketische Reinheit gewonnen und die sozialen Teufel gebannt haben, werden wir die lauterstarke Liebe haben.

Bei all dem Gerede über Askese und Liebesfreiheit und -Frechheit dürfen wir unter allen Umständen eines nicht vergessen: die Liebe ist ein sozialer, kein individueller Trieb. — Zweierlei Eigenschaften scheinen den sozialen Trieben beizuwohnen: erstlich klingen die Gefühle des Edlen, Schönen, Erhabenen als Obertöne mit, was bei dem individuellen Nahrungstrieb z. B. nicht der Fall ist. Sodann haben sie etwas Schwankendes, Schillerndes, Wogendes an sich. Über ihr Wesen ist man sich nicht klar; die größten Widersprüche und die ärgsten Verwirrungen finden hier Raum. Selbst über die Notwendigkeit oder Nicht-Notwendigkeit herrscht keine Einmütigkeit. Es ist ja natürlich, sobald man das Gebiet des Verhältnisses von Mensch zu Mensch betritt, so fangen auch die zahllosen, verwirrenden Permutationen an. Eines ist jedoch bei der Liebe als fest und maßgebend anzunehmen, daß sie eben ein sozialer Trieb ist. Und damit gewinnt man als Sittengesetz: diejenigen Formen und Äuße-

rungen der Liebe sind unsittlich, welche der Allgemeinheit, zunächst also einem Teil des Ehepaars, der Familie und weiter einem Geschlecht, einem Volke schaden. Und damit gewinnt man als Aufgabe: Beseitigung derjenigen Ursachen, welche die Verletzung jenes Sittengesetzes zur Notwendigkeit machen, also Seelenreform und Sozialrevolution.

Ach was! schreit der Individualist nach Nietzsches Herzen. Sittengesetz hin, Sittengesetz her! Das liegt jenseits von Gut und Böse. Wir wollen uns entwickeln, indem wir — — „lieben", schrankenlos lieben, und alle Hindernisse, Schwierigkeiten, Bedenklichkeiten im Sturme nehmen. Werdet hart! Werdet hart! Nur keine Zaghaftigkeit, wo es gilt, das herrliche Ich zur Entfaltung zu bringen. Und vor allem wollen wir keine Askese, nur keine Askese, auf keinen Fall Askese ..... So beruhigt euch doch, werte Individualisten! Niemand will euch die Askese aufzwingen vor der — Impotenz. Macht, was ihr wollt und könnt! Nur das Eine sage ich euch: Verwechselt nicht faunisch mit faustisch! Und das andere sage ich euch: Brecht ihr das Gesetz, das ich aufstellte, und verlacht ihr die Aufgabe, die ich hinstellte, so werdet ihr sterben an dem, was ihr gesündigt. Ihr werdet nicht hart sein, sondern zerfließen in schmutzigen Erweichungen. Ihr werdet in Wirklichkeit kosten, was Entartung ist, während ihr jetzt nur mit dem Worte lüstern spielt. Und das dritte sage ich euch: Wollet nicht, daß um eurer willen alljährlich Tausende von Frauen in den Spitälern faulen. Verschmäht ihr das Mitleid, so möge euch die Furcht die neue Losung einätzen:

Werdet weich!

XIV.

Werdet weich! Mitleid! Da wäre ich ja mitten in der Revolution der Werte. Ach ja, es genügt nicht mehr, euch das Wort Mitleid zu nennen, um euch zu bekehren, ihr habt sie jetzt durchschaut, diese verschrumpelte, verlogene christliche Erfindung. Ich muß euch auch hier Beweise geben. Aber ich bin warm geworden, mich packte der Zorn über die verbrecherische Leichtfertigkeit der Immoralisten. Ich mag nicht gleich hinabsteigen zu nüchterner Argumentation über Egoismus und Altruismus, und will euch lieber ein Märchen erzählen zum Übergange und zur — Verführung.

Kennt ihr das Märchen vom genialen Haupt und vom geschnittenen Hühnerauge? Nein? So hört, aber schnell; denn es ist gleich wieder zu Ende. Es war einmal ein geniales Haupt. Das hatte

einen Wahlspruch, der hieß: Der Löwe geht einsam, die Schafe halten zusammen. Danach handelte das geniale Haupt und kümmerte sich weder um den Rumpf, noch um die Extremitäten, noch um die Eingeweide. Da geschah es, daß der kleine Zeh des linken Fußes ehrgeizig wurde und sich wandelte in einen hürnenen Siegfried, und der kleine hürnene Siegfried richtete große härmende Schädigungen im Lande an. Boten kamen auf Boten — Schmerzen nannte man sie — zum genialen Haupt und jammerten: Weh, hilf uns, wir leiden grausam. Das geniale Haupt aber ließ sich nichts merken, obwohl ihm gar unbehaglich war; denn es dachte an seinen Wahlspruch: Der Löwe geht einsam, nur die Schafe halten zusammen. Wie aber schließlich Schweißtropfen als freche Zeugen seines Übelbefindens auf der Stirn erschienen, wendete das geniale Haupt seinen Wahlspruch um und um, und siehe da, es ergab sich eine nachgiebige Erlaubnis: Der Löwe darf sich zum Befehlen herablassen. Und das geniale Haupt befahl: Schneidet doch dem hürnenen Siegfried die Hornhaut ab, ihr Schafsgesindel! Die also Geschmeichelten ließen sich das Wort nicht zweimal sagen, sondern beauftragten die rechte Hand unverzüglich mit dem Werk, und diese schnitt alsbald dem hürnenen Siegfried die Hornhaut ab. Eine Weile schien es, als ob alles gut ginge, und das geniale Haupt sonnte sich in seinem Wahlspruch: Der Löwe geht einsam, die Schafe halten zusammen. Aber bald zeigte es sich, daß die rechte Hand in ihrem Werke wohl etwas versehen hatte. Eine Seuche entstand im ganzen Lande, Blutvergiftung genannt. Und wieder kamen eilige Boten zum genialen Haupt: Hilf uns, wir sterben. Diesmal war das geniale Haupt schon schneller bei der Hand mit dem Befehlen, denn es war ihm recht sonderbar und schien ihm die Sache an den Kragen zu gehn. Also befahl es: Sägt doch das Bein ab, ihr Schafsgesindel! Die Boten waren schon vor dem bösen Vokativ längst fort und holten aus fremden Landen eine kunstverständige, professorliche Hand; die sägte wacker das Bein ab. Aber es half nichts, Rumpf und Eingeweide und Extremitäten wurden von der Seuche gefällt, und endlich kam sie zum genialen Haupte. Das war über die Maßen zornig ob der Gemeinsamkeit mit den andern, und der Zorn war noch größer als der Schmerz: wenn es noch wenigstens eine andere Seuche gewesen wäre, eine feine, vornehme, geniale Spezialseuche, aber nun dieser ekelhafte Kommunismus! Und so brüllte das Haupt: Was willst du von mir, du Dirne des Gemeinen, von mir, dem Einsamen, dem Löwen? Bleib bei den Schafen und wag dich nicht zu meiner einsamen Höhe. Der Löwe geht . . . . . Da konnte es nicht weiter reden, das geniale Haupt, und starb mit einer Verfluchung des Schafsgesindels. — Das ist das Märchen von dem genialen Haupt und

dem geschnittenen Hühnerauge. Und die Moral? Es hat eine Moral, sogar eine Sklavenmoral! Ratet sie nur! . . . . . .

„Das ist mein Zweifel an euch und mein heimliches Lachen: ich rate, ihr würdet meinen Übermenschen — Teufel heißen! (Zarath. II, 95)." Denn der Übermensch ist hart, er kennt kein Mitleid, er hat sich befreit von jenem christlichen Mitleid, das die Welt geschwächt und krank gemacht hat, das den gesunden Egoismus verwandelt in siechen Altruismus, das die Welt voll, übervoll behäufte mit den Vielzuvielen, den Mißratenen und Schwächlingen, den Viertelmenschen und Wrackmenschen, dem kleinen ekelhaften Geschmeiß, das sich reckt und räkelt in seiner dunstig feuchten Wärme auf Moder und Lumpen und Schimmel.

Wohl mancher hat in schwarzen Stunden einen ätzenden, verzehrenden Haß gegen alles Siechе, Kranke, Verkrüppelte empfunden, das sich so widerwärtig breit auf der Erde macht. Aber aus dieser Empfindung kann man keine Weltanschauung bauen, ebenso wenig wie aus Weiberhaß oder Antisemitismus, das sind keine zentralen Gedanken, sondern solche, die höchstens in einem finsteren Winkel unter dem Giebel Platz finden sollten, da, wo die Spinnen auf Beute lauern und die Fledermäuse hausen. Noch weniger aber dürfen wir für das Dasein des Elends das Mitleid verantwortlich machen! Eine Krankheit sehen und dann aufs Geratewohl irgend eine Ursache hervorzerren und an den Pranger schleppen, das heißt Köhler- und Hexenglauben. Die Kühe der Frau Nachbarin Welt sind krank. Wo steckt die Hexe, die sie bezauberte? Ha! man hat die Hexe schon, die blasse, schöne, schüchterne Dirne mit dem weichen Haar und den weichen Augen. Und doch hatte sie den Kühen nichts zu Leide gethan, sie ging überhaupt selten unter die Menschen, ihr Treiben war zu roh und laut, nur selten erschien sie und leise, sonder Gewalt und prunkender Macht. Aber man hatte sie schleichen sehen zu den Ställen mit den kranken Kühen, etwas Verdächtiges in der Hand. Da griff man sie und verhörte sie und folterte sie, und schließlich warf man sie in das Wasser, die stumme, verstockte Dirne, die ihre Schuld nicht eingestehen wollte. O du grausamer, thörichter Hexenrichter Nietzsche! Warum prüftest du nicht das Verdächtige in der Hand der Hexe. Heilkräuter wollte sie bringen, die nur sie allein kannte. Und du verschüttetest grausam und thöricht den einzigen Heilsweg!

Ja, bin ich denn blind? Ich vermag nicht zu sehen, wo das Mitleid weilt, wo es herrscht. In den Religionsstunden wurde es gelehrt, dann vergaß man es, wie die griechischen unregelmäßigen Verba, die Römerzüge der Hohenstaufen und die Stereometrie. Wir sind mitleidig aus denselben Gründen, wie wir gerecht sind. Wir sperren die Verbrecher in

das Gefängnis, die Krüppel in die Zuchthäuser der Wohlthätigkeit. Unschädlich wollen wir Verbrecher und Krüppel machen, unschädlich für unseren Leib und unsere Seele. Egoismus ist unser Rechtsgefühl wie unser Mitleid. Und wie? Wagt man es wirklich, von krankhafter Mitleiderei zu sprechen in unserer Zeit, der Zeit umbarmherziger Interessenvertretung und Interessenzertretung, der Zeit des industriellen Massengiftmordes, der finanziellen Plünderungszüge, der junkerlich-agrarischen Jagdfreiheit, des rauchlosen Pulvers, des Melinits und der Millionenheere, Millionenherden von Schlachtvieh! Wagt man es wirklich? Und niemand lacht in zornigem Hohn und ballt hohnlachend die Faust? . . . . . .

Nietzsche setzt die unerfüllten Ideale einzelner, erlesener Menschen einfach als erfüllt und legt nun dieser gewähnten Erfüllung seine liebe Decadence zur Last. Durch diese optische Täuschung, die ihn auf leerer Fläche die Bilder wiedersehen ließ, die er eben in der grellen, scharfen Beleuchtung verbesserungssüchtiger Apostel geschaut hatte, gelangt er zu seinen verhängnisvollen Folgerungen. Der Johannes in der Wüste wandelte sich ihm in einen Weltherrscher, der sich nicht von Heuschrecken kümmerlich nährt, sondern sich von den Seelen der eingefangenen Menschen mästet. So fließt Nietzsches Lehre aus einem Spuke einer gespenstischen Verblendung und Verkehrung. Und wenn wir nun zugeben, daß Nietzsches Kritik der bestehenden Zustände richtig ist, so müssen wir gerade umgekehrt folgern, daß nicht jene Decadence-Moral die Schuld trägt, sondern der Mangel dieser Moral, der Egoismus, nicht der Altruismus.

Egoismus und Altruismus ist eine Antithese, die wie Gut und Böse, Schön und Häßlich und wie alle diese menschlichen Begriffsantithesen Maximalwerte gegenüberstellt. Von den zahllosen Abstufungen des psychischen Spektrums greift die Sprache meist nur die Pole, das Violett und das Rot auf. Ein Irrtum ist es aber, aus dieser sprachlichen vergröbernden Auslese anzunehmen, daß diese Antithesen brückenlos neben einander klaffen, und dann die ganzen Begriffe als Phantome zu verwerfen, weil sie in dieser krassen Scheidung der tieferen Erkenntnis nicht entsprechen. Deswegen, weil Egoismus und Altruismus (oder Gut und Böse ꝛc.) in Wahrheit nicht hart und scharf getrennt aneinanderstoßen, darf man nicht die beiden Begriffe entwerten. Sie sind abstrahierte Maximalwerte, die für eine unendliche Summe von fließenden Werten sprachsymbolisch stehen, sie sind zwei Arme Eines Hebels. Mag man die Unvollkommenheit der Sprache schelten, aber nicht die zu Grunde liegenden Wahrheiten anzweifeln.

In der That ergiebt jede genauere Analyse derartiger Antitheſen, daß die beiden Begriffe ſich durchaus nicht reinlich ſcheiden laſſen, daß ſie in einander überfließen, daß ſie eine Einheit des Weſens bilden; der begrifflichen Einheit müßte dann eine Vereinheitlichung in der praktiſchen Ethik entſprechen.

Der Egoismus ſtrebt nach der Icherhaltung und der Ichentfaltung, der Ichluſt; letzteres Element tritt namentlich bei den modernen Individualiſten hervor. Der künſtleriſch-philoſophiſche Ichgeiſt will ſich nicht nur erhalten, er will ſich auch ſchön erhalten, er will ſich ſeiner Pracht freuen. Wie in dem Egoismus die Ichluſt nur ein Element iſt, ſo iſt in dem Altruismus das Mitleid nur ein, nicht das einzige Element. Schon in dem Mitleid ſteckt ein Gutteil unbewußten Icherhaltungstriebes, der aber auch bewußt im Altruismus auftritt. Daneben ſtrebt der Altruismus nach der Arterhaltung, beruhend auf dem allmählich zum Sozialtrieb erwachenden Herdentrieb. Es wäre eine Zeit denkbar, wo das Mitleid nicht mehr notwendig und rudimentär würde und an ſeine Stelle die Mitluſt träte. Man will dann, daß die Welt nicht nur erhalten, daß ſie ſchön erhalten werde. Die nahe Verwandtſchaft von Egoismus und Altruismus, die Einheitlichkeit beider Weſensinhalte würde alsdann noch mehr hervortreten, man würde gar nicht mehr dieſe jetzt ſchroff aneinander prallenden Gegenſätze ſcheiden.

Ich verhehle mir nicht, daß meine dialektiſchen Zergliederungen der Begriffe Egoismus und Altruismus durchaus nicht einwandsfrei ſind. Solche begrifflichen Auseinanderſetzungen ſcheitern ja ſtets an gewiſſen Denkhinderniſſen. Nur das Eine glaube ich klar gemacht zu haben, daß Egoismus und Altruismus nicht Gegenſätze in dem vollen Sinne dieſes Wortes ſind. Gemeinſame Elemente haben ſie von Haus aus, nur das Ziel der Entwickelung ſcheint mir die wachſende Annäherung, Anähnlichung, Angleichung beider Begriffe und zwar in der Richtung nach dem Altruismus, der alle Elemente des Egoismus in ſich verſchmilzt.

Damit glaube ich zugleich gezeigt zu haben, daß der Begriff: egoiſtiſche Moral ein Nonſens iſt, es iſt ein Wort ohne Inhalt, Queckſilber in Blei gegoſſen, eine Miſchung, die ſich ſelbſt zerſetzt.

Noch klarer wird dieſe Wahrheit, wenn wir uns ihr auf empiriſchem Wege nähern. Kein Menſch ſteht allein. Hat er nicht Kinder, ſo iſt er doch Kind. Das Verhältnis der Gatten zu einander, das der Eltern zu ihren Kindern bietet eine Fülle von altruiſtiſchen Selbſtentäußerungen. Ein egoiſtiſcher Wille würde ſich gar nicht bethätigen können. Selbſt der egoiſtiſche Hageſtolz, der ſich um niemanden in der Welt kümmert, er hat doch einmal wenigſtens den Altruismus gelitten; ohne die Selbſt-

entäußerung seiner Mutter wäre er nicht. Es ist klar, daß die Menschhei noch schneller auf dem Wege des Egoismus in der abstrakten Vollbedeutung dieses Begriffs zu Grunde gehen würde als durch die Askese. Der Gedanke des absoluten Egoismus ist überhaupt undenkbar, er ist eine Abstraktion, der nichts Reales entspricht, noch entsprechen kann. Von Anfang an weben sich Tausende von Fäden zwischen dem Ich und dem Ummich; man kann sie leugnen, aber nicht beseitigen.

Mit diesen primitiven Andeutungen mag es sein Bewenden haben. Die ganze Argumentation ist ja eigentlich so selbstverständlich, daß man sich fast scheut, sie anzuwenden. Und doch mußte es geschehen, um die Luftspiegelung des absoluten Egoismus als eine Denkhallucination zu beweisen.

Es wird sich also jetzt nur noch um die Frage handeln, ob die egoistischen oder die altruistischen Elemente in uns überwiegen sollen, nicht ob der Egoismus oder Altruismus ausschließlich herrschen soll. Das metaphysische Sittlichkeitsproblem steigt auf die Erde herab und erscheint als rein praktische Zuständigkeitsfrage: Wenn Konflikte zwischen meinem Willen und dem der anderen ausbrechen, wenn meine Entwickelung, Entfaltung Hindernisse findet an den Interessen der anderen, was ist zu thun? Egoismus oder Altruismus, Selbstverkümmerung oder Unterdrückung der anderen?

Um die Entscheidung in einem großen Teil der hierher gehörigen Konflikte brauchen wir uns nicht die Köpfe zu zerbrechen, da sie uns gebrochen werden, falls wir nicht das Ich altruistisch zügeln. Das Strafgesetzbuch kündet in seiner kettenklirrenden, blutigen Sprache die Lehre des Altruismus. Es ist doch nicht so leicht, das Strafgesetzbuch als christliche Erfindung abzuthun, sintemalen im Buch der menschlichen „Erfindungen" das Strafsystem nach Alter und Ausbildung wohl den ersten Rang einnimmt.

Wenn Nietzsche folgerichtig den Verbrecher als eine Art Übermensch auffaßt, so erinnert das an einen älteren Ichphilosophen. Fichte zog, um des Prinzips der Aktivität willen, den Verbrecher dem Trägen vor. So huldigt Nietzsche dem Verbrecher seiner Egoismuslehre zuliebe. In beiden Fällen sind es karrikierte Musterbeispiele, Beweisstücke, die nicht die Erfahrung, sondern der verbissene Ingrimm logisch-abstrakter Konsequenz ausspielt. Der Verbrecher aber ist gerade ein Beweis gegen den Egoismus. Dächten wir uns die Welt mit lauter Egoismus-Verbrechern bevölkert, was müßte geschehen. Sie würden sich entweder altruistisch verbrüdern, d. h. selbstentäußern, oder Menschenfresser werden müssen. Im ersten Fall gelangt man

also zum Altruismus, im zweiten zur Komik, zu der schönen Geschichte vor den zwei Löwen, die sich gegenseitig „aufgezohren".

Es bleiben nunmehr diejenigen Konflikte übrig, die nicht in die Machtsphäre des öffentlichen Rechts fallen. Und hier waltet das Strafgesetzbuch des Gewissens. Der Niederschlag der Sittlichkeit und der Sitte im Ich, ein in Trieb verwandeltes Strafgesetzbuch, das ist das Gewissen. Überlieferung, Erziehung sind seine Erzeuger. Der Inhalt, die Art des Gewissens ist in ewigem Fluß. Es giebt kein starres Gewissen. Weil es aber eben aus dem Milieu geboren, darum ist es notwendig. Der metaphysische Gottbegriff des Gewissens dürfte vor einer schärferen Analyse nicht bestehen. Vielfach ist das, was uns übersinnlich eingegeben, eingeboren scheint, nichts als Furcht vor Strafe. Auch der Verbrecher, der durch sein „Gewissen" bedrängt, sich selber ausliefert, widerlegt nicht, sondern bestätigt diese Ansicht. Furcht vor Strafe ist es, kein himmlisches Mysterium. Weil die Furcht vor der Strafe tiefer frißt als die Vollziehung der Strafe — Hunde erzieht man viel besser mit drohenden aufgehobenen Händen, als mit niederhagelnden! — stürzt er sich in das Ende, vor dem er schwindelt, ähnlich wie feige Soldaten, die ihr Leben allzulieb haben, sich in der Schlacht selbst — erschießen.

Ich habe den Begriff des Gewissens gleich wieder aufgelöst, um mich nicht dem Vorwurf auszusetzen: Du willst die altruistische Moral beweisen und beweisest sie durch das Gewissen, das doch selbst wieder auf der altruistischen Moral beruht, und du suchst diese Tautologie zu maskieren, indem du gleich den Daseingottesbeweislern übersinnliche Mächte zu Hilfe nimmst.

Ich meine nicht, daß man sich dem, etwa vom Himmel gefallenen Strafgesetzbuch des Gewissens als dogmatisch letzter, unbeugsamer Instanz unterwirft, sondern daß man sich selbst Gesetze aufstellt und nach ihnen urteilt. Wir sollen uns ein Gewissen schaffen, dem wir alsdann folgen. So lange die ungeschriebenen Gesetze, die wir ererbt haben, genügen, so lange das alte Gewissen ausreicht, brauchen wir nicht zu ändern. Fühlen wir Lücken und Unzulänglichkeiten, so müssen wir neue Gesetze, ein neues Gewissen zu schaffen suchen.

Nietzsches Kampf gegen die Moral scheint mir ein Symptom dafür zu sein, daß solche Lücken und Unzulänglichkeiten gegenwärtig hervorgetreten sind. Eigentlich meinte Nietzsche nicht die Moral überhaupt, sondern einzelne Moralinhalte. Das Verhängnis war nur, daß er in seltsamer Verblendung gerade die Stützen der Moral durchzusägen bemüht war.

Unsere alte Moral ist thatsächlich in Auflösung begriffen. Die Sitte ist heute „konventionelle Lüge", die Sittlichkeit Heuchelei oder Irrsinn. Jeder muß sich seine eigene Moral suchen, ohne daß er je Gewißheit erlangt, ob sie die richtige ist. Unsere alten Gewißheiten und unser altes Gewissen versagen*), wir brauchen neue Gewißheiten, ein neues Gewissen; ein neues Gewissen, das den gegenwärtigen Stand der Dinge in sittlichen Forderungen in der Seele allgemein giltig niederschlägt. Suchen wir nach solchen neuen, allgemein giltigen Forderungen, nach einem neuen Gesetzbuch des Gewissens, nach bindenden Handelsverträgen. Dann erst werden wir uns aus der zerrissenen Zeit herausretten, wo alles klafft und nichts klappt, wo jeder eine ungeheure Kraft vergeudet, um für sich einige zur Not die ärgste Blöße umhüllende Moralfetzen zu gewinnen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich die verzweifelte Schwierigkeit, feste Regeln für die Konflikte zwischen egoistischen und altruistischen Interessen aufzustellen. Das Leichteste ist noch immer, einen von beiden, entweder mit Nietzsche den Altruismus oder mit dem Ideachristen den Egoismus aus dem Bereich des Menschen zu verweisen. Das Unglück will nur, daß eine

*) Ein Beispiel für die Versagung des alten Gewissens bietet Hauptmanns Sonnenaufgangs-Problem. So sagt ein Beurteiler allerneuester Zeit: „. . . gerade der Vorwurf trifft Hauptmanns Helden Loth mit vollstem Rechte, daß er wie ein sozialer Revolutionär schwatzt und wie ein sozialer Reaktionär handelt. Loth verläßt ein braves und reines Mädchen in feigem Wortbruche und in vollem Bewußtsein, sie dadurch dem Verderben zu überliefern, weil in ihrer Familie Alkoholismus verbreitet ist." Wenn man in Berlin über das Problem sprach, so gab es eine große Mehrheit, die sich überhaupt nicht in Loths Seele hineindenken konnte und mit Schimpfworten gegen den widrigen Vererbungsfexen und Mädchenbetrüger allzu freigebig hauste, während eine Minderheit in dem Helden ein leuchtendes Vorbild einer neuen, moralstarken, gesunden Generation sah und jeden für einen Schuft und Verbrecher erklärte, der aus persönlicher Geilheit unsägliches Unheil zu schaffen den traurigen Mut hätte. — Ich habe einmal privatim erfahren, ich weiß nicht, ob die Mitteilung verbürgt ist, Hauptmann hätte auf kritische Einwände hin einen Augenblick daran gedacht, den Schluß zu ändern: Loth sollte, seiner Liebe nachgebend, von seiner hastigen Flucht nach wenigen Sekunden zurückkehren, etwa also mit einem: „Ich kann nicht!" Das Stück hätte durch solche Änderung an Natürlichkeit oder besser Gewöhnlichkeit gewonnen, an der straffen, einheitlichen Gebundenheit des Gedankens verloren. Daß auch die Wirkung durch den veränderten Schluß abgeschwächt worden wäre, ist wohl zweifellos. Extreme Theoretiker des Naturalismus mögen aus diesem Beitrag zu einer künftigen „Psychologie der dramatischen Wirkung" entnehmen, daß die Forderung der sogenannten Lebenswahrheit nicht selten vor anderen ideellen Forderungen zurücktreten muß. — Jener Änderungsgedanke Hauptmanns ist ein Beweis dafür, daß der Dichter selbst über die Stärke jener Forderung des neuen Gewissens sich noch nicht im klaren war.

solche Ausweisung zwar mit Worten verlangt, aber weder in ihrem Wesen noch in ihrer Ausführung vorgestellt werden kann. Es bleibt demnach nur übrig ein Abwägen von Fall zu Fall, das Niedere dem Höheren zu opfern, und nach einer endlichen Versöhnung zwischen den beiden untrennbaren und doch feindlichen Zwillingsmächten zu trachten, das Ich in paralleler Harmonie mit den Interessen der anderen Iche auszugestalten. Als bequemstes, handlichstes Moralhausmittel in schwierigen Fällen wäre im allgemeinen der Satz zu empfehlen: Mag jeder nach seiner Façon selig werden, aber nach keiner Façon einen anderen unselig machen. Wenn altruistische Interessen untereinander widerstreben, so dürfte die Entscheidung leichter sein, da man in diesem Fall mit größerer Unbefangenheit und Sicherheit das Höhere, Wertvollere festzustellen imstande ist.

Ich weiß, daß die vorstehenden Betrachtungen den Paradoxisten und Neubegierigen nach aufgewärmter Küchenweisheit riechen werden, daß sie die nüchternen Wahrheiten allzu trivial finden werden, doppelt trivial und schal, da sie soeben an der herrlichen Prunktafel Nietzsches Urneuheiten gespeist haben oder gespeist zu haben sich einbilden. Drachenzungen stand auf der Speisekarte, und sie aßen das Gericht mit prickelndem Behagen. Aber, meine Herren, Drachen giebt es nicht, und Sie müssen sich wohl in einer Art von hypnotischem Zustand befunden haben, daß Sie mythologische Träumereien — nahrhaft gefunden haben. Sie haben nichts gegessen, rein garnichts, als den pompösen Namen „Drachenzunge".

Wenn ich Euch nicht ermüdet habe mit meinen trivialen Wahrheiten, so will ich noch ein Wort über den Egoismus und das geniale Ich sagen. Mein Märchen hat ja bereits die Thorheit des Gedankens gezeigt, daß das geniale Ich in vollkommener Isoliertheit sich ausleben könne.

Hat das geniale Ich keine Lust, sich den Interessen der Allgemeinheit anzupassen, so mag es versuchen, die Allgemeinheit sich anzupassen; auch so entstünde Harmonie. Es ist nun kein Zweifel darüber, daß das geniale Ich bei jenen Interessenkonflikten häufiger die egoistischen Rücksichten walten lassen muß und darf, als der Durchschnittsmensch. Es wäre aber ein verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, daß gerade in diesem peinlich notwendigen Egoismus die Größe des genialen Ichs bestehe. Überwuchert der Egoismus in maßloser Weise, so wird das geniale Ich dadurch nicht zum Vollmenschen, sondern im Gegenteil zum Bruchstückmenschen. Männer, die man noch mit einigem Rechte als vom Altruismus nicht angekränkelte Egoisten bezeichnen darf (Bonaparte z. B.), brachten es in Wahrheit nicht zu einer runden, vollen Entwickelung. Auch

ſie waren Krüppel. Eine hypertrophiſche Ausbildung einzelner Gaben auf der einen Seite, eine Verkümmerung auf der anderen Seite!

„Gemütloſigkeit und gänzlicher Mangel an moraliſchem Gefühl kommt bei dem genialen Menſchen ebenſo häufig vor wie bei Geiſteskranken," ſchreibt Lombroſo in ſeinem „Genialen Menſchen". Auch Epilepſie und andere Krankheitserſcheinungen finden ſich bei den Genies in erſchreckender Zahl. Mit demſelben Rechte, wie man alſo die „Moral" (die ja meiſtens gleichbedeutend mit ihrem weſentlichen Beſtandteil, dem Altruismus, geſetzt wird) als Krankheitserſcheinung, Decadenceſymptom verächtlich macht, weil ſie bei den Genies häufig fehlt, mit gleichem Rechte könnte man etwa auch den Mangel an epileptiſchen Zufällen unter die verabſcheuenswerten Degenerationserſcheinungen rechnen. Nietzſche preiſt demnach die Geſundheit als Krankheit und umgekehrt, und begabte Männer glauben an dieſe Teufelei, dieſes Exempel aus dem Hexeneinmaleins . . .

Der Egoismus iſt nicht die Größe, ſondern die Schwäche des genialen Ichs, er iſt nicht ſeine Macht, ſondern ſeine Machtloſigkeit. Bonapartes Egoismus zerſchellte an dem herrlichen Altruismus, der die Freiheitskriege gebar!

Und endlich noch einen flüchtigen Blick auf das Verhältnis des Egoismus zum Maſſenelend! Daß der Vorwurf, der Altruismus habe das Elend, die Krüppelhaftigkeit gezüchtet, aufgepäppelt, zum mindeſten eine ungeheuerliche Übertreibung iſt, habe ich gezeigt; die angebliche Nährmutter iſt ſelbſt noch ſo ſchwach und ſchmächtig, daß ſie jenen Liebesdienſt gar nicht verſehen kann. Aber ſelbſt angenommen, der Altruismus trüge die Schuld, was ſollte geſchehen? Auch hier erweiſt ſich der mitleidloſe Egoismus als machtlos. Mit der rückſichtsfreien Unterdrückung oder der kalten, harten Selbſtüberlaſſung iſt es nicht gethan. Der Zarismus des Ichs iſt trotz aller ſeiner äußerlichen, dröhnenden Gewalt ohnmächtiger als der Altruismus der Kleinen, Siechen, Vielzuvielen.

Der Unterdrückte iſt zugleich der Unterdrücker. Der Schwache iſt ſtärker als der Starke, der Kranke als der Geſunde. Das Schlechte rächt ſich an dem Starken, vernichtet ihn. Im neunten Kapitel der „Kreuzerſonate" läßt Tolſtoj ſeine zweite Seele, Posdnyſchew, über die Urſachen der Frauen- und Judenherrſchaft ſprechen: „‚Sie kennen,' fiel er plötzlich ein, ‚die Herrſchaft der Frauen, unter welcher die Welt leidet, — all dies hat darin ſeinen Grund.' — ‚Wie? Herrſchaft der Frauen?' ſagte ich; ‚ſie klagen alle darüber, daß ſie keine Rechte haben, daß ſie unterdrückt werden.' — ‚Eben das iſt es,' ſprach er haſtig. ‚Eben das iſt es, was ich ſagen will, das erklärt auch die ungewöhnliche Erſchei-

nung, daß von den Einen mit vollem Recht behauptet wird, daß die Frau bis zum äußersten Grade der Erniedrigung herabgedrückt ist, von anderen — daß sie herrscht. Ganz wie die Juden. Wie diese mit ihrer Geldmacht uns ihre Unterdrückung entgelten lassen, so auch die Frauen. ‚Ihr wollt, wir sollen nur Handel treiben? Gut, wir treiben Handel und werden Eure Herren,‘ sagen die Juden. ‚Ihr wollt, wir sollen nur ein Gegenstand der Lust sein? Gut, wir sind ein Gegenstand der Lust und machen Euch so zu Leibeigenen‘, sagen die Frauen.“

Das ist die Macht und die Rache des Unterdrückten! Ebenso wenig genügt es, die mit dem Krankheitsstoff „Degeneration“ Behafteten einfach mitleidlos verenden zu lassen. Der Stoff selbst muß ausgerottet werden und seine Erregungsursachen. Sonst streut der Kranke den giftigen Samen rächend aus, daß auch der Große, Starke und „Leichtfüßige“ entartet. Die sozialen verkrüppelnden Erscheinungen müssen aus der Welt geschafft werden, nicht die Verkrüppelten. Erst wenn man des Cholerabacillus Herr geworden, hat man etwas errungen. Das winzige Lebewesen ist ein Raubtier, das verschlingt, wen es anfällt. Von den Opfern bleibt nichts übrig. Wer aber wird sich mit dieser „befreienden“ Thatsache zufrieden geben?

Nein mit der Mitleidlosigkeit ist nichts erreicht. Fühlt Ihr es nicht, so begreift es doch wenigstens; rät Euch das Herz nicht, so mag Euch der Verstand raten! Vielleicht versucht Ihr es einmal mit dem wirklichen, echten Mitleid. Und wenn Ihr das Mitleid nicht leiden könnt, die Armeleut-Tugend, so macht es so schnell, wie möglich, entbehrlich, überflüssig, daß Euer Altruismus nur noch — Mitlust zu sein braucht.

Zwei Jahrtausende herrscht nun das Mitleid. Aber die sanfte Königin hat böse, mächtige Minister, die ihre Herrin nicht herrschen lassen. Mit gebundenem Szepter sitzt die Fürstin auf dem Thron der Welt, ein nutzloses Prunkstück. Nur einmal alljährlich gestatten ihr die Minister, wahrhaft zu regieren. Das ist, wenn die Weihnachtsglocken läuten, wenn selbst in den öden Steingräbern der Riesenstädte der Wald seinen Einzug hält und das strahlende Licht. Dann überkommt die Menschen auf einmal ein seliger Taumel, es ist ihnen, als ob sie nach langer Irrfahrt in ihre Heimat zurückgekehrt wären. O, für dieses Heimatgefühl gebe ich Euch alles hin, und die Bände des unbändigen Nietzsche werfe ich in das Feuer, den — Weihnachtskarpfen zu kochen.

Höret das Wort, das nach Tannen duftet und nach Kinderfreude, das Wort des Weihnachtspriesters:

Werdet weich!

XV.

„Aber der Kampf ums Dasein? — Die darwinistische Auslese? — Der naturwissenschaftlich begründete Fortschritt der Menschheit? . . .“ So schallt es mir entgegen von allen Seiten. Ich sah es längst an Euren vorgereckten Hälsen, wie Pulver lag der Einwurf auf Euren glühenden Lippen, jeden Augenblick drohend, gegen mich loszuspringen. Nur gemach! gemach! Ich will mich nicht totstellen, wenn ein dräuender Gegner kommt. Ich fürchte mich nicht vor dem schwarzen Mann der Naturwissenschaft.

Falsche Analogien können ganze Generationen verdrehen. Aus dem Kampf um das Dasein geht nicht notwendig das Vollkommene hervor. Wir übersehen in diesem naturwissenschaftlichen Theorem das Grausame, Furchtbare, weil es uns zugleich einen herrlichen Optimismus, den Glauben an den Sieg des Schönen, Edlen und Starken vorblendet. Nirgends aber sehen wir, daß das Bessere im Ringkampf mit den Gewalten Herr bleiben muß. Unzählige kreuzende „Zufälle“ drängen sich da zwischen. Ein gewaltiger Eichbaum wird neben einem kümmerlichen vom Blitze zerschmettert: das Kümmerliche siegt im Kampfe mit den Elementen. Weite Gefilde sind bedeckt mit Obstbäumen, die blütenschimmernd starren: ein Hagelschlag vernichtet die duftende Hoffnung. Beim Gärtner unter dem schützenden Glasdach treibt spärlich ein kleines Bäumlein ein paar Blüten. Der Hagelschauer konnte ihm nichts anhaben. — Wir schmeicheln uns jetzt mit der Vorstellung, als ob die Welt sich vorwärts zum Höheren entwickelt — übrigens auch nur eine anthropomorphische Vorstellung! —, indem der Kampf ums Dasein langsam und allmählich das Gute stärkt und das Schlechte ausmerzt. Ja, wie in aller Welt ist man denn berechtigt, den Kampf etwa unter dem Bilde einer sorgsamen Baumschule sich vorzustellen? Der Kampf arbeitet mit Katastrophen, mit gewaltigen, blinden, vernunftlosen Katastrophen. Es ist seltsam, daß man das katastrophische Element als weltbildenden Faktor völlig vergißt über dem schönen Glauben an eine stufenweise Entwickelung, während in Wahrheit die Welt in ruckweisen Katastrophen sich „umgestaltet“, um den wertenden Anthropomorphismus „vorwärts geschleudert wird“ zu vermeiden. Wohl stählt der Kampf, es muß aber ein rechter, ordnungsmäßiger Kampf sein, keine Balgerei mit Schlichen und hinterhaltigen Waffen. Frei kämpfen unter gleichen Bedingungen — das erst gebiert die kraftvolle Auslese. Im Menschendasein nun giebt es nicht diesen Kampf, sondern nur jene heimtückische Balgerei. Das ist der verhängnisvolle, verblendende Irrwahn, daß wir den Kampf ums Dasein immer unter dem Bilde des geordneten

Ringkampfes sehen, in dem der geistig und leiblich Stärkere obsiegt. Nur so können wir es wagen, auch den Völkerkrieg zu verteidigen, obwohl es doch klar ist, daß z. B. die Franzosen 1870 gesiegt hätten, wenn sie allein damals schon die technische Vollendung der Mordkunst gehabt hätten, die heute das gemeinsame fluchbeladene Erbteil Europas ist.

Geht man so dem Begriff „Kampf" auf den Grund, so wird man mit dieser Erkenntnis erleuchtet ebenso die Nichtigkeit der liberalistischen Frei-Konkurrenz-Theorie einsehen, wie die Unmöglichkeit, daß man durch Nietzscheſche Härte und egoistischen Kampf zum Übermenschen gelangt. Der Menschheit ist es gegeben, durch Zusammenschließen aller für alle einen Kampfplatz zu schaffen, auf dem nur die Kraft das Entscheidende ist, nicht der „Zufall". Ist der Mensch selbst imstande, durch die Solidarität elementare Ereignisse in ihren Wirkungen fast aufzuheben (ich denke z. B. an das Gebiet der „Versicherungen"), wie sollte er es nicht vermögen, auch die von Menschenthorheit erzeugten Zufälle zu beseitigen und dem fesſelloſen Streben *jedes* einzelnen Menschen freie Bahn zu gewähren.

Die dunkle Mystik der Kampf-ums-Dasein-Anschauung ist geradezu eine tötliche Gefahr für die Entwickelung der Menschheit. So kann denn nicht eindringlich genug betont werden: *Noch haben wir den Kampf ums Dasein nicht, wir müssen uns ihn erst erwerben.* Was wir jetzt mit jenem Schmeichelnamen bedauernd preisen, ist nichts als hinterhaltiger Überfall, gemeiner Meuchelmord, schlauer Diebstahl, blind-rohe Gewalt.

„Wir haben den Kampf ums Dasein nicht!" Nietzsche würde mit diesem Satz in anderem Sinne sich einverstanden erklären: Wir haben ihn nicht mehr, wir haben ihn verloren und sind gegenwärtig daran, auch die letzte Spur zu tilgen. Mit dem Kampf um's Dasein aber hört zugleich das Dasein, d. h. das starke, aufsteigende Dasein auf, und es beginnt das schwache, absteigende Scheindasein: die Decadence.

Glaubte ich an die Decadence, so würde ich sie, umgekehrt wie Nietzsche, gerade dem Kampf und nicht der Kampflosigkeit zuschreiben. *Der Kampf ums Dasein trifft, wie jeder Krieg, gerade die Stärksten ins Mark.* Die Schwachen wissen sich zu schützen. Das Elend ist zeugungskräftiger als der Reichtum. Die Familien der Genies sterben ab, während Trunkenbolde und Schwindsüchtige sich üppig vermehren. Der Sturm entwurzelt nur die hohen Bäume, die Gräser bleiben heil — so schwindet das Hohe, und das Zwerghafte bleibt, gerade wegen des Kampfes ums Dasein. — Diese Beweisführung hätte eben so viel für sich, wie die Nietzsches. Aber ich glaube nicht an die Decadence, und damit zerfällt diese Argumentation, die aber trotzdem einen Kern von Wahrheit in sich birgt.

Der Darwinismus ist als wissenschaftlicher Glaube, als gelehrte Hypothese ein Markstein für den Fortschritt der Erkenntnis, ein Rasthaus, in dem man sich erquicken mag auf dem Wege zur fernen, fernen Wahrheit. Wird der Darwinismus aber zum religiösen Dogma, so wird das Rasthaus zur verderblichen Branntweinschenke, in der wir uns bezechen, bis wir, anstatt weiter zu marschieren, taumelnd liegen bleiben und Wahnsinn lallen. Die „Kampf-ums-Dasein"-Theorie ist, auf das Menschliche als Dogma angewandt, eine furchtbare Gefahr, weil sie keine bewiesene Wahrheit ist — wäre sie dies, so würde die Frage nach der Gefährlichkeit allerdings sofort verstummen müssen.*)

Der Kampf ums Dasein spielt eine bedeutsame Rolle in den Schwadronaden des „genialen Ichs" mit seinem Egoismussport.

„Sich durchringen im Lebenskampf, siegreich bestehen alle Nöte und Gefahren, nichts scheuen, was bedrohlich ist, die Drachen des Daseins nicht fliehen, sondern aufsuchen in ihren Höhlen: das ist das Leben! Nicht aber die ersehnte, glückwiederkäuende Behaglichkeit, wie sie die Sozialdemokraten vorgaukeln! Nur das heldische, ewig-umbrandete Leben ist Leben. Im Sturme wächst das große Feuer; das rauchige Ölflämmchen freilich wird von dem Sturme ausgeblasen. Aber der Mensch soll kein rauchendes Ölflämmchen sein, sondern ein großes Feuer." So spricht der Nietzscheling, phrasen- und bildergedunsen. Denn Phrasen sind es und Bilder, nichts als Phrasen und Bilder. Zunächst will ich mit dem letzten „beweisenden" Bilde aufräumen, grausam gegen die Freude meiner eigenen, glücklichen Erfindung. Im Sturme wächst das große Feuer, aber der große Baum —

*) Es gilt also hier wieder jene dringliche Warnung vor der „Bethätigung" wissenschaftlicher Hypothesen, mag man diese auch, um sie stattlicher auszustaffieren, Gesetze nennen. Man redet heute ausschließlich von Gesetzen, von historischen und von Naturgesetzen; während man von den Gesetzesvorspiegelungen des Herrn v. Treitschke und des Herrn du Bois-Reymond sprechen sollte. In jedem kleinen Studiosus glimmt heute ein großer Gesetzmacher. Und wer in dem Wissenschaftskrieg doppelt gepanzerte Wahrheiten liebt, der orakelt gar von historischen Naturgesetzen. Es gebührt Rudolf Kleinpaul das Verdienst, auf einem Gebiet, auf dem der historischen Grammatik, den „Gesetzen" des Lautwandels gründlich heimgeleuchtet zu haben. Kleinpaul gehört, so viel ich weiß, nicht zu den Universitätsprofessoren, und darum konnte er in glücklicher Freiheit ohne Verpflichtungen gegen die pietätvolle universitätliche „Schülerhaftigkeit" — Professoren sind bekanntlich stets Schüler und bilden deshalb auch Schulen — den Herren Germanisten, deren größter Ehrgeiz es ist, irgend ein selbstgebackenes mageres Gesetzchen in dicken unheimlich heimlichen Bänden (heimlichen, denn es liest sie niemand) auszuposaunen, einen lustigen Kehraus spielen. Möge der treffliche Verfasser der „Rätsel der Sprache" Nachfolger auf anderen Gebieten finden!

verkrüppelt. Wem steht der Mensch näher, dem Feuer oder dem Baume, dem Wachsenden, Lebenden oder dem Verheerenden, dem in der Verheerung sich selbst Zerstörenden, dem Diebe, der ein Bettler ist, wenn er alles gestohlen, dem Mörder, der tot niedersinkt, wenn er alles gemordet? Holla! es ist nützlich, wenn man solche Bilder zu Ende denkt. Da haben wir ein Bild, das erstens gar nicht paßt und zweitens das Gegenteil von dem bebeweist, was es beweisen soll. Der Mensch ein großes Feuer, d. h. ein Dieb, der sich um alles bringt, wenn er die Welt um alles gebracht hat! Eine herrliche Widerlegung des Egoisten in diesem Bilde, das ihn zu beweisen erfunden war! . . .

Max Nordau besprach unlängst in einem Feuilleton den Pariser jungen Mann von heute und verspottete bei dieser Gelegenheit den Typus der kalten Streber Bourgets und seiner Geistesverwandten, jener edlen Jünglinge, die man wohl am treffendsten als hysterische Raubtiere bezeichnen kann. „Mit Recht dünkt mich," behauptet Nordau, „daß dieser wahnsinnige Typus von „Übermenschen" à la mode nur der Litteratur, nicht dem Leben zur Last fällt, daß er ein Erzeugnis mißverstandenen Darwinismus ist, den die Herren Poeten in den feuilletonistisch zurechtgekauten Kampf ums-Dasein-Tiraden der Boulevardblätter unverfälscht wiedergegeben wähnen." Nordau zitierte bei dieser Gelegenheit den Ausspruch eines Mannes, der Darwin nicht als einen Schutzheiligen allerhand Schön- und Unschöngeister gelten lassen wollte. Der Mann schrieb: „Vor allen Dingen muß Darwin streng aus der Bücherei der Menge verbannt werden. In seinen Werken haben alle Idioten beider Welten scheinbare Gründe für ihre eselhaften Einbildungen gesucht und natürlich gefunden." Das ist grob und gar nicht modern, d. h. genialisch — aber es ist wahr.

Aber auch der von den darwinistisch-egoistischen „Eseleien" freie Kampfstürmer und Feuergeist, der Vertreter nicht der Selbstsucht, sondern der Selbsthilfe sollte sich fragen: Das Ich kämpft sich durch! Was bedeutet das heute? Ein Ringen mit den geistigen Dämonen, eine Titanenschlacht zwischen Wollen und Können, zwischen meiner Weisheit und der Dummheit der anderen? Auch wohl, doch ist das nicht der entscheidende, blutige Kampf. Wir wollen leben, mancher sogar hat den nicht üblen Einfall, gut leben zu wollen. Aber auch der Bescheidenste will sein Futter, sein Täubchen und seinen Taubenschlag. Und die Erfüllung dieses Willens saugt all unsere Kraft auf. Auch das ist wieder zwar ordinär, aber dafür um so wahrer. Hinter jedem Büchermacher steht der Verleger, und hinter jedem Verleger der — Geldschrank, sofern nicht hinter dem Büchermacher selbst der Geldschrank steht. Heute ist alles Aktiengesellschaft, und

unſer Schickſal heißt Bilanz. Das iſt der Dämon, gegen den wir uns durchringen müſſen, ein gemeiner, doch gewaltiger Feind. Es iſt keine Ehre zu ſiegen, und Niederlage bedeutet den Tod, und wer die ſchmutzigen Hände und die groben Ellbogen nicht ſcheut, und wem nicht Herz und Hirn in dicken Fellen verwahrt ſind, der unterliegt und ſtirbt. Nietzſche ohne materiellen Hinterhalt hätte vielleicht von Vorträgen mühſelig ſein Leben gefriſtet und weniger und geringere Bücher in müden Mußeſtunden geliefert, da hätte ihm all ſein ſtolzes Ichtum nichts genützt. Er wäre meinetwegen eine Art Konzertphiloſoph geworden: „Meine Herrſchaften, in fünf Minuten ſtelle ich Ihnen eine Weltanſchauung fix und fertig her! Tauſend Mark demjenigen, der mirs nachmacht!! Preisgekrönt in Timbuktu und Meſeritz!!! Unübertroffen!!!!“ . . .

Wozu ſollen wir lügen, wozu verteidigen wir, um dieſem armſeligen Daſein die Poeſie des Großen, Erhabenen, Grauſenhaften zu verleihen, den „Kampf ums Daſein“, obwohl ſich doch hinter dem dämoniſchen Viſir ein ganz gewöhnliches, aber furchtbar verderbliches Lumpengeſicht verbirgt: Geld! Das iſt der wahre Gegner, und den müſſen wir niederwerfen, damit der edle, ruhmwürdige Wettkampf der Geiſter erſt beginnen kann. Fürwahr, es giebt noch genug zu ringen, auch wenn die grimmen Magenfüllungsfehden nicht mehr von nöten ſind!

Der „Kampf ums Daſein“ iſt keine Rechtfertigung für die Unterdrückung der Kranken und Schwachen, noch iſt er ein Weg zum Übermenſchen. Der Kampf, oder vielmehr die Katzbalgerei ums Daſein, iſt die wahre Urſache der Degenerationserſcheinungen, nicht das Mitleid, der Altruismus, die Askeſe, auch nicht der Einfluß der Raſſe. Es werden Krüppel, Degenerierte geboren. Das iſt ſchlimm, aber wir können nichts dagegen thun, als nach Kräften zu ihrer Geſundung beizutragen. Doch weit ſchlimmer iſt es, daß das Leben durch unſere Schuld weit mehr die Menſchen verkrüppelt und degeneriert. Wir haben zu enge Schuhe, und nicht nur an den Füßen. Nicht zu viel Menſchen werden geboren, wie Zarathuſtra-Nietzſche lehrt, es ſterben zu viele, ſterben als Vollmenſchen an dem kalten, mitleidloſen, giftigen Leben. Das Leben ſcheltet, nicht die Geburt! Ein Volksweſen, das auf Eigennutz, Unterdrückung, Ausbeutung beruht, wird ſtets das Geſpenſt: Übervölkerung grauſend umgehen ſehen, gleichviel, ob 100, 1000 oder 100 000 Menſchen auf der Quadratmeile wohnen. Herrſcht dagegen Recht und Gerechtigkeit und Liebe, ſo werdet Ihr Euch die Augen reiben und mit freier, jubelnder, aufatmender Verwunderung fragen: Wo blieb nur die unheimliche fahle Frau mit den tauſend welken Brüſten und dem wüſten, ſchwangeren Leib?

Eine schaurige Blendung wars, weiter nichts, die Geburt eures bösen Gewissens! Das Elend ist immer zu viel, und ihr hingt und klammertet euch an die Empfindung „zu viel" und spracht: Das Elend ist da, weil ihrer zu viel sind, anstatt zu sprechen: Laßt uns das Elend heilen; der Gesunden sind nie zu viel!

Sorgt Euch um das „Milieu", nicht um die Abstammung. Wiege, Schule, Beruf, nicht Brautbett und Mutterschoß bergen die Entscheidung. Nicht Rassenzucht treibt, sondern Menschheitszucht! Dann werdet ihr ein goldenes Zeitalter heraufführen voll Gesundheit und hoher Seelenfreudigkeit! Und vor allem liebet die Kinder! Laßt sie nicht entarten in den stinkenden Kasernengräbern der Armut und des Schmutzes. Aus den Kindern könnt ihr alles machen und nichts. Alle Laster und Verbrechen, alle Leiden und Krankheiten lauern dem Kinde, dem wehrlosen Opfer auf. Sperrt die Thüren und laßt die Unholde nicht ein! Gerade in den ersten Lebensjahren empfängt der Mensch Form und Gestaltung, und jeder rauhe Windzug gräbt Furchen in die seeflutende Seele. Ich sah einmal ein Kind, ein frisches, lachendes, gesundes Kind, mit runden Ärmchen und roten Wangen, in den blauen Augen heiter sinnende Klugheit. Ein paar Wochen darauf erblickte ich es wieder: gelb sah es aus, mürrisch, und es weinte verdrießlich und hatte einen Hang zur Tücke, in den Augen glimmte etwas Müdes und etwas Unedles und Unreines! Ich erschrak ob der jähen Verwandlung. Was war vor sich gegangen? Die Eltern hatten plötzlich ihr Vermögen verloren. Die Mutter war krank und nervös geworden, schalt und zankte und prügelte ihren Gram an dem Kinde aus. Der Vater war völlig gebrochen, bar jedes Lebensmutes. Das Lachen hatte aufgehört, die Sonne war untergegangen. Eine nasse Dämmerung brütete, üble Launen sickerten an den Wänden wie schmutziges Wasser. So verwehte die zarte Blüte. — Ich habe seit jenem Tage meinen finsteren Vererbungsglauben verloren. Das Kind bringt wenig oder nichts mit auf die Welt; und alles kommt, wie in den alten Märchen, auf die Patengeschenke an, die an die Wiege gelegt werden. — Auch das ist ein ernster, trüber Glauben, aber ein Glauben, in dem Hoffnungen und Thatforderungen schlummern.

Und schließlich, wie könnt ihr die elende Masse schmähen und unterdrücken, wenn ihr an eine Weiterbildung der Menschenart glaubt? Ihr werdet annehmen müssen, daß eine kleine Auslese der Menschen zunächst die neue Übermenschenart darstellen wird. Wie kann sich aber diese Auslese bilden, ohne daß die Kräfte des ganzen Menschentums zu voller Entfaltung gelangen? Der Heros kann im unscheinbarsten Keime schlum-

mern, aus den Verkrüppelten, den „Vielzuvielen“ kann er entstehen. Natur wandelt geheimnisvolle Pfade, viel Blut läßt sie zu einander kommen, ehe das große Wunder geboren wird. Der Übermensch läßt sich nicht züchten er springt empor aus der unendlichen Fülle der Gattung. — So müßtet ihr Zukunftsgläubigen denken und sorgen, daß diese Fülle nicht verdorrt Auch der magische Künder des Übermenschen spricht:

Werdet weich!

XVI.

Dem Egoismus und Altruismus entsprechen die Weltanschauungen des Individualismus und Sozialismus, sowie die politischen Theoreme der Aristokratie und Demokratie. Wie bei dem ersten Antithesenpaar, so läßt es sich auch bei den beiden letzten mühelos zeigen, daß es sich auch hier nicht um Gegensätze handelt. Saubere Grenzscheidungen sind auch hier nur in der Einbildung, nicht in der Vorstellung oder gar in der Wirklichkeit möglich. Fließende Grenzen, Mischung der Elemente, hier wie überall!

Nietzsche ist Egoist, Individualist, Aristokrat — Todfeind der entsprechenden Dreiheit; kein Hauch soll von dem einen zum anderen Lager dringen, ein Abgrund klafft zwischen beiden, unüberbrückbar; und wagt sich der mißduftige Dunst von dem zweiten Lager hinüber zum ersten, so hält man sich die Nasen zu, verordnet Quarantäne und desinfiziert.

Ich will nicht nochmals den Beweis ausführen, daß diese Zweiheiten Einheiten sind, und daß die gegenteilige Ansicht eine geistige Utopie ist. Das Resultat der Beweisführung wäre, daß sich die Entweder—Oder auflösen in Sowohl — Als auch, und daß ein Mensch zu gleicher Zeit Egoist, Altruist, Individualist, Sozialist, Aristokrat und Demokrat sein kann und sein sollte. Einiges zur Begründung dieses Schlußergebnisses, das vielleicht etwas nach Fricassee schmeckt — Fricassee aber ist ein Sonntagsgericht! — sei mir noch gestattet.

Die Entwickelung des Einzelnen zur vollentfalteten Eigenart, zur erschöpfenden Zusammenfassung aller seiner Kräfte und Gaben ist Aufgabe und Ziel des Menschen wie der Menschheit. Es liegt mir fern, gegen diese schöne und fruchtreiche Lebensanschauung, welche der Erde Duft und Farbenpracht und vielgestaltige Größe verleiht, ein Wort zu sagen. Nur gegen zwei Verkehrungen der individualistischen Weltbetrachtung möchte ich mich wenden.

Die geringere, harmlosere Verkehrtheit ist es, wenn das individualistische Selbstbewußtsein zum Dünkel, zum Größenwahnsinn des Egozentralismus auswächst. Diese isolierte Selbstherrlichkeit des Ichs dürfte denn doch

Ameisenphilosophie sein. Die egozentrische Anschauung bezüglich der Erde ist überwunden, aber die Menschheit dünkt sich noch immer als Zentrum der Erde. Was will man mir einwenden, wenn ich das Meer für gewaltiger halte; und dabei ist auch das Meer nicht von selbstgewachsener Eigenherrlichkeit und Eigenherrschaft: es ist nichts ohne das Milieu: Sonne und Sturm und Mondglanz. Nietzsche will nun auch das Individuum zum Zentrum der Erde machen. Sozialisierung ist ihm Decadence. Warum sollte man nicht des Spaßes halber auch die Individualisierung Decadence heißen. Nur das kranke Glied wird gefühlt. Nur das kranke Menschheitsglied fühlt sich. Der Herdeninstinkt ist Gesundheit, der Ichinstinkt ist Entartung. Man sieht, mit einigen Analogien läßt sich alles beweisen. — Mit der isolierten Selbstherrlichkeit des Zentrums Ich sieht es nun thatsächlich recht windig aus. Es ist immer gut, wenn man sich gegenüber solchen größenwahnsinnigen Anwandlungen vorhält, was dem Ich von außen gegeben wird. Das Ich ist ohne die Geschenke von außen nichts. Selbst der angebliche Urtrieb (Ernährung) wird erst im Wesen und Inhalt bestimmt durch die Umwelt. Würden wir von Luft leben, wir würden den Nahrungstrieb nicht empfinden, er wäre ebenso rudimentär, unbewußt, gleichsam nicht vorhanden, wie die verschiedenen Sinne, welche, wie man fast wissenschaftlich feststellen kann, noch unbekannt in uns schlummern. Würden wir ohne Beine geboren sein und mit Flügeln, wir würden vielleicht als den Grundtrieb das Inderluftsicherhalten bezeichnen. Und alles käme dann darauf an, daß Luft vorhanden ist. *Wir sind ein Etwas, das Form, Inhalt, Wesen, Leben, kurz sein Selbst erst von außen erhält*, und das sich, trotz allem Poetenstolz, mit der Reaktion statt mit der Aktion begnügen muß. — Doch verlassen wir dieses nebelumsponnene Jagdland der Metaphysik, in dem die regen Geister noch immer diesem edelsten Waidwerk obliegen in luftiger Gedankenlöwenhatz, trotz aller wohlweisen Abmahnungen naturwissenschaftlicher Ignorabimusjös.

Die zweite Verkehrung des Individualismus ist schwerwiegender. Das ist der falsche, beschränkte Individualismus, der *Individualismus als Recht des Stärkeren*. Man paart den Individualismus mit dem Egoismus anstatt mit dem Altruismus. Es ist ein erfreuliches Element in dem unerfreulichsten aller Bücher, daß „Rembrandt als Erzieher" diese Mißehe nicht vollzieht, weil er überhaupt dem ganzen Problem der sozialen Ethik aus dem Wege geht und all seinen Geist dem eigentlich doch recht peripherischen Problem des Individualismus als Gegensatz zum wissenschaftlichen Spezialismus widmet. So verflacht „Rembrandt als Erzieher" das Menschheitsproblem zum Gelehrtenproblem, er kämpft nicht gegen Zeitentartungen,

sondern Modeunarten, gegen Schablonentum und gelehrte Kleinkrämerei — ein recht löblicher Kampf, aber eben kein Weltkrieg.

Nietzsche ist auch in dieser Hinsicht der zentralere Geist, der mit dem Weltgeist ringt, nicht mit dem Geist der Universitäten, der stets den dunklen, geheimnisvollen, grauenschweren Urströmungen des Menschenwesens nachgeht, statt sich damit zu begnügen, ein paar Narrheiten des Tages mit feierlichen, steiffaltigen und einfältigen Geberden zum Frühstück zu verspeisen, zur Überwindung übler, „linksfüßiger" Morgenlaune.

Nietzsche nun vollzieht mit kühner Unerschrockenheit jene Mißheirat zwischen Egoismus und Individualismus; aus diesem Bund entspringt das Böcklinsche Fabelwesen der harten Herrschermoral. Dagegen entsteht aus der fruchtbaren, gesunden und liebehellen Paarung von Individualismus und Altruismus der Sozialismus, der also dem Individualismus nicht entgegengesetzt, sondern ihn als Faktor einschließt.

Der egoistische Individualismus ist ein Begriff, der sich selbst entzündet. Die ästhetische Freude an der großen Persönlichkeit wird vergällt, wenn sie das Recht ihrer Individualität und die Macht ihres Einflusses dazu mißbraucht, jede entgegenstehende, hemmende Individualität zu vernichten; und diese Vernichtung aller anderen Individualitäten ist eine notwendige Folge des krassen Ichprinzips.

Das nunmehr abrollende Zeitalter Bismarck — übrigens eine karrikierte Verwirklichung der Goetheschen Beschränkungslehre im Faust II und Wilhelm Meister! — jenes Zeitalter, in dem ein mittelmäßiger Kanzlist höher geschätzt und leider auch „eingeschätzt" wurde als ein großer Dichter, war von vollendeter Langweiligkeit und Plattheit, sofern man für den Reiz politischer und finanzieller Stierkämpfe unempfänglich ist. Daß Bismarck ein ganzer Mann, eine Herrschernatur ist nach Nietzsches Herzen, wer kann es leugnen? Und gerade unter seiner Herrschaft, seinem entscheidenden Einfluß entstand jene Langweiligkeit allgemeiner nützlicher Kleinheit und Zweckmäßigkeit, über die Nietzsche (wie auch der Bismarckomane Langbehn) nicht genug Worte des Zorns, des Schmerzes und der Verachtung finden kann. Unter Bismarck wuchs Nietzsche die Sehnsucht nach dem Übermenschen, und er merkte nicht, daß alles, was er beklagte, gerade der Herrschernatur eines Übermenschen entsprungen war.*)

*) Nietzsche ähnelt darin Bismarck, daß er zuweilen von demselben Kampfmittel Gebrauch macht, wie der „heimliche Kaiser". Bismarck schied nie zwischen Haß und Verachtung; was er haßte, machte er verächtlich. Er vervollkommnete diese Methode noch dadurch — vervollkommnete im Sinne der Zerstörungsmitteltechnik —,

Aus dem Prinzip des egoistischen Individualismus ergiebt sich die Notwendigkeit einer streng und grausam aristokratischen politischen Regelung und Regierung der Menschheit. Die Herrschsucht ist der Selbsterhaltungsinstinkt der großen Persönlichkeiten; ohne Herrschsucht, die sich zu politischer Macht und Gewalt kristallisiert, ist das große Ich unmöglich. Es bedarf eines unbeugsamen Willens und stark vergitterter Käfige, damit das feige, verächtliche Raubtier mit den giftigen Demokratenzähnen, die Masse, nicht ausbricht und die großen Iche verzehrt, nachdem sie vom Kote der Masse besudelt, von schmutzigen Krallen zurecht gerichtet für das Leichenbankett der — Demokratie. Wehe dem Tage, wenn der edle Zorn zerschellt an der gemeinen Zote, wenn der älteste Menschheitsadel wird zum jüngsten „Gericht" für stinkende Gleichheitsmäuler! Darum kehrt zurück zur Tyrannis der Edlen und öffnet eure Augen vor der furchtbaren Gefahr, die in der wachsenden Nachgiebigkeit gegen die Demokratie liegt! So etwa warnt der „letzte" Nietzsche.

Ich muß gestehen, daß ich diesen Gedanken praktisch fühlen, aber nicht vernünftig ausdenken kann. Jedenfalls sehe ich nicht die Notwendigkeit der krassen Gegenüberstellung von Aristokratie und Demokratie und noch weniger die Möglichkeit der Aufrechterhaltung dieser Scheidung ein. Die angebliche Gefahr der unflätigen Masse, glaube ich, könnte auf klarere, weniger gigan-

daß er das, was er nicht überwinden konnte, als gefährlich denunzierte. So hatten die Armen, die so unglücklich waren, unüberwindlich zu sein, das doppelte Schicksal, die moralischen Fußtritte der Offiziösen und der unzähligen talentiert oder absichtlich Dummen, die stets bereit sind, sich offiziös gesinnte Mannesbrüste auszustopfen, und die juristischen Nackengriffe des Ausnahmegesetzes zu dulden. Es ist erfreulich, daß es Nietzsche bei der einfachen Methode bewenden läßt und von der vervollkommneten keinen Gebrauch macht. — Wie nun Nietzsche aber die Sprache als Mittel der Verächtlichung benutzt, dafür will ich ein Beispiel anführen, das zugleich als Mahnung dienen möge zu kritischem Mißtrauen und scharfer Wachsamkeit gegenüber allen Versuchen, sprachlichen Ausdruck unter der Deklaration von logischen Beweisen zu schmuggeln. Nietzsche will den Begriff des Volksführers verächtlich machen. Er wählt folgendes Bild: Zarathustra will nicht sein der „Hirt und Hund" des Volkes. Von dieser alliterierenden Zwillingsformel hat der zweite Teil einen üblen, herabwürdigenden Sinn. Dieses Wort „Hund" wirft seinen Schatten auf den Begriff „Volksführer" (Hirt). Läßt man sich aber nicht durch den augenblicklichen Eindruck bestimmen, so erkennt man, daß der Begriff des herrschenden Hundes der folgsamen Herde gegenüber durchaus nicht die Sklavenbedeutung hat, welche Nietzsche braucht. In einem ganz anderen, hier gar nicht in Betracht kommenden Verhältnis wird der Hund mit Fußtritten traktiert, in unserer Anschauungssphäre ist es der Hund, welcher — man verzeihe das kühne, klärende Bild — Fußtritte austeilt. Nietzsche hintergeht uns also mit dem gewählten Vergleich.

tische und finstere Weise beseitigt werden. Man aristokratisiere die Masse!

Auch der Aristokratismus verlangt, wie vorhin der Individualismus, eine Verschmelzung nicht mit dem Egoismus, sondern mit dem Altruismus. Wahrhafter Aristokratismus ist erst möglich bei wahrhaftem Altruismus. Erst wenn die Menschheit so weit gediehen, das Große zu begreifen, wird sich das Große voll entfalten können. Der Große wird nicht gegen, sondern mit den Kleinen und durch sie. Die Demokratie muß zur Panaristokratie werden.

Aristokratismus und Altruismus zu versöhnen, das ist eine Aufgabe, eine erhabene und erfüllbare. Sein Ich entwickeln in allen seinen Keimen für das All, das ist der Weg zur wahren Aristokratie. Das stolze Ich mag wohl zu Zeiten mit giftigen Pfeilen von den anderen verwundet werden, unverstanden, verhöhnt, anscheinend ohne Macht und Einfluß. Ein tragischer Konflikt ist es, nichts weiter, wert, daß er von dem großen Ich durchrungen wird. Kleinmütig dünkts mich und ungroß, wenn das Ich in vornehmer Feigheit dem Gegenkampf aus dem Wege geht oder nach dem — Kerkermeister für seine Gegner ruft. Der Menschenhaß beruht auf derselben heillosen Generalisierung wie der Weiberhaß. Man kann einzelne, vielleicht auch viele, ja alle Menschen seiner Zeit hassen, und dennoch den ewigen Begriff „Menschheit" lieben, inbrünstig lieben. Es ist beschränkt und Krankheitserscheinung eines nervös impressiven Charakters, dem Menschheitsdienste abwendig zu werden, weil so viel verächtliches zweibeiniges Gesindel der großen Individualität in den Gesichtskreis tritt. Jene temperamentvoll-leidenschaftliche Generalisierung verleitete Nietzsche dazu, über die Weiber „orientalisch" zu denken, sie veranlaßt ihn auch, über die Menschen orientalisch, russisch, zaristisch zu denken.

Es ist ein wunderbares Zusammentreffen, daß der Mensch, der seinen Heimatstern kühn und stolz in den Mittelpunkt der Welt rückte, zugleich das demütige Bedürfnis nach möglichst handgreiflichen Mächten empfand, denen er unterworfen wäre. Egozentralismus, Theismus, Sternenaberglaube schlossen eine seltsame Verbrüderung. Die Sterne sind über mir, dachte das naive Menschenzeitalter, welches das Sichtbare für das Wahre und das Ungreifbare, Unbegreifbare für das Mächtige, Herrschende in dem erhabenen Grauen des Nichtwissens hielt. Heute hat uns die Wissenschaft und die nüchterne, poesie- und grauenlose Erfahrung gelehrt, daß die Sterne weder räumlich noch ursächlich über mir sind; nein, sie sind um mich ... Das Gefühl des Sklaven löst sich auf in das des Verlorenen. Der Knecht

Digitized by Google

brauchte einen Knechtiger, der Verlorene ist selbstherrlich bei aller einsichtigen Bescheidenheit. Dieser Wandel macht sich nicht nur in der kosmischen, sondern auch in der menschlich-sozialen Anschauung bemerkbar. Die soziale Astrologie, welche das Volk, die Masse unter die Tyrannei einzelner Menschensterne beugt, beginnt zu weichen vor einer sozialen Astronomie, einer demokratischen Atomistik: Jedes Wesen ein Atom, das Einfluß übt und duldet, Herrscher und Diener zugleich, ohne Unterschied des sozialen Wertes.

Will man keinen tieferen Zusammenhang zwischen diesen Veränderungen der makrokosmischen und mikrokosmischen Anschauungen annehmen, so möge uns wenigstens ein Gleichnis liegen in der Erkenntnis: die Sterne sind nicht über mir, sie sind um mich! Kein Unter und Über in der Menschheit, ein Kreisen von Gestirnen um einen fernen, unbekannten Zentralpunkt, verschieden an Größe und Leuchtkraft, aber doch gegenseitig bedingt und notwendig, freudig Licht spendend und Licht empfangend . . . O, wenn doch der gewaltige kreisende Sternenbau des Alls den winzigen Menschenwesen zum Vorbild dienen würde! Fort mit den falschen, traurigen Gegensätzen von Unter und Über! Das große Schwungrad soll sich nicht brüsten gegenüber dem winzigen Zahnrad: der Lohn und die Pflicht der stärkeren Leuchtkraft ist, daß sie mehr Licht verschwendet. Der Mächtige spende den Unmächtigen, er sauge sie nicht auf. Nicht herrschen, sondern spenden ist des Herrschers Aufgabe. Nicht um Herrschermoral und Sklavenmoral handelt es sich, es giebt nur eine Moral: die Moral des Spenders. Ströme und Nebenströme, Seen und Meere sind die Menschen. Nicht jeder ist Strom, aber kein Strom ohne Quellen und Bäche!

Herrenmoral und Sklavenmoral! Wir müssen diese Antithese aus unserem geistigen Wesen ausscheiden, so sehr sie sich auch einschmeichelt. Antithesen sind sichere Gifte für das Denken. Man behält so hübsch leicht derartige Scheidungen, man kommt sich so geistesgewaltig vor, wenn man gleich dem lieben Herrgott, der mit einer Handbewegung die Welt in zwei Hälften teilte, in Tag und Nacht, mit ein paar Mundverstellungen den geistigen Kosmos zweiteilt. Wir müssen zur Einheit gelangen, zur Spendermoral. Und ebenso müssen wir die praktischen Umsetzungen jener Moralgegensätze überwinden, Aristokratie und Demokratie. Es ist eben so viel Haß und Ichgier in der Aristokratie, wie Feigheit und Neid in der Demokratie. Wir sollen beide Gesellschaftsformen überwinden. Wie wir metaphysisch nach der Spendermoral streben sollen, so praktisch nach der Ausrottung der Besitzwut aus dem Menschengetriebe, wie wir die Mordgier bereits vernichtet haben. Die Offenherzigkeit eines römischen Zäsaren „Ein toter

Feind riecht immer schön", gilt heute als Abgrund von Scheußlichkeit, während der Satz in der entsprechenden Modernisierung lieblich in die Ohren tönt: „Ein toter Konkurrent riecht immer schön!" Trachten wir danach, daß auch diese Anschauung, welche nur die Heuchelei nicht auszusprechen wagt, entbehrlich, überflüssig, überwunden wird. Die Sozialdemokratie will oder soll wenigstens nach diesem Ziele streben. Nietzsche's Haß gegen die Sozialdemokratie, seine Massenfurcht, ist im Grunde nichts anderes, als die nervöse Oberflächlichkeit eines unglaublich verfeinerten Dämchens, das jeglich Ding nur mit Handschuhen anfaßt, das stets bereit ist, ein parfumiertes Taschentüchlein an das schlanke, vornehme Näschen zu schmiegen, das in Schönheit gebären und sterben will, das Weinlaub im Haare haben möchte, statt — Schinnen. Friedrich Nietzsche im Unterrock heißt Hedda Gabler! Ich habe Ehrfurcht genug vor Nietzsche, um sofort hinzuzufügen, daß dieser Vergleich nur in einem gewissen äußeren Sinn zutrifft, obwohl ich auch gegen das so grandios unverständige und deshalb den verständigen Leuten so völlig unverständliche Pistolenweib nichts sagen möchte: haben wir doch alle etwas von Heddas Wesen, wie in uns allen ein Tropfen von dem Blute Hjalmars („Wildente") kreist. Uns allen gelüstet es nach der alten romantischen Artistenmoral. Wir wollen revolutionär jenseits von Gut und Böse leben, um desto reaktionärer an den Gegensätzen Schön und Häßlich zu hängen. Im eigentlichen Betracht hat der große Moralrevoluzer Nietzsche nichts anderes als das altehrwürdige, aus der Romantik genugsam bekannte Tauschgeschäft verrichtet, er hat die Ethik gegen die Aesthetik verschachert. Die Herren Revoluzer und Modernen sind bisweilen auch weiter nichts als Gespenster, Geister von Abgeschiedenen. Den Tag über diese Gespenster! — Wohl in keiner Zeit hat es so viel Messiasmänner gegeben, wie am Ende dieses erntereichen Jahrhunderts. In wirren Haufen drängen sie sich, um ihre neuen Wahrheiten und allerneuesten Heilslehren noch in den Scheunen dieses Jahrhunderts zu bergen. Der Kürschnersche Litteraturkalender ist ein „Buch der Propheten." Grauenhaft wäre es, wenn diese üppig auf den Markt geworfenen Revolutionsgedanken wirklich lebten; es wäre eine furchtbare Vergeudung in dem geistigen Haushalt der Natur. Es ist ein Trost, daß nur Gespenster umgehen. Den Tag über diese Gespenster!

Ein Gespenst ist auch nur der egoistisch-individualistische Aristokratismus als Frucht romantisch-vornehmer Schönheitsseligkeit. Schön wird die Welt erst dann, wenn sie wahrhaft gut ist. Nicht jenseits von Gut und Böse laßt uns leben, um diesseits von Schön und Häßlich zu träumen, sondern diesseits von dem einen wie dem anderen! Noch sind wir zerrissen,

noch ringt in uns der Kampf zwischen dem Guten und Bösen. Versöhnen wir die Gegner, statt den einen oder den anderen zu töten! Die Linien der Schönheit sind die Linien der Güte, sie sind weich. Sprecht ihr zur Welt: „Werde schön!", so müßt ihr zuvor zu den Menschen sprechen:

Werdet weich!

XVII.

Im Verlaufe dieser streifenden Bemerkungen habe ich mich stets bemüht, Nietzsches Poetenträume und Traumgedanken in dem klaren, nüchternen Tageslicht des Lebens zu sehen. Zwei besonders lehrreiche Fälle von „Nietzsche in der Praxis" will ich jetzt, wo ich am Schlusse bin, mit einiger Ausführlichkeit hervorheben. Da ist zunächst das Verhältnis Nietzsches zur Sozialdemokratie, das ich bisher stets nur flüchtig und gelegentlich berührt habe, das aber doch wohl einer angelegentlicheren Behandlung verlohnt.

Nietzsche haßte die Sozialdemokratie. Es war ihm ein unerträglicher Gedanke, der widerwärtige Geruch ausdünstenden Elends und seelischer Knechtschaft könnte verpestend bis zu der seinen geistigen Höhenluft raffinierter Ichauskostung dringen. Er schwärmte mystisch von „leichten Füßen", darum mußten ihm die plumpen Füße des Proletariats ein Greuel sein. So sah er die Sozialdemokratie, verblendet, eingesponnen in seine grüblerischen Seelenforschungen, die ihn unfähig machten, etwas anderes zu sehen, als unter der Kategorie seiner Wahngedanken. Nietzsche spricht einmal davon, daß die Menschen alles unter einer jede Vorstellung färbenden bestimmten individuellen Beleuchtung sehen (der Jude denkt ans Geschäft u. s. w.). Nietzsche selbst denkt stets an die Decadence und den idealen Zuchtmenschen. Nietzsche kannte die Ideale der Sozialdemokratie gar nicht; in seiner Seele haftete nur eine abscheuliche Kriegsepisode aus dem Freiheitskrieg, der da kommen wird, und der vielleicht einmal Szenen erzeugt, wo die Gemeinheit die Paläste der Edlen besudelt. Ich sage vielleicht; aber dieses Vielleicht ist noch kein Sicher, ja selbst kein Wahrscheinlich!

Nietzsche ist aus Menschenhaß Antisozialist. Er nähert sich hier wieder in erschreckender Weise Elementen, mit denen ihn zusammen zu nennen die Ehrfurcht verbieten würde, wenn es nicht die Wahrheit geböte: den Feudalen des Grundbesitzes, des Geldes und der Industrie. „Sozialdemokraten sind nur Arbeiter, die nicht arbeiten wollen", ein Wort, das höchstens ein Minister auszusprechen und ein Freiherr von Stumm nachzusprechen „fähig" ist, kann als Musterbeispiel für diese Art von Antisozialismus dienen. Die Leute sind selbst so gedankenleer, daß sie sich nicht zu der Einsicht empor-

zuſchwingen vermögen, daß in einer Partei ein Gedanke ſtecken könnte. Darum tröſten ſie ſich und die Furchtſamen mit allerhand beneidenswert naiven Unverſchämtheiten, als da ſind: Sozialdemokrat gleich Schnapsbruder; Agitator gleich arbeits- und lichtſcheues, bezahltes Geſindel, das ſich von ehrlichen Arbeitergroſchen mäſtet; ſozialdemokratiſche Theorien gleich hirnverbrannte Utopien oder unmögliche Irrlehren; radikale Schriftſteller gleich hungernde Gelehrtenproletarier; Arbeiterſchulbildung gleich konfuſe Halbbildung; Frauenemanzipation gleich zyniſche Wann-ich-will-Liebe u. ſ. w. ohne Grazie ins Unendliche.

Nietzſche klammert ſich hauptſächlich an die Schnapsbruder-Anſchauung. Er iſt ganz Temperament, Senſibilität auch in dieſer wichtigſten und ernſteſten Zeitfrage. Zufällige Begleiterſcheinungen ſind, wie ſo oft, auch hier für ſeine Anſchauung beſtimmend. Er iſt Poet, nicht Führer. Die Menſchennatur, nicht die Menſchenlaunen der Weltanſchauung und der Weltlehre zu Grunde legen, das iſt die Pflicht der Schauenden und Lehrenden, die ſo oft vergeſſen und ſo ſelten geübt wird. Die Nerven, das Temperament, die Augenblicksſtimmung ſollten da, wo es ſich um die Grundfragen handelt, keine Stätte und keine Wirkſamkeit finden; und das gilt in ſubjektivem wie objektivem Sinne. Der Beobachter darf nicht nervös ſein, und er darf nicht an ſeinem Beobachtungsgegenſtand nur die nervöſen Zuckungen ſehen. Jeder ſollte, ſtatt beliebige Ziffern herauszugreifen, die Einigkeitswerte annähernd feſtzuſtellen ſuchen und darauf ſeine Schlüſſe bauen.

Man ſollte die Sozialdemokratie nicht nur ohne Nerven betrachten und beurteilen, man ſollte auch von der ſozialen Grundfrage ſorgfältig alle politiſchen oder gar metaphyſiſchen Elemente trennen. Auch um keine bloße Standesfrage handelt es ſich, nicht ausſchließlich um die Emanzipation des vierten Standes, obwohl es natürlich iſt, daß vorwiegend die Intereſſen derjenigen vertreten werden, welche die überwiegende Majorität der aus dem ſozialiſtiſch-wirtſchaftlichen Gedanken kryſtalliſierten Partei bilden, da ſie den größten Gewinn aus der Lebenswerdung jenes Gedankens haben. Es kommt in erſter Linie die Erfüllung des Verſtaatlichungs-Gedankens in Betracht, der zweckmäßigſten Regelung von Produktion und Konſumtion. Dem Zeitkörper ſind die alten Kleider ausgewachſen, Arme und Beine ragen lächerlich hervor, und edle innere Organe werden durch die Einengung in ihrem Wachstum gehemmt und in ihrer Geſundheit zerſtört. Nie ſind die Dinge der Welt in ſo wahnſinniger Weiſe geregelt oder vielmehr nicht geregelt geweſen. Das kapitaliſtiſche Syſtem iſt vor lauter Aufregung und Angſt, bald hauſſejauchzend, bald baiſſebetrübt, ewig ſchwankend zwiſchen Gründungstaumel und Krach, zwiſchen praſſender Fülle und hungerndem

Elend, völlig verrückt geworden und geberdet sich in komplizierten Narrheiten, lärmenden Tobsuchtanfällen und gemeingefährlichen Delirien. Statt einer vernünftigen Weltordnung haben wir ein unentwirrbar verzwicktes Kartenspiel, dessen geheime Kniffe und ränkevollen Tücken niemand ergründen kann, und indem sie alle auf gut Glück nach Herzenslust gannern und mogeln und im Trüben fischen: Börsenschacher, Schutzzölle, indirekte Steuern — das sind solche komplizierten Narrheiten und gemeingefährlichen Delirien. Auch das höchst entwickelte Finanzgenie ist nicht mehr imstande, alles zu übersehen und mit einiger Sicherheit zu berechnen. Das große Geldschiff schaukelt steuerlos auf dem Ozean, jeden Augenblick in der Gefahr, zu zerschellen. Ein grauenhafter Zufall haust in der wirtschaftlichen Verkettung der Menschen; seine Diener heißen Ausbeutung und Betrug, und seine Kinder Armut und Siechtum. Gegen diesen grauenhaften Zufall kämpft der Sozialismus.

Wenn „kein Mann und kein Groschen" hinter dem Sozialismus ständen, wenn die Führer der sozialdemokratischen Partei Einfaltspinsel und Gauner, wenn die Massen roh, unwissend und gemein wären, der Wahrheit des sozialistischen Gedankens thäte das keinen Abbruch.

Übrigens halte ich es für ziemlich überflüssig, über die Wahrheit oder Nichtwahrheit dieses Gedankens zu streiten. Interessen stehen auf dem Spiel und Interessen leben. Lebendes aber kann man weder beweisen noch widerlegen, sondern man fördert es oder man vernichtet es. Der Sozialismus kann gefördert und vernichtet, aber nicht bewiesen und widerlegt werden. Es verrät eine unglaubliche Herzenseinfalt (oder Herzensangst), wenn der Liberalismus glaubt, durch Irrlehren-Broschüren die Sozialdemokratie aus der Welt hinaus beweisen zu können. Bismarcks Gewaltpolitik beruhte wenigstens auf richtiger Einsicht, daß hier ein grausames Entweder-Oder am Orte sei, nur hatte er eben nicht den unentbehrlichen Bundesgenossen der Machtgewalt auf seiner Seite, die Machtgewalt der Wahrheit.

Der Weg der Entwickelung braucht darum nicht notwendig durch Gewaltthaten bezeichnet zu werden. Es ist möglich, daß die dem Sozialismus entgegenstehenden Interessen sich schließlich selbst auffressen. Der Staat wird nur so lange Einzelinteressen vertreten, so lange auch seine Interessen dadurch gefördert werden; merkt er erst, daß mit der Allgemeinheit auch er zu kurz kommt, so wird den Spezialinteressenten einfach die staatliche Unterstützung und Sanktionierung entzogen.

Der heutige Staat z. B. hält die Zollpolitik aufrecht, weil die Wah-

rung der Interessen einer Minderheit zusammenfallen mit glücklichen finanziellen Vorteilen für den Staatssäckel. So läßt er sich von dem Schlagwort: Schutz der nationalen Produktion, der nationalen Arbeit blenden. Daß dieses Schlagwort weiter nichts ist, als eine freche, verhängnisvolle Lüge, ist klar. Man wählt die vornehme, pathetische Abstraktion: „Schutz der nationalen Arbeit", während man lieber konkret von dem Schutz der Großgrundbesitzer X, Y, Z (und einer Minderheit von Großbauern) und von dem Schutz der Großindustriellen U, V, W sprechen sollte. Das ist ja das Sonderbare, daß man ohne viele Mühe den nationalen Schutz „namhaft" machen, die Leute aufzählen kann, die geschützt werden. Gleichwohl hört der Staat auf diesen durchsichtigen Schwindel. Die Leichtgläubigkeit würde aber mit demselben Augenblicke aufhören, wo der Staat am eigenen Leibe den Unsegen der Zölle verspüren würde. Der Staat ist selber Konsument; muß er Eisenbahnschienen, Kohlen, Getreide und Fleisch für das Heer allzu teuer kaufen, so wird er leicht, namentlich wenn die Volksvertretung mit der Geldbewilligung knausert, ungeduldig werden. Kommen dazu stürmische Forderungen der Beamten um Teuerungszulagen, oder gar Beobachtungen, daß die Wehrkraft unter dem schlechten Ernährungszustande zu leiden beginne, so würde dem Faß vollends der Boden ausgeschlagen werden, wenn sich endlich noch sinkende Zolleinnahmen und Steuereinkünfte herausstellten. Solch ein Fall kann eintreten. Es ist denkbar, daß bei hohen Getreidezöllen schließlich die Konsumtion des Landes so eingeschränkt wird, daß die eigene Produktion den Bedarf annähernd deckt. Damit würde der Import dermaßen verringert werden, daß die Zollerträge dürr und dürftig werden. Andererseits würde die Teuerung wachsende Verarmung und demzufolge steigende Steuerunfähigkeit der contribuens plebs zur Folge haben. Käme es so weit, so würde der Staat mit einem Mal den Schutz der nationalen Produktion vergessen und die Rücksichten auf die Volksernährung in den Vordergrund stellen.

Das wäre ein Beispiel dafür, wie sich Interessen selbst aufzehren. In sich Widersinniges muß in sich zu Grunde gehen. So könnte der Kapitalismus sich selbst zersetzen, und die Sozialdemokratie hätte demnach nur die Aufgabe, den Prozeß zu beschleunigen. Das ist vielleicht Optimismus, aber immerhin ein möglicher Optimismus.

Der Leib des Sozialismus ist der Antikapitalismus. Daneben aber hat die Sozialdemokratie ein ideales Element, eine Religion, eine Seele: den christlichen Liebesgedanken in Verbindung mit einem heidnisch-irdischen Glückseligkeitsglauben. Nietzsche aber kennt weder den Leib noch die Seele des Sozialismus; die Seele sieht er wenigstens

nur in einer Form, die er haßt. Umsomehr aber wirken auf ihn einige Muttermale und Leberflecken dergestalt, daß er sich vor Ekel schier erbricht.

Die „sozialistischen Tölpel und Flachköpfe" streben nach Nietzsche (dem gerade die Möglichkeit der Erfüllung dieses Strebens einen schaudernden Widerwillen einflößt) die „Gesamtentartung des Menschen an, die Vertierung des Menschen zum Zwergtiere der gleichen Rechte und Ansprüche". Ich überlasse Nietzsche gern und freudig den guten Geschmack, daß der freie, wahrhafte Riesenmensch die edle Aufgabe hat, an den Goldstücken der Börsenfürsten sich wund zum Wunder von Größe zu reiben, wie ich auch so verstockt bin, nicht einzusehen, daß die Menschheit bei gleichen, freien Entwickelungsbedingungen zu gleicher Krüppelhaftigkeit (statt zu millionenfacher blühender Verschiedenheit) verdorren muß — ich frage aber: Was giebt jener Nietzscheesche Menschenretter der umgewerteten Menschheit, was ist seine Aufgabe, wie sieht er aus? Und wie ist jene umgewertete Masse gebildet? Ich sehe Nebel, nichts als Nebel, spukhaft beleuchteten Nebel, zauberisch unfaßbare Bilder, wie sie den Kranken in den Fiebern schlafloser Nächte greifbar in blutheißem Leben und dämonischer Wirklichkeit erscheinen, bis der grauende Tag die lebengaukelnden Gestalten als nichtige, zerrinnende Traumgeister entlarvt. Ich vermag jenes Zukunftsland mit seinen neuen, wahren Werten in wacher Gesundheit nicht zu erkennen! Vermochte es Nietzsche? Oder sah er es nur in den Hallucinationen erregter Phantasie, in denen sich das Genie oder der Irrsinn oder beides zugleich ankündigt? Im Sozialismus sehe ich ein klares, erreichbares Ziel, im Nietzscheanismus nachtwandle ich einer blauen Blume nach, die mir ein Traum in die Seele geweht hat.

Und dennoch hat es die blaue Traumblume den Leuten angethan. Ich glaube in die Strebungen der jüngsten Zeit einen richtigen Einblick gewonnen zu haben, wenn ich annehme, daß wohl mancher begeisterte Sozialist durch Nietzsche zur Fahnenflucht verleitet worden ist. Da sind hauptsächlich die radikalen Naturen, die stets auf dem äußersten Flügel stehen wollen, die, Schauspieler ihres Ichs, möglichst gefährliche, neue und seltene Ansichten zu haben wünschen. Der bisherige Radikalismus schien ihnen plötzlich trivial neben dem Radikalismus Nietzsches. Es war keine Kunst, keine Originalität mehr darin, Sozialdemokrat zu sein, man hüllte sich in die blendenden Argumente des neuen Messias. Der Sozialismus schlug dann geradewegs in sein Gegenteil um, den Anarchismus. „Und auf einmal der große sozialistische Dusel, als ob gerade die Arbeiter weniger Gesindel wären, als es schon einmal unter den Menschen Brauch und Herkommen ist . . ." heißt es in einem „biographischen Capriccio", dessen sich die Leser dieser Zeitschrift eben

so erinnern werden, wie jener famosen Virginia-Cigarre, die so kokett aus dem rechten Mundwinkel eines Humoristenkopfes lugte, wie ein zierliches Füßchen aus dem Spitzenunterrock einer „schlanken, blassen Nini."

Der Einfluß Nietzsche's hat nicht nur eine Anzahl litterarischer Anhänger der Sozialdemokratie dieser Fahne abwendig und zu poetischen Anarchisten gemacht, er hat auch, sofern ich recht vermute, jene eigenartige Gruppe der „Jungen" geschaffen, die unter der Führung Bruno Willes den Zorn und die Macht Bebels unlängst zu kosten hatten. Diese Männer suchen offenbar dunkel tastend nach einer neuen Partei, die wirtschaftlichen Sozialismus mit politisch-moralischem Individualismus zu vereinigen sucht, sie sind Sozialindividualisten. Wille sprach das Nietzscheſche Lieblingswort von der Herde und dem Herdentrieb vor der Herde unklug genug aus, und die Berliner Arbeiter haben dem „jungen Doktor" diese Wahrheit nicht verziehen. Es schimmert in dieser Bewegung schon etwas durch, was über den Sozialismus hinausgeht, was ihn ablösen wird, wenn er seine Mission angetreten und erfüllt hat: der Anarchismus. Der Sozialismus wird durch die Eliminierung der wirtschaftlichen Hemmnisse aus dem Menschensein Raum schaffen für die Entwickelung des freien, schrankenlosen Individualismus, das niemanden durch seine Schrankenlosigkeit hemmen, vernichten wird, gerade weil der Kampf um das soziale Dasein alsdann ausgekämpft ist. Dem Zukunftsträumer versöhnen sich so die widerstrebenden Elemente des Massenwesens und des Ichtums. — Solche Empfindungen mögen, wie gesagt, unklar in den Köpfen einzelner akademischer Vertreter der „Jungen" gähren. Äußerlich ist natürlich davon keine Rede, es scheint sich in der Opposition der Berliner Sozialdemokraten lediglich der Drang nach einem energischen Radikalismus zu regen, wozu der Haß gegen die bewährten parlamentarischen Führer der Partei kommt, die sicherlich mancherlei Fehler gemacht haben. Nur wird der Kampf auf beiden Seiten mit zu großer persönlicher Erregung, Starrheit und Unklarheit geführt, und auf der einen Seite auch mit großer Unsicherheit und Ungeschicklichkeit. Die temperamentvolle Behandlungsweise spielt nicht nur bei den Gegnern, sondern auch bei den Anhängern der Sozialdemokratie eine allzu bedeutsame Rolle!

In dem oben angedeuteten Sinne kann Nietzsche, der gefährlichste und verführerischste Gegner der Sozialdemokratie, als ihr — Lehrer gelten, insofern, als er die Notwendigkeit des individualistischen Prinzips als Faktor jeglicher Weltanschauung erweist. Nietzsche geht über den Sozialismus hinweg (der dabei die Tritte der „leichten Füße" schwer genug verspürt), um über ihn hinauszugehen zum Anarchismus. Freilich ist es nur ein Anarchismus der Auserwählten. Die Gesetze staatlicher Ordnung

werden zu Ausnahmegesetzen für die breite, trübe Masse, für die der Kommunismus des Satzes: „Gleiches Unrecht für alle!“ gerade gut und geeignet ist. Die Auserwählten aber sind frei von den Fesseln der Gesetze, für sie gilt nur das Gesetz ihrer Kraft und Schönheit. — Kaum nötig hinzuzufügen, daß diese Anarcharistokratie den Siedepunkt des Utopistischen bedeutet, da, wo die utopistischen Gedanken sich im Wahnsinnsgase verflüchtigen! Hätte Nietzsche nicht das Wesen des Sozialismus verkannt, vielleicht hätte er klarere Wege und Ziele erwählt, er wäre nicht zur blendenden tropischen Blüte geworden, die keine Frucht gebiert.

Nietzsche verkannte den Sozialismus. Vielleicht ist es die Nemesis, daß nun auch seine Anschauung verkannt wird, und zwar nicht ohne Ursache und Schuld. Nietzsche, der Todfeind von allem Plebejertum, wird zum Vorkämpfer für das schlimmste Plebejertum, das denkbar ist, erniedrigt; er gilt als Philosoph des — Kapitalismus!

Das ist der zweite lehrreiche Fall von „Nietzsche in der Praxis“. Was Nietzsche als Lebensführer uns sein kann, das zeigte sich jüngst in dem zu so widriger Berühmtheit gelangten „Fall Lindau“. Damals, als Mehring den Kampf gegen Lindau in der „Volkszeitung“ eröffnete, schrieb Otto Brahm in seiner „Freien Bühne“ einige Artikel gegen die „Sittliche Entrüstung“ und sprach seine Meinung dahin aus, der „Fall Lindau“ fiele „Jenseits von Gut und Böse“, das angebliche Verbrechen des Berliner Litteratursultans sei in Wahrheit ein Recht und eine Notwendigkeit seiner Individualität, die durch den Zusatz saftiger Thorheit, die in der verklagten Handlungsweise zu Tage getreten, nur menschlich liebenswürdiger geworden sei. Es entspann sich ob dieser Artikel ein heftiger Federkampf zwischen Mehring und Brahm, der manchmal daran gemahnte, daß Stahl nicht nur zur Herstellung von Schreibfedern, sondern auch zur Fabrikation anderer, zweispitziger Instrumente dient, die im bäuerlichen Leben eine bedeutsame Rolle — „spülen“. Namentlich Mehring that so, als wollte er sich den Titel eines Meisterschaftsschimpfers für das nördliche Deutschland erringen, einen Titel, welchen für Süddeutschland der fürtreffliche Herausgeber des Bayrischen „Vaterland“ gutem Vernehmen nach sich erflucht hat. Auch einige Prozesse schlossen sich an diesen Kampf um Lindau, der schließlich zu einem Kampf um das „goldene Kalb“ und um — Nietzsche geworden ist.

Ich gestatte mir das in dieser Zeit der Dynamitpolemik schwächliche, ja fast sündige Vergnügen, sowohl Herrn Brahm wegen seiner kritischen Einsicht und Fernsicht (sind doch Ibsen und Hauptmann zumeist sein Werk!) als auch Herrn Mehring wegen seines mutigen, fähigen und frucht-

baren Streitens für seine Überzeugungen hochzuschätzen. Brahm ist Ästhetiker, meinetwegen Sozial-Ästhetiker, Mehring Sozialethiker. Das erklärt vieles. Jener besitzt das genießende, allseitig begreifende, hyperintelligente Weltverständnis, das thatenlos macht und leicht etwas Charakterloses mit sich bringt: wer alles versteht, vermag sich nicht mehr recht zu ereifern, er sieht auch die Schwächen seiner Ideale. Dieser dagegen ist ganz von dem felsenfesten Glauben an die Wahrheit seiner sittlichen Überzeugungen durchdrungen; das giebt ihm die glückliche, beneidenswerte Sicherheit dogmatischer Aktionslust und Zieltreue. Große Thatmenschen sind vielleicht Ethiker, aber niemals Ästhetiker; auch in den entsprechenden Wissenschaften tritt dieser Unterschied hervor, die Ethik mit ihren festen, schroffen Forderungen (sofern man sie nicht mit den Romantikern und Nietzsche ästhetisiert und erweicht), die Ästhetik mit ihren vagen Vermutungen und verzweifelnden Gesetzgebungsversuchen. Bismarck, der Thatmensch, steht an der Spitze der zeitgenössischen Litteratur — Herrn Julius Stinde!

So viel zur Entschuldigung ob meiner zwiefachen Hochschätzung! Ich habe nun keine Lust, in dem Kampf des wunderlichen Triumvirats Brahm-Lindau-Nietzsche gegen Mehring ein Urteil abzugeben. Nur flüchtig möchte ich darauf hinweisen: Befolgen wir den Rat Brahms, das ewige „Bemoralisieren" zu lassen und, wie es den Modernen geziemt, hübsch Individualitäten begreifen, so können wir überhaupt einpacken mit all unseren Forderungen an Zeit und Menschen. Alles ist eben — individuell. Das genügt. Trachten wir darnach, uns eine möglichst angenehme Individualität zu schaffen; und geht es nicht ohne Anrempelungen anderer Individualitäten, nun so rempeln wir eben an, mit höflicher Hutlüftung: „Verzeihen Sie aber meine Individualität! . . . Verhungern Sie ein wenig, gehen Sie aus dem Lande — aber Sie wissen, unter uns Modernen giebt es nur eine Rücksicht: meine Individualität! . . ." Wenn nur der andere sich damit begnügt, das „Bemoralisieren" läßt und sich auf die Individualität des Verhungernden, Expatriierten beschränkt, so ist diese Methode ja höchst probat . . . .

Darüber müssen wir uns freilich klar werden, daß wir auf diese Weise zu der tollen laisser-faire-Anschauung des fatalistischen Anarchismus gelangen, den Karl Henckell in beklagenswerter Verirrung mit klassischer Wahn-Witzlosigkeit unfrei nach Nietzsche also zusammenfaßt:

Sie stecken uns noch tief im Blut
Die rohen Henkersknisse,
Der Unterschied von Bös und Gut,
Die sittlichen Begriffe.

Wir sprechen immer noch von Schuld,
Von Sühne und Verbrechen,
Wie wir noch stets von Gottes Huld
Und Gottes Gnade sprechen.

Ich aber weiß, ich bin durch nichts
Vom Mörder unterschieden,
Als durch die Gabe des Gedichts
Und freien Seelenfrieden.

Wem graut nicht vor diesem gesungenen Nietzsche? Warum sind gerade unsere jüngeren bedeutenden Dichter so traurig verwirrt und krank und verführt? Warum? Denn das ist Weltanschauung im Kolportagestil, die unter den Weltanschauungen etwa die Rolle spielt, wie der „Geschundene Raubritter" in der dramatischen Litteratur. Die Sonne . . . die Sonne!*)

*) Da wir unmöglich ruhig sterben können, ohne wenigstens die Morgennebel der aus der Nietzscheschen Immoral hervorgehenden Übermenschenzeit zu sehen, so richte ich an alle, welche die Gabe volkstümlicher Darstellung haben, die innige Bitte, mit möglichster Beschleunigung für die Popularisierung der neuen Lehre zu sorgen, damit man sehen kann, was aus der verwirklichten Immoral entsteht. Zu diesem Zwecke schreibe man Katechismen, verbreite Flugblätter, gründe Kirchen und Vereine, besolde Gymnasiallehrer und Universitätsprofessoren, stifte Seminare zu praktischen Übungen — alles zur Förderung der neuen Religion. Nietzschesche Kindergärten treten an die Stelle der Fröbelschen; die Morgen- und Abendgebete der Kleinen müssen entsprechend umgeändert werden:

Bitte, bitte, lieber Nietzsche,
O erfülle mein Gequietsche:
Laß mich hier auf dieser Erden
Hart und immer härter werden.
Dauern mög's nicht allzu lange
Bis ich werd' ein — Überrange.

Natürlich sind auch die Leierkästen, als Hauptkulturträger, nicht zu vergessen. Mit einem Beispiel der Immoral auf der Walze will ich diese eindringlichen und höchst ernsthaften Anregungen schließen:

Hört mich an, verehrte Publikümmer:
Sittlichkeit? Moral?? — Kein blasser Schimmer!
Wollt ihr morden, stehlen, stechen, dolchen,
Frisch drauf los! Denn den gebornen Strolchen
Bleibt kein andres Handwerk auszurichten,
Als so kitzelnd kitzliche Geschichten.
Jenseits stehen wir von Gut und Böse,
Schufte schon im Mutterleibgekröse,
Oder Engel, Jungfrau oder — Hur' —
Dunkel ist der Zug der — Nabelschnur:

Das ist schließlich doch ein kleines Urteil geworden! Indessen kam es mir darauf nicht an. Ich will hier der interessanten Thatsache gedenken daß Mehrings neueste treffliche und betrübliche Flugschrift: „Kapital und Presse. Ein Nachspiel zum „Fall Lindau", die in so erschreckender Weise, die Verseuchung des Berliner Preßwesens durch den Kapitalismus bloßlegt, ausklingt in eine ingrimmige Verurteilung Nietzsches, des Philosophen des Kapitalismus. „Nietzsche ist nicht, wie Herr Lindaus ‚Nord und Süd' glauben machen will, der ‚Sozialphilosoph der Aristokratie', sondern der ‚Sozialphilosoph des Kapitalismus' (a. a. O. S. 118).

„In . . lapidaren Sätzen schreibt Nietzsche die Philosophie des — Kapitalismus. Rein als geistiges Erzeugnis betrachtet, ist seine Geschichtsauffassung eine brutale und geistlose Roheit, welche durch die ‚geistreich' glitzernde Sprache nur um so widerwärtiger durchscheint, dabei voller Unklarheit und Widersprüche — man beachte nur, wie Nietzsche den Begriffen ‚Gut' und ‚Böse' mit dem ‚guten' und ‚schlechten' Gewissen zu Leibe geht! — und selbst bei den bescheidenen Ansprüchen, die sie überhaupt nur erheben kann, nicht einmal originell. Karl Marx hat in seinem ‚Kapital' eine ganze Reihe von seltsamen Käuzen ans Tageslicht gezogen, welche in England die Philosophie des Kapitalismus vor einem halben Jahrhundert und noch früher genau so geschrieben haben, wie sie Nietzsche in seinem ‚Jenseits von Gut und Böse' schreibt. Wenn Nietzsche die christliche Religion — soweit sie nicht Mittel für weltliche Herrschaftszwecke sein, sondern ‚souverän' walten will — für ‚fürchterlich' erachtet, weil sie den ‚Überschuß von Mißratenen, Kranken, Entartenden, Gebrechlichen, notwendig Leidenden' am Leben zu erhalten sucht, so hatte ‚Pfaffe Townsend' — siehe das ‚Kapital I, 634' — mit ein bißchen anderen Worten dasselbe gesagt, indem er dem englischen Armengesetze vorwarf, es strebe ‚die Harmonie und Schönheit, die Symmetrie und Ordnung dieses Systems, welches Gott und die Natur in der Welt errichtet haben, zu zerstören".*) Man

Diesen an das Heilandkreuze zieht sie,
Jenen schleppt sie hin zum Mordwahnwitze.
Ja, so ist die Menschlichkeitsnatur
Marionette an der Nabelschnur,
Zappelnd bald als tück'scher Höllenbruder,
Bald als allerliebster Seelenguter.
So ist die Moral von dem Gedicht:
Die Moral, Verehrte, giebt es nicht!

*) Ganz „dasselbe" sagt Pfaffe Townsend doch wohl nicht. Der Pfaffe hält, als ein gottgläubiger und gottschmeichelnder Allesschönfinder, das Elend als Harmonie mit dem Reichtum für schön und wünscht es deshalb nicht durch übergroße soziale

wende nicht ein, daß Nietzsche dem kapitalistischen Getriebe immer fern stand, daß er in seiner Weise ehrlich um Wahrheit rang, daß er gewissermaßen die höchste Höhe des geistigsten Geistes erklimmen wollte, daß er sich nur in der Einsamkeit des Hochgebirges wohl fühlte und daß ihm jede Gemeinschaft mit Menschen ‚gemein' war. Alles das beweist nur, wie sehr der Kapitalismus unser geistiges Leben schon zersetzt hat, und die materialistische Geschichtsauffassung von Engels und Marx feiert wieder einmal einen ihrer Triumphe, wenn eine Philosophie, welche nur in fesselloser Ätherhöhe atmen will und die Bedingungen des wirklichen Lebens mißachtet, in die Materie zurückplumpst gerade da, wo sie am ekelhaftesten und unsaubersten ist. Und eben deshalb ist ‚jenes ‚Jenseits von Gut und Böse', welches philosophisch und wissenschaftlich nicht die Tinte wert ist, mit welcher es niedergeschrieben wurde, sozialpolitisch von hoher, symptomatischer Bedeutung.

Fürsorge aus der Welt geschafft zu sehen — ein trefflicher Humor übrigens in diesem Teufelspfaffen —, Nietzsche aber will gerade das Elend überwinden, beseitigen, indem es an heidnischer Mitleidlosigkeit zu Grunde gehen soll; er findet das Elend durchaus nicht schön und harmonisch. Ebenso scheint mir die Zurückführung der Nietzscheschen „Unoriginalität" auf Hegel, die Mehring versucht, nicht recht einleuchtend: „. . . . Titel wie Inhalt dieser Schrift [Jenseits von Gut und Böse] klingen . . mannigfach an Hegels Worte an: „Man glaubt etwas sehr Großes zu sagen, wenn man sagt: der Mensch ist von Natur gut, aber man vergißt, daß man etwas weit Größeres sagt mit den Worten: der Mensch ist von Natur böse." Und Nietzsche tritt denn auch — ohne Hegel zu zitieren — Hegels Gedanken, daß gerade die schlechten Leidenschaften des Menschen, wie Habsucht und Herrschsucht, zu Hebeln der geschichtlichen Entwickelung werden, mit ermüdender Weitschweifigkeit breit . . ." (S. 121). Und Mehring knüpft weiter an die Wendung Nietzsches: „— aber was liegt an uns!" die böse Bemerkung: „Allerdings nicht viel, wenn ‚wir' solche philosophische Kapriolen schneiden über Dinge, welche ‚wir' entweder nicht verstehen können oder nicht verstehen wollen." — Die gedankliche Gleichheit der Anschauung Nietzsches mit jenem Satze Hegels und die versteckte Beschuldigung des gedankenlosen Plagiats zerrinnt bei genauerer Betrachtung. Hegel meinte wohl, da er an einen Fortschritt der Menschheit zum Höheren glaubte, das sei das Große der menschlichen Entwickelung, daß sich der Mensch aus dem bösen zum guten Wesen entfalte, und daß unter dem Hauche des Weltgeistes auch das Böse fruchtbar werde für den Fortschritt, also gewissermaßen etwas Gutes werde. Hegel tastet die Begriffe des Guten und Bösen selbst nicht an, sondern höchstens die historische Beurteilung dieser Gegensätze. Gerade darin aber liegt Nietzsches Hauptabsicht; er will diese moralischen Begriffe zerstören. In Wahrheit stellt er sie allerdings nur auf den Kopf: der Mensch ist von Natur böse, d. h. gut, er ist aber zum Guten, d. h. zum Bösen entartet, er soll jedoch in seinen' bös-guten Urzustand zurückkehren, auf daß die gut-böse Decadence überwunden werde. Nietzsche vertauscht die Begriffe, ohne es zu merken, weil er für sein Gut und sein Böse andere Worte setzt, etwa: schön, häßlich; gesund, krank; stark, schwach.

Dieser Kampf gegen die Moral ist thatsächlich die Begründung einer neuen Moral. Der rote Faden, der durch all die Widersprüche von Nietzsche läuft, ist der Versuch, die Klassenmoral des Kapitalismus auf der heutigen Stufe seiner Entwickelung zu entdecken und die Bande zu zersprengen, welche die Klassenmoralen seiner früheren Entwicklungsstufen, die kleinbürgerliche Ehrbarkeit und die großbürgerliche Respektabilität, ihm noch anlegen" (a. a. O. S. 126 f.).

„Man wende nicht ein" — man muß doch einwenden. Nietzsche ist bewußt kein Philosoph des Kapitalismus. Er würde gegen nichts mit größerer Erbitterung sich auflehnen, als gegen diesen Vorwurf. Wie alle Geistesaristokraten würde Nietzsche tausendmal lieber für den Feudalismus des Stammbaums als für den Feudalismus des Geldschranks eintreten. „Stammbaum" ist noch wenigstens ein Gleichnis der Natur, während der ‚Geldschrank" ein totes, plumpes Fabrikerzeugnis ist. Der Adel des Blutes kann edel sein, der Adel aber, der kein anderes Ideal kennt, als sich „Diebssicherheit" zu verschaffen, der Adel, der gestohlen werden kann (und gestohlen bleiben kann) von dem großen Diebe Kapitalismus, der Adel, der Hehler und Sklave des großen Diebes ist, der muß seiner Natur nach unedel sein.

Auch jene Anwendung des Geschichtsmaterialismus, die Mehring versucht, scheint mir verfehlt. Die Sache liegt einfacher, aber um so belehrender. Nietzsche „plumpst nicht in die Materie zurück", weil er gar nicht im Bereiche der Materie lebt, weil er überhaupt nicht wacht, sondern träumt. Es dürfte denn doch ein schwieriges Unterfangen sein, auch die erdenfreien Träume als notwendige Ergebnisse der sozialen Bedingungen nachzuweisen. Die immateriellen Gaukelbilder können mit den Fingern des Geschichtsmaterialismus nicht geknebelt werden. Nietzsches Träume sind nicht aus den Zeitmaterien entströmt. Dagegen beweist der Traumdeuter, daß er sich allerdings nicht der Erde entziehen kann; er deutet die Träume auf den Kapitalismus, weil er überall Kapitalismus sieht. Der Traumdeuter, nicht der Träumer ist ein Kronzeuge für die (übrigens nur halbe) Wahrheit der geschichtsmaterialistischen Auffassung.

Nietzsche träumt von einem goldenen Zeitalter aristokratischer Menschenschönheit, und darum kämpft er für das aristokratische Prinzip. Wäre er nur einen Augenblick erwacht und hätte das aristokratische Prinzip im Leben gesucht, so hätte er schaudernd entdeckt, daß es heute nur noch Eine aristokratische Macht giebt, die geldaristokratische. Nietzsche ist kein Philosoph des Kapitalismus, subjektiv ist er von dieser Schlechtigkeit, die auch einen schlechten Geschmack und einen kranken Instinkt beweisen würde, frei zu sprechen, wenn auch nicht objektiv; denn die einzige

praktische Anwendung dieser, wie gesagt, durch und durch unpraktischen Traumphilosophie wäre allerdings: die Stärkung und Rechtfertigung des Kapitalismus. So ist Nietzsche höchstens ein Philosoph des unbewußten Kapitalismus und damit zugleich sein eigner Gegner und Widerleger. Wenn er zu einem ganz anderen Ziel gelangte, als wohin er zu kommen wähnte und beabsichtigte, so zeigt dies, daß er eben in die Irre gegangen, verführt von irgend einer holden Waldfrau. Nietzsche übersah völlig den Kapitalismus, dafür könnte dieser, in seiner Eitelkeit gekränkt, zur Rache den Vornehm-Blinden „sich kaufen". Nietzsche als Thürhüter von Bleichröder oder Rothschild wäre ein grauenhaftes Bild, dennoch würde er auf diesem Posten recht verwendbar sein. Es ist ein Glück, daß der einsame Philosoph für die Hohen dieser Erde zu — hoch ist; aber es war unvorsichtig von Mehring, daß er diesen Bundesgenossen den Paladinen der Börse denunzierte. Jetzt sind sie aufmerksam gemacht, und schließlich kaufen sie sich seine Papiere doch noch, um ihren Kredit zu steigern.

Insofern ist Mehrings überherbes, ungerechtes, vielfach unzutreffendes und zwar hochmütig überlegenes, aber nicht gründlich überlegtes Urteil doch ein wenig berechtigt. Er sieht ganz richtig, daß der ideale Aristokratismus Nietzsches nur in einer Form real ist, als Kapitalismus, er vergißt nur, daß der Philosoph des Aristokratismus blind ist für die Gegenwart, weil sein Auge geblendet ist vom Glanze phantastischer Zukunft. Nichtsdestoweniger ist Mehrings' reductio ad absurdum willkommen zu heißen. Ich gestehe, ich wünschte mir fast die Gewissensruhe Mehrings, mit welcher er Nietzsche abthut, wie den ersten besten Börsenjournalisten. Die Ehrfurcht vor der Größe lastet doch schwer und beklemmend . . . . .

Nietzsches „Werdet hart!" ist in der Sprache von heute nichts als ein: „Werdet reich!" Mit dieser Erkenntnis dürfte es uns leichter werden, zur Fahne des Sozialismus zu schwören. Mögen auch immerhin auf der Fahne verirrte und verwirrte Losungsworte stehen — der Feind steht da, gewappnet und siegeslüstern. Sollen wir uns dieser Herausforderung entziehen, indem wir kleine Mängel, Irrtümer und Widrigkeiten auf unserer Seite vorschützen? Der tiefer Dringende sieht doch unter den wechselnden Zeichen die stille Geheimschrift, die da ruft ein neues Christentum, ein von allem Finsteren, Engen, Klösterlichen befreites diesseitiges Christentum, das dem Liebesgedanken huldigt in griechischen Tempeln. Laßt euch nicht irre und abwendig machen durch die äußeren, aufdringlichen Trugzeichen und öffnet euer heller blickendes Auge für den unsichtbaren, heimlichen Spruch, der in weißen Flammen lodert:

Werdet weich!

XVIII.

Nietzsche vergiftet nicht nur das Leben — vergleiche jene Abgründlinge der modernen Litteratur —, das Leben vergiftet auch ihn. Es ist fast heimtückisch und boshaft, den Manfred des Gedankens aus seiner dämmernden Einsamkeit in die Helle der menschenwimmelnden Straßen zu schleppen, wo der Manfred zum Narren und Clown wird, wie die Astarte zur Dirne, unter der täppischen Polizeikontrolle der groben Wirklichkeit. Ich muß mich deshalb fast heimtückisch und boshaft schelten, daß ich das Kapitel: „Nietzsche in der Praxis" schrieb.

Nietzsche will vielleicht gar nicht im Ernste die Welt umstürzen, er will nur jener kleinen Gemeinde von totkranken, müden, lebensverachtenden Pessimisten ein aufrichtender Seelsorger sein. Seine Lehren sollten poetische Kuren sein gegen nervöse Störungen. Für diese Art von Menschen predigt er seinen lachenden, leichtfüßigen, freudigen, harten Übermenschen. Er selbst gehört zu ihnen und betäubt sich mit seinen dionysischen Hymnen. Hat er auch nur bei sich selbst erreicht, was er erstrebte? Sein Schicksal antwortet: Nein! Um so weniger glaube ich daran, daß irgend ein andrer durch den Übermenschen bekehrt wird, vielleicht theoretisch, aber gewiß nicht in seinem triebhaften Gefühlsleben.

Nietzsches Offenbarungen sind Aufbahrungen.

Sein Übermensch ist wie ein hellenisches Götterbild. Mir erscheinen die alten Marmorgestalten manchmal nicht wie Abbilder von Göttern, nein, als die Götter selbst, unter der weißen kalten Haut weißes kaltes Blut, die Augen eisig starr geschlossen. Wenns mich so fröstelt vor dieser steinernen kalten Schönheit, flüchte ich mich zu der christlichen Idealmalerei. Da ist es schon herzenswärmer. Aber auch hier fühle ich mich noch nicht befreit, zu schattenhaft, gleichartig, zu luftig-himmelweit und dabei doch wieder so geistig-eng. Endlich halte ich bei den Niederländern Rast, Einkehr halte ich aus weiter Kunstfremde in sonniger Heimat! . . . .

In Heines unsterblichen „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" — halb Lindenblüte halb Stallmist — wird die erlösende Wirkung niederländischer Kunst unübertrefflich schön besungen. Da heißt es von dem großen Jan Steen, den er für ebenso groß hält wie Raphael: „Auch als religiöser Maler war Jan eben so groß, und das wird man einst ganz klar einsehen, wenn die Religion des Schmerzes erloschen ist, und die Religion der Freude den trüben Flor von den Rosenbüschen dieser Erde fortreißt, und die Nachtigallen endlich ihre lang verheimlichten Entzückungen hervorjauchzen dürfen. Aber keine Nachtigall wird je so heiter und jubelnd

singen, wie Jan Steen gemalt hat. Keiner hat so tief wie er begriffen, daß auf dieser Erde ewig Kirmes sein sollte; er begriff, daß unser Leben nur ein farbiger Kuß Gottes sei, und er wußte, daß der heilige Geist sich am herrlichsten offenbart im Licht und Lachen. *Sein Auge lachte ins Licht hinein, und das Licht spiegelte sich in seinem lachenden Auge.*"

Das Größte in Heine ist sein genialer Instinkt für die Zukunft. Wer heute seine Pariser Korrespondenzen liest, der muß ehrfürchtig erscheuen vor dieser politischen Weisheit und Prophetengabe, mit der gut ein Dutzend großer Staatsmänner, die ihren Völkern Schicksal sind, sich mästen könnten. Mögen immerhin die Weissagungen des armen Pariser Litteraten nur in der bescheidenen Dachkammer der Litteratur ihre Stätte finden, während jene „Völkerschicksale" stolz und steifbeinig in den Prunksälen der „Geschichte" wandeln, die Sehenden wissen es doch, daß der Weltgeist lieber in der Dachkammer mit seinen treuen klugen Kindern Zwiesprach hält als in den leeren kalten Thronhallen mit seinen tauben, glanzbehosten, gravitätisch possierlichen Affen! — So hat auch Heine wie kein zweiter den tiefsten Schmerz des modernen Menschen gefühlt und die Qual des endenden Jahrhunderts geahnt: die Sehnsucht nach dem Licht, nach der bunten, einfältigen Kirmesfreude des Lebens. „Sein Auge lachte ins Licht hinein, und das Licht spiegelte sich in seinem lachenden Auge." Das ists! Nicht die antiken Götterbilder gebt uns zum Übermenschen, nicht die häßlichen mageren Heiligen, gebt uns das freudige Auge des niederländischen Künstlers, das alles durchsinnt und — durchlebt, was auf der Erde Licht trinkt! So laßt uns die Welt betrachten, dann wird der leberkranke, grüngallige Pessimismus von uns weichen!

Ich wüßte einen zu nennen, der diese allschöne Weltanschauung, diese wahrhaft kosmische Weltanschauung zwar nicht erreicht hat, aber doch ihr nahe kommt. Ich meine *Detlev von Liliencron*, den Sonnigen, den Freilichtdichter. Ich fühle, daß meine Individualität derjenigen Liliencrons schroff entgegen gesetzt ist. Er ist mehr Ritter, ich mehr Mönch, das *Junghерrliche*, das auch in der Modernisierung des Wertes als *junkerliches* Element in diesem einzigen Manne steckt, hat manchmal für mich etwas Abstoßendes, ich empfinde fast eine Art Widerwillen gegen diese Lichtfülle und Lebensfreudigkeit, aber ich weiß, daß wohl in diesem Widerwillen ein Gutteil unbewußten — Neides schlummert. Gerade an Liliencron ist es mir aufgegangen, was mir und zahllosen anderen Modernen fehlt, und was wir sogar *hassen*, weil wir es *nicht besitzen*: die *Freilichtseele*, welche die ganze Welt einatmet und alles umgiebt mit quellendem Glanz und güldenem Schimmer.

Licht werden und Licht machen, die dunklen, schmutzigen Winkel der Erde kehren mit dem strahlenden Reisigbesen des Lichts — das ist uns Gesundung und Stärkung und Lebenszweck!

Das Licht aber ist allbarmherzig und weich und schmiegt sich in spendender Güte an alle Härten und Höhen. Und wenn ihr in eure Seelen das allbarmherzige, weiche, schmiegend-schmeichelnde Licht aufgenommen, und ihr selber dann Quellen des Lichts werdet der Welt, vergeßt nicht das Wesen eures Gastes und Arztes —:

Werdet weich!

XIX.

In Bildern und Gesichten spricht Nietzsche. Gleichsam durch die Sinne bringt er in unseren Verstand. Es sei auch mir gestattet, in Bildern und Gesichten zu sprechen, um meine Anschauung zu suggeriren. Freilich **kein großes Bild aus großen Überwelten** will ich euch zeichnen, **ein kleines** nur **aus kleiner Welt**. Mags euch verführen!

In einer böhmischen Kleinstadt beobachtete ich eines späten Abends eine unvergeßliche Szene. An einen Tisch satter Spießbürger, die das Gastzimmer des ersten Hotels des Ortes allabendlich durch ihre lärmend leere Geselligkeit weihten, trat ein müdgehetzter Hausierer mit wulstigen Lippen, krummer dicker Nase, hohlem, schmutzig-farblosem Gesicht, demütig gebückten Leibes. In schwerer Tragbahre trug er seine unverkauften Waren, in einer Hand ein Prachtstück von Koffer. Die Satten, die der Jude zum Kaufen anmauschelt, spotten eine Weile und freuen sich köstlich des gefundenen Gefäßes, in das sie ihre fröhliche Laune entleeren können. Sie kaufen nichts, aber sie ziehen mit breitmäuliger Behaglichkeit und tobendem Gelächter den müden Juden auf. Endlich läßt sich einer von den Satten, um einen Hauptspaß anzuzetteln, herab zum Handeln und Feilschen. Das Prachtstück von Koffer ist das Objekt des heitern Handels. Der Jude verlangt 12 Gulden. Das sei fast geschenkt, er aber sei marod und hungrig. Da wiehert der Satte vor spaßigem Hohngefühl und bietet — 4 Gulden. Darauf wird sich der Jude nicht einlassen, meint der Satte, und ich hab' ein Gaudium ganz gratis. Die Tafelrunde der Satten grinst und wiehert wie der eine, der Feilscher, der Jude taumelt bei dem frechen Gebot der Satten erst zurück, dann faßt er sich und bückt sich noch tiefer und schwört, wenn er den Koffer um 12 Gulden lasse, mache er schon Schaden, aber für 11 Gulden solle der Herr ihn haben. „4 Gulden" beharrt der Satte . . . 10 . . . 4. 9 . . . 4. 8 . . . 4. 7 . . . 4. 6 . . . 4. 5 . . . 4. Der Jude jammert immer kläglicher, der Satte trotzt immer stolzer auf seine Vier.

Und endlich schlägt der Jude mit einem tiefen Seufzer den Koffer los um 4 Gulden. Er ist todmüde, er will endlich die Ruhe eines kümmerlichen Nachtlagers. Der Satte hat den Koffer und bietet leutselig dem Hausierer ein Glas Bier. Der aber weist die Gabe ab, nimmt die 4 Gulden und eilt hinaus wie ein Verbrecher. Der Satte jedoch tauscht mit den Genossen triumphierende Worte. Das Geschäft war famos. Er hatte nicht geglaubt, daß der Mauschel auf den Spaß eingehen würde. Der Koffer war unter Brüdern seine 10 Gulden wert . . . .

Diese Szene fällt mir immer ein, wenn ich das Elend sehe. Der Schwache fleht zum Starken: Gieb mir Brot für meine Arbeit. Und der Starke ist mitleidig, ach fürchterlich mitleidig und giebt das Brot, ein Gramm Brot für einen Zentner Arbeit. Seine Wohlthat mästet ihn selbst. Er schenkt dem Flehenden, und er selbst hat den geilen Segen von der Spende. Er hat gemacht ein feines Geschäft . . .

Noch ein anderes erhält jenes Erlebnis stets frisch. Manchmal träumt es mir, es wird aus jenem Volke, aus welchem dem Elend einst ein Tröster ward, dereinst auch erstehen ein Richter und Befreier. Ist der Messias der That nahe?

Friedrich Nietzsche heißt dieser Rächer und Befreier, dieser Messias der That nicht. Der Zarathustra der Zukunft wird predigen: Werdet weich! und nur einmal wird er selbst vielleicht des falschen Zarathustra Lehre folgen. Er wird mit dem Hammer philosophieren, aber der Hammer wird sausen auf diejenigen, welche da die Worte erfüllten: Werdet hart.

„Sprüche und Pfeile" wollte ich gegen Nietzsche, seine Lehren und seine Schüler senden, keinen systematischen Kampf führen. Nietzsche selbst verschmäht ja jedes System als Unwahrhaftigkeit. Doch nicht darum unterließ ich es, weil ich fürchtete, weniger wahrhaftig zu werden. Zu ungeduldig war ich vielmehr, mich von den geistigen Folterqualen zu erlösen, als daß ich mit bedachtsamer Ueberlegung einen peinlichen Schlachtplan hätte ersinnen können. Den Bildungsbegierigen bringt jeder Tag eine Flut von Gedanken, die er erkämpfen, die er bekämpfen muß. Man muß schnell sein, Freund und Feind zu scheuchen, wenn man überhaupt fertig werden will. „Fertig werden", das ist ein Doppelsinn, der Mittel und Ziel in einer Schaale umschließt. Nur der wird fertig, der mit vielem Widrigen fertig geworden.

So sandte ich wahllos „Sprüche und Pfeile".

Auch Beweise hält Nietzsche für entbehrlich, weilt die Wahrheit nicht bewiesen zu werden brauche. Ich jedoch habe mich allerdings bemüht, solche

zu finden. Dem Kleinen könnte man als Trägheit und Impotenz auslegen, was man dem Großen als tiefsinnige Weisheit ankreidet.

Eine Szene schrieb ich aus dem Schauspiel meiner geistigen Selbstbefreiung und Selbstwerdung — Weg und Ziel alles individualistischen Menschenseins —, vielleicht, daß sie einem oder dem andern die Befreiung von einem furchtbaren Druck erleichtert.

Vielerlei streute ich euch hin, möge es euch nicht — einerlei sein! Und schließlich noch eines vor dem Scheiden: Noch viel Platz ist in dem Bündel, thuet hinzu zu dem Bündel, das die Aufschrift trägt:

Werdet weich!

Der Tolstoianer.

Von Oswald Neuschotz de Jassy.

(Berlin.)

Die jugendliche, verwittwete Baronesse Valesca Krosnapolska, eine reizende Polin von edlem oder leidenschaftlichem Blute, liebte es bis vor kurzem, einen kleinen aber auserwählten Kreis namhafter Künstler und Gelehrten einmal die Woche bei sich zu sehen. Sie hatte ihren „Jourfixe" auch nach dem Ableben ihres Mannes nicht aufgeben mögen, nur daß sie bei ihrem sanguinischen Temperamente das freie, die brennenden Tagesfragen besprechende Wort dem sonst in ihrem wie in den meisten Salons sich breitmachenden musikalischen Dilettantismus bevorzugte. Es ging demnach an ihren Theeabenden recht lebhaft und in der letzten Zeit durch das Hinzukommen eines jungen Gelehrten, der seit kurzem mit einigen Aufsehen erregenden Schriften soziologischer Natur in die Öffentlichkeit getreten war, sehr geräuschvoll zu. Man kannte Doktor Dewall als einen entschiedenen Verfechter Tolstoischer Theorien und hörte gerne seinen geistvollen wenn auch zuweilen paradoxen Auseinandersetzungen zu. Kein Wunder, daß sich alles um ihn drängte. Es galt festzustellen, ob er nur Theoretiker oder von der praktischen Durchführung der Tolstoischen Sätze wirklich durchdrungen sei.

Es war am letzten den Winter abschließenden Theeabend und die Baronesse, die für den geistvollen Dozenten ein kleines „Faible" hatte, schien einen Hauptkoup ausführen zu wollen, um der Gesellschaft zu beweisen, daß man gerne ein Prinzip opfere, wenn das Equivalent dafür geboten werde.

„Mein lieber Doktor," sagte lächelnd die Baronesse. „Sie wollen also mit Tolstoi, daß wir aufhören, allen sexuellen Verkehr zu pflegen, weder heiraten noch lieben, noch uns den Hof machen lassen, mit einem Worte, daß die Keuschheit unser zu erreichendes Ideal werde."

Digitized by Google

„Ganz recht, gnädige Frau, das zu verwirklichende Ideal einer Vollkommenheit im Gegensatz zu der landläufigen Auffassung, die bis nun im Ideal den nicht zu erreichenden sittlichen Leitstern sah."

„Und Sie halten das für möglich?"

„Mehr als das, ich halte es für notwendig. Schon die Geschichte, oder wenn Sie wollen, die Kulturgeschichte der Menschheit zeugt für die Tolstoische Behauptung. Seit dem ersten Sündenfall bis zur christlichen Ära läßt sich der Entwicklungsgang der Moral in drei Namen zusammenfassen, in die der Eva, der Venus und der Madonna!

Wenn nun die Hypothese der Rotationstheorie der Wahrscheinlichkeit sich nähert, ist anzunehmen, daß vor dem Sündenfall Evas das von Tolstoi angestrebte Sittlichkeitsgefühl, die absolute Keuschheit, vorherrschte — eine Voraussetzung, ohne die ein Sündenfall nicht recht denkbar wäre."

„Zugegeben," lächelte fein die Baronesse.

„Der erste Fall mußte notwendig zum sittlichen Verfall führen. Die Eva, die sich noch, vor Scham errötend, verbirgt, wird mit der Zeit zur schamlosen Dirne, zur Venus, der Incarnation aller Sinnlichkeit und Wollust. Was erst versteckt geschah, wird mit der Zeit öffentlich getrieben. Die Sünde wird zum Kultus, die Sinnlichkeit zum Altar. Dichter und Künstler verherrlichen die Korruption, was aller Sittlichkeit baar ist, wird zur Gottheit erhoben."

„Aber ohne diesen Kultus des Schönen hätte nimmer die Welt die Kunstwerke eines Homer, eines Äschylos, eines Phydias, Praxiteles und anderer besessen," meinte, unterbrechend, der junge Maler Munk.

„Möglich. Aber ich weiß nicht, ob der Mangel dieser Kunstwerke die Menschheit unglücklicher gemacht hätte. Die Pyramiden, die heute, trotz ihrer massiven Plumpheit unsere Bewunderung erregen, haben Millionen von Menschenleben gekostet. Wo wäre der Nachteil gewesen, wenn die Nachwelt keine Pyramiden besessen hätte? Etwa darin, daß die Millionen beim Bau zu Grunde gegangenen Menschenopfer einem sonst natürlichen Ende entgegengegangen wären? Oder gar die Herren Archäologen und Kunsthistoriker hätten über weniger Kunstmaterial zu brüten? Es ist eine eigene Sache um die Kunst, um die neue wie um die alte. Sie ist der fatale Auswuchs der Zeit und trägt ihr Gepräge. Sie ist wandelbar wie die Moral, mit der sie eng verwachsen ist, und wie die Idee der Zeit, die sie entstehen läßt. Übrigens hat das klassische Altertum mit seiner sinnlichen Auffassung der Dinge nicht Vollendeteres geschaffen, als das Christentum mit seinen ideellen Anschauungen. Und hier ist der Schwerpunkt. Hier wich die Hingebung zur sinnlichen Brutalität — entschuldigen Sie den unschönen Ausdruck — der

Hingebung für die Menſchheit, die Idee ſiegte über die Materie, das Gefühl der Sittlichkeit machte ſich mehr und mehr geltend, die Venus der Alten ward zur Madonna der Neuen, die Göttin der Wolluſt zur keuſchen unbefleckten Heiligen. Das iſt die erhabenſte Stufe, zu der wir gelangen konnten, die höchſte Staffel kultureller Errungenſchaft, wenn auch nur in der Idee."

„Und wir müſſen natürlich der Idee nicht fern bleiben," warf die Baroneſſe mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln ein.

Doktor Dewall ſchien die Bemerkung der ſchönen Polin nicht beachten zu wollen.

„Das Streben nach Vollkommenheit führt zur Vollkommenheit;" fuhr er in ſeiner Erörterung fort. „Und Tolſtoi hat Recht, wenn er daran feſthält, daß das Ideal verwirklicht werden müſſe.' Die vulgaire Auffaſſung des Unerreichbaren iſt veraltet. Die Madonna ſei das Vorbild — aber in Wirklichkeit. Ihr gleich zu kommen, ſei das Streben unſerer Frauen."

„Und auf welche Weiſe glauben Sie dazu gelangen zu können, unſere Frauen zu Heiligen zu machen?" fragte Munk.

„Sie ſeien enthaltſam."

„Und die Rechte und Forderungen der Natur?"

„Die Natur übt keinerlei Zwang auf die Menſchen aus. An der Erziehung liegt es, in den Umſtänden und Verhältniſſen, in den Büchern, an vielen Anregungen und Verlockungen, daß die Menſchen ſittlich verkommen. Wäre unſere Erziehung, wären die ſozialen Verhältniſſe darnach, daß vor allem unſere Willensſtärke, unſere Energie, mit einem Worte das, was man Charakter nennt, dahin ausgebildet würde, daß wir allen ſinnlichen Verlockungen einen Damm entgegenſetzen könnten, wir würden das von Tolſtoi angeſtrebte Ideal der Sittlichkeit leicht verwirklichen; denn was Charakter vermag, davon haben wir tauſende von Beiſpielen."

„Aber nicht in dieſer Hinſicht."

„Doch, oder vielmehr gerade in dieſer Hinſicht. Schon in den verſchiedenen Schichten der Geſellſchaft zeigt ſich die Verſchiedenheit der Charakterausbildung, der ſtärkern oder ſchwächern Willensäußerung. Tauſende von Mädchen fallen — Tauſende halten Stand. Sie werden ſagen, es ſei Leichtſinn bei den einen, Stolz und Schamgefühl, Furcht vor böſen Konſequenzen bei den andern. Das bleibt ſich gleich. Sie halten Stand, d. h. ſie trotzen den ſogenannten Anforderungen der Natur. Was ſoll ich von den alten Jungfern ſagen — und manche erreichen ein bedeutend hohes Alter! — Oder wir gehen zur verheirateten Frau über. Wie viele vergeſſen ſich und ihre Pflichten, und wie viele drängen jedes Gefühl der Sinnlichkeit zurück, ſelbſt bei der Infirmität ihrer Männer?"

„Sie ſprechen von den Frauen, mein lieber Doktor, und vergeſſen, daß alles Unheil von den Herren der Schöpfung ſtammt?“ warf die Baroneſſe ein.

„Was Tolſtoi fordert, betrifft nicht die Frauen allein. In der manigfachen Bethätigung, die das Leben und die Geſellſchaft bieten, fänden die Herren Ablenkung genug, aber beide Teile müſſen zur gegenſeitigen Ehrenrettung des ſittlichen Gefühls beitragen. Der Mann muß eben Mann ſein und ſoviel Energie beſitzen, dem ſinnlichen Verlangen einen Damm entgegen zuſetzen. Auch hier findet das wahre „il n'y a que le premier pas qui coûte“ ſeine Anwendung. Der erſte Schritt muß gemacht und überwunden werden, wie in allem, ſo auch hier.“

„Würden Sie, lieber Doktor, Kraft genug haben, den Verlockungen eines ſchönen Weibes zu widerſtehen?“ fragte ſchalkhaft die Baroneſſe.

„Es iſt leichter den Prediger zu ſpielen,“ meinte Munk.

„Und doch, ich glaube, daß ich die Kraft hätte,“ ſagte Dewall ſich vom Stuhle erhebend, mit einem gewiſſen Tone von Entſchiedenheit.

„Es käme auf eine Probe an,“ bemerkte die Baroneſſe mit einem koketten Blick auf den jungen Dozenten.

„Ich ginge auf die Probe ein.“

„Doch nicht vorbereitet?“ warf Munk ein.

„Ganz unvorbereitet.“

Dann würden Sie, trotz Ihrer vorausſetzlichen Willensſtärke unterliegen,“ miſchte ſich der Landrat B., ein älterer Herr, der bis nun ſchweigend dem Für und Wider zugehört hatte, in's Geſpräch. „Denn Sie haben, mein lieber Doktor, in Ihren Erörterungen zweierlei zu berückſichtigen vergeſſen — die Individualität und das Alter. Ein Mann in Ihren Jahren und von Ihrem Temperamente hält keinem ſchönen Weibe Stand.“

„Ganz recht,“ erklang's von allen Seiten.

„Ich beharre auf meinem Standpunkte,“ erwiderte Dewall.

„Bloß um Ihre Theſe zu verfechten.“

„Oder aus Ehrgeiz und Eitelkeit,“ fügte Munk, der ſchon bei Beginn gegen die Ausführungen Dewalls Stellung genommen hatte, beißend hinzu.

„Die Zeit wird's ja beweiſen, meine Herren,“ ſuchte die Baroneſſe die ſtreitenden Gemüter zu beſchwichtigen. „Jetzt aber iſt es Zeit zu Tiſche zu gehen. Mein lieber Doktor, darf ich Sie um Ihren Arm bitten?“

„Mit Vergnügen!“

Man begab ſich ins Speiſezimmer, wo ein kaltes Büffet der Gäſte harrte. Das Geſpräch drehte ſich auch während des Soupers ausſchließlich um die Tolſtoiſche Theorie, aber es waren nur Nachklänge des Hauptmotivs. Als man fertig war, begann man ſich allmählig zurückzuziehen. Als ſich auch

Doktor Dewall empfehlen wollte, ſagte die Baroneſſe mit einem entzückenden Lächeln leiſe zu ihm:

„Wiſſen Sie, mein lieber Doktor, daß Sie mir einige Zeilen fürs Stammbuch verſprochen haben? Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir die Schuld noch heute abtrügen."

„Aber, gnädige Frau —"

„Kein Aber. In meinem Boudoir auf dem Tiſche liegt es auf. Tinte und Feder harren daneben." —

Doktor Dewall ſah ſie einen Augenblick erſtaunt an, dann verbeugte er ſich nachgebend. Die Baroneſſe begleitete ihn bis zur Thüre ihres Boudoirs und verſchwand dann, den jungen Dozenten allein laſſend. Die Gäſte hatten ſich indeſſen allmählig entfernt. Im Hauſe herrſchte lautloſe Stille.

Doktor Dewall ließ einen Augenblick ſein Auge im Anblick der luxuriöſen aber geſchmackvollen Einrichtung des „Schmollzimmerchens" ſchwelgen, dann trat er an den Tiſch und blätterte ſinnend und halb mechaniſch in dem reichverzierten, mit den Autographen bedeutender Künſtler, Schriftſteller und Gelehrten verſehenen Sammtalbum. Ein eigentümliches Gefühl beſchlich ihn, ein Gemiſch von Bangigkeit und Luſt. Bilder und Gedanken ſchwirrten ihm bunt durcheinander im Kopfe. Er mußte unwillkürlich an die reizende Frau denken, die ſtundenlang in dieſem Heiligtum, wohin kein profanes Männerauge dringen durfte, allein mit tauſend Gedanken beſchäftigt, verweilte. Konzentrirter als je, alle anderen beſeitigend, tauchte ihr Bild vor ſeinem Auge auf — eine herrliche Geſtalt, mit allen Reizen und Gaben der Natur verſehen — geiſtvoll, ſchön, jung und — im Beſitze eines enormen Vermögens. Doch was kümmerte das alles ihn, den Puritaner, den Tolſtoianer, der den ethiſchen Wert weit über den äſthetiſchen zu ſchätzen gelernt hatte! Er ließ ſich auf einen kleinen, mit golddurchwirktem Satin überzogenen Fauteuil ſinken und griff zur Feder. Was ſollte er ihr nur ins Album ſchreiben? Er und ſann eine Weile nach. Etwas derb-geiſtreiches, murmelte er. Aber dieſer mattrote Schein, den die Ampel, trotz den zwei auf dem Tiſche brennenden Kerzen, in dem duftdurchwehten molligwarmen Boudoir verbreitete, ſtimmte ihn ſonderbar weich.

„Komiſcher Einfall von der Baroneſſe," rief er unwillkürlich aus, „mich um Mitternacht in ihrem Boudoir zu Albumblüthen anregen zu wollen. Oder — ha! ſollte es gar eine Falle ſein?" Er ſprang vom Sitze auf. „Dann machen Sie die Rechnung ohne mich, Madame," monologiſierte er auf und abgehend. „Ich will Ihnen zeigen, daß ich meinem Prinzipe treu bleibe — daß ein Mann mit Willensſtärke ſich auch in der Praxis bewährt, daß man einer ſinnlichen Wallung halber nicht ein Syſtem in die Brüche gehen läßt." Und

als wollte er seinen Ausspruch gleich in die That umsetzen, eilte er zum Schreibtische, tauchte die Pfaufeder in den Rachen eines Bronzelöwen und warf rasch die Worte aufs weiße Albumblatt hin:

„Das Streben nach sittlicher Vollkommenheit führt zur Vollkommenheit. „Die gefallene Eva steige nicht zur Venus nieder, sondern sehe reuevoll zur „Madonna empor, und lerne durch Selbstüberwindung zur Keuschheit zurück „kehren."

In dem Eifer, mit dem er die Quintessenz seiner entwickelten Thesis als Albumblüte zu verewigen suchte, hatte er nicht gehört, wie die Thüre leise aufgegangen und die Baronesse in einem verführerischen Negligé hinter seinen Stuhl getreten war, über dessen Lehne sie sich vorbeugte, um den Inhalt des Geschriebenen heimlich zu lesen. Erst als sie aufseufzte: „Das alte Lied!" sprang er vom Sitze auf.

„Verzeihen Sie, Baronesse, daß ich hier so lange geblieben — und es muß sehr lange gedauert haben, denn —"

Das Wort erstarb ihm auf den Lippen. Er schien von einer Verblüffung in die andere zu geraten. Erst das Boudoir, und jetzt — jetzt. — Er musterte erstaunt ihre mattrote mit Crêmespitzen garnierte Seidenjacke, die in graziöser Nachlässigkeit auf einen stoff- und farbeähnlichen Rock fallend, ihren herrlichen, geschmeidigen Körper leicht umfloß, und die wunderbare Plastik ihrer Formen mehr als je zur Geltung brachte. Er stand im Banne der fesselnden Erscheinung. Sie weidete sich sichtlich an seiner Betroffenheit.

„Also noch immer der alte — Puritaner," sagte sie mit Bezug auf das Niedergeschriebene, und ihn mit einem Blicke streifend, der ihm alles Blut in die Wangen trieb. —

Er versuchte zu lächeln.

„Wie Sie sehen, Baronesse."

Aber er fühlte es, daß er nicht lange im Beisein des bestrickenden Weibes verweilen durfte. Schon schlug sein Puls rascher, stürmischer wogte das Blut in seinen Adern, die Worte kamen schwer und ungefügig von der Zunge, und wenn der Zunder ihrer feurigen Blicke seine lange zurückgehaltene Leidenschaft erst entfesselte, dann war es auch um seinen Tolstoi zu Ende. Er suchte sich denn rasch zu verabschieden.

„Baronesse, ich will Sie nicht länger stören" — stotterte er.

„Aber Sie stören mich gar nicht, mein lieber Doktor."

„Doch Baronesse — Ihre — Toilette — die vorgerückte Stunde. Sie begreifen —"

„Ach — Sie fürchten, Ihr Ruf könnte leiden," erwiderte sie lachend,

„Mein Ruf weniger — aber"

„Doktor, Sie sind nicht aufrichtig," sagte sie, und sie schlug einen ernsten Ton an. „Ein Mann, der, wie Sie, die Frauen vom Standpunkte der Totalität betrachtet, kümmert sich wenig um die Einzelne. Ihr Prinzip macht Sie notwendigerweise engherzig und gefühllos. Sie schwärmen von Idealen, die verwirklicht werden sollen, und vergessen, daß man auch mit der Wirklichkeit zu rechnen hat. Sie sprechen von einzuschränkenden Gefühlen, zu überwindenden Leidenschaften und sezieren das Herz, als wäre es ein gefühlloser, lebloser Muskel." —

Sie hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen und durch die rasche Bewegung ihre Haarflechten in Unordnung gebracht, die sich in reichen Wellen über Hals und Nacken ergossen.

„Baronesse — Ich verstehe Sie nicht," brachte er mühsam heraus.

„Leider" — seufzte sie und verbarg ihr Gesicht in einer Ecke des Lehnstuhls. „Wenn Sie mich verständen, so würden Sie nicht — so — so —"

„Gefühllos dastehen!" schrie er auf.

Der künstliche, der Leidenschaft gesetzte Damm war durchbrochen, und nun flutete es aus seinem Herzen mit wuchtiger Kraft hervor. Er war nicht mehr Herr über sich selbst. Knieend sank er zu ihren Füßen und ergriff zitternd ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte.

„Valesca! wär's möglich?"

Sie wandte ihm ihr von der Aufregung noch rosiger gefärbtes Gesicht zu und mit einem seligen Lächeln um die frischen Lippen hauchte sie leise:

„Hast Du es denn nicht schon früher sehen können, daß nur Dir allein meine Blicke galten, mein Herz gehörte? Aber deine Gleichgiltigkeit, deine Tolstoischen Anschauungen —"

Bei dem Worte sprang er unwillkürlich auf.

„Valesca," rief er aus, die Hand an seine Stirne legend. „Was machen Sie aus mir!"

„Einen glücklichen Menschen," raunte sie sich erhebend und schlang ihre weichen runden Arme um den Hals des Dozenten. In diesem Augenblicke klopfte es leise an die Thüre und die sonore Stimme Munks ward vernehmbar.

„Baronesse, darf man in Ihr Gemach?"

„Nein, lieber Herr Munk."

„Geht das so schwer, den Ketzer zu bekehren?" fragte Munk aufs Neue.

„Valesca! Was soll der schlechte Spaß?"

„Bist Du mir böse Max, daß ich die Wette für die Herrn gewonnen und durch die Wette dich, Geliebter?" erwiderte sie mit einem koketten Lächeln, und spitzte den Mund zum Kusse.

„Schelm," ſagte Dewall und küßte ſie auf die friſchen roſigen Lippen.

„Was war das dort für ein Knall?" fragte durch die geſchloſſene Thür der ungeduldige Maler.

„Der Knalleffekt einer Verlobung," ſagte Dewall.

„Wie? was? Und Tolſtoi?" fragte Munk wieder.

„Iſt ein ſiebzigjähriger Greis!"

Kritik.

Romane und Novellen.

Hunger von Knut Hamſun, überſetzt von M. von Borch. (Berlin, S. Fiſcher.) H.s Pſychik iſt, verwandt der Doſtojewskis, Garſchins, im Vergleich zur deutſchen etwas nüchtern. Während Bahr ſo gut wie Walloth, auch Conradi, der mehr von dem ſlaviſchen Element in ſich hat, während alſo die romaniſch beeinflußten Deutſchen — es iſt zu betonen, daß Walloths Familie franzöſiſchen Urſprungs — mit einer durch nervöſes Beſtarren vertieften Farbenintenſität ſchaffen, vergleichsweiſe geſprochen, bringen dieſe Nordländer einen böſen Blick für die Bizzarerien der Seele mit. Bei den erſtgenannten wirkt immer noch etwas, das im alten Sinn „Phantaſie" genannt wird, als ſammelnder Spiegel. Dem Slaven fehlt das gänzlich. Ihre eigenartig germaniſche Ingredienz, das herzlich Sehnende, ausgeklungen in vollen Akkorden, hat der Norweger, als Germane. Das ſpezifiſch Romaniſche, die dem Witz verwandte Kombination ganzer Lebenskomplexe geht beiden ab, während es Bahr, vielmehr noch Walloth als pſychophyſiſche Qualität, als eigentliche „Phantaſie" angeboren iſt. (Dieſen ſehr fruchtbaren Gedanken der Kunſtphyſiologie kann ich hier nicht ausbeuten. Ein ander Mal!) Die nordiſche Pſychik iſt kaltes Experiment mit Berechnung der Empfindung; die deutſch-franzöſiſche Durchwühlen der Empfindung in ihrer pſychiſch differenten Erſcheinensform, als Stimmung — welche zwei Zielwege auch in der modernen Seelenlehre getrennt gehen. Das objektiv befriedigende (ein halbundhalb-Kompromiß!) wäre Verſchmelzung beider. Doch mögen dem für die Kunſt völkerpſychologiſche Zuſtände entgegen ſein.

Der Roman Hamſuns, eines ganz jungen Mannes, bildet eine Reihe merkwürdiger Experimente am Menſchen mit dem Hunger. Das Packende, Beängſtigende liegt in der boshaften Exaktheit des Beobachtens. Darin zugleich das Wertvolle: Die Dichtung bringt neue Seelenwerte in Umlauf. Winzige Züge, Bizzarerien des Seelenlebens ſind verwertet, die trotz ihrer Alltäglichkeit empfunden, ungeſchätzt blieben. Der Hungernde begegnet einem Mädchen. „Ich ſtehe und ſehe ihr in die Augen und erfinde im Nu einen Namen, den ich nie zuvor gehört, ein gezogener, nervöſer Laut: Ylajali!" Mich perſönlich

hat die folgende Stelle geradezu beſtürzt: „Plötzlich zitterten ein paar hohe Klarinettentöne aus dem Hain zu mir herauf und gaben meinen Gedanken einen neuen Stoß. Mißmutig, weil ich meinen Artikel nicht fertig bringen konnte, ſteckte ich die Papiere wieder in die Taſche und lehnte mich zurück. In dieſem Augenblick iſt mein Kopf ſo klar, daß ich die feinſten Gedanken denken kann, ohne zu ermüden. Wie ich ſo in dieſer Stellung liege und den Blick über meine Bruſt fort die Beine entlang ſchweifen laſſe, gewahre ich die zuckende Bewegung, die mein Fuß bei jedem Pulsſchlag macht. Ich richte mich halb empor und ſehe auf meine Füße, und in dieſem Augenblick überkommt mich eine fanatiſche, fremdartige Stimmung, die ich nie zuvor empfunden; ein leiſer, ſeltſamer Stoß durchfährt meine Nerven, wie wenn Schauer kalten Lichts ſie durchzuckten. Als ich meine Schuhe anſah, war mir, als hätte ich einen guten Freund getroffen und einen losgeriſſenen Teil meines Selbſt wiederbekommen; ein Wiedererkennungsgefühl durchzittert meine Sinne, Thränen treten mir in die Augen und mir iſt, als ſeien meine Schuhe ein leiſer, rauſchender Ton, der mir entgegenſchlägt. Schwächel ſagte ich hart und ballte die Fäuſte und ſagte noch einmal: Schwächel Ich verſpottete mich ſelbſt wegen dieſer lächerlichen Empfindungen, machte mich mit vollem Bewußtſein zum Narren, redete ſtreng und verſtändig mit mir und kniff die Augen mit Gewalt zuſammen, um die Thränen zurückzudrängen. Wie wenn ich meine Schuhe nie zuvor geſehen hätte, fange ich an ihr Ausſehen zu ſtudieren; ihre Mimik, wenn ich den Fuß bewege; ihre Form, das abgenützte Oberleder und dabei entdecke ich, daß ihre Falten und weißen Nähte ihnen Ausdruck verleihen, ihnen Phyſiognomie geben. Etwas von meinem eignen Weſen war in die Schuhe übergegangen, ſie wirkten auf mich wie ein Hauch gegen mein eignes Ich, ein atmender Teil von mir ſelbſt ...“ Die Szene mit dem Alten und ſeinem Zeitungspapier iſt von faſt ſuggeſtiver Gewalt. — Über das Werk ließe ſich bogenviel ſagen, leichte Seelenbeobachtungen, wie ſie die Lektüre begleiten. Doch beſſer iſt vielleicht: ich begnüge mich mit der ſkizzierten Eingliederung und den pſychologiſchen Gloſſen. Später knüpfe ich wohl 'mal eine ſelbſtändige Gedankenreihe an dieſes Werk, das ſo abgründig tief wie Raskolnikows „Aus einem toten Hauſe“ und von beſtrickender Stimmungsgewalt iſt. G. Ludwigs.

Klumpe Dumpe und andere Märchen von Hanna Schomacker. (Verlagsanſtalt, Hamburg.) Die drei Märchen dieſes kleinen liebenswürdigen Buches zeichnen ſich durch ihren friſchen Humor und ihre gemütvolle naive Darſtellung vorteilhaft aus, beſonders wird das letzte Märchen „Das junge Ehepaar“ den Beifall aller jungen Damen finden.

Hedwig Wigger. Die Monarchen kommen. Novellen. (Berlin, F. G. Fricke, 1891. M. 1,50.) Ein Buch, das einen todestraurigen Eindruck macht durch die Düſterkeit der behandelten Stoffe. Kein heller Ausblick, kein Lächeln, nur finſterer Ernſt. Und dabei nur wenig Poeſie! Die Novellen Wiggers ſind alle auf einen Akkord geſtimmt. Aber nur manchmal greift dieſer ans Herz mit echt dichteriſcher Gewalt, wie in der erſten Novelle, in der die „Monarchen“, daſelbſt ausgeſtoßene, verachtete, herumziehende Erdarbeiter ſich und ihr ſtummes Elend dem Leſer darbieten. Vieles andere berührt in dem Buche ſo alt, ſo konventionell, weil ſo wenig originell geſehen. Da iſt wieder das unſchuldige Weib, das Sängerin wird, ihre Unſchuld verliert und Diamanten gewinnt, ein Mörder (pſychologiſch ſehr richtig), der ſich ſelbſt ausliefert, ein Beamter, der ſich totſchießt und den alles

vergißt, ein Kandidat, der verhungert, ein alter Halsabschneider „mit dem makellosen Namen vor den Menschen", ein Weib, das selbstbewußt ihrer Liebe leben will und zu Grunde geht, ein Weib, an dem sich die Trunksucht ihres Geschlechtes forterbt . . . alles Stoffe in alter Behandlung, alt gesehen und seltsam auf die pessimistische Verbissenheitspointe hin ausgearbeitet. Nur die erste Novelle und die vorletzte, welche die Ausweisung eines einsamen Juden behandelt, geben von dem eigentlichen herben Talent der Verfasserin Kunde. Dr. Lt-i.

Julius Freund, Bühnensterne. Berlin, J. H. Schorer. 1891. — Die „Theatergeschichten" gehören zu jenem Nebenstrom des großen Litteraturstromes, der mit den „Boudoir- und Kammerzofen-Geschichten" mit Recht nicht litteraturfähig ist. Julius Freunds „Bühnensterne" machen eine entschiedene Ausnahme. Hier haben wir Bühnenbilder mit dem Auge eines Malers angesehen und mit dem Herzen eines Poeten nachempfunden. Ein energisches, rein dichterisches Talent verrät sich in diesen Studienbildern, die auch noch den Vorzug haben, durch fein berechnete Abwechselung den Leser zu fesseln. Mit dem ganzen Mitleid des Poeten weiß Freund die Tragik des Schauspielerberufes zu schildern, indes er anderseits mit feinem Humor allerliebste komische Situationen hervorzuzaubern versteht. Dem Kulturhistoriker kann dieses Buch einmal schönes Material abgeben, denn es giebt einen getreuen, freilich dichterischen Querdurchschnitt durch die Leiden und Freuden eines ganzen Standes.

Ludwig Jacobowski.

Friedrich Lorrow, Das Geständnis. Aus den Erinnerungen eines Verteidigers. Dresden, E. Pierson. 1892. 1 Mk. 92 S. — Ein Buch von der einfachsten Technik. Ein Mensch erzählt seine Lebensgeschichte einem dritten! Eine einfachere Technik ist nicht gut möglich. Dadurch nun, daß der Erzähler ein eminent gebildeter Kopf ist, eine „geistige Kraftnatur", darin liegt der glänzende Stil, die Ideenfülle der Erzählung begründet. Erzählung darf man eigentlich nicht sagen. Es ist die Seibstanalyse einer leidenschaftlichen, außergewöhnlichen Seele, die Lorrow in geradezu glänzendem Stil vorträgt. Dazwischen stehen ganze Abhandlungen über moderne und romantische Moral, deren Ideengewalt und -reichtum mich geradezu frappiert hat. Hier ist eine Kritik an den bestehenden Gesellschaftskörper angelegt, deren Gewalt sich kein denkender Kopf entziehen kann. Es scheint überhaupt, als ob das Romangewand eben nur ein Gewand ist, als ob es nur zur Schmackhaftmachung der polemischen Ideen Lorrows zurechtgeschnitten ist. Wenn meine Vermutung richtig ist, so hätte sich Lorrow die Arbeit ersparen können. Leute mit so glänzendem Stil und so originellen Anschauungen bedürfen eines Sittengewandes nicht.

Ludwig Jacobowski.

Theater.

Alfred Clausius, „Neue dramatische Wirkungen auf Grund einer neuen Bühnenform". München, 1891, Dr. E. Albert und Co. — Zu den vielfachen, neuen Anregungen hinsichtlich der Umgestaltung unserer Schauspiel-Scene bringt nun Alfred Clausius ein ganz neues und originelles: Im Gegensatz zu Shakespeare, der als eigentliche Spiel-Bühne eine Plattform betrachtete, die sich in oblonger Form mitten ins Parket hineinerstreckte, so daß die Zuschauer rings herum saßen, will unser Construkteur den Zuschauer-Raum in Halbzirkel-Form sich in die Bühne hineinerstrecken lassen, so daß das Bühnen-Gebäude im Halbkreis etwa die Hälfte des Parkets umschließt,

und die vordersten Zuschauer sich umwenden müssen, wenn sie sehen wollen, was auf einem der äußersten Bühnen-Flügel geschieht. Knapper ausgedrückt: Clausius nimmt die Prosceniums-Logen und etwa noch zwei oder drei der folgenden Rang-Logen in gleichem Niveau wie die Hauptszene, und benützt sie als Adnexa zur letzteren, als Wandel-Gänge, die zur Bühne hin und von ihr zurückführen. Der Hintergrund dieser Wandelgänge sind durchbrochene Korridore, ähnlich jenen auf der Oberammergauer Scene, die der Chor der „Schutzgeister" vor dem Auftreten durchschritt. Auch sie bilden Auftritts- und Abgangs-Möglichkeiten, unabhängig von dem vor ihnen gegen das Publikum zu liegenden Gang. Und da die ganze Scene als „offene Tagesbühne" — wie man sich jetzt ausdrückt — gedacht ist, so bilden die über den halbkreisförmigen Korridors gelegenen, frei in die Luft ragenden Balkons von gleicher Form eine dritte Möglichkeit zur Plazierung von Figuranten, Schauspielern oder größeren Volksmassen. Den Hintergrund der Frontbühne gegenüber den Zuschauern bildet eine kleine verschließbare Scene, wie sie jetzt unter dem Ausdruck „Shakespearebühne" in Nachahmung Münchens vielfach in Gebrauch ist. — Zwei Punkte sind es, die Clausius vorwiegend interessieren: Er wünscht, daß nicht fortwährend auf der Bühne gesprochen wird, was bei der nicht rastenden, sich abhaspelnden Eintönigkeit den Zuschauer nachgerade indifferent gemacht habe. Er wünscht die Einflechtung stummer, wenn auch kurzer, mimischer, rein pathetischer Momente, wie sie im Leben auch vorkämen, wo gerade das Tragische das Entsetzliche zu Verinnerlichung, zu momentanem Stillschweigen auffordern. Und das andere: Es möchten im Laufe des Spiels zwei Gruppen oder Personen sich noch nicht sehen können, während der Zuschauer sie beide sehen und ihr Zusammentreffen berechnen kann, wodurch eine zwiefältige Wirkung entsteht; ähnlich, wie in Oberammergau, wo Maria die eine Straße heraufkommt, zweifelnd, was wohl mit ihrem Sohne geschehen sei; während auf der andern Straße Christus kreuzschleppend bereits heraufgewankt kommt; Christus sieht nicht Maria, und umgekehrt. Aber das Publikum sieht beide; und damit eine Verstärkung der tragischen Wirkung. Im Ganzen laufen auch Clausius' Anregungen auf eine Wiederhervorholung des mittelalterlichen Schauspielprinzips der „Vielartigkeit" hinaus, wie es in nuce schon die moderne sog. Shakespearebühne des Baron v. Perfall angenommen hat — denn dort wird ja faktisch schon an zwei „Örtern" gespielt, — wie es die Oberammergauer Passionsbühne in noch deutlicherer Gliederung als Reminiscenz aus früheren Jahrhunderten noch besitzt, und wie es mehrere neuere Theaterbauten, z. B. Worms angenommen, und auch jüngst die „Gesellschaft für modernes Leben" in München in ihrer Eingabe an den Magistrat zur Errichtung einer offenen Tagesbühne auf der Oktoberfestwiese in Anregung gebracht hat. — Ein vortrefflich gezeichneter plastischer Plan giebt den nicht zu unterschätzenden Anregungen Clausius erhöhte Bedeutung.

Panizza.

Skandinavische Litteratur.

Wenn man die skandinavische Litteratur dieses Jahres in ihren hervorragendsten Erzeugnissen studiert, so macht man die Wahrnehmung, in wie hohem Grade die psychologische Richtung in ihr die Oberhand gewinnt. Abgesehen von Kiellands „Jakob", erschien 1890 bis 91, kaum ein Werk von Bedeutung, das nicht sein Hauptaugenmerk auf die Darstellung der seelischen Vorgänge und Zustände richtete. Das Schwergewicht ist jedenfalls von außen nach innen verlegt. Selbst jene Schriftsteller, die wir gewohnt

waren, als Sozialpothologen aufzufassen, als Schilderer und Züchtiger der Zeit und der Gesellschaft, Dichter, welche notgedrungen die Gesellschaft selbst, als Milieu zu ihrem Helden wählten, oder sie doch mindestens als das Widerspiel und als den äußeren Überwinder ihres Helden, des Individuums, in den Vordergrund rückten, selbst diese scheinen ihren Standpunkt verrückt zu haben. So ist Henrik Ibsens „Hedda Gabler" weder ein Sittendrama noch ein Problemdrama geworden, sondern ein modernes Charakterdrama; es will nichts anderes als die behutsame Auseinanderwirrung eines gewissen Wesenskomplexes in einer Reihe causal verknüpfter Scenen Nicht bei allen nordischen Autoren wirkt der Übergang zur psychologischen Dichtung überraschend und wie ein Sprung. August Strindberg war in seines Herzens Herzen und mit seinem besten Können stets ein Anatom der Seele gewesen und Arne Garborg gestoltete sein Weltbild nie als etwas objektiv Gegebenes, sondern als eine Innenanschauung, die sich im Medium der verschiedenen Persönlichkeiten, die er schildert, ganz subjektiv färbt, oder besser: als eine Summe von Innenanschauungen, die sich gegenseitig korrigieren sollen; er hat immer aus der Seele seiner Figuren heraus gedichtet und die Geschichte ihres Fühlens und Denkens war ihm, bewußt oder unbewußt, allzeit die vornehmste Sorge. Wenn aber Jonas Lie unter die Psychologen geht? Er, dessen sprunghaft impressionistische Technik — und die Technik ist kein zufällig Kleid, sie ist das Fleisch und Blut, der Leib und das Antlitz der Kunst — dessen Technik, sage ich, der Detailanalyse, die ein seelisches Problem verlangt, von Grund aus widerspricht? Wäre das nicht ein bedeutsames Wetterzeichen? Denn Jonas Lie, wie fest und voll ausgeprägt seine männliche Individualität auch sein mag, verschließt sich nicht vor den Strömungen der Gegenwart; sie durchfluten sein Gemüt; sie sind der Jungbrunnen, dem sein Geist die ewige Frische dankt; ihre Wogen umspielen ihn, sie kräftigen ihn, sie reißen ihn nicht fort.

Der Inhalt seines neuen Romanes „Böse Mächte" (Kopenhagen, Gyldendalscher Verlag) läßt sich so wiedergeben: Ein Winterabend mit Sturm und Frost. Rheder Johnston kommt vom Dampfer, der ihn brachte, direkt in den Klub. Er sucht hier den Assekuranzagenten Thesen: er hat auf seiner Reise eingefrorene Schuten gesehen, Notsignale gehört; seine eigene Barke, die „Concordia", schwimmt noch auf der See. Er hat daran gedacht . . . er möchte vielleicht doch . . . er weiß nicht, ob er nicht versichern soll . . . und setzt sich zum Whist. Ein Windstoß erschüttert die Fensterscheiben . . . „was Prämie! — ich assekuriere . . . und zwar auf der Stelle!" . . . man nimmt ihn beim Wort, mitten im Spiel; Bratt sieht auf die Uhr: 20 Minuten noch elf; Thesen notiert es sich, Johnston unterfertigt das Formular; man nimmt die Karten und Gespräche wieder auf. Währenddessen hatte man dem Rheder eine Depesche ins Haus gesandt. Diese Depesche enthielt den Untergang der „Concordia". Johnston leistet den Eid, daß er vom Schiffbruch nichts gewußt, an die Möglichkeit eines Telegrammes, das ihn erwartete, nicht gedacht, als er assekurierte, er bekommt 27 000 Kronen ausbezahlt — die Grundlage, auf der er seinem Hause zum früheren Glanze verhilft. Er gehört einer alten Familie an; sein vornehm rechtliches Wesen machte ihn, selbst in schlimmen Tagen, zum tonangebenden Manne der Stadt; nun erhebt ihn sein wachsender Reichtum auch zum einflußreichsten, zum Potentaten im ganzen Distrikt. Direktor Britt, sein Freund, verträgt das nicht. Er will der erste und der einzige beim Kommando sein. Aus seiner übermäßigen Bewun-

dernag des Freundes ſtiehlt ſich unbewußter Neid hervor; eine kleine Verletzung ſeiner Eitelkeit, und der kranke Punkt wird ſichtbar; die Wunde greift um ſich, frißt ſeine Freundſchaft, unterwühlt ſeinen Charakter, bringt ihm dem Verderben nah. Da erſchrickt er, wacht auf. Doch ſchon hat er Schaden geſtiftet. In die empfindliche Seele des Freundes hat er den giftigen Spaltpilz des Zweifels geſäet; ſeine boshaften Anſpielungen hatten in Johnſton eine bohrende Frage geweckt, ob er damals vor Jahren denn in wirklicher ahnungsloſer Unſchuld es vermieden, vorerſt nach Hauſe zu fahren, wo die Unglücksbotſchaft ſeiner harrte; ob er ſich nicht ſelbſt überliſtet; ob in der tiefſten Tiefe ſeines Weſens nicht Gedanken gelauert, Motive geſchlummert, die er ſich nicht hatte laſſen zum Bewußtſein kommen; ob er als redlicher Mann und mit gutem Gewiſſen den Eid hatte leiſten dürfen, welcher ihm zur Verſicherungsſumme verhalf? Dies Suchen, Suchen im Dunkel der Vergangenheit, bringt Johnſton dem Wahnſinn nahe, er verſchenkt ſein Geld, um ſich Ruhe zu ſchaffen und findet die Ruhe erſt im Tod ... Ganz gerecht iſt Jonas Lie dieſem Thema nicht geworden. Die Vorzüge ſeines Talentes liegen anderswo. Originelle, knorrige Charaktere ſchaffen, die ſich in knappen Worten andeuten und im heftigen, im waghalſigen Handeln verraten, Typen in kraftvollen Farben gemalt, Fleck neben Fleck geſetzt, ſcheinbar ohne Sorge um Mitteltöne, um freie Linien und um genaue Contouren — das iſt echt Jonas Lie; hierin liegt auch die Stärke ſeines neuen Romans.

In den gewaltigen Lebensbildern, welche die geniale Norwegerin Frau Amalie Skram vor uns aufrollt, iſt das pſychologiſche Moment zwar nicht das einzige, aber gewiß auch nicht das letzte. Für ſie iſt das Innen und Außen in völligem Gleichgewicht, ſie webt inneres und äußeres Daſein in einander, feſt und untrennbar, wie die Natur es thut. In ihren Büchern findet man alles, nur nichts Lebloſes. Keine Sachbeſchreibungen wie bei Zola, die man ja ſchließlich zum Perſönlichen des Symbols erheben muß, keine Seelenanalyſen, wie bei Bourget, die zu ſaftloſen Abſtraktionen werden, zu Gedankenſpielen, welche zwiſchen Himmel und Erde verflattern. Dafür aber Schickſale und Zuſtände, Leidenſchaften und Triebe, Bewußtes und Unbewußtes, und vor allem Menſchen, Menſchen in allen Varietäten, in allen Lebenslagen, kompliziert und unlogiſch und ſo wenig berechenbar, wie die Wirklichkeit, Menſchen mit all ihren Thorheiten, Plattheiten und Wunderlichkeiten, mit allen ihren Fehlern, welche die Tugend und Kraft ihres Daſeins bilden und mit all ihren Vorzügen, an denen ſie gern zu Grunde gehen, dies und vieles Andere, nur nicht viele Raffinements and nicht viel Nevroſe findet man in ihren kraftſtrotzenden Büchern. Ja dieſem Jahre hat Amalie Skram zwei Werke bei J. H. Schubothe in Kopenhagen veröffentlicht — einen Band Novellen „Liebe in Nord und Süd“ und den dritten Band des Cyclus „Die Leute vom Hellemor“ mit dem Untertitel „S. G. Moor“. Von den Novellen ſind zwei ſchon älteren Datums: „Kunſt Tandberg“ — die Geſchichte einer Ehe, die auseinandergeht, mit einem ſchönen harmoniſchen Abſchluß, — und „Gebet und Anfechtung“, — eine Frau, deren Gatte, und nicht ohne ihre Mitſchuld, dem Wahnſinn verfällt, wendet ſich an Gott, ſtatt an den Arzt — eine Erzählung voll grauſamer Energie; — außerdem enthält der Band „Frau Ines“, — die letzte Ausgeſtaltung eines Typus, welcher die Dichterin ſchon in „Conſtance Ring“ beſchäftigt hat, des Typus der Frau, welche nicht lieben kann. Um ihn ins ſchärfſte Licht zu

stellen, gab Amalie Skram ihrer Heldin spanisches Blut und eine feurige Phantasie und versetzte sie nach Peru, in die sittliche Fäulnis, die überall dort entsteht, wo der Europäer auf niedrige Kultur stößt, die ein heißer Himmel überspannt. Wenn Albert Cim die Arbeiten Amalie Skrams lesen könnte, ob er auch dann noch sagte, die Kunst sei für die Frau nur eine coquette zugestutzte und aufgeputzte Lüge, und daß „Fälschen und Verstecken" ihre Rolle sei? . . . Eines der bedeutendsten Werke Amalie Skrams ist „S. G. Moor" (S. G. Myre). Es hat nicht die Einheitlichkeit, die Geschlossenheit, die strenge, vornehme Größe des ersten Teiles der „Leute vom Hellemoor" und nicht die Liebenswürdigkeit, die rasch dahinfließende Grazie des zweiten; aber dafür welcher Luxus von Personen und Schicksalen! Ganz Bergen von oben bis unten, mit seinem hohen und niedern Handel, mit seinen Konsuln und Hafenarbeitern, Kartenschlägerinnen, Dütendrehern, Elegants, großen und kleinen Weiblein, feinen und plumpen Naturen, alles Essentielle der Bergener Gesellschaft, mit Ausnahme von Künstlern und Gelehrten — aber vielleicht spielen diese keine Rolle in der norwegischen Handelsstadt? — lebt und atmet in diesem Buche. Den Kern des Romans bilden die Leiden und Thaten Sivert Jensens, der vom Handelslehrling und Laufburschen sich zum Ladenbesitzer und Firmaträger emporschwingt? Wie? Ach Gott, gewiß auch durch Regsamkeit und Eifer und Tüchtigkeit; doch ginge er trotz dieser Eigenschaften wohl zehnmal unter ohne die „gute Gabe, recht dreist zu lügen", — diese Waffe der Schwachen, der Kinder und der Wilden, ohne die Gabe, welche auch noch andere Seiten hat als nur die verwerfliche. Sivert lügt, weil er sich nicht anders zu helfen weiß; er lügt aber oft, weil er nicht anders kann, ohne weiteren Zweck, so wie Dichter lügen, weil seine Phantasie produziert, weil sie viel stärker ist, als sein Verstand und er die Grenze zwischen wahr und falsch oft nicht mehr sieht. Die ganze Welt dieses Buches beruht auf Täuschung, auf Täuschung anderer und auf Selbsttäuschung: so ist das Leben und vorläufig ist es anders unlebbar und unerträglich. Amalie Skram weiß das und, anstatt zu jammern und zu klagen, lächelt sie und liebt das Leben „quand même".

Alexander L. Kielland hat gleichfalls die Geschichte eines Bauernsprößlings geschrieben, der städtisch und ein Kaufherr wird. Aber in einem anderen Sinn und aus einem anderen Geist. Der Inhalt seines Buches „Jakob" (Kopenhagen, Gyldendalischer Verlag) ist klar und nur auf ein Ziel gerichtet, logisch und einfach und daher ganz anders leicht zu erzählen. Törres will in die Stadt, in die Stadt, die vollgepfropft ist mit Goldschillingen, mit Goldschillingen und mit Mädchen. Zwei Goldstücke hat er vom Viehhändler bekommen; nun zieht es ihn fort. Wo er hinsieht, hinein in die Abendsonne und auf den glitzernden Meeresstreifen, — nichts als Gold. Und es schwillt in ihm ein neues unbekanntes Gefühl von Macht mit Gewalt empor und er muß seinen Mund mit den starken Zähnen öffnen, als wollte er sein eigen ungeheures Begehren schlucken. Er will überfahren; das Fergenboot ist an Stadtherren vermietet, welche fischen kamen. Die Freunde lachen ihn aus und spotten sein. Da erwacht in ihm der Proletarier . . . Törres in der Stadt. Er sucht Arbeit, doch nicht mit dem Arm will er schaffen; er will „dabei sein, wo man verkauft, er will das Geld aus den wohlverwahrten Taschen kommen sehen und es in die Lade hinabstreichen, so daß es klingt". Er erhält eine Stelle und vom ersten Tage an „nimmt er aus der Lade". Mit Klugheit und Vorsicht,

ganz methodisch. Er hat seinen Plan, — zwei Pläne: reich werden und sich rächen. Sich rächen an allen Reichen, an allen Vorgesetzten, an allen Übergeordneten, an allen, die ihn einmal über die Achsel angeschaut. Alles muß hinunter und er steigt empor. Mit Hilfe aller Mittel; er macht sich alles dienstbar. Er lernt Bücher führen und Handelskunde; besonders entzückt ihn alles, was Rentenrechnung heißt, — er sah ja wie das gottgesegnete Geld Tag und Nacht so ameisenfleißig und ohne Rast arbeitet und wie es sogar zu ¼ % sich schon vermehrte, wie die kleinsten Beträge sich häuften und wieder arbeiteten und kleine Renteneier legten ... Er wuchert in der Stille, er sammelt in der Stille ein Kapital. Und alles gelingt ihm. Gold und Weiber fallen ihm zu. Alle frißt er auf, — die ihn lieben, ihn hassen, seine Wohlthäter, seine Widersacher. Er monopolisiert alle Unternehmungen in seiner Hand; er erfüllt die ganze Stadt. Er wird Storthingsmitglied — die Linke wählt ihn, weil er ein „selfmade man" ist, die Rechte, weil er zu den Stützen der Gesellschaft gehört. Schließlich erhält er das Ritterkreuz des St. Olafsordens und alle Menschen werden nachdenklich. An diesem Punkt reißt dem Dichter die kurze Geduld und es bricht in ihm ein heftiger Zorn hervor gegen das Geschöpf, das er selber gebildet hat und gegen die Gesellschaft, die sich einem Törres zu Füßen legt. Das ist wunderschön und ehrt den Mann; den Leser reißt es aus der Stimmung ... „Jakob" — man sieht es schon — der Titel ist ein Paradigma. Jakob, der Patriarch, dem alles zum Besten wurde, ob er unn log und trog und stahl und raubte, er war Törres' Ideal und Vorbild gewesen. In allem und in jeglichem. Ihm zu Dank und Ehren wird Törres seinen Erstgeborenen einst Jakob nennen ... Der Roman gehört zu jenen brillanten Büchern, die man einmal liest und nicht zu besitzen begehrt. Er ist glänzend geschrieben, doch ohne Tiefe. Auf das erstemal Lesen hat man allen Gehalt erschöpft. Es ist die Arbeit eines Mannes, der ein virtuoses Talent, Bildung, Geschmack und ein redliches Herz hat, für den Dichter in ihm aber viel zu viel Witz und zu wenig Genie. Seine Menschen sind Geschöpfe seines witzigen Verstandes und seiner edlen Gesinnung; ohne die Arabesken seines Humors würden sie uns erscheinen wie sie sind, — etwas blutleer und unzusammengesetzt, wie die Natur ihre Wesen nicht bildet. Wir sind die Erben von Jahrtausenden; wir tragen das unsichtbare Vermächtnis unserer Ahnen mit uns herum, ihre Triebe, ihre Wünsche, ihre Fähigkeiten, ihre Schätze, ihre Leiden und Freuden; die Zeit hat an jedem von ihnen herumgebosselt; es ähnelte jeder seinem Vorfahren und keiner glich dem andern; und wir, die Depositäre so vieler Geschlechter, wir, in denen das Leben der ganzen Vergangenheit abgelagert, begraben ist, scheintot, um plötzlich wieder aufzustehen, wir, in denen, Glied um Glied, die ganze Reihe unserer Väter fortdauert, — mit ihren Eigentümlichkeiten, Fehlern, Krankheiten, ja, ihren Gedanken, und die wir doch etwas neues sind, etwas nie Dagewesenes; — wären wir da so einfach, logisch und folgerichtig, wie die meisten Dichter und schwachen Psychologen uns gern haben möchten? Weil sie nichts anderes und nichts mehr von uns sehen? Oder mit dem Mehr nichts weiter anzufangen verstehen? ...

Arne Garborg hat in diesem Jahre außer „Bei Mama" nur ein kleines Büchlein bei Mons Littlerø in Bergen veröffentlicht, ein paar lustige Skizzen und die „Kolbotner Briefe", nach welchen das Werk seinen Namen führt, — wundersame Schilderungen aus seiner

Einſiedelei da droben am blauen Savalenſee, in dem ſich ein dunkler Waldkranz ſpiegelt, und lange, ſanfte Bergrücken, und dahinter der mächtige kahle Tronfjell in ruhiger Hoheit, und in der Ferne, ſpielend leicht in die Luft gebaut, überirdiſch zart und fein, himmelblau, ſilberweiß, ein Märchentraum, die Spitzen des Rondane; — Sommerbilder mit roſenrotem Alpenglühen und Widerſchein im See von all dem Gold und Brand und Dunkelgrün und Renntiermoosgelb, — und Gewitter in der Ödemark, als wollte die Welt in Stücke zerſchlagen, — und finſtere Nächte mit dem ewigen Waldſauſen, das auf die Nerven geht — und der Herbſt und der Winter in ſeiner unglaublichen Eis- und Schneepracht! Und in dieſer Natur das Leben. Erſt als Junggeſelle; Garborg flüchtet ſich aus der Kriſtianenſer Luft, weg vom dumpfen Druck der Arbeit in der Staatsreviſion, weg von der Beſchäftigung mit den Staatsrechnungen und von den Gedanken, welche ſie erwecken. Das Leben in Kolboten iſt Freiheit, Glück. Dann ein anderer Sommer: man hatte ihn abgeſetzt. Die Partei, welcher er Jahre ſeines Lebens geopfert, hatte ihn fallen laſſen. Warum? Weil er „Mannfolk" geſchrieben? Weil er die Majorität getadelt? ... Keine Hand rührte ſich für ihn. Die Freiheitshelden ſchwiegen. Die Freunde machten ſich unſichtbar. Garborg ging in die Berge. Es wird ſtill um ihn. Er iſt allein mit ſeiner Bitterkeit, der er vernichtende Worte leiht. Nur einer ihm treu, Ivar Mortenſen, und eine, — das Mädchen, welches ihn liebt. Nun erſt recht. Und eines Tages holt er ſie ſich zur Frau. „Du wirſt nichts zu thun haben, als auf Sjava — den Hund — paſſen", und als ſie willig ſcheint: „erſt aber muß ich wiſſen, was Du kannſt." — „Das darfſt Du ſchon wiſſen; ich kann vierzehn Fleiſchkuchen aus dem Teig triegen, aus welchem andere ſieben machen." — „Kannſt Du das?" — „Ja, das kann ich." — „Ah, da ſehe ich, daß Du für mich taugſt; gerade ſo ein Weib hab' ich gebraucht" ... An einem rauhen Dezembertag kommen ſie in Kolboten an. Die Hütte ragt aus dem Schnee wie ein großer Ameiſenhügel; innen eiskalt, auf dem Herd ein kleiner Schneehaufen. Garborg ſchleppt Holz herein; es iſt zu naß. Der Ofen raucht. Nicht alle Ritzen und Spalten zwiſchen den Balken ſind mit Moos verſtopft; es zieht und alles gefriert. Und doch — hier richten ſich die beiden ein; ſie ſind ja zu zweien! Freilich, mit dem Kochen und Backen geht es ſchlecht. Und wenn ihnen die Nahrungsmittel ausgehen, muß Garborg ſtundenweit über den gefrorenen See auf Schneeſchuhen zum nächſten Landhändler wandern. Er verirrt ſich, — welche Schilderung! Wie iſt überhaupt dies ganze ſchreckliche Leben in der großartigen Wüſte der nordiſchen Tjellnatur dargeſtellt. Mit den Naivetäten des Volkstones und mit der Intenſität der höchſten Kultur. Nicht viele Schriftſteller ſaugen ſo wie Garborg die ganze Fülle einer Stimmung ein. Und wie dann das Kind hinzukommt, — der Verf. von „Mannfolk" ſeinen Buben nachts in den Schlaf ſingt und bei Tag an den „Unverſöhnlichen" ſchreibt, wie ihn der kleine Kerl und der Hahn und die Henne nicht ſchlafen laſſen, wie er nervös wird und nicht mehr ſchlafen kann, von Einbildungen, Halluzinationen geplagt iſt, wie das die Frau anſteckt, und wie ſchließlich Zahnſchmerz, gemeine, entſetzliche Zahnſchmerzen ſie forttreiben, ins Ausland, da ſie daheim, außer in Kolboten, nirgends leben können, — das ſo einfach, ſelbſtverſtändlich, ohne Sentimentalität und Affektation erzählt, iſt ein Kunſtwerk und dabei ein ergreifender Beitrag zur Märtyrergeſchichte, denn die Lebensgeſchichte eines kühnen Neuerers, eines eigentümlichen Talentes wird immer eine Märtyrergeſchichte.

Die schwedische Litteratur hat dieses Jahr auch einige interessante Neuheiten aufzuweisen. „La Mouche" von Axel Lundegård (Stockholm, bei Z. Haggström) ist ein kühner Versuch, von dem eigentümlich zarten und schmerzlich tiefen Verhältnis zwischen Heinrich Heine und Camille Selden den Schleier wegzuziehen. Der Dichter erfindet der „Mouche" eine Vorgeschichte; er führt sie mit Alfred Meißner zusammen und dann mit Heine. Ausgezeichnet gedacht und dargestellt sind die Seelenkämpfe der beiden „Liebenden", — das Auflehnen alles egoistischen, gesunden Lebensgefühls in der Frau gegen die Bande eines Verhältnisses, das sie täglich fester an einen Sterbenden schnürt, an ein Verhältnis, dessen Ende ein Grab ist, — anderseits die Empörung des Todgeweihten gegen das Schicksal, das ihm Margot zuführt, um sie ihm zu verweigern, gegen den Hohn seines Loses, das ihn noch einmal lieben läßt, mit dem Besten seines Herzens lieben, während er langsam dahinstirbt.

Oskar Levertin, welcher mit Berner von Heidenstam die vielbesprochene Broschüre „Pepitas Hochzeit" geschrieben, gab ein Buch heraus: „Die Feinde des Lebens" (Stockholm, Bonniers Verlag). Die Feinde des Lebens, das sind der politische Fanatismus, der unduldsame Sektengeist; gegen sie richtet sich Levertin; jedoch, was er dichtet, ist keine Tendenzschrift, sondern eine psychologische Studie. Er stellt den Liberalismus und den Konservatismus in zwei gut erfundenen Typen einander gegenüber. Otto Imhoff liegt das Fortschreiten mit der Zeit im Blut. Er entstammt einer bürgerlichen Patrizierfamilie; er ist in der französischen Aufklärungslitteratur, in der Begeisterung für die große Revolution groß geworden; die freien Gedanken aus der europäischen Denkerwelt haben ihn selbst zum Verfechter freier Gedanken gemacht. Die politische Reaktion siegt, und die Wunden, die er im öffentlichen Kampf davon trägt, geben seiner Begeisterung für die Sache des Fortschritts eine schmerzliche, krankhafte Tiefe und Empfindlichkeit; der Parteimann wird ein Parteifanatiker. Die Gegenpartei verkörpert sich in Bernt Heßler. Auch diesem liegen seine Anschauungen im Blut. Er ist ein Bauernsohn und im zähen Festhalten am Hergebrachten, in der Unfähigkeit, eine Neuerung zu verstehen, ein Bauer geblieben. Die beiden Gegner treffen persönlich aufeinander. Imhoff sitzt in der Pferdebahn mit geschlossenen Augen. Plötzlich ist's ihm, als flüsterte jemand seinen Namen. Dabei scheint es ihm, als fixierte man ihn, und er fühlt einen Stich in der Brust. Er hebt scheu den Blick und sieht zwei unbekannte Herren, deren einer ihn von Kopf bis Fuß mit einem drohenden, haßerfüllten Ausdruck in den Augen mißt. Sofort beschleicht ihn die Ahnung, daß dieser Fremde eine Rolle in seinem Leben spielen werde. Wer ist er? Was will er von ihm? Ein Zufall giebt ihm Antwort: es ist der Bernt Heßler. Und dieser wird ihm noch öfter begegnen, denn er ist in die Stadt, zu ihm ins Haus gezogen. Dies der Ausgangspunkt. Und ohne sonderliche Ereignisse wird diese Nähe des Feindes Imhoffs Verhängnis. Er bekommt den Gedanken an Heßler nicht los. In allem, was ihm im journalistischen Streit widerfährt, sieht er Heßler, immer schlägt er selbst nach Heßler. In jeden Artikel mischt er Heßler hinein. Vergebens die lindernde Hand der Liebe. Die Nervosität wird zum Verfolgungswahn. Er muß sich von seinem Feind befreien. Er springt auf die Plattform der Pferdebahn; er wird mit seinem schweren Thorschlüssel Heßler erschlagen. Da ist's ihm, als käme ihm der Feind entgegen gefahren, führe über seinen Leib; ein Schrei, und er stürzt von der Plat-

Digitized by Google

form aufs Pflaster. Heßler war in der That vorüber gefahren; er hält seinen Wagen an, er bringt den Blutenden, Sterbenden zu sich in sein Haus. Und vor dem Toten überkommt es ihn mit tiefer Schwermut, wie unbedeutend doch die Meinungsdifferenz gewesen, die ihn zu Imhoffs Feind gemacht, wie unbedeutend, ja nichtig uns alle Prinzipien im Angesicht des Lebens und des Todes werden. Dieser tiefempfundene, schön ausgeführte Schluß giebt dem Buche seine rechte Weihe. Es zu einem bedeutenden zu machen, fehlt aber Oskar Levertin doch die Hauptsache: eine scharf ausprägende dichterische Subjektivität.

Diese Subjektivität besitzt in gebieterischer Größe in Schweden nur ein Mann, und dieser eine ist August Strindberg. Sein Roman „Am offenen Meer", der in Stockholm bei Albert Bonnier erschienen (eine deutsche Übersetzung findet sich in der „Fr. Bühne für modernes Leben", Berlin, S. Fischer), ist der Versuch, eine geistige Adelsnatur im Sinne Nietzsches zu zeichnen, eine Art von Vorstufe zum Übermenschen, wie unsere Zeit sie hervorbringen kann, ein Zwischenglied, welchem noch alle Schwächen, Überfeinerungen, Krankhaftigkeiten des Mannes der Jahrhundertwende anhaften, dessen Denken und Fühlen jedoch über unser Säkulum weit hinaus weist, ein Heimatloser, welcher seinem Vaterlande und seiner Zeit entwachsen ist, der an die offenen Wunden rührt und auslugt nach der Heimat seiner Sehnsucht und Wünsche. Strindberg hat sein altes Thema in einer neuen Variation behandelt: den Gegensatz zwischen dem Individuum und der Masse, zwischen der Herrschernatur und dem Pöbel, dem Geistesfürsten und den Sklavenseelen. Aber die große Persönlichkeit ist ein einzelner und das kleine Gewürm sind die vielen. Und die große Persönlichkeit geht zeitlich unter; was soll sie in diesem Milieu? Allein dieser Untergang ist wie ein Sonnenuntergang: die freudenvolle Botschaft von einem künftigen Tag. „Am offenen Meer" ist kein Roman im herkömmlichen Sinne, sein Held ist kein Mensch von Fleisch und Blut, kein erfahrungsgemäß gesehener Typus; er hat mit der Wirklichkeit nicht viel zu thun; aber dennoch ist das Buch eine bedeutende Schöpfung, die Schöpfung einer gewaltigen Phantasie, die mit dem Stoff unseres gesamten Wissens saturiert ist und sich den Luxus gönnen darf, ihre Träume in göttlicher Unbekümmertheit frei auszugestalten ...

Das eigentümlichste, tiefste, reichste Werk hat aber heuer Dänemark aufzuweisen, Dänemark, dessen dichterische Größe man mit J. P. Jacobsen ins Grab gesenkt zu haben glaubte. Ich meine den Roman „Verschrieben —" von Holger Drachmann (2 Bde., Gyldendalscher Verlag, Kopenhagen), dem viel verlästerten, chamäleonartigen Mann, der alles kann und alles ist: Maler und Zeichner, Lyriker und Epiker, Novellist und Dramatiker, ein Zigeuner im Leben und in der Kunst, in allen Ständen zu Hause, in allen Denkweisen heimisch, aus allen Lagern entwichen, unstät, unzähmbar und dennoch ruhesuchend und gemütlicher Fesseln bedürftig. „Verschrieben —" hat zum Motto das Wort der Sphinx in Faust: „Sprich nur dich selbst aus, wird schon Rätsel sein"; Holger Drachmann hat sich selbst ausgesprochen, und in sich selbst den Romantiker und den modernen Menschen, den Dänen und den Weltbürger, den dilettantischen Skeptiker und den vollendeten Künstler, und darin liegt der bindende Zauber des Buches. Drachmann hat die Doppelseitigkeit seines Wesens in zwei Personen gespalten: die genial übersprudelnde Ungebundenheit, die Sturm und Draufhälfte verkörpert der Dichter Ulf Brynjulfsen, den erfahrenen, klugen,

Digitized by Google

überlegenen, reflektierenden Weltmann, der Künstler Henrik Gerhard. Gerhard kehrt nach vieljähriger Abwesenheit heim und entdeckt nun Kopenhagen. Vor allem — dieser Zug ist echt! — geht er ins kgl. Theater, zu einem modernen Stück: „Ohne Fahne und Vorurteil", hierauf ins Kaffeehaus, und damit hat er die öffentlichen Seiten des Lebens der Hauptstadt im Umriß gesehen, — das Theater als Repräsentanten des verwöhnten Epikuräismus und des litterarischen Kunstgeschmacks, doch des Epikuräismus und des Kunstgeschmacks unter der strengen Aufsicht der „sechshundert Tanten und der tausend Grossierer", welche das abonnierte Stammpublikum bilden, — das Kaffeehaus als die hohe Schule der Klatschbaserei, des überlegenen Besserwissens, des Schwätzens und Spöttelns über alles und jedes, der kleinlichen Streitsucht und der kindischen Bosheit, welche Kopenhagen charakterisieren. Mit Ulf Brynjulfsen macht er weitere Studien: er besucht ein Variété-Theater und lernt Edith kennen, eine Chansonnettensängerin, — nur eine Chansonnettensängerin, aber dabei die verkörperte Keuschheit, Jungfräulichkeit, Reinheit, nicht schön, doch umflossen vom Zauber der feinsten Anmut, stolz und demütig zugleich, voll Adel und Güte, ein Kind des Volkes und umgekehrt, allein empfänglich für alles, was sie an Wissen erreichen kann, mit zartem Verständnis für fremdes Fühlen und Leid und hilfsbereit, wo sie helfen kann, selbständig und ohne Acht des Urteiles der Welt, nur sich selbst Rechenschaft schuldig für ihr Thun oder Lassen, ein Ganzes und Natur und zum Ganzen strebend, unnahbar in traulichstem Verkehr, unnahbar für jedermann außer für Einen, Einen, den sie nicht liebt, aber lieb hat, den Einen, der ihr Retter war und ihr Schützer ist, der Schirmer ihrer Freiheit, ihrer Unabhängigkeit. Ulf und Henrik, beide lieben sie, Henrik schweigt und meidet Edith. Sehnsucht, Zufall, Gelegenheit bringen ihm Annette Kirchhoff, die Stieftochter des Etatsrates Brynjulfsen, nahe; er ist Künstler, sie ist schön und verlockend; sie heiraten sich. Damit ist Gerhard der „guten Gesellschaft" verschrieben. Sie stutzt ihm die Flügel, sie legt ihn lahm, sie macht ihn klein. Eines Tages hält er eine Tischrede und sagt der guten Gesellschaft die Wahrheit; es ist ein Skandal und er wird unmöglich. Er schnürt sein Bündel und kehrt der vornehmen Welt den Rücken, der Welt und seiner Frau, — einer tadellosen Frau mit einer Kurtisanenseele. Er liebt sie nicht, er liebt nur Edith und Edith liebt ihn; aber die beiden finden sich bloß, um sich zu verlieren. Denn zwischen ihnen steht Ulf Brynjulfsen, der Freund, der Unglückliche, als Sterbender. Ediths Bruder, der die Schwester keinem gönnt, weil kein Mann ihrer würdig ist, keiner, nicht einmal Gerhard. Und Gerhard beugt sein Haupt und will ihrer würdig werden. Er sucht eine Aufgabe. Wo ist für den Dämon eine Aufgabe? Wo ist Dänemark? Findet es sich in dem reflexionszerfressenen, skeptischen, spöttelnden oberen Kopenhagen, in den regierenden oberen Zehntausenden mit ihren unfruchtbaren Zwistigkeiten, ihrem Mangel an Ideal, ihrem oberflächlichen Leichtsinn? Unter den Höchstgebildeten, die ihre Tage verbringen unter dem Druck der Verzweiflung an der Zukunft, in der hellseherischen Einsicht, daß Dänemark kein Land ist, sondern nur mehr eine einzige Stadt? Noch giebt es ein Dänemark, und dies Dänemark ist das Volk, das naive, vertrauende, arbeitende Volk. Es stärken, aufmuntern, ihm die Nahrung geben, die es braucht, Musik, Poesie, Musik, volkstümliche, naive, gemütvolle Kunst: dies macht Gerhard zu seiner Aufgabe. Er gründet ein Variété-Theater in diesem Sinne, und kann er seine Nation nicht erziehen zu einem

freien, großen Leben, so kann er sie erziehen zu einem freien, großen Tod. Und mit der jubelreichen Vision dieses freien, großen Todes, den sein Volk, den er mit Edith erkämpft, schließt das Buch. All das, was ich hier erzähle, ist nichts, Gerippe, leer. Die seltene, ausgesuchte Schönheit dieses Romans liegt in der überwältigend reichen Stimmungslyrik, in den tausendfach nüancierten Empfindungen eines Menschen, dessen Mittelpunkt das Gemüt ist, dessen Gedanken, Erfahrungen, Erlebnisse sich in Gefühle umsetzen und in Träumereien und Phantasien ausschwingen, welche in der Natur einen mitzitternden Resonanzboden finden. Das Buch ist oft unzusammenhängend und durchaus schlecht komponiert; es ist hie und da ein wenig flüchtig geschrieben, und manchmal zerfließt es in Duft und Dämmerung, — und dennoch, in seiner Eigentümlichkeit, Neuheit, in der erdumspannenden Fülle des Inhalts, in dem keden Realismus der Porträts, deren Originale jedes Kind in Kopenhagen nennen kann, in der hohen Idealität der Gesinnung, in der geheimnisvollen Tiefe, die seine Charaktere besitzen, in der phantastischen Poesie, die über allem schwebt, und in der innigen Herzenswahrheit, welche daraus spricht, weiß ich diesem Märchenbuch des modernen Gemütes kein anderes von heutzutage nahe zu stellen. „Verschrieben —" gehört zu den Büchern, die man nie ausschöpft, „wird schon Rätsel sein"; das dänische Volk wird es neben Öhlenschlägers „Aladdin", Andersens Märchen und Jacobsens Niels Lyhne und Marie Grubbe zu den Heiligtümern seiner Dichtkunst rechnen; denn in diesen hat es sich voll und frei und rein und edel ausgelebt.

Wien. Marie Herzfeld.

Polnische Litteratur.

In meinem vorhergehenden Berichte über polnische Litteraturnovitäten erwähnte ich zwei Gedichtsammlungen, deren Verfasser ich zur jüngeren Dichtergeneration Polens zählte. Eine neue litterarische Erscheinung veranlaßt mich an dieser Stelle, mich wieder derselben Dichtergruppe zu erinnern. Es sind dies die „Gedichte" (Poezye) von Kasimierz Tetmajer, einem begabten jungen Schriftsteller, dessen bisherige Leistungen keineswegs von originellem Talente und moderner Weltanschauung zeugten. Erst das neueste, hübsch ausgestattete kleine Büchlein liefert uns Beweise, daß die Moderne in dem Dichter einen enthusiastischen Vorkämpfer fand, und der Inhalt der Gedichtsammlung legt genügendes Zeugnis für seine hervorragende und temperamentvolle dichterische Eigenart ab. Der Dichter giebt zwar seinen Anschauungen über die heutigen sozialen Zustände einen stark pessimistischen Ausdruck, der uns wie eine Nachahmung der byronistisch-wertheristischen Stimmung anmutet — dennoch begegnet uns in seinen Versen oft auch ein jugendlicher Mut und selbstbewußte Stärke. Das Mitgefühl, das der Dichter der darbenden Menschheit und der Arbeiterklasse zollt, trägt den Stempel einer verschollenen romantischen Sentimentalität, die dazu gar nicht paßt; es ist auch schwer zu erraten, ob der Dichter als Mitkämpfer in den Reihen des Proletariats oder bloß als „geneigter" Zuschauer aufzutreten gesonnen ist. Viel stärker und mit größerer Wärme betont der Dichter seine Vaterlandsliebe, denn er trägt sein nationales Selbstbewußtsein mit großem Feuer auf. Hier zeigt er sich auch dem Leser als wahrer Freiheitssänger: echte dichterische Begeisterung und vollkommene Formvollendung verleihen seinen patriotischen Gedichten den größten Reiz.

Allgemeines Aufsehen erregte bei dem polnischen Lesepublikum ein eben erschienener sozialer Roman von Alfred Rossig, dem begabten Verfasser der

Tragedya myśli (Giordano Bruno) und Król Syonu (König von Zion). Das neueste Werk zeugt von einer bewunderungswürdigen Vielseitigkeit des jungen Dichters, welcher seine schriftstellerische Laufbahn als Kritiker und Gelehrter betrat, sich dann als Verfasser der beiden oben erwähnten Dramen einen Namen zu erwerben verstand und zuletzt sich als Romancier herausnahm.

Jan Prorok (Johann der Prophet) — so betitelt sich Rossigs neuestes Werk — ist kein Roman in der landläufigen Auffassung, sondern eine satyrische Dichtung, in der sich die ganze Gesellschaft von der obersten bis zur niedersten Schicht abspiegelt und das moderne Leben und Treiben der galizischen Hauptstadt (Lemberg), so in einzelnen episodischen Vorfällen, wie im ganzen Zusammenhange der Handlung, naturgetreu geschildert und mit beißendem Sarkasmus ironisiert wird. Das Strebertum und Ausnutzungssystem der oberen Zehntausend, der Kretynismus und die Stumpfsinnigkeit der sich gebahrenden Wahrheitsapostel — werden mit stechender Ironie gegeißelt. Der Verfasser ließ sich von seinem satyrischen Drange nach möglichst wahrheitsgetreuer Schilderung so weit hinreißen, daß man fast in allen in seiner Erzählung auftretenden Personen — und es sind ihrer der Zahl nach über zwei Hundert — sogleich das lebendige Modell zu erkennen im stande ist.

Aus diesem Umstande wird eben dem Dichter der größte Vorwurf gemacht; ein Vorwurf, der vermeintlich den künstlerischen Wert des Buches erniedrigen soll. Unterdessen wagte es doch eine Krakauer Zeitschrift — Swiat — Rossigs Roman ein Meisterwerk zu nennen, und es „Figaros Hochzeit" und „Gil-Blas" an die Seite zu stellen. Wie immer sich jedoch die lokale Kritik dem Buche gegenüber benehmen sollte — dies eine wird sie ihm nicht bestreiten können, daß es von großer dichterischer Tüchtigkeit des Verfassers zeugt und als künstlerische Leistung näherer Beachtung und Würdigung wert ist.

In meinem letzten Aufsatze über polnische Litteratur erwähnte ich eine interessante Studie über Ibsen von Dr. H. Biegeleisen. Der bewährte Kritiker unterbreitet die ganze dichterische Thätigkeit des nordischen Dramatikers einer eingehenden Analyse, beleuchtet kritisch die soziale Tendenz seiner Dramen und gelangt zur Ansicht, daß Ibsens dichterisches Schöpfungsvermögen in der letzten Zeit sichtlich abgenommen und daß er den Höhepunkt seiner schriftstellerischen Thätigkeit schon längst überschritten hat. Biegeleisens Studie enthält neben sachlichen Urteilen und Anschauungen eine Menge allgemeiner Betrachtungen und Gedanken, die von großer Kenntnis der neuesten philosophischen und sozialen Strömungen glänzendes Zeugnis ablegen.

Die Säkularfeier der polnischen Maikonstitution brachte mit sich eine Menge wissenschaftlicher und populärer Werke und Broschüren, die dieses geschichtliche und zivilisatorische Ereignis erörtern und beleuchten. Die Bedeutung der polnischen Maikonstitution vom Jahre 1791 braucht hier keiner näheren Bezeichnung: sie bildet in der Geschichte Polens ein Ehrendenkmal, dem ein gleiches außer Frankreich seiner Zeit keine Nation aufzuweisen hat. Natürlich kann hier von einer Billigung ihrer Verordnungen vom heutigen modernen Standpunkte kaum die Rede sein — immerhin behält sie als historisches Faktum einen großen und unleugbaren Wert. Von den zahlreichen Publikationen sei hier erwähnt: A. Sokołowskis „Der vierjährige Landtag" (Krakau); L. Finkels „Die Konstitution vom 3. Mai 1791" (Lemberg); O. Balzers „Soziale und politische Reformen der Maikonstitution" (Lemberg); L. Dembińskis „Die

Maikonstitution und die französische Revolution" (Krakau); „Die Judenfrage am Ende des 18. Jahrhunderts" von A. Smolenski: „Die Judenfrage und der große Landtag von Polen" von E. Deiches; „Illustriertes Gedenkbuch der Säkularfeier der polnischen Konstitution" herausgegeben von K. Bartoszewicz u. s. w.

Ignaz Sueßer.

Vermischtes.

Die Studentenorden des 18. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zu den gleichzeitigen Landsmannschaften. Ein kulturgeschichtlicher Versuch von Wilhelm Fabricius. (Jena 1891. Verlag von C. Döbberrinows Nachfl.) Eine sehr interessante Arbeit, die viel Licht verbreitet über die eigentümliche Erscheinung der Studentenorden des vorigen Jahrhunderts. Es läßt sich daraus zweifellos ersehen, daß in der Zeit, in welcher die Orden wirklich als studentische Verbindungen zu betrachten sind, d. h. etwa von 1770—1800, sie auch einen bleibenden Einfluß auf die Gestaltung des Studentenlebens geübt haben. Im eigentlichen Wesen freilich wurde die herrschend gebliebene studentische Korporationsform, die Landsmannschaft, nicht geändert, wohl aber in der Form, und diese Formänderungen, die sich auf den Einfluß des Ordenswesens zurückführen lassen, sind so durchgreifend, daß sie an Wesensänderungen streifen. Insbesondere verdanken die heutigen Corps das Prinzip der Lebensverbindung, welche Freundschaft für das ganze Leben zur ersten Pflicht der Bundesangehörigen macht, nur dem Einfluß des Ordenswesens. Das Buch ist allen akademischen Kreisen zu empfehlen.

Christian Hofman von Hofmanswaldau. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 17. Jahrhunderts von Dr. Josef Ettlinger. (Halle 1891, Verlag von Max Niemeyer. Die vorliegende Arbeit versucht eine vorhandene Lücke auszufüllen und mit der litterarischen Würdigung Chr. Hofmans von Hofmanswaldau, des Hauptes der zweiten schlesischen Dichterschule, einen ziemlich verjährten Posten aus dem Debet der Litteraturgeschichte auszutilgen. Der Verfasser schildert die in vieler Beziehung eigenartige Persönlichkeit des schlesischen Dichters in eingehender Weise, fixiert sein Bild im poetischen Rahmen der gleichzeitigen Produktion und führt sein oft verkanntes Verhältnis zu den ausländischen Litteraturen durch eine vergleichende Kritik auf das richtige Maß zurück. Die Schrift verdient jedenfalls Beachtung und Anerkennung in litterarischen Kreisen.

Jacob Heule. Ein deutsches Gelehrtenleben. Nach Aufzeichnungen und Erinnerungen erzählt von Fr. Merkel, (Braunschweig 1891. Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.) Die Berechtigung, auch weitere Kreise zur Lektüre dieser Biographie des berühmten Anatomen Henle aufzufordern, liegt darin, daß in dem Leben dieses schlichten Göttinger Professors sich ein gutes Stück Kulturgeschichte verkörpert und daß ein Mann, welcher als Demagoge die Schrecken der Berliner Hausvoigtei kennen lernte, welcher in Zürich mit Leuten wie Herwegh, in Heidelberg mit solchen wie Gervinus, Pfeuffer, Jolly, eng befreundet war, der die Tage des badischen Aufstandes an sich vorüberziehen sah, der die Annexion Hannovers mit durchlebte und in lebendigen Briefen schilderte, daß ein solcher Mann auf die Teilnahme weiterer Kreise rechnen darf. Dazu kommt, daß ein Mann, welcher in der Wissenschaft eine solche hervorragende Stellung eingenommen hat, wie er, es ebenso gut beanspruchen darf, von den Gebildeten gekannt zu sein, wie ein bedeutender Künstler

oder Poet. In der heutigen Zeit der bakteriologischen Medizin wird es auch den Laien interessieren, dem Manne näher zu treten, welcher der geniale Lehrmeister der heutigen Bakteriologen gewesen ist, indem er schon vor mehr als fünfzig Jahren aus den Krankheits-Symptomen mit schärfster Logik bewies, daß viele Krankheiten durch organische Keime notwendig erzeugt werden müssen.

Prosaische Schriften von Oskar II., König von Schweden und Norwegen. Übersetzt von Emil Jonas. (Verlagsanstalt und Druckerei, vormals J. F. Richter, in Hamburg.) Dieses Buch enthält 36 Gelegenheits-Reden des Königs, einige interessante Abschnitte aus seinem Tagebuche und zwei kleine militärische Schriften: Die Schlacht bei Eckernförde und die Schlacht bei Lissa.

Lob der Parlamente. Eine Scherzrede für Wähler und Gewählte von Fr. Kretzschmar. (Verlag von Hermann Schmidt, Döbeln.) Preis 80 Pf. Eine Scherzrede hat der Verfasser die ca. 3½ Druckbogen umfassende Broschüre genannt: es ist freilich bitterböser Ernst und beißender Spott, was darin steht, ist eine Satire auf die Auswüchse des parlamentarischen Lebens in streng durchgeführter ironischer Form. In 6 Kapiteln werden der parlamentarische Pflichteifer, der parlamentarische Ernst, die parlamentarische Objektivität, die parlamentarische Schlagfertigkeit, die Wahlfreiheit und die Stellung der Parlamente zu den Staatsbehörden behandelt. Was z. B. unter „parlamentarischem Ernst" zu verstehen, zeigen die drei Punkte: „Unmotivierte Heiterkeit", „Burleske Hanswurstiaden", „Skandale", in welche das zweite Kapitel zerfällt. Der Verfasser schöpft aus dem Vollen mit Beschränkung, er hat offenbar das parlamentarische Leben des letzten Decenniums aufmerksam verfolgt. Man kann sich in der That eines gelinden Schauders nicht erwehren, wenn man die zahlreichen Zeitungsausschnitte, die in der Broschüre einfach zusammengestellt sind, in einem selbstredenden System von beschämenden Symptomen parlamentarischer Ungeheuerlichkeiten, gleichsam mit einem coup d'oeil überfliegen kann.

Im fernen Osten. Briefe von Geraldine Guinneß in China. Herausgegeben von ihrer Schwester. Autorisierte Übersetzung. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1891. Preis 5 M.

Im fernen Osten, im chinesischen Reich leben ungefähr 400 Millionen Menschen, welche von der christlichen Mission bisher noch kaum berührt sind. Nur von schwachen Anfängen dieser der ganzen Christenheit obliegenden Liebesthätigkeit kann dort bisher geredet werden. Das will sagen, daß noch ein starker Bruchteil der gesamten Menschenwelt das Christentum überhaupt nicht kennt. Die dumpfe Klage des Elends, die von dort herüber klingt, sollte das Mitleid und die helfende Teilnahme der christlichen Bildungsvölker wachrufen. Hat sich das Interesse der europäischen Völker infolge der zahlreichen Erforschungsreisen neuerdings vorzugsweise dem dunklen Erdteil zugewendet, so wird es wohl Zeit, auch den fernen Osten in seinen schreienden Notständen mit dem Blick christlicher Liebe ins Auge zu fassen. Hierzu eine Anregung zu geben, ist das vorliegende vorzüglich ausgestattete Buch trefflich geeignet. Es bringt uns die brieflichen Mitteilungen, welche Fräulein Geraldine Guinneß, eine treue Arbeiterin auf dem Missionsfelde, in erster Linie für ihre nächsten Angehörigen geschrieben hat. Wir gewinnen nicht nur einen vollständigen Einblick in das Leben und Wirken der edlen Verfasserin, sondern werden in anziehender Weise mit Land und Leuten in China bekannt gemacht. Über Sitten und Bräuche, Fa-

milienleben und soziale Verhältnisse, namentlich auch über die Art, wie die Mission in China betrieben wird, begegnen wir den interessantesten Schilderungen. Die Berichte haben den Vorzug, daß sie mitten aus den frischen Erlebnissen heraus geschrieben sind. Veranschaulicht werden sie durch die aus der Originalausgabe herübergenommenen zahlreichen trefflichen Abbildungen. Der warme Hauch der Liebe, welcher das ganze Buch durchweht, giebt demselben einen besonderen Wert.

Für die Freunde der christlichen Mission bedarf das Buch keiner besonderen Empfehlung. Möchten aber auch diejenigen, welche der Sache noch fern stehen, durch die freundliche Eigenart des Buches sich gewinnen lassen, an der Hand desselben einen Einblick in das große weltumfassende Werk der christlichen Mission zu thun, der nicht verfehlen wird ihr Herz zu erwärmen und zu erheben.

Das Brandmal der Liebe oder Schiller und Goethe von Rudolf Mügge. Die kleine Broschüre ist 64 Seiten stark und kostet bare 71 Mark! (6 Exemplare zu 300 Mark.) Das muß ja ein merkwürdiges Buch sein und ein noch merkwürdigerer Autor, der seine Weisheit für so wertvoll hält, daß er die wenigen bedruckten Seiten, die doch gewiß nur einen kleinen Bruchteil seines weltumfassenden Geistes ausmachen, für so hohen Preis anbietet. Und worin besteht seine Weisheit? Darin, daß er Goethe für einen Lügner ja für den größten Lügner erklärt, für einen Lügner, der nicht nur die ganze Welt irre geführt, sondern dessen zauberischen Lockungen sogar der größte Wahrheitsfreund, Schiller, zum Opfer fiel. Durch den Einfluß Goethes wurde nach der Ansicht des Herrn Mügge „aus dem genialen Lyriker und Gefühlsmenschen (Schiller) immer mehr ein herzkalter Reflektierer, Ästhetisierer, Historiker und Kritisierer, aus dem leidenschaftlichen Ethiker ein bloßer Volks-, Staats- und Sittenschilderer“ (S. 57). Das ist allerdings bös. Armer Goethe, was hast du da angerichtet? Und was ist das Böse, das Dämonisch-Mephistophelische, das Teuflische in Goethe? Man höre und staune. Seine Sinnlichkeit! Man denkt, man höre eine alte Jungfer sprechen, die sich vor dem großen Heiden bekreuzt und segnet. Man höre noch einige fernere Proben dieser schrecklichen Goetheverdammung. So heißt es Seite 26: Die höchsten, zweckverfehlenden Scheußlichkeiten jener Welt, der Goethe angehört ꝛc. ...“ ferner Seite 30: „Und fraglich bliebe es noch immerhin, ob selbst Shakespeare Goethes verstocktem Herzen bis auf den tiefsten Grund geschaut haben würde, denn auch Shakespeare verstand nicht, in keinem seiner Werke, Rechtschaffenheit und Gottlosigkeit so zu mengen, wie Goethe.“ Sehr schön, aber etwas dunkel ist folgende mathematische Aufstellung: (Seite 36.) Goethe aber lebt in der negativen Welt, d. h. in der Welt der Lüge. Sein sittlicher Charakter = 0 und kann verschiedene Gestalt annehmen und in verschiedenen Welten leben, aber nicht dauernd; sein angenommener Charakter ist gar keiner. Er schwankt von plus unendlich zu minus unendlich. Wenn Fausts Charakter gleich + 1 Prozent ist, so sind darin 20 Prozent Lüge, 21 Prozent Wahrheit (— 20 + 21 = 1).“ „So gilt uns Goethe als der größte Lügen- und (wie merkwürdig!) Wahrheitsapostel der Neuzeit! (Seite 49.)“ Wie der Verfasser über den Realismus denkt, geht aus folgender Stelle (Seite 21) hervor: „Die Kunst will Schönes darstellen, d. h. Wahres, Hohes, Edles, Angenehmes. Lügt sie, so fällt sie in den Abgrund der Afterkunst des Realismus erbarmungslos hinab.“ Da habt ihr's nun, ihr Realisten! Goethe ist

natürlich auch ein solcher. Darum apage Satana! Zum Schluß noch eine schöne Stelle auf Seite 57: „Somit blieb Goethe unentdeckt, bis er ganz entdeckt war und mit ihm die zweite Welt, die egoistische Sinneswelt, die höchste, disziplinierteste, aber geheime Naturmacht auf Erden, die zugleich Erzeugerin aller modernen Heuchler, aller Rousseaus und Tartuffes im frommen Gewande ist.“

Nun, es ist wenigstens gut, daß Herr Mügge diese Welt endlich entdeckt und seine Entdeckung der bethörten Menschheit für einundsiebzig Mark zugänglich gemacht hat. Aber ein gutes Herz hat Herr Mügge doch, und das soll anerkannt werden; denn nicht nur der hohe Preis steht auf dem Titelblatt zu lesen, sondern auch, daß der Verfasser gewillt ist, sein epochemachendes, übrigens „Körner, Winkelmann, Beethoven, Kleist, Lenau, Emmerson und Auerbach“ (warum nicht Rembrandt als Erzieher?) gewidmetes Werk auch gratis an unbemittelte Künstler, Jungfrauen, Studenten und Schüler abzugeben. Also freuet euch, ihr unbemittelten Jungfrauen beiderlei Geschlechts!

Das jüdische Weib von Nahida Remy (Leipzig, Verlag von G. Laudien). In der Vorrede, die der jüdische Professor Dr. M. Lazarus diesem Werke voranstellte, betont er, daß dieses Buch eine „Christin“ zur Verfasserin habe, eine Christin, die merkwürdigerweise hebräisch versteht, also eine getaufte Jüdin. Schon daraus „merkt man die Absicht und wird verstimmt“. Wenn dann der Herr Professor, der ein eifriges Mitglied der Alliance israélite und überhaupt ein großer Held im Volke Israel ist, dann weiter in seiner Vorrede zu wiederholten Malen die „Unparteilichkeit“ und Objektivität der Schrift betont und daneben einige Seufzerlein gegen die Unduldsamkeit unserer Zeit losläßt, so fällt einem unwillkürlich das Sprichwort ein: Qui s'excuse 'accuse. Aber nun zur Frau Nahida Remy selber, dieser edlen Christin! Nachdem diese die Barbarei der „Alten“, d. h. der Wilden, Hottentotten, Griechen und Römer, und sodann die nicht weniger barbarische Gesinnung der christlichen Kirche genugsam dargethan, beginnt sie einen Hymnus auf jüdische Gesetze und jüdisches Familienleben, der darin gipfelt, daß nur bei den Juden die Stellung des Weibes von jeher eine würdige war und noch ist. Man braucht nur an das heute noch bei den Juden gebräuchliche „Schadchenwesen oder -Unwesen“ zu denken, um die ganze Verlogenheit dieser Sophistereien einzusehen. Wird nicht noch heutzutage bei den Juden die Jungfrau durch den Schadchen (Weidermakler oder auf gut Deutsch „Kuppler“) offiziell verschachert? Und dann die „Scheidebriefe“, die im alten Testament und im Talmud eine so große Rolle spielen! Das Buch, das, wenn man recht zusieht, ein antichristliches genannt werden muß und das von der nur allzubekannten jüdischen Intoleranz gegen alles Nichtjüdische geradezu strotzt, ekelt einen an, und man braucht nicht Antisemit zu sein, um einzusehen, daß auch dieses jüdische Weib (bei uns heißt es „Schicksel“) zu jenen Afterprodukten der semitischen Litteratur gehört, mit denen unsere liebenswürdigen israelitischen Gastfreunde unser Volk systematisch zu vergiften suchen. Um so ekelhafter erscheint da das so sehr hervorgehobene sogenannte „Christentum“ der Verfasserin. Wie sagt doch Christus? „Hütet euch vor den Wölfen, die in Schafskleidern zu euch kommen.“ M—n.

Paralipomena zu Goethes Faust. Entwürfe, Skizzen, Vorarbeiten und Fragmente geordnet und erläutert von Fr. Strehlke. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Welchem richtigen, starkgeistigen und hochgesinnten Deutschen wäre sein Goethe,

sein „Faust“ nicht ans Herz gewachsen? Und welchen denkenden Menschen sollte es nicht interessieren, einen Einblick in die Werkstätte des schaffenden Dichtergeistes zu gewinnen? Einen solchen aber erhalten wir eben in bezug auf jenes Lieblingswerk der Deutschen durch das vorliegende Buch. Das Material zu diesen litterargeschichtlich interessanten Nachweisen, von dem einiges schon früher teils in die Gesamtausgaben von Goethes Werken aufgenommen, teils an anderen Orten zerstreut erschienen war, hat in neuester Zeit durch die zahlreichen Schriftstücke aus dem Goethearchiv eine so außerordentliche Vermehrung erfahren, daß sich nunmehr ein nahezu vollständiges Bild von der Entstehungs- und Umwandlungsgeschichte der unsterblichen Dichtung daraus zusammenstellen ließ. Das hat denn nun der Herausgeber mit treuer Gewissenhaftigkeit gethan. Dabei kam ihm so manches unter die Hand, was auch für den Kenner des „Faust“ nicht ohne weiteres verständlich ist. Solche Bestandteile seines Werkes klar und bündig zu erläutern, betrachtete er als seine zweite Aufgabe, die er nicht minder gut als die erste gelöst hat. Aber nicht nur in Bezug auf die Entwickelungsgeschichte des Goetheschen „Faust“ haben die vielen hier mitgeteilten Verse und Scenen ihr Interesse, sie sind vielfach auch an sich von unverkennbarem Wert. War doch dem Dichter in zahlreichen Fällen für die Ausscheidung dieser oder jener Stelle, dieses und jenes Abschnitts aus der endgiltigen Ausgabe nur die Rücksicht auf die Gesamtheit maßgebend, der er auch die gelungensten Einzelheiten opferte, wenn sie dem Ganzen von einem höheren Gesichtspunkte aus nicht unbedingt dienlich waren. So ist denn mit diesen Paralipomena allen Freunden der Goetheschen Muse ein wertvolles Geschenk gemacht.

Von demselben Verfasser erschien weiter ein Wörterbuch zu Goethes Faust. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Bestimmend für die Herstellung dieses Wörterbuchs war dem Verfasser selbst, wie er in seinem Vorwort ausführt, „nicht allein die Fülle des Wissens und der Anschauungen, aus denen die Dichtung hervorgegangen ist, sondern auch der Umstand, daß beides fast alle Gebiete des menschlichen Erkennens umfaßt“. Dazu kommt die große Popularität dieses klassischen Gedichtes, die uns leicht erkennen läßt, wie vielen es wünschenswert sein muß, die ihrer Erinnerung vorschwebende Stelle mit Leichtigkeit im Augenblick zu finden. Daneben hat dieses Wörterbuch aber namentlich auch das Verdienst, in klarster, übersichtlichster Weise erkennen zu lassen, wie reich an Neubildungen von Worten und Wortbedeutungen die so eigentümliche und charakteristische Sprache des Faust ist. Da jedes dem Wörterbuch eingefügte Wort auch seine Erläuterung findet, bildet ersteres zugleich einen zwar verhältnismäßig knapp gefaßten, aber dennoch recht ausgiebigen Kommentar zu der unsterblichen Dichtung, der in seiner handlichen und für das Nachschlagen besonders bequemen Lexikonform einen nicht zu unterschätzenden Vorzug besitzt. Für die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit des Verfassers ist das Buch ein neues, glänzendes Zeugnis XYZ.

Von Karl von Hases Leben. (Leipzig 1891, Verlag von Breitkopf und Härtel) ist soeben die 2. Abteilung „Annalen meines Lebens von Karl von Hase“ erschienen, welche die Erlebnisse vom 30. bis zum 90. Lebensjahr des Autors behandeln. Es sind dies zunächst meist aus seinem Tagebuch während eines Teplitzer Badeaufenthaltes im August 1865 zusammengestellte Jahresübersichten, für ihn selbst und seine Familie geschrieben, doch mit der Bestimmung, nach seinem Tode als Quellenschrift für seine Biographie zu

dienen. Diese Jahresübersichten sind fortgesetzt durch weitere Niederzeichnungen, welche von 1866—1888 mit voller Regelmäßigkeit am Neujahrstag und am Geburtstag, dem 25. August jedes Jahres gemacht sind. Dazu kam der gesamte Briefwechsel mit der Jugendgeliebten während einer glücklichen 54jährigen Ehe, ferner die Briefe an seine herangewachsenen Kinder, zumal während der Kriegszeit 1870/71 an die drei im Felde stehenden Söhne. So entstand ein Lebensbild in eignen Worten, das zum Bild der Jugend das Bild des Mannes und Greises fügte. Was der Sohn des Verewigten als Herausgeber der Biographie hinzugethan hat, sind nur wenige Striche, die nötig waren, um etwa eine Lücke zwischen den Briefen und Aufzeichnungen auszufüllen. Aber gerade durch diese einfache reine Wiedergabe der Tagebücher und Briefe erscheint das Bild des geistigen Lebens des berühmten Jenenser Professors weit unmittelbarer und wahrhafter, als in einer objektiven Biographie aus fremder Feder.

Die Physiologie der Ehe. Von Honoré de Balzac. Ins Deutsche übertragen von Paul Heichen. Broschiert 2 Mk. Elegant gebunden 3 Mk. Verlag von Heichen & Skopnik, Berlin W. 35, Körnerstr. 21. Über das Werk spricht sich Gustav Karpeles in seiner „Allgemeinen Geschichte der Litteratur" (Berlin 1891) folgendermaßen aus: „Die Ehe ist für Balzac das Schlachtfeld zweier egoistischer Naturen. Die Institution, welche in Frankreich schon seit den Tagen der Troubadours die Zielscheibe des Spottes gewesen, fordert auch seinen Spott heraus. Balzac ist rücksichtslos, derb, frisch und wahr wie Molière; er ist ein moderner Mensch und ein entschiedener Pessimist. Balzac macht hauptsächlich die Frau zum Gegenstand seiner Analyse. Diese Analyse ist aber treffend und unerbittlich scharf und wahr. Es entgeht ihm keine Falte an der Stirn und auf dem Kleide der Frau, die er schildert, kein Zug des Herzens bleibt ihm verborgen, und es ist merkwürdig, daß die Frauen in den Spiegel, den Balzac ihnen vorgehalten, so gerne zu schauen liebten."

Das Werk von John Stuart Mill: „The Subjection of Women", welches in deutscher Übersetzung von Jenny Hirsch und unter dem Titel: „Die Hörigkeit der Frau" in dritter Auflage (Berlin, F. Berggold, Preis 2 Mark) soeben erschien, ist die Grundlage für diejenigen Bestrebungen geworden, die auf dem Gebiete der Frauenfrage sich geltend machen. Mit Scharfsinn und Entschiedenheit, mit überzeugender Klarheit der Beweisführung tritt der Verfasser für die Hebung der sozialen Stellung, sowie für die Durchführung der bürgerlichen und öffentlichen Rechte der Frau und deren Erwerbsfähigkeit ein.

Allen, welche für die Bewegung auf jenem sozialen Felde Interesse haben, und selbst denjenigen, welche mit dem Verfasser nicht die äußerste Tragweite seiner Folgerungen teilen wollen, wird es nötig sein, die Ansichten und Auseinandersetzungen desselben kennen zu lernen und zu prüfen.

Aber auch Freunden einer geistreichen Unterhaltung ist in dem Buche des bekannten Philosophen und Nationalökonomen ein besonders anregender Lesestoff geboten.

Karl Göpfart in Weimar, der Komponist des „Beerenlieschen", hat ein neues Werk, unter dem Titel „Camilla", komische Oper in drei Akten, geschaffen und liegt dasselbe auch bereits im Druck vor. Der Entwurf des Tonstückes führt Jahre zurück; kein Geringerer als Franz Liszt selbst war es, der dem jungen, strebsamen Komponisten dazu Aufmun-

terung und Anregung gab, — ja ihn überhaupt bestärkte im rüstigen Schaffen, vorwärts zu schreiten, sich eigene Wege anzubahnen. Daß Göpfarts Streben, trotz vielfacher Anfeindungen, ein zielbewußtes ist, beweist wieder zur Genüge einmal sein neues Produkt, welches sogar in Vorbereitung für die italienischen Bühnen sich befindet. Göpfart hat übrigens bereits eine neue Arbeit im Auge nämlich das in Musik setzen einer Reihe Lieder aus der demnächst erscheinenden dritten, vermehrten Volksausgabe von „Mein Lied!" Dichtungen seines Freundes Gustav Bunzeck. Der Komponist der „Camilla" weilt zur Zeit in Baden-Baden.

Grillparzers Ansichten über Litteratur, Bühne und Leben. Aus Unterredungen mit Adolf Foglar. Zweite Auflage. (Stuttgart 1891. G. J. Göschensche Verlagshandlung.) Ein Verehrer Grillparzers veröffentlicht hier wortgetreu seine vielfachen Unterredungen mit dem großen Dichter und gestattet uns dadurch einen tiefen Blick in dessen ganze eigenartige Lebensanschauung und edlen selbstlosen Charakter. Allen Freunden und Verehrern der Grillparzerschen Muse wird dieses Werkchen eine sehr willkommene Gabe und für jeden künftigen Biographen des Dichters eine wertvolle Quelle sein.

Sophonisbe in der französischen Tragödie mit Berücksichtigung der Sophonisbe-Bearbeitungen in anderen Litteraturen von Dr. A. Andrae. (Oppeln 1891. Eugen Francks Buchh.) Die rührende Erzählung des römischen Geschichtschreibers Livius von dem tragischen Schicksal der edlen Karthagerin Sophonisbe welche, um nicht als Sklavin in die Hände der siegreichen Römer zu fallen, mit Freuden den Giftbecher als Hochzeitsgeschenk von ihrem Jugendgeliebten Massinissa annimmt, ist vielfach von Dichtern als dankbarer Stoff zur dramatischen Bearbeitung benützt worden, die Sophonisbe-Dramen haben einen glänzenden Siegeszug über alle Bühnen Europas unternommen und insbesondre die französische Litteratur ist reich an solchen Dramen. Die Monographie des Herrn Dr. Andrae über diese verschiedenen Bearbeitungen wird daher für alle Kenner der Litteraturgeschichte von höchstem Interesse sein.

„Lichtstrahlen", Blätter für volksverständliche Wissenschaft und atheistische Weltanschauung. Zugleich Unterhaltungsblatt und litterarischer Wegweiser für das Volk. Erscheint vierzehntägig in Heften (48 Seiten größtes Oktav) zum Preise von 25 Pf. = 15 Kr. Berlin SW. 13, Verlag von O. Harnisch. — Der soeben beginnende zweite Jahrgang dieser beliebten Zeitschrift erscheint in etwas veränderter Form. Jedes Heft bringt ein Kopfgedicht, einen fortlaufenden Roman, eine kleinere Erzählung oder Skizze und in einer Rubrik „Unseren Hausfrauen" Beiträge aus Gesundheitspflege, Hauswirtschaft, Humoristika u. s. w. Das soeben ausgegebene erste Heft eröffnet seinen unterhaltenden Teil mit dem berühmten Roman: „Die Bestie im Menschen" von Emile Zola. Eine Skizze „Visionen" von Martin Hildebrandt schildert den Kampf, und Sieg der Freiheitsbewegung in poetisch-packender Weise. Aus dem Gesagten erhellt, daß die „Lichtstrahlen" im besten Sinne des Wortes zugleich ein Unterhaltungsblatt für das Volk sind.

Darstellung der Philosophie von Joseph Othmar Ritter von Rauscher. Herausgegeben von Dr. Cölestin Wolfsgruber. Erster Band: Theoretische Philosophie. (Saulgau 1891. Verlag von Hermann Kitz.) Dieses Buch beweist, daß der berühmte ehemalige Kardinal und Fürsterzbischof von Wien nicht nur ein großer Theologe und Menschenfreund, sondern auch ein scharfer

Denker gewesen ist, der sich eine eigene philosophische Weltanschauung zu schaffen verstand, welche des individuellen Reizes nicht entbehrt. Die Lektüre macht sehr begierig auf den zweiten Band, da sie die praktische Philosophie des Kardinals enthalten soll.

Hexenprozesse und Geistesstörung. Psychiatrische Untersuchungen von Dr. med. Otto Snell. (München 1891. Verlag von J. F. Lehmann.) Gegenüber der vielfach weit verbreiteten Ansicht, daß die meisten Opfer der zahlreichen Hexenprozesse im 16. und 17. Jahrhundert arme unglückliche Geisteskranke gewesen seien, weist der Verfasser an der Hand sorgfältiger Untersuchungen nach, daß dies nicht der Fall gewesen ist. Geisteskranke und hysterische Personen haben wohl in vielen Fällen den Anlaß zu Hexenprozessen gegeben, indem man diese Unglücklichen für Besessene hielt, die ihren Zustand dem Einfluß böser Hexen und Zauberer verdankten. Die Opfer der Prozesse waren aber in fast allen Fällen Personen, die durch freie skeptische Äußerungen in den Verdacht gekommen waren, an die Dogmen ihrer Kirche nicht zu glauben, was man damals allgemein den Machinationen des Satans zuschrieb. Wer damals Geschmack an naturwissenschaftlichen Forschungen fand und nicht gleichzeitig äußerlich die strengste Kirchengläubigkeit zu dokumentieren verstand, schwebte in der steten Gefahr, einem Hexenprozeß zum Opfer zu fallen.

Die Entwickelung der Touristik in Deutschland. Von A. Nieol. (Berlin 1891. Verlag von Max Schneider.) Das kleine Schriftchen enthält eine kurze Geschichte des Touristen-Wesens und eine gute statistische Übersicht über die Touristen-Vereine und ihre Thätigkeit.

Flora von Deutschland. Illustriertes Pflanzen-Buch. Von Dr. Wilh. Medius. 1. Lief. Preis 1 Mk. Aug. Gottholds Verlag. Kaiserslautern 1891. — Nach der vorliegenden ersten Lieferung zu urteilen, ein vielversprechendes Buch. Besonders hervorzuheben sind die zahlreichen naturgetreuen Abbildungen, welche das Verständnis des Textes vorzüglich unterstützen und die Bestimmung von aufgefundenen Pflanzen sehr erleichtern. Die Beschreibung der einzelnen Gewächse ist kurz, aber prägnant und deutlich, die Anordnung ist die des natürlichen Systems, doch ist bei jeder Gattung auch die entsprechende Klasse und Ordnung des Linnéschen Systems angegeben. Wenn die späteren Lieferungen das halten, was die erste verspricht, so wird das Buch ein vorzügliches Hilfsmittel für jeden werden, der, ohne Botaniker von Fach zu sein, doch gern etwas näheres wissen möchte über die bunten Kinder Floras in Wald und Feld.

Die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus. Darstellung und Kritik der „ethischen Bewegung" unserer Zeit von Dr. phil. Martin Keibel. Verlag von E. E. M. Pfeffer (Robert Stricker), Halle a. S. Preis 1,50 Mk. — In einer Zeit, welche von religiösen und kirchlichen Kämpfen so heftig bewegt ist wie die unsrige, muß die vorliegende Schrift von Dr. Martin Keibel für jeden von Interesse sein, der an dem Geistesleben der Gegenwart einigen Anteil nimmt. Der Autor gehört zu jener großen Gemeinde, in deren Namen schon David Friedrich Strauß gefragt hat: „Haben wir noch Religion?" Und ähnlich wie Strauß antwortet auch Keibel: Ja, denn wir haben und brauchen noch „Vertrauen und Demut gegen die außermenschliche Macht" (§ 17[2]). Das Neue und ganz besonders Überzeugende an den Ausführungen Keibels liegt in dem Verfahren, durch welches er im ersten Abschnitte seiner Schrift teilweise im Anschluß an Schleiermacher

und Bender dieses Ergebnis gewinnt. Ausgehend von den religiösen Handlungen des Bitt- und Dankgebetes erhält er durch eine sorgfältige Zergliederung dieser und anderer religiöser Vorgänge als das allgemeinste Motiv des religiösen Subjekts die Absicht, zur außermenschlichen Macht in eine Gefühlsbeziehung zu treten, welche dem gedeihlichen Fortgange seiner Arbeit jeweilig möglichst günstig ist. Die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind aber, wie Reibel zeigt, auf allen Kulturstufen im wesentlichen die gleichen: Sie bestehen in der Erzeugung bezw. Kräftigung von Vertrauen und Demut des Menschen gegen die außermenschliche Macht.

Herr Julius Rodenberg hat recht als „blinder Hesse" gehandelt, als er sich an den „Nachlaß" seines Landsmannes Franz Dingelstedt machte und zwei volle Bände Notizen, Schnitzel, Briefe, Entwürfe u. s. w. aus der Werkstatt des seligen Strebers der Öffentlichkeit übergab. Das Bild, das sich alle ernsthaften Schriftsteller und Künstler von Franz Dingelstedt machen müssen, wird auch durch diese Nachlaß-Veröffentlichung nicht mannhafter und achtungswerter. Auch nicht ein Zug edler Menschlichkeit, mustergiltiger Charaktertüchtigkeit und feinerer Geistigkeit wird ihm durch dieses Sammelsurium von seichtem, vergnüglichem Augenblickszeug zugefügt. Dingelstedt wußte als junger Dichter durch eine gewisse tendenziöse Kühnheit zu überraschen, als alter Theatervascha durch gewisse glänzende Äußerlichkeiten zu bestechen, als junger und alter Streber durch eine gewisse freche Virtuosität seiner Kniffe die guten Leute zu verblüffen und aus seinem Leben ein brillantes Geschäft zu machen, aber etwas hervorzubringen, das in Kunst, Dichtung und Leben Geltung und Bewunderung heischen dürfte, das war diesem charakterlosen Flachkopf vollständig versagt. Nun er tot ist, lasse man ihn auch tot und begraben sein und mache kein Geschrei von seinem „Nachlaß".

M. G. Conrad.

Die Heimat Scheffel'scher Gestalten. Herausgegeben von E. Ackermann, Zeichnungen von E. Würtenberger, Konstanz, W. Meck, Preis M. 2,—. — Wer hätte nicht Scheffels „Ekkehard" oder den „Trompeter" oder „Gaudeamus" gelesen und sich nicht darnach gesehnt, die Stätten zu schauen, zu denen unsere Phantasie durch des Dichters Meisterwerke uns versetzte. Nicht allen ist es vergönnt, zu ihnen zu wallen, und diesen sollen die Blätter des prächtigen Büchleins die Orte vor ihre leiblichen Augen zaubern; denen, die dort wandeln durften, seien sie Erinnerungsblätter an schöne Stunden. In reizvollen, charakteristischen Umrahmungen bietet der Künstler die überaus malerischen Landschaften, auf denen sich die Gestalten aus Scheffels Hauptwerken bewegen in wirklich vorzüglicher Wiedergabe. Passende Textstellen in Poesie und Prosa aus Scheffels Werken verleihen dem Ganzen doppelten Wert. In einer humorvollen, in 10 Farben ausgeführten Decke hat der Künstler versucht, dem Werkchen ein würdiges Gewand zu verleihen und es ist dies ihm vollkommen gelungen. Nicht nur als Geschenkwerk, sondern auch als treuen Begleiter bei der Lektüre Scheffelscher Werke möchte das Buch allen aufs wärmste empfohlen sein.

Das Seelenleben der kleinsten Lebewesen. Von Alfred Binet, übersetzt von Dr. Wilhelm Medicus. (Halle, G. Schwetschkescher Verlag.) Dieses interessante Werkchen ist im höchsten Grade geeignet, unsere bisherigen Anschauungen über die untere Grenze des psychischen Lebens zu modifizieren. Der gelehrte Autor hat durch mühsame Experimente an den niedersten Tieren

und Pflanzen, an Infusorien, Wurzelfüßern, Tierpilzen, Bakterien, Monaden u. s. w. festgestellt, daß man bei allen diesen Wesen, von denen viele nur aus einer einzigen Zelle ohne irgend welche Organe bestehen, Äußerungen einer Intelligenz trifft, welche die Annahme einer bloß mechanischen oder chemischen Erregbarkeit dieser merkwürdigen Tierchen völlig ausschließen. Diese mikroskopisch kleinen Wesen treffen eine deutliche Auswahl in den Nahrungsmitteln, zeigen sich äußerst empfindlich für Licht- und Wärmeeindrücke und besitzen vielfach ein hohes geschlechtliches Leben, das sich zur Paarungszeit in ähnlicher Weise äußert wie bei den höheren Tieren.

Bilder aus dem Naturleben, geschildert von W. v. Reichenau. (Leipzig, Ernst Günthers Verlag.) Schon nach kurzer Lektüre in vorliegendem Buche erlangt man die Überzeugung, daß diese Bilder alle der Natur selbst abgelauscht und nach lebensfrischen Eindrücken geschildert sind, sodaß der Leser immer mehr gefesselt wird und sich mit wahrem Genuß in das wunderbare Leben und Weben der Natur versenkt, welches der Verfasser so meisterhaft darzustellen versteht. Das Buch wird sicherlich die Zahl der Naturfreunde vermehren, welche an ihren Feiertagen aus den geräuschvollen Städten hinausfliehen, um im duftigen Walde auf sein geheimnisvolles, mächtiges Rauschen zu hören oder um die Lieblichkeit eines sonnigen Frühlingstages voll zu genießen. In unserer fieberhaft erregten Zeit wird das Heimweh nach der Natur immer verbreiteter und ein so gutes Buch wie das von Reichenau ist trefflich geeignet, zur Linderung dieses geheimen Wehes der kranken Kulturmenschheit zu dienen.

Stoffwirkung in Lebewesen. Grundgesetzliches für Lebenslehre und Lebenspraxis. Von Dr. med. Gustav Jaeger. (Leipzig, Ernst Günthers Verlag.) Der durch seine „Entdeckung der Seele" zuerst in weiteren Kreisen bekannt gewordene Verfasser giebt hier einen Auszug und Überblick über sein ganzes System in Form einer fortschreitenden Beweisführung für die Richtigkeit seiner Forschungen und die daraus gefolgerten Theorien und Lebensanschauungen. Das Werk entspricht sicher einem Bedürfnis, denn die durch die Neuheit dieser Lehre hervorgerufenen zahlreichen Mißverständnisse haben einen so lebhaften Streit Für und Wider erregt, daß jeder Unbefangene das bisherige Fehlen einer systematischen Einführung in diese neue materialistische Theorie der Riechstoffe stark empfunden hat. Es ist hier nicht der Ort, ein abschließendes Urteil über Herr Jaegers interessante Arbeit zu fällen, das ist Sache der Fachmänner, der Naturforscher und Mediziner. Aber wir können das Buch jedem, der sich für anthropologische und hygienische Fragen interessiert, mit gutem Gewissen empfehlen, denn es regt ungemein zum Denken an und niemand wird das gehaltvolle Buch ohne Nutzen für seine Lebensauffassung aus der Hand legen.

Benedikt Gletting. Ein Berner Volksdichter des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von Theodor Odinga. (Bern 1891. Verlag von K. J. Wyß.)

Man kennt die Stellung, welche das Volkslied des 16. Jahrhunderts in der Litteraturgeschichte einnimmt. Die Reformation brachte eine kräftige Anteilnahme der Laien am geistigen Leben und rief im Volke eine rege litterarische Thätigkeit hervor, die sich nach allen Seiten äußerte. So sehen wir einerseits die Blütezeit des deutschen Volksschauspieles, während andererseits die Pflege des Volksliedes in erheblicher Weise zunimmt. Gerade die Zeit nach der Reformation ist reich an Volksliedern, die sich mit ausgesprochener Tendenz als geistliche Lieder direkt in den Dienst der Kirche

stellen oder aber auch sich als Bearbeitungen weltlicher Lieder in kirchlichem Sinne kundgeben. Insbesondere die Schweiz hat von der zweiten Hälfte des 16. bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts zahlreiche Volksdichter hervorgebracht, deren bedeutendster und fruchtbarster Benedikt Gletting ist. Odinga hat sich der dankenswerten Mühe unterzogen, die Lieder dieses Dichters zu sammeln und genau in der Schreibweise des Originals zu veröffentlichen, sodaß man einen interessanten Einblick in die Sprache und Denkart jener Zeit erhält. Das Werk verdient die Aufmerksamkeit aller Litteraturhistoriker.

Über Signora Duse, die berühmte Realistin der italienischen Schaubühne, äußert sich ein deutsch-russischer Kunstkritiker gelegentlich ihres Gastspiels in Petersburg folgendermaßen:

Mir ist nicht bekannt, ob Signora Duse, deren Ruhm überhaupt ja noch nicht alt ist, je in Deutschland gespielt hat; ich glaube nicht. Um sie zu charakterisieren, könnte man sie eine Zusammensetzung der französischen Sarah Bernhardt und der russischen Strepetowa nennen, vielleicht die realistischste Künstlerin, die es zur Zeit überhaupt giebt, wenigstens auf dem Gebiete der großen Leidenschaftsrollen. Eleonora Duse hat viel mehr natürliches Empfinden, als Sarah Bernhardt, sie zeigt viel mehr wahrhaft künstlerische Harmonie und Abrundung als die Strepetowa. So ließe sie sich denn am besten als ein Salvini im Unterrock bezeichnen, als die wirksamste, schönste Verschmelzung von Kunst und Natur. Nur Eines hat ihr berühmter Landsmann vor ihr voraus: „le physique", wie es der französische Bühnenkünstler nennt. Signora Duse ist klein, schmächtig, kränklich, dabei keineswegs schön, und ihr Organ läßt sich an Wohllaut mit dem Salvinis oder Rossis gar nicht vergleichen. Aber in diesem blassen Gesicht leuchtet ein Paar begeisterungsglühender Augen, in diesem gebrechlichen Körper lebt so viel bestrickend schmiegsame, biegsame Anmut, so viel elementare Kraft, in diesen müden und abgespannten Zügen spiegelt sich so sehr jegliche Seelenregung wieder, in diesen schlanken Gliedern steckt so viel körperliche Beredsamkeit, in dieser hellen, mitunter scharfen Stimme klingen so viel Modulationen, und das Ganze ist so durchsättigt von der packendsten Natürlichkeit und Einfachheit in Sprache, Bewegung, Mimik, daß der Gesamteindruck hinreißend ist. Aus den Nerven heraus in die Nerven hinein spielte sie so eine ganz neue Marguerite Gautier in Dumas' „Kameliendame", eine neue Clotilde in Sardous „Fernande" und Shakespeares „Cleopatra", die hier überhaupt noch nie gespielt worden; so wird sie noch eine lange Reihe anderer Rollen spielen, als der schon jetzt verwöhnte Liebling der oberen Zehntausend, der Geistesaristokratie auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur und selbstredend der italienischen Kolonie. —

Über Kirche und Geistlichkeit in Amerika berichtet Theod. Herm. Lange u. a. folgendes: In Amerika sind Staat und Kirche getrennt. Die Gemeinde besoldet ihre Geistlichen selber, baut die Gotteshäuser auf eigene Kosten und legt sich öfters eigene Friedhöfe an, falls man bei Begräbnissen nicht die Benutzung der großen Zentral-Friedhöfe vorzieht, die bisweilen Aktiengesellschaften gehören. Die amerikanischen Geistlichen sind auf halbjährige bezw. ein- oder zweijährige Kündigung angestellt, wenn nicht besondere Verträge abgeschlossen wurden. Sind die Predigten langweilig, geistlos, entbehren sie der Satire und des Witzes — nun, so kündigt der Kirchenrat ganz einfach dem betreffenden Geistlichen und sieht sich nach einer neuen Kraft um. Es ist nicht schwer, den gewünschten Er-

sah zu finden, da die amerikanischen Geistlichen sich selbst anzupreisen wissen und die Zeitungsreklame keineswegs verschmähen. In doppelspaltigen Inseraten und in den redaktionellen Notizen der Sonnabend-Nummern pflegen sie sich und das Thema, über welches sie Sonntags zu predigen gedenken, anzukündigen. „Gäste sind erbeten und genießen freien Eintritt" — lautet gewöhnlich die Schlußzeile der verlockenden Anzeige. Auch in deutsch-amerikanischen Zeitungen bürgern sich derartige Ankündigungen mehr und mehr ein. Da liest man: „Pastor Franz J. Schneider, ord. Geistlicher, 91. 2. Ave. zwischen 5. und 6. Straße, vollzieht Trauungen und Taufen in und außer dem Hause." Oder: „Billig! Billig! Billig! ist Pastor Walter bei allen Zeremonien. Man spreche vor und überzeuge sich 105 Delancey Street." Bisweilen liest man auch: „Eheschließungen werden zu dem billigsten Preise und in bekannter Schnelligkeit zu jeder Tageszeit vorgenommen. Keine Vorherbestellung." — Natürlich werden auch in Amerika die Sonntags-Predigten der hervorragendsten Geistlichen in der Presse rezensiert, von deren Gunst und Wohlwollen die amerikanischen Geistlichen fast noch mehr als Sänger und Künstler abhängig sind. —

Bossongs Kunsttechnische Bibliothek für Dilettanten. (Wiesbaden 1891. Verlag von J. Bossong.) Ein sehr zeitgemäßes Unternehmen, welches bei dem mächtigen Aufblühen des Kunstgewerbes in den letzten Jahrzehnten und dem sich in allen Kreisen steigernden Interesse für die Kunsttechnik geeignet ist, einem vielfach empfundenen Bedürfnis in geeigneter Weise abzuhelfen. Die bis jetzt erschienenen drei Bände behandeln die Aquarellmalerei (Preis 2 Mk.), die Pastellmalerei (Preis 1 Mk.) und die architektonische Formenlehre (Preis 2 Mk.). Der Verfasser dieser 3 Schriften ist H. Bonssier, dessen in der Kunstwelt rühmlichst bekannter Name für den ebenso gediegenen, wie reichhaltigen Inhalt bürgt. Die nächsten Bände sollen behandeln: die Ölmalerei, Perspektivenlehre, Kunsttechnik für Dilettanten, Majolikamalerei, Porzellanmalerei, Lederschnittarbeiten, Amateurphotographie, Laubsägearbeiten, Holzmalerei, Gobelinmalerei ꝛc.

Die „Unsterbliche Geliebte" Beethovens. Von Dr. Alfred Chr. Kalischer. (Dresden 1891. Verlag von Rich. Bertling.) Das lesenswerte Büchlein versucht die durch die neuesten Beethoven-Biographen aufgeworfene Frage, ob Giuletta Guicciardi oder Therese Brunswick die unsterbliche Geliebte des großen Tondichters gewesen, durch genaue Prüfung der Originalbriefe zu lösen und entscheidet sich für die erstere der beiden Damen.

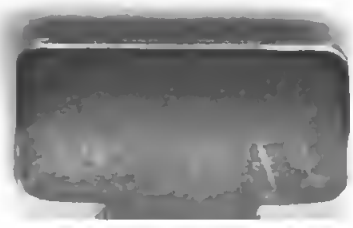
☛ Wir bitten, fortan sämtliche Manuskriptsendungen u. s. w ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft",

K. K. Hofbuchhandlung **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig**,

zu richten.

Redaktion und Verlag
der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich. Druck von C. G. Röder in Leipzig.



Digitized by Google

3 0000 093 399 560